053
S189

Digitized by Google

Digitized by Google

Der

Sammler.

Ein

Unterhaltungsblatt.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1828.

Wien.

Gedruckt und im Verlage bey A. Strauß's sel. Witwe.

Digitized by Google

Digitized by Google

Memoirs

of the

Geological Survey of India

Palaeontologia Indica

1902

Series X

Salt-Range Fossils

Vol. II, Fasc. 3

Nachricht,

die Pränumeration dieser Zeitschrift für das Jahr 1833 betreffend.

Der Sammler ist im verflossenen Jahre großjährig geworden; im laufenden feyert er seine silberne Hochzeit. Das Publicum hat denselben als Kind günstig aufgenommen, ihn als Jüngling liebevoll gepflegt und sich dadurch das Recht erworben, von dem Manne zu fordern, daß er dem Gediegenen sich immer mehr zuwende, daß er thätig und mit verständiger Wahl für das Vergnügen desselben sorge und sich würdig vorbereite, einst auch die goldene Hochzeit zu begehen. Sein Streben nach dem Edleren und Besseren glaubt der Sammler schon im ablaufenden Jahrgange zu Tage gefördert zu haben. Der aufmerksame Leser wird ihm die Gerechtigkeit nicht versagen, daß er in der Auswahl des Entlehnten immer umsichtiger sich darstellt, aber auch allmählig sich bestrebt, durch Aufnahme gediegener Original-Beyträge sich zu vervollkommnen und selbstständiger zu machen. Wackere vaterländische Schriftsteller, welche diese veränderte Tendenz wahrnahmen, haben ihm mit Vergnügen ihren Beistand angebothen, und dieser Kreis, welcher sich fortwährend erweitert, verbürgt den Theilnehmern dieser Blätter ein immer erhöhtes Interesse. Wenn der Sammler bisher schon der Auszeichnung genoß, von vielen seiner zahlreichen Abonnenten gesammelt zu werden, so hofft er in Zukunft dieser Ehre sich noch würdiger zu machen. Die für diesen Jahrgang schon bereit liegenden interessanten Materialien geben ihm einigen Anspruch zu solcher Hoffnung. Das Neueste und Interessanteste im Gebiethe der schönen Literatur vor das gebildete Publicum zu bringen, soll fortwährend das Bestreben der Redaction seyn.

Hand in Hand mit dem Hauptblatte, werden die Notizen des Sammlers außer den kritischen Beleuchtungen der auf unsern heimischen Bühnen erschienenen Stücke, worüber die Referate von durchaus bewährten Schriftstellern verfaßt werden, auch alles Neue und Merkwürdige, was im Auslande sich in den Tempeln Thaliens ereignet, zur Sprache bringen. Die Redaction des Notizenblattes steht in ununterbrochener Verbindung mit allen Hauptstädten Europa's und ist demnach vollkommen im Stande, den werthen Lesern die Fortschritte der Kunst in allen Ländern mitzutheilen.

Der Sammler wird, wie bisher, wöchentlich dreymahl, und zwar: Dinstag, Donnerstag und Sonnabend pünctlichst ausgegeben werden.

Die Beträge der Pränumeration bleiben unverändert, und zwar: ganzjährig 24 fl. W. W., halbjährig 12 fl. W.W. und vierteljährig 6 fl. W.W.

Auswärtige Bestellungen nehmen das k. k. Oberstthof-Postamt in Wien, und die k. k. Postämter in den Provinzen zu wöchentlichen Versendungen an, und erhalten den Jahrgang um den Pränumerationspreis von 13 fl. 12 kr. C. M. ganzjährig, und 6 fl. 36 kr. C. M. halbjährig. Die Buchhandlungen in den Provinzen belieben sich mit ihren Bestellungen an die Anton Doll'sche Buchhandlung in Wien zu wenden.

Die Redaction und der Verlag des Sammlers.

Digitized by Google

Published Monthly by Subscription.

The Church Review and Ecclesiastical Register.

Entered according to Act of Congress, in the year 1879, by the Church Review Association, in the Office of the Librarian of Congress, at Washington.

ART. I.—THE CHURCH AND THE WORLD.

By the Rev. Wm. Reed Huntington, D.D., Rector of Grace Church, New York.

The Church and the World are two words which, in the Christian vocabulary, have a meaning peculiar to themselves. The Church is the Body of Christ, the Kingdom of God, the Household of Faith, the Communion of Saints. The World is the sphere of sin and death, the region of darkness, the enemy of God and of his people. Between the Church and the World there is a gulf fixed, which no man can pass. Whoever is in the Church is not in the World, and whoever is in the World is not in the Church. Such is the theory. Practically, the boundary line between the two is not so clearly defined. Many persons are in the Church who are not of the Church, and many are in the World who are not of the World. Many persons are in the Church who are not of the Church, and many are in the World who are not of the World. Many persons are in the Church who are not of the Church, and many are in the World who are not of the World.

zum Empfange der täglich erſcheinenden Gäſte und zum Herbeylocken von neuen. Die Heruntträger von Zeitungen werfen im Vorüberrennen die neuen Tagsblätter zur Thür hinein, die von den Kellnern geordnet werden, denn kein Pariſer wird ſein Frühſtück nehmen, ohne ein Journal dabey zu leſen. — Die Reſtaurants machen noch keine ſo ernſtlichen Anſtalten, weil ihre Thätigkeit vor zwölf Uhr ſelten beginnt. Sie begnügen ſich damit, Spiegel und Fenſter abzuwiſchen, die Tageskarte mit ihren Hunderten von Gerichten zu reoidiren, mit einem m. *) zu bezeichnen, was dieſen Tag nicht vorräthig ſeyn wird, und hinzuzufügen, was an Neuigkeiten der Jahreszeit, an Seltenheiten u. ſ. w. der Küchenaufſeher ſo eben in einem Tragkorb aufgehäuft vom Markte heimſchleppt. Die mahleriſche Unordnung dieſes niederländiſchen Küchenſtücks bey offenen Thüren lockt manchen Vorübergehenden zum Stilleſtehen. Man erblickt die buntgefleckte, zierliche ſpaniſche Artiſchoke, den mailändiſchen Broccoli, die Hammelkeule von Preſalé, den Rheinkarpfen aus Straßburg, des „Rochen ſcheußliche Ungeſtalt,“ die noch ſcheußlichere „L'une d'Afrique,“ die Algiers Eroberung erſt in Paris bekannt machte, die bemooſten Hummer, die roſenrothen Krabben, die vortrefflichen Ananaskartoffeln, und über dieſen Küchentrophäen, wie ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln ſchwebend, eine prächtige Schneegans. Die Waarenhändler zur „ſchönen Jeanette,“ zum „Robert le Diable“ oder zu den „Bayaderen,“ deren Glaswände jeden Tag neue Stoffe zur Schau biethen, ſind eben damit beſchäftigt, die köſtlichſten Erfindungen im Gebiethe der Mode, in dieſer oder jener Form, den Vorübergehenden ins rechte Licht und recht dicht ans Herz zu legen. Von außen umklettern Ladendiener auf langen Leitern die Magazine und drappiren ganze Häuſer mit hundertellenlangen Zeugſtücken. — Ein Uhrenhändler hat den zerbrechlichen Gedanken, ein paar hundert Uhren, mit ihren Sturzgläſern verſehen, auf eine Eſtrade vor ſeiner Thür, die ſich weit in die Straße hinein erſtreckt, aufzuſtellen; ſein Nachbar, der Porzellanhändler, will nicht zurückbleiben, und macht es mit ſeinen Taſſen und Tellern eben ſo; der Glashändler endlich kann unmöglich nachſtehen und ſtellt eine ſolche Maſſe der ſchönſten Kryſtallgefäße, worunter ſchöne Baſſins mit Goldfiſchen, künſtliche Blumen und dergleichen ſich befinden, recht eigentlich auf das Straßenpflaſter, daß die Vorübergehenden einen veritabeln Eyertanz zu gehen haben, wenn ſie an dieſen Theil des Boulevards gelangen. — Die großen Bilderladen zeigen Gallerien von Porträts aller Berühmtheiten, die in dieſem Augenblicke in Paris anzutreffen ſind, die barocken „Diablerien,“ die „Chinoiſerien,“ die Caricaturen und Chargen endlich. — Bey den Kopfputzverfertigern ſieht man bereits, hinter dem leichten Wall von Gaze, Federn, Blumen und Stroh, mit emſiger Nadel die zierlichſten Händchen, die manchen lüſternen Blick von der Arbeit zur Straße hinausſenden. — Aber wer könnte nur Alles herzählen, was von allen Winkeln herbeyzieht, um vor dieſen Laden, zu beyden Seiten der Alleen, eine Gaſſe zu bilden und den Vorübergehenden die mannigfaltigſten Gegenſtände anzubiethen. — Hier eine Roulette, wo man Zuckernüſſe gewinnt; dort ein Trödelkram von Kunſtgegenſtänden in Elfenbein, Porzellan, Horn, Schildkröte oder Kryſtall, auf der Erde ohne Wahl ausgekramt. Zwirn, Band, Bücher, Hirſchgeweihe, Obſt, Conſituren, Alles in bunter, ununterbrochener Reihe, neben dem Rinnſtein die Straße hinab. Zwiſchen dieſen feſtſtehenden Handelsleuten ſtreifen nun, gleich Kometen, bald dieſem bald jenem Waarenhaufen den Umſturz drohend, die wandernden Hauſirer herum. Bald tragen zwey Kerl ein zierliches Geſtell von Bronze, das wie ein orientaliſcher Tragſeſſel geſtaltet iſt, wie wir's auf unſern Theatern ſehen, und mit einer Menge von Männerhüten behängt iſt; oder man trägt ungeheure Gerüſte mit Gypsfiguren einher, man rollt Karren mit Rheimſer Zwiebacken, Blumentöpfen, neuerfundenen Kaminen unter die Leute; dazwiſchen tönt die Glocke der Hydromelverkäufer, die eine Tiſane von Süßholz in einem thurmähnlichen Behälter auf dem Rücken tragen und zu allen Tagszeiten verkaufen. Karren mit Bürſten und Beſen, von Eſeln langſam hin und her gezogen, die ſich ebenfalls durch den eigenthümlichen Schall einer Glocke bemerkbar machen, vermehren das Gedränge. — In gewiſſen Entfernungen von einander werden Hunderte von Strohſtühlen aufgeſchichtet, um den Müden für zwey Sous vermiethet zu werden. Die Pächter dieſer Ruheanſtalt, — es gibt deren einen im Tuileriengarten, einen auf dem Boulevard, — zahlen der Stadt eine bedeutende Summe, es geſchieht jedoch an ſchönen Sonntagen, daß ein jeder von ihnen an 700 Franken Stuhlmiethe einnimmt. — Die Sträußebinderinnen ſtellen ſich mit ihrem Blumenvorrath in Reih und Glied, beſonders am Ausgange der Panoramenpaſſage auf, und laſſen in einem fort ihren Refrain: la violette, le joli bouquet hören. — Dieſer Mann zieht mit einem Drahte Pfropfen aus dem Innern der Flaſchen. Er erklärt ſein Experiment, zeigt ſtets triumphirend ſeinen herausgezogenen Pfro-

*) Manque.

Digitized by Google

pfen, ſtößt ihn dann wieder hinein, um von vorne anfangen zu können. Jener dort preiſt ſein neuerfundenes Mittel, Hühneraugen zu vertilgen; ein anderer ſchreyt dazwiſchen: „keine rothen Feuerzeuge mehr! die Wiſſenſchaft lebe! hier ſeht die gelben an, nur dieſe taugen etwas!“ ein Dritter ſteht ſchweigend daneben, zündet mit ganz einfacher Procedur ein Licht an, bläſt es dann aus, und zündet es von Neuem wieder an; ein Vierter verkauft Tintenfäſſer, die ohne Tinte zum Schreiben dienen, und präſentirt den Vorübergehenden eine Feder, um ſich ſelbſt davon zu überzeugen. — Hier iſt ein Kerl mit einem Stocke, dort einer mit einer Brille, ſtets das Allerletzte, das er um jeden Preis losſchlagen will, und kaum hat er das Allerletzte verkauft, ſo hat er wieder einen Stock, oder eine Brille in der Hand. — Am ſonderbarſten ſpeculiren die Fleckenausputzer oder Dégraiſſeurs, die jederzeit eine Menge todter Vögel vor ſich auf kleine Grashäufchen legen, und den Leuten weismachen, daß ſie das Geheimniß beſitzen, dieſe Vögel wieder fortfliegen laſſen zu können. Während nun ſtets ein Kreis um ſie auf dieſes Experiment wartet, preiſen ſie ihre Fleckſeife an, und ehe man ſich's verſieht, hat ſolch ein Kerl eine ſchwache Stelle an Rock oder Pantalon erſpäht, und iſt ſchnell darüber her, ſie mit ſeiner Seife zu beſchmieren und hinterher zu bürſten. Für dieſe freywilligen Verſuche ſchlägt er anhaltend jede Bezahlung aus, bittet aber dann, ſeiner fernern Behandlung die übrigen Flecke gütigſt anzuvertrauen. Ein Mann, der ein Brevet für die Erfindung einer neuen Glanzwichſe erhalten hat, putzt ſtets ſeinen Stiefel und beſchmiert ihn hinterher wieder mit Straßenkoth, um ihn von Neuem zu putzen. — Zwiſchen dieſem reichhaltigſten Gemählde der verſchiedenartigſten freundlichen Gruppen ziehen ſich die dunkelſten Schattenparthien des Elends. Hier ſind es kleine Kinder von drey bis vier Jahren, die in Lumpen gehüllt auf einem Haufen ſitzen, und nichts thun als hungern, frieren und weinen; ein vor ihnen ausgebreitetes Tuch ſoll die Spende des Mitleids empfangen, würde aber am Abende längſt vom Winde fortgetragen worden ſeyn, wenn nicht ein ſchwerer Stein an jeder Ecke d'rauf läge. Eine Mutter mit ihrem kranken — und unweit davon — es iſt faſt nicht zu glauben — eine andere mit ihrem todten, ſo eben auf dem Boulevard geſtorbenen Kinde in den Armen ohne Thränen, aber feſten Blicks zum Himmel ſchauend. Neben dieſem tiefſten Elende kommt gleich das luſtige Unglück, das am Tage ſich faſt zu Tode hetzt und allgemeinen Ekel erregt, um Abends ſich zu betrinken. Ein Blinder, der aufgeigt, indeß ſein Pudel für ihn ſammelt; ein Kerl mit einem Beine, der tanzt und ſpringt; ein Mädchen, die ohne Hände näht; der ſtets betrunkene Geiger, der auf dem Eckſteine vor jedem Muſikſtücke ſeine Lebensgeſchichte und ſein widerwärtiges Schickſal erzählt; der größte Charlatan der Bänkelvirtuoſen, der allgemein bekannte Gaſſenpaganini! Und unter allem dieſen Gedränge die ſchmutzigen Savoyarden mit ihren Affen und Murmelthieren; die Stadtſergenten und Gensdarmen; die Ausrufer von Journalen und Flugſchriften. Trotz dieſer bunten Menge iſt der Boulevard noch leer. Alle dieſe Leute ſind nur da, um die eigentlichen Beſucher zu empfangen, die erſt von vier bis ſechs, den Stunden, die dem Mittageſſen vorausgehen, ſich regelmäßig einzuſtellen pflegen. — Der Omnibus fährt im langſamen Schritte von der Baſtille zur Magdelaine und von dieſer zur Baſtille; die Citadines, Ecoſſaiſes, Bearnaiſes, Trycicles und wie dieſe bequemen Transportanſtalten alle heißen mögen, durchziehen und durchſchneiden nach allen Richtungen den Boulevard, indem der Kutſcher von Zeit zu Zeit eine Art von Blaſewerk unter ſeinem Bocke anzieht, das einen trompetenähnlichen Ton von ſich gibt. — In den Kaffehhäuſern und Reſtaurants wird gefrühſtückt; bey Tartoni findet ſich die vornehme Welt ein, und die Geſchäftsleute ſuchen politiſche Neuigkeiten und den heutigen Cours zu erſchnappen. Die Schauſpieler ſieht man in die Proben laufen, die Cabriolets ſchwirren hin und her, und ihre Führer klatſchen und ſchreyen in einem fort ihr „gare! gare!“ Endlich kommt von der rue la paix und aus der rue Richelieu der Zug von glänzenden Equipagen des faubourg St. Germain, die nun ihre Promenade auf den Boulevards beginnen, indeß aus der rue Laffitte und der chauſſée d'Antin die nicht minder glänzenden der „haute finance“ ihnen begegnen.

Charade.

(Zwey Sylben.)

Das Erſte, ein leuchtender Feuerſtrahl,
Spricht ſinnig und treffend zum Herzen,
Man liebt es in trauter Geſellſchaft ſehr
Bey launigen Spielen und Scherzen.

In Einem Sinne hat die Natur
Wohl Jedem das Zweyte gegeben;
Daß er's auch beſitze im andern Sinn,
Soll Jeder ſich ſelber beſtreben.

Und haſt du das Erſte — das Zweyte auch,
So darf dir wohl nimmermehr bangen,
Denn du wirſt von deinen Freunden bald
Den Nahmen des Ganzen erlangen.

D. F. Reiberſtorffer.

Notizen.

Nachrichten von fremden Bühnen.

Hannover.

Unser Hoftheater wurde, wie gewöhnlich, Anfangs September eröffnet, doch das Dreyblatt der neuen Stücke aus dem Geschlecht des redenden Drama's, die der erste Cyclus uns brachte, konnte uns wenig der Freude gewähren, die wir vor der Bühne suchen. Der „Carneval zu Neapel“ von Lewis, ein kolossales fünfactiges Schauspiel, mit zwey und zwanzig redenden Personen armirt, kann nur auf einem Puppentheater und vor einem Kinderpublicum gefallen; Geist, Wortschmuck und poetische Phantasie fordert die Zeit von solchen hochbetitelten Werken; hier war nur Wasser, Trivialität und elender Marktspuk zu finden. — „Axel und Walburg“ zog an durch eine Art von Ruf und Öhlenschläger's Nahmen, aber in betrübter Täuschung gingen wir heim, nachdem über das Endlose endlich der Vorhang wie ein verhöhnendes Lachen sich herabgesenkt. Schon die Idee, in die Kirche zu Drontheim Schäferstunde, Staats- und Kriegsrath, Hochzeit und Scheidung, Lazareth, Schlacht und Sterbehaus hineinzuzwängen, mußte jedem gesunden Verstande bizarr erscheinen; aber die durch den Gesang und das Zitherspiel des armen deutschen Ritters todtgesungene Walburg nahm uns noch am Schlusse das letzte Reschen Geduld und Nachsicht. Ein hochgebiethender Journalist stellte uns letzthin den Dichter Öhlenschläger als den einzigen berufenen Prätendenten für den durch den schlafen gegangenen Göthe erledigten Dichterthron Germania's dar. Armes Vaterland!! Die Feder, welche einen Axel schrieb, dieses seltsame Gemisch von Kothurn und Bauernschuh, von bombastischer Tirade und Alltagsgeplapper, ist nimmer einem Adlerfittich angehörig, und nur dem Adler gebührt der Sitz im Sonnenlicht. — Der „Bandit“ ward die dritte Neuigkeit benannt, doch auch dieser neue Rinaldini trug kein Gold im Raubsacke; das Stück war noch gehaltloser als der „Carneval,“ und eigentlich nichts als ein buntes Bilderspiel. — Die Wahl solcher neuen Producte ist der Krebs des Theaters; sie macht die Casse leer, die Schauspieler träge, das Publicum verdrießlich und entfremdet die eifrigsten Freunde dem Theater.

Besser verstand es die Oper, ihre alten Bekannten zu locken und zu fesseln; war es doch, als hätte die große Sommerpause unsere Sänger neu gestählt, denn sie entfalteten in den alten Lieblingsopern eine wunderbare Virtuosität, so daß z. B. in „Othello“ ein vielgereister Fremder erstaunt in das Urtheil ausbrach, er habe dieses Prachtwerk in keiner Kaiser- und Königsstadt vollkommener gehört; sang aber doch auch unsere Grosz, unser Rauscher, Sedlmayr und Gay darin, mit denen wir immer vor dem Ausländer ein wenig stolziren dürfen.

Neu war in diesem Monath eine Composition des Hofcapellmeisters Marschner, eine Oper in drey Acten: „Des Falkners Braut“ genannt, nach Spindler von Wohlbrück bearbeitet. Die Urtheile über dieses musicalische Werk sind getheilt; Referenten hat es sehr wohl gefallen; es ist voll trefflicher musicalischer Gedanken, voll Melodie. Die großen Musikstücke sind ergreifend, brillant und imposant, die Chöre herrlich und voll Gluth und Blume. Was wir zu erinnern fanden, besteht in Folgendem: Der erste Act scheint uns zu schwer und ernst componirt; er enthält die Elemente, welche zu dem Titel: komische Oper verführt zu haben scheinen, der häufig getadelt wurde, da der eigentliche Gegenstand der Handlung einen tief sentimentalen, fast tragischen Charakter trägt. Im zweyten Acte folgen zwey große Solostücke dicht hinter einander; würden wir zwey Schiller'sche Monologe, ohne Zwischenscene mit gewünschter Theilnahme und Aufmerksamkeit anhören, wären sie auch noch so meisterhaft gedichtet? — Der scherzhafte Chor im dritten Act bildet eine leere nutzlose Episode, die weder von der Haupthandlung herbeygerufen wird, noch in sie eingreift. Das ist gegen alle dramatische Regel. Überhaupt scheint uns die ganze Instrumentirung zu reich und üppig; wir wollen in der Oper die Sänger und nicht allein das Orchester hören und selbst unser Sedlmayr mit seinem prachtvollen Basse konnte nicht durch das Tongewitter dringen, da der leichte Sinn der ihm zufallenden Verse gewiß nur leichte Begleitung forderte und mit ihr mehr effectuirt haben möchte. Daß die Operisten ihrem Führer Ehre zu machen strebten, ließ sich erwarten. Dlle. Dröge erwarb sich als Johanna rauschenden Applaus und die Ehre des Vorrufs, und wahrlich nach Verdienst. Ein solcher Gesang aus gesunder Brust thut wohl, das reine Instrument ist die schönste Folie der Kunst, und der Charakter der Johanna entsprach dazu ganz der lieblichen Individualität der Darstellerinn. Hr. Rauscher, der Falkner, sang trefflich und spielte warm. Dlle. Grosz hatte in der koketten Rosine keine dankbare Parthie zu suchen, doch ihre bekannten Vorzüge leuchteten auch durch diesen Schatten, und Hr. Gay als Major, Hr. Sedlmayr als Gascogner, Dlle. Schmidt d. ält. als alte Martha, der prophezeyende Unglücksrabe der Fabel, trugen zur Vollendung das Nöthige bey. Ob die Tadler oder Lobredner dieser Oper sie recht gewürdiget haben, wird die Folge lehren.

Vier Mitglieder, welche in ersten Fächern angestellt waren, haben uns verlassen: Mad. Huber, Hr. Ziegler, Dlle. Hanff und Dlle. Reimann. Letztere hat, wie wir das leider schon oft erlebt, den uns die erste Schule gemacht, und als sie über die Tempelstufen hinaus, durch hochgestellte Ansprüche die Trennung veranlaßt. Um die vacanten Plätze zu erhalten, spielten mehrere Gäste. Zuerst Dlle. Kiel aus Cassel nur einmahl als „Rothkäppchen;“ dann Hr. Zielfelder den Idenko in der „Ahnfrau“ und den Major von Uhlen in der „eifersüchtigen Frau;“ das Publicum zeigte Geduld und Langmuth; dann Mad. Hehl aus Freyburg das Aschenbrödel, Kunigunde im „Hans Sachs,“ Henriette im „Maurer und Schlosser,“ und Zerline im „Don Juan;“ wir lernten in ihr eine kleine talentvolle Künstlerinn kennen, die fleißig hinaufstrebt, und der ein gutes Prognostikon zu stellen ist. Dlle. Müller aus Bremen ward engagirt, nachdem sie als Julie in: „Ein Mann hilft dem andern,“ als Mad. Bertrand im „Maurer und Schlosser,“ als eifersüchtige Frau und Frau von Denner im „Kammerdiener“ ihre Proben abgelegt hatte; sie ist ein wohlgebildetes Dämchen, eine routinirte Schauspielerinn; doch muß noch manches Scharfkantige, Gemachte und Harte fort, was an enge, dürftige Schulstudien erinnert.

Am Schlusse des Septembers erfreute uns noch der Besuch des Hrn. Wohlbrück aus Leipzig, eines bekannten Komikers, der in den chargirten Rollen des Krack und Pfeffer uns höchlichst ergötzte, in der Rolle des Herrn von Fegesack jedoch unsern Keller nicht erreichte.

Theaterdirectionen

in den Provinzen, welche das neueste im k. k. priv. Theater in der Leopoldstadt mit allgemeinem Beyfall aufgenommene Stück: „Der Zauberkranz, oder: die Zeit bringt Rosen“ von Gulden, sammt der Musik von Hrn. Scutta auf rechtmäßigem Wege zu erhalten wünschen, belieben sich in portofreyen Briefen an Hrn. Scutta (wohnhaft in der Leopoldstadt, große Fuhrmannsgasse Nr. 578, im ersten Stock) zu wenden.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

The Royal Academy Exhibition ... 1
Mr. Ruskin's Lectures ... 2
Mr. Whistler's Lectures ... 3
Mr. Whistler's Lectures ... 4
Mr. Whistler's Lectures ... 5
Mr. Whistler's Lectures ... 6
Mr. Whistler's Lectures ... 7
Mr. Whistler's Lectures ... 8
Mr. Whistler's Lectures ... 9
Mr. Whistler's Lectures ... 10
Mr. Whistler's Lectures ... 11
Mr. Whistler's Lectures ... 12
Mr. Whistler's Lectures ... 13
Mr. Whistler's Lectures ... 14
Mr. Whistler's Lectures ... 15
Mr. Whistler's Lectures ... 16
Mr. Whistler's Lectures ... 17
Mr. Whistler's Lectures ... 18
Mr. Whistler's Lectures ... 19
Mr. Whistler's Lectures ... 20

ſcher Officier, der eines Tages als Parlamentär zu den engliſchen Vorpoſten kam, bath, man möchte ihn doch dem berühmten Monſieur Schröder vorſtellen, von dem er ſo viel gehört habe, und nachdem er förmlich aufgeführt worden war, machte er ihm große Lobeserhebungen über ſeine Tapferkeit. Man verſichert, daß dieſer einzige Mann von 1810 — 1812 zwölf Perſonen zuſammengehauen, viele verwundet und 27 Gefangene gemacht habe. Ein Gemeiner, Nahmens Bergmann, damahls 18 Jahre, zeichnete ſich ebenfalls durch perſönliche Tapferkeit aus. Bey Benevento hatte er bereits einen franzöſiſchen Officier zuſammengehauen, ihm Degen und Börſe abgenommen, und befand ſich, da er ein ſchnelles engliſches Pferd ritt, vor ſeinen Cameraden voraus, als er auf einen Mann in grünem Frack, mit aufgeſtülptem Hute ſtieß, der den fliehenden Schwadronen nachritt. Der Flüchtling führte einen Hieb auf Bergmann, den dieſer jedoch parirte, worauf jener ihn um Pardon bath. In dieſem Augenblick kam ein engliſcher Huſar herbey, der eben in der Nähe war, faßte das Pferd des Gefangenen am Zügel, und führte Roß und Reiter mit ſich fort. Dieſer Gefangene war der General Lefebvre, deſſen Gefangennehmung ſich mehrere Huſaren rühmten. Major Beamiſch glaubt indeß, daß der engliſche Wachtmeiſter Grisdale, der für dieſen Fang belohnt wurde, der Huſar war, der Bergmann ſeinen Gefangenen entriß. Wie ſehr der Herzog von Wellington mit der deutſchen Legion zufrieden war, beweiſt der Brief, den er nach der Schlacht von Gallegos an den General Crawfurd ſchrieb, worin es unter andern heißt: „Ich bin außerordentlich zufrieden mit dem Benehmen des Capitäns Krauchenberg, des Cornets Kordemann und der Huſarenabtheilung. Sagen Sie gefälligſt dem Obriſtlieutenant von Arentſchild, daß ich die erſte Gelegenheit ergreifen werde, um Se. Majeſtät von dem ausgezeichneten Benehmen ſeines herrlichen Regiments, während der langen und beſchwerlichen Zeit, die es mit Ihnen im Vorpoſtendienſte zubrachte, zu unterrichten.“ Nach der Schlacht von Buſaco zeichneten die Deutſchen ſich abermahls auf eine für ſie ſehr ehrenvolle Weiſe aus. Früh am Morgen des 29. Juny bemerkte man bedeutende Maſſen von Menſchen auf den Anhöhen, und da General Crawfurd der weiten Entfernung wegen nicht unterſcheiden konnte, was es eigentlich ſey, ſo ſchickte er den Rittmeiſter von Linſingen mit ſeiner Schwadron auf Recognoſcirung aus. Nachdem dieſe über die zahlloſen Leichname hinweg, mit denen ihr Weg bedeckt war, bis zu dem bezeichneten Puncte gekommen war, fanden die Huſaren eine Menge portugieſiſcher Bauern um drey- bis vierhundert verwundete Franzoſen verſammelt, die von ihren Cameraden im Stiche gelaſſen worden waren. Dieſe unglücklichen Menſchen waren ſo verſtümmelt, daß ſie ſich nicht von der Stelle bewegen konnten, und lagen nun da, jeden Augenblick gewärtig von den Bauern ermordet zu werden. Als ſie die Huſaren anſichtig wurden, ſo riefen ſie dieſelben um Beyſtand an, der ihnen auch bereitwillig geleiſtet wurde. Einige Tragbahren, die man auf dem Felde fand, wurden zum Transporte verwendet. Die Bauern mußten Trägerdienſte thun, und wurden nun von den deutſchen Huſaren nach einem benachbarten Kloſter getrieben, wo man die Verwundeten der Obhut der Mönche übergab.

Einige Tage ſpäter bey einem Scharmützel beym Übergange über einen Fluß kehrte die kleine Nachhut, wenn die feindliche Reiterey ſich ihr in den Fluß nachſtürzte, um, und widerſetzte ſich dem weitern Vordringen. Viele Pferde ſtürzten und die Reiter wurden abgeworfen; allein einige von den Deutſchen ſtiegen am jenſeitigen Ufer ab, unterhielten ein lebhaftes Feuer auf die Franzoſen, und deckten ſo den Übergang der hintern Rotten. Um dieß zu erwiedern, ließ der Feind ebenfalls abſitzen; allein ungeachtet ſein Feuer wirkſamer war, ſo hielten die Deutſchen dennoch Stand, bis die franzöſiſche Infanterie herbeykam, und dann folgten ſie der Colonne, deren Rückzug durch den Engpaß ſie gedeckt hatten. Während dieſes Gefechts ſtürzte ſich ein groſſer Hund, der den Huſaren vor einiger Zeit zugelaufen war, ſo oft einer von ihnen ins Waſſer fiel, nach, und brachte ihn mitten durch die Kämpfenden ans Ufer. Bey Baroſa war die halbe deutſche Diviſion zugegen, wurde aber, wie ihr Befehlshaber der General von dem Buſche berichtete, durch das tadelnswerthe Benehmen des Generals Whittingham, über den und den ſpaniſchen General La Peña ſich die Deutſchen bitter beklagten, verhindert, entſchiedenen Antheil am Kampfe zu nehmen. Im November 1810 hatten die während der Wintermonathe im nördlichen Portugal herrſchenden Regen, nach Maſſena's Vertreibung von Santarem, von beyden Seiten alle wichtigen Unternehmungen unterbrochen, und der gröſßte Theil der beyden einander gegenüberſtehenden Armeen blieb ruhig; nur die Cavallerie auf den Vorpoſten war beſtändig in Thätigkeit. Am 22. November, um ſieben Uhr Morgens, wurden die erſten Huſaren der deutſchen Legion mit Macht angegriffen, und bis hinter die

Brücke von Celarice zurückgeworfen. Das Scharmützel dauerte den ganzen Tag, und Lieutenant Ernſt Poten, der am frühen Morgen mit einer ſtarken Patrouille gegen Tremeo befehligt worden war, ſtand nahe daran, abgeſchnitten zu werden, ward indeß, obſchon den Feind dicht hinter ſich, von ſeiner kleinen, zehn Mann ſtarken Nachhut unter dem Sergenten Bergmann ſo herrlich gedeckt, daß Lieutenant Poten ſeine kleine Abtheilung mit Verluſt eines einzigen Mannes ſammt Pferd glücklich davon brachte. Dem tapfern Sergenten wurde, als er den Übergang der Abtheilung über einen Fluß decken wollte, das Pferd unter'm Leibe erſchoſſen; allein, den Säbel in der Fauſt und zu Fuß, ſammelte er ſeine Leute wieder, die ſchon im Begriffe waren zu weichen, und hielt den Feind zurück, bis Lieutenant Poten glücklich hinüber war.

(Der Beſchluß folgt.)

Das Schachſpiel.

Bauer.

Langſam bedächtigen Schritt's durchwandl' ich die Wege des Spieles,
Unbedeutend erſcheint Manchem mein Nutzen und Werth;
Doch vorſichtig und klug vermeid' ich unnütze Gefahren,
Sicher, wenn auch nicht ſchnell, komme ich dennoch an's Ziel.
Nur wenn mein König bedroht, dann opf're ich freudig mein Leben,
Und wer mich weiſe ſchont, ſichert ſich oft den Gewinn.

Scheint ein Freund auch gering, magſt du ihn darob nicht verachten,
Leicht wohl kommt eine Zeit, wo er dir unverhofft nützt.

Laufer.

Vorwärts ſtrebet mein Sinn, nicht achtend Verluſt und Gefahren —
Raſch mit feurigem Muth ſtürze ich mich in den Kampf;
Wenn nur nicht unbedacht zu weit mich der Eifer geführet,
Kehre ich unverletzt aus dem Getümmel zurück.
Jüngling! ſiehſt du dein Bild? Oft reißt der Leidenſchaft Wirbel
Unaufhaltſam dich fort; ſich're den Rückweg dir nur.

Springer.

Unſchädlich ſcheint mein Thun, von ferne nur tracht' ich zu wirken,
Hab' ich mein Opfer erſpäht, mord' ich es unvorgeſeh'n.
Schleichwege, liſtig verſteckt, ſind's, die ich vorſichtig betrete,
Nie den geraden Weg wandelt mein flüchtiger Fuß.
Hüte dich klug deßhalb, gedenkſt du dein Spiel zu gewinnen,
Weil' ich auch ferne von dir, iſt meine Argliſt doch wach!
Zeigt ſich die feindlich geſinnt ein Menſch, du darfſt ihn nicht fürchten;
Wenn ſich ein Heuchler dir naht, drohet die ſicher Gefahr!

Thurm.

Schwerfällig und bedacht beweg' ich mich ſelten vom Platze,
Nur ein wichtiger Zweck leitet zum Handeln mich an;
Unbeweglich und feſt beſchirm' ich das Wohl meines Herren,
Scheint auch unnütz mein Ruh'n, iſt es von Wichtigkeit doch.
Zeigt ſich die Nothwendigkeit, dann wirk' ich männlich und kräftig —
Und beym entſcheidenden Kampf ſtreite ich muthvoll und kühn.
Unbeſonnen erzielt der Muth nicht erhabene Thaten,
Wo Überlegung ihn führt, kommt er zum glorreichen Ziel.

Dame.

Unbeſchränkt iſt mein Weg und allgewaltig mein Wirken,
Mit beflügeltem Schritt nah' und entf rne ich mich.
Vor der Sonne entweicht des Gewölkes düſtere Heerſchaar,
So entflieht vor mir ſchüchtern der niedere Troß.
Huldigung bin ich gewohnt, ſie wird mir auch reichlich gezollet —
Und der Umgebenden Kreis ſchützet mich ſtets vor Gefahr.

So die reizende Jungfrau, wo und wie ſie ſich zeiget,
Immer anmuthig erſcheint ſie — auch in jeder Geſtalt,
Herzen zerſchmilzt in liebende Gluth ihr bezauberndes Weſen,
Wenn mit Schönheit und Reiz Tugend und Sanftmuth ſich paart.

König.

Sorgſam leite ich ſtets der Untergebenen Schaaren,
Werd' ich ihnen geraubt, können ſie nimmer beſteh'n.
So im Wechſelverein des gegenſeitigen Schutzes
Wachſet durch Einheit im Thun unſere Stärke und Kraft.

Wohl benützet für ſich der Geiſt die Organe des Körpers,
Doch, wo die Seele entfloh, wirkt auch der Körper nicht mehr;
Sorglich wahre den Leib, daß er blühe in ſchwellendem Wohlſeyn,
Mehr noch wahre den Geiſt, der für die Ewigkeit lebt!

D. F. Reiberſtorffer.

Anekdoten.

Als der Marſchall von Türenne geſtorben war (27. July 1675), machte der König Ludwig XIV. acht Marſchälle von Frankreich.

Man wunderte ſich darüber, da äußerte der Prinz von G...: „Das iſt ſehr natürlich, man braucht viele kleine Münze, um den Werth eines Louisdor zu erhalten.“

Man machte einem Arzt Vorwürfe, daß er ſich mancher Charlatanerien bediene, um Aufſehen zu erregen.

„Das muß man heut zu Tage,“ entſchuldigte er ſich; „ſonſt hat man wenig Praxis, und ohne Patienten kann ich doch nicht leben.“

„Dieſe aber deſto ſicherer ohne Sie,“ antwortete ein ſarkaſtiſcher Spötter.

Auflöſung

der zweyſylbigen Charade im vorigen Blatte:

Witzkopf.

Notizen.

Concert des Hrn. Joseph Böhm.

Am 22. December 1832 gab Hr. Böhm, Professor am hiesigen Conservatorium, ein Concert im Saale der Musikfreunde, in welchem er ein Concertino und Variationen von seiner Composition vortrug.

Ehe wir zu einer Beurtheilung über Composition und Spiel schreiten, möge die allgemeine Bemerkung hier einen Platz finden, daß das wahre Genie, welches sich bereits einen Weg zur Erreichung des letzten Zieles der Kunst vorgezeichnet hat, und die nöthige Kraft und Ausdauer in sich fühlt, auf demselben fortzuschreiten, durch keine Erscheinung — sey es auch das glänzendste Meteor — in demselben Gebiethe irregeführt, davon ablenkt, und die Aufmerksamkeit, die es zuerst auf sich zog, stets in gleichem Grade festzuhalten weiß. Ohne uns auf Anwendungen einzulassen — der Kunstkenner versteht uns bereits — nur so viel, daß Prof. Böhm ein neuer kräftiger Beleg für diese aufgestellte Thesis ist. — Wir wollen unser Urtheil über ihn in drey Theile zerfällen, und somit erstens über die äußere Form, zweytens über den Vortrag seines Spieles, und drittens über seine Composition sprechen. In der äußern Form, besonders was die Bogenführung betrifft, steht Böhm isolirt da. Hier wetteifern Schönheit und Eleganz mit Sicherheit und Kraft. Die Biegung seines Armes, er mag die G- oder E-Saite streichen, bleibt dieselbe, und die größte Bravour, die schwierigste Passage in Staccati ändert die Lage des Oberarmes nicht, welcher immer in einer, für das Auge höchst gefälligen Symmetrie an den Körper angeschlossen bleibt, ja, er möge was immer für eine Strichart spielen, oder von einer in die andere, sey es auch die ganz entgegengesetzte, übergehen, das stärkste Forte oder das sanfteste Piano vortragen, an der Haltung des Armes und der Finger, welche nicht in einer Krümmung den Bogen gleichsam umschlingen, sondern, wie von magnetischer Kraft angezogen, an demselben gestreckt haften, zeigt sich keine Veränderung, kein störendes Mühen, das Gewollte zu exequiren. In diesem Anbetrachte ist Böhm's Virtuosität die höchste, welche nur die Anleitung eines Meisters, wie Rode, und eine von frühester Jugend fortgesetzte Übung möglich macht, woraus auch hervorgeht, daß die erste Einwirkung des Meisters eine der Hauptbasen der künftigen Vollendung des Schülers ist. Überhaupt, wenn man Böhm's Spiel mit gebührender Überlegung verfolgt, verstärkt sich die Überzeugung noch weit mehr, daß der rechte Arm das Hauptmittel des Producirens ist, und in ihm das Geheimniß der Magie des Vortrags beynahe allein verborgen liege. Ton und Vortrag werden von ihm allein bestimmt, und seine Ausbildung möge jedem Violinspieler von besonderer Wichtigkeit seyn. Es ist auch erfreulich, zu wissen, daß Hr. Prof. Böhm mit liebenswürdiger Geduld seine Schüler auf diese Wesenheit des Spiels Bedacht nehmen läßt, von welchen auch einige bereits in der Manier des Meisters bedeutende Fortschritte gemacht haben. Auch dafür muß die Kunst ihren innigsten Dank dem kräftigen Lehrer zollen. Diese mechanische Vollendung des Spiels mußte Hr. Prof. Böhm bis zu diesem Grade von Schönheit ausbilden, sollte es ihm möglich werden, seinem Vortrage das gehörige, im Innern gefühlte Leben mitzutheilen; das Zarte und Feine bedarf zarter und feiner Werkzeuge, und mit Hammer und Amboß läßt sich kein Uhrwerk formen. In Böhm's Composition liegt schon die Bedingung zu seinem Vortrage, und in diesem die Nothwendigkeit seines Spiels, damit das Tongemählde mit gehöriger Vertheilung von Licht und Schatten, und mit den nöthigen effectreichen Nuancen ins Daseyn trete. Aus diesem angegebenen Wechselverhältnisse ergibt sich das Urtheil über Vortrag und Composition von selbst, d. h. sie sind im Einklange mit seiner Mechanik, also eben so großartig, eben so liebenswürdig, eben so allein dastehend in ihrer Art. Daher zeichnet die Seelengluth seines Adagio, den scherzenden Humor seines Rondo, seine Staccati im schnellsten Tempo, crescendo und decrescendo, so wie den besonderen Ausdruck in allen Stricharten, und die größte Deutlichkeit und Gleichheit der Töne in allen Lagen der Applicatur noch überdieß der Charakter der Eleganz und Schönheit aus. Es ist ein Etwas in Böhm's Spiel und Composition, welches den Gesetzen der Ästhetik vollkommen entspricht, daher auch der allgemeine Eindruck, den sie zurücklassen, herzuleiten ist. Nach diesem allgemeinen Ausspruche über die Composition, wollen wir auch beyfügen, daß im Concertino die Hauptstimme vorzüglich brillant und dem Zeitgeiste gemäß gehalten, und eine Ideenfülle in diesem und in den Variationen entwickelt ist, welche von Böhm's Hand ausgeführt, der höchsten Wirkung immer gewiß ist. Schade, daß Hr. Prof. Böhm, welcher schon längere Zeit an einem gichtischen Übel in der Hand leidet, durch eine plötzlich eingetretene Verschlimmerung das nach der dritten Variation folgende Rondo nicht mehr spielen konnte. Das Publicum entließ ihn mit einem tobenden Sturme von Beyfall, rief ihn dreymahl hervor, und gab ihm die Überzeugung, daß der in Paris und in den Hauptstädten Deutschlands von ihm errungene Lorbeer in Wien in üppiger Frische fortgrünen und sich vervielfältigen werde. —

Die Nebennummern bestanden in Cherubini's melodienreicher Ouverture zu „Lodoiska;" in einer Arie aus: „Acht Monathe in zwey Stunden," welche von Dlle. Ehnes gehalt- und gefühlvoll gesungen, und mit der Ehre des Hervorrufens belohnt wurde; in Claviervariationen über eine Melodie aus „Zampa," und einem Impromptu über ein aufgegebenes Thema, beyde Stücke von Hrn. Capellmeister Prof. Hier. Payer, mit glänzendem Erfolge gespielt; dann in einem Quartett von Eisendofer, in welchem Hr. Tietze als erster Tenor das Gemüth lebhaft ansprach, und von den übrigen so trefflich unterstützt wurde, daß großer Beyfall Alle hervorrief; und endlich in dem Schlummerliede, componirt von Hrn. Randhartinger, und vorgetragen von Dlle. Ehnes und Hrn. Tietze mit Pianoforte- und obligater Waldhornbegleitung. Das Tonstück erfreute sich verdienter Maßen einer allgemeinen Anerkennung, die sich in kräftigen Beyfallsäußerungen und lautem Vorrufen der Mitwirkenden aussprach. Das Orchester, aus Dilettanten, größtentheils trefflichen Solospielern bestehend, war dennoch in das gehörige Unisono nicht zu bringen, auch nahm es die beyden Tempi der Ouverture zu langsam, und war in den Begleitungen stets zu vorherrschend und zu vollstimmig. — Auch fiel uns auf, daß der Dirigens bey dem Gesangstücke der Dlle. Ehnes ihr den Rücken wies, da es doch eine anerkannte Nothwendigkeit ist, daß derselbe die Sängerinn stets im Auge behalten solle, um ihrem Vortrage auf das präciseste zu folgen, und so des richtigen Moments jeder Tactangabe stets gewiß zu seyn.

Ein gewähltes zahlreiches Publicum füllte den Saal, und ward von inniger Freude ergriffen, als Se. kaiserl. Hoheit der Erzherzog Anton, in welchem es längst einen mächtigen Protector der Künste und Wissenschaften liebt und verehrt, die für Ihn decorirte Loge betrat. Wie sehr sich auch Alle vergnügten, zeigte die warme und lebhafte Stimmung, welche durchgehends herrschte, und keine Gelegenheit vorbeyließ, sich im lautesten Beyfalle zu äußern.

Joh. Nep. Hofzinser.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mot. Bl.: J. Alt. von Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Ueber Sonnenflecken und Sonnenfackeln.

Von Dr. Hermann Kobold.

Die Sonnenflecken sind Gebilde, die sich auf der Sonnenoberfläche befinden und sich von ihrer Umgebung durch ihre geringere Helligkeit unterscheiden. Sie sind nicht immer vorhanden, sondern treten in Gruppen auf, die sich in Zeiten von wechselnder Häufigkeit und Größe zeigen. Ihre Periode beträgt im Mittel 11,1 Jahre. Ihre Größe ist sehr verschieden; sie können mit bloßem Auge gesehen werden, wenn sie eine Ausdehnung von 1 Minute haben, was bei einem Durchmesser der Sonne von 32 Minuten ein Viertel ihres Durchmessers ist. Ihre Dauer ist ebenfalls sehr verschieden; sie können nur einige Stunden bestehen, aber auch Monate lang sichtbar sein. Ihre Gestalt ist meist unregelmäßig, oft rundlich, oft auch sehr zerrissen. Sie bestehen aus einem dunklen Kern, der Umbra, und einer weniger dunklen Umgebung, der Penumbra. Die Umbra ist nicht immer ganz dunkel, sondern oft grau oder rötlich. Die Penumbra ist oft sehr breit und hat eine faserige Struktur. Die Flecken sind oft von Fackeln umgeben, die sich durch ihre größere Helligkeit auszeichnen. Sie sind meist länglich und haben eine faserige Struktur. Sie treten oft schon vor den Flecken auf und bleiben oft noch nach ihrem Verschwinden sichtbar. Sie sind wahrscheinlich Gebilde, die sich über der Sonnenoberfläche befinden und aus glühenden Gasen bestehen.

Die Flecken sind wahrscheinlich Vertiefungen in der Sonnenoberfläche, die durch Strömungen in der Sonnenatmosphäre entstehen. Sie sind wahrscheinlich Gebilde, die sich unter der Sonnenoberfläche befinden und aus kälteren Gasen bestehen. Sie sind wahrscheinlich Gebilde, die sich über der Sonnenoberfläche befinden und aus glühenden Gasen bestehen.

Die Flecken sind wahrscheinlich Vertiefungen in der Sonnenoberfläche, die durch Strömungen in der Sonnenatmosphäre entstehen. Sie sind wahrscheinlich Gebilde, die sich unter der Sonnenoberfläche befinden und aus kälteren Gasen bestehen. Sie sind wahrscheinlich Gebilde, die sich über der Sonnenoberfläche befinden und aus glühenden Gasen bestehen.

Die Flecken sind wahrscheinlich Vertiefungen in der Sonnenoberfläche, die durch Strömungen in der Sonnenatmosphäre entstehen. Sie sind wahrscheinlich Gebilde, die sich unter der Sonnenoberfläche befinden und aus kälteren Gasen bestehen. Sie sind wahrscheinlich Gebilde, die sich über der Sonnenoberfläche befinden und aus glühenden Gasen bestehen.

Die Flecken sind wahrscheinlich Vertiefungen in der Sonnenoberfläche, die durch Strömungen in der Sonnenatmosphäre entstehen. Sie sind wahrscheinlich Gebilde, die sich unter der Sonnenoberfläche befinden und aus kälteren Gasen bestehen. Sie sind wahrscheinlich Gebilde, die sich über der Sonnenoberfläche befinden und aus glühenden Gasen bestehen.

Byron hinzu — daß Jemand, der einen krummen Fuß hat, nicht ein ſchönes Geſicht ſollte haben können."

Die peinlichen Gefühle, die ihn erfüllten, wenn er über dieſen Gegenſtand ſprach, waren unglaublich, und veranlaßten mich, anzunehmen, daß dieſer Umſtand einen ganz beſondern Einfluß auf ſeinen Charakter gehabt hat.

Er ſagte mir, daß er ſelten eine Seite leſe, ohne daß ſie Veranlaſſung gebe zu einer Kette von Gedanken, indem die erſte Idee wie ein Ring wäre, an welchen die andern ſich reihten. Ich bemerkte, daß während einer Unterredung die unbedeutendſte Sache oft Veranlaſſung gab zu einer langen Verhandlung, denn ſeine Einbildungskraft war ſo lebhaft, daß ſie von dem geringſten Funken entzündet wurde.

Der Graf Pietro Gamba lieh mir „das bronzene Alter" mit der Ermahnung, das tiefſte Stillſchweigen zu beobachten, denn ſonſt würde Lord Byron raſend werden. Ein neuer Beweis von ſeiner Vorliebe für Geheimnißthuerey, die er eben ſowohl in den unbedeutendſten Sachen, wie bey den wichtigſten Angelegenheiten zeigte. Aus welchem Grunde mochte er wünſchen, ein gedrucktes Buch zu verbergen, das in den Händen aller Engländer iſt.

Byron ſprach oft von Napoleon, deſſen Bewunderer er war, und ſetzte hinzu, daß das, was in ſeinem Charakter ihn am meiſten angeſprochen habe, eben der vollkommene Mangel an Mitgefühl ſey, wodurch er beweiſe, daß er die Natur der Menſchen genau ſtudiert habe. Ich erwiederte ihm, daß die Nüchternheit des Herzens in ſich ſelbſt ihre Beſtrafung fände, daß Napoleon keine Theilnahme gefunden habe zu der Zeit, wo er ſie am meiſten brauchte, und daß einige von den Empfindungen, die er zu verachten vorgab, Enthuſiasmus und Mitgefühl, ihn gerettet hätten von den Demüthigungen, die er zweymahl erlitt, als er ſelbſt von denen verlaſſen wurde, auf die er am meiſten gerechnet hatte.

Ich glaube nicht, daß Lord Byron wirklich eine ſolche Verachtung für das Menſchengeſchlecht hatte, als er vorgab; dieß war einer von den Kunſtgriffen, die er anwandte, um das Erſtaunen ſeiner Zuhörer zu erregen, und Leichtgläubigen zu imponiren. Er wurde beſonders ärgerlich, wenn er bemerken mußte, daß eine von den kleinen Liſten nicht den Erfolg hatte, den er davon erwartete. Hätte er nur Hülfe bey ſeinen eigenen Kräften geſucht, er würde einen weit höhern Grad von Überlegenheit erreicht haben, denn er würde dann das Nutzloſe ſowohl als wenig Verdienſtliche erkannt haben, das darin liegt, die Rolle eines Menſchenfeindes zu ſpielen, um einen rein angenommenen Charakter durchzuführen. Die Natur hatte ihn nicht dazu gemacht, und er war es nie. Ich bemerkte tauſend Beweiſe von guten Eigenſchaften bey Byron, aber nie eine Spur von Beſtändigkeit; ſeine Freunde zu mißbrauchen, war vielmehr eine Folge von Unbeſtändigkeit als von einem böswilligen Charakter. Er hatte eine wahre Wuth darauf, ſeine Kenntniſſe der menſchlichen Natur auszukramen, und er wollte dieſe dadurch beweiſen, daß er vorzüglich die ſchlechten Eigenſchaften heraushob. Hätte er ruhig der Wirkung vertraut, die ſein überlegner Geiſt ganz naturgemäß hervorbringen mußte, wie viel mehr wäre er geliebt und geachtet worden, während die perſönliche Bekanntſchaft des Mannes den eifrigſten Bewunderer ſeines Genies enttäuſchte. So hatte Lord Byron die Art, beſtändig einen geheimnißvollen Verdacht über ſein vergangenes Leben hervorzurufen, und um die Neugier recht zu reizen, war ſeine Miene ganz in Übereinſtimmung mit der Vermuthung, die er erwecken wollte. Wenn er nun die Zuhörer recht neugierig gemacht hatte, war er zufrieden, ließ einen geheimnißvollen, tragiſchen Blick in dem Kreiſe herumſtreifen, und ging zu einem andern Geſprächsgegenſtand über. Konnte er aber ſeine Abſicht nicht erreichen, ſo bekam ſein Geſicht einen häßlichen Ausdruck von Ärger, und er betrachtete heimlich die Perſon, auf welche er die gewünſchte Wirkung nicht hervorbringen konnte. Bey ſolchen Gelegenheiten habe ich ihn bisweilen mit einem boshaften Lächeln angeſehen, und es iſt mir manchmahl gelungen, ihn zum Lachen zu bringen über ſolche mißlungene Myſtificationen, wie er ſie nannte.

Byron's Gedächtniß war außerordentlich, denn er konnte ganze Seiten herſagen von Verfaſſern, die ihm gefielen. Er ſprach oft von dem Vergnügen, das er empfand, wenn er mit Jemanden zuſammentraf, mit dem er alte intereſſante Ideen erneuern konnte, entweder Perſonen oder Literatur betreffend; und er behauptete, daß nichts mehr die Freundſchaft begründe, als wenn man dasſelbe Buch geleſen, und dasſelbe Volk gekannt habe.

Ich bemerkte, daß auf unſern Spaziergängen Byron bey ſchönen Ausſichten ſtehen blieb, und ſie betrachtete, als wollte er die Erinnerung daran ſeinem Gedächtniſſe einprägen. Er lobte aber ſelten mit Worten, was ihm ſo augenſcheinlich gefiel, ſondern blieb nachden-

kend und ſtumm einige Zeit lang, als notire er es im Geiſte. Er ſagte mir, daß er ſeit ſeiner Kindheit eine Leidenſchaft für die Einſamkeit habe, und daß beſonders das Meer ſowohl in ruhigem Zuſtande, als im Sturm ihm eine Quelle der lebhafteſten Theilnahme ſey, und ſeinen Geiſt mit gigantiſchen Gedanken erfülle. „Einer meiner Bekannten," bemerkte lachend Byron, „dem ich dieſe Wirkung des Meeresanblicks auf mich mittheilte, antwortete mir, daß ich in dem Falle ſagen könne, das Meer ſey für mich ein enormes Tintenfaß. Was ſagen Sie zu dieſem Gleichniſſe? Ich erinnere mich eines Mannes, der, als er von der Wirkung des Anblickes vom Montblanc von einem entfernten Berge aus ſprach, äußerte, es ſey ihm, als ſehe er einen Rieſen am Waſchtiſche, die Füße im Waſſer, und im Begriffe das Kinn zu raſiren. Solche Bemerkungen zeigen die Wahrheit der Behauptung, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ſey."

Kriegeriſche Thaten wurden oft in Lord Byron's Geſellſchaft beſprochen, und erregten immer in hohem Grade ſeine Aufmerkſamkeit, allein ſelbſt bey ſolchen Gelegenheiten konnte man nie den geringſten Aufſchwung bey ihm bemerken. Vielleicht meinte er, wie Napoleon, daß nichts ſo kalt laſſe, als der Enthuſiasmus Anderer, aber er hatte Unrecht. Die Kälte hat immer eine mittheilende Wirkung, und wir ſind nicht geneigt, die Gefühle Anderer zu theilen, wenn wir merken, daß ihre Empfindungen nicht ſo lebhaft und innig ſind, als der Gegenſtand es erheiſcht. Es iſt ſo etwas Erhabenes in der Idee, daß einer der größten, vielleicht der größte Dichter ſeiner Zeit Vermögen, Studien, Vergnügen, kurz alle großen Vortheile ſeiner Stellung, die Reichthum und Genialität verſchaffen können, einer fremden Nation opfert, daß man ohne Bewunderung nicht daran denken kann. Wenn man aber nun dieſen Mann mit der tiefſten Verachtung von dem Volke reden hörte, dem er alle dieſe Opfer bringen wollte, wenn er von den Summen ſprach, die er anweiſen, von den Uniformen, die er anfertigen laſſen wollte, und das Alles mit einer faſt verdrießlichen Kälte, ſo verlor die That ihren Reiz, obſchon nicht ihre Verdienſtlichkeit.

(Der Beſchluß folgt.)

Die engliſch-deutſche Legion.

(Beſchluß.)

Die Huſaren litten während dieſes Vorpoſtendienſtes viel durch das ſchlechte Wetter, und den Mangel aller Pflege für ihre Pferde; da man genöthigt wurde, Cantonirungen zu beziehen, ſo war doppelte Wachſamkeit nöthig. Kleine Vorpoſtengefechte fielen täglich vor, bey denen die Deutſchen häufig mit nur geringem Verluſte Gefangene machten, und gegen das Ende des Jahres litten ſie mehr durch Krankheit, als durch feindliche Überfälle. Inſ der Mitte Januars erhielt die engliſche Armee einige Verſtärkungen, und nun fürchtete der franzöſiſche General, daß ſie ſich zu Alcoentre zuſammenziehen möchte. Um ſich darüber Gewißheit zu verſchaffen, beſchloß der Marſchall Junot die Vorpoſten aus Rio Mayor zu vertreiben. Am 19. Januar rückte er mit einer bedeutenden Anzahl Cavallerie und Infanterie vor, vertrieb die deutſche Schwadron von Rio Mayor und beſetzte den Platz. Der Marſchall, von Eifer getrieben etwas Näheres zu erfahren, ging mit den Plänklern vorwärts, und war ſo unglücklich, von einem Huſaren, Nahmens Dröge, einen Carabinerſchuß ins Geſicht zu bekommen, der ihn auf lange Zeit dienſtunfähig machte. Am folgenden Tage zog ſich der Feind zurück, und die Huſaren nahmen ihren alten Poſten wieder ein. Den Reſt des Januars und im Februar fiel nichts Bedeutenderes, als kleine Scharmützel mit feindlichen fourragirenden Parthien und Pikets vor, in denen die Cavallerie der Verbündeten ſtets im Vortheile war. Die Franzoſen waren indeß damahls nicht die einzigen Angreifenden; ein Huſarenpiket wurde eines Nachts durch das wiederhohlte Feuern einer der Vedetten veranlaßt auszurücken, die mit Zeichen großer Angſt und Furcht ihren Cameraden entgegenkam. Ein Wolf war der Gegner geweſen, der mehrere Anfälle auf das Pferd und den Huſaren gemacht hatte, wodurch dieſer zu ſeiner Vertheidigung genöthigt geweſen war zu feuern; allein weder Carabiner- noch Piſtolenſchüſſe konnten das wüthende Thier verſcheuchen, und ſo hatte endlich der Huſar als letztes Rettungsmittel die Flucht ergriffen. Der das Piket befehligende Officier bezweifelte die Wahrheit der Erzählung und ritt dem Poſten zu, auf dem der Huſar geſtanden hatte; hier fand er nun durch die Spuren der Fußtritte des Raubthieres und die Kugeln die Ausſage des Mannes beſtätigt. — Ein Sergent, Nahmens Weſtermann, der am 23. Februar mit vier Mann gegen Alcobaca hin patrouillirte, war verwegen genug ein von einem Officier befehligtes Piket von 24 Chaſſeurs anzugreifen, von denen er einige zuſammenhieb und ſieben Mann nebſt acht Pferden mit ſich fortführte. In der Nacht des 9. Februar überfiel eine Pa-

trouille von neun oder zehn Mann, unter dem Befehl des Cornets von Strennwitz, in der Fronte von Alconhede ein feindliches Cavalleriepiket, hieb den größten Theil desselben, nebst acht oder zehn Mann von einem im Rücken desselben stehenden Infanterieposten zusammen, und nöthigte eine Infanteriereserve von angeblich fünfzig Mann zur Flucht. Ein Officier nebst eilf Mann wurde gefangen genommen, ohne daß die Husaren auch nur Einen Mann verloren. In der Nacht des 20. lockte derselbe Officier ein feindliches Piket von zwanzig Chasseurs sammt einem Officier und eben-so viel Infanterie bey Ferragoas in einen mit dreyßig Husaren und Dragonern besetzten Hinterhalt. Diese stürzten sich auf den Feind, hieben die Infanterie theils nieder, theils nahmen sie sie gefangen; von den Chasseurs wurden drey zusammengehauen, drey gefangen genommen und die übrigen entkamen. Der Officier, der verwundet wurde, war ein Adjutant des Generals Clauzel, und mehrere Tage lang mit Abtheilungen im Hinterhalte auf englische Patrouillen gelegen; jetzt hingegen hatte das Kriegsglück ihn nebst siebzehn der Seinigen zu Gefangenen seiner Gegner gemacht.

N o t i z e n.

L i t e r a r i s c h e N o t i z.

Die Gelegenheitsgedichte, die zu Ehren G ö t h e's bey dessen Eintritt, von allen Seiten erschienen sind, werden in den Blättern für literarische Unterhaltung, die bey Brockhaus in Leipzig verlegt werden (Nr. 298, 1832), kritisch beleuchtet; und merkwürdig muß es erscheinen, daß unter vielen dieser Ephemeren, die dort sehr übel wegkommen, ein Gedicht unter dem Titel: „G ö t h e, seinen Manen geweihet, von Moriz R a p p a p o r t“ *) (Wien bey Gebler's Erben 1832), mit lobender Auszeichnung erwähnt wird. Wir glauben es den Freunden vaterländischer Geistesproducte, die nur gar zu oft im Auslande einseitigehart mitgenommen werden, schuldig zu seyn, hier diese Stelle mitzutheilen: „Das einleitende Gedicht ist mit wahrer poetischer Begeisterung geschrieben, auch die nachfolgenden 36 Canzonen, die Momente aus Göthe's Leben und Dichten in treffenden Bildern auffassen, verrathen ein schönes Talent, das der Form wie des Inhaltes gleich mächtig ist.“ L—s.

*) Eine ausführliche Beurtheilung dieser Dichtung ist bereits im S a m m l e r erschienen.

C o n c e r t.

Am 16. December v. J. fand das zweyte Gesellschaftsconcert im großen Redoutensaale Statt, und wir können nicht umhin, es jenen gelungenern beyzuzählen, die allen Freunden und Kennern der Tonkunst Vergnügen verschaffen. Die erste Nummer war der erste Satz und Scherzo aus der Symphonie Nr. 9 in D-moll von Beethoven und wurde mit so viel Präcision, Feuer und Reinheit durchgeführt, daß wir die Ausführung für das Werk jenes großen Meisters ganz anpassend und in jeder Hinsicht gelungen nennen müssen. — Die Arie mit Chor aus der Oper: Didone abbandonata von M e r c a d a n t e (als zweyte Nummer) wurde von der Frau Baroninn W o d n i a n s k y von W i l d e n f e l d gesungen. Wir gestehen frey, daß es uns nicht möglich sey die Fähigkeiten dieser Dilettantinn, wiewohl wir sie auch schon vor 14 Tagen im Saale der Musikfreunde hörten, ganz zu beurtheilen, indem ihre Beklommenheit ihr einen großen Theil von Reinheit, Klang ꝛc. der Stimme raubt. Wir schieben unser Urtheil bis dahin auf, wo wir selbe mit mehr Freyheit werden wirken gehört haben. Die dritte Nummer: Phantasie fürs Pianoforte mit Begleitung des Orchesters und Chors von B e e t h o v e n ward von Hrn. T h a l b e r g vorgetragen. Es ist unnöthig, etwas von dem herrlichen Spiele dieses Künstlers zu sagen, das mehrere Blätter schon beurtheilten, aber wir können unmöglich verschweigen, daß er sich auch als echter und gediegener Musikfreund durch die Wahl seiner classischen Productionsstücke beweise. — Rauschender Beyfall ward ihm zu Theil als Anerkennung seiner Meisterschaft. (Wir können hier auch nicht des so angenehmen Eindrucks vergessen, welchen des Hrn. G o t t f r i e d klingende, schöne Stimme auf uns machte.) — Die letzten zwey Nummern: Ouverture der Oper: Der Beherrscher der Geister, von C. M. v. W e b e r, und der Chor der Engel aus dem Oratorium: Das jüngste Gericht, von S p o h r, waren beyde gut gegeben, und erfreuten uns als Werke, die man mit Recht den Meisterwerken dieser großen Compositeurs beyzählt. Besonders ergreifend waren einige Gesangstellen in der Ouverture, die uns mit wahrhaft Weber'schem Geiste anwehten. ...s.

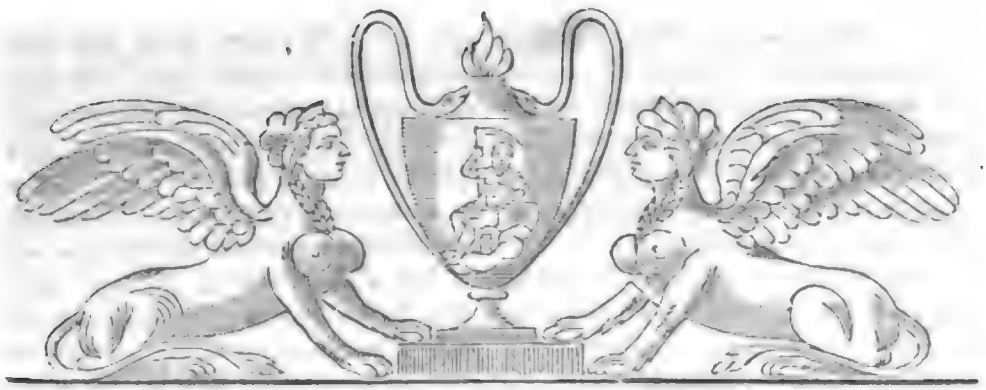
Abonnirte Concerte des Künstler-Vereins.

Diese Concerte werden von dem gesammten O r c h e s t e r- und C h o r p e r s o n a l e des k. k. Hoftheaters nächst dem Kärnthnerthore, und a n d e r n a u s g e z e i c h n e t e n K ü n s t l e r n veranstaltet. Der Ort der Ausführung der Concerte, v i e r an der Zahl, ist der große k. k. Redoutensaal. — Das erste Concert findet Sonntag den 6. Jänner 1833 in den Mittagsstunden Statt, und bringt zur Aufführung: Große Symphonie, von Franz L a c h n e r, Capellmeister am k. k. Hoftheater n. d. Kärnthnerthore. — Großes Concert in Es-dur, von L. v. Beethoven, vorgetragen von Hrn. Sigismund T h a l b e r g. — Alleluia, von H ä n d l. — Das zweyte, dritte und vierte Concert wird am 10., 17. und 24. Jänner 1833, Nachmittag um 4 Uhr veranstaltet. Preise sind festgesetzt im Abonnement für alle vier Concerte: Für die Gallerie 5 fl. C. M., für das Parterre 3 fl. C. M. Zu einzelnen Concerten: Für die Gallerie 2 fl. C. M., für das Parterre 1 fl. C. M. — Sowohl Abonnementskarten als Billete zu einzelnen Concerten sind zu haben an der Casse des k. k. Hoftheaters nächst dem Kärnthnerthore, und in allen Kunsthandlungen Wiens.

Redacteur: L. B r a u n; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. S e y f r i e d.

Verleger: A. S t r a u ß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Im Comptoir des Oesterr. Beob. ist erschienen: Gemeinnütziger und erheiternder H a u s k a l e n d e r für das österreichische Kaiserthum, oder Geschäfts-, Unterhaltungs- und Lesebuch auf das gemeine Jahr (von 365 Tagen) 1833. Titelkupfer: Plan der k. k. Hauptstadt und des Freyhafens Venedig. Kostet im geschmackvollen Umschlage, worauf der kaiserl. Adler mit allen österr. Ritterorden abgebildet ist, auf Druckpapier 3 fl. 30 kr., — auf Schreibpapier 4 fl. 30 kr. W. W.



Der Sammler.

Dinſtag, den 4 8. Jänner, 1833.

Das Spinett meiner Urgroßmutter.

Aus dem Engliſchen des Bayly.

Ich hatte den letzten Tropfen meines Clarets ausgetrunken, und ſaß einſam nachgrübelnd vor dem Feuer, das hell lodernd im Camin brannte. „Ja, ja,“ ſagte ich zu mir ſelbſt, „meine Töchter kommen nun zu dem Alter, in welchem ihre Erziehung den modernen Schliff bekommen muß, und ich muß ein großes Pianoforte und einen Muſiklehrer anſchaffen.“

Zur Vervollkommnung der weiblichen Erziehung iſt es nothwendig, daß vier bis fünf Stunden täglich der Muſik gewidmet werden. Es iſt nun einmahl unvermeidlich, daß ſie den Gebrauch und die Bedeutung der Schlüſſel kennen lernen, — nähmlich hier iſt nicht die Rede von den Schlüſſeln ihrer Großmutter (einer vortrefflichen Frau), die hingen in einem Bunde an ihrer Seite, — ſondern ich meine den Violin-, Discant- und Baßſchlüſſel.

Ganze drey Menſchenalter hindurch war unſere Familie entſetzlich unmuſicaliſch geweſen. Ich ſage es mit Beſchämung und tiefer Reue, aber es iſt die Wahrheit, und ich habe den Muth, es zu geſtehen, während drey Menſchenalter hatten wir, kritiſch geſprochen, weder Stimme, Ohren, noch Seelen.

Meine Großmutter, die Dame mit dem obenbenannten Schlüſſelbunde, war die Blume der Achtbarkeit. Sie verſtand es, alle Früchte der Erde einzumachen, und alle Vegetabilien des Gartens auf alle nur denkbare Arten aufzubewahren. Von dem Geſichtspuncte der Kochkunſt aus war ſie entſchieden ein Genie, aber von der Muſik verſtand ſie nichts. Für ſie war ein Ton wie der andere, ein Lärm. Hätte ſie in unſerer Zeit gelebt, ſo wäre ſie ein trauriger Auswurf der Geſellſchaft geweſen, aber in jenen Zeiten weiblicher Sclaverey und Herabwürdigung hielt man ſie für eine treffliche Hausfrau und Mutter.

Ihre Tochter, meine Mutter, die zweyte unmuſicaliſche Perſon der drey Menſchenalter, auf die ich angeſpielt habe, war eine leidenſchaftliche Pferdeliebhaberinn. Reiten war ihr Element, und auf einer Fuchsjagd nahm ſie es mit dem geübteſten Landjunker auf. Sie hatte weder Zeit noch Neigung für Hausarbeiten, ſie lebte meiſtens zu Pferde, und das einzige Inſtrument, das ſie kannte, war ein Jagdhorn. Sie war im Reitkleide, und ſetzte gerade den Hut auf, als ich, etwas unerwartet, auf die Welt kam; glücklicher Weiſe hatte mein Debut aus dem Stegreife keine ſchlimmen Folgen weder für ſie noch für mich, ich wurde gewickelt, mit großem Erfolge aufgezogen, und wurde zur rechten Zeit ein wohlgeſtalteter Edelmann, aber ich erbte den Fehler meiner Mutter und Großmutter, die Muſik, welche Steine bewegt und Hyänen bezähmt, machte keinen Eindruck auf mich.

Wenn wir nun auch, wie gesagt, drey Menschenalter hindurch ein unharmonisches Geschlecht ausmachen, so haben wir dennoch einen Punct in unserer Familiengeschichte, der für uns spricht, und uns allenfalls noch zu Ehren bringen kann. Meine Urgroßmutter nähmlich war eine Frau von Geschmack, und verstand gar lieblich das Spinett zu spielen.

„Alles wohl überlegt," dachte ich, „warum soll ich ein großes Fortepiano kaufen, das doch eine nicht unbedeutende Summe kostet, während das Spinett meiner Urgroßmutter in der Polterkammer steht, und ohne Zweifel jedem Zwecke vollkommen entsprechen wird?"

Wie gut erinnere ich mich meiner Urgroßmutter! Sie war eine sehr alte Frau, und ich ein kleiner Knabe, aber sie steht noch lebendig vor meinem Gedächtnisse. Sie war groß und schlank, wie eine Pappel, ihr Mieder war ein Wunder von Länge und Dünnheit, und der brochirte Seidenzeug ihres Rockes stand um sie herum, als fürchte er die Anmaßung, sich an ihre zarten Glieder anzuschließen. Auf ihrem Kopfe erhob sich ein unnachahmliches Gebäude von weißem Florettzeug mit Spitzen, und das gepuderte Haar an ihrer Stirne war mit großer Kunst frisirt. Ihre Röcke waren übrigens die unabhängigsten Kleidungsstücke, die man sich denken kann, denn wenn ihre Herrinn sie auszog, standen sie in angeborner Steifheit aufrecht wie ein Harnisch.

Meine Urgroßmutter hatte keine Idee von Morgenanzug und Mittagskleidung, wie die Damen heut zu Tage, die einen sieben Schillingsmusselin mit einem wohlfeilen Seiden- oder Crepkleide wechseln. Dazumahl konnte man nie die Frau vom Hause und die Magd mit einander verwechseln. Die Dame war stets ehrbar geputzt, der kleine Fuß in Schuhen mit hohen Absätzen ruhte unter einem glänzenden Unterkleide, und der weiße Arm guckte bescheiden unter einem Dache von Spitzen hervor, womit die Armkrause überreich besetzt war.

Wenn meine Urgroßmutter in vollem Staate erscheinen wollte, so bestand der Unterschied bloß darin, daß sie ungeheure diamantene Ohrgehänge anlegte, und große Brillantringe an die Finger steckte. Diese kostbaren Hülfsmittel waren gleich bey der Hand, und nie wurde sie von einem Besuche überrascht, ohne so gerüstet zu seyn; sie empfing ihre Gäste mit einer tiefen Verneigung, und sah aus wie eine Prinzessinn, die einen regierenden Herrn empfängt.

Sie war ein Überbleibsel der ältesten Schule, und machte Anspruch auf die Ehre eines freyherrlichen Ranges, und z. B. wenn sie in ihrer Stube saß und einen Bedienten nöthig hatte, stand sie nicht auf, um zu klingeln, sondern blieb vornehmerweise auf ihrem Sofa sitzen, und sagte mit ihrer leisen, schwachen Stimme so lange: „Wer bedient?" mit welchem Rufe in alten Zeiten der Lehnsherr seinem Pagen rief, bis ihre Kammerjungfer den Ruf vernahm und hereintrat.

Ihr Spinett war ihr Augapfel. Ich verstehe gar nicht Musik, aber ich weiß wohl, daß das Instrument zwey Claviaturen hatte, auf welchen sie abwechselnd spielte, indem sie den Kopf hin und her bewegte, und dann bisweilen nach mir umsah, ob ich auch ihrer Kunst Beyfall schenke.

Sie spielte die damahls gewöhnlichen Lieder. Ach, diese Lieder sind vergessen, wie das rosige Lächeln der Mädchen, die sie sangen, wie die Hoffnungen und die Gefühle derjenigen, die ihnen horchten. Was sind jetzt die Triumphe der Sänger, jener Tage? eine Lehre für die vergötterten Talente des Tages.

Ich aß dann und wann zu Mittag mit meiner Urgroßmutter, und um mich zu unterhalten, setzte sie sich dann wohl hin, und spielte mir eine Menuette oder eine endlose Sonate vor. Mit ihren hohen Schuhen drückte sie die Pedale, und bestrich beyde Claviaturen mit großer Fertigkeit. Sie nannte mich einen wilden Jungen, weil ich nie recht Geschmack an ihrem Spiele finden konnte. Wenn sie mich aber mit zwey Bedienten nach Hause sandte, drückte sie mir gewöhnlich eine goldene Münze in die Hand, so daß ich immer unendlich erfreut fortging.

Um aber zu meinem Selbstgespräche zurückzukommen. „Warum," dachte ich, „soll ich ein Fortepiano kaufen, wenn ich bereits ein Instrument besitze, von dem ich oft meine Urgroßmutter sagen hörte, daß es unvergleichlich sey?"

(Der Beschluß folgt.)

Meine Blumen.

Einst zog ich aus in jungen Frühlingstagen,
Des Winters Stürme waren längst verhallt;
Ich sah den Lenz sein reiches Füllhorn tragen,
Still wandelte die liebliche Gestalt;
Die Blumenwelt, mit heldbeschämtem Zagen
Ergab sich seiner lockenden Gewalt:
Da war's, als sprächen an geweihter Stelle
Der Blumen drey zur frohgestimmten Seele.

Die eine sproßt an tiefverborgner Quelle,
Und freut sich still des leisen Daseyns dort

Daß sie, ein kleiner Herold, uns erzähle:
Es steh'n des Winters rauhe Stürme fort;
Die Ahnung ist der Blume zarte Seele,
Drum blüht sie auch am abgeschiednen Ort;
Und geistig leise, so wie sie empfunden,
Hab' ich die andern auch zum Kranz gewunden.

Die Liebe hat die andre aufgefunden,
Ging sie hinaus in Flora's Paradies,
Und hocherröthend hatte sie's empfunden,
Daß sie der Liebe süße Blume hieß;
Von Engeln nur zum heil'gen Kranz gewunden,
Erblüht die dritte, innig, rein und süß.
Der Ahnung, Lieb' und Unschuld zarte Seelen —
Nur diesen Blumen kannst du sie vermählen.

Drechsler.

Unterhaltungen mit Lord Byron.

(Beschluß.)

Eines Tages bemerkte ich, daß Lord Byron mehr als gewöhnlich aufgeregt war, obschon er sich bemühte, die Äußerungen des Zornes zurückzuhalten. Nach mehreren vorläufigen sarkastischen Bemerkungen über die heuchlerischen Redensarten der Zeit, was stets ein Zeichen war, daß irgend ein Angriff auf ihn gemacht war, brach er in heftige Beschuldigungen gegen Amerika aus, und sagte, daß es in Schmähsucht mit seinem Vaterlande wetteifere, und gestand endlich, daß er in einem öffentlichen Blatte einen Artikel gelesen habe, der aus amerikanischen Journalen entlehnt, und mit Bezug auf das falsche Gerücht geschrieben sey, daß er sich in Nordamerika niederlassen wolle. Dieser Zeitungsartikel versetzte ihn in die übelste Laune für mehrere Tage. Er vertraute mir, daß er in seinem Lobe der Amerikaner nie aufrichtig gewesen, und nur deßhalb ihre Marine so gehoben habe, um dadurch Herrn Croker zu verletzen. Es war etwas so kindisches in diesem Geständnisse, daß Niemand dabey ernst bleiben konnte, und Byron selbst konnte sich eines Lächelns nicht enthalten.

Als Byron von der Ehe sprach, äußerte er, daß es außerhalb dieser geheiligten Verbindung kein Glück gebe, alles Andere sey Erbärmlichkeit und Täuschung. „Wenn man," sagte er, „sich selbst genug liebt, um nicht allein leben zu können, so ist die Ehe die einzige Verbindung, die das Glück sichern kann, alles Andere ist eitler Trug. Ich lasse die Religion wie die Sittenlehre außerhalb der Frage, obschon das Elend durch den Einfluß beyder zehnfach vermehrt werden muß, aber nehmen wir zwey Personen an, die eine Verbindung eingegangen, welche nicht durch die Ehe Dauer und Rechtsbegründung erhalten hat, so wird Unglück ihr Loos seyn, je mehr Zartgefühl sie besitzen und je mehr sie von einem edlen Stolze beseelt sind, der stets von jenem unzertrennlich ist. Die Demüthigungen und Bedrängnisse, denen eine Frau unter solchen Umständen stets ausgesetzt ist, müssen nothwendig auf ihren Charakter einen Einfluß ausüben, der sie aller Reize beraubt, durch welche Zuneigung erweckt und erhalten wird; sie wird empfindlich und mißtrauisch, weil sie die Selbstachtung verloren, und doppelt eifersüchtig auf den Mann, dem sie ihre Ehre geopfert hat, und von dem sie nun abhängig ist. Die Frauen steigern immer ihre Forderungen im Verhältnisse zu der Abnahme von den Rücksichten, die ihnen gebühren, und eben diese Forderungen beschleunigen die Flucht des blinden Gottes, der nach dem griechischen Sprichworte Schritt vor Schritt sich uns nähert, aber fliegend sich entfernt."

Einladung.

(Nach dem Französischen.)

„Sie speisen mit mir!" — „Dank" — „Ein Paar Geschmacksgerichte,
Ein Nachtisch mit dem Flaschencorps" —
„Viel Dank" — „Dann les' ich Ihnen vor,
Das jüngste meiner tragischen Gedichte,
Ein Trauerspiel voll Kraft und Geist" —
„Dank, vielen Dank; ich habe schon gespeist!"

Chastel.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Den 29. vorigen Monaths zum ersten Mahle: „Der Bergkönig, oder: Hopsa, der Retter aus Zauberbanden." Romantisches Zaubermährchen in zwey Acten und mit einem Vorspiele. Musik von Hrn. Capellmeister Adolf Müller.

Korina (Dlle. Swoboda), des Bergkönigs Amarinthus (Hr. Grohmann) Tochter, wird in den Fesseln eines Zauberschlafes gefangen gehalten, aus dem sie nach dem Schlusse des geheimnißvollen Fatums nur die Lösung dreyer Bedingungen erlösen kann. „Zwey Todfeinde müssen Freunde werden, an zwey Liebenden muß sich der Liebe Treue bewähren, und durch die Hand der Dummheit muß, was feindlich getrennt wurde, sich wieder vereinigen lassen." Hopsa (Hr. Scholz), ein armer Bauer, den der Bergkönig seines Schutzes würdigt, soll nur bey der Lösung dieser Bedingungen auf den bloßen Zufall hin mitwirken. Zu diesem Ende wird Hopsa in eine Handelsstadt versetzt, wo der Oberrichter Sentheim (Hr. Stahl) und der reiche Kaufmann Wellenbach

(Hr. Bosard) in leidenschaftlicher Feindschaft leben. Hopsa kömmt hier nun in das Haus des Kaufmanns, der ihn sogleich als Bedienten für seinen lebensfrohen Sohn Ludwig (Hr. Carl) aufnimmt. Dieser lernte zufälliger Weise Sentheims liebliche Tochter Elise (Dlle. Frey) kennen, und von ihrem Kammermädchen (Dlle. Zöllner) ihren Stand und Aufenthalt erfahrend, begibt sich Ludwig liebeglühend zu Sentheim, um Elisens Hand zu werben. Inzwischen hat Sentheim's und Wellenbach's Feindschaft neue Nahrung bekommen. Elisens Kammermädchen erscheint in Wellenbach's Kaufladen, um für ihr Fräulein einen Goldstoff zu kaufen. Wellenbach, erfahrend, daß dieser Goldstoff für seines Todfeindes Tochter gekauft werde, zerreißt ihn im unnatürlichen Hasse in zwey Stücke, und schwört, daß, wie die beyden getrennten Hälften nicht wieder Eins werden könnten, eben so er und sein Gegner sich nicht wieder in Freundschaft vereinigen würden. Sentheim, von diesem entehrenden Auftritte unterrichtet, findet nun, bey Ludwigs Bewerbung um die Hand seiner Tochter die genugthuendste Gelegenheit, seinen ganzen Hass dem Sohne seines Gegners fühlen zu lassen. Nicht nur, daß er ihm Elisens Hand auf eine diffamirende Art abschlägt, und sie für den Banquier Vandülmen aus Amsterdam (Hrn. Werle) bestimmt, er will ihn auch für angethane Ehrenbeleidigung den Gerichten übergeben. Elise, von diesen Scenen in Schrecken gesetzt, und mit Ludwig bereits durch treue Liebe Herz an Herz gekettet, stürzt sich, um sich von einer ihr widerstrebenden Heirath zu befreyen, aus dem Fenster auf die Straße. Eine Rose jedoch, die ihr der Bergkönig früher als Talisman durch einen seiner Geister zustellen ließ, bringt sie unbeschädigt in seine Behausung. Auch Ludwig wird durch seinen treuen Hopsa mittelst eines Talismans aus der Mitte seiner Feinde entführt und irrt nun, den Verlust Elisens beklagend, in den Bergen umher. Die beyden Todfeinde, durch das gräßliche Ereigniß und Ludwigs unglückweissagendes Entschwinden bereits in ihrem feindlich widerstrebenden Sinnen und Thun herabgestimmt, gerathen nun bey ihren Irrwegen in des Bergkönigs Gewalt, eben so Ludwig, dessen Liebesprobe nun beginnt, und siegreich bestanden wird. Die Todfeinde lernen nun an dem Bergkönig alle Launen eines böswilligen Dämons kennen. Die gleiche Duldung unter dem Joche des Bergdämons bringt eine Annäherung der Gegner zu Stande, die die Gemüther zur unzertrennlichen Freundschaft stimmt. Da will nun der Berggeist das Unmögliche. Sentheim soll seine Bergmannsschürze, die er im wilden Ringen mit dem Bergkönig zerriß, in Eins wieder vereinigen. Da ist Hopsa, der die beyden versöhnten Gegner in dem Gebirge findet, der Retter aus der Verlegenheit. Die beyden Stücke zusammennähend bewirkt er in seiner Dummheit die Lösung der dritten Bedingung. Der fatale Spruch ist erfüllt. Die Liebenden haben ihre Probe bestanden, die Feinde wurden Freunde, und die Einfalt vereinigte das Getrennte. „Korina, des Bergkönigs Tochter, ist befreyt."

Man sieht aus der Inhaltsanzeige, daß dieses neue Volksschauspiel in seiner Handlung jene Elemente besitze, die zur Erregung des Interesses nothwendig sind. Bey dem monotonen Gange unserer gegenwärtig herrschenden für das Volkstheater bestimmten Komödien, welche im Theater an der Wien mit Vorliebe auch von Seite des Publicums gepflegt werden, woran die tüchtigen komischen Kräfte dieses Theaters Ursache sind, behauptet genannte Novität eine Richtung und Haltung, die bey den verschieden gearteten Ingredienzen mit Recht den Anspruch auf Originalität und Gefallen macht. Solche Producte sind für längere Dauer bestimmt, und für kein ephemeres Leben. Der Grund liegt in ihrer Solidität, neben der die Komik und der Witz des Verfassers nicht extravagant werden darf, und sich selbst Rücksichten auferlegt. Derley Erzeugnisse gehören auch nur für das große Feld dieses Wiener Theaters. Während Comus in diesem Theater zahlreiche Verehrer zählt, findet die ernste Muse an diesen keine vorurtheilsvollen Gegner, und man sieht beyde ohne Störung Arm in Arm über die Bretter wandeln, die die Welt bedeuten. Raimunds Moisasur fand hier eine gute Aufnahme; seine Zauberkrone hätte hier gleiche Gunst erfahren. Wie wollte er auch ein großes, wenn auch nicht tadelloses Bild, in einen kleinen Rahmen zwängen! Der Leser verzeihe diese Abweichung von unserer Hauptsache. Unsere eingeschobene Meinung möge nur andeuten, daß das Theater an der Wien auf tragisch-komische Volksstücke ihren Eifer lenken darf, und zwar mit Erfolg, wie es der Bergkönig bewies, dessen tragische Pointen ohne Widerwillen aufgenommen wurden. Das Stück athmet einen wohlthuenden Humor in den komischen Scenen, und man darf dem Verfasser bey den vielen Schwierigkeiten, die ihm die Materialien des Stückes darbothen, zu deren Besiegung Glück wünschen. Der episodische Theil des Stückes ist gut und nicht willkührlich angebracht, überhaupt die Anlage und Ausführung des Ganzen verständig. Die Ausstattung ist brillant. Die neuen Decorationen sind meisterhaft, besonders die innere Ansicht des Kaufladens. Die Darstellung war ausgezeichnet. Das beliebte Komiker-Kleeblatt Carl, Scholz und Nestroy, Hr. Hopp in seiner kleinen Rolle, dann die HH. Stahl, Grobmann und Bosard leisteten Vorzügliches. Mit Lob nennen wir auch Dlle. Zöllner und Frey. Die komischen Gesangstücke mußten großen Theils wiederhohlt werden. — Hrn. Adolf Müllers Musik verdient Berücksichtigung. Hrn. Nestroy's Lied im letzten Acte ist besonders charakteristisch gesetzt.

G. P.

Buntes aus Literatur und Kunst.

Unter dem Titel: Le Charivari gibt der bekannte Carricaturist Hr. Philipon ein neues Tageblatt (mit Zeichnungen) in Paris heraus.

Der Staatsminister des ehemahligen Großherzogthums Frankfurt, Freyherr von Ebersein, der seit mehreren Jahren in Mainz wohnt und der dortigen Bibliothek schon im Jahre 1822 ein Geschenk von 2000 Bänden französischer Classiker machte, hat dieser Gabe jetzt eine neuere von deutschen Werken hinzugefügt.

Der fruchtbare Bühnendichter E. Raupach hat neuerdings die Bühne mit einem Mährchen im Gewande lyrisch-dramatischer Dichtkunst beschenkt, welches den, mit dem Zeitgeschmack vertrauten erfahrenen Praktiker zeigt. „Valdrian und Rosa" heißt das neue Singspiel, welches, auf eine schlesische (von Musäus in seinen Volksmährchen vortrefflich erzählte) Volkssage von Rübezahl gegründet, im ersten Act durch die gefälligen Liedermelodien des Componisten Carl Blum und den innigen Gesang des Hrn. Mantius in Berlin allgemein ansprach.

Der englische Übersetzer der „Briefe eines Verstorbenen" ist mit der Übertragung von Falk's nachgelassenem Werke: „Göthe, aus näherem persönlichen Umgange dargestellt," beschäftigt.

Im Staate New-York erschienen im Jahre 1831, 239 Zeitschriften, 54 allein in der Stadt gleiches Nahmens, 185 an andern Orten. Täglich herausgegeben wurden 16.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Nik. von Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler.

Donnerstag, den 5 10. Jänner, 1833.

Die Kraft des Gebethes.

Um den Muth durch Andacht neu zu ſtärken,
Noch erſchüttert durch den Schreckensruf,
Und um auf die Stimme aufzumerken
Deſſen, der uns für ſein Reich erſchuf,
Aller Herz und Nieren kennt und prüft,
Und bey dem wir Alle Zuflucht nehmen,
So aus Hütten, wie mit Diademen,
Knie't der Kaiſer fromm, in ſich vertieft.

Traurig in der Ahnen Burgcapelle,
Wo er oft für Millionen bath,
Daß des Himmels Segen immer quelle
Seiner ihnen ausgeſtreuten Saat,
Senkt mit Demuth er den Herrſcherſtab
Und erfleht das Leben nun des Einen,
Um den Mitgefühl und Liebe weinen,
Bethend mit dem Vater, der es gab:

„Gott! zu dem wir Alle hoffend ſchauen,
„Der am beſten richtet, was uns frommt,
„Keinen troſtlos läßt, der mit Vertrauen
„In dem Schmerzensbuſen zu Ihm kommt,
„Großer Retter, reiche deine Hand!
„O belohnt ſind alle frühern Leiden,
„Laß den Sohn nicht vor dem Vater ſcheiden,
„Ach! erhalte meinen Ferdinand!“

„Wermuthsvolle Kelche mußt' ich trinken,
„Immer ſah ich feſt hinauf zu Dir,
„Und Du ließeſt gnädig mich nicht ſinken,
„Ich erſtarkte, und mein Volk mit mir.
„Was das Herz des Herrn und Vaters bricht,
„Oft hab' ich's erfahren, heiß erlitten;
„Unter deinem Schild hab' ich geſtritten,
„Und mich rettete die Zuverſicht.“

„Doch ein Pfeil, der wieder mich getroffen,
„Herr, brennt ſcharf; die tiefſte Wunde droht.
„Laß mich wieder Balſam von Dir hoffen,
„Meines Sohnes Rettung aus der Noth!
„Aller Lebenstroſt war ihm entfloh'n,
„Heiß ſein Antheil, als ich krank geweſen,
„Du erhörteſt ihn, ich bin geneſen,
„Höre jetzt den Vater um den Sohn!“

„Jedes Vaters, ob er dürftig wohne,
„Friedenshaus iſt reicher ausgeziert,
„Als des Herrſchers mit der reichſten Krone,
„Welcher ſeinen lieben Sohn verliert.
„Kummer, der von außen auf uns ſtürmt,
„Alles läßt ſich tragen, leichter ſchlichten,
„Alle Pflicht gefaßten Muths verrichten,
„Bleibt der inn're Troſt von Dir geſchirmt.“

„Sieh, o ſieh mich im Gebethe glühen!
„Schließt es doch die Völker auch in ſich,
„Die ihn lieben und nun vor Dir knieen,
„Und die er ſo innig liebt wie ich.
„Höheres geloben kann ich nicht,
„Um von Dir Erbarmung zu erhalten,
„Als wir ſchon gelobt. Deß zeugt mein Walten,
„Unſ're Liebe, die zu Allen ſpricht.“

Aus der Andacht fühlend neue Kräfte,
Ging er aus dem Oratorium,
Und beginnt mit Gott die Staatsgeſchäfte,
Denn auch die ſind ihm ein Heiligthum.
Seinen Schmerz, ſo tief er lag und ſchwer,
Trug er, gottberathen, ſanft, ein Weiſer,
Und der Vater war nun wieder Kaiſer
Und verlieh den Bittenden Gehör *).

Mit des Morgens Strahlen abgeſendet
Kehrte des Gebethes Wirkung ein.
Die Gefahr ſchon blicket weggewendet,
Heller breitet ſich der Hoffnungſchein.
Bald der König öffnet ſeinen Blick,
Sieht den Vater, will ihm Dank betheuern,
Reicht die Hand, und ihre Herzen feyern
Unter Thränen der Geneſung Glück.

Möge fortan nur der Dank erfüllen
Die Gebethe, die der Kaiſer denkt,
Für den Segen, den des Himmels Willen
Ihm und ſeinem ganzen Stamme ſchenkt,
Glücklich bleiben dann auch Volk und Land!
Möge unter uns noch lange wandeln
Unſer Vorbild im gerechten Handeln,
Kaiſer Franz und König Ferdinand!

Friedrich Reil.

*) Seine Majeſtät hatte, ſelbſt in der gefahrvollen Kriſis der Krankheit Seiner Majeſtät des Königs, die Audienz nicht abſagen laſſen.

Das Spinett meiner Urgroßmutter.

(Beſchluß.)

Ich ging hinauf in eine düſtere Polterkammer, und da lag der Zweydecker mit einem gebrochenen Bein. Ich ließ es vorſichtig hinuntertragen, aber es ſeufzte und winſelte, als wenn es bey jedem Schritte aus einander gehen wollte. Ein Tiſchler beſſerte bald das verwundete Bein aus, und ich ſandte nun nach einem gelehrten Profeſſor, der in der Folge der Muſiklehrer meiner Töchter ſeyn ſollte. Mit Stolz zeigte ich ihm das Inſtrument, von welchem meine Urgroßmutter, die ein muſicaliſches Muſterbild ihrer Zeit war, erklärte, daß es den angenehmſten und beſten Ton habe, den ſie je hörte. Der Profeſſor lächelte.

„Ich vermuthe, daß ſie es als eine Antiquität ſchätzen,“ ſagte er.

„Wie ſo, mein Herr?“

„Ich meine, daß Sie nicht ernſtlich eine vortheilhafte Meinung davon haben, als muſicaliſches Inſtrument betrachtet.“

Ich dachte mir, daß er wiſſe, daß ich keine Kenntniß von der Kunſt habe, und wolle ſich über mich luſtig machen. Ich antwortete daher: „Haben Sie die Güte, dieſes unſchätzbare Inſtrument rein ſtimmen zu laſſen, und dann fangen Sie darauf den Unterricht meiner Töchter an.“

„Ich bitte um Vergebung,“ antwortete der Profeſſor, „allein wenn ich aufrichtig ſeyn ſoll, ſo kenne ich nur eine paſſende Verwendung dieſes Geräthes.“

„Und welche?“

„Zum Brennholz.“

Ich hätte nur gewünſcht, daß meine Urgroßmutter zugegen geweſen wäre. Der Mann hatte übrigens Recht, und um zu beweiſen, daß er Recht habe, fing er an auf beyden Claviaturen zu ſpielen. Der Beweis war unwiderlegbar, ich verſtopfte mir die Ohren, und bath ihn um Gottes willen aufzuhören. Der Profeſſor bekam den Auftrag, ein großes Fortepiano zu kaufen, mit den neuen Patentverbeſſerungen, mit Extra-Octaven, mit der neumodiſchen Claviatur, mit überzähligen Pedalen, kurz mit allen Erfindungen der Feinde von Ruhe und Stille.

Der Profeſſor verließ mich, und ich betrachtete nun das einſt ſo geliebte und ſorgſam bewahrte Inſtrument. Was würde meine Urgroßmutter ſagen, — dachte ich,

wenn ſie wüßte, daß du in einen Camin geſteckt wirſt, um die Finger ihrer Enkelinnen im fünften Gliede damit zu erwärmen. Ihr Gemahl kaufte dieſes Inſtrument für ſie im erſten Jahre ihrer Ehe. Es war eine Überraſchung, und wurde ſehr früh am Morgen in ihre Stube geſtellt, damit ſie es unerwartet vorfinden ſollte, wenn ſie zum Frühſtück käme. Das alles geſchah lange, ehe ich geboren wurde, aber die alte Frau erzählte es mir als Witwe mit Thränen in den Augen, und ich kann mir das Entzücken der jungen Frau denken, als ſie das Geſchenk empfing. Wie oft mag ihr Mann ſich über ihren Stuhl gelehnt haben, wenn ſie darauf ſpielte, und wie oft wird ſie ihm lächelnd in die Augen geſehen haben, wenn ſie irgend eine lebhafte Melodie ſpielte, von der ſie wußte, daß er ſie gerne hörte, weil ſie zuſammen dazu getanzt hatten.

Ich bin kein Muſikverſtändiger, und habe keine Vorliebe weder für alte Spinette noch für moderne Fortepianos, aber es ſchmerzt mich, wenn ich ſehe, daß die Gegenſtände, die von einem Menſchenalter mit Zeichen von Liebe und Verehrung umgeben werden, von einem folgenden verlacht werden. So geht es gerade auch mit dem Porträt meiner Urgroßmutter. Dort hängt es. An einem Bande hängt auf ihrem Rücken der Hut einer Hirtinn, auf dem rechten Zeigefinger hält ſie eine Taube, und in der linken Hand eine Roſe. Jedermann, der in unſern Tagen es betrachtet, lacht über das Überſpannte des Anzugs, über die ſteife Stellung und den veralteten Ausdruck. Diejenigen, für welche wir uns mahlen laſſen, ſollten, wenn ſie uns überleben, uns vor ihrem Tode in effigie verbrennen laſſen, oder unſere Leinwandrepräſentanten mit ſich ins Grab nehmen.

Niemand weiß, welche Mühe meine Urgroßmutter hatte, als ſie zu dieſem Bilde dem Mahler ſaß, um ihre Blicke und ihren Anzug zweckmäßig einzurichten, und jetzt iſt freylich nicht zu läugnen, daß das Ganze abgeſchmackt ſey. Wenn das erſte Holz von ihrem Spinette im Feuer kniſtert, ſo wäre es ein mitleidiges Werk, ihr Bildniß ebenfalls in die Flamme zu werfen.

Das Beſte von allen möglichen Fortepianos wurde ausgeſucht, und der Profeſſor hat ſeinen Unterricht begonnen. Morgens, Mittags und Abends üben ſich meine Töchter, und wenn ſie endlich durch unabläſſige Übung Meiſterinnen auf dem Inſtrumente geworden ſind, ſo ſteht zu hoffen, daß ſie Männer heirathen, die Phantaſie haben, und mich in einem ruhigen und ſtillen Hauſe zurücklaſſen.

Es wird unbezweifelt eine Zeit kommen, in welcher das, was heute neu, veraltet iſt, und die Urenkel meiner Töchter werden vielleicht das große, neue Fortepiano verbrennen, wie wir das Spinett meiner Urgroßmutter zum Caminfutter brauchten.

Notizen.

Schauſpiele.

Im k. k. Hofburgtheater wurde am 29. Dec. v. J. zum erſten Mahle gegeben: Gebrüder Foſter, oder: Das Glück mit ſeinen Launen. Charaktergemählde aus dem fünfzehnten Jahrhunderte in fünf Aufzügen. Nach dem Engliſchen von Carl Töpfer. —

Thomas Foſter, Kaufherr in London, hat einen Bruder, Stephan, von ſehr ungleicher Gemüthsart; während er ſelbſt, reich und angeſehen, nur darauf bedacht iſt, ſeine Glücksumſtände noch zu erheben, und ſeinen Stolz im vollen Beſitzthume findet, bringt Stephan in Saus und Braus ſeine letzten Nothpfennige durch, ergibt ſich dem Spiele und dem Trunk. Dagegen behält er, trotz dieſes liederlichen Lebenswandels, mit ſeinem guten Humor auch ſein gutes Herz. Thomas aber wird menſchenfeindlich, übermüthig, ſtolz, und weiß nur das blanke Gold zu ſchätzen und zu lieben. Sein Haß gegen den Bruder geht auch ſo weit, daß er ſeinem Sohne aus erſter Ehe, Robert, welcher dem Onkel aus Neigung und Erbarmniß zugethan, und ihn ſogar aus dem Schuldthurme errettet, bey Androhung von Enterbung verbiethet, nie wieder ihn zu ſehen oder zu unterſtützen. Dieſe Drohung wird auch wirklich beym erſten Anlaſſe ausgeführt, der Sohn auf Zudringen ſeiner bösartigen Stiefmutter aus dem Hauſe gejagt und aus dem Teſtamente geſtrichen. Plötzlich aber gefällt es der Göttinn Fortuna, ihren Verfolgten zum Lieblinge ſich zu erleſen. Stephan, der nicht einen Schilling mehr in der Taſche, und nun noch den verſtoßenen Neffen an Kindesſtatt angenommen hat, wird ein ſteinreicher Mann durch die Heirath mit einer jungen Witwe, Agneſe Weiſted, die ein wahrer engländiſcher Sonderling iſt, und eigentlich darauf ausgeht, nun einmahl auch das Unglück zu verkoſten, da ſie bisher zu ihrer Langweile Glück auf Glück erfahren. Allein da nun Stephan reich und angeſehen, iſt er ein ganz Anderer geworden. Er liebt ſeine Frau vom Herzen, hält ſeinen Reichthum vernünftig zu Rathe, und iſt in Allem ein muſterhafter Gentlemen. Inzwiſchen iſt Thomas Foſter bemüht, nur immer ſeinen Reichthum zu ſteigern; er unternimmt mit dem Kaufherrn Walter Brown eine Seeſpeculation zu gleichem Theile — kauft aber ſeinem Compagnon die ihm gehörige Hälfte ab, um den hoffentlichen reichen Gewinn der Seeladung ganz ſein nennen zu können. Robert liebt die Tochter dieſes Kaufmanns; Brown iſt auch geneigt, ſie ihm zur Frau zu geben, wofern er der Erbe ſeines Vaters bliebe. Der Sohn wirft ſich ihm flehend zu Füßen; allein Foſter bleibt ſeinem grauſamen Entſchluſſe treu, der Verſtoßene iſt enterbt, und die Geliebte für ihn verloren. Da tritt ſein Onkel Stephan ſelbſt als Freywerber für ihn auf; er ſchließt mit Brown einen anſehnlichen Kauf ab, und alles dieß vor den Augen ſeines unbarmherzigen Bruders, der nichts deſto weniger bey ſeiner ſtarren Härte bleibt, und ſein Glück auf ewigen Saulen begründet glaubt. Da kommt die ſchreckliche Kunde, ſeine Schiffe ſeyen untergegangen; nichts von Allem, was darauf, ſey gerettet worden — Thomas Foſter iſt ein Bettler. Dieſer Moment vermag aber nicht, ſein Gemüth umzuwandeln. Er

wird von den Gläubigern in den Schuldthurm geſetzt, und da er nicht den Werth von zwey Pfund Sterl. mitbringt, muß er, dem Geſetze gemäß, am Gitterthore die Vorübergehenden um Almoſen anſprechen, ſo lange, bis die Summe zuſammengebracht iſt. Robert iſt durch das Unglück ſeines Vaters auf das tiefſte erſchüttert, er fleht ſeinen Onkel um Hülfe, Errettung für ihn, erhält aber die Antwort, Thomas habe an ihm nicht beſſer gehandelt; er büße nur ſeine heraufbeſchworene Rache. Da erſcheint Johanna, Brown's Tochter, ein mildes Engel im Gefängniſſe Foſters; ſie gibt ihm ihren Sparpfennig, um ſich von der Pflicht des öffentlichen Bettelns loszukaufen, und erweicht zum erſten Mahle die ſtarre Eisrinde um das Herz des ſtolzen und im Unglücke deſto mehr mißtrauiſchen Mannes. Robert ſelbſt, als er für ſeinen Onkel und auf deſſen Geheiß 200 Pf. Schuldzahlung übernommen, eilt mit dieſem Gelde (ſo viel betrug die Summe, um derentwillen Thomas ins Gefängniß gebracht wurde) zum Thurme, und befreyt den Vater, deſſen Liebe, nach ſo vielen Beweiſen, endlich wieder für das edle Herz ſeines Sohnes mit aller Gluth erwacht. Allein fürchterlich geſtört wird ſeine Freude, als ſein Bruder, welcher zum Sheriff gewählt worden, in Amtskleidung hereintritt, und ſeinen Neffen Robert verhaften heißt, da er anvertrautes Gut unterſchlagen habe. Thomas Foſter iſt durch dieſe beyſpielloſe Härte in wüthende Verzweiflung gebracht; er ſtürzt aus dem Gefängniſſe, und drängt ſich mit ſeiner Klage vor das Ohr des Königs, welcher das Lordmayor-Feſt mit ſeiner Gegenwart verherrlicht, wobey auch Stephan als Sheriff zugegen iſt. Der König vernimmt den Kläger, und geſtattet dem Beklagten zu ſeiner Vertheidigung Fragen an den unnatürlichen Bruder zu richten, deren Beantwortung in dieſer grauſamen Handlungsweiſe ganz ſein eigenes Spiegelbild darſtellt. Thomas kann dieſer Fackel der Wahrheit ſein Auge nicht verſchließen, er erkennt ſein Unrecht, und mit Freuden wirft Stephan die Maske ab, die ihm verhaßt, durch welche er aber ſein ſtarres Herz bezwungen. Er hilft ſeinem gebeſſerten Bruder reichlich, vermählt die Liebenden, und macht das Glück allſeitig einkehren in ſein geſegnetes Haus.

Wir haben Vergnügen empfunden, wieder einmahl eine Bearbeitung nach dem Engliſchen annoncirt zu finden — und unſere gute Hoffnung hat nicht getäuſcht. Es iſt eine ausgemachte Sache, daß der brittiſche Schauſpieldichter dem deutſchen Sinne und Herzen am nächſten ſteht, und nur durch ein bisweilen allzulebhaftes Colorit unſere Forderung nach Harmonie und zarter Verbindung auch des Heterogenen nicht befriedigt. — Was aber martige Charakterzeichnung betrifft, und was der eigentliche moraliſche Sinn als unabläſſige Forderung an das Ganze ſtellt, darin iſt der Engländer dem Deutſchen gleich. Selbſt der Anſtrich des Nationalen, weil es in dem tugend- und fehlerreichen London mit einer ſo martigen Individualität hervortritt, gefällt, und iſt unſerer Denkweiſe vielleicht weit weniger fremd, als die zum Glück immer mehr und mehr verſchallenden Galanterien der Seine. Wir können hier von der Bearbeitung durch die Feder Töpfer's wenig oder eigentlich nichts ſprechen, weil uns das Original unbekannt iſt. Wohl möglich, daß er einiges Derbe, mitunter nicht ganz recht Vorbereitete, wie es ſich hie und da findet, auf ſeinem ſchriftſtelleriſchen, oft nicht ſehr gewiſſenhaften Gewiſſen hat; allein Dank zollen wir ihm ſchon deßhalb, daß er die Bearbeitung eines ſo gehaltvollen Werkes unternommen, und es dem deutſchen Publicum genießbar gemacht hat. — Der moraliſche Zweck des brittiſchen Dichters iſt, den Geld- und Beſitzſtolz, wie er in einem mercantiliſchen Staate nur allzuhäufig ſich zeigen mag, in ſeiner ganzen Nichtigkeit darzuſtellen. Thomas Foſter iſt der Repräſentant eines übermüthigen, gemüthleeren Krämers, der in ſeinem Wahne Gott und die Menſchheit verſucht. Nicht wie in Raimund's Alpenkönig durch einen Berggeiſt — in ſeinem eigenen Bruder veranſchaulicht ſich ſein geſtraftes Ich, wie ein Spiegelbild, und ſeine Beſſerung wird durch das wirkſamſte Mittel hergeſtellt: durch vollkommene Selbſterkenntniß, da er nun Art und Folgen ſeiner Handlungsweiſe an ſeinem Bruder kennen gelernt. Der Dichter hat daher wohlgethan, das Schickſal Stephans in Thomas Foſter auf ein Haar ſich wiederholen zu laſſen, und wenn er ſich zur Erreichung dieſes Zweckes auch mitunter des engliſchen Spleens, wie z. B. in der reichen Witwe, oder in den albernen Carricaturen Ritter Klingſporn und Meiſter Lamm, bedient hat, ſo verzeiht man ihm ſolche Abarten um ſo lieber, als ſie auch hie und da mit wahrem Humor für ihre Unnatur entſchädigen. Man hat dem Stücke vorgeworfen, daß dadurch die Moral beeinträchtiget werde, daß Stephan durch ſeine Liederlichkeit das anfängliche Unglück wirklich verdient habe, Thomas aber ohne Schuld elend geworden ſey. Allein des Letzteren Härte iſt vornehmlich gegen ſeinen Sohn verdammenswerth, was auch der Dichter hervorgehoben; und daß er gegen ſeinen Bruder ſo unverſöhnlichen Haß genährt, iſt mehr ein Mittel; wiewohl auch dieſer Haß ſtrafwürdig erſcheint. Wie ſehr ferner der vermeſſene Übermuth des reichen Kaufmanns, der Allmacht und Vorſehung gleichſam herausfordert, den moraliſchen Hebel ſeines Falles bildet, iſt nicht zu übergehen. Die Mittel ferner, welche der Dichter gewählt hat, ſeinen moraliſchen Zweck anſchaulich zu machen, ſind eben ſo wahr, als der Zweck erhaben. Der eine Bruder wird durch das Glück gebeſſert, der andere durch Unglück. Beydes pflegt im Leben zu geſchehen, nur mit dem Unterſchiede, daß die durch Glück Gebeſſerten meiſtens nur Leichtſinnige, die durch Unglück Laſterhafte waren. So lange das Leben wenig Gewinn bietet, achtet man nicht darauf; mit der großen Hoffnung kommt die größere Thätigkeit, mit dem Beſitzthume die erhaltende Vorſicht. — Das Stück gefiel dem zahlreich verſammelten Publicum, und wurde auch bey der folgenden Darſtellung ſehr beſucht.

Hr. Wilhelmi gab den Thomas Foſter und löſte eine wahre Rieſenaufgabe mit großer Virtuoſität. In dem Grade als die Rolle phyſiſch anſtrengend iſt, erfordert ſie auch alle geiſtigen Mittel zur Begründung pſychologiſcher Wahrheit. Hr. Wilhelmi hat in beyden Beziehungen das kaum Glaubliche geleiſtet; und wenn er am erſten Abende vielleicht noch nicht ganz ſeine Gemüthumwandlung vorbereitet hatte, ſo gelang dieß bey der folgenden Vorſtellung beſſer, als er ſchon in die vorhergehenden Scenen einige Mäßigung legte. Hrn Korn ſpielte ſeinen Bruder Stephan, wir möchten ſagen, gleich vortrefflich, wenn ſchon in ganz anderer Art; fröhlich und voll Humor im erſten Theile ſeines Charakters, voll Würde und moraliſcher Weisheit im zweyten. Mad. Poller gab die Frau des Thomas Foſter, und verdient gleich nach dieſen beyden Künſtlern ausgezeichnet zu werden. Es gehört eine Gewalt des Kunſtſinns dazu, dergleichen dämoniſche Charaktere von Frauen, mit ſolcher Liebe (wenigſtens macht dieß die Darſtellung glauben) und ſo vortrefflich zu ſpielen. Hr. Fichtner gab den Robert mit allem Feuer eines guten Sohnes; nicht ſo ganz am Platze ſchien uns ſeine Frau als Agneſe. Die HH. Coſtenoble und Wothe als Klingſporn und Lamm, waren jeder in ſeiner Art ergötzlich. Noch verdienen Hr. Koberwein und Dlle Pistor ehrenvolle Erwähnung. Nicht dasſelbe läßt ſich von Hrn. Heurteur ſagen, welcher die wichtige, wenn gleich kurze Rolle des Königs, nicht einmahl dem Gedächtniſſe eingeprägt hatte. Decorationen und Coſtüme waren in der That prächtig, und die Herren de Plan und von Stubenrauch haben ihre Talente wieder auf das glänzendſte bewahrt.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Sammler.

Sonnabend, den 6 12. Jänner, 1833.

Das Liebhabertheater.

Aus dem Livre des cent-et-un.

Unter den mannigfachen Vergnügungen, welche der glückliche Zuſtand vor der Revolution von 1830 uns geſtattete, behauptete das Liebhabertheater den erſten Rang. Concerte und Bälle mußten vor einer dramatiſchen Abendunterhaltung zurücktreten, und auf einer Einladungskarte hatten die Worte: „Man wird Muſik machen,“ oder: „Es wird getanzt,“ bey weitem nicht den mächtigen Reiz der kurzen und anſpruchsloſen Anzeige: „Man wird Sprichwörter aufführen.“ Kein Schritt, keine Bitte, keine Liſt wurde unverſucht gelaſſen, um eingeladen zu werden. Man verſöhnte ſich mit ſeinem Feinde, man hörte ohne Gähnen einen Deputirten des Centrums, kein Opfer wurde zu ſchwer, wenn das gewünſchte Billet der Preis war. Damahls bewarb man ſich um Komödienbillets, jetzt — um einen Aufnahmeſchein ins Hoſpital. Wie hat ſich Alles geändert!

Nicht bloß in den weitläufigen Gemächern der Vorſtadt St. Germain und in den reichen Salons der Chauſſée d'Antin erhoben ſich dieſe improviſirten Bühnen; die einfachen Werkſtätten der Handwerker wurden zuweilen mit einer ſpaniſchen Wand und einigen Lichtern aufgeputzt. Die arbeitende Claſſe, die mit der Arbeit des einen Tages die Vergnügungen des folgenden erwarb, verſagte ſich keine Art der Beluſtigung. Ich ſah einſt auf einem Dachboden Zaïre und Madelon's Mittagbrot aufführen. Zaïre war eine junge hübſche Wäſcherinn, der ihre Rolle nicht glatt vom Munde ging, daher ein Witzling ſagte, ſie hätte ſie noch einmahl aufbügeln ſollen; aber da ſie jeden Augenblick ſich mit einem ſchönen geſtickten Tuch die Augen wiſchte, ſo ließ ſich an ihrer Empfindſamkeit nicht zweifeln, und als ſie von Orosman erdolcht, todt hinſank, erbaute es mich nicht wenig, wie ſie ſo ſorgfältig ihre Strumpfbänder zudeckte, welche durch den Fall zum Vorſchein gekommen waren. Von Orosman's Spiel ſage ich nichts, man kann jetzt im Théâtre français eine Idee davon erhalten, aber ich habe nicht vergeſſen, wie er, nachdem er ſich getödtet hatte, ſich ſo geſchickt neben die unglückliche Zaïre zu werfen wußte, daß er ſie mehrere Mahl küſſen konnte. Alle Zuſchauer applaudirten; Zaïrens Mutter, die nicht leſen konnte, machte man weiß, das ſtünde ſo in der Rolle. Madelon's Mittagbrot war nicht weniger ausgezeichnet durch die Würde, welche die Köchinn in ihre Rolle legte; ſie hätte die Cleopatra, die Athalia mit derſelben Geberde, demſelben Accent, denſelben Attitüden geſpielt, und als ſie ſich zu ihrem Herrn an den Tiſch ſetzte, that ſie es mit der Grazie und dem Adel, womit Semiramis auf den Thron ſteigt. Und doch war dieſe Madelon eine Köchinn; aber eine Köchinn auf dem Theater darf nicht ausſehen wie eine Köchinn in ihrer Küche. Auch fand ihr hohes prinzeſſinnhaftes We-

ſen vielen Beyfall. Dieſe ſonderbare Darſtellung, welche mich ſehr amüſirte, hat mich überzeugt, daß ein ungebildetes Publicum an einem Schauſpieler das natürliche Spiel am wenigſten ſchätzt. Jene Dame aus der Provinz, welche darüber klagte, daß Mademoiſelle Mars auf dem Theater ſpielte, als wäre ſie in ihrem Zimmer, lehrte mich das Publicum des Boulevard begreifen; ich erkläre mir jetzt ſeine Vorliebe für Stücke, in denen der ſchwülſtige Styl zu den unwahrſcheinlichen Situationen paßt, und für Schauſpieler, die mit einer falſchen, hochtrabenden Declamation unnatürliche und verzerrte Stellungen verbinden. Das Natürliche gefällt nur Leuten von Geſchmack, und die Kunſt allein kann es verleihen. Dieß natürliche Spiel, das man nie bey Schauſpielern findet, die ihre Talente auf einem Dachboden üben, trifft man ſelbſt bey denen ſelten an, die in Salons auftreten. Nicht, daß es ihnen an Kenntniß, Geiſt oder Geſchmack fehlt, aber die meiſten begehen den Fehler, ihr Talent bey einem Schauſpieler von Profeſſion zu hohlen; ſie lernen ihm ſeine Geberden ab, ſtudieren ſeine Intonation; da aber dieſe Geberden, dieſe Intonation nicht die ihrigen, ſondern die eines Lehrers ſind, ſo müſſen ſie nothwendig ſchlechte Copien eines oft ſogar ſchlechten Originals geben. Der Rath eines Schauſpielers iſt von Nutzen für die Anordnung einer Vorſtellung, aber nicht für das Spiel.

Derjenige, der nicht in ſich ſelbſt die Fähigkeit beſitzt, das was er denkt, richtig auszudrücken, deſſen Organ die Bewegungen der Seele nicht darzuſtellen vermag, deſſen Blut nicht durch das Feuer der Worte erwärmt wird, der im Aufruhr der Leidenſchaft keine Miene verändert, der trete doch ja nicht auf der Bühne auf, und ſchmeichle ſich nicht, daß der beſte Unterricht die Mängel der Natur erſetzen könne; wir möchten ihm, den Miſanthropen parodirend, zuwerfen:

Et n'allez pas quitter, de quoique l'on vous somme,
Le nom que, dans la cour, vous avez d'honnête homme,
Pour prendre, des leçons d'un pauvre professeur,
Celui de ridicule et misérable acteur.

Es iſt weder eine Schande noch ein Unglück, nicht Komödie zu ſpielen, aber da es immer ein wenig lächerlich iſt, wenn man ſchlecht ſpielt, ſo ſollte es mancher unterlaſſen; und doch ſpielt man, warum? weil es nichts Unterhaltenderes gibt.

In einer Geſellſchaft, wo Überdruß und Langeweile ſich einzuſchleichen anfangen, rufe Jemand plötzlich: wir wollen Komödie ſpielen! wie ſchnell belebt ſich da jedes Geſicht, wie erwacht jeder Ehrgeiz, wie erhebt ſich jede Eigenliebe. Aber wer ſoll ſpielen? Noch wagt es Niemand ſich zu melden. Eine junge Dame ruft: Ich wäre viel zu ängſtlich! — Dieß Wort beweiſt ſchon zu Genüge, daß ſie gern beruhigt ſeyn will, und während man ſich bemüht eine Furcht zu verſcheuchen, die ſie nicht hat, hohlt die Frau vom Hauſe einen jungen Mann aus einem Winkel, an den bisher kein Menſch dachte. Er hat ein Viertel eines Vaudeville's gemacht, dieß iſt genug, er iſt Schriftſteller, man erklärt ihn zum Director der Truppe. Jetzt muß man ſehen, wie ſich alles um ihn drängt, man kann ihm nicht Artigkeit und Aufmerkſamkeit genug beweiſen; man macht ihm Complimente über das was er geſchrieben, was er nicht geſchrieben hat, gleichviel man muß ihn gewinnen, ihn in ſein Intereſſe ziehen. Man ſchlägt vor, eines von ſeinen Stücken zu ſpielen: ſie ſind alle ſehr hübſch, man darf nur wählen. Zum Unglück weiß man nicht einmahl den Titel davon; doch ſeine beſcheidene Weigerung hilft ſeinen Schmeichlern aus der Noth. — Vor allen Dingen muß das Stück gewählt werden, und da die Frau vom Hauſe eine hübſche Stimme hat, und bey Benderali Stunde nimmt, ſo entſcheidet man ſich für das Vaudeville? O, daran iſt kein Mangel; wir wollen ſehen: „Der Gang ins Irrenhaus?“ Ach nein, mein Mann iſt in Charenton *), dieß Stück würde mich an ihn erinnern. — „Der Secretär und der Koch?“ — Wo denken Sie hin, flüſtert ein junger Mann, dort der dicke Herr am Whiſttiſche trug einſt die Küchenſchürze, das wäre eine Perſönlichkeit. — Zwanzig Stücke werden nach einander vorgeſchlagen, und aus gleich wichtigen Gründen verworfen; endlich nachdem man das ganze Repertorium des Gymnaſe, des Vaudeville und der Variétés durchgeſucht, entſchließt man ſich endlich zu zwey Vaudevilles, die keine vorzüglichen Anſpielungen enthalten. Nun geht es an die Vertheilung der Rollen. Endlich, nach langen Debatten hat ſich Alles verſtändigt. Eine Dame von 50 Jahren, mager und dürr, kann die Naive ſpielen, ihre Tochter ſoll die Mutter machen, und, mit etwas Grau aufgelegt, wird es vortrefflich gehen. Ein junger Mann, dem dieſe Anordnung nicht recht iſt, übernimmt aus Ärger die Rolle eines Großvaters, und tritt den Liebhaber ſeinem Onkel ab, der eine blonde Perrücke aufſetzen, ſeine Augenbraunen färben und Waden anſchaffen wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Ein Irrenhaus bey Paris.

Charade

(zugleich als Auflösung der Charade in Nr. 159).

Als noch mit süssem Minnesold
Die beyden Ersten zart und hold,
So gut sie immer konnten
Den Minnesänger lohnten,
War auch natürlich unzählbar
Der höchst galanten Dichter Schar,
Die sich den Ersten weihten,
Ihr Drittes zu verbreiten.

Am Ganzen man ein Beyspiel sah,
(Erzählen uns die Chronica)
Wie man den Sänger liebte,
Der seine Sitten übte
Der in der edlen Liederkunst
Mit glühend heißer Liebesbrunst
Die schönen Ersten ehrte,
So lang sein Leben währte.

D. F. Reiberstorffer.

Ein Zahltag zu Paris.

Ich erging mich heute, wie gewöhnlich, im Tuilerien-garten, und nachdem ich auf der Terrasse der Feuillants lange genug zugesehen hatte, wie der Wind die abgefallenen Blätter in Wirbeln jagte und launisch die Gewänder der Spaziergängerinnen drapirte, fiel mein Blick auf die lange Façade des Finanzministeriums. Wer doch hier zwanzigtausend Franken Renten zu erheben hätte! Dieß mußte ich denken, so oft mir dieser Goldpallast vor Augen kam, und der Gedanke war mir von jeher ärgerlich gewesen; heute aber, ich weiß nicht wie es kam, fiel mir ein: hast du auch dort kein Geld zu erheben und wirst auch nie welches zu erheben haben, so willst du doch einmahl dort Geld ausbezahlen sehen. Gesagt, gethan; nach wenigen Minuten stand ich in der rue du Mont Thabor vor dem zierlichen Thore, über welchem mit großen goldenen Buchstaben geschrieben steht: Trésor public.

Der Zufall konnte mir nicht besser dienen: heute werden Renten ausbezahlt. Innen um die cour de l'Horloge laufen Gallerien, wie außen gegen die Straße, und unter diesen Hallen befinden sich die verschiedenen Cassen; aber dort im Gange Nro. 6, dort fließt die Quelle der Renten und Pensionen. Es ist der erste Zahltag, die Liste der Serien hängt an den Wänden. Wer auf seine Renten gemächlich acht und vierzehn Tage warten kann, der glaubt wohl nicht, daß, während er noch in den Federn ist, eine ungeduldige Menge sich in der rue neuve de Luxembourg drängt, um, sobald das Thor sich aufthut, die ersten Nummern zu erhaschen. Im harrenden Haufen ist allerdings Mancher, der sich hierherstellt, um seinen Platz zu verkaufen, wie er es Abends beym Eingang in die Theater macht, aber auch mancher arme Rentier, der sein Bischen Geld dringend bedarf, will er diesen Morgen sich satt essen und am Abend ein Nachtlager haben.

Es ist acht Uhr; ein Paar grüne Karren stehen im Hofe und die Aufwärter schleppen daraus schwere Säcke in die Bureaux, aus denen bald das Geld in tausend Hände rinnen soll. Beym Anblick dieser Gebirge von Fünffrankenstücken ward mir wunderlich zu Muth. Jedes dieser Stücke, dachte ich, hat mehr Metamorphosen, mehr Incarnationen erlebt, als Wischnu. Der Norden von Frankreich mit seinem Hopfen und seinem Reps, der Osten mit seinem Eisen, seinem Mais, seinem Wein, der Westen mit seinem Korn, seinem Obst, seinen Haiden, mit seinem Ocean, der Süden mit Alpen und Pyrenäen — Alles, Alles ist hier in den beyden grünen Karren. Das gute Gewissen wie das böse, der Geiz und die offene Hand, Niederträchtigkeit und Edelmuth, alle Tugenden und alle Laster sind in dem Gelde hier verkörpert. Wie viele Kinder des Bodens haben sich mit Tagesanbruch vom Lager erhoben und von der Sonne braten lassen, wie viele Trinker haben Champagner und Burgunder, Suresne und Bordeaux durch die Kehlen gejagt, wie viele Verliebte und Sterbende Heirathscontracte und Testamente unterschrieben — bis die grünen Karren hier voll wurden!

Es geht stark auf neun Uhr. Der lange Gang, der zu der Casse führt, ist voll von Rentenempfängern; die Bänke sind alle besetzt, noch viel mehrere harren stehend des ersehnten Augenblicks. Hieher muß kommen, wer das Pariser Leben kennen lernen will. Seht da den kleinen runden Mann im weißen Haare, das in ailes de pigeon auf den blauen Sonntagsrock niederfällt. Er hatte im Jahre 1789 zweytausend Livres Renten. Er kommt aus der Straße Copeau, sein consolidirtes Drittheil abzuhohlen. Hört, wie er seufzt, was er zu klagen hat: vierzehn Tage vor dem halbjährlichen Zahltage befindet er sich jedes Mahl schlecht, aus Furcht, es möchte eine Revolution geben. Heute vor einem Jahr — er will es sein Lebenlang nicht vergessen — brach ein Aufstand aus, gerade als er hier war, um seine Rente zu erheben. Als unter den Arcaden der erste Trommelwirbel — ein Donnerschlag für sein Ohr — ertönte, hatte er noch hundert ganze Nummern vor sich. Wie ihm zu Muthe war, wie es ihm krampfhaft die Brust zusammenschnürte, so oft wieder einer von der Straße hereinkam und eine schlimme Kunde brachte, läßt sich besser fühlen als beschreiben. „Wenn ich mein Geld nicht bekäme! was würde meine Frau sagen! Guter Gott! großer Gott!“ Und die

Nummern wurden so entsetzlich langsam abgelesen! Sein Blut kochte, und der Angstschweiß stand auf ihm. Da trommelt es zum zweyten Mahle! „Großer Gott! ich bin verloren! Noch zwanzig Personen vor mir!“ Es versetzt ihm den Athem, Alles dreht sich mit ihm im Kreise. „Machen Sie fort, eilen Sie, oder mir wird übel!“ Trommeln zum dritten Mahle. „Ha! gewiß! das ist der Generalmarsch!“ — „Nicht doch, mein Herr, ein Marsch, ein einfacher Marsch.“ — „Wie viel Nummer? wie viel? — Ja? — Ach! großen Dank, das bin ich!“ Und so tritt er schwankend an die Casse und empfängt sein Geld und wünscht von ganzem Herzen, es möchte bis zum nächsten Termin keinen Aufstand geben. Der Schreck ging ihm lange nach, er mußte acht Tage zu Bette liegen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Am Sylvesterabende des Jahres 1832 erschien zum ersten Mahle ein Gelegenheitsstückchen in einem Act und in Alexandrinern unter dem Titel: „Die Enthebungskarte.“

Die Handlung ist einfach und beruht auf einer sehr putzsüchtigen Frau, welche mit Sehnsucht die Neujahrsgratulanten erwartet, um ihre Prachtgarderobe glänzen zu lassen. Während dem hat ihr Gemahl, der Assessor Rose, die Enthebungskarte gelöst, und sie befindet sich nun in der Situation, ihre Lieblingsneigung, sich im Putze präsentiren zu können, aufgeben zu müssen. Die unglückliche Lage des Cassiers Willberg, welcher einen unverschuldeten Cassadefect von 500 Thaler erlitten, besiegt jedoch ihren Hochmuth und Eitelkeit, sie rettet den bedrängten Familienvater, indem sie diese Summe diesem menschenfreundlichen Zwecke widmet.

Der ungenannte Verfasser zeigte in der Behandlung dieses einfachen Süjets unverkennbaren Beruf für poetische Theaterproducte; denn eine hübsche flüssige Sprache, glückliche Zeichnung der Charaktere auf theatralischen Effect berechnet sind die Vorzüge dieses Gelegenheitsspieles. Hr. Brabbée (Assessor Rose) löste als junger Anfänger seine schwierige Aufgabe glücklich, nur hätten wir gerne Wärme und Gefühl mit seinem Spiele verschwistert gesehen. Mad. Seutta (Elise) kann in ihrer Darstellung mit besonderem Lobe erwähnt werden. Hr. Lang (Willberg) gab seine Rolle wohlgelungen, jedoch die besondere Markirung, welcher er seinem stehentlichen Zustande verlieh, können wir nicht gänzlich billigen. Stück und Darstellung gefielen im Allgemeinen allen Theaterfreunden.

In dem Lustspiele: „Das abgebrannte Haus“ wagte Mad. Thal ihren ersten theatralischen Versuch; ihre Sibylla war kein wahres naturgetreues Bild einer gutmüthigen Kokette aus den untern Ständen, welche nirgend die Gränzlinie des Zarten überschreiten darf. Sie ist eben keine unberufene talentlose Candidatinn für den Tempel Thaliens, denn sie besitzt eine hübsche Theaterfigur, ein wohlverständliches angenehmes Organ und frappante Bühnengewandtheit. Allein richtiges Gefühl dessen, was sie darzustellen hat und diesem Gefühle in der Darstellung wo möglich nachzukommen, waren die fühlbaren Mängel.

Der zweyte theatralische Versuch der Mad. Thal war in der beliebten Reprise: „Die schlimme Lisel,“ die Titelrolle, worin sie uns in der That weniger befriedigte. Die Ursache liegt nicht in dem Wahne, daß sie als Anfängerinn diese schwierige Aufgabe zu lösen suchte, sondern in dem Nichtauffassen ihres darzustellenden Charakters und in dem oberflächlichen Studieren der Rolle. Wenn Mad. Thal sich mit Vortheil dem Schauspielfache widmen will, hat sie nebstdem auf ihre Aussprache vorzügliche Aufmerksamkeit zu richten, denn sie verwechselte bald das Local mit dem Hochdeutsch und gerieth in eine nachtheilige Sprachverwirrung. Das nachsichtige Publicum, gewohnt Anfänger zu unterstützen und zu ermuntern, spendete ihr jedes Mahl reichlichen Beyfall und die Ehre des Hervorrufens. Zum Lobe des Hrn. Schuster Jg. können wir nur erwähnen, daß er den Runzelmann nie besser darstellte. Hr. Tomaselli (Rautert) war in der Darstellungsweise eine gelungene Abschattung des unvergeßlichen Korntheuer. Hr. Landner zeigte sich als Bedienter drollig. Dlle. Schadetzky (Babette) befriedigte bis auf eine nicht theatralische Haltung des Körpers. Die Rolle des Feldscheer hatte an Hrn. Reidinger keinen vielversprechenden Repräsentanten.

Joh. Nep. Hrastnigg.

(K. K. priv. Theater in der Josephstadt.) In der am 27. Dec. v. J. Statt gehabten Vorstellung der Rossinischen Semiramis hatte, wegen plötzlicher Unpäßlichkeit des Hrn. Emminger, Hr. Demmer die Rolle Hydrens übernommen, und führte sie recht tüchtig, durch. Übrigens ging die Oper recht gut zusammen, bis auf den Männerchor, der manchmahl störend eingriff. Das schöne Finale wurde kräftig ausgeführt. Ausgezeichnet war die wackere mit einer seltenen Stimme begabte Dlle. Kratky; auch Mad. Zimmer und die HH. Pöck und Borschitzky sind zu loben.

Concert.

Sonntag den 13. Jänner 1833 gibt der rühmlich bekannte Compositeur Joachim Hoffmann im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde unter den Tuchlauben Nr. 558 um die Mittagsstunde eine große musicalische Academie. Die darin vorkommenden Stücke sind: 1) Einleitung und erster Satz aus einer großen Symphonie. 2) Erster Satz aus einem großen Concert für das Pianoforte (Posthume) von W. A. Mozart, neu bearbeitet, nebst einer dazu componierten Cadenz, von Fr. Kalkbrenner, vorgetragen von Dem. Friederike Bäuerle. 3) Andante und Scherzo aus obgenannter Symphonie. 4) Declamation, von Mad. Anschütz, k. k. Hofschauspielerinn. 5) Die Bienen. Gedicht von F. A. Bürger. Lied für Tenor, gesungen von Hrn. Tietze, Mitglied der k. k. Hofcapelle. 6) Finale aus obgenannter Symphonie. Sämmtliche Musikstücke, mit Ausnahme von Nr. 2, sind ganz neu vom Concertgeber componirt. Eintrittskarten zu 3 fl. W. W. sind in den Kunsthandlungen der HH. Haslinger, Artaria, Diabelli und Comp., Mechetti, und am Tage des Concerts an der Casse zu haben.

Im Sammler Nr. 4. ist das Gedicht: „Meine Blumen,“ irrig statt Prechtler, — Drechsler, unterzeichnet, welches wir zu verbessern ersuchen. Die Redaction.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinſtag, den 7 15. Jänner, 1833.

Das Liebhabertheater.

(Fortſetzung.)

Eine junge hübſche Brünette, die ſich mit der Hand auf den Arm des Directors lehnt, erhält von ihm die Soubrettenrolle, und da er den Bedienten machen wird, ſo will er oft unter vier Augen Probe mit ihr halten. Was die Frau vom Hauſe betrifft, die gibt ſich zum Opfer her, ſie läßt ſich eine Nebenrolle gefallen, nur muß eine Arie von Roſſini, die ſie herrlich ſingt, eingelegt werden, das iſt alles, was ſie verlangt, man kann nicht genügſamer ſeyn. Nun findet ſich aber der Mann der hübſchen Soubrette beleidigt, daß man ſein Bühnentalent nicht in Anſpruch genommen hat. Er klagt bitterlich über dieſe Zurückſetzung. Was iſt zu thun? es iſt keine Rolle unbeſetzt, als die des Souffleurs. Er nimmt auch dieſe. Vielleicht hofft er, daß einer von den Schauſpielern krank werden, oder ſterben, und er dadurch aus ſeinem Kaſten auf die Bühne kommen werde. Jener andere Herr dort, der kein Wort ſprechen, aber einen Nagel vortrefflich einſchlagen kann, wird zum Maſchiniſten ernannt; er wird den Vorhang aufziehen und herablaſſen. Und die drey Schläge? — die thut ein Anderer; Ein Menſch kann nicht Alles thun. Das intereſſanteſte Subject aber iſt der Sohn vom Hauſe. Dieſer hat einen Brief zu überbringen und muß ſagen: „Ja, mein Herr!“ Seine Mutter, erſtaunt über ſeinen frühreifen Verſtand, iſt überzeugt, daß er ſeine Sache vortrefflich machen wird; um indeß ganz ſicher zu gehen, läßt ſie ihn ſeine Rolle zwanzigmahl herſagen, und kann ſein gutes Ausſehen und ſeinen natürlichen Anſtand in der Livree nicht genug bewundern. „Sehen Sie doch,“ ruft ſie ganz entzückt, „ſollte man ihn nicht für einen wirklichen Bedienten anſehen?“

Bald beginnen die Proben, und mit ihnen die Plage der Frau vom Hauſe. Es iſt nichts Leichtes, ſelbſt zu einem Vergnügen, acht oder zehn Perſonen auf die beſtimmte Stunde zu verſammeln, von denen jede ihre Pflichten, ihr Intereſſe, ihre Leidenſchaften und beſonders ihre Launen hat. Die Eine will, man ſoll des Abends Probe halten, die Andere, des Morgens; dieſe hat nur am Sonntage Zeit, jene geht aufs Land. Endlich iſt man über Tag und Stunde einig und verſpricht ſich gegenſeitig, ſeine Rolle gut zu wiſſen. Um zwey Uhr ſollte man zuſammenkommen, ſchon iſt es drey und noch iſt Niemand da. Der erſte, der endlich ankommt, läßt ſich bezeugen, wie pünctlich er iſt, und geht, um unterdeſſen einen Beſuch in der Nachbarſchaft zu machen. Der zweyte Ankömmling (eine Dame) klagt laut über die Unſchicklichkeit, eine Dame warten zu laſſen; der dritte kommt, ganz in Schweiß, gelaufen, und kündigt an, daß er in einer Stunde bey ſeinem Notar ſeyn müſſe. Ein Entſchuldigungsbrief wird gebracht, der erſten Liebhaberinn iſt ihr Hund krank geworden, und ſie

erwartet den Arzt, sie weiß sogar nicht, ob sie wird spielen können, so unruhig ist sie wegen der Gesundheit dieses theuren Wesens. Es schlägt vier Uhr, und noch ist kein Wort aus den Rollen hergesagt worden, kaum hat jeder die seinige durchgelesen, denn man liest bey der Probe vom Papier ab. Es wird fünf Uhr, und man ist noch nicht über die Plätze, das Auf- und Abtreten einig geworden. Man geht mit dem festen Versprechen aus einander, bey der nächsten Probe pünctlicher zu seyn, und Jeder nimmt sich im Stillen das Gegentheil vor; man will sich nicht der Faulheit Anderer zu Liebe aufopfern. Eine zweyte und dritte Probe, in der man sich bespöttelt, schmeichelt, zankt, bringt weder das Zusammenspielen, noch das Gedächtniß viel weiter. Indeß rückt der Tag der Vorstellung näher, und man entschließt sich endlich, die Einladungskarten auszuschicken. Jeder Mitspieler verlangt deren für seine Familie, seine Freunde, seine Bekannten. Wie dürfte man Leuten etwas versagen, die vielleicht böse werden und Alles vereiteln könnten; man muß sie zufrieden stellen, und die unglückliche Frau vom Hause muß ihre eigenen Freunde ausschließen, um Fremden Platz zu machen.

Unterdessen gibt es bey den Proben immer neue Streitigkeiten; der Eine hält inne und will kein Wort sagen, so lange man in den Coulissen spricht, das kleinste Geräusch macht ihn irre, ein bellender Hund, eine aufgehende Thüre bringt ihn aus dem Concept; ein Anderer hat die Sucht, an jeder Stelle guten Rath zu ertheilen: Gonthier spricht dieß so; bey dieser Stelle spielt Leontine Fay mit dem Fächer; er will Gonthier und Leontine nachahmen, und von beyden ist keine Spur. Dieser will sich nicht souffliren lassen, bleibt jeden Augenblick stecken, und ärgert sich dann, daß man ihm nicht souffliet. Wieder ein Anderer kann sich nicht entschließen, seine Rolle so zu lassen, wie sie ist, er verziert sie, setzt zu, ändert, und macht so lange, bis er endlich Alles entstellt und verdirbt.

Am schlimmsten ist der arme junge Mann daran, den man zum Director gemacht hat, und der nichts zu dirigiren hat, denn Jeder folgt seinem Kopfe; dennoch belagert ihn Alles, und will seine Meinung hören; wehe ihm, wenn er sich irgend eine Bemerkung erlaubt, und wenn sein ganzer Rath sich auf ein: „Ganz allerliebst! Herrlich!“ u. s. w. beschränkt; untersteht er sich, etwas zu tadeln, so kehrt man ihm den Rücken zu, und macht sich über ihn lustig; geht das Stück schlecht, so trägt er die Schuld, denn er ist ja Director!

Drey Tage vor der Aufführung wird ein Hauptpunct erwogen, nähmlich das Costüm. „Ich werde ein Rosakleid tragen,“ sagt die fünfzigjährige Dame.

„Ich auch,“ sagt die junge Soubrette.

„Aber, meine Liebe, das geht nicht, wir können nicht gleich gekleidet seyn, das wäre lächerlich, und überdieß steht Ihnen das Rosa nicht gut.“

„Das Rosa stände mir nicht, in meinem Alter! Ist das wahr, Herr Director?“

„Wenn man jung und hübsch ist, so steht einem Alles gut; zudem hat das Rosa den Vorzug, daß es jünger macht.“

„Dann, meine Liebe, überlasse ich Ihnen das Rosa,“ erwiedert die Soubrette höhnisch, „mir ist es nicht darum zu thun, jung auszusehen.“

Da sind nun zwey Freundinnen, die in drey Tagen kein Wort mit einander sprechen werden.

Aber nicht bloß die Damen legen solche Wichtigkeit auf ihre Toilette. Gehen wir mit unsern Schauspielern zu Babin, so werden wir kaum wissen, welches Geschlecht die Natur eitler gemacht hat. Da werden tausend Röcke angepaßt, aber keiner sitzt knapp genug, keiner sieht gut genug aus. Das Tuch ist zu grob, voller Flecken, die Farbe ist verschossen, und wird auf dem Theater keinen Effect machen. Nachdem man im Laden alles durch einander geworfen, und Madame Babin ganz desperat gemacht hat, entschließt man sich endlich, ohne große Rücksicht auf seine Rolle, zu dem Costüm, welches am meisten gefällt, aber nicht, welches am besten dazu paßt. Man muß übrigens nicht glauben, daß es die Hauptacteurs sind, welche sich am angelegentlichsten mit diesem großen Gegenstande beschäftigen; der Schauspieler, der den Brief zu bringen hat, legt gerade die meiste Wichtigkeit darauf, und bringt mehrere Stunden hin, ehe er mit sich einig wird, ob er den Brief in einer gelben, grünen oder rothen Livree bringen soll. Man deliberirt weit weniger, wenn man ein Land in Belagerungszustand erklären will.

Endlich ist der große Tag da, aber nun gibt es ein anderes Unglück. Die Liebhaberinn hat die Migräne, und glaubt nicht, daß sie wird aufstehen können; der Onkel ist heiser und wird wohl nicht singen, vielleicht gar nicht sprechen können. Was soll nun die unglückliche Frau vom Hause mit allen den Leuten anfangen, welche ihr, von sieben Uhr Abends an, das kleine Haus stürmen werden? — „Wäre er wenigstens vor drey Tagen gestorben!“ ruft sie in Verzweiflung, „so hätte ich doch Zeit gehabt ihn zu ersetzen.“ Zehnmahl geht sie den

Tag über zu der armen Kranken; zwanzigmahl schickt sie zu dem unglücklichen Heisern; nie sah man eine solche Zärtlichkeit, eine so rührende Theilnahme; die Besorgniß und Hingebung einer Mutter, einer Geliebten, sind nichts dagegen. Indessen, so wie der Herr die Liebenden nicht verläßt, so verläßt er auch die Schauspieler nicht, und wenn die Stunde der Vorstellung da ist, hat sich die Migräne gegeben, und die Heiserkeit hat sich verloren.

(Der Beschluß folgt.)

Blümchen Wunderhold.

Ich kenne ein Blümchen, das blühet so schön,
Es blühet der Welt zum Entzücken,
Ob stürmen die Winde, ob Zephyre weh'n,
Ob's Strahlen der Sonne beglücken.

Wenn's stürmet im Innern, wenn tobet das Herz,
Vereitelt wird all' unser Streben,
Dieß Blümchen, es lindert und heilet den Schmerz,
Dieß Blümchen ergötzt uns das Leben.

Und dennoch verwelket dieß Blümchen gar nie,
Bringt stets noch die herrlichsten Früchte;
Erkennst du das Blümchen? — es heißt Poesie
Die Gaben, es sind's die Gedichte.

M. D. Ettinger.

Die Zumuthung.

Der General Junot, Napoleon's erster General-Adjutant, bildete in Arras eine erlesene Heerschau, die bey der Landung in England, von ihm befehligt, an der Spitze des Heeres fechten und diesem den Weg bahnen sollte. Noch gefielen sich damahls die französischen Soldaten in voller Frisur mit puder- und pomadenreichen Zöpfen, welche Jenem verhaßt waren und um deren Abschaffung er den ersten Consul anging. Napoleon aber wollte diese anstößige Veränderung dem freyen Willen der Truppen anheimgestellt wissen; Junot, den sie liebten, ließ deßhalb der Division seinen innigen Wunsch bekannt werden, auch verschwanden sofort zweytausend Zöpfe, doch veranlaßte der Groll und die Neckerey der Widerstrebenden Zwietracht und Händel. Hierauf versammelte er die Masse, hielt — ihrer Gunst und Achtung gewiß — eine eindringliche, seinem Zwecke geltende Rede, und abermahls wurden ihm zu Liebe fünfzehnhundert Zöpfe abgeschnitten.

Eines Morgens bittet ein junger Grenadier um Gehör und wird vorgelassen. Er ist groß, schön, von angenehmer Bildung, aber noch frisirt und stark gepudert, neigt sich mit Anstand, doch verlegen, da ihn Junot des gedachten Haarputzes wegen scheel ansieht, und anwortet auf die Frage nach seinem Begehren:

„Mein General, ich wünschte, mit Ihrer Erlaubniß, zu wissen, ob das Abschneiden der Haare wirklich verordnet ward, denn der Tagbefehl sagt nichts davon."

„Ich habe es weder gebothen, noch verlangt!" — entgegnete Jener — „habe nur gebethen und gehofft, daß meine Grenadiere, in denen ich meine Brüder, Kinder und Freunde sehe, mir, der ich so viel für sie that, diesen Beweis von Anhänglichkeit geben, mir eine Hand voll Haare opfern würden, da diese Entbehrung sie nichts kostet, wohl aber jedem nützlich ist."

Er sprach in diesem Sinne beweglich fort und beschloß die Antwort mit der nochmahligen Frage nach dem eigentlichen Begehren.

Der junge Mann war gerührt, trat ihm näher und sagte mit wankender, fast weinerlicher Stimme:

„Herr General, es gibt gewiß in der ganzen Division kein Herz, das Ihnen ergebener wäre, als das meine, auch bin ich weder unfolgsam noch halsstarrig, und will es Ihnen jetzt beweisen. Als ich von meiner guten, geliebten Mutter schied, sollte ich die Haare abschneiden und sie ihr zum Andenken überlassen, was ich ablehnte. Ich habe auch ein Schätzchen," fuhr er erröthend fort, „das sich ein Halsband von ihnen wünschte und nicht einen Strähn erhielt, denn meine Haare sind mir zu werth; ich würde sie wohl selbst dem Napoleon versagen, sehe aber wohl, daß sie jetzt fallen müssen, denn die ganze Compagnie fügte sich Ihnen zu Liebe, und ich, der Sie mehr als alle Andere ehrt, sollte mich weigern? Das darf nicht seyn!"

Er zog bey diesen Worten eine gewaltige Scheere aus der Tasche, reichte sie dem General dar und sagte:

„Doch erbitte ich mir es zur Gnade, daß Sie — aber Sie selbst — den ersten Schnitt thun, denn das Opfer, wenn es ein solches ist, wird mir dann minder wehe thun."

Junot zögerte betroffen und bewegt, als ihm der Jüngling den herrlichsten blonden Lockenkopf, den er noch je gesehen, zuneigte, und rieth ihm ab, doch jener bestand auf der Hingabe und dem Anspruche; es entspann sich ein Zwist der Opferlust mit der Ablehnung, und der General ward endlich zum Haarschneider.

(Memoiren der Herzoginn von Abrantes, 7ter Theil.)

S.

Dem Freunde ins Stammbuch.

Schön iſt's, als Liebling in der Menſchen Herzen walten:
Doch ſchwer iſt's, Freund, ſich ihre Lieb' erhalten! —

Dr. M. Müller.

Auflöſung

der dreyſylbigen Charade im vorigen Blatte:

Frauenlob.

Notizen.

Almanachs-Literatur.

Huldigung den Frauen. Herausgegeben von J. F. Caſtelli, mit einem Titelkupfer, das Portrait Ihrer kaiſerlichen Hoheit der Erzherzoginn Sophia Friederika Dorothea von Öſterreich darſtellend und fünf zu den Erzählungen gehörenden Kupfern. Wien bey Fr. Tendler, und von dem Verleger Ihrer Majeſtät der Kaiſerinn Königinn Caroline Auguſte gewidmet. — Daß der Herausgeber es verſtehe, den Damen zu huldigen, beweiſet der Umſtand genügend, daß ſie ſchon durch eine lange Reihe von Jahren ſeine Huldigung gütig und günſtig aufnehmen. Wenn an dem in Rede ſtehenden Jahrgang etwas zu rügen wäre, ſo iſt es, daß der Nahme des beliebten Herausgebers nur auf dem Titelblatte erſcheint. Das heißt ſich einen edlen Ritterdienſt etwas leicht machen, obwohl man andererſeits ihm die Anerkennung nicht verſagen kann, daß er tüchtige Stellvertreter zu wählen gewußt habe. In erſter Reihe dürfte L. Kruſe's Novelle: „Frau und Magd" ſtehen, welche ſehr intereſſante Situationen, und den Leſer in fortwährender Spannung erhält. Rob Roy's Höhle lernt uns in Andr. Schubmacher einen wackern Erzähler kennen, den wir mit gutem Gewiſſen zum Fortſchreiten auf dieſer Bahn ermuntern können. — „Die Perle des Orients" von Louiſe Beck iſt eine ſinnige Dichtung, mit dem ächten Stämpel der Frauenwürde verſehen. Auch die beyden andern Erzählungen: „Die Rache des Dämons," dann „Schwärmerey und Treue" enthalten des Guten und Lobwürdigen Manches. In dem poetiſchen Theile des Almanachs entheben uns die Nahmen der HH. Bauernfeld, Braun von Braunthal, L. Halirſch, J. v. Hammer, Th. Hell, von Hermannsthal, Marſano, Müchler, Neuffer, Naupach, Baron Schlechta, J. G. Seidl, Treitſchke, Freyherr von Zedlitz, jeder Lobpreiſung, da ſie ſelbſt ſchon die beſte Empfehlung ſind. — Die Kupfer erſchienen uns in dieſem Jahrgange minder werthvoll als in den frühern, und beym Durchleſen ſtießen wir auf mehr Setzfehler, als ſich mit einer genauen Correctur denken laſſen. Bey einem Taſchenbuche, welches in ſo viele ſchöne Hände geräth, ſollte billig mehr Rückſicht auf Correctheit des Satzes genommen werden ſeyn. Da nur wenig alte Augen ſich mit dieſer Lectüre beſchäftigen dürften, ſo möge die ſehr kleine Schrift Entſchuldigung finden.

Concert des Hrn. Joſeph Beneſch.

Hr. Joſeph Beneſch, Mitglied der k. k. Hofcapelle, ſpielte in dem Concerte, welches er am 26. December 1832 im großen Univerſitätsſaale gab, ein Concertino in D von ſeiner Compoſition und am Schluſſe Doppelvariationen für zwey Violinen, componirt und vorgetragen vom Concertgeber und Hrn. Heinrich Proch. Im Concertino, einer wahrhaft ſchönen und regelrechten Compoſition, entwickelte der Concertgeber ein reines Spiel, rührendes Adagio, und überraſchte durch neue Doppelgriff-Spiccati, chromatiſche Trillerläufe und durch Octav- und Decimengänge. Nur können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Überzahl der allzu vorherrſchenden Schwierigkeiten, welche ſich Hr. Beneſch aufhäufte, ſeinen Vortrag bey manchen Paſſagen beeinträchtigte. Der Concertant fand einſtimmigen Beyfall und wurde gerufen. In den Doppelvariationen, welche ein beliebtes Thema lieblich und ergreifend behandeln, wetteiferten beyde Künſtler, die Wirkſamkeit der Violine auf das Höchſte zu ſteigern. Hr. Proch wirkte durch Schmelz und Zartheit, der Concertgeber durch die Kraft und das Feuer der Paſſagen, welcher Contraſt ſich ſehr effectvoll bewährte. Am Schluſſe, den beyde Violinen zuſammen ausführten, bewunderten wir den präciſeſten Einklang, wodurch ſich die Bravour und die Herrſchaft der Künſtler über ihre Inſtrumente in das hellſte Licht ſetzte. Dieſe gediegene Leiſtung, bey welcher die Concertanten auch als Compoſiteurs ihren Beruf beſtätigten, wurde mit oftmahls ausbrechendem, lauten Beyfalle belohnt. Die Eröffnung geſchah mit der Ouverture zur Oper: „Richard Löwenherz," von Heinrich Proch, welche wirkſame Motive enthält, denen es nur oft am Reiz der Neuheit und an der gehörigen Verſchmelzung gebricht; beſonders ſchön ſind die Streichinſtrumente gehalten. Als dritte Nummer declamirte Hr. Herzfeld, k. k. Hofſchauſpieler, den Doppelgänger von Caſtelli und erhielt Beyfall. Wir glauben jedoch, daß weniger Monotonie und eine launigere Nuancirung möglich geweſen wäre. Darauf trug Frau Friederike Beneſch den erſten Satz eines Concertes für das Pianoforte in D-moll von Kalkbrenner vor. Fr. Beneſch iſt eine ſeltene Clavierviruoſinn. Mit den nöthigſten Eigenſchaften, nähmlich: einer reinen Intonation, einem kräftigen, klangvollen, ſicheren Anſchlag, Geläufigkeit im Triller und einer Leichtigkeit in Überwindung großer Schwierigkeiten, verbindet ſie eine Präciſion, ein Gefühl des Vortrags, und eine Fülle trefflicher Nüancen, ſo daß ihr Spiel, ich möchte ſagen, in phyſiſcher und pſychiſcher Hinſicht einem hohen Grade von Vollendung ſich anſchließt. Dieſe Vollkommenheit der Mechanik, parallel mit der Seele des Spieles, iſt Urſache, daß Kenner und Nichtkenner, in gleichem Maße begeiſtert, ihr allgemeinen Beyfall zollen müſſen. Schade, daß das Concertſtück zu wenig geeignet iſt, ihre Force im Vortrage, welche wir zu bewundern oft ſchon Gelegenheit hatten, ganz erſichtlich zu machen. Ihre Leiſtung fand die gebührende Anerkennung im tobendſten Beyfalle und der Ehre eines zweymahligen Hervorrufens. Eines gleichen Erfolges erfreute ſich der ſeelenvolle Geſang des Hrn. Randhartinger, Mitglied der k. k. Hofcapelle, welcher das Gedicht: „Die Heimath," von ihm in Muſik geſetzt, ſo ergreifend vortrug, daß die Wiederhohlung allgemein und ſtürmiſch verlangt wurde. Das Orcheſter hielt ſich bey den Begleitungen, eine zufällige Störung bey den Schlußvariationen ausgenommen, im ziemlichen Einklange; nur war es bisweilen zu volltönend.

Das zahlreiche Zuſtrömen des Publicums, der laut geſpendete Beyfall, und unſere ſo eben ausgeſprochene Anſicht mögen dem Concertgeber die volle Überzeugung geben, wie ſehr Alles ihn achtet und ſein Verdienſt anerkennt, und wie ſehr wir uns freuen, einen ſo wackern Künſtler für immer in unſerer Mitte zu beſitzen, da ihm die hohe Auszeichnung zu Theil ward, als Mitglied der Hofcapelle Sr. Majeſtät aufgenommen zu ſeyn.

Joh. Nep. Hofzinſer.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Sammler.

Donnerstag, den 8 17. Jänner, 1833.

Das Liebhabertheater.

(Beſchluß.)

Welche Menſchenmenge in dem Saal! man drängt ſich, ſitzt auf einander. Die Federn, Blumen, Diamanten gewähren einen entzückenden Anblick. Aber, was ſehe ich! wer ſitzt da im erſten Range? zwey Damen, die nie ein Theater beſuchten! Sie waren am erſten da, und nahmen die vorderſten Plätze ein; das macht, hier bezahlt man nichts.

Aber ſtill, man wird anfangen. Was iſt das für ein Lärm in den Couliſſen? Ach es iſt der Onkel, der verzweifeln will. Babin hat ſeine Perrücke vergeſſen, ſeine blonde Perrücke, das wahre Meiſterwerk Michalon's. Was iſt zu machen? man fängt im Saale an ungeduldig zu werden, wo die Hitze zum Erſticken iſt. Unglücklicher Weiſe hat der Perrückenmacher an der Ecke nur falſche Toupets. Endlich bemerkt man im Saale einen alten Herrn, deſſen blondes Haar mehr das Werk des Perrückenmachers ſcheint, als das der Natur, man ruft ihn, und er mag wollen oder nicht, er muß die Perrücke hergeben, obgleich er betheuert, es ſey ſein eigenes Haar. Um ihn zu tröſten, ſetzt man ihm eine Schlafmütze auf, und erlaubt ihm in der Couliſſe zu bleiben, wo er nichts ſehen kann.

Endlich wird der Vorhang aufgezogen und das Stück beginnt.

Mitten im zweyten Auftritte erſcheint die Frau von ***, und Alles muß aufſtehen, um ſie auf den vordern Platz zu laſſen, den man ihr aufbewahrt hat. Dieſe Unterbrechung bringt die Schauſpielerinn, die eben ſpielt, aus der Faſſung; vergebens will ſie ſich zuſammennehmen, ihr Gedächtniß verläßt ſie, ihre Stimme zittert, es wird ihr ſchwarz vor den Augen, und ſie fällt ohnmächtig ihrem Mitſpieler in die Arme, der ſelbſt nicht weiß, wo ihm der Kopf ſteht. Man muß den Vorhang niederlaſſen. Nach einer halben Stunde, während welcher man der Unglücklichen alle möglichen Riechfläſchchen vor die Naſe gehalten, kann man endlich weiter ſpielen. Dieſesmahl geht alles gut; die Zuſchauer, die vorher die erſtickende Hitze im Saale ſtarr gemacht hatte, fangen an warm zu werden, und zollen den Talenten der Acteurs laute Bravo's; der hohe Anſtand der Frau vom Hauſe hat einen dreyfachen Beyfallsdonner hervorgerufen, und die Grazie und Geſchicklichkeit, mit welcher ihr Sohn ſeinen Brief brachte, hat Alles hingeriſſen. Der Vorhang fällt unter allgemeinem Enthuſiasmus, aber die Frau des Souffleurs nimmt ſich in der Stille vor, ihrem Manne eine Scene zu geben, weil er ihr die ihrige durch falſches Souffliren verdarb.

Das zweyte Vaudeville findet noch mehr Beyfall, als das erſte, aber bey der Entwicklung in der Erkennungsſcene, im pathetiſcheſten Momente, als die beyden Gatten ſich einander in die Arme fallen, bleibt ſein

falſcher Schnurrbart an ihrer Haube hangen. Er bemerkt es, und, ſie noch zärtlicher in die Arme ſchließend, flüſtert er ihr zu: „Gehen Sie nicht weg, Sie nehmen einen Schnurrbart mit!“ — Aber die junge Schauſpielerinn, deren Verlegenheit anfängt, Lachen zu erwecken, ſucht ſich aus den Armen ihres zu zärtlichen Gatten loszureißen, welcher ſeiner Seits ſie hartnäckig zurückhält, und ſich vergebens bemüht, ſeinen Schnurrbart loszuhaken; endlich muß er ſie doch fahren laſſen, und der unglückliche Schnurrbart bleibt an der Haube hängen. Ein allgemeines Gelächter entſteht nun im Saale und theilt ſich der Bühne mit. Zuſchauer und Schauſpieler, Figuranten, Maſchiniſten und Diener, Alles lacht aus vollem Halſe, und der Vorhang fällt unter allgemeiner Fröhlichkeit (hilarité), wie man in der Deputirtenkammer ſagt.

Dem Schauſpiel auf der Bühne folgt nun das Schauſpiel im Saale. Es gibt kein Complimeut, kein Lob, keine Schmeicheley, die man den Schauſpielern nicht an den Kopf wirft, die am Ende verlegen darüber werden. Man hört nichts als das Wort: Allerliebſt! das iſt der übliche Ausdruck, die obligate Formel; Alle, ohne Unterſchied, bekommen ihn: Allerliebſt! Allerliebſt! ertönt durch alle Noten der lebenden Tonleiter, ſogar der Souffleur erhält ſein: Allerliebſt!

Dieſe Verdrießlichkeiten, Quälereyen und Intriguen, dieſe Zänkereyen, Unfälle, Verzweiflungen, bilden alſo eines der wahreſten und größten Vergnügungen, das Vergnügen, Komödie zu ſpielen.

Doch muß man nicht glauben, daß das Gemählde, welches ich entwarf, das treue Bild aller Geſellſchaftstheater ſey. In mehreren Theatern der Vorſtadt St. Germain gab man Luſtſpiele, Vaudevilles und ſelbſt Opern mit einer Abrundung, die Schauſpielern von Profeſſion Ehre gemacht haben würde. Die Dame vom Hauſe nahm allein alle Mühe über ſich, aber das Vergnügen der Andern entſchädigte ſie reichlich.

Nachdem ich das Trauerſpiel auf dem Dachboden, und das Vaudeville in ſeinem Salon geſchildert habe, bleibt mir noch übrig, von dem Luſtſpiele im Schloſſe zu ſprechen. Vierzehn Tage vor der, zur Vorſtellung beſtimmten Zeit, verſammelt die Dame vom Hauſe die zerſtreuten Subjecte, welche die Truppe bilden, und die ſie höchſt ſorgfältig gewählt hat. Bey der Ankunft kennt man ſich kaum, und doch bedarf es oft nur einer Probe, um unter allen Gäſten jenes Wohlwollen, jene Einigkeit, und ſelbſt jene Vertraulichkeit herzuſtellen, die das Leben in einem Schloſſe ſo angenehm machen; man iſt ſich nicht mehr fremd, und das gemeinſame Intereſſe hebt alle ſocialen Unterſchiede auf. Es iſt gleichſam eine Republik glücklicher Leute; die reizende Schloßgebietherinn allein übt den ſüßen Despotismus der Grazie, der feinſten Aufmerkſamkeit, des liebenswürdigſten Zuvorkommens, und Niemand lehnt ſich gegen die Legitimität ihrer Gewalt auf. Die Proben verurſachen da weder Zwang noch Langeweile, man hat kein anderes Geſchäft, und dieſes Geſchäft iſt ein Vergnügen mehr mitten unter den andern Vergnügen. Ich rufe das Zeugniß aller derjenigen an, welche, wie ich, das Glück hatten, zu den liebenswürdigen und glänzenden Vereinen von Lormois, dem Marais und Lüciennes zu gehören. Ich weiß gewiß, daß dieſe feſtlichen Tage zu ihren liebſten Erinnerungen und zu den Dingen gehören, die ſie am ſchmerzlichſten vermiſſen.

Dort hielt man ſich nicht in den engen Gränzen des Vaudeville; wir wagten uns an das wahre herrliche Luſtſpiel Molière's. Es war ſchon ein hoher Genuß, dieſe ſchönen Verſe dem Gedächtniſſe einzuprägen, die auf immer die edelſten Lehren der Vernunft, die erhabenſte Eingebung des Genies ſeyn werden. Die Vortrefflichkeit dieſer Meiſterwerke kam unſerer Schwachheit zu Hülfe, und die Bewunderung, die man dem Dichter zollte, half dem ſchwachen Talente des Acteurs mit durch. Der Miſanthrop, die gelehrten Frauen, der Tartüffe, dieß ſind die Werke, welche wir vor Zuſchauern aufzuführen wagten, die gegen alle Theaterſtücke unſerer Zeit abgeſtumpft ſind. Die Wirkung, die wir hervorbrachten, war gleichſam eine neue Huldigung, die man dem Dichter zollte, und vielleicht verdankten wir den Beyfall, den unſere Beſtrebungen fanden, nur der Bewunderung, die er einflößte.

Damahls erhöhete eine Fürſtinn, deren Nahme in der Geſchichte glänzen wird, unſer Vergnügen oft durch ihre Gegenwart. Das Intereſſe, welches ſie daran zu finden ſchien, bewies eben ſo ſehr ihren Geſchmack für die Kunſt, als ihr Wohlwollen für uns, und die Anmuth ihres Geiſtes war mit ihrer Herzensgüte einverſtanden, um Jedem von uns etwas Angenehmes zu ſagen. Ach, jetzt ſieht ſie ganz anderen Spielen zu. — Als ich ſie in unſerer Mitte ſo glücklich und ſo vergnügt ſah, war ich weit von dem Gedanken entfernt, daß dieſe junge und zarte Frau einſt die Welt durch ihren hohen Muth und ihre heldenmüthige Hingebung in Erſtaunen ſetzen würde.

Ed. Menechet.

Des Liedes Segen.

Die Sonne sinkt, — dort wird ein Mensch zur Ruh' getragen,
Und Niemand geht mit ihm zum stillen Grab hinaus?
Hat keine Liebe denn ihr Lebewohl zu sagen?
Loſch dieſes arme Herz ſo allvergeſſen aus?

Nun wird er eingeſenkt, — dieß Plätzchen ſchwer erworben,
Wird's keiner wunden Bruſt ein Hoffnungshügel ſeyn?
„Wer iſt's, den ihr begrabt?“ — „„Im Irrenhaus geſtorben!““
Sie geh'n, und werfen noch die letzte Erde ein.

Du armer Menſch! Du wardſt im Schmerzenthal geboren,
Und deine Leuchte loſch am Hauch des Jammers aus,
Du haſt im tiefen Schacht dein Grubenlicht verloren,
Und nun auch leuchtet dir kein Herz in's Todtenhaus! —

So nimm ſie denn von mir die unbekannten Zähren,
Mein Bruder, — nein, du ſollſt nicht ohne Liebe ſeyn;
Wenn morgen über dir die Sterne wiederkehren,
Komm ich zu dir und faſſ' dein Kreuz mit Blumen ein. —

Ich kam, und ſieh, da knie't am friſchen Grabeshügel
Ein Jüngling im Gebeth. — Die Blumen warf ich hin. —
„So irrt' ich nur, und weht auch hier dein Engelflügel?
O Liebe, Dank, daß ich zu ſpät gekommen bin!“ —

Der Jüngling wandte ſich. — „Wer ſeyd Ihr, treue Seele?
Ihr bringt mich um den Wahn, ſein einz'ger Freund zu ſeyn;
Doch weich' ich gern, daß nicht dieß Plätzchen Euch ich ſtehle,
Ein Herz, verdient um Euch, gewiß das ſchließt es ein.“

„„Ja wohl verdient um mich, ein Herz, das mich gerettet,
Zum Schuldner mich gemacht, ſo groß und untilgbar,
Das wieder an dieß Thal der Prüfung mich gekettet,
Als meines Lebens Kahn dem Sinken nahe war.““

„„Ich gab den Glauben auf, im Erdenrund zu finden,
Was Sehnſucht in dem Raum der jungen Bruſt bewegt,
Daß Menſchen nur das Glück des Menſchenlebens winden,
Und Liebe nur auf's Herz den Kranz der Wonne legt.““

„„Da las ich ſein Gedicht, in Hoffnungsgluth geſchrieben,
Worin er feſt und fromm von ſeinem Glauben ſprach;
Und ſieh, da mußt' ich gleich die Menſchen wieder lieben,
Und fühlt' ihm ſein Vertrau'n mit ſeinen Verſen nach.““

„„Nun knie' ich hier, — mein Sehnen ward erfüllet,
Und er ward arm, ſo arm, — daß mir das Herze bricht;
Gerettet hat er mich, da Nacht mein Licht erfüllet,
Und er, o Gott, er ſtarb ſo arm, ſo ohne Licht!““

„„D'rum knie' ich hier bey ihm, und bethe Gottes Segen,
Mit jedem Morgenroth in's ſtille, kühle Grab;
Und Blumen will ich ihm auf ſeinen Hügel legen,
Und Thränen, wie er mir einſt milde Thränen gab.““

„O weint nicht ſo, Ihr ſeht den Meiſter oben wieder,
Seyd ſtandhaft und vertraut, ſo ehrt Ihr ſeine Lieder!“

Edmund v. Bäumen.

Der Schild mit dem Meduſenkopfe, von Leonardo da Vinci.

Der Vater dieſes berühmten Mahlers wurde einmahl von einem Bauer erſucht, ihm einen Schild verzieren zu laſſen. Er trug die Bitte dem Sohne vor. Dieſer, gleich bereitwillig, ließ den rohen Schild zurichten, glätten, krümmen ꝛc. und beſchloß, eine ganz eigene Idee auszuführen. Von ſeinen Spaziergängen brachte er alle Fröſche, Eidechſen, Kröten und ähnliche Thiere mit, deren er habhaft werden konnte, um nach dieſen Originalen einen Meduſenkopf auszuſtatten, den er bereits auf dieſem Schilde kalt und leblos hingezeichnet hatte. Der Eifer hiebey ließ ihn nicht den üblen Geruch der im Zimmer faulenden Thiere bemerken; und als der Vater die Arbeit ſah, gerieth er vor Schreck und Bewunderung außer ſich. Der Bauer bekam einen andern Schild. Dieſe Arbeit ſelbſt kauften ſogleich einige Kaufleute für einen hohen Preis, von denen ſie der Herzog von Mailand für 300 Ducaten erhandelte. Das Kunſtwerk iſt jetzt in Florenz und zieht allgemeine Bewunderung auf ſich.

Notizen.

Concert.

Am 26. Dec. v. J. gab Hr. Täglichsbeck, fürſtl. hohenzollernſcher Capellmeiſter, ein Concert im Saale des Muſikvereins. Es wurde mit der Ouverture aus Titus eröffnet, obgleich ein Tonſtück in D-moll vom Concertgeber angekündigt war. Hierauf ſpielte Hr. Täglichsbäck ein Concertino in C-moll von ſeiner Compoſition auf der Violine, und bewies ſich als einen tüchtigen, im Satze wie in der Ausführung gewandten Muſiker. Die dritte Nummer war ein Lied für Tenor mit obligater Clarinette und Fortepiano, von unſerem geiſtvollen Lachner, von demſelben, dann Hrn. Hofcapellſänger Titze, und Hrn Klein, Mitglied des k. k. Hofoperntheaters, vorgetragen. Da die Clarinette hier ſehr ſubtil gehandhabt werden muß, um nicht ſtörend zu wirken, ſo genügte der wackere Virtuoſe Klein allen Anforderungen, und das ganze Tonſtück wurde hinreißend ſchön vorgetragen. Dlle. Glen ſprach „den Weihnachtsabend“ von Kind, mit gewohnter ergreifender Kunſt, und effectuirte um ſo mehr, als der Inhalt ſehr paſſend war. Eine höchſt glänzende Nummer dieſes Concertes war unſtreitig ein Solo componirt und vorgetragen von Hrn. Sigmund Thalberg. Der junge phantaſiereiche Meiſter ſchlägt mit Glück eine neue Bahn ein, die nur ein ſo ausgezeichnetes, kräftiges Talent mit ſolcher Wirkſamkeit verfolgen kann. Anſtatt endloſer, veralteter Variationen improviſirt er gleichſam aus dem Gedächtniſſe über Themas berühmter Meiſter, die nicht nur ſeinen feinen Geſchmack, ſondern auch in ihrer Behandlung den tüchtigen Genius beurkunden. Heute war es Bellini, aus deſſen Opern er, ſo zu ſagen, die Quinteſſenz aller Lieblichkeit deſtillirte. Ergreifend ſchön war der herrliche Chor des zweyten Actes.

in mannigfachen Figuren durchgeführt. Er erregte Enthusiasmus. Zum Beschlusse trug der Concertgeber Variationen über ein Thema aus der Gazza ladra vor, die eben nicht sehr brillant waren, und nur schwachen Beyfall errangen.

Optische Zimmerreise und Kunstcabinet.

Im vorhin freyherrl. Spielmann'schen Hause Nr. 1122 auf dem Graben, also in der Mitte der Stadt, im ersten Stock, ist von den Herren Ferdinand von Kirchner und Andreas Ernst eine optische Zimmerreise und ein Kunstcabinet aufgestellt, welche Hr. Heinrich Adami bereits in einem andern hiesigen Blatte erläuternd beschrieb. Wir finden uns veranlaßt, mit den dort ausgesprochenen Ansichten über den hohen ästhetischen Kunstwerth übereinzustimmen, und zu dieser Sehenswürdigkeit (welche um den geringen Preis von 20 kr. C. M. für jedes Cabinet betrachtet werden kann), alle Kunstkenner und Kunstfreunde einzuladen. Am 12. Februar, als am allerhöchsten Geburtsfeste unsers allergnädigsten Monarchen, wird ein ganz neuer Wechsel mit folgenden Gegenständen und Ansichten eintreten, als: Persenbeug, der Gmundnersee, Mariazell, Triest, Lissabon, Gibraltar und außer diesem noch 12 neue Ansichten aus Indien.

Man kann den lebhaften Wunsch nicht unterdrücken, daß, da sich hier alles vereinigt, was eine stillschweigende Anforderung in Rücksicht der Achtung gegen das Publicum und die höhern Stände bedingt, die Unternehmer, die nichts in dieser Beziehung außer Acht ließen, bey der Kostspieligkeit und dem Zeitaufwand, den sie zu ihrer Unternehmung nöthig hatten, auch ihre verdiente Rechnung finden möchten, was bey dem hohen Kunstsinn und der Liberalität der Bewohner der Kaiserstadt auch nicht zu bezweifeln ist.

Nachrichten von fremden Bühnen.

Berlin.

Die Bühne verliert ihre besten Künstler in rascher Folge. Kaum war Rebenstein zu Grabe geleitet, da kommt die Nachricht von dem Tode Spitzeder's und jetzt ist der genialste Schauspieler unserer Zeit, Ludwig Devrient, dem Leben entnommen. Er unterlag am 30. December den Kämpfen mit einem lange schon krankhaften Zustande, in welchem aber Humor und heiterer Sinn ihn oft über Schmerz und Schwäche erhoben. Sein ganzes Seyn und Thun lag im Genialen, das sich mit dem gewöhnlichen Maßstabe nicht messen läßt: er war ein geborner Schauspieler; sein Talent, die Charaktere psychisch aufzufassen und wiederzugeben, zeigte sich im Großen wie im Geringsten, und die kleinste Anekdote, wenn er sie erzählte, stand in den handelnden Personen lebendig vor uns. So verliert die Geselligkeit, obschon er sie nur in einem sehr abgeschlossenen Kreise übte, an ihm nicht minder einen Meister, und die ihn näher kannten, werden manche interessante Einzelheiten von ihm für die spätere Zeit erhalten, in der ihm wahrscheinlich, gleich dem Garrick, auch Manches zuerkannt wird, was nicht von ihm stammt, aber — eben wenn es geistvoll erscheint — in der Beziehung auf ihn seine Wahrheit und Wirklichkeit gewinnt. Er selbst hätte Vieles hinterlassen können über interessante Männer, mit denen er in seiner Weise lebte, wir zweifeln aber, daß er sich dazu Geduld und Zeit ließ, was sehr zu bedauern ist. Im Übrigen nahm er, trotz mancher Stunde des Unmuths und Argwohns, die Erde leicht, und sie wird ihm leicht seyn!

Dlle. Hirschmann hat die Thekla in „Wallenstein's Tod" bey weitem talentvoller dargestellt, als früher die Johanna d'Arc; es trat eine Begeisterung hervor, die vielleicht dadurch Consequenz empfing, weil Thekla nur ein paar Momente der Tragödie in Anspruch nimmt. Das entzieht der Darstellung nichts von ihrem Werthe, dient uns aber zur Rechtfertigung, wenn wir etwa bey den fernern Leistungen der Künstlerinn wieder an ihre erste gemahnt werden.

Im Königsstädtischen Theater am 29. December zum ersten Mahle: „Des Adlers Horst," romantische Oper in drey Acten von Carl von Holtei, Musik vom Capellmeister Franz Gläser. — Das Sujet eignet sich zur Oper; es erregt in seinen Hauptmomenten Theilnahme, und hat Effecte. Daß eine Mutter ihr Kind, dem Anschein nach nicht über das erste Lebensjahr hinaus, in der Felseneinsamkeit läßt, während sie selbst bey einem Bauernwirth im Riesengebirge sich als Magd unterbringt, macht uns freylich ihr lauteres Gefühl verdächtig, wollen wir auch annehmen, daß die Pflege des Kindes dadurch, daß sie in jeder freyen Stunde nach dem Versteck eilt, möglich sey. Die Behandlung des Ganzen ist aber für die Musik zweckmäßig und diese selbst hat sehr eindrucksvolle Einzelnheiten, gute, vortrefflich instrumentirte Melodien. Die Oper gefiel, nach Verdienst, wozu die durchweg lobenswerthe Ausführung mitwirkte. Setzen wir nun noch hinzu, daß eine Schlußdecoration, vorstellend die Gipfel des Riesengebirges — wo der Adler horstet, der durch den Raub des Kindes die Katastrophe macht und mit seinem Tode die Tragik des Stoffes in den Gegensatz verwandelt — eine Art von Aufsehen erregt, so läßt sich glauben, daß die Neuigkeit mehrmals ein zahlreiches Publicum finden wird.

Den Schluß der neuen Vorstellungen des Jahres 1830 machte am 30. December „die Brautkrone," romantisches Schauspiel in fünf Acten von H. Cuno. Wollte man dieß Stück geben, so war's gut, es so zu stellen, daß eine etwaige zweyte Aufführung desselben in ein anderes Jahr fallen mußte; denn, in Wahrheit, zweymahl in demselben Jahre es anzusetzen, schwärzte dieß zu ungebührlich an, und man würde mit Talbot ausrufen können: „Unsinn, du siegst!" Der selige Cuno war in seinem Leben der unseligste Dramatisirer der allerschlechtesten Leihbibliothekserzählungen, und wo er die höchste Albernheit fand, war er immer noch der Mann, sie zu überbiethen. Wenden wir uns ab von der kläglichen „Brautkrone!" — Doch wie der Verfasser jetzt in Frieden ist, soll er auch uns in Frieden lassen; daß seine Machwerke mit ihm zu Staub zerfallen mögen, ist der vortheilhafteste Wunsch, der für ihn zu finden; denn besser gar nicht in der Erinnerung leben als in solcher!

Erklärung.

Die Direction des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt findet sich veranlaßt, öffentlich zu erklären, daß die Beseitigung des der Dlle. Sabine Heinefetter entgegenstehenden Hindernisses, Kunstvorstellungen auf der Josephstädter Theaterbühne geben zu können, der lobenswerthen, freywilligen Nachsicht des der Direction des k. k. Hoftheaters nächst dem Kärnthnerthore dießfalls zuständigen Untersagungsrechtes zu verdanken ist.

In Nr. 5 wurde am Schlusse der Beurtheilung der „Gebrüder Foster" der Nahme des Referenten: Ermin, beyzusetzen vergessen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Notes and Memoranda.

Mr. Ernest Gray.—We regret to announce the death of Mr. Ernest Gray, which occurred on Wednesday, March 1st, at his residence, Hampstead, after a long illness. Mr. Gray was born in 1848, and was the son of the late Mr. John Gray, of Bow, who was for many years a well-known engineer and shipbuilder. He was educated at University College School, and was articled to Messrs. Easton, Anderson and Gray, Limited, of Bow, with whom he remained for a short time after the completion of his articles. He then went to Messrs. Siemens Brothers, Limited, of Woolwich, and was engaged in the erection of the Siemens dynamos for the Metropolitan Railway. He was afterwards appointed engineer to the Anglo-American Brush Electric Light Corporation, Limited, and was engaged in the erection of the Brush dynamos for the Grosvenor Gallery, the Crystal Palace, and other installations. He was subsequently appointed engineer to the Edison Electric Light Company, and was engaged in the erection of the Edison dynamos for the Holborn Viaduct Station, the Law Courts, and other installations. He was afterwards appointed engineer to the Edison Swan Electric Light Company, Limited, and was engaged in the erection of the Edison Swan dynamos for the Savoy Theatre, the Royal Courts of Justice, and other installations. He was subsequently appointed engineer to the Edison Swan Electric Light Company, Limited, and was engaged in the erection of the Edison Swan dynamos for the Savoy Theatre, the Royal Courts of Justice

trabe marſchirend, noch nicht erfahren, was eine ſich ſelbſt auflöſende Armee war. Jetzt ſollten wir es an ihren Trümmern erkennen.

Doch bekannt genug iſt der Zuſtand, in welchem die franzöſiſchen und alliirten Heere in das Innere von Rußland vordrangen. Das waren nicht mehr jene Colonnen, deren feſte, entſchloſſene Haltung Sieg verhießen. Es waren ſchon Überwundene, die ſich nur noch mühſam fortſchleppten, um ihre Sterbeplätzchen auf fremdem Boden zu ſuchen.

Es ging langſam genug. Jeder Tritt war ein Schmerz für meinen armen Sergenten, und jeder Schmerz wurde zum Fluche. — „Ihr ſeyd unerſchöpflich, Camerad," ſprach ich, „um alle Teufel in der Hölle zu ärgern, — ſolltet lieber Gott anrufen! er iſt oft mächtig im Schwachen." — „Will's verſuchen," entgegnete er finſter, mit knirſchenden Zähnen, — „aber wenn er nicht hilft, ſo!" — „Keine Gotteslästerung!" rief ich, „das bringt Unheil, Camerad." — „Mein guter Burſch," entgegnete er, und ſetzte ſich zum Ausruhen auf ein gefallenes Pferd, „wer hier die Spuren ſieht, wie hier der Engel mit dem feurigen Schwerte vor dem Paradieſe gewüthet hat, kann nur noch an Adams Sündenfall und Gottes Strafruthe denken. Das iſt aber eine unangenehme Betrachtung für einen Soldaten, den der Zorn des Herrn getroffen hat, denn Sünder ſind wir alle, — darum aber will ich von der ganzen Geſchichte nichts wiſſen; der Menſch mag unternehmen, was er will, er entgeht ſeinem Schickſale nicht. Es gibt Vertrauen auf Glück, blinden Muth in der Gefahr, und geduldige Ergebung im Unglück. Mir wenigſtens hat er oft geholfen; obgleich ich übrigens ein guter Chriſt bin, der auch durch ein herzliches Gebeth zu Gott ſich in der Noth geſtärkt fühlt."

Ich trieb, — wir wanderten weiter. Da kamen Wagen her. Hoffnung erfüllte uns, — es war nichts für uns. Sie gehörten zur italieniſchen Armee. Ihre Führer kannten kein Erbarmen. Mein Schützling bekam gegen Abend ein Wundfieber. Kein Obdach weit und breit war zu ſehen. Die ſchwarzen Trümmer, welche hie und da aus dem trüben Grau der endloſen Steppe herauftauchten, waren Überreſte abgebrannter Dörfer. Dort gab es keinen Schutz. Im Gegentheil war es gefährlich, in ſolchen Trümmerhaufen zu übernachten; denn Nachts kamen oft geflüchtete Bauern zurück, um zu ſuchen, was Feuer und Raubgier übergelaſſen hatten. Ihre Wuth war dann gränzenlos, und was ſich an fremden Soldaten vereinzelt, wachend oder ſchlafend dort vorfand, wurde ihrer Rachſucht geopfert. So erzählte ein Nachzügler, der ſich nur unter der Gunſt der Nacht, ziemlich zerprügelt, einem ſolchen Überfalle entzogen hatte.

Tiefe Dämmerung verwiſchte ſchon auf der öden Steppe alle jene Spuren menſchlicher Verwüſtung. Die hereinbrechende Nacht zog mit einem eiſigen Windſchauer über die Ebene daher. Die Tage heiß, die Nächte kalt, am Tage vom Staube erſtickt, in der Nacht vom Nebel bedeckt, ſo mußte der Soldat allnächtlich ſein Bett auf der Erde ſuchen, und durfte es Glück nennen, wenn er am folgenden Morgen mit ſteifen Gliedern wieder aufſtehen konnte. Für meinen Cameraden im Fieberſchauer würde ein ſolches Nachtlager tödtlich geweſen ſeyn, doch das Glück half.

„Wer da!" ſchrie ich plötzlich, ſelbſt erſchreckend, eine dunkle Geſtalt an. Keine Antwort. „Wer da!" rief ich entſchloſſener. Es ſchwieg. Da krachte mein Schuß aus dem Gewehr. Die Geſtalt fiel; ich ſtürzte darauf los. Was war's? — ein ſterbendes Pferd. Verwundet hatte es am Wege geſtanden. Durch meine Kugel war es von längeren Qualen befreyt.

„He, Camerad!" rief ich meinem Freunde zu; denn man kann wohl Freuden theilen und einander fremd bleiben, aber Leiden, zuſammen getragen, verbinden die Herzen. „Hier, Camerad, habe ich dir ein warmes Bett geſchoſſen." Ich führte ihn näher. Dann machten wir uns darüber her, das Pferd aufzuhauen, mit dem Hirſchfänger auszuweiden, und in das warme Innere legte ſich mein armer Begleiter. Ich aber ſorgte für ein Abendbrot. Aus Radſpeichen, die umherlagen, und einer halben Lafette, war bald mittelſt des Flintenſchloſſes ein hellbrennendes Feuer angemacht. Nun fing ich an, mir einige gute Stücke Pferdefleiſch am Bayonnet zu braten, und vergaß vor Allem nicht die Leber, denn ſie mußte die Stelle des Brotes vertreten, das uns ſchon ſeit einigen Tagen gefehlt hatte. Statt des Salzes wurde ſodann der Braten und das Leberbrot mit Schießpulver eingerieben. Mir ſchmeckte dieſe erſte Pferdemahlzeit ſo übel nicht, denn der Hunger hatte ſie gewürzt. Mein armer Camerad aber konnte erſt gegen Morgen, als das Fieber nachließ, nicht ohne Schauder etwas davon genießen. Deſto mehr ſchrie er um Waſſer, aber ich mochte umſonſt umherſchweifen, ſo weit ich wollte, ein friſcher Trunk war nicht herbeyzuſchaffen. Unſere Branntweinflaſchen waren daher bald geleert. Ein ſolcher Trank aber vermehrte den Durſt und erhöhte das Fieber. Ich verband ſeine Wunde, Gott weiß wie ſchlecht, aber wir hatten keine Charpie und die paar

Binden, die Jeder bey ſich führte, waren durchnäßt vom Blut. Ein Stück vom Hemde mußte hier aushelfen.

„Nun aber friſch auf!“ rief ich am folgenden Morgen; die Sonne brannte ſchon ſtechend durch die dampfenden Nebel, der von der endloſen Ebene aufſtieg, „wir haben noch weit, Camerad, bis zu dem Kaffehtopfe der Mutter!“ Dieſe Erinnerung machte den guten Burſchen wehmüthig und mich mit, und es fehlte nicht viel, ſo wären wir beyde verlorne Soldatenſeelen, wie alte Weiber, weinend weiter gegangen in die graue Ferne, die keine Hoffnung darboth.

Doch dem geneigten Leſer mag ich nicht anſinnen, den lieben langen Tag in ſo betrübter Geſellſchaft mit fortzuwandern, wie die unſrige war. Auf drey Füſſen kamen zwey Menſchen nicht weit in einem Tage, und keinen Schritt kam uns die Rettung entgegen.

Abends ſank mein Feldwebel erſchöpft am Wege nieder. Ich ſtreifte vergeblich umher, irgend eine Erfriſchung zu finden. Darüber wurde es dunkel. Ich eilte deßhalb troſtlos zurück zu meinem armen Freunde, entſchloſſen, mit ihm zu ſterben. Doch hatte ich in der Dämmerung ſchon in einiger Entfernung eine Hütte bemerkt, die noch nicht niedergebrannt war, eine Seltenheit in dieſer verwüſteten Gegend. Jetzt flammte dort ein Feuer auf, und deutlich unterſchied ich vor der Flammenwand menſchliche Geſtalten.

(Die Fortſetzung folgt.)

An Dlle. Peche,

k. k. Hofſchauſpielerinn.

Dein Spiel, es iſt der Elfen Spiel
Im Feenhain' bey nächt'ger Feyer,
Umwoben von der Düfte Hauch
Und von des Mondes Silberſchleyer.

Dein Spiel, es iſt der Wellen Spiel,
Die ruhig gleiten in dem Strome,
Darein der Blumen holder Schmelz
Sich ſpiegelt mit des Himmels Dome.

Es iſt der Melodieen Spiel,
Die aus den goldnen Saiten wogen,
Wo in der Töne raſchem Fluß
Durch Wohllaut Wohllaut wird entzogen.

Es iſt der Farben glänzend' Spiel,
In Regenbogens Pracht ergoſſen,
Wo eine kaum das Aug' entzückt,
Iſt ſchnell in and're ſie zerfloſſen.

So magiſch iſt in Deinem Spiel
Mit Zauber Zauber eng' verſchlungen,
Schnell iſt der Wechſel, bleibend Dein
Sind unſ're Luſt und Huldigungen.

Wien, den 11. Jänner 1833.

G. H. Liebenau.

Ein Zahltag zu Paris.

(Beſchluß.)

All dieſen Jammer erzählt er einer alten Kammerjungfer, die lange die Thüre ihrer Herrſchaft aufgemacht und, erforderlichen Falls, zugehalten, und ſich damit ein jährliches Sümmchen von zwölfhundert Francs errungen hat. Neben der Zofe ſitzt ein armes ſchwaches gekrümmtes Weib; kaum kann ſie in den zitternden Händen die Anweiſung auf dreyhundert Francs halten, die ihr die Aufnahme in das Hoſpiz Larochefoucauld verſchaffen ſollen; eines der guten, freundlichen, reinlichen Mütterchen, die man lieb haben muß. Man möchte ſie küſſen, dieſe Wangen, die das Abendroth des Lebens ſo freundlich beſtrahlt; dieſe ehrwürdigen Runzeln — es wird einem dabey wohl ums Herz; fühlt man doch, daß die Stürme des Lebens und die Qualen des Gemüthes keinen Antheil daran haben. Wie ſorgfältig gefältelt iſt die runde Haube! und das iſt wohl ihr Hochzeitkleid; ja ſie zieht es an, um ihre Rente zu erheben, und das Kleid iſt noch nicht abgetragen; ſie hat es geſpart als ein Denkmahl der Freude. Nur zweymahl im Jahre kommt ſie die Straße St. Jacques herab, um ihre hundert fünfzig Francs zu heben, am 22. März und am 22. September. Arme Alte! die dreyhundert Francs ſind ihr Leben, ihr ganzes Leben im vollſten Sinn. Vom achtzehnten Jahr bis zum ſiebzigſten hat ſie Tag für Tag, oft die Nacht durch gearbeitet, ſich ihr kleines Beſitzthum zu erringen! unaufhörlich flog ihre Nadel und ruhte nur Sonntags, wenn man zur Meſſe in St. Medard läutete. Sie hörte die Meſſe in brünſtiger Andacht, kam zur Veſper wieder, legte ſich um acht Uhr zu Bette, und Montags ging die Arbeit von Neuem an, und ſo iſt ſie unter Bethen und Arbeiten ſiebzig geworden. Darum hat ſie auch ihr Papier lieb, ſie ſchont es, wie einer nur den letzten Brief der Geliebten bewahren kann. Sie iſt verliebt in ihren Schatz, und dieß iſt nicht Geiz, nein, es iſt ein mit ihrem Seyn verwobenes Gefühl, die innige Anhänglichkeit an ein Weſen, das mit uns groß, mit uns alt geworden iſt. Ihr Schatz iſt ihr Kind; iſt es ihr doch ſauer geworden, bis ſie es groß gezogen. Leichtſinnige Capitaliſten, wenn ihr um ſolches Eigenthum ſpielt, trifft euch ſchwererer Fluch als den Mörder! Seht da neben dem Mütterchen den jungen Schreiber eines Wechſelagenten. Vorgeſtern hatte er keinen Sous, geſtern hat er auf ſtürmiſcher Börſe achtzehntauſend Franken gewonnen, morgen zerrinnen ſie in einem neuen Sturme.

An die Thüre der Caſſe werden Schildwachen geſtellt. Es ſchlägt neun Uhr, die Nummern werden ausgerufen. Wer hieher kommt, läßt Nahmen und Titel draußen: jeder iſt nur noch eine Zahl, eine Zahl im Reiche der Zahlen. Unſere gute Alte mit ihren dreyhundert Francs iſt an der Caſſe die Vorgängerinn einer Frau, welche dreytauſend bezieht; aber letztere rächt ſich auch für das unverſchämte arithmetiſche Rangreglement mit einem verächtlichen Blick auf die kleine Thalerſäule der armen Frau. — Welch Gedränge! jede neue Nummer, die man ausruft, ſetzt die Menge in fluthende Bewegung und die Schildwache vermag den Strom kaum aufzuhalten.

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Den 11. d. M. zum erſten Mahle: „Die Erſcheinung um Mitternacht.“ Melodramatiſch-romantiſches Schauſpiel in fünf Aufzügen.

Lorenzo, Marquis von Sorento (Hr. Spielberger), hatte ſich nach dem Tode ſeiner erſten Gattinn Bianca di Lugano, welche von ihm wegen einem falſchen Verdacht der Untreue verſtoßen, ihr Leben aus Gram in einem Kloſter endete, zum zweyten Mahle mit der jungen Donna Correlia di Montena (Mad. Lucas) vermählt. Dieſe ſucht die Liebe ihrer Stieftochter Laura (Mad. Pann) zu dem jungen Grafen Hippolyt von Verezza (Hrn. Lucas) zu trennen, da ſie ihn einſt ſelbſt geliebt. Donna Correlia überredet ihren Gemahl, Laura's Hand dem Herzoge Odoardo von Meſſina (Hrn. Boſard) zu geben, der, um des Marquis Tochter als Braut zu begehren, bey Sorento erſchienen iſt. Mit Hülfe ihres Bruders Federico (Hr. Gämmerler) und ihres getreuen Hippolyt gelingt es Laura heimlich zur Nachtzeit zu entfliehen. Der Marquis, dem die beabſichtigte Flucht verrathen wird, vereitelt das Vorhaben der Liebenden. Bey Gelegenheit der Entdeckung dieſer Flucht wird Hippolyt dem Anſcheine nach tödtlich verwundet. Dennoch gelingt es Lauren ihrer Haft und der nahen Vermählung zum zweyten Mahle, doch dießmahl glücklich, zu entfliehen. — In rauhen Wäldern troſtlos umherirrend, und von den Spähern des Herzogs verfolgt, geräth ſie in die Gewalt einer Banditenhorde, wo ſie aus naher Todesgefahr der todtgeglaubte geliebte Hippolyt errettet. In einem unterirdiſchen Gewölbe, wohin Beyde auf ihrer Wanderung nur durch geheime Gänge gelangen, findet Laura ihre und ihrer erſten Mutter innigſte Freundinn Claudia di Mera (Dlle. Planer). Dieſe, eine Zeuginn der Mißhandlungen, die Lorenzo an ſeiner erſten Gattinn ausübte, mußte ihre treue Freundſchaft gegen ſie jahrelang in dieſem Kerker eingeſchloſſen büßen; Lorenzo ſelbſt brachte ihr jedes Mahl um Mitternacht die Speiſen, um ihr elendes Daſeyn zu verlängern. Aus dieſem Kerker wird nun die Unglückliche durch die beyden Liebenden befreyt. — Der Marquis indeſſen, der durch Laura's Flucht ſeine Entwürfe ohne Erfolg ſieht, wird nun auch durch die Schreckenspoſt, daß ſeine Gemahlinn Correlia, welche Laura's Flucht und Hippolyts vermeintlichen Tod ſich zum Vorwurf macht, wahnſinnig geworden ſey, in ſeinem Gewiſſen erſchüttert. Claudia's, Laura's und Hippolyts plötzliches Erſcheinen verhindert den vollen Ausbruch ſeiner Verzweiflung, die in Reue übergehend eine verſöhnende Kataſtrophe herbeyführt. Lorenzo nähmlich vereinigt die Liebenden, nachdem auch der Herzog ſeinen Rechten auf Laura großmüthig entſagt.

Der Leſer wird aus dem Programme dieſer Novität erſehen, daß die Handlung derſelben keines Aufhebens werth ſey. Einer alten italieniſchen Novelle entlehnt, und vielleicht ſchon in mannigfache dramatiſche Einkleidungen gehüllt, gehören ihre Skizzen einem Gemählde an, das dem Zuſchauer kein neues und beſonderes Intereſſe darbiethet. Der Verfaſſer, wie ohne Vorurtheil aus dem Ganzen zu ſchließen, ein Anfänger, ſchien eben auch von dem Stoffe ſeines Stückes nicht ſo ſehr aufgeregt geweſen zu ſeyn; denn, wenn überhaupt beynahe alle handelnden Perſonen des Stückes, man erlaube uns die populäre Redensart, mit der Thür in das Zimmer fallen, ſo entſchädigt auch der, trotz der gereimten Verſe gar zu trockene Dialog nicht im geringſten für die Geduld, die man den locker zuſammengedrängten Scenen ſchenkt. Die Reden werden ſo kalt gewechſelt, daß die Worte den Darſtellern beynahe auf den Lippen ſterben. Wir haben auch ſeit Langem keiner Darſtellung in dieſem Theater beygewohnt, die dem Gefrierpuncte ſo nahe gekommen wäre. Nur die Endſcenen der Acte, in Director Carls Manier gehalten, konnten einigen Effect erzielen. Die Darſtellung haben wir bereits angedeutet, ſie hielt mit der Dichtung gleichen Schritt. Inzwiſchen müſſen wir dennoch Mad. Pann und Mad. Lucas nennen. Das prachtvolle Coſtüme auf der Flucht machte der Wahrheit einigen Eintrag. Hrn. Thyams Maske war ein Verſtoß gegen den äſthetiſchen Geſchmack.

G. v.

Ball-Ankündigung.

Die Armen-Inſtituts-Vorſteher des Pfarrbezirks Wieden laden zu einem großen Geſellſchaftsballe ein, welcher zum Beſten der hülfebedürftigen Armen im genannten Pfarrbezirke, theils auf augenblickliche Aushülfe für Kranke, theils auf Anſchaffung von Brennholz, Dinstags den 22. Jänner in dem beliebten Saale zum „König von Ungarn“ (neue Wieden, Hauptſtraße Nr. 482) abgehalten werden wird. Der Hr. Muſik-Director Joſeph Lanner wird mit ſeinem bewährten Orcheſter, nebſt ſeinen andern Compoſitionen, auch ſeine neueſten Olympy-Tänze und Neujahrs-Galoppe zur Ausführung bringen. Eintrittskarten zu 1 fl. C. M. für die Perſon erhält man bis zum Ballabende bey ſämmtlichen Herren Armenvätern dieſes Pfarrbezirks, dann auch im Gaſthauſe zum König von Ungarn und in Hrn. Benko's Kaffehhauſe. An der Caſſe ſelbſt koſtet jedes Billet 1 fl. 12 kr. C. M. Das Ballfeſt dauert von 8 Uhr Abends bis 5 Uhr Morgens.

Der Neſtor der deutſchen Komiker und Ballgeber, Hr. Anton Haſenhut, veranſtaltet für den 5. Februar einen großen Geſellſchaftsball im Caſino auf dem neuen Markt, wozu die Eintrittskarten zu 1 fl. 12 kr. C. M. in den Kunſthandlungen der HH. Haslinger und Diabelli, dann in der Spezereyhandlung bey den drey Laufern auf dem Kohlmarkt und im Kaffehhauſe des Hrn. Benko am Stephansplatze zu bekommen ſind. Hrn. Haſenhut's frühere Ballunternehmungen haben zur Genüge bewieſen, daß er ſeine Gäſte auf anſtändige Art zu amuſiren verſteht. Sie werden daher dieſen wackern Veteran auch in dieſem Jahre mit einem zahlreichen Zuſpruche beehren.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Nit. von Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

ſprechen von einer fremden Stimme. Iſt der Mann da Franzoſe? — von welchem Corps? wie kommt er hieher? ſo viel ich weiß iſt ſeit einigen Tagen nur die weſtphäliſche Armee hier durchgegangen.“

„Mon Général!“ redete ich ihn an, und machte die militäriſchen Honneurs, „Soldat in dieſer Armee, bettle ich hier, nicht für mich, denn ich weiß Hunger und Noth zu tragen, ſondern für einen todwunden, ſterbenden Cameraden um ein Stückchen Kuchen. Man verſagte es ihm, indem dieſe Menſchen, die zu ſchlecht ſind eine Muskette zu tragen, ſich ſelbſt damit ausſtopfen.“

„Gebt ihm davon, coquins!“ zürnte der General, und mit grinſender Freundlichkeit gab man mir eine halbverkohlte Brotkugel.

„Tant de bruit — pour une omelette!“ rief ich lachend, und wog das kaum genießbare Gebäck in der guten Laune einer halben Verzweiflung auf der flachen Hand.

Für meinen Cameraden war es indeß doch ein Labſal, beſonders da noch ein Trunk Waſſer hinzukam, das ich auf ähnliche Weiſe erbettelte. Ich aber hungerte bis zum hellen Morgen, wo mein Appetit ſtark genug war, ein Stückchen Pferdeleber, das ich mir aufgehoben hatte, ſchmackhaft zu finden.

Am folgenden Tage gegen Abend erreichten wir eine Konone auf der Lafette, deren Räder durch den morſchen Knüppeldamm der Straße ſo tief in den Moraſtgrund eingeſunken waren, daß keine Gewalt ſie hatte losmachen können. Ein todtes Pferd von der Beſpannung und noch einige andere in einiger Entfernung zeigten die Anſtrengung, die gemacht ſeyn mußte, dieſes Geſchütz zu retten. „Hier,“ rief mein Freund, „finde ich ein würdiges Sterbebette für einen todmüden Soldaten — von jetzt an keinen Schritt weiter!“ — Damit ſank er völlig erſchöpft nieder auf das Geſchütz, deſſen Rohr er umarmte, und im erſten Augenblicke der Ruhe flog ein faſt behagliches Lächeln über ſeine ſchönen Züge.

„Wenigſtens ein Fuhrwerk,“ entgegnete ich mit der tiefen Ironie des hoffnungsloſeſten Unglücks, „hätten wir gefunden.“

„Es iſt die Poſtkutſche,“ lächelte er bitter, „die ſchon manchen braven Kerl auf die erſte Station Jenſeits expedirt hat, wohin auch meine Reiſe jetzt geht.“

„Ich werde nach deiner Wunde ſehen, Heinrich!“

„Zum letzten Mahle!“ entgegnete er ſchwermüthig.

Ich hatte die halbzerfetzten Bandagen losgemacht und deutete mit einem ſtummen Entſetzen auf den ſchwarzen und dunkelrothen Streifen, der ſich von der Wunde am Beine heraufzog.

„Da haben wir's,“ bemerkte er, „ein ſolches Brandmahl, das auch den ehrlichſten Kerl zieren kann, wird mir bald das Herz abſtoßen.“

Ich hatte keine Hoffnung für ihn, auch nicht für mich ſelbſt. Ich faltete die Hände und ſchwieg.

„Daß ich verloren bin, Bruder, ſiehſt du,“ ſprach er weiter, „jetzt aber fordere ich von dir, du treue Seele, daß du dich retten mögeſt, helfen kannſt du mir doch nicht.“

„Ich kenne meine Pflicht!“ entgegnete ich leiſe, gepreßt vom Gefühl.

„Deine Pflicht,“ ſagte er, „iſt, mir den letzten Dienſt zu erweiſen.“

„Das werde ich, Bruder!“ verſicherte ich und deutete auf meinen Säbel. „Kein Todtengräber hat je einen beſſern Spaten gehabt.“

„Narr!“ lachte er, „als ob es einem Soldaten nicht gleich viel ſeyn müßte, unterm Torfe zu liegen oder drauf. Ob Würmer oder Wölfe mich ſchmauſen, was kümmert's mich, mein Bruder, ich hätte einen andern Auftrag für dich — — —“

Damit ſchien ſeine Stimme zu erſticken in einem langen, anhaltenden Seelenſchmerz. Große Thränen rannen ihm über den ſchwarzen Schnurrbart und fielen auf meine Hand, die noch mit dem Verbande beſchäftigt war. Ich ehrte ſeinen Schmerz durch Schweigen; doch nach einiger Zeit konnte ich es nicht laſſen, zu ihm aufzuſehen.

„Halte mich für kein altes Weib, Friedrich!“ ſprach er darauf weich; „das Sterben an ſich ſelbſt iſt eine Lumperey, beſonders wenn das Leben keinen Schuß Pulver werth iſt. — Aber, Bruder Herz, man hat bisweilen noch ein Häkchen am Leben, wo es kein Teufel vermuthet, und das zerreißt die Seele mit, wenn es ſo plötzlich loslaſſen ſoll.“

„Nun?“

„Ja — nun — ich meine eine Liebſchaft.“

„Ha — Scheiden und Meiden thut weh, — aber das wird ein Soldat gewohnt. So manches Städtchen, ſo manches Mäd...“

„Bleib mir mit dem Troſte der gemeinen Liederlichkeit vom Halſe,“ rief er tief erglühend, „oder glaube wenigſtens ſo etwas nicht von mir und meiner heiligen Liebe“

„Hoho — ſo arg wird es auch nicht ſeyn!“

„Ich gebe dir das Recht zu lachen, kannſt du dir ein ſolches Verhältniß denken; aber ich fordere von dir, daß du einem ſterbenden Manne Glauben ſchenkeſt, wenn er bey ſeiner Seele und Seligkeit ſchwört: es war meine erſte und meine einzige Liebe zu Amalien. Rein und keuſch trage ich des Mädchens Gedächtniß in meinem Herzen. Nie hat dieſer Arm eine Andere umfangen.“

Ich ſchwieg lange, dachte an meine erſte Liebe in Stralſund. Da hatte ich wohl etwas Ähnliches gefühlt, dann aber fiel mir die zweyte und dritte ein, und weg war der Morgentraum der Blume.

(Die Fortſetzung folgt.)

Sängers Morgenandacht.

Wenn ich in das tiefe All
Meine Seele ausgeſchickt,
Und ein Gott, in Liedesſchall,
Mich ermunternd angeblickt:
Lebensbürden abzuladen,
Mir die Ausſicht zu erhellen,
Und in reinen Ätherquellen
Wonneſchlürfend mich zu baden;
Wenn am Rand der Zeitenkluft
Ich getroſt und herzhaft ſtehe;
Angeweht von Morgenluft,
Ich das Himmelswort verſtehe;
Wenn das Herz in reger Bruſt
Welterſchaffend ſich bewegt,
Wie im Leide ſo in Luſt
Klaren Sinn im Stillen hegt:
O dann fühl' ich, hohe Macht!
Was du alles mir gegeben,
Welches Licht in trüber Nacht,
Welchen Troſt im bangen Leben!

Mir kann nichts den Buſen engen,
Leid und Freuden tauchen auf:
Und ſich wiegend in Geſängen
Schwingen ſie ſich leicht hinauf.
Was mir innen wild geglüht,
Hat in Klängen ausgeblüht,
Und im Buſen bleibt der Friede,
Und das Leben glänzt im Liede.

Letteris.

Anekdoten.

Johnſon konnte keinen Widerſpruch vertragen, und er wurde gleich ſehr bitter in ſeinen Äußerungen.

Dr. Maywell machte einſt gegen ihn die Bemerkung, wie ein ſehr gelehrter Mann einen ganzen Abend über in einer lebhaften Unterhaltung unter Männern von Geiſt und Kenntniß bloß den Zuhörer gemacht, obſchon er ihm an ſeinen Mienen angeſehen, daß er gegen manche Behauptungen wohl viel einzuwenden hatte.

„Das iſt kein Verdienſt,“ rief Johnſon aus, „die Unterhaltung floß über und hat ihn erſäuft.“

Ein Irländer war ſehr krank und muthlos. Sein Arzt ſuchte ihn aufzurichten, und ſagte unter andern: „Sterben iſt das allgemeine Loos der Menſchen.“

„Ja, das iſt es eben,“ verſetzte der Irländer, „was mir ſo fatal iſt; wenn's noch Ausnahmen gäbe, o hätte ich doch Hoffnung, darunter zu gehören.“

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. priv. Theater in der Joſephſtadt.) Wir ſahen auf dieſer Bühne den „Grafen Ory,“ von Roſſini. Dieſe Oper gehört in das Genre der leichtern franzöſiſchen Waare, kann jedoch nicht den italieniſchen Urſprung verläugnen, ſo viel Mühe ſich Roſſini auch gegeben, ſein Genie in die fremde Form zu zwängen; aber doch ſtrahlt auch hier jenes allbelebende Feuer, das die muſicaliſche Welt durchzuckte, ſiegend durch. Das Duett im erſten Acte zwiſchen Ory und dem Pagen, dann das impoſante Finale desſelben, der launige, allerliebſte Trinkchor des zweyten Aufzugs, und viele andere Stücke gehören zu den anmuthigſten Producten der modernen Compoſitionen. Die Aufführung war ſo fleißig und gediegen, daß ſie der ehrenvollen Stellung dieſer mit Recht ſo beliebten Bühne ganz entſprach. Hr. Demmer als Ory drang mit ſeinem ſchönen, kräftigen Tenor wohlthuend durch, und entfaltete zugleich ein um ſo erfreulicheres Spiel, je weniger man dergleichen an Sängern gewohnt iſt. Mad. Zimmer als Gräfinn Formoutiers bewährte wieder ihre herrliche Schule und ihren Fleiß im Vortrage aufs glänzendſte, wodurch eben ihre Stimme, obgleich die erſte Jugendfriſche ſchon entſchwunden, doch als eine der ausgezeichnetſten in unſerer Reſidenz geſchätzt werden muß. Die Nebenrollen waren durch Dlle. Kratky, Dlle. Dielen und Hrn. Preiſinger, den Vielſeitigen, in jeder Hinſicht vorzüglich.

Bey dieſer Gelegenheit ſey es uns vergönnt, uns gegen den Vorwurf eines achtbaren Literators in Nro. 96 der dießjährigen Theaterzeitung zu verwahren. Es kann Niemand an dem biedern, kunſtſinnigen Streben der Direction der Joſephſtädter-Bühne einen innigern Antheil nehmen, als wir, die wir dadurch um ſo freudiger überraſcht wurden, je weniger wir auf eine ſolche Zukunft zu hoffen gewagt hatten. Wir nehmen keinen Anſtand, dieſem Inſtitute eine der erſten Stellen in unſerer Reſidenz anzuweiſen, eine Ehre, welche es durch ſein anſtändiges Streben, durch ſeine beyſpielloſe Thätigkeit und durch ſeine würdevolle Haltung gewiß verdient. Aber eben die Achtung, die wir ihm zollen, gebiethet uns auch, ſeine Leiſtungen, wenn ſich uns die Gelegenheit biethet, mit Würde und Freymuth zu beſprechen, zwey Prädicate, die man uns hoffentlich nicht abſprechen wird. Wenn wir in jenen Blättern bey der Beurtheilung der Aufführung des „todten Nebenbuhlers“ von Raupach bedauerten, daß dieſes Stück des groſſen Dramatikers mißlungen ſey, ſo haben wir die competenteſten Richter des Auslandes auf unſerer Seite, und ſelbſt der Umſtand, daß es auf unſerer Hofbühne noch nicht zur Aufführung gekommen, mag ein Beweis ſeyn, daß es eben nicht zu den vorzüglichſten Arbeiten Raupach's gehöre. Quantumque dormitat Homerus! — übrigens war dieſer Ausſpruch keineswegs „grämlich,“ ſondern wohl überdacht,

und von jener Hochachtung begleitet, die der Jünger dem Meiſter ſchuldig iſt. — Was unſere Anſicht über das Spiel des Hrn. Kindler als Till betrifft, ſo ſcheint es, daß wir ſehr mißverſtanden worden. Till iſt eine ſtehende Maske, eine Art deutſchen Falſtaff's, eine Komödienlarve; verwiſcht man dieſe ſchlagenden Züge, ſo ſteht der Charakter bedeutungslos, ja ſinnverwirrend da, und der Zuſchauer könnte ſich eben ſo wenig mit ihm befreunden, als mit dem italieniſchen Arlechino in moderner Manier. Der treffliche Künſtler, den wir nannten (Hr. Herzfeld nähmlich), ſollte hier nicht zum Vorbilde der Nachäffung dienen, ſondern als objectives Beyſpiel der Gattung betrachtet werden, wie denn wahrſcheinlich Raupach ſelbſt eine ähnliche Geſtaltung forderte. Wir erinnern uns übrigens, das Talent des wackern Hrn. Kindler nach Verdienſt gewürdigt zu haben, und nur Parteylichkeit vermöchte es, ſeinen Fleiß und ſein künſtleriſches Streben zu verkennen.

— g —

Correſpondenz-Nachrichten.

Mailand.

Seit vorigem Herbſte hat eine neue Unternehmung der beyden k. k. Theater alla Scala und alla Canobbiana ihre Wirkſamkeit begonnen. Sie erhält nebſt der vollen freyen Benützung dieſer Bühnen durch kaiſerliche Großmuth aus dem Staatsſchatze einen bedeutenden Unterſtützungsbetrag. Eine von der Regierung aufgeſtellte Direction wacht darüber, daß die Unternehmung die übernommene Verbindlichkeit erfülle. Am 26. vorigen Monaths wurden dieſe beyden Theater für die ſogenannte Carnevalsſtagione, die mit dem 20. März endet, eröffnet.

Das Theater alla Scala brachte Folgendes: „Fausta," Oper (Melodramma) in zwey Aufzügen von Donizetti, „Camma," Ballett (azione mimica) in ſechs Aufzügen von Henry; die Verwechslung, Ballett (ballo di mezzo carattere) von Serafini. Wir läugnen nicht, daß die verbrecheriſche Liebe einer Mutter zu ihrem Sohne allerdings einen tragiſchen Stoff bilden kann; aber wir geſtehen auch, daß eine ſolche Leidenſchaft, ſelbſt mit der Meiſterſchaft eines Racine oder Schiller behandelt, doch den widerlichen Eindruck, den ſie an ſich hervorbringen muß, nicht ganz verlöſchen kann. Es bedurfte wahrlich der hohen Kunſt der Dlle. Toſi in der Hauptrolle, um das Intereſſe an der Handlung dieſer Oper in den Zuſchauern fortwährend rege zu erhalten. Dieſe Sängerinn begann vor eilf Jahren zu Mayland, ihrer Vaterſtadt, die dramatiſche Laufbahn. Neapel, Trieſt, Turin, Venedig, Madrid und London waren ſeither Zeugen ihrer vorzüglichen Leiſtungen. Überall erntete ſie einſtimmigen Beyfall. Edel in Geſtalt und Haltung, ein wahres antikes Profil, eine Stimme, die klangvoll aus dem Herzen kömmt, und zum Herzen dringt, vollendeter dramatiſcher Ausdruck im Geſang und Spiel: dieß ſind die Eigenſchaften, die wir an der Toſi bewundern. Das Publicum gab ihr, zum Enthuſiasmus hingeriſſen, dieſen durch ſtürmiſches Klatſchen und wiederhohltes Hervorrufen kund. Einen Wunſch können wir nicht unterdrücken: jenen, daß die ausgezeichnete Künſtlerinn ihre Stimme an einigen Stellen etwas mäßige; ſie iſt gewiß, auch ohne dieſes Mittel den höchſten Effect hervorzubringen. Herr Pedrazzi bewies als Criſpo, Fauſta's Sohn, daß ſeine hohe reine Stimme, durch geläuterte Methode ausgebildet, und zweckmäßige Auffaſſung der ihm gewordenen Aufgabe ihn werth machen, den bedeutenden Tenoren Italiens angereiht zu werden. Wirklich großartig war die Weiſe, mit der er vor ſeinem Gang zum Tode die Stelle „Ti consacro ai Numi dell' Averno" (den Göttern weih' ich dich der Unterwelt) vortrug. Dennoch glauben wir, daß das eigentliche Element Pedrazzi's nicht das Hochtragiſche, ſondern jenes ſey, in welchem Ernſtes mit Munterem wechſelt, und das man mit dem techniſchen Ausdrucke semiserio oder mezzo carrattere bezeichnet. Die muſicaliſche Welt nennt Herrn Zucchelli einen ausgezeichneten Sänger; durch eine Reihe von Jahren hat er bey der italieniſchen Oper zu Paris Gold und Ruhm erworben. Wir laſſen ſeiner Methode Gerechtigkeit widerfahren; allein als Coſtantino hat ihm ſeine Stimme den Dienſt verſagt. Die Folge wird lehren, ob nur vorübergehende Heiſerkeit daran Schuld trägt. — Donizetti, vortheilhaft bekannt durch mehrere Compoſitionen, unter denen Anna Bolena und L'Elisire d'Amore (der Liebestrank) die erſten Plätze einnehmen, ſchrieb dieſe Oper für das Theater S. Carlo zu Neapel. Für die Aufführung in der Scala verfaßte er eine neue Ouverture, und eine neue Arie für den Tenor. Die Muſik iſt des Meiſters nicht unwerth. Sie hat Kraft und Lieblichkeit, und iſt den Worten vollkommen anpaſſend. Einige Reminiscenzen aus Anna Bolena wurden von den Zuhörern blitzſchnell aufgegriffen. — Hr. Henry hat in ſeiner „Belagerung von Calais," in der „Adelheid von Frankreich," und in dem „Maskenballe" in vergangenen Jahren ſein Talent erprobt; wir müſſen bedauern, daß es ihn bey ſeiner neueſten Compoſition im Stiche gelaſſen hat. Die Handlung der Camma iſt abgedroſchen, ihre Führung verwirrt und gedehnt, die Tänze ohne allen Reiz, und das Ganze ſo, daß es, ungeachtet am Schluſſe zwey Leichen zu begraben ſind, ſtatt tragiſcher Wirkung lautes Lachen erregte. Das Publicum pfiff die Beerdigungsmuſik. — Ein Schornſteinfeger, der ſich als Prinz verkleidet, und dieſer, der die Maske des erſten annimmt, bilden die erbärmliche Verwicklung der von Serafini zu Tage geförderten Compoſition: L'Equivoco. Habet nomen et omen. Man vermißte in den drey genannten Vorſtellungen den ſonſt gewohnten Luxus und Geſchmack des Coſtüms. Dießmahl iſt es wahrhaftig nicht der Scala würdig. Manche der dreyzehn neuen Decorationen verdienen Lob, alle aber erwecken den innigen Wunſch, den erſten jetzt lebenden Theatermahler Sanquirico einer Bühne wiedergegeben zu ſehen, die er ſo lange mit ſeinen Meiſterſchöpfungen bereicherte, und von der ihn nur übel verſtandene Sparſamkeit der Unternehmung entfernen konnte.

Theatro alla Canobbiana. Hier ſucht die Schauſpielergeſellſchaft des Hrn. Verzura ihr Publicum zu unterhalten. Zwiſchen den Acten wird das Spectakelballet von Serafini, dem unglücklichen Compoſiteur des kleinen Ballets in der Scala: „Ezzelino vor Baſſano" (Ezzelino sotto le mura di Bassano) gegeben. Es wird darin gekämpft, geritten und gemordet; am Schluſſe verſinkt der Tyrann mit ſeinem Pferde; das Publicum jauchzt und die Caſſe iſt gefüllt.

— h. —

Benefice-Anzeige.

In den nächſten Tagen wird die Einnahme des Decorationsmahlers Neefe im Theater in der Joſephſtadt auf die erſte Vorſtellung des Raimund'ſchen Zauberſpiels: „Der Alpenkönig und der Menſchenfeind," in welchem der beliebte Verfaſſer ſeine Gaſtſpiele fortſetzen wird, Statt finden. Vorläufige Beſtellungen auf Sperrſitze werden von heute an täglich in der Wohnung des Benefizianten, Alſervorſtadt, Gärtnergaſſe Nr. 88, beym goldenen Elephanten im erſten Stock, Morgens von 9 bis 12, Nachmittags von 2 bis 5 Uhr angenommen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Editorial

Welcome to the first issue of the Journal of Computer Science Education. This publication has been a long time in coming, and we are pleased to finally see it in print. The idea for a dedicated journal for computer science education was first discussed at the 1979 SIGCSE symposium in Detroit, and a committee was formed to explore the feasibility of such a publication. After five years of deliberation, planning, and fundraising, we are ready to begin.

Our goal is simple: to provide a forum for the exchange of ideas, techniques, and experiences among those who teach computer science at all levels. We believe that the rapid growth of the field has outpaced the development of its pedagogy, and that a journal can help close that gap. We will publish articles on curriculum design, laboratory exercises, assessment methods, and the use of computers in the classroom.

We are grateful to the many people who have contributed to this issue. The members of the editorial board have reviewed dozens of submissions and provided thoughtful comments to the authors. The publication committee has worked tirelessly to secure funding and to make the production process run smoothly. And the authors, whose names appear on the table of contents, have entrusted us with their work.

We hope you enjoy this issue and that you will consider submitting your own work to us in the future. We are always looking for new voices and new perspectives.

geſprochen hatten, waren unſere Seelen eins geworden, — würdeſt du mich dann verſtanden haben, mein Friedrich?“

Ich ſchüttelte ſtill bewegt den Kopf.

„Du darfſt mir Vernunft genug zutrauen, mein guter Junge,“ fuhr er fort, „daß ich das Unpaſſende, das Unmögliche einer ſolchen Verbindung einſah. Auch ſie fühlte wohl Ähnliches. Aber bey uns Beyden war einmahl das Herz mit dem Kopfe davongelaufen, und an Rückkehr war in dieſem Irrſaale ſo wenig zu denken, als an Stillſtehen. Um dieſe Zeit drohte uns Trennung. Ich hatte das ein und zwanzigſte Jahr erreicht, und wurde als Militärpflichtling vor die Commiſſion beſchieden. Wir trennten uns unter Schmerz und Liebe, aber mit dem ſtillen Anerkenntniß einer höheren Nothwendigkeit. Zitternd griff ich in die Urne. „Die höchſte Nummer! Die höchſte Nummer! — Frey!“ riefen Alle. Ich eilte zurück. „Gott will es, des Schickſals Stimme hat geſprochen,“ ſprach ſie feyerlich, die Hand aufs Herz, und ſank wie aufs Neue verlobt hochbegeiſtert in meine Arme. Aber Jahr um Jahr verging, und in der Wendung unſerer Verhältniſſe gab es kein Licht der Hoffnung. Zwar wurde ich Schulmeiſter, denn der Alte war geſtorben, aber durfte ich deßhalb um die Tochter meines Gutsherrn werben? Wir Beyde kannten in dieſer Hinſicht die ſtrengen Grundſätze des übrigens gutmüthigen Alten. Schon mehrere Parthien hatte Amalie unter hundert Vorwänden ausgeſchlagen. Aus mir konnten die Mütter der mannbaren Mädchen meines Standes vollends nicht klug werden. Amalie härmte ſich bloß. Ich verſah meinen Schuldienſt pünctlich, aber wurde menſchenſcheu. Nur in den Abendſtunden, wo wir im ſtillen Park uns fanden, gewannen unſere Seelen wieder ein neues geiſtiges Leben. Da verkündete mir Amalie in einer ſolchen Stunde, daß ein reicher, junger Gutsbeſitzer um ihre Hand geworben. Ihr Vater habe alle ihre Weigerungsgründe mit den Worten zurückgewieſen: „Iſt er nicht jung, hübſch, reich, vom beſten Rufe? — was will ein Mädchen mehr? Du heirathest ihn, oder ich laſſe dich morgen zu einer entfernten Verwandten bringen und Niemand ſoll hier erfahren wohin? Da magſt du hundert Meilen von hier dein Leben in einem alten Waldſchloſſe verträumen, und damit Baſta!“ Zürnend wollte er ſie verlaſſen, da wallte ihr Herz über, verzweifelnd warf ſie ſich ihm zu Füßen und bekannte ihre heilige, reine und ewige Liebe zu mir. Da war es, als fürchte der Mann ſeine eigene Weichheit, erbleichend, erzitternd ſtand er vor ihr, „Ungerathene!“ donnerte er ſie an und ſtieß ſie zurück, ſo daß ſie, ohnehin halb ohnmächtig vom Schreck, zu Boden ſank. „Hoffe nie! Thorheit iſt dein Wahn, und er ſoll es büßen; du ſollſt fort.“ — So geſchah vor einer Stunde.

„Dann weiche ich,“ ſprach ich gepreßt; aber es hatte dieſes Ereigniß mir meine ungeheure Thorheit und meine Undankbarkeit in ihrer vollen Größe vor die Seele geführt. Jetzt ſprach ich zu Amalie von meinem Plane der Trennung mit der Ruhe und Beſonnenheit, welche aus der Kraft eines männlich gefaßten Entſchluſſes hervorgeht. Ihre Antworten waren eben ſo ruhig und äußerlich kalt. Als ich von ihr ſchied, für immer — waren ihre Lippen kalt und leblos. Sie wünſchte mir ruhig gute Nacht. Ihre Augen hatten keine Thränen, ihre Arme hatten keine Kraft mich zu umfangen. So von ihr ſcheidend, erreichte ich ungeſehen das Schulhaus.

Noch in der Nacht ſchrieb ich an den Gutsherrn.

„Ich weiß, daß Sie in Verlegenheit ſind um einen Stellvertreter für Ihren Herrn Sohn auf der Forſtakademie, den ich nicht die Ehre habe perſönlich zu kennen. Schon fünf derſelben wurden Ihnen zurückgewieſen. Der bevorſtehende Feldzug nach Rußland macht ohnehin die Stellvertreter ſelten und koſtbar. Erlauben Sie, daß ich Ihnen einen Theil meiner Schuld abtrage, indem ich mich morgen in die Departementsſtadt begebe und an die Stelle Ihres Herrn Sohnes einregiſtriren laſſe. Jede Geldſendung würde mich beleidigen. Nur wünſchte ich, daß Sie, edler Mann, wieder eine beſſere Meinung von Ihrem unglücklichen Pflegeſohn gewinnen wollen. Leidenſchaft konnte ihn wohl hinreißen, aber traurig gibt er dem Vaterherzen die beklagenswerthe Tochter wieder, indem er ſich für ewig losreißt von ſeinem Glück, ſeiner Liebe.“

Noch vor Anbruch des Tages übergab ich dieſen Brief dem Maire zur Beſorgung, indem ich mir die nöthigen Atteſtate ausfertigen ließ, und in der Abenddämmerung ſtand ich ſchon wieder in Uniform unſers Bataillons mit vier und zwanzigſtündigem Urlaub in der Taſche vor dem Waldpförtchen des Parks. Ich hatte noch einige häusliche Angelegenheiten zu ordnen vergeſſen, und das wurde der Vorwand für mich ſelbſt, um die Mißbilligungen meines Verſtandes zu beſchwichtigen. Eigentlich hatte die Stimme des Herzens unabweislich von mir gefordert noch einmahl von Amalien Abſchied zu nehmen, denn es beunruhigte mich, daß dieſe am vorhergegangenen Abend ſo kalt geworden war. Ich kannte damahls noch nicht die Macht der Apathie, jenen Zu-

ſtand einer ſinnloſen Gefühlloſigkeit, welche aus der höchſten Abſpannung des Gefühls hervorgeht.

Wie nun der Menſch iſt; in der Höhe der Leidenſchaft berühren ſich alle Extreme, und verwirren ſich alle Ideen. Da ſtand ich und zögerte. Ich quälte mich mit Eiferſucht; wenn, dachte ich, der junge Gutsbeſitzer nun doch einen Eindruck auf ihr Herz gemacht hätte, und ſie ſich geduldig in dieſes Verhältniß ergeben wollte, und nur noch in Verlegenheit geweſen wäre, wie ſie mit mir brechen ſollte, und deßhalb mir dieſe Theaterſcene vorgeſpielt hätte, um mich zu einem ſentimentalen Desperationscoup — und ——

So fortſpinnend an meinem Groll und Mißtrauen, immer ſinnreicher werdend, Zweifel auf Zweifel zu häufen, ſchon ganz taub und blind für alle Erinnerungen der zarten Beweiſe ihrer treuen Liebe, erreichte ich endlich das tiefe Dunkel des Boskets, und die Stelle, von wo ich unbemerkt das traute Bänkchen unter dem blühenden Lindenbaume überſehen konnte, auf welchem ſie ſo oft mich mit Thränen der Sehnſucht im glänzenden Auge und mit kindlichfromm gefalteten Händen erwartet hatte. Auch jetzt ſaß ſie dort, aber — mein Blut erſtarrte — nicht allein! Ihr braunes Lockenköpfchen ruhte traulich an der Bruſt eines jungen Mannes, der ihr lächelnd die Wange ſtreichelte. Das iſt der junge Gutsbeſitzer, ihr Verlobter, riefen hundert Stimmen der Hölle in meiner Bruſt. „Treuloſe!“ ſchrie ich auf, und ſtürzte fort wie wahnſinnig durch Gebüſch und Hecken, die mir Kleid und Geſicht zerriſſen. „Heinrich! Heinrich!“ hörte ich ihre kreiſchende Stimme, männliche Tritte eilten flüchtig hinter mir her, aber nichts half, mich trieb es fort durch Buſch und Wald. Jede Macht des Nachdenkens war mir verſchwunden, doch lief ich wie im dunkeln Gefühle zurück, nach dem Standorte meiner Garniſon. Am folgenden Morgen brachte der Corporal den bleichen Recruten zur Beſinnung, und dann ging es fort und fort bis hieher auf mein ehernes Sterbebett.“

(Der Beſchluß folgt.)

Charade

Die erſte Sylbe trifft dich oft
In deinem Wirken unverhofft.

Die zweyte Sylbe trägt dich gerne
Auf ihrem Arm' in weite Ferne.

Das Ganze drückt in ſtiller Ruh
Voll Rührung dir die Augen zu.

Heinrich Adami.

Miscelle.

Goldſmith, der Verfaſſer des Vicar of Wakefield, des deserted Village und ähnlicher vortrefflicher Werke, war ſo leicht zu täuſchen wie ein Kind, und auch eitel wie ein Kind. Eines Tages ſah ihn Burke, der mit dem Oberſten O'Moore zu Reynolds zum Eſſen ging, unter einem Haufen Volks ſtehen, der ſich vor einem Wirthshauſe verſammelt hatte, um einige fremde Frauen, die ſich in ausländiſcher Tracht am Fenſter gezeigt hatten, zu betrachten und auszuſpotten. „Sehen Sie,“ ſagte Burke zu ſeinem Begleiter, „hier ſteht Goldſmith; er kommt auch zu Reynolds; paſſen Sie auf, was ich dort mit ihm thun will.“ Als nun Goldſmith ankam, erwiederte Burke ſeinen Gruß mit auffallender Kälte, und nahm ſich überhaupt ungewöhnlich fremd gegen ihn, ſo daß Jener voll Unruhe ihn fragte: ob er ihn, ohne es zu wiſſen, beleidigt hätte? Burke ſtellte ſich abgeneigt zu antworten, und erſt nach wiederhohlten Bitten ſagte er: „Ich muß mich in der That des Umgangs mit einem Manne ſchämen, der ſich ſo ungeheurer Unbeſonnenheiten ſchuldig machen kann.“ — Goldſmith betheuerte, er wiſſe nicht, was er meinte. — „Wie?“ ſagte Burke, „da Sie vorhin auf Leiceſter-Square nach den fremden Weibern gafften, ſagten Sie nicht ganz laut: es ſey unbegreiflich, wie das dumme Volk eine geſchminkte Jeſabel anſtarren könnte, und wenn ein Mann von Ihren Talenten vorüberginge, ihn gar nicht beachtete.“ — Goldſmith, wie vom Donner gerührt, ſagte: „Theuerſter Freund, wär' es möglich, daß ich das geſagt hätte?“ — „Allerdings,“ antwortete Burke; „wie könnt' ich es denn wiſſen, wenn Sie es nicht geſagt hätten?“ — „Das iſt wahr,“ verſetzte Goldſmith ſehr beſchämt; „es thut mir unendlich leid; es war dumm. Ich erinnere mich jetzt wohl, daß mir dort ſo etwas durch den Kopf ging; aber ich glaubte nicht, daß ich es ausgeſprochen hätte.“

Notizen.

Schauſpiele.

Im k. k. Hofburgtheater fand Mittwoch den 16. Jänner eine Vorſtellung des ſtets gerne geſehenen Schauſpieles: „Die ſilberne Hochzeit.“ Statt. Ihre Majeſtäten der König und die Königinn von Ungarn beglückten das äußerſt zahlreich verſammelte Publicum mit Höchſtdero Gegenwart. Mit Ungeduld erwartete daſſelbe den Augenblick, wo es ſeine ungeheuchelte, jubelnde Freude laut werden laſſen konnte, und ein Sturm von Applaus und Vivatrufen begrüßte das erhabene Paar bey ſeinem Erſcheinen. Aber noch eine beglückende Überraſchung war dem freudig bewegten Publicum vorbehalten, denn kaum war das Stück einige Scenen vorgerückt,

so traten auch JJ. MM. der Kaiser und die Kaiserinn in die Loge. Da strömten nun die Herzen der liebenden Unterthanen von Neuem der in Jauchzen und Beyfallsbezeigungen, und der Jubel wollte kein Ende nehmen.

Die darstellenden Künstler, begeistert von der alldeglückenden Gegenwart der inniggeliebten Herrscherfamilie, füllten die Augen der Zuseher, die kurz vorher in Freudethränen schwammen, mit Thränen der Rührung. Die Vorstellung war classisch, und wir sagen mit der Frau Willig: „Es war ein schöner Abend!"

Reiberstorffer.

Concert des Herrn Joachim Hoffmann.

Hr. Hoffmann trat in dem, am 13. d. von ihm veranstalteten, Concerte im Musikvereinssaale mit einer Symphonie und einem Liede von seiner Composition auf.

Nicht Genialität allein mit ihren Attributen, sondern auch das Vorwärtsschreiten mit dem Zeitgeiste, ohne jedoch seiner Manier oder irgend einer tadelhaften Mode zu huldigen, sondern nur in so fern er das Gute verbessert oder, ohne anderweitige Beeinträchtigung der Wahrheit und des Charakters der Musik, verannehmlicht, ist nothwendig, um in dem erwähnten Genre inneren Werth mit Effect zu verbinden. Darin liegt der Grund, daß die von Hrn. Hoffmann, einem in früherer Zeit durch sehr gelungene Tondichtungen rühmlichst bekannten Componisten, producirte Symphonie durch den veralteten Styl, der darin durchgehends herrscht, trotz ihres regelrechten Baues und mancher schönen Ideen, nur theilweise eine beyfällige Aufnahme fand. Der erste Satz erinnert zu sehr an Beethoven's A-Symphonie; am meisten sprach das Andante und Scherzo an, welches mit glücklicher Laune behandelt ist. Die Composition selbst zeigt übrigens Fleiß und Instrumentationskenntniß, ohne jedoch die vorhandenen Mittel effectvoll genug benützt, und dadurch einen allgemeinen Eindruck möglich gemacht zu haben. Dadurch, und durch die Fülle frappanter Ideen, welche mittelst der umsichtigsten Vertheilung an die Instrumente eine melodische Association hervorbringen, hat Lachner in seiner Symphonie so glänzend und allgemein zu wirken gewußt. — Die zweyte Nummer bestand in einem Clavierconcerte von Mozart, neu bearbeitet, nebst einer dazu componirten Cadenz, von Kalkbrenner, gespielt von Dlle. Friderike Bäuerle. Bey dem ersten Auftreten einer jungen Künstlerinn muß das Urtheil nachsichtig und strenge zugleich seyn; nachsichtig gegen Fehler, die nur die Befangenheit mit sich bringt und hinsichtlich des Grades der Leistung, strenge jedoch gegen wirkliche Gebrechen und böse Gewohnheiten, welche, frühzeitig ernstlich gerügt, noch zu beseitigen sind, sonst aber oft zu bösem Epheu werden, welcher den Stamm der Kunst beständig umrankt. Wir freuen uns, von diesen letztgenannten keine, und im Gegentheile, viele große Vorzüge gefunden zu haben, unter welchen die außerordentliche Kraft in der linken Hand, womit Dlle. Bäuerle die schwierigsten und schnellsten Baßpassagen schön und kühn vortrug, dann der zarte und nüancirte Vortrag und das Gefühl in Gesangstellen, wodurch die junge Virtuosinn uns unwillkührlich an die zu früh verblichene Ant. Oster erinnerte, die wesentlichsten sind. Besondere lobende Erwähnung verdient auch die Wahl des Tonwerkes, dessen classischer Werth durch das Spiel der Dlle. Bäuerle nur noch heller ans Licht trat. Kalkbrenner hat es so bearbeitet, daß Gediegenheit und Bravour des Spiels sich hinlänglich entfalten kann, welches die dazu componirte Cadenz genugsam beweist. Möge auch in dieser Beziehung Dlle. Bäuerle viele Nachahmer finden und frischgrüne Lorbeern werden sich um Mozart's, Beethoven's, Hummel's Schläfe winden in dem Doppelgenusse, der dann dem Publicum geboten wird. Um die Aufmerksamkeit zu zeigen, womit wir ihr Spiel verfolgten, wollen wir Dlle. Bäuerle nur ersuchen, beym Schlagen des Trillers mehr Ruhe im Oberarm zu behalten. — Die junge Künstlerinn wurde nach jeder Pause mit allgemeinem Beyfall als Anerkennung und Aneiferung überschüttet und am Schlusse stürmisch vergerufen. Eines gleichen Erfolgs erfreute sich Mad. Anschütz, welche das Echo von Castelli mit innig zarter Ausschmückung, kurz mit wahrer Meisterschaft declamirte.

Das Lied: „die Bienen" von Bürger, von Hrn. Titze, als vorletzte Nummer gesungen, sprach, trotz seines seelenvollen Vortrages nicht an. — Das Orchester unter der Leitung des Hrn. Grutsch war ausgezeichnet durch die Präcision in der Executirung der Symphonie und durch das richtige Tempo und Pianissimo in den Begleitungen. — Der Saal war sehr besucht.

Joh. Nep. Hofzinser.

An Costenoble,

nach der Darstellung des „Kaufmann von Venedig."

Schaffend ist im Angesichte,
In dem regen Augenlichte,
Geist des Lebens eingeprägt;
Offen sitzt er zu Gerichte,
Der die stummen Mienen wägt,
Wie im Buch der Weltgeschichte.

Die Geberde ist die Wage
Die sich schwankend neigt und hebt,
Bis sie Ruhe sich erstrebt
Im erhofften Gleichgewichte!

Dieses sichtbar rege Leben
Ist der Mimenkunst gegeben,
Und ihr Wort auch ist kein Schall,
Der verhallend schnell verklingt;
Er ist jener Wiederhall,
Der uns ganz die Seele bringt!

Dir hat diese reichen Gaben
Großgesinnt, die Kunst verliehen,
Iffland's Geist ist nicht begraben,
Denn ich seh' ihn in dir glühen;
Und die alte Melpomene
Und die scherzende Camöne
Haben gleich dich reich bedacht.
Seh' ich Shilock's Schlangentücke,
Hild*) und Schewa's Thränenblicke; —
Hör' ich den Titanen gehn,
Iffland's Geist vorüberwehn!

Dahora.

Ehrenvolle Auszeichnung.

Der Capellmeister Hr. Johann Strauß hat für die Widmung seiner Alexandra-Walzer von Ihrer Majestät der Kaiserinn von Rußland, durch die hiesige kaiserl. russische Bothschaft einen prachtvollen Brillantring von sehr bedeutendem Werthe erhalten.

*) In Deinhardstein's classischem „Garrick in Bristol."

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den 12 26. Jänner, 1833.

Der Verwundete.

(Beſchluß.)

Dieſer Moment, in welchem der ſterbende Krieger auf ſein Leben voll Täuſchungen, auf eine Liebe ohne Hoffnung, und eine Trennung ohne Verſöhnung zurückblickte, hatte etwas tief Ergreifendes. Ich ſtand neben ihm und betrachtete ihn mit dem innigſten Mitleide. Er ſchien indeß nur noch die Stunden zu zählen, die er noch zu leben hatte, bis ſein Auge brechen würde, denn ſein Herz war längſt gebrochen. Ich ſuchte nach Möglichkeiten, um ihn zu tröſten. „Wie aber," ſprach ich leiſe, „wenn ſie unſchuldig wäre? wenn es ihr Bruder geweſen wäre, an deſſen Bruſt ihr Kopf ſo traulich ruhte?"

Sein Auge blitzte zu mir auf. „Ihr Bruder war es nicht, die Möglichkeit habe ich tauſendmahl durchdacht, denn wenige Wochen zuvor war ein Brief von ihm eingegangen, wonach er ſich auf einer wiſſenſchaftlichen Reiſe nach Ungarn befand. Mein Verſtand iſt zu ſchwach, um irgend eine Möglichkeit für ihre Schuldloſigkeit zu combiniren, aber mein Herz glaubt daran. Es glaubt daran ſeit dem Augenblicke, wo ich an der Beſchaffenheit meiner Wunde erkannte, daß es Zeit ſey dem Leben ein Valet zu ſagen. Der Schmerz des Zweifels an der Treue dieſes Engels hatte mich ſo ungeheuer ergriffen, daß ich an Gott nicht denken konnte, ohne einen innern Schauder zu empfinden; denn ich fühle wohl, mein Glaube war ſchwach geworden, ich war auf dem Wege ein Gotteslängner zu werden. Du ſelbſt haſt es gerügt. Erſt jetzt, wo mein letztes Stündlein naht, wird es hell und klar wieder in meiner verdüſterten Seele. Ich verzweifle nicht mehr, denn ich hoffe auf Jenſeits. Ich ſehe jetzt in den Leiden dieſes Lebens nur Prüfungen einer ewigen Liebe für ein reineres Daſeyn, und was bewirkte dieſes Erwachen des Engels in mir? — Die Erinnerung an den Engel meiner Liebe, das ahnende Gefühl, der Glaube, die Gewißheit, daß ſie unſchuldig iſt — Friedrich!" flehte er und ergriff meine Hand, „eins verſprich mir, verſprich's mir bey deiner Seele und Seligkeit — verlaß mich, ſuche dein Leben zu retten, und hier — bring meiner Amalie dieſe blaue Schleife zurück, die ihr einſt aus den prangenden Haarflechten entfallen war. Sag ihr, ich ſey treu geſtorben und verſöhnt — an ihre Schuldloſigkeit glaubend."

„Wenn Gott mir hilft," entgegnete ich, ihm die Hand drückend, „aber ich glaube nicht an die Möglichkeit einer Rückkehr ins Vaterland. Ich werde hier dein Ende abwarten, Bruder! und dann auch wohl zu müde ſeyn, um noch weiter zu gehen in dieſer Welt."

„Darum eben!" rief er heftig, „du würdeſt hier

verſchmachten, ohne mir helfen zu können. Bald wird es mit mir vorbey ſeyn; harrſt du hier ſo lange aus bey mir ohne Speiſe und Trank, biſt ſo ſchon halb verhungert, ſo fehlt dir die Kraft noch Nahrung zu ſuchen. Sieh dort an jenem grauen Horizont der dunkle Schatten, das iſt ein Wald. Dort hinter demſelben müſſen noch Dörfer liegen, fern von der Militärſtraße, in welchen noch nicht Alles aufgezehrt ſeyn kann. Dorthin mach' dich auf den Weg. Suche dein Glück, es wird dich finden. Mich aber laß hier in Frieden einſchlafen; und kehrſt du einſt heim, mein treuer Friedrich! — ſo denk an meine Amalie."

Nur auf ſein ſtrenges Verlangen konnte ich mich entſchließen, ihn zu verlaſſen. Er hatte mir verſichert, daß ich ihm die Todesſtunde erſchweren würde durch mein Dortbleiben, das ihn der Hoffnung berauben würde, ſeinen letzten Wunſch erfüllt zu ſehen. Ich begriff vollkommen das Nutzloſe meiner Selbſtaufopferung, wozu ich bis dahin entſchloſſen war. Ich dachte mir ſogar die Möglichkeit, auf einem Streifzuge Lebensmittel zu finden, und damit zu meinem armen Freunde zurückzukehren, um ſeinen letzten Augenblick noch zu erfriſchen. Ich ließ ihm meinen Mantel zurück, womit ich ihn ſorglich zudeckte, nachdem ich ihm auf der Laffette der Kanone von Heidekraut ein weiches Lager gemacht hatte. Was ich noch Genießbares bey mir trug, gab ich ihm, und ſein Gewehr legte ich in ſeinen Arm. Er dankte mir mit unbeſchreiblichem Lächeln und erinnerte mich noch einmahl an Amalien, deren Familiennahmen und Wohnort er mir geſagt hatte. Ich gelobte, drückte ihm die Hand und ſchied. Aber mit welchen Gefühlen! Gott weiß es, Worte beſchreiben ſie nicht. Wie ihn mein letzter Blick traf, hatte er die Augen geſchloſſen. Ich glaubte ihn nie wiederzuſehen.

Sechs Jahre ſpäter, als ich auf einem Durchgange durch das Heſſiſche in die Gegend kam, wo das Gut von Amaliens Vater gelegen war, gedachte ich meines Auftrages. Obwohl das Band längſt verloren war, ſo meinte ich doch durch meine Erzählung ihr Gemüth noch zu beruhigen. Ich erkundigte mich im Gaſthofe nach der Gutsherrſchaft. Der Alte war längſt geſtorben, der Sohn im Duell erſchoſſen — „und die Tochter Amalie?" — Jetzt Gutsbeſitzerinn und verheirathet. „Verheirathet? — O, Weiber, Weiber!" rief ich aus, „ſo ſteht es um eure Treue!" — Grollend beſchloß ich jetzt ihr treuloſes Gemüth zu erſchüttern. Ich fand ſie umgeben von blühenden Kindern. Kaum begann ich meinen Spruch, ſo hörte ſie mir lächelnd zu. — Es war ein bildſchönes, blühendes Weib, aber dieſe Gefühlloſigkeit empörte mich im Innerſten. — „Madame," ſagte ich entrüſtet, „ich glaubte Thränen in Ihre Augen zu locken und jetzt dieſes Lächeln?"

„O Gott!" ſagte ſie, „die Zeit der Thränen iſt längſt vorüber, ich habe ſie für mein ganzes Leben genug geweint! — Geh, Heinrich!" winkte ſie einem trotzigen, blühenden Buben, „ruf den Vater, er ſoll die rührende Geſchichte mit anhören."

Alsbald vernahm ich das Herannahen eines Stelzfußes, einen Augenblick ſpäter und die Thüre öffnete ſich. — „Trau ich meinen Augen!" — rief der Eintretende, ein ſchöner, wohlgenährter Mann auf einem Stelzfuße, und breitete die Arme aus: „Du, mein Friedrich?"

„Ja, Friedrich, — aber — o Himmel! iſt das Unmögliche möglich? — du — Heinrich?"

„Ja, Heinrich," ſprach er, „derſelbe, der dem ſpottenden Rathe ſeines Cameraden folgend, den todten Fuß in Rußland ließ, und das treue Herz heimtrug an Liebchens Bruſt; denn du hatteſt doch Recht, Friedrich, es war ihr Bruder geweſen, der mich ſo toll eiferſüchtig gemacht hatte. Die Ladung der Conſcription hatte ihn auf der Reiſe ereilt, und unerwartet zurückgerufen."

„Aber deine Rettung?"

„Mit Gott!" ſprach er feyerlich. „Kaum warſt du fort, als eine Ambulance paſſirte. Ein geſchickter Stabschirurg amputirte mir ſogleich den Fuß. Ich wurde nach Wilna zurückgebracht und geheilt."

„Gott iſt groß," ſprach ich bewegt, „und ſeine Wege ſind wunderbar!"

Friedrich Heyneman.

An Dlle. Friederike Bäuerle am Clavier.

Was war es, das bey Deinem Spiel
So wonnig mich durchbebte,
Im Tönekampf wie ein Aſyl
Harmoniſch mich umſchwebte?

Was öffnete ſo herrlich ſüß
Die Venen meiner Seele,
Daß ich mich ſtill entzücken ließ,
Vergeſſend, was mich quäle? —

War es die Göttinn, die mich zwang
Mich horchend zu verklären? —
Ach nein! ich hörte manchen Klang
Ganz nüchtern und in Ehren!

War es der Finger Sturmgebraus
In Trillern und in Läufen? —
Da hätt' ich mir Bewund'rung aus,
Wollt' nur nach Flosteln greifen!

Doch was bey Deinem Saitenspiel
So wonnig mich durchbebte —
Es war im Zährenschmuck — Gefühl,
Das strahlend Dich umschwebte!

Am 13. Jänner 1833.

Sigmund Schlesinger.

Ein Jagdabenteuer in den Bergen der Auvergne*).

Auf einer Wanderung durch die südlichen Provinzen Frankreichs, im Herbst 18**, schlug ich mein Hauptquartier in einem kleinen, etwa zwey Stunden von dem freundlichen Städtchen Riom entfernten Dorfe auf, von Riom, das wegen der wilden Schönheit seiner Umgebungen, und wegen der köstlichen Aprikosen- und Quittenpasteten, mit denen es die üppigen Gaumen der guten Bürger von Paris und der andern Hauptstädte Frankreichs versieht, gleich bekannt und merkwürdig ist. Ein paar Bücher, die unten in meinem Mantelsack lagen, mein Zeichnungsgeräthe, eine Doppelbüchse von Manton, eine Koppel englischer Hühnerhunde und meine Angelruthe gewährten mir hinlänglichen Zeitvertreib in meiner romantischen Einsamkeit. Die nahen Berge sind reich an Wild; und in den Waldbächen, die sich in glitzernden Fällen von ihren Halden niedergießen, wimmelt es von rothgesprenkelten Forellen, die dem Angler eine nie versiegende Quelle von Beschäftigung geben.

Es war gegen das Ende eines rauhen und düstern Spätoctobertags, den ich mit dem Aufsuchen der schönen rothen Repphuhnart, die in großen Ketten in den heidebekleideten Abhängen des Puy de Dome nistet, zugebracht hatte, als ich müde, und von Hunger und Durst erschöpft, in der Nähe einer kleinen uralten Capelle Halt machte, zu der die Bergbewohner in einer Art Wallfahrt zu „Unserer lieben Frau vom Goldberg" (Notre Dame de Mont d'Or) alljährlich zu pilgern pflegen. Ihr Bild, in Stein gehauen, mit dem Christuskinde in den Armen, steht über dem gothischen Thorbogen, der in das Innere des Gebäudes führt. Das graue moosbewachsene Fußgestell eines großen Steinkreuzes, das ursprünglich dem Eingange gegenüber aufgerichtet gewesen, jetzt aber umgestürzt und zum Theil in dem grünen sammtenen Rasen, auf dem es lag, vergraben war, both mir einen willkommenen Ruheplatz für meine müden Glieder. Ein heller durchsichtiger Quell sprang aus einer Ritze des Felsens, an dessen eine Seite die Capelle gebaut war, ergoß sich in ein kleines von der Natur gebildetes Becken unten, und rann dann, über Kieselgrund murmelnd, einem Waldstrome zu, dessen betäubendes Brüllen allein die schauerliche Stille unterbrach, die ringsum herrschte. Ein kleines massives Trinkgefäß von Eisen hing an einer Kette neben diesem Born; und wahrscheinlich rührten die Worte „Fesso Viatori," *) die ich in rohen Buchstaben über der Stelle, wo es hing, in denselben Felsen gegraben fand, von der frommen Hand her, deren werkthätiges Wohlwollen es hieher gestiftet hatte. Das Gedächtniß des unbekannten Wohlthäters, wer er auch immer seyn mochte, aus vollem Herzen segnend, trank ich in tiefen Zügen.

Ich fühlte mich jetzt wieder bedeutend erfrischt, und verfolgte meinen Pfad weiter in der furchtbar prachtvollen Gebirgslandschaft: auf allen Seiten stiegen die Berge in den mannigfaltigsten und seltsamsten Gestalten empor, und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne, die ihre Gipfel vergoldete, warfen noch einen Theil ihres Glanzes auf das verschiedenfarbige Herbstlaub der prachtvollen Waldbäume, die ringsum wuchsen; die Scene wechselte — und ich stieg nun in eine tiefe Schlucht hinab, wo mächtige Granitblöcke, die irgend eine gewaltsame Naturbegebenheit von den überhangenden Felsklippen gerissen hatte, da und dort den Weg sperrten oder in den wunderlichsten Gebilden auf einander gethürmt lagen. Unter sie gemischt, und an einigen Stellen in ihren gähnenden Höhlungen wurzelnd, schossen einige hohe uralte Fichten gespenstergleich gegen den finstern Himmel auf, und bewegten die langen düstern Äste wie Arme in dem Nachtwinde hin und her.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Aus dem Forget-me-not für 1833, von Georg Agar Hansard Esq. geschrieben in Dijon.

*) Dem müden Wanderer.

Charade.

Zwey Sylben.

Du kennſt wohl die Erſte — das Prädicat,
Das die junge Dame im Brittenland hat?
Dann nenn' auch das Zweyte — des Mannes Zier;
Erräthſt Du's nicht bald, naht das Ganze dir.

D. F. Reiberſtorffer.

Anekdote.

Es fragte Jemand ſeinen Nachbar: „Was macht Ihre kranke Frau?“

„Ach!“ erwiederte der Befragte, „es geht mir recht fatal. Meine Frau fürchtet, daß ſie ſtirbt, und ich, daß es der Fall nicht ſeyn wird. Da iſt nun von beyden Seiten Angſt und Sorge.“

Auflöſung

der Charade im vorigen Blatte:

Schlagfluß.

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldſtadt.) Am 17. d. M. zum erſten Mahle: „Die Lieb' auf der Alm.“ Localpoſſe mit Geſang in drey Acten, mit Muſik von Hrn. Riotte, und zwey neuen Decorationen von Hrn. Mayr.

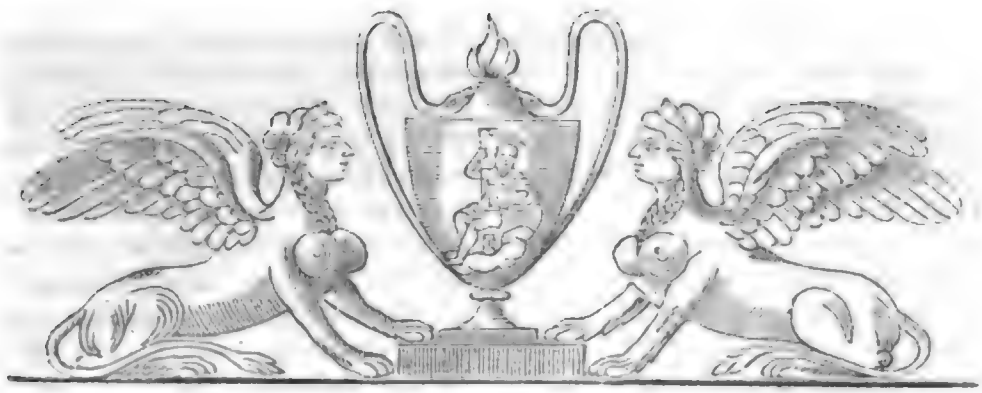
Der reiche Buchbindermeiſter Brunnberger in Wien (Hr. Schuſter) will ſeinen Sohn Joſeph (Hrn. Lang) an eine Fleiſchhackerstochter, Nahmens Nanny, in Linz (Dlle. Jäger) verheirathen. Joſeph jedoch, durch eine übel aufgefaßte Lectüre zum Romantiker geworden, will nichts von einer Heirath mit einer Linzerinn, die er nicht einmahl kennt, wiſſen, und unternimmt an demſelben Tage, an welchem die Linzerinn in ſeines Vaters Hauſe ankömmt, mit ſeinem Freunde Auguſt, einem Mahler (Hrn. Brabbée) eine Luſtreiſe nach dem lieblichen und romantiſchen Guttenſtein bey Wien. Die Linzerinn, von Joſephs Abneigung gegen ſie durch Brunnberger unterrichtet, willigt nun in den Plan des alten Buchbinders ein, und begibt ſich mit den Ältern Joſephs nach Guttenſtein. Hier theilt nun der Buchbinder ſeinem Freunde Auerbach, dem Hammermeiſter und Wirthe in Guttenſtein (Hrn. Sartory) eine Liſt mit, durch welche ſein Sohn für die Linzerinn gefangen werden ſoll. Nanny nähmlich ſoll die Tochter und Schwaigerinn Auerbach's in ländlichem Alpencoſtüme und mit natürlicher Einfalt darſtellen, und ſo den ſentimentalen Freund der Natur myſtificiren. Joſeph geht in die Falle, die ihm ſelbſt ſein Freund Auguſt ſtellen hilft. Die ſchöne Linzerinn triumphirt; Joſeph, die unſchuldige Intrigue erfahrend, bereut ſein Vorurtheil gegen ſeine beſtimmte Braut, und iſt froh, daß dieſe ihm nun keinen Korb gibt.

Der Leſer erſieht aus dem, in der Hauptſache gegebenen Programme, daß die genannte Novität aus dem Wiener Bürger- und Volksleben entnommen, ganz einfacher Natur ſey, und nichts mit einer Gattung Volksſtücke gemein habe, von der heut zu Tage die Localdichter gleichſam bezaubert ſind. Wir haben ſeit einigen Jahren die Erſtlingsproducte neuerer Localdichter beobachtet. Nach dem Verfaſſer der Nina und des Zauberkranzes glauben wir mit voller Überzeugung dem unbekannten Verfaſſer der in Rede ſtehenden Piece vollsdramatiſches Talent zuerkennen zu müſſen. Berückſichtigt man den geringen Stoff und ſeine einfachen Stützen und Behelfe, ſo wird man dem Talente des Verfaſſers, der auch im Dialoge eine gewandte Feder verräth, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Die Charaktere ſind nach der Natur entworfen und ausgeführt. Der Dialog athmet einen lebenswarmen Humor, und iſt nicht von Zoten beſudelt. Der Verfaſſer bekundet überhaupt Reichthum eines beſſeren Geſchmacks, und eine äſthetiſche Bildung. Wir wünſchen, daß er dieſen Geiſt des Einfachen und Schönen auch in Zukunft hüten möge; da dieſer jetzt in den Volkstheatern zu einer fremden Erſcheinung geworden iſt, ſo mag er dießmahl originell ſich dargeſtellt, und ſo das unbewachte Gefühl des Zuſchauers wider Willen angeſprochen, und alſo ſich einen natürlichen und einfachen Weg zu einer guten Aufnahme gebahnt haben. Das Publicum unterhielt ſich im eigentlichen Sinne; es klatſchte ſich zwar nicht die Hände wund, aber es lachte ex animo. Die Muſik enthält melodiöſe Nummern. Einzelne Lieder ſind charakteriſtiſch, eben ſo die Chöre. Mayr's Decoration, Guttenſtein mit dem Hammerwerke, dann eine, die Alpe mit dem Proſpecte auf den Schneeberg darſtellend, iſt eine trefflich gelungene Arbeit im Fache der Decorationsmahlerey. Die Beleuchtung hätte inzwiſchen gleichmäßig ſeyn ſollen, damit die Lieblichkeit der Anſichten im Ganzen, und nicht nur in einzelnen Parthien gewänne. Die Darſtellung war lobenswerth. Hr. Schuſter hatte einige Momente, in denen er unwillkührlich zum Lachen hinriß. Dlle. Jäger wird eine immer lieber geſehene Erſcheinung. Es freut uns, daß dieſe talentvolle Localſängerinn nun auch in Spielparthien beſchäftigt wird. Im komiſchen Geſange beſitzt Dlle. Jäger ohnedem keine Rivalinn. Wir finden, daß ſie auch in der Darſtellung immer mehr an Routine und Nuancirung ſich eigen macht. Sie muſte ihre Geſänge wiederhohlen, worunter ein Duett mit Dlle. Herbſt. Hr. Lang und Hr. Brabbée hatten ihre Charaktere richtig aufgefaßt und gegeben. Die noch Mitſpielenden halfen zum guten Gelingen des Ganzen. G. P.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Nik. von Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Im Comptoir des Oeſterr. Beob. iſt erſchienen und zu haben: Großer Wandkalender für das Jahr 1833 in Placatformat, mit geſchmackvoller architektoniſcher Einfaſſung und einer Vignette geziert, von Hrn. Blaſius Höfel geſtochen. Preis 24 kr. C. M.



Der Sammler.

Dinſtag, den 13 29. Jänner, 1833.

Ein Jagdabenteuer in den Bergen der Auvergne.

(Fortſetzung.)

Die wilde Öde des Ortes lockte nicht eben zu längerem Verweilen, und ſo eilte ich, mich nach der Sonne richtend, ſo ſchnell als es der ſchroffe Bergpfad erlauben wollte, voran; allein plötzlich theilte ſich dieſer in zwey oder drey verſchiedene Arme; und als ich noch, mit mir ſelbſt zu Rathe gehend, welchen ich nun einſchlagen ſolle, da ſtand, wurde meine Aufmerkſamkeit durch den lauten klagenden, faſt zu gellendem Wehſchreyen ſteigenden Ruf eines in Noth befindlichen Thieres feſt gehalten. Ein Föhrenwald zog ſich auf beyden Seiten bis in die Schlucht herab, durch die ich hinging. Aus dieſem kamen die Töne. In wenigen Augenblicken folgte ein durchdringendes und wildes Geheul den Schreckenslauten, das mit dem Gekreiſch zahlloſer Vögel, die in ſchwarzen Schwärmen von den Bäumen aufſtiegen, dem ſchrillen Pfeifen des Falken, wie er kreiſend ſein Klippenneſt umflog, und dem bangen Winſeln meiner Hunde ein ſchauerliches Concert bildete und mir die Gewißheit gab, daß die Wölfe, von denen dieſer Theil von Frankreich arg heimgeſucht iſt, ihre nächtlichen Raubzüge begonnen hatten. Ich ſtand ſtill, nahm meine Jagdſtinte von der Schulter, lehnte mich mit dem Rücken an einen Baum, und harrte, den Finger am Drücker des Gewehrs, ängſtlich der kommenden Dinge. Dieſer Zuſtand banger Erwartung ſollte nicht lange dauern. Ein lautes Krachen der Zweige hinter mir hieß mich raſch umdrehen, und gleich darauf brach, von einer dürren Wölfinn mit ihren zwey Jungen hart verfolgt, ein Rehbock durch das Dickicht. Das arme Thier ſchien von Mattigkeit und Schrecken bereits erſchöpft, denn nach einem Wettlauf von etwa dreyßig Schritten die Schlucht hinauf, ſprang ihm ſeine unbarmherzige Verfolgerinn mit einem Satze an die Kehle, und riß das Thier zu Boden, der ſich ſchnell von ſeinem Schweiße röthete. Die Jungen, faſt eben ſo behend und nicht minder wild wie ihre Mutter, kamen jetzt herbey und Alle zuſammen machten ſich nun an das Zerreißen und Verſchlingen ihrer Beute. Obwohl der ganze Auftritt in kürzerer Zeit ſich zutrug, als wohl ſeine Erzählung erforderte, ſo blieb mir doch noch Muße und auch Geiſtesgegenwart genug eine Kugel auf die gewöhnliche Ladung meines Gewehrs zu ſetzen, und da ich eine unwiderſtehliche Luſt in mir fühlte, ſelbſt eine Hauptrolle in dem Drama zu ſpielen, bey dem ich bisher bloß den Zuſchauer abgegeben hatte, ſo ließ ich mich behutſam auf ein Knie nieder, zielte wohlbedächtig und feuerte. Mein Schuß hatte getroffen, allein nicht ſo, wie ich gewollt hatte, das größere von den beyden Jungen fiel, tödtlich verwundet, das andere flüchtete in den Wald, verfolgt von meinen Hunden, die ich nicht länger zurückzuhalten im Stande war.

Allein und ohne eine Ladung in meinem zweyten Gewehrlaufe, ſollte ich im Augenblick die ganze Gefahr meiner Lage kennen lernen; denn mit einem entſetzlichen Knurren verließ die alte Wölfinn ihre Beute und kam, die Borſten ihres Nackens vor Wuth hoch aufgeſträubt, ein faſt übernatürliches Feuer in den rothen blitzenden Augen, in hurtigen Sätzen der Stelle zu, wo ich immer noch kniete. Keine Secunde war zu verlieren. Im Nu war ich aufgeſprungen. Die Ferſen feſt in den Boden geſtemmt, und die Mündung meines Gewehrs mit beyden Händen feſt faſſend, ſchwang ich den Kolben rund um den Kopf, und erwartete, ſo vorbereitet, das Herankommen des Ungethüms. Die Wölfinn war jetzt noch etwa ſechs Fuß von dem Platze, wo ich ſtand: ſchon glaubte ich ihre Fänge an der Kehle zu ſpüren. Kalter Schweiß rann mir über das Geſicht, als in dem Augenblick, wo ich meine ganze Kraft zu einem entſcheidenden Schlage zuſammennahm, das Unthier einen krampfhaften Satz in die Höhe that, und mir todt vor die Füße rollte. Der Knall einer Flinte krachte in demſelben Augenblicke. Ich hörte eine tiefe Stimme, die den wohlbekannten Jagdruf „Harloup chiens! harloup! le voici! harloup!“ erſchallen ließ; und zwey Wolfshunde rannten in vollem Laufe an mir vorüber und fuhren auf meinen hingeſtreckten Feind.

Der Übergang von der drohendſten Gefahr zu unerwarteter Rettung war ſo blitzſchnell, daß ich für einen Augenblick nicht im Stande war meine Lage ganz zu faſſen. Als ich mich haſtig in der Richtung umdrehte, woher der Schuß gekommen war, ſah ich einen hochgewachſenen ältlichen Mann in Jagdkleidung zwiſchen den Bäumen heraustreten, die in vereinzelten Gruppen am Eingange des Waldes ſtanden. Wie er näher kam, nahm er höflich ſeine Mütze ab, und bemerkte lächelnd, indem er zu gleicher Zeit den Rieſenleib des todten Wolfs mit dem Rohre ſeines Gewehrs umkehrte, daß „Monſieur“ ohne Zweifel ein Fremder ſey, da kein Auvergner Jägersmann es wagen würde, allein, zu einer ſolchen Stunde, nur in einem Laufe eine Ladung, und ohne Begleitung von wenigſtens ein Paar Wolfshunden, in den Bergen zu verweilen. Ich gab ihm mit warmen Worten meine Dankbarkeit für ſeine ſo zur rechten Zeit gekommene Hülfeleiſtung zu erkennen, und ſagte ihm dann, ich ſey ein Engländer, in der Gegend herum auf der Repphuhnjagd geweſen, und hätte mich freylich keineswegs einer Begegnung mit einem ſolchen Wildbret, wie hier zu meinen Füßen lag, verſehen.

Zu meinem Verdruſſe mußte ich jetzt erfahren, daß ich noch ziemlich weit von meinem Beſtimmungsorte entfernt war. „Das Dorf St. Amande iſt wenigſtens drey ſtarke Stunden von hier; es liegt drüben auf der andern Seite des Berges dort,“ ſagte mein Befreyer, und deutete nach einer in dem raſch abnehmenden Tageslicht kaum noch ſichtbaren Kuppe. „Der kleine Dienſt, den ich Ihnen mein Herr, zu erweiſen ſo glücklich war, würde nur halb geleiſtet ſeyn, wenn ich Sie den Weg, der vielleicht der gefährlichſte und ſchwierigſte in dieſer ganzen wilden Gegend iſt, allein gehen laſſen wollte. Hält das Wetter an,“ ſetzte er hinzu und ſah nach dem Himmel, an dem ſich, wie dieß den ganzen Tag über der Fall geweſen war, ſchwarze Wolken pfeilſchnell jagten, „ſo erreichen wir wohl noch das Thal zeitig genug, um über die Furt zu kommen; ſind wir einmahl hinüber, ſo haben Sie leichten Weg. Ich will nur vorher den Äſern da die Felle abziehen, das Einzige, was an ihnen etwas nütz iſt.“ Damit machte er ſich flink daran, ſich in den Beſitz der Jagdbeute zu ſetzen.

Während er auf dieſe Weiſe beſchäftigt war, hatte ich Muße, die wirklich recht intereſſante Geſtalt und ganze Erſcheinung des Waidmannes näher ins Auge zu faſſen. Am Boden lag ſein furchtbares Feuerrohr, deſſen Schaft reich mit Silber eingelegt und mit Schnitzarbeit, Jagdgegenſtände darſtellend, verziert war. Seine große, aus Wolfsfell verfertigte Pelzmütze beſchattete ein tiefgebräuntes, verwittertes Geſicht, aus dem Gutmüthigkeit und frohe Laune lachte. Ein grünſammtner Jagdrock mit ſilbernen Knöpfen, auf denen ein wilder Eberkopf als Wappen zu ſchauen war, und ein Paar hirſchlederne Halbſtiefel vollendeten den übrigen Theil ſeines Anzuges. Ein kleines aus einem Stierhorn verfertigtes mit Silber beſchlagenes Hüfthorn hing an einem Lederriemen auf der einen Seite, während über die andere Schulter eine breite büffellederne Hirſchfängerkuppel mit einem zierlichen ſilbernen Schilde lief, auf welchem ein Wappen eingegraben, und die Worte zu leſen waren: „Garde chasse de Monsieur le Baron de St. Geneste.“ Nachdem er einem jeden der Thiere das Fell mit der Geſchicklichkeit eines in dem edlen Waidwerk lang Geübten abgezogen, und die Vorderpfoten, nach altem Jägerbrauche, als Siegeszeichen abgeſchnitten hatte, warf er den Reſt des gemordeten Rehbocks über die Schultern, blies dann auf ſeinem Horn einen lauten langgezogenen Ton, daß die Felswände ringsum widerhallten, um ſeine Hunde zurückzurufen und machte ſich nun mit mir raſchen Schrittes in der bereits bezeichneten Richtung auf den Weg.

Ehe wir indeſſen eine Stunde weit gegangen waren, fing das bisher nur drohende Gewölk an, ſich in vollem Ernſt in Regen aufzulöſen; der Wind tobte in wüthenden Stößen durch die unſern Pfad einfaſſenden Felſen, und wirbelte die Blätter und Zweige, die auf dem Graſe lagen, in wildem Getümmel in die Luft. Um unſere Noth zu vermehren, brach auch die Nacht immer raſcher und finſterer herein, und ein dunkler Nebel umhüllte allmählig mehr und mehr Alles um uns her. Mein Begleiter machte jetzt auf einmahl Halt und rief, indem er einen Augenblick ſtille ſtand, als wenn er ſich bemühte, ferne Töne zu erlauſchen, „der Hinüberweg, fürcht' ich, iſt uns abgeſchnitten; ich höre den Waldbach ſchon donnern; wir werden zu ſpät an die Furt kommen.“ Wir verdoppelten unſere Eile und langten in ungefähr einer halben Stunde an dem Bergſtrom an, fanden aber zu unſerm Schrecken die Beſorgniſſe meines Wegweiſers nur zu wohl gegründet. Bey dem Dämmerſchein, der noch am Himmel blieb, konnte ich deutlich den weißen Giſcht des angeſchwollenen und trübgefärbten Wildwaſſers unterſcheiden, wie es zwiſchen den Felſen, die ſeinen Lauf hemmten, mit einem wahrhaft Entſetzen erregenden Gebrüll donnernd hinabſtürzte.

„Das iſt die Stelle,“ ſagte mein Begleiter, indem er ſich einer kleinen Höhlung am Ufer näherte; „mit Hülfe meines Flintenlaufs bin ich ſchon in ſchlimmerem Wetter, als heut Nacht, hinübergekommen; allein Monſieur,“ ſetzte er hinzu, und ſah mich zweifelhaft an, „dürften vielleicht keine Luſt haben, das Wagſtück zu verſuchen?“ Wiewohl keineswegs ängſtlich oder ſchwächlich, fand ich doch — ich läugne es nicht — den Vorſchlag, in Sturm, Regen und Finſterniß über einen reißenden Waldſtrom zu ſetzen, etwas zu bedenklich, abgeſehen von der Schwierigkeit, meine Hunde hinüber zu bringen, die die Strömung wahrſcheinlich mit ſich fortgeriſſen haben würde. Ich lehnte deßhalb den Vorſchlag ab, und erkundigte mich, ob denn kein Plätzchen in der Nähe ſey, an dem wir auf ſo lange einiges Obdach finden könnten, bis ſich der Sturm gelegt hätte. „Allerdings!“ verſetzte mein Führer, „keine fünf Minuten weit von hier iſt eine Höhle, die mir ſchon oft in Nothfällen, wie der gegenwärtige, freundliche Unterkunft gegeben hat. Es iſt dort ein reichlicher Vorrath von abgefallenem Holz drinnen aufgehäuft; wir haben Stein, Stahl, und Dank den Wölfen, gutes Wildpret übergenug; — was ſagen Sie, mein Herr, zu einem Waidmannsmahl?“

Vor Kälte ſchaudernd und bis auf die Haut durchnäßt, ſtimmte ich freudig ein, wir ſchritten nun vorſichtig, in faſt gänzlicher Finſterniß, immer an dem Ufer des Bergwaſſers hin, deſſen Brüllen uns als Wegweiſer diente. Als wir in unſerm dunkeln Verſteck angekommen waren, hieß mich mein Begleiter ein paar Augenblicke warten; bald hatte er trockenes Laub und Strauchwerk in anſehnlicher Menge zuſammengerafft, zündete es dann mit ſeinem Gewehrſchloſſe an, und in kurzer Zeit loderte ein herrliches Feuer in der Mitte der Höhle luſtig auf. Der „Garde“ machte ſich es jetzt bequem, zog dann ein hellfunkelndes couteau-de-chasse aus der Scheide, ſchnitt eine Anzahl Scheiben aus dem Schenkel des Rehs, und in Kurzem wurden unſere Geruchsorgane mit dem Duft von Wildbraten erquickt. In voller Länge zu beyden Seiten eines mächtigen Feuers hingeſtreckt, ruhten wir zugleich unſere müden Glieder aus, und erwieſen dem köſtlichen Fleiſchgericht vor uns alle Ehre: und als „der geſättigte Hunger“ ſeinem „Bruder Durſt“ Platz machte, kehrte mein Geſellſchafter, nach einer minutenlangen Entfernung, mit Waſſer zurück, um den Inhalt unſerer Branntweinfläſchchen damit zu verdünnen.

Nachdem die Forderungen der Natur vollſtändig befriedigt, und auch für unſere ſtummen Begleiter hinlänglich Sorge getragen war, hatte ich Muße, mich genauer umzuſehen. Die Höhle war geräumig und hoch; ihre Wände und Decke, deren von Natur ſchon dunkle Farbe durch den Rauch häufiger Feuer noch einmahl ſo ſchwarz gefärbt worden war, glänzten jetzt in der hellſten Beleuchtung der rothen und flackernden Flamme der harzigen Fichtenäſte, und hallten von der fröhlichen Stimme meines Gefährten wieder, der, mit der ſeinen Landsleuten eigenen Luſtigkeit, laut hinausſingend, das Lob des Jägerlebens pries. Die maſſiven Halsbänder der majeſtätiſchen Wolfshunde blitzten und glitzerten in dem Feuerſcheine, als ſie ſo mit dem vollen Behagen der Sättigung neben uns lagen, und durch ihr plötzliches und kurzes Auffahren anzuzeigen ſchienen, daß ſie die Ereigniſſe des Tages in dem Lande der Träume noch einmahl durchſpielten. Gewehre, Waidtaſchen, Hüfthorn, Pulverhörner lehnten mahleriſch durch einander an der Wand; während das Plätſchern des Regens, das wilde Rauſchen des Bergſtromes, das Krachen der im Sturme zuſammenſtoßenden Baumäſte das Romantiſche der ganzen Scene noch bedeutend erhöhte.

(Der Beſchluß folgt.)

Anekdote.

„Ich bitte dich, lieber Mann," ſagte Frau von D... zu ihrem Gatten, „ſprich doch nie mehr in Geſellſchaften von mir. Wenn du Gutes von mir ſagſt, ſo glaubt es Niemand; ſprichſt du aber Böſes, ſo wird man es nicht allein für wahr halten, ſondern auch noch vergrößern."

Auflöſung

der zweyſylbigen Charade im vorigen Blatte:
Miß muth.

Notizen.

Schauſpiele.

Im k. k. Hofburgtheater wurde zum erſten Mahle gegeben: Gleiche Schuld, gleiche Strafe. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen bearbeitet von F. C. Schmidt.

Frau von St. Ange iſt eine von den galanten Frauen, wie man ſie in manchen großen Hauptſtädten zu finden pflegt; ſie umgibt ſich mit äußerem Glanze auf Unkoſten ihrer Gläubiger; ſie iſt nach dem letzten Geſchmacke gekleidet und von feinſter Bildung, ſie gibt Aſſembleen, und verſammelt um ſich Alles was vornehm und lebensluſtig iſt. Unter ihre Bekannten gerieth die Frau von Harcourt, ohne etwas Arges zu ahnen und nur durch die Liebenswürdigkeit ihrer äußeren Bildung angezogen. Der Ehemann, durch den Ruf der Frau von St. Ange beſſer von ihrem Thun unterrichtet, widerräth ſeiner Gattinn den Beſuch derſelben, ja, er verbiethet ihn. Frau von Harcourt iſt auch ganz entſchloſſen, dieſem Begehren Folge zu leiſten, als Frau v. St. Ange bey ihr erſcheint, ſie auf heute zu einem Balle ladet, und ihre Bedenklichkeiten dermaßen zu zerſtreuen weiß, daß ſie zu erſcheinen verſpricht, und ihr Wort erfüllt. Mad. St. Ange hat es inzwiſchen für gut befunden, ein anderes Stadtviertel zu beziehen und ihren vorigen Nahmen mit dem der Frau von Montaſier zu vertauſchen. Der Hr. von Harcourt bewirbt ſich um eine anſehnliche Stelle, und ſein Freund Freville räth ihm, ſich vor Allem die Fürſprache des Oberſten Valſain, Schwager des Miniſters, zu gewinnen. Der Oberſt befindet ſich heute in der Geſellſchaft der Fr. v. Montaſier, und dahin führt Freville ſeinen Freund Harcourt. Der Oberſt iſt es auch, der in die Gemahlinn dieſes letztern mit aller Leidenſchaft verliebt iſt; und Harcourt, ohne es zu wiſſen, macht für den Nebenbuhler ſogar Verſe auf die eigene Frau, um ſich ihm zu verpflichten, wofür Valſain ihn morgen auch perſönlich dem Miniſter vorzuſtellen verſpricht. Der Zufall macht es, daß Freville der Fr. von Harcourt auf dem Balle begegnet, ihr die Anweſenheit ihres Gatten bekannt macht, und als dieſer naht, ſie hinter einem Spiegel verſteckt. Der Gatte erzählt ziemlich luſtig, wie ihm eine Dame beym Spieltiſche gefährlich geworden. Als ſich Gelegenheit darbiethet, begleitet Freville heimlich Frau von Harcourt ſchnell an ihren Wagen, und ihr Gatte weiß nicht, daß ſie da geweſen. Wohl aber erfährt der Oberſt dieſe Entführung, wofür er das plötzliche Entfernen der Angebetheten hält. Am nächſten Tage beym Beſuche ſeines Schützlings, um ihn zum Miniſter zu führen, will er Erläuterung hierüber fordern, und nur mit Mühe hält ihn Freville ſo lange zurück, bis er Gelegenheit hat, dem Oberſten zu erklären, daß die Dame die Gemahlinn des Hrn. von Harcourt ſey, und ihr Ruf Verſchwiegenheit dieſes Umſtandes erheiſche. Valſain iſt darüber beſtürzt, und wünſcht ſeine Verirrung wieder gut zu machen. Allein nun erſcheint Mad. St. Ange und iſt bey jedem gerechten Vorwurfe, der ihr zu Theil wird, bereit, das gegenſeitige Geheimniß preiszugeben. Nur das Verſprechen Freville's, ſie mit Geld zu unterſtützen, indem ſie aus Paris fort muß und nach London geht, beſchwichtigt ſie; und Alles endet ſo, daß Niemand dabey compromittirt wird. Inzwiſchen folgt hinterdrein eine häusliche Scene zwiſchen den beyden Gatten, wo die neckende Gemahlinn es doch für gut findet, ihre Anweſenheit bey Frau von St. Ange zu entdecken, worauf, wie natürlich, die gleiche Schuld gleiche Verzeihung findet, nachdem ſie gleiche Strafe verſchuldet hat.

Da ſich die meiſten franzöſiſchen Stücke neuerer Zeit gleichen, ſo werden wir Wiederhohlungen vermeiden, wiewohl auch dasjenige, was hier geſagt werden ſoll, ſchon in unſern früheren Berichten bey Gelegenheit enthalten iſt. Der Inhalt ſelbſt dreht ſich wieder um jene Verhältniſſe des häuslichen Lebens, die in Paris mehr als irgendwo Stoff zu Darſtellungen dieſer Art liefern. Inzwiſchen muß dem Bearbeiter nachgerühmt werden, daß er alle Delicateſſe angewendet, um Anſtößigkeit zu vermeiden, und daß inſonderheit der Schlußact das moraliſche Gefühl vollkommen befriedigt, während er doch eine recht pikante Löſung der Verſchlingungen herbeyführt. Im Dialog herrſcht überall Glätte und Feinheit, und das Publicum nahm das Stück mit dem entſchiedenſten Beyfalle auf.

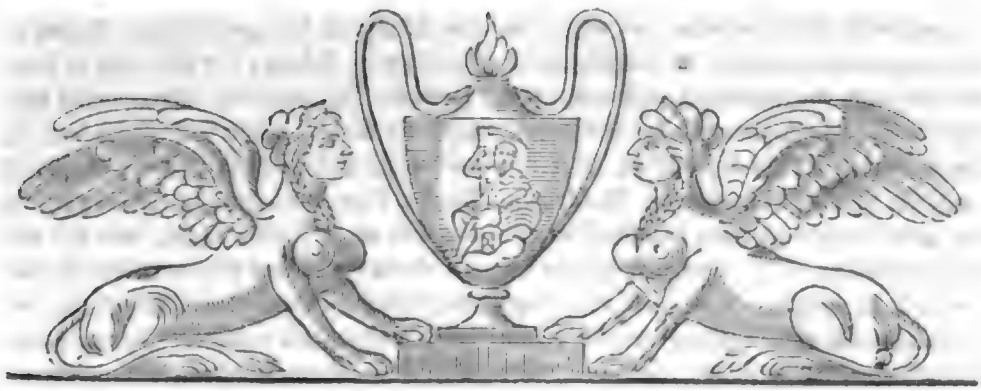
Die Darſtellung war ſo meiſterhaft, wie ſie im k. k. Hofburgtheater bey Luſtſpielen, wo Feinheit des geſellſchaftlichen Lebens vorherrſcht, immer der Fall iſt. Dlle. Müller hatte als Frau von St. Ange einen ſchweren Standpunct, genügte demſelben aber nicht bloß durch glänzende Toilette, ſondern auch durch das delicateſte Spiel, welches inzwiſchen all das Pikante nicht entbehrte, was zur Rolle gehört. Dlle. Peche als Fr. v. Harcourt war ebenfalls ausgezeichnet durch Zartheit, Gemüthlichkeit, und jenen Anflug weiblicher Schwäche, der die Strafe verdiente. Die HH. Korn (ihr Gemahl), Fichtner (Oberſt) und Herzfeld (Freville) verdienen in Eine Kathegorie geſtellt zu werden. Auch Dlle. Reichel und Hr. Schmidt wirkten beyfallswürdig mit.

Das neu in die Scene geſetzte und an demſelben Abende gegebene Luſtſpiel: „Die gefährliche Nachbarſchaft," von Kotzebue, ſprach in der Hauptrolle des Schneiders Fips, durch Hrn. Wothe beſetzt, nicht ſonderlich an, weil der geachtete Künſtler in dieſer Parthie mehr gemachte als natürliche Kunſt zu entwickeln ſchien.

Ermin.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Nit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.



Der Sammler

Donnerstag, den 14 31. Jänner, 1833.

Ein Jagdabenteuer in den Bergen der Auvergne.

(Beſchluß.)

Der Förſter, deſſen Singluſt keine unpaſſende Erläuterung des „vires acquirit eundo“ abgab, verſuchte, trotz des Kampfes der Elemente draußen, ſich hörbar zu machen. Er war eben mitten im beſten Singen des jetzt zum dritten Mahle wiederhohlten Jagdliedchens, als ein dumpfes unterdrücktes Knurren des einen Hundes, der ſich aus ſeiner liegenden Stellung halb in die Höhe hob, und immerfort aufmerkſam nach dem Eingange der Höhle blickte, ſeiner Luſtigkeit ſchnell ein Ziel ſetzte.

„Beym heil. Hubertus;“ ſchrie der Jäger, indem er aufſprang, und mit der einen Hand ſeine Büchſe ergriff, während er mit der andern den Hund, der ſchon in einem Satze zur Höhle hinaus wollte, am Halsbande feſthielt; „der Geruch unſers Wildprets hat uns noch mehr von dem Geziefer auf den Hals gezogen; ja, eine Wolfsſchnauze riecht niemahls fehl, wenn ſie Rothwild im Winde wittert! Halten Sie Ihre Hunde zurück, mein Herr,“ ſetzte er gegen mich gewendet hinzu, „Sie ſind an dergleichen Arbeit wenig gewöhnt; ich will ſie bald ins Dickicht jagen!“ Dann ließ er die Hand von dem Halsbande des Hundes los, und kaum hatte die Höhle von ſeinem Rufe: „Horch zu! Polidor! Belmont! horch zu! ſag' ich!“ widergehallt, ſo waren ſchon die beyden Hunde mit einem vollen und tiefen Gebell, das man durch das Brüllen des Bergwaſſers und das Sauſen des Sturms hörte, zu der Öffnung hinausgeraſt. Zuletzt erſtarben die Töne in der Ferne. „Dieſe Wölfe,“ bemerkte er, indem er ſich wieder, den Ellbogen aufſtemmend, neben dem Feuer niederlegte, „ſind noch eine ſchreckliche Geißel für unſere Bergprovinzen; aber jetzt in keiner Vergleichung mehr mit dem, was ſie in meiner Jugend waren.“ Der alte Mann ſprach dieſe Worte mit einem ernſthaften Geſichte, das ſeinem bisherigen luſtigen und lebendigen Benehmen ganz fremd ſtand, und meine Neugierde zu der Frage veranlaßte, ob er in der Ausübung ſeines Berufs während ſo vieler Jahre ſchon oft Zeuge ſolcher gefährlichen Abenteuer geweſen ſey, wie das, deſſen Held ich heute war.

„Wir haben noch eine volle halbe Stunde, bis der Mond aufgeht,“ ſagte er; „da der Regen aufgehört hat, ſo wird hoffentlich die Furt zu paſſiren ſeyn; denn die Bergbäche ſind ſonſt ſeicht, ſo ſchnell ſie auch anlaufen. In der Zwiſchenzeit will ich Ihnen einen traurigen Vorfall erzählen, der ſich in meinen jungen Jahren ereignete, und von dem ich faſt der einzige Zeuge war. Es leben jetzt nur noch wenige Leute, die bis Anno 1768 an den ſchrecklichen Winter zurückdenken, der dieſes Jahr in der Chronik der Auvergne unvergeßlich gemacht hat. Das Wetter, das bis gegen den Aus-

gang des Novembers hin ſchön und klar, wiewohl ausnehmend kalt geweſen war, änderte ſich plötzlich und in der Nacht vom 24. trat ein furchtbares Schneegeſtöber ein, das faſt vier Tage lang unaufhörlich fortdauerte. Am Abend des 29. erhob ſich ein arger Wind. Die entſetzlich aufgewirbelte Schneelaſt machte die Straßen ungangbar, und jeder Verkehr zwiſchen den Städten und Dörfern war abgebrochen. Die Bewohner hielten ſich ſo viel als möglich zu Hauſe, denn ſelbſt am lichten Tage ſah man gelegentlich einen fraßſuchenden Wolf um die Pachthöfe ſtreifen, während ſie bey Nacht rudelweiſe die Gegend durchſtrichen und wüthend vor Hunger jedes lebende Weſen anfielen, das unglücklicherweiſe ſchutzlos in ihre Klauen gerieth. Wenn ſie ſo die Schafſtälle und andere Außengebäude, wo das Vieh untergebracht war, belagerten, konnte man deutlich in der Stille der Nacht ihr wildes Geheul hören, das Einem das Herz mit Bangigkeit füllte und allen Schlaf raubte. In einer Nacht, wo mich die gräulichen Gäſte auch wach hielten, hörte ich auf einmahl wüthend ſchnelle Pferdetritte dem Dorfe näher kommen und zwiſchen hinein das durchdringende Hülfgeſchrey eines Menſchen. Ich war allein, ziemlich weit entfernt von der übrigen Familie, meine Mutter ſchlief im Erdgeſchoß, und mein Vater war abweſend auf dem Schloſſe St. Geneſte, um am Morgen einen Hirſch auftreiben zu helfen. Einige Augenblicke lag ich mit pochendem Herzen da, als aber die Hufſchläge näher kamen, gewann die Neugierde die Oberhand über meine Angſt. Ich ſtand auf und ſchlich vor Kälte bebend an das Fenſter, das ich öffnete. Der Himmel war mit Sternen überſäet, und der Mond ſchien hell auf den kalten fleckenloſen Schnee. Unſerer Hausthür gegenüber, und etwa zwanzig Schritte von der Landſtraße entfernt, ſtand das Dorfwirthshaus. Als ich aufmerkſam nach der Richtung hinausblickte, von der die Pferdetritte und das Geſchrey kamen, galoppirte ein Reiter wüthend der „Auberge“ zu, deren Schild wahrſcheinlich ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, als es ſich im Winde hin und her bewegte. Sein Roß plötzlich anhaltend ſchrie er auf die entſetzlichſte und herzzerreißendſte Weiſe um Einlaß und Beyſtand. Keine Seele gab Antwort, kein Laut verrieth, daß ſein Nothruf gehört wurde, Alles ſchien in tiefem Schlaf begraben, oder was wahrſcheinlicher iſt, zu ſehr um der eigenen Sicherheit willen in Angſt, um aufzuſtehen. Gerade in dieſem Augenblick erhob ſich von hinten ein durchdringendes und ſcheußliches Geheul; das Pferd bäumte ſich und ſchlug wild aus, und wieder ſpornte es ſein unglückſeliger Reiter mit einem verzweifelnden Schrey, der mir noch in den Ohren tönt, vorwärts. Ich war, mein Herr, wie ich vorhin bemerkte, noch ein Knabe, kaum eilf Jahre alt, und das Herz wollte mir vor Grauſen zerſpringen, als ich, mich zum Fenſter hinauslehnend, deutlich den ganzen Rudel um die Ecke an der Kirche biegen, und mit hellem Geſchrey der Stelle zukommen ſah, oder der ich ſtand. Für einen Augenblick ſchienen ſie die Witterung verloren zu haben, oder wurden durch die Hoffnung auf ein zweytes Schlachtopfer aufgehalten, denn während einige mit lautloſen Tritten und die Schnauzen am Boden vor der Wirthshausthüre auf und nieder rannten, verſammelte ſich die Mehrzahl unter meinem Fenſter, hob ſich auf die Hinterbeine, ſchnuffelte in der Luft, und bellte und heulte nach der ihnen unerreichbaren Beute. Endlich fanden ſie die Witterung wieder und mit unglückdrohender Genauigkeit ſetzte ſich der ganze Rudel aufs Neue gerade in der Richtung in Bewegung, welche der unglückliche Fremde eingeſchlagen hatte. Ich blieb horchend ſtehen, bis ſich die Töne in der Ferne verloren, und kroch dann zitternd ins Bett, aber freylich nicht um einzuſchlafen.“

„Und der Fremde? — Er kam nicht um — die Schnelligkeit ſeines Pferdes rettete ihn vielleicht?“ rief ich geſpannt.

„Nein, mein Herr, nein! Dazu war wenig Ausſicht, denn der Wolf hat die Naſe eines Schweißhundes, und obwohl langſam, verfehlt er doch nie ſeine Beute einzuholen.“

„Am folgenden Morgen herrſchte die größte Beſtürzung unter den Dorfbewohnern, denn noch viele außer mir hatten das Geſchrey des Fremden gehört. Sie verſammelten ſich gruppenweiſe vor der Thüre der „Auberge“ oder wandelten, in kleinen Trüppchen, im ernſten und eifrigen Geſpräch die Straße auf und ab. Meine Mutter, der ich das Vorgefallene erzählt hatte, miſchte ſich jetzt auch, mich an der Hand führend, unter unſere Nachbarn, und bald wurde ich der einzige Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit, als ſie ſo in athemloſem Schweigen meiner ausführlichen Erzählung der Schrecken der verwichenen Nacht zuhörten. Als ich im Verlaufe meiner Geſchichte auf des Unglücklichen wildes und verzweifelndes Geſchrey um Einlaß und Beyſtand zu ſprechen kam, und dabey auf die noch immer im Schnee ſichtbaren Eindrücke der Pferdhufe und Fußſpuren ſeiner Verfolger zeigte, brach ein allgemeiner Schrey des Entſetzens und Mitleids von den Lippen

meiner Zuhörer. Während Alle noch schweigend dieſe traurigen Beſtätigungszeichen meiner Unglücksgeſchichte näher betrachteten, kam mein Vater, mit ſeiner Doppelbüchſe bewaffnet, und von ſeinen Hunden begleitet, wie dieß immer auf ſeinen Berufsgängen der Fall war, in das Dorf. Sein Geſicht war todtenblaß; in ſeiner Hand trug er eine Piſtole, die Überbleibſel eines Reitmantels und einen arg zerriſſenen und mit Blut beſchmierten Sattel. Auf ſeinem Wege über die Heide, die von dem Heerenſchloß nach der Heerſtraße führt, rannten die Hunde plötzlich wegab, und in eine Vertiefung hinunter, die etwa einen Büchſenſchuß weit von dem Fußpfade liegt, auf dem er ging. Von Neugierde getrieben, näherte ſich mein Vater der Stelle, und erblickte mit Entſetzen und Verwunderung das verſtümmelte und ganz friſche Gerippe eines Pferdes, an welchem der Sattel noch immer angeſchnallt war, während das eben erwähnte Stück Mantel und eine abgeſchoſſene Piſtole unfern davon auf der Erde lag. Kein Zweifel konnte jetzt mehr über das Schickſal des Fremden obwalten. Einige wenige Papiere und noch ein paar Kleidungsſtücke wurden ſpäterhin unter den Dornbüſchen verſtreut gefunden; keine Spur aber ließ ſich entdecken, wer der Fremde war, oder woher er kam; auch wurden nie weitere Nachforſchungen in Bezug auf ihn in der Nachbarſchaft angeſtellt . . . Manche Meſſe wurde indeſſen für die Ruhe ſeiner Seele geleſen," ſetzte der Förſter, andächtig das Kreuz ſchlagend, hinzu.

In dieſem Augenblicke trat der Mond in unbewölkter Pracht hinter dem ſich zertheilenden Gewölk hervor, und ein heller Lichtglanz ſtrömte in die Höhle. Hurtig hohlten wir unſere Siebenſachen zuſammen, und machten uns, von den Hunden begleitet, die inzwiſchen von ihrer Jagd zurückgekehrt waren, und ſich wieder zu unſern Füßen niedergelegt hatten, auf den Weg nach der Furt hinab. Die ſchwarzen Steinblöcke, die als Auftrittſteine dienten, und die Stelle einer Brücke vertraten, waren jetzt zwiſchen den Wirbeln der Strömung, die über ihre Oberfläche hinrollte, heraus ſchwach ſichtbar. Mein Führer ſchritt voraus; glücklich erreichten wir das jenſeitige Ufer, und waren in wenigen Minuten auf der eigentlichen Straße. „Ihr Weg führt Sie jetzt hier gerade aus, mein Herr, in zehn Minuten ſind Sie in St. Amande, mein Weg geht links." Ich zog meine Börſe, allein der Jägersmann lehnte ſtandhaft jede Geldbelohnung ab. „Es war ja nur, was jeder Chriſtenmenſch dem andern thut, wenn er ihn in Noth ſieht," ſprach er; „nähme ich Ihr Geld, ſo würde ich nicht halb ſo viel Freude mehr empfinden; ſollten Sie aber," ſetzte er, indem er dem größern meiner Hunde (einen ſchönen großen Hühnerhund von ächt irländiſcher Zucht) ſchmeichelte, hinzu, „ins Künftige einmahl mir ein Junges von dieſer Race verſchaffen können."

„Mein ehrenwerther Weidgenoß," ſagte ich, ihm meinen Nahmen und meine Adreſſe nennend, und ſchüttelte ihm aufs herzlichſte die Hand, „ich will ſchon Gelegenheit finden, Ihnen nach Ihrem Wunſche gefällig zu ſeyn." Damit ſchieden wir freundlich.

Den Tag darauf ſchrieb ich nach England, und etwa einen Monath ſpäter erhielt ich einen Beſuch von dem Conducteur des Pariſer Eilwagens, der an einer Schnur eine Koppel prächtiger junger Hühnerhunde führte, die von Calais aus die Reiſe auf der „Imperiale" gemacht hatten, und mit denen ich kurz nachher meinen Freund, den Förſter, als Gabe der Dankbarkeit dafür erfreute, daß mich ſeine rettende Hand davor bewahrt hatte, eine Speiſe der Wölfe *) in den Bergen des Puy de Dome zu werden.

Folgſamkeit.

„Mein Freund," ſo ſprach Profeſſor Kraft,
„Verwandeln Sie in Blut und Saft
„Nur die Collegia, ſo hat es nichts zu ſagen." —
„Iſt ſchon geſcheh'n!" ſprach X., „getragen
„Hab' ich bereits die Inſtitutionen
„Zum Antiquar, und hier ſind Arrak und Citronen!"

C. N.

*) In dem harten Winter 1829 ſah man über vierzig dieſer wilden Thiere am hellen Tage auf der von Dijon nach Paris führenden Landſtraße hin galoppiren, und auf einer Angelluſtwanderung, die der Erzähler im verwichenen Sommer in der Provinz Burgund machte, ſah er auf einem Landſitze die Köpfe von drey und zwanzig Wölfen, die der Eigenthümer ſämmtlich in einem Winter getödtet hatte, an das Hausthor genagelt.

D. Verf.

Notizen.

Schauſpiele.

Im k. k. Hofburgtheater wurde zum erſten Mahle gegeben: „Der Unglücksvogel," Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen bearbeitet von F. A. von Kurländer.

Dieſes unterhaltende Stückchen iſt, wie z. B. „der Lügner und ſein Sohn," auf eine einzige komiſche Idee, oder vielmehr Charakter gegründet, wobey die Intrigue Nebenſache bleibt. Chriſtoph Muffel, welcher als Unglücksvogel erſcheint, iſt eine alberne Figur, dem das Glück überall den Rücken kehrt, aber auf ziemlich natürliche Weiſe, daher der tragiſche Begriff des Fatums hier durchaus keine Anwendung findet, — im Gegentheile, dieſe Art Gerechtigkeit an dem lächerlichen Subiect, ohne ihm beſonders wehe zu thun, ſich recht drollig und amüſant ausnimmt. Muffel wird von ſeinem reichen Oheim bewogen, ſich um eine Anſtellung zu bewerben; er thut dieß, allein ein Mitbewerber, Fritz Thalheim, der zwar liederlich, aber den Kopf auf dem rechten Flecke hat, ſchnappt ihm das Amt vor dem Munde weg. Wegen ſeines Leichtſinns

verläßt, — oder verliert er die Anstellung bald wieder. Inzwischen hatte sich der hornirte Muffel auf die Jurisprudenz geworfen; er studiert mit Angstschweiß, und nun völlig tüchtig, wie er meint, aspirirt er um eine solche ledig gewordene Bedienstung. Aber auch hier wird ihm derselbe Thalheim vorgezogen, der übrigens dieses Amt, gleich dem früheren, auch nur wieder kurze Zeit versieht. Muffel ist außer sich über diesen ihm gleichsam angebornen Gegner. Er erfährt, daß Thalheim Schulden habe, kauft alle fälligen Wechsel von ihm auf, mit der Absicht, seinen Antipoden in den Schuldenarrest zu sperren, und sich während dieser Zeit neuerdings um ein Amt zu bewerben, um so einmahl des gefährlichen Nebenbuhlers los zu seyn. Allein während Thalheim wirklich in den Thurm geführt wird, springt er über eine Brücke ins Wasser, entgeht als guter Schwimmer den Gerichtsdienern, und bringt den Unglücksvogel noch um das Capital, welches er auf Ankauf seiner Wechsel ausgegeben hatte. Muffel meinte nähmlich, so wie die Gerichtsdiener, Thalheim sey ertrunken; inzwischen dieser unter verändertem Nahmen in das Haus des Kaufmanns Allant sich Zutritt zu verschaffen weiß, und auch bald die Tochter desselben, Marie, sich geneigt macht. Diese ist aber vom Vater, in Erwartung der reichen Erbschaft von Seite des Onkels, an Muffel versprochen, der nun auf Allant's Landgut kommt, aber auch schon auf dem Wege dahin von Thalheim, den er nicht persönlich kennt, niedergeritten wurde. Marie hat natürlich keine Neigung für diese lächerliche Creatur; sie begünstigt Thalheim, der ihr übrigens seine mißlichen Verhältnisse mit Offenheit gestanden, und auf ihren Besitz resignirt hat. Inzwischen langt das ominöse Testament an, das Muffel sich durch einen Expressen nachzubringen befahl. Unter den größten Erwartungen wird es im Pleno der Versammlung geöffnet; aber wie erstaunt Muffel und Allant mit ihm, als es heißt, der verstorbene Onkel habe dem „albernen Muffel" als Legat sein Haus in Prag vermacht, zum Universalerben aber Fritz Thalheim bestimmt, welcher ihm die wesentlichsten Dienste geleistet, und das Geld gewiß wohl benützen werde. Es bleibt nur noch die Hoffnung, daß Thalheim todt sey, (in diesem Falle succedirt als Erbe Muffel), denn er sprang ja ins Wasser und ertrank. Allein auch diese Illusion schwindet, als Gerichtsdiener anlangen, den unter fremdem Nahmen hier sich aufhaltenden Thalheim aufsuchen und erkennen, welcher als reicher Erbe jetzt leicht sein geringes Deficit deckt, und auch Marien, mit Allant's Einwilligung, dem „Unglücksvogel wegkapert. — Wir haben den Inhalt absichtlich weitläufiger erzählt, weil er besser, als jede andere Entwicklung, das Genre bezeichnet, zu welchem diese artige Kleinigkeit gehört, und auch einen Vorgeschmack von den vielen komischen Einzelnheiten zu geben vermag, die sich darin finden. In der That gibt es Scenen, wo der Witz Schlag auf Schlag kömmt; und so leicht der Ausgang der Piece vorauszusehen, erheitert doch der Weg dahin durch drollige Momente, und läßt keine lange Weile aufkommen. Es scheint, daß Hr. v. Kurländer das Stückchen auch mit mannigfaltigem eigenen Witz, der meistens apropos klingt, aufgeputzt habe, wodurch es mehr nationalisirt erscheint. Hr. Löwe, als Muffel, zeichnete sich nicht nur durch originelles Äußere, sondern auch durch ächt humoristisches Spiel aus. Hr. Wilhelmi, Allant; Hr. Herzfeld, Thalheim; Mad. Fichtner, Marie, verdienen ebenfalls gerühmt zu werden. Der Beyfall des Publicums am Stücke war entschieden.

Ermin.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Zum Vortheile der Dlle. Eleonore Kondorussi kam hier am 18. d. M. des als Dichter und Kritiker gleich geistvollen Ludwig Robert bekannte dramatische Theatersatyre: „Cassius und Phantasus" wieder zur Aufführung. Weder für das Lese- noch für das Theaterpublicum eine Novität, da die genannte Parodie sowohl durch den Druck als auch durch ihre Aufführung in einer früheren Epoche des Theaters an der Wien hinlänglich bekannt ist, mochte die Bezeichnung: „zum ersten Mahle" ihren Grund darin haben, daß überhaupt Stücke, die unter Director Carl's Leitung in die Scene gehen, unter seiner Direction auch in der That zum ersten Mahle gegeben werden. Der promulgirte Titel: „Cassius und Phantasus" dürfte wenigstens den Vorwurf einer theaterdirectorischen Finte schlagend widerlegen. Dieß als Berichtigung auf gemachte Rügen und Vorurtheile. Um auf unsern Cassius zu kommen, so müssen wir gestehen, daß wir die Wiederaufführung desselben als einen theatralischen Lückenbüßer betrachten. Denn mit einem Stücke, welches in einer früheren Periode, ungeachtet seiner geistreichen Pointen und treffenden Witzpfeile, für die Cassa keinen pecuniären Vortheil erzielte, dürfte Director Carl's anerkannter Speculationsgeist sich wohl schwerlich befassen. Somit mag die Erscheinung dieser geistreichen Arbeit eines zu früh verblichenen Deutschen ein Benefizbedürfniß gewesen seyn. Inzwischen Theaterkenner danken dem Zufalle für den Genuß dieser Erscheinung, die mit der Fackel der Satyre die Erscheinungen des Tages gewisser Poeten, die, wer weiß aus welcher verunreinigten Aganippe und Hippokrene ihre verkehrte Begeisterung schöpfen, gleich einer dramatischen Kritik beleuchtet. Die Bearbeitung hat dem Originale in seiner Trefflichkeit keinen Abbruch gethan; wir erwähnen dieß aus dem Grunde, da gegenwärtig Bearbeitungen selten einem Originale nachhelfen, es vielmehr oft vom Regen unter die Traufe bringen. Bey den gegenwärtigen Constellationen der Piecen auf den Localtheatern erscheint eine derley dramatisch-satyrische Zuchtruthe wieder zeitgemäß, ob mit Nutzen, das ist die Frage; aber auf keinen Fall zum Schaden, da man der verkehrten Richtung, den der Geschmack durch Afterdramatiker erhält, nicht oft genug begegnen kann. Indessen hat derselbe bereits einige Stöße erhalten, und es wäre zu wünschen, daß er auch den letzten Stoß bekäme, der aber noch nicht so nahe seyn dürfte. Die Darstellung des Stückes verdient Lob. Die Zwischenacte wurden durch Carl's Spiel äußerst interessant. Als Theaterdirector Cassius befand sich Carl in seinem Element. Auch Hr. Werle war als Dichter Phantasus dem Begriffe seines Nahmens adäquat erschienen. Die Dlles. Planer und Kondorussi faßten ihre Charaktere mit Talent auf, eben so die HH. Nestroy und Thyam. Hr. Lucas als Student Vocativus gab im ersten Act einen ächten Vocativus zum Besten, so wie Hr. Hopp als jüdischer Zauberer die Ironie in seiner Rolle bedeutend herauszuheben und verständlich zu machen wußte. Das Ganze fand eine theilweise Anerkennung.

G. P.

Concert-Anzeige.

Mit hoher Bewilligung wird Fanny Sallamon Samstag den 2. Februar 1833, um die Mittagsstunde, in dem Saale der Gesellschaft der Musikfreunde unter den Tuchlauben Nro. 558, ein Concert zu geben die Ehre haben. Vorkommende Stücke: 1. Ouverture von Ludwig van Beethoven. 2. Großes Concert in C-moll, für Pianoforte, von L. van Beethoven, mit einer von S. Thalberg dazu componirten Cadenz, vorgetragen von der Concertgeberinn. 3. „Wohin?" aus W. Müller's Müllerliedern, von Franz Schubert, vorgetragen von Herrn B. Randhartinger, Mitglied der k. k. Hofcapelle. 4. Variationen für das Violoncello mit Orchesterbegleitung, componirt von Joseph Merk, vorgetragen von Hrn. J. Hartinger, Orchestermitglied des k. k. Hofoperntheaters. 5. Große brillante Variationen über einen englischen Marsch, für Pianoforte mit Orchesterbegleitung, von Carl Czerny, vorgetragen von der Concertgeberinn. — Eintrittskarten à 3 fl. W. W., und Sperrsitze à 4 fl. W. W. sind in den k. k. priv. Kunst- und Musicalienhandlungen der HH. A. Diabelli et Comp., am Graben Nr. 1133, und Artaria et Comp., am Kohlmarkt; in der Wohnung der Concertgeberinn, unter den Tuchlauben Nr. 552 im 4. Stocke, und am Tage der Aufführung bloß Eintrittskarten an der Casse zu haben. Der Anfang ist mit Schlag halb 1 Uhr, das Ende um 2 Uhr.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. von Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Digitized by Google

Der

Sammler.

Ein

Unterhaltungsblatt.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1833.

Februar.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß's sel. Witwe.

In Commission bey Anton Doll.

Digitized by Google

Der Wahre Jacob

Erscheint alle 14 Tage.

Zum Geleit.

Wir haben uns entschlossen, eine Zeitschrift herauszugeben, die sich ausschließlich mit Politik befaßt. Wir wollen nicht Politik machen, sondern nur Politik treiben. Wir wollen nicht Partei ergreifen, sondern nur Partei nehmen. Wir wollen nicht Stellung nehmen, sondern nur Stellung halten. Wir wollen nicht Farbe bekennen, sondern nur Farbe halten. Wir wollen nicht Flagge zeigen, sondern nur Flagge halten. Wir wollen nicht Gesinnung haben, sondern nur Gesinnung halten. Wir wollen nicht Ideale haben, sondern nur Ideale halten. Wir wollen nicht Grundsätze haben, sondern nur Grundsätze halten. Wir wollen nicht Prinzipien haben, sondern nur Prinzipien halten. Wir wollen nicht Ehre haben, sondern nur Ehre halten. Wir wollen nicht Anstand haben, sondern nur Anstand halten. Wir wollen nicht Moral haben, sondern nur Moral halten. Wir wollen nicht Rückgrat haben, sondern nur Rückgrat halten. Wir wollen nicht Charakter haben, sondern nur Charakter halten. Wir wollen nicht Mut haben, sondern nur Mut halten. Wir wollen nicht Tapferkeit haben, sondern nur Tapferkeit halten. Wir wollen nicht Kraft haben, sondern nur Kraft halten. Wir wollen nicht Energie haben, sondern nur Energie halten. Wir wollen nicht Begeisterung haben, sondern nur Begeisterung halten. Wir wollen nicht Feuer haben, sondern nur Feuer halten. Wir wollen nicht Leidenschaft haben, sondern nur Leidenschaft halten. Wir wollen nicht Temperament haben, sondern nur Temperament halten. Wir wollen nicht Humor haben, sondern nur Humor halten. Wir wollen nicht Witz haben, sondern nur Witz halten. Wir wollen nicht Geist haben, sondern nur Geist halten. Wir wollen nicht Verstand haben, sondern nur Verstand halten. Wir wollen nicht Vernunft haben, sondern nur Vernunft halten. Wir wollen nicht Gemüt haben, sondern nur Gemüt halten. Wir wollen nicht Herz haben, sondern nur Herz halten. Wir wollen nicht Seele haben, sondern nur Seele halten. Wir wollen nicht Liebe haben, sondern nur Liebe halten. Wir wollen nicht Treue haben, sondern nur Treue halten. Wir wollen nicht Glauben haben, sondern nur Glauben halten. Wir wollen nicht Hoffnung haben, sondern nur Hoffnung halten. Wir wollen nicht Vertrauen haben, sondern nur Vertrauen halten. Wir wollen nicht Ausdauer haben, sondern nur Ausdauer halten. Wir wollen nicht Geduld haben, sondern nur Geduld halten. Wir wollen nicht Fleiß haben, sondern nur Fleiß halten. Wir wollen nicht Ordnung haben, sondern nur Ordnung halten. Wir wollen nicht Sparsamkeit haben, sondern nur Sparsamkeit halten. Wir wollen nicht Mäßigkeit haben, sondern nur Mäßigkeit halten. Wir wollen nicht Enthaltsamkeit haben, sondern nur Enthaltsamkeit halten. Wir wollen nicht Keuschheit haben, sondern nur Keuschheit halten. Wir wollen nicht Tugend haben, sondern nur Tugend halten. Wir wollen nicht Sittlichkeit haben, sondern nur Sittlichkeit halten. Wir wollen nicht Religion haben, sondern nur Religion halten. Wir wollen nicht Gottesfurcht haben, sondern nur Gottesfurcht halten. Wir wollen nicht Frömmigkeit haben, sondern nur Frömmigkeit halten. Wir wollen nicht Andacht haben, sondern nur Andacht halten. Wir wollen nicht Gebete haben, sondern nur Gebete halten. Wir wollen nicht Gebetbücher haben, sondern nur Gebetbücher halten. Wir wollen nicht Rosenkränze haben, sondern nur Rosenkränze halten. Wir wollen nicht Kruzifixe haben, sondern nur Kruzifixe halten. Wir wollen nicht Heiligenbilder haben, sondern nur Heiligenbilder halten. Wir wollen nicht Weihwasserkessel haben, sondern nur Weihwasserkessel halten. Wir wollen nicht Kirchen haben, sondern nur Kirchen halten. Wir wollen nicht Klöster haben, sondern nur Klöster halten. Wir wollen nicht Mönche haben, sondern nur Mönche halten. Wir wollen nicht Nonnen haben, sondern nur Nonnen halten. Wir wollen nicht Pfaffen haben, sondern nur Pfaffen halten. Wir wollen nicht Bischöfe haben, sondern nur Bischöfe halten. Wir wollen nicht Kardinäle haben, sondern nur Kardinäle halten. Wir wollen nicht Päpste haben, sondern nur Päpste halten. Wir wollen nicht Ablaß haben, sondern nur Ablaß halten. Wir wollen nicht Sündenvergebung haben, sondern nur Sündenvergebung halten. Wir wollen nicht Beichte haben, sondern nur Beichte halten. Wir wollen nicht Absolution haben, sondern nur Absolution halten. Wir wollen nicht Fegefeuer haben, sondern nur Fegefeuer halten. Wir wollen nicht Hölle haben, sondern nur Hölle halten. Wir wollen nicht Teufel haben, sondern nur Teufel halten. Wir wollen nicht Himmel haben, sondern nur Himmel halten. Wir wollen nicht Engel haben, sondern nur Engel halten. Wir wollen nicht Gott haben, sondern nur Gott halten.

Wir wollen nicht Politik haben, sondern nur Politik halten.

den die Moeder (Hausmutter) nicht aus den Händen gibt, bis er völlig gedörrt und ausgetrocknet ist. Diese Gerichte, deren Zubereitung nur wenigem Wechsel unterworfen ist, werden mit braunem oder weißen Bier hinabgeschwemmt, zuweilen auch mit einigem Wein, den man aus Liqueurgläschen trinkt, und den Schluß der Mahlzeit bildet ein Stück sehr gute Butter oder holländischer Käse, den der Wirth nur in sehr schmalen Portionen auftischt — wahrscheinlich um seinen patriotischen Widerwillen gegen Alles, was holländisch heißt, an den Tag zu legen, im Grunde aber aus wohlbedachter Sparsamkeit. In Häusern, wo man etwas besser zu leben weiß, trinkt man auch Kaffeh, eine Art braungefärbtes Wasser, von dem der Eingeborne seine zehn Tassen, mit ziemlich gutem Zucker versüßt, zu sich nimmt; außerdem bedient man sich des braunen Farinzuckers, vielleicht um der braunen Hippokrene Voltaire's überhaupt einen Geschmack beyzubringen. Nach dem Kaffeh nehmen die Gläser, die für den Wein sehr winzig geschaffen waren, einen weit ansehnlicheren Umfang für den Wachholderbranntwein an, dem man den stolzen Nahmen „Eau-de-vie de France" beyzulegen wagt, selbst nach einem zweyten französischen Einmarsch in Belgien, im Angesicht von fünfzigtausend Kennergurgeln!

Endlich wurde man durch die Lebensmittelvertheilungen von der belgischen Küche erlöst, und die Einwohner hatten nur noch Feuer und Licht und Betten zu geben. Letztere sind in Belgien gleichfalls nicht die vorzüglichsten, und bestehen aus einer Art von Sarg, der mit einer einzigen Matratze oder einem Federbett versehen ist, die meist kürzer sind, als das Holz der Bettstätte, und an die man ein paar Leintücher so schmal wie Servietten angenäht hat. Man hörte, auf diesen Folterbänken ausgestreckt, tapfere Leute sehnsüchtig um das Strohlager des Bivouacs klagen.

Kaum in ihren Stellungen angelangt, mußte die Infanterie der Artillerie und dem Geniecorps in ihren Arbeiten zur Hand gehen. Faschinen, Schanzkörbe wuchsen unter ihren Händen hervor, und man hätte glauben mögen, sie hätten ihr Lebtage nichts Anderes getrieben.

In diesem Augenblicke waren die Laufgräben noch nicht eröffnet worden und die Belagerungsarbeiten bildeten den Inhalt aller Gespräche. Die alten Soldaten erzählten, was sie gesehen und gethan; man unterhielt sich vorzüglich von den Feuerballen, die so groß wie Fässer in die Citadelle geschleudert werden sollten, eine neue Erfindung, wozu man einen Professor aus der Ecole d'application von Metz habe kommen lassen. Man behauptete, die Wirkungen dieser Geschosse würden furchtbar seyn, und selbst die Casematten seiner zerstörenden Wirkung nicht widerstehen können.

Schön Trudchen.

Es knie't ein Mägdlein in der Kirche,
Schön Trudchen überall genannt,
Und bethet alle Tag und Abend,
Bis schon die Lichtlein ausgebrannt.

Sie war sonst fröhlich, frisch und blühend,
Jetzt ist ihr Antlitz wüst und blaß,
Sonst lacht' ihr Auge mild und freundlich,
Jetzt ist es trüb und thränennaß.

Ein Häubchen deckt die Lockenfülle,
Von dem ein schwarzer Schleyer wallt,
Der liebevoll das Antlitz birget,
In dem sich Schmerz und Kummer mahlt.

Und immerfort sie knie't und bethet —
Was büßt die arme Dulderinn?
Und Niemand kennt die tiefen Leiden,
Die ihr geraubt den frohen Sinn.

Da läuten einstens alle Glocken,
Die Orgel tönt im vollen Chor,
Am Altar brennen alle Kerzen,
Geöffnet ist der Kirche Thor.

Ein Brautpaar naht mit Glanz und Schimmer,
Um an dem Gott geweihten Ort
Des Priesters Segen zu empfangen.
Schon spricht der heil'ge Mann das Wort.

Und als des Bräut'gams Ja erschollen,
Ertönt ein lauter Schmerzensruf.
Der Priester einet nun die Beyden,
Erfüllt den heiligen Beruf.

Da schwindet nach und nach die Menge,
Die Kerz' erlischt, die Orgel schweigt;
Der Küster schließt die hohen Pforten,
Und noch einmahl sein Haupt er neigt.

Schon will die Kirche er verlassen
Und wirft zurück noch einen Blick,
Da knie't im Winkel noch schön Trudchen,
Und schnell kehrt er zu ihr zurück.

„He Trudchen! sputet Euch von hinnen,
Denn seht, schon ist die Kirche zu;
Es ist ja heut' schon spät am Abend,
Geht, geht, und suchet heim die Ruh'?"

Doch Trudchen knie't und schweiget immer,
Die Arme knie'te leblos da;
Es hatt' ihr treues Herz gebrochen
Des falschen Bräut'gams lautes „Ja."

Er hatt' ihr einſtens Lieb' geſchworen,
Und Zeuge war der ew'ge Gott;
Der Falſche hat ſein Wort gebrochen,
Sie war ihm treu bis in den Tod.

Heinrich Proch.

Das Meduſenhaupt.

Pariſer Scene.

Es gibt allenthalben Großſprecher, über deren Muth nur eine Stimme herrſcht, nähmlich ihre eigene. In den Salons, im Theater und hauptſächlich gegenüber dem ſchönen Geſchlechte werden ſie nie fertig, ihre Großthaten zu ſchildern, und die fürchterlichen Augenblicke, welche ſie erlebt, und vorzüglich jene, welche ſie ihren Gegnern bereitet hatten.

Ein ausgetretener Lieutenant der Jäger zu Pferde konnte nie aufhören, uns ähnliche Auftritte mit den gräßlichſten Farben zu mahlen, wobey er immer ſeinen Gegner entweder durch und durch ſtach, oder wenigſtens bey dem erſten Gang entwaffnete und ſo ganz in ſeine Gewalt bekam; kurz er wurde nie fertig. Jeden Abend mußten ein Paar ſeiner Gegner vor unſern Augen verbluten.

Einer meiner Freunde, ein Mann, der, ohne Großſprecher zu ſeyn, gerade ſo viel Muth beſaß, als man in ähnlichen Fällen bedarf, konnte dieſe Gasconnaden nicht länger ertragen, und beſchloß dieſem Eiſenfreſſer auf den Zahn zu fühlen. Er ſchrieb ihm nachſtehende Zeilen:

„Mein Herr!"

„Wenn Sie wirklich der Held der Odyſſée ſind, zu welchem Sie ſich gemacht haben, ſo erwarte ich Sie morgen früh fünf Uhr am Baſſin des Chateau-d'Eau.

H.

Mein Freund war pünctlich um fünf Uhr Morgens am Baſſin, die wenigen Vorübergehenden mit ſcharfen Augen muſternd.

Er wartete bereits mit einiger Ungeduld, als eine Frau ſchnellen Schrittes auf ihn zueilte und ihn barſch anrief:

„Alſo Sie ſind es, mein Herr, der meinen braven Mann maſſacriren will?"

„Gott ſoll mich davor bewahren, meine Gnädige!"

„Ich habe Ihr impertinentes Billet geleſen," erwiederte ſie heftig, „und ich kenne Ihre ſchändlichen Abſichten!"

„Ich habe keine ſchändlichen Abſichten, wie Sie ſich auszudrücken belieben: ich bin hier als Mann von Ehre, und erſtaune, Sie ſtatt Ihres Herrn Gemahls hier zu ſehen."

„Mein Herr, ich werde Ihnen ſtatt meines Mannes Rede ſtehen, den Sie in eine Falle locken wollten."

„In eine Falle, Madame! Sie ſehen doch, daß ich allein bin."

„Das gilt ganz gleich, es iſt eine Falle, ſag' ich Ihnen."

„Ich konnte unmöglich glauben, meine Gnädige, daß ein gedienter Soldat ſich in einer Ehrenſache von ſeiner Gattinn vertreten läßt."

„Die Ehrenſachen der Männer betreffen ſtets auch ihre Frauen," erwiederte ſie vor Zorn bebend, „und kurz, mein Herr, Sie ſehen in mir Ihren Gegner."

„Als ich endlich die Wahrſcheinlichkeit einſah," erzählte mir nachher mein Freund, „mit dieſem wüthenden Weibe wirklich Händel zu bekommen, betrachtete ich ſie erſt genauer. — Ich erſchrak! Sie war für mich ein wahres Meduſenhaupt! — Die Haare hingen verwirrt über Stirn und Wangen, die letzteren waren gelb und eingefallen, kleine ſtechende Augen, eine geſtülpte Naſe, aufgeworfene Lippen, ſchwarze Zähne, ein vorſtehendes Kinn..... Brr! es rieſelte mir ganz kalt über den Rücken."

„Um das Herz meines Mannes zu durchbohren," ſprach ſie weiter, „müſſen Sie erſt über meine Leiche ſchreiten." Bey dieſen Worten erfaßte ſie meinen Arm mit ihrer dürren, kalten Hand. Ich ſchauderte!

„Gott ſoll mich bewahren, Madame," ſagte ich ſo ſanft als möglich, „daß ich auf ſo gefahrvollem Wege mich Ihrem Gemahl nähern ſoll. Glauben Sie mir, ich bereue von ganzem Herzen meine abenteuerliche Ausforderung; und da ich mich als überwunden betrachte, ſo iſt es billig, daß ich Ihnen meine Waffen ausliefere." Und zugleich zog ich unter meinem Mantel ein Piſtol und einen großen Säbel von — Lebkuchen hervor, und überreichte ihr Beydes. Wüthend räumte ſie ſogleich das Feld.

Später erfuhr ich durch die dritte Hand, daß unſer Bramarbas, dieſer ſchreckliche Mann, ſich zu Hauſe eingeſchloſſen, und ſeine liebenswürdige Gattinn um Gottes willen gebethen hatte, die Sache um jeden Preis beyzulegen.

Br.

Gnome.

Das Glück wird ſtets als Dame conterfeyt,
Ein ſinnig Bild der Unbeſtändigkeit!

D. F. Reiberſtorffer.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Kürzlich erschien hier die Reprise des Raimund'schen: „Alpenkönig und Menschenfeind." —

Ein achtbarer Literator hat sich bey Gelegenheit des Referates über die Aufführung des Feenmädchens in dem Josephstädtertheater in der hier erscheinenden Theaterzeitung dahin geäußert, daß die kritischen Acten über Raimund's geniale Schöpfungen als geschlossen betrachtet werden dürften. Wir stimmen dieser Meinung bey; denn es hieße in der That Eulen nach Athen tragen, wenn man sich in eine Discussion über Thatsachen einlassen wollte. Die Vortrefflichkeit der Raimund'schen Volkspoesie ist nicht durch kritische Autoritäten des In- und Auslandes allein bestätigt worden, sie ist für uns Zeitgenossen des Dichters eine Thatsache, die auf das Publicum immer noch einwirkt. Dieß zeigte sich am frappantesten bey der Wiederaufführung des Feenmädchens in diesem Theater. Während das Publicum Raimund's Gastdarstellungen in dem beliebten Josephstädtertheater mit Spannung und Sehnsucht entgegensieht, bewirkt die Reprise des Feenmädchens ohne die gewünschte Beyhülfe des Meisters eine Einnahme, die wohl außer der Berechnung der Theatercasse war. Wir freuten uns herzlich dieses praktischen, thatsächlichen Beweises der Beliebtheit Raimund'scher Werke. Dieser Antheil an den Geburten eines außergewöhnlichen Volkspoeten, der Antheil, der in letzterer Zeit auch den Reprisen älterer Piecen anderer Autoren zu Theil wurde, zeigt zur Genüge, daß der Geschmack des Publicums über die Trödelwaare mancher neuerer Pygmäen-Localdichter Schrot und Korn älterer Producte zu schätzen wisse. — Die diesmahlige Aufführung des Alpenkönigs ließ wenig zu wünschen übrig. Man weiß, daß die HH. Schaffer und Lang (Alpenkönig und Menschenfeind), beyde gleich fleißige Schauspieler, in diesen Glanzparthien stets den Effect für sich zu gewinnen wußten, eben so, daß Hr. Tomaselli als Habakuk einzig in seiner Spielmanier sey. Mad. Scutta (Fr. v. Rappelkopf) gab ihre Rolle verständig und gefühlvoll. Hr. Brabée als Mahler genügte, so auch Dlle. Hillmer als Malchen. Mad. Rohrbeck als Lischen und Dlle. Jäger als Salchen sind bekanntlich ausgezeichnet. Das Publicum zeichnete die Darstellung vielfältig aus, und schenkte den HH. Schaffer und Lang besonders ehrenvolle Beyfallsspenden. Die ausgezeichnete Darstellung Beyder wurde sowohl durch stürmisches Hervorrufen während, als auch am Schlusse der Acte belohnt. Wir schließen diesen Artikel mit dem Wunsche, daß die Direction es auch weiterhin nicht versäumen möge, den Freunden des heiteren Scherzgottes derley seltene Genüsse zu bereiten. G. P.

Übersicht der Leistungen der Prager ständischen Bühne im Jahre 1832.

Neu einstudiert wurden in diesem Jahre 2 Trauerspiele. Den 29. März, König Enzio (wiederhohlt 2. und 24. April, 2. July, 16. August, 29. October). — Den 31. October, die Seeräuber (18. November). — 6 Schauspiele. Den 4. Jänner, der Kundschafter (wiederhohlt am 8. Jänner, 4. Februar, 9. April und 27. Juny). — Den 11. Februar, Waldemars Traum (12. und 24. Februar, 4. Juny). — Den 1. März, Heinrich von Hohenstaufen. — Den 13. May, der Nachtwächter von London oder Mitternacht (16. May, 11. Juny). — Den 22. May, das Harfenmädchen (1. Juny). — Den 12. August, Gleich und Ungleich oder die Zwillinge. — 5 Opern. Den 26. Jänner, die Unbekannte (28. Jänner, 3. Februar, 22. März, 20. und 24. Juny, 6. October, 2. November). — Den 16. Februar, der Lastträger an der Themse (18. Februar, 12. März). — Den 15. März, die beyden Nächte (17. und 28. März, 10. April). — Den 12. April, Semiramis (30. April, 6. September). — Den 27. September, Zampa oder die Marmorbraut (25. und 30. October). — 13 Lustspiele. Den 18. Jänner, Freye nach Vorschrift, oder: Wie Sie befehlen! (den 22. Jänner, 13. Februar, 14. März, 18. May). — Den 29. Jänner, das erste und letzte Capitel (20. Februar). — Den 29. Jänner: Demoiselle Bock. — Den 22. Februar, Mylady Mann und Lieutenant Frau (16. Februar, 4. März, 19. Juny). — Den 22. Februar, der hölzerne Säbel (26. Februar, 4. März, 15. und 27. May). — Den 11. März, das Liebesprotokoll (27. März, 27. April, 20. July). — Den 11. März: Der Unglücksvogel (27. März). — Den 29. April, das Duellmandat, oder ein Tag vor der Schlacht von ** (6. May, 28. October). — Den 26. July, Anna, Nina, Netty und Nannette, oder die Braut aus Arkadien. — Den 7. September, Der Wechsler. — Den 3. October, Dominique oder der Besessene (7. und 16. November). — Den 8. October, die Familie Ricdburg (12. October). — Den 3. November: Schwert und Spindel, oder: Ehret die Frauen. — 8 Possen. Den 12. Jänner. Der Wettlauf zu Kronäugelstadt, oder das Wahrzeichen (den 15. Jänner, 5. Februar, 16. März, 27. July, 5. October, 6. December). — Den 5. März, Verheirathet und begraben. — Den 8. April, der Sieg des guten Humors (23. April, 17. May). — Den 26. April, die Putzsucht (11. May). — Den 31. May, die Drachenhöhle am Röthelsteine oder der Hammer um Mitternacht (3. Juny, 28. September, 30. December). — Den 25. August, Adler, Fisch und Bär. — Den 18. September, das Fest der Handwerker (18., 20., 22., 23., 25., 29. September, 1., 10. und 12. October). — Den 4. October, Paris in Pommern, oder die seltsame Testamentsklausel. — 10 ältere neu einstudierte Stücke und Opern. Den 4. Februar, die Schachfigur oder der Sonderling (15. und 29. Februar, 2. August, 19. November). — Den 22. May, der junge Obrist (1. Juny, 25. September, 7. November). — Den 2. Juny, Ferdinand Cortez (16. Juny, 14. August). — Den 6. Juny, der Unschuldige muß leiden. — Den 26. September, der Puls (19. December). — Den 17. October, Liebhaber und Nebenbuhler in Einer Person, oder die Waffenschmiede in Worms (24. October). — Den 10. November, Clavigo zu Goeth's Todtenfeyer (3. December). — Den 16. November: Alte Liebschaften. — Den 20. November, Malvina oder Putzerls Abenteuer (2. December). — Den 11. December, der lustige Schuster oder die verwechselten Weiber (17. December).

(Der Beschluß folgt.)

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mot. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Im Comptoir des Oesterr. Beob. ist erschienen und zu haben: Großer Wandkalender für das Jahr 1833 in Placatformat, mit geschmackvoller architektonischer Einfassung und einer Vignette geziert, von Hrn. Blasius Höfel gestochen. Preis 24 kr. C. M.

Der hinduiſirte Engländer läßt ſich in ſein Bureau tragen; hier kaum angekommen, entledigt er ſich der läſtigen Tuchkleidung und zieht Pantalon und Jacke von Muſſelin an, dann befiehlt er dem Hindubedienten den Punkah — einen großen beweglichen Fächer — über ſeinem Kopf in Bewegung zu ſetzen, und fängt an, ſo gut es gehen will, das Gold zu gewinnen, das ihn die Regierung für ſeine Geſundheit und ſein Leben gewinnen läßt. Es ſchlägt zwey Uhr und das zweyte Frühſtück unterbricht die Langeweile ſeines Geſchäftes. Dieſe Mahlzeit iſt die genußreichſte; ſie bildet den Augenblick, wo man ſich glücklich fühlt, den Arbeitstiſch, die Rechenbücher und Zahlbreter verlaſſen zu dürfen, um weißes Ale und Eiswein von Bordeaux zu ſchlürfen, von den Früchten Indiens, die eine prächtige Tafel bedecken, zu naſchen, und die hinduſtaniſchen Ragouts zu koſten, die ſo zahlreich und ausgeſucht ſind, daß ſie ein förmliches Mittageſſen bilden.

Wer nichts zu thun hat, bringt die Zeit hin, ſo gut es gehen will; der Beamte verfügt ſich an ſein Geſchäft. Man macht Beſuche, ſpielt Billard, ſchlendert in den Bazars umher oder plaudert mit den Damen. Iſt die erſte Einfaſſung, mit der alle Wohnungen umgeben ſind, geſchloſſen, ſo erkennt man daraus, daß man nicht zum Beſuche vorgelaſſen wird, und daß die Frau vom Hauſe Niemand ſehen will. Findet man die Thüre offen, ſo geht man hinein; das Cabriolet rollt unter den dunklen Säulengang des Hauſes oder die Schritte der Palankinträger hallen am Gewölbe wieder. Läßt es der Portier geſchehen, ſo erreicht man ungehindert den innerſten Raum des Hauſes. Hier wird man von einem Kammerdiener empfangen, deſſen feyerliche und ſtolz dahinſchreitende Geſtalt den Weg zeigt, einem andern Bedienten den Beſuch des Barkie-Sahib — fremden Herrn — ankündigt, während im Gehen die elfenbeinernen Ringe, woran ſein ſilberner Dolch hängt, erklirren. Man gelangt in ein ſtockfinſteres Gemach, wo man die weiche markige Stimme der Herrinn des Hauſes nach dem Nahmen des Beſuches fragen hört. Der Hindu ſpricht ihn, ſo gut es gehen will, aus, indem er zwey oder drey Vocale wegläßt, und ihn mit fünf oder ſechs Conſonanten bereichert. Endlich ſitzt man dem orientaliſchen Idole gegenüber, das von dem entlegenſten Winkel des Abendlandes herübergekommen iſt, um den Diwan der Bayaderen und Sultaninnen einzunehmen.

Die junge Engländerinn ruht im Hintergrunde eines Gemaches, das kaum die zarteſte Dämmerung unter den tauſend Falten eines unaufhörlich in Bewegung geſetzten Punkahs zu erhellen vermag. Man muß ſich unterhalten; glücklich dürfen ſich die Anweſenden preiſen, wenn irgend ein neuer Roman, eine neue Verordnung, die Ankunft oder der Schiffbruch eines Schiffes Stoff genug zu Rede und Antwort geben, um die Zeit zu tödten. In Ermangelung eines ſolchen würden die Verhältniſſe des Nachbars, die Bewerbungen dieſes jungen Mannes, die Abſichten jenes Nabobs der genaueſten Prüfung unterworfen werden, keine Coketterie, kein Lächeln, keine, auch die leiſeſte Aufmunterung nicht, ohne kritiſche Erläuterung und Auslegung bleiben. Man verheirathet ein Paar, das ſich verabſcheut; man erzählt von Duellen zwiſchen zwey Männern, die ſich brüderlich lieben; die Dame vertheidigt die Männer, der Herr nimmt die Damen in Schutz; zuletzt wird noch ein Dutzend guter Nahmen auf jenem ſündhaften Altare geſchlachtet, den Müßiggang und Schwatzluſt in allen Ländern der Verleumdung der Salons errichtet haben. Während dieſer Geſpräche arbeitet die elfenbeinerne Nadel, von einer weißen Hand geführt, die durch das zurückgezogene und unthätige Leben noch mehr gebleicht wird, mit der Zunge um die Wette, und durchſticht Spitzen oder Muſſeline mit derſelben Schnelligkeit, wie jene die guten Nahmen der Nachbarinnen. Man trennt ſich, gegenſeitig mit einander vollkommen zufrieden, während die Nachbarinn, die von der Veranda, dem Balcon des Hauſes, über Alles, was bey ihren Nachbarn vorgeht, genaue Spähe hält, ihrerſeits am Abende in ihrer Geſellſchaft mit reichen Zinſen zurückgibt, was ihr am Morgen ihre guten Freunde vorgeſtreckt haben. „Ich weiß nicht," wird ſie mit ſchmachtender Stimme ſagen, „was für wichtige Geſchäfte den Capitän Lurket zu Lady Preſſmitts führen; er brachte heute bey ihr drey Stunden zu, während der Herr Gemahl auf dem Bureau war."

Gegen ſechs Uhr verliert der Tyrann des hinduſtaniſchen Himmels und Bodens, die Sonne, ihre Kraft, die Schatten verlängern ſich, ihre letzten Strahlen zittern endlich in ſaffrangelben Tinten am weſtlichen Horizont. Nun aber beginnt ein Geraſſel der Räder und ein Tumult, wie man ihn nirgends in einer großen Stadt des Erdkreiſes hören kann. Der tiefen Ruhe eines heißen Tages folgt das wildeſte Getümmel und die geräuſchvollſte Thätigkeit; tauſend Wagen mit zwey-, mit vier Rädern, mit einem und mit ſechs Pferden raſſeln durch die großen Straßen dieſer Stadt von Palläſten. Der kleine peguaniſche Klepper galoppirt neben dem arabiſchen Renner, der mit ſeinem Schritt weiter ausgreift, als jener mit ſeinem Galopp. Damen in der offenen Carroſſe und Reiter

im reichſten Anzuge wollen geſehen werden oder ſich ſehen laſſen. Selbſt jene, deren Geſundheit, Alter oder Charakter ſie vor Gedanken ſolcher Eitelkeit bewahren, müſſen ſich in das lärmende Getümmel miſchen, das ſich auf der einzigen Promenade von Calcutta, wo man friſche Luft ſchöpfen kann und ſandbeſtreute Spaziergänge findet, zuſammendrängt. Die Stunde des Mittageſſens ruft endlich die Spaziergänger wieder nach Hauſe, und die kurz zuvor erſt noch mit glänzenden Equipagen erfüllten Straßen ſtehen verödet: kaum ſieht man noch einzelne Fußgänger, die Freunde der kühlen Nachtluft ſind. Indeß hat man ſich zum Tiſche geſetzt, aber die Mägen, zerrüttet durch die glühende Atmoſphäre und den häufigen Genuß gebrannter Waſſer, ſind faſt ſtets außer Stande, der überflüſſigen Mahlzeit die gebührende Ehre anzuthun. Niemand mag nach den Fleiſchſpeiſen langen, welche die Tafel bedecken; die Hammelskeule, die Berge von Fiſchen bleiben unberührt. Vor dem Nachtiſch werden die Haukahs von Silber und Perlenmutter von den Bedienten mit großem Geräuſche hereingebracht, und Rauchgewölke verdichten die Luft; die Unterhaltung beſchränkt ſich jetzt darauf, aromatiſche Dampfwirbel aus langen indiſchen Pfeifen in die Luft zu blaſen. Dieſe rieſenhaften Inſtrumente werdn dann von dem Speiſeſaal in den Salon hinübergeſchafft. Der Lärm, der hiedurch verurſacht wird, erſtickt die Töne des Piano und die Worte der Damen. Wer zum erſten Mahle aus Europa nach Calcutta gekommen iſt, ſtarrt gewiß mit Verwunderung dieſe Gemächer an, die mit ſolchem Reichthum und ſo ausgeſuchtem Geſchmacke ausgeſtattet, und mit bleichen Frauen, die von Diamanten funkeln, gefüllt ſind, während rauchende Automaten umherſitzen, und einer oder zwey Wilde mit bloßen Füßen und unbedecktem Kopfe, mit ungeheuren Fächern bewaffnet, Kühlung zuwehen, oder die Schnur des Punkah in Bewegung ſetzen. Halb eilf Uhr ſchlägt, man zieht ſich zurück, und ſo wird der Tag beſchloſſen, um am folgenden Morgen wieder begonnen zu werden, wie es oben beſchrieben worden.

Ein Kranz

auf das Grab der Schauſpielerinn Louiſe Bertoni, unter dem Nahmen Falkheim.

Magiſch hingezogen nach den Tempelhallen
Selbſt als Prieſterinn der hohen Thalia,
Trateſt Du ein, mit allem Glücke zu gefallen.
Hold war Dir die Kunſt, und wer Dich immer ſah,
Der bewunderte in Dir die ſtillen Zauberzüge
Deiner hohen Jugend als Zufriedenheit *).
Nahes Glück war Dir geſtreut in Künſtlerwiege,
Als um Blume, Dich! der finſtre Tod gefreyt.
Und ſo ruhe denn in ſeinem Marmorarme,
Schlumm're ruhig bis zum großen Feſt.
Kurz iſt unſer Traum, und nichtig zum Erbarmen,
Weil ſo ſchnell das Schönſte von dem Schönen läßt.

Joſeph Schulz.

Miscelle.

Von einem Pächter in der Nähe von Rio de Janeiro gibt Walſh in ſeinen „Notes on Brasil“ folgende Beſchreibung: „Er war ein Mann von dunkler Farbe, aber gutmüthigem Geſichte; auf dem Kopfe trug er einen großen Strohhut, mit einem breiten, buntfarbigen Bande. Seine Kleidung beſtand aus einer Jacke von Baumwollenzeug, weißen weiten Beinkleidern und dunkelgelben Stiefeln mit großen ſilbernen Sporen. Seine Lebensweiſe both ein Bild von der aller Braſilianer ſeines Standes in der Umgegend der Hauptſtadt. Er beſaß Grundeigenthum von ungeheurem Umfange; zum Theil aber lag es noch von Urwald bedeckt, wie es aus der Hand der Natur gekommen war. Er zog daraus keinen Nutzen, als daß er einige Kühe darauf weiden ließ, die mit einer kleinen Anzahl von Negern ihm ſeinen Unterhalt verſchafften. Alle Morgen wurde die Milch ſeiner Kühe nach Rio de Janeiro, 15 (engl.) Meilen Wegs weit, geſchickt; ſeine Neger trugen ſie auf dem Kopfe dahin und kamen des Abends mit dem Erlöſe daraus zurück; derſelbe belief ſich auf drey oder vier Patacas für den Mann. Dieſer Weg war ungemein beſchwerlich und ſo anſtrengend, daß manchmahl Neger auf der Straße liegen blieben und ſtarben. Ihr Herr begnügte ſich übrigens mit dem, was die Milch ſeiner Kühe ihm eintrug, während er aus einer beſſern Bewirthſchaftung ſeiner Güter und zweckmäßiger Benützung ſeiner Milch ſich ein unermeßliches Vermögen hätte erwerben können.

Cosmetiſche Charade.

(Fünfſylbig).

Die beyden erſten Sylben.

Der Blumen Krone, Sinnbild heißer Liebe,
Durch die man oft erklärt die Gluth der Triebe,
Siehſt du in Mehrzahl deinem Blick' ſich weiden.
Möcht' ſie im Leben dir das Schickſal ſtreuen!

*) In dem herrlichen Zauberſtücke Raimund's: Der Bauer als Millionär, ſpielte ſie noch jüngſt die Zufriedenheit mit voller Würde; ſie war für das k. k. Hofburgtheater beſtimmt, in einem Alter von 20 Jahren, mit allen Tugenden einer guten Erziehung geſchmückt.

Dritte Sylbe.

Ein großer Fluß in Südens Zauberlande,
Das uns bewahrt am gelben Tiberſtrande
So manchen Kunſtſchatz in den üpp'gen Gauen,
Iſt klar in dieſer Sylbe zu erſchauen.

Die beyden letzten Sylben.

Ein winzig Thierlein, ekelhaft und weiß,
Das kleinſte in der Schöpfung weitem Kreis,
Birgt dieſes Wort. — Doch, werther Leſer, glaube,
Ihm wird der Schöpfung Herr dereinſt zum Raube.

Das Ganze.

Das Ganze findeſt du auf den Toiletten
Der Damen, die, gleich zarten Amoretten,
Die Sinne dir befangen zum Entzücken,
Durch Liebesreiz gefährlich dich umſtricken.
Es riecht ſehr lieblich, und — bey meiner Ehre,
Erfüllt mit Duft die ganze Atmoſphäre.
Doch nervenſchwache Damen, — laß dir ſagen,
Sie können den Geruch wohl nie vertragen,
Der von den beyden Erſten ſich verbreitet,
Die zu dem Ganzen, das daraus bereitet,
Den wichtigſten Beſtandtheil uns gegeben.
Den Reiz von einem Theile zu erheben,
Der, unſers Körpers Zierd', ihm dient zum Glanze,
Zu nähren, zu verſchönern, nützt das Ganze.

C. F. Müller.

Anekdote.

Der Herzog von Vivonne war ein großer Antagoniſt der Ärzte. Als er einſt erkrankte, ſchickte man nach einem Arzte. Dieſer ließ ſich melden. Der Herzog befahl aber:

„Sagt ihm nur, daß ich ihn nicht ſprechen könnte. Ich befinde mich nicht wohl; er möchte mir ein andermahl ſeinen Beſuch gönnen.“

Notizen.

Schauſpiele.

(Theater in der Leopoldſtadt). Sonnabend den 26. Jänner 1833 wurde zum erſten Mahle gegeben: „Die Tabaksdoſe,“ Kleinigkeit in Verſen und einem Acte von Emanuel Straube.

Ein Ehepaar, aus beſonderen Urſachen bewogen, entſagte der Leidenſchaft, ſich der Tabaksdoſe zu bedienen, um nicht in ähnlichen Fällen wider Willen derſelben zuſprechen zu müſſen. Allein wie jede verbothene Waare gerade den unwiderſtehlichſten Trieb und das ſehnſuchtsvollſte Verlangen erzeugt, ſo erging es auch dieſer Tabaksdoſe. Die Frau verſchließt ſie ſorgfältig in ihr Arbeitstiſchchen, der Mann trägt ſelbe aus Behutſamkeit mit ſich, und ſo entgehen dieſe beyden verhängnißvollen Doſen lange den Augen der Späher. Allein der böſe Dämon, die Eiferſucht, fängt an ſeine Rolle zu ſpielen; der Mann überraſcht ſeine Frau, als ſie eben ihr Kleinod ſorgſam in ſeinen Verſteck verſperrte, ſie iſt verlegen, jedoch weibliche Liſt ſiegt über männlichen Scharfſinn. Durch die Verweigerung ſeiner Bitte, ihm das Geheimnißvolle ſchauen zu laſſen, wird er in ſeinem Wahne beſtärkt, daß irgend ein Liebesverhältniß obwalte. Gleiches Schickſal erfährt jedoch auch der Mann, als er eben das Portrait ſeiner Gattinn (auf der Doſe befindlich) zärtlich küßt; neckiſche Vorwürfe begleiten nun die Zweyſprache des zärtlichen Ehepaares, bis ſich endlich das Räthſel löſt, daß es nichts als — die Tabaksdoſe geweſen. Um ſich alſo künftig vor ſolch trüben Eheleiden zu bewahren, entſagen ſie ihrem Vorſatze, und die Doſen treten in ihre vorigen Rechte.

Aus dieſer Inhaltsexpoſition iſt gewiß zu entnehmen, daß dieß ein mit Kenntniß des Theatereffectes glücklich erfundenes Stückchen ſey, deſſen Wirkung noch mehr durch ſeine ſchöne poetiſche Sprache, lebhaften Dialog und Vermeidung der Breite geſteigert wird. Das Sujet ſelbſt erinnert zwar öfters an manches bereits da geweſene, und iſt in vielſeitiger Verwandtſchaft, jedoch unbeſchadet dem Verdienſte des Dichters. — Hr. Schaffer (Mann) zeichnete ſich durch ein lebendiges Spiel aus, ohne ſich von ſeinem Gefühle überwältigen zu laſſen, wodurch nur Einſeitigkeit entſteht, die nicht künſtleriſch und auch nicht immer wirkſam iſt. Mad. Scutta (Frau) entfaltete in ihrer Darſtellung das Gepräge eines durchdachten Spieles. Beyde, ſowohl Stück als Darſteller, erwarben ſich die beyfälligſte Aufnahme.

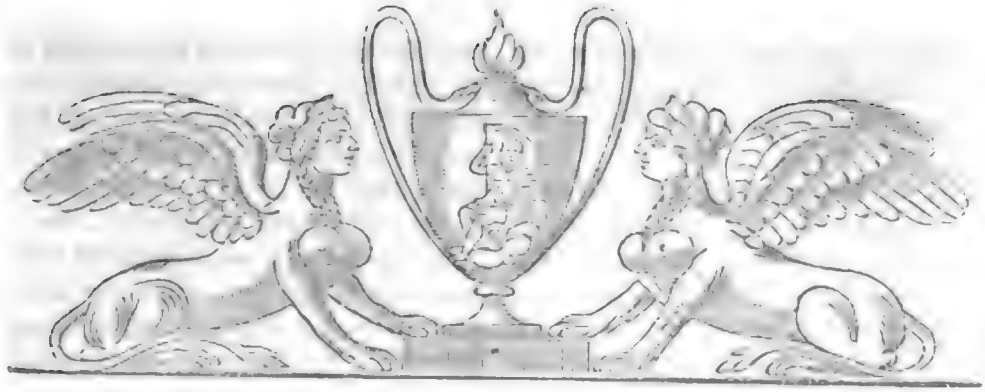
Hierauf folgte zum erſten Mahle „Pierots Abenteuer, oder der ſchützende Amor,“ komiſche Zauberpantomime in einem Act vom Pantomimenmeiſter Joh. Fenzl. Muſik von verſchiedenen Meiſtern.

Daß Harlekin Columbinen liebt, ſie entführt, von Pantalon, Bräutigam, Pierot und der ſämmtlichen Sippſchaft verfolgt, von Amor aber beſchützt und zuletzt doch Columbinens Gatte wird, verkündet unſern Pantomimenfreunden jedes Mahl der Zettel. Wir wollen daher bloß über die inneren Kräfte der Pantomime unſere Anſicht kund geben. Hr. Fenzl beurkundet als Pantomimenmeiſter Phantaſie, Erfindungsgabe und Geſchmack in ſeinen Compoſitionen, Kenntniß in der höheren Tanzkunſt, und als Balletänzer Fleiß und Geſchicklichkeit. Wir wirken daher für ſeinen Ruf nicht nachtheilig, wenn wir dieſe Pantomime ein pantomimiſches Carnevals-Quodlibet betiteln, welches reich an komiſchen Effectſcenen iſt, und durch Mannigfaltigkeit überraſchender Tänze, Zaubereyen, und anderer Spectakel ergötzt, und eine beſondere Augenweide gewährt. Sehr lobenswerth iſt das Arrangement des Maskenballes, die Schaukelſcene zwiſchen Harlekin und Pierot, das Aufſchwingen und Halten am Seile, worin Hr. Fenzl eine Muskel- und Schnellkraft bewies, die zu dem reichhaltigſten Beyfalle hinriß. Die Wahl der Muſikſtücke ſchien uns, außer einigen Nummern, für eine Pantomime nicht zweckmäßig. Das zahlreich verſammelte Publicum fand ſich ſehr zufrieden geſtellt, und rief am Schluſſe die HH. Fenzl, Schadeyky, dann die Dlles. Planer, Rothmüller und Lenz hervor.

Joh. Nep. Hraſtnigg.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mot. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.



Der Sammler

Donnerſtag, den 17 7. Februar 1833.

Die Bibliothek meines Oheims.

Um meine Ferienzeit gut zu benützen, rieth mir mein Oheim den Grotius zu leſen, um dann den Puffendorf leſen zu können, und ſo immer in der Bildung fortzuſchreiten. Deßhalb ſtehe ich zeitig früh auf, ſetze mich an meinen Tiſch, kreuze die Beine über einander, und ſchlage mein Buch auf. — Was geſchieht jedoch! — Nach einer halben Stunde bemächtigt ſich meiner ein gewiſſes Zerſtreutſeyn. Bald bemerke ich einen Flecken am Rande des Quartbandes, bald ſehe ich ein Haar, das ich vom Blatte mühſam losmache, oder einen Strohhalm, den ich mit vieler Vorſicht wegzulöſen bemüht bin; von hier wird meine Aufmerkſamkeit durch eine Menge Curiosa abgezogen, welche ſich auf dem Stöpſel meines Tintenfaſſes meinen Blicken darbiethen. Erſchöpft durch ſo viele Arbeit, werfe ich mich in meinen Armſtuhl zurück, ſtrecke die Beine weit von mir, und kreuze die Arme über dem Kopf zuſammen. In dieſer Stellung mich ſehr behaglich fühlend, kann ich nicht umhin den Zampamarſch zu pfeifen, und betrachte zugleich die unnützen Bemühungen einer Fliege, welche durch die Fenſterſcheiben das Zimmer verlaſſen will. — Doch fangen mir die Glieder an einzuſchlafen, ich ſtehe auf und mache ein paar Gänge durchs Zimmer. An meinem Fenſter angelangt, bleibe ich hier ſtehen, um die Reveille an demſelben mit den Fingern zu ſchlagen, was ich, beyläufig geſagt, vortrefflich verſtehe. Ein Wagen fährt vorüber, ein Hund bellt, es gibt auch zuweilen gar nichts. Ich öffne das Fenſter, jetzt komme ich nicht ſo leicht mehr weg. Das weiß ich aus Erfahrung. — Ja, das Fenſter! — Das iſt der wahre Zeitvertreib eines Studierenden, ich meine eines fleißigen Studenten, der weder Gaſthaus noch Kaffehſchenke beſucht. Der brave junge Mann, die Hoffnung ſeiner Ältern, ſo brav, ſo arrangirt, keine Schulden. Und ſeine Profeſſoren, die ihn weder auf der Straße herumſchlendern, noch die Spaziergänge beſuchen ſehen, die prophezeyen alle einſtimmig mit vieler Salbung, daß er es ſehr weit bringen wird, während er ſeine Zeit, in die Welt ſtarrend, ruhig am Fenſter verlebt. Er .... ich meine nähmlich, ich, um offen zu ſprechen. Ich bringe ſo meine Tage zu, und wenn ich es ſagen darf, weder meine Profeſſoren, noch Grotius, noch Puffendorf, lehrten mich den hundertſten Theil von dem, was ich hier profitire.

Hier, wie überall, geht es von Stufe zu Stufe. Anfangs iſt es bloß müßiges Hinſtarren, man ſieht ins Blaue, man bläſt eine Feder weg, man betrachtet ein Spinngewebe, man ſpuckt auf einen mit Sorgfalt gewählten Pflaſterſtein. Das nimmt ganze Stunden weg, je nachdem der Gegenſtand mehr oder weniger wichtig iſt. Ich ſcherze nicht. Was iſt ein Menſch, der dieß nicht mitgemacht hat? Ein materielles, rein poſitives Geſchöpf, ohne einen Anflug von Poeſie, ein Weſen,

das den Lebenspfad hingeht, ohne ſich umzuſehen, ein Automat, welcher von der Geburt bis zum Tode fortläuft, gleich einem Dampfwagen von Mancheſter nach Liverpool.

Der contemplative Müßiggang iſt eine ſehr nöthige Sache, wenigſtens einmahl im Leben, etwa mit 20 Jahren, wenn man eben der Schule entlaufen iſt. Der über den Büchern vertrocknete Geiſt lebt auf, er macht Halt, um ſich zu orientiren, er beſchließt ein geborgtes Leben, um ſein eigenes zu beginnen. Ein Sommer auf dieſe Art hingebracht, iſt nicht zu viel, bey einer ſorgfältigen Erziehung. Es iſt ſelbſt wahrſcheinlich, daß ein Sommer nicht hinreichend iſt, einen großen Mann zu bilden. Socrates brütete jahrelang, Rouſſeau bis in ſein 40. Jahr, Lafontaine ſein ganzes Leben hindurch. Und dennoch fand ich dieſe Vorſchrift in keinem pädagogiſchen Werke.

Obgleich es nun, genau genommen, nicht viel mehr als nichts braucht, um mit Nutzen müßig zu ſeyn, ſo gehe ich doch viel weiter, denn aus meinem Fenſter überſehe ich wirklich unendlich viel. Gegenüber iſt das Krankenhaus, ein unendliches Gebäude. Das große Thor desſelben liegt im Bereiche meines Fenſters, und Niemand kann weder aus- noch eingehen, ohne daß ich ihn ſehe. Ich verfolge die Abſichten eines Jeden, errathe die Urſachen, und durchdringe die Folgerungen. Ich täuſche mich ſelten, indem ich an der Perſon des Thürſtehers eine treffliche Controlle habe; ſein Geſicht iſt ein wahres Buch für mich, in dem ich tauſenderley über die Menſchen und ihre Verhältniſſe darin leſe. An nichts ſtudiert man wohl die Unterſchiede, welche das geſellige Leben hervorbringt, beſſer, als im Geſichte eines Portiers. Es iſt ein treuer Spiegel, in welchem nach einander kriechende Demuth, die Dienſtbefliſſenheit mit der Protectionsmiene oder brutale Geringſchätzung vorüberziehen, je nachdem Jemand ein- oder ausgeht. Es iſt ein wechſelnder, aber treuer Spiegel.

Meinem Fenſter gerade gegenüber, nur ein bischen höher, iſt einer der Krankenſäle. Von dem Platze, wo ich arbeite, ſehe ich den dunkeln Plafond; zuweilen erſcheint ein rothnaſiger Krankenwärter an den Scheiben, und ſieht gleich mir auf die Straße. Steige ich auf meinen Tiſch, ſo dringt mein Blick tiefer in den Schmerzensraum, wo Leiden und Tod zwey lange Reihen von Betten umſchweben.

Links am Ende der Straße liegt die Kirche, in der Woche ziemlich leer, am Sonntag überfüllt, und wiederhallend von den frommen Geſängen der Gläubigen. Hier ſehe ich ebenfalls, wer aus- und eingeht; auch hier baut und ſchafft meine Phantaſie, allein nicht ſo ſicher wie im Krankenhauſe, da ich hier ohne Portier mich behelfen muß. Ferner iſt hier die Seele die Hauptſache, und die iſt unter dem Kleide, unter dem Hemde, ſelbſt unter dem Fleiſche, und da nicht ſtets zu finden. Ich muß mich daher mehr mit Vermuthungen abgeben, und bin darum nicht ſchlimmer daran, denn gerade das Ungewiſſe, Schwankende, Zweifelhafte iſt die Seelenſpeiſe des Hinbrütenden.

Rechts iſt der Röhrbrunnen, wo um das grüne Waſſer Mägde, Bediente und Gevatterinnen ihren Hof halten, wo man beym Murmeln des Waſſers ſchäkert, während ſich die Krüge füllen, oder man erzählt ſich die Ungezogenheiten ſeiner Herrenleute, das Herbe des Dienſtes und die Familiengeheimniſſe. Hier höre ich viel, jedoch nicht Alles, daher die Phantaſie wieder Spielraum genug hat, das Fehlende zu ergänzen.

Oben, zwiſchen den Dächern, ſehe ich auch den Himmel, zuweilen blau, tief; dann wieder grau, von wogenden Wolken begränzt; zuweilen von einer langen Reihe Zugvögel durchſchnitten, welche über unſere Dörfer und Städte weg, nach fernen Landen ziehen.

Durch dieſen Himmel ſtehe ich mit der äußern Welt, mit Raum und Ewigkeit in Verbindung: ein weiter Raum, wo ich mit meinen Blicken und Ideen eindringe, das Kinn auf den Ellbogen geſtützt. Bin ich erſchöpft, ſo kehre ich auf meine Dächer zurück. Hier beobachte ich die jüngern Katzen, hager und geſchmeidig, wie ſie ihre Geſänge anſtimmen, oder die ältern träge und fett, ſich in der Auguſtſonne behaglich dehnend. Unter dem Dache feſſeln die Schwalben und ihre Jungen meine Blicke, jährlich im Herbſte abziehend, und im Frühlinge ſicher wiederkehrend, ſtets geſchäftig, bald das Neſt ausbeſſernd, Nahrung zutragend, und die Luft unaufhörlich durchkreuzend. Ich kenne ſie alle, ſie wiſſen mich ebenfalls ſtets am Platze und erſchrecken an meinem Kopfe nicht mehr, als an dem guten Capuziner, der als Barometer über mir, an meines Oheims Fenſter prangt.

In der Straße ſelbſt endlich gibt es ſtets etwas Neues, Anziehendes. Niedliche Milchmädchen, ehrbare Bürger, lärmende Schuljugend, bellende oder ſpielende Hunde, wiederkäuende Ochſen, welche geduldig harren, bis ihr Führer ſich durch einen Trunk Wein geſtärkt, — kurz, immer Abwechslung. Plötzlich kommt ein Platzregen, hier fängt das Beobachten von Neuem an. Hundert kleine Bäche, welche ſich mit dem

Strom in der Mitte der Straße vereinen, welcher stets wachsend, anschwellend, alles mit sich fortreißt. Die Sache gewinnt ein ganz eigenes Interesse. Hier ist ein alter großer Topf, der plötzlich den Strom in seinem Laufe hemmt, Steinchen, Kehricht, Stückchen Holz verbinden sich mit dem Ungeheuer, es bildet sich ein See, und der Kampf zwischen Wasser und solider fester Masse beginnt. — Das Ganze erhält eine dramatische Gestalt, ich nehme Antheil an der Sache, und interessire mich beynahe immer für den gebrochenen Topf, ich sehe, so weit ich kann, ob ihm nicht Hülfe zukömmt, ich zittere für seinen rechten Flügel, den das Wasser zu umgehen droht, gleich ist der linke in noch schlimmerer Lage, da er bereits von einem Wasserfaden untergraben ist. Doch der brave Veteran, umgeben von seinen Getreuen, hält Stand, obgleich bis an die Stirne in den Fluthen. Allein wer kann mit dem Himmel rechten. Der Regen strömt mit stets wachsender Kraft, der entscheidende Augenblick naht, und unser braver Streiter muß der Gewalt des Wassers weichen.

Eine andere, nicht minder anziehende Unterhaltung bey Regenwetter, biethen mir die vorübereilenden Schönen, die mit wahrer Virtuosität die Steine wählen, welche die reinsten Stellen darbiethen. Ich muß zuweilen mich ziemlich weit zum Fenster hinausbiegen, um so ein Mädchen recht weit verfolgen zu können, und komme oft mit durchnäßtem Kopfe zum Fenster herein.

Dieß sind zum Theil die Beobachtungen, welche ich an meinem Fenster zu machen Gelegenheit habe, wo mir die Tage sehr kurz dünken, da mir Vieles, wegen Mangel an Zeit, entgeht, und mir oft die Wahl erschwert wird, indem sich sehr oft zwey gleich anziehende Gegenstände meinen Augen darbiethen.

Über meinem Zimmer ist jenes meines Onkels Tom. Hier sitzt er in seinem großen Stuhle, das Haupt vorwärts gebeugt, während das Licht über seine Silberhaare streift, er liest, notirt, sammelt, und prägt seinem Gehirne die Quintessenz von einigen tausend Bänden ein, welche sein Zimmer füllen.

Im Gegensatze zu seinem Neffen, weiß mein Onkel alles, was in den Büchern vorgeht, und nichts, was die Welt uns darbiethet. Auch glaubt er an die Wissenschaft mehr, als an die Menschen. Er zweifelt an seiner eigenen Existenz, und hält dagegen sehr fest auf das wässerige System der Philosophie. Übrigens der beste Mann von der Welt, obwohl er nie mit Menschen Umgang gepflogen hat.

Die Fortsetzung folgt.

Der Brief.

Bekam jüngst einen lust'gen Brief
Von lust'gen Herzgenossen,
Daß mich ein Lachen so ergriff,
Daß fast die Thränen flossen.

Und als den Brief ich wieder las,
Zu seh'n der Späße Menge,
Da kam mir's vor, als wenn der Spaß
Nicht gar so spaßig klänge.

Und als den Brief ich nochmahls las,
Wollt' er mir trüb gar scheinen;
Mir ward das Auge wieder naß
Vom Lachen nicht — vom Weinen! —

M. Rappaport.

Miscelle.

„Es ist besser," sagte der berühmte Canning, „von den Armen für Tagelohn Löcher graben und wieder zuwerfen lassen, als ihnen Almosen geben, denn Müßiggang lehrt viel Böses." Im alten Ägypten scheint eine ähnliche Maxime geherrscht zu haben. Alle müßigen Hände scheinen zu den öffentlichen Bauten angewendet worden zu seyn, die noch nach einigen tausend Jahren die Bewunderung der Welt ausmachen, sonst begreift man nicht, wie solche Steinmassen über einander gehäuft und mit so unzähligen Figuren bedeckt werden konnten. In einem einzigen Tempel findet man z. B. eine halbe Million Quadratfuß mit Schriften und Hieroglyphen bedeckt, die alle sauber in Stein ausgeführt sind und folglich die Arbeit so vieler Jahre oder so vieler Hände voraussetzen, daß wir uns von den Triebfedern, welche hiebey zum Grunde lagen, gar keinen richtigen Begriff machen können.

Auflösung

der cosmetischen Charade im vorigen Blatte:

Rosenpomade.

Notizen.

Großes Carneval-Theater.

Unter dieser Bezeichnung eröffnete der Director des k. k. priv. Theaters an der Wien, Hr. Carl, sein Theater am 30. vorigen Monaths, nachdem dasselbe einen Tag vorher wegen der Vorbereitungen zu dem überraschenden Schauspiele geschlossen blieb. Am Tage der Eröffnung waren bereits alle Logenschlüssel, so wie die Billets zu den gesperrten Sitzen vergriffen, und am Abende der Zudrang in den beyden Parterreplätzen und in den Gallerien äußerst groß. Wir fanden, daß ungeachtet der erhöhten Eintrittspreise die Wiener Schaulustigen sich nicht abhalten ließen, an dem Orte, wo eine Überraschung neuer und komischer Art ihrer war-

teile, gegenwärtig zu seyn. Man muß diesen Andrang zu dem Carnevaltheater dem Vertrauen zuschreiben, welches der Director Carl sich bey seinen früheren Unternehmungen bey dem Publicum erworben hat. Das gegenwärtige Unternehmen gehört diesmahl nur der Zeit des Faschings an; die Idee macht Herrn Director Carls Erfindungsgeiste alle Ehre; die Ausführung derselben unter seiner persönlichen Leitung ist ebenfalls so sinnig als charakteristisch. Das Publicum mochte sich vielleicht eigene Gedanken von einem Carnevaltheater gebildet haben, wie wir dieß aus einzelnen laut gewordenen Stimmen folgern; denn man wollte sich anfangs mit dem Ganzen nicht befreunden. Indessen darf der Grund dessen mehr in der Fremdartigkeit und Neuheit des Gegenstandes gesucht werden, als in einem Versäumnisse von Seite des originellen Decorateurs. Alles, was dem überraschenden Schauspiele einen größern Reiz und Anwerth geben konnte, wurde mit hohem Kostenaufwande aufgeboten, um einen günstigen Totaleffect zu erzielen, der denn auch bey längerer Beschauung des Faschingsprojectes sich durch wiederhohlte, Hrn. Director Carl zu Theil gewordene Beyfallsacclamationen kund gab. Der äußere Schauplatz des Theaters hat einen ganz veränderten Anblick dar. Man glaubt sich in ein venetianisches Theater zur Zeit des Carnevals versetzt zu sehen; alle Gegenstände, die sich dem überraschten Auge zeigen, vermehren diese Täuschung, welche selbst vor dem Glanz einer reichen Beleuchtung nicht flieht. Die Decorirung (von den Mahlern de Pian, Schicker, Jachimowich und Institoris ausgeführt) hat alle Attribute eines maskirten Theaters aufzuweisen. Der Portalvorhang stellt eine Draperie dar, die überraschend ist und auffällt. Ein größeres Verdienst, als diese Courtine, besitzt die zu Ende der Vorstellung herabgelassene Courtine, den Marcusplatz mit seinen Maskengestalten darstellend. Die Gallerien sind jede mit buntgestalteten Masken und Faschingsattributen geziert. Um dieselben zieht sich eine mit Kränzen geschmückte Draperie, welche den den Logen buntfärbig und mit silberglänzenden Tropfen verbrämt ist. Der Plafond des Theaters enthält eine große Zahl Luster, zwischen denen blau und roth durchwirkte Ballons, die von innen mit Lampen beleuchtet sind, eine angenehme Augenlust gewähren. Um die erste Galleriewand sind überdieß noch argantische Kalleidoskoplampen (verfertigt von dem bürgerl. Spänglermeister Hrn. Demuth;) mit kleinen Spiegeln angebracht, in welchen sich allerliebste, buntscheckige Ballons mit allerley Fastnachtsfigürchen abspiegeln. Die an den Galleriewänden angebrachten Candelaber vermehren noch den Glanz der oberen Beleuchtung. Die Decorirung der k. k. Hofloge durch den bürgerlichen Tapezierer Louis Viala ist äußerst geschmackvoll und bietet gegen die andere Decorirung einen interessanten Punct dar, auf dem das Auge mit Vergnügen verweilt. Die innern Wände sämmtlicher Logen enthalten nett drapirte Spiegel. Der Anblick des Ganzen ist, um nicht durch Beschreibung zu ermüden, neu und frappant. Das Publicum wird dieses neue Spectakel gewiß nicht versäumen, die Carnevalslustigen schon gar nicht. Am ersten Abende der Eröffnung dieses Carnevaltheaters gab Hr. Director Carl den bekannten Tanzmeister Paurel mit der Vivacität, die ein bleibendes Gut aller Carl'schen Darstellungen ist. Das Publicum lachte nach Herzenslust. Auch Hr. Nestroy und Dlle. Zöllner trugen zum Vergnügen des Abends bey. Hr. Hopp als böhmischer Corporal Buckel und Dlle. Planer (Frau Lisette Sturm) verdienen genannt zu werden. Letztere sah in ihrem Husarencostüme allerliebst aus. Am Schlusse der Vorstellung überraschte ein zweytes Musikchor auf der letzten Gallerie das Publicum, welches befriedigt das metamorphosirte Theater verließ. Für die Zeit des Faschings berechnet wird Hr. Director Carl bey diesem Carnevaltheater sicher seine Rechnung finden.

G. P.

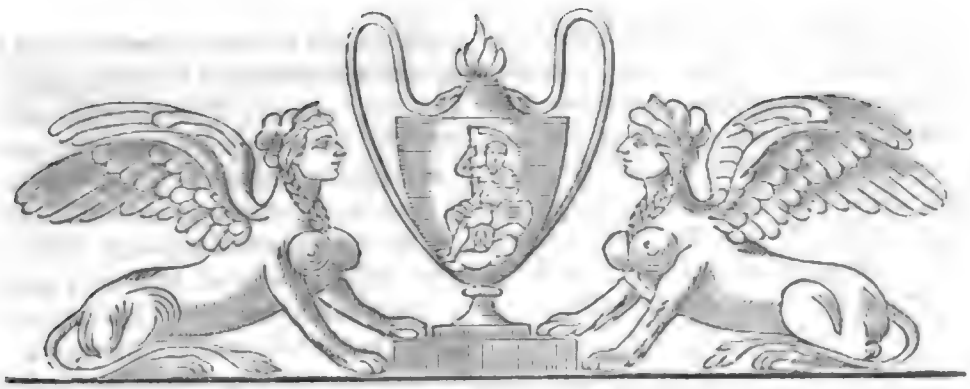
Übersicht der Leistungen der Prager ständischen Bühne im Jahre 1832.

(Beschluß).

Gastrollen. Hr. Grohmann: Carl Moor (Räuber), Wiburg (Stille Wässer sind tief), Reckau (Portrait der Mutter), Ferdinand (Kabale und Liebe), Rosenthal (Entführung) und Mortimer (Maria Stuart). — Hr. Kovizius: Kappelkopf (Alpenkönig), Wurzel (Millionär), Querkopf (Sylphide). — Hr. Bäringer: Dallner (Dienstpflicht), Soliman (Irinv), Oberjägermeister (der beste Ton). — Hr. Wild: Othello, Georg (weiße Frau), Fritz (Braut, dreymahl), Masaniello (Stumme von Portici, dreymahl), Telasco (Cortez), Arthur (die Unbekannte, zweymahl), Almaviva (Barbier von Sevilla), Montbarry (Ritter von Rhodus, zweymahl). — Mad. Mevius: Lady Milford (Kabale und Liebe), Fürstinn Ebely (Don Carlos) und Elisbeth (Turnier zu Kronstein). — Hr. Grois: Basilio (Barbier), Pietro (Stumme), Leporello (Don Juan), Schlosser (Maurer und Schlosser). — Dem. Wagner: Fenella (Stumme), Lucia (Enzio), Frau von Lucy (junge Pathe), Mirandolina, Pelva, Käthchen von Heilbronn. — Hr. Wilhelmi: Gouverneur (Glück bessert Thorheit, zweymahl), Reinhold (Müller und sein Kind), Herzog (Tagsbefehl), Krak (Lügner und sein Sohn, zweymahl), Gottlieb Koke (Parteyenwuth, zweymahl), General v. Wintersee (Menschenhaß und Reue), Criminalrath Scharf (das Liebesprotokoll), Doctor Berg (Ein Mann hilft dem andern), Obrist (Eduard in Schottland), Hetmann der Kosaken (Graf Benjowsky), Harder (Schleichhändler), Garcias (Haus Barcelona). — Mad. Löwe: Maria Stuart, Fürstinn Amalie (Pauline), Eulalia (Menschenhaß und Reue), Lady Athol (Eduard in Schottland), Frau von Steinwald (der aufrichtigste Freund), Frau von Wertheim (die deutsche Hausfrau), Baroninn von Holmbach (Stille Wässer sind tief), Lady Johanna Laud (Parteyenwuth). — Dem. Lutzer: Helena (Fräulein am See, zweymahl), Desdemona (Othello), Ninetta (die diebische Elster), Pamira (Belagerung von Corinth). — Mad. Seidel: Johanna (Jungfrau von Orleans), Pauline (der grüne Domino), Nettchen (das Landhaus an der Heerstraße.) — Hr. Breiting: Georg (weiße Frau, zweymahl), Masaniello (Stumme, zweymahl), Ferdinand Cortez, Licinius (Vestalinn, zweymahl) und Johann von Paris. — Hr. Schmelka: Truffaldino (Diener zweyer Herren), Marder (Brandschatzung), Fledermaus (Faust's Mantel), Staberl als Freyschütz (zweymahl), Vater (Adler, Fisch und Bär), Agamemnon Pünctlich (Kunst und Natur), Koch (Secretär und Koch, zweymahl), Michel (verbannte Amor), Vortheil (Nro. 777), Grauschimmel (Rehbock), Hetmann (Benjowsky), Goldfisch (Wechsler), Rapid (Schneider und Sohn). — Hr. Ziegler: Carl Moor (Räuber), Prinz Friedrich (Schlacht v. Fehrbellin), Jaromir (Ahnfrau). — Hr. Börner: Kluck (Fest der Handwerker, neunmahl), Jude (Paris in Pommern). — Hr. v. Perglas: Jean Champenoux (junge Pathe, zweymahl), Sinclair (junge Ehemann), Franziscus (die Mäntel) und Adolph (die beyden Klingsberg). — Mad. Sontag: Antonia (Belisar), Elisabeth (Fest zu Kenilworth) und Fräulein von Kickebusch (die Schleichhändler). — Hr. Seydelmann: Herzog (Tagsbefehl), Dominik (Essighändler), der alte Graf (die beyden Klingsberg), Franz Moor (Räuber, zweymahl), Shewa (der Jude), Vatel (Ehrgeiz in der Küche, dreymahl), Carlos (Clavigo), Herzog (des Herzogs Befehl), ein Unbekannter (die beyden Galeerensclaven), Daniel (Erbvertrag), Ossip (Isidor und Olga), Wellenberger (Advocaten), Magister Lassenius (der Weiberfeind in der Klemme), Shylok (Kaufmann von Venedig), Doctor Mitler (Rettung für Rettung), Graf (Puls) und Baron Scarabäus (der Strohmann).

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. von Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1103.



Der Sammler

Sonnabend, den 18 9. Februar 1833.

Die Bibliothek meines Oheims.

(Fortsetzung.)

Drey verschiedene Zeichen zeigen mir genau, was mein Onkel unternimmt. Steht er vom Stuhle auf, so höre ich denselben rücken; nimmt er ein Buch, so rollt die Leiter; hat er seine Sinne durch eine Prise Tabak erfrischt, so höre ich genau, wie er die Dose auf den Tisch stellt. Diese drey Zeichen folgen sich regelmäßig, und ich bin so daran gewöhnt, daß sie mich wenig stören.

Eines Tages jedoch höre ich den Stuhl rücken, die Leiter bleibt stille, die Dose rührt sich nicht. Ich erwache aus meinen Träumereyen, gleich einem schlafenden Müller, dessen Rad stehen bleibt. Ich horche, mein Onkel spricht, lacht, — eine zweyte Stimme. Teufel! was ist das? dachte ich mir.

Ich muß nur gestehen, daß meine Arbeiten am Fenster seit ein paar Tagen eine neue Richtung bekommen hatten. Ich war nicht bey meinen allgemeinen Beobachtungen geblieben, sondern ein sehr anziehender Gegenstand hatte meine Sinne gefesselt, und den übrigen viel von ihren Reizen genommen. Ich erwartete Sie täglich vom frühen Morgen, mit Schlag zwey Mittags pochte mein Herz heftig, und war Sie vorüber, war auch mein Tagewerk vollendet.

Früher fiel es mir nie ein, daß ich allein war, es war ja außer mir Onkel Tom da, und die Schwalben und ihre Jungen, und alle, die vorübergingen. Jetzt fühle ich mich allein, ganz allein, ausgenommen gegen zwey Uhr, wo Sie vorübergeht, und wo Alles neues Leben gewinnt.

Ich habe bereits erzählt, wie früher meine Stunden sanft dahinflossen. Jetzt weiß ich mich nicht mehr zu beschäftigen, ich kann weder fleißig, noch mit Nutzen müßig seyn. Es geht so weit, daß neulich, fast eine meiner Hauptbeschäftigungen, eine große Feder dicht an meinem Gesicht vorüberschwebte, ohne daß es mir auch nur einfiel, ihren Flug zu hemmen oder zu befördern. Ich könnte noch hundert derley Fälle anführen.

Statt mich zu beschäftigen, träume ich wachend. Ich träume, sie kenne mich, sie lächle mir freundlich zu, ich gefalle ihr; oder die Mittel und Wege suchend, ihr etwas zu gelten, begegne ich ihr, ich reise mit ihr, umfange sie schützend mit meinen Armen. Ich gäbe viel darum in einem Walde mit ihr zu seyn, wo ich für sie, von Straßenräubern angefallen, mein Leben opfern könnte, oder, obgleich selbst verwundet, diese in die Flucht zu jagen, Gelegenheit fände.

Ich schreite jedoch zur Beschreibung des interessanten Gegenstandes. Ich weiß jedoch nicht recht zu beginnen, es sind die Worte bey einer ersten Liebe so schwer zu finden, und es bedürfte beynahe einer eigenen zarten Sprache, um die Gefühle eines feurigen Herzens

lebhaft genug auszudrücken. Es genüge die Bemerkung, daß ſie täglich, aus einem benachbarten Hauſe kommend, an meinem Fenſter ungefähr gegen zwey Uhr vorübereilte. Sie war mit einem ganz einfachen blauen Kleide, man kann ſagen, geſchmückt; indem es ſchien, daß dasſelbe ſich kaum getraute, ſich ihrem zarten Körper anzuſchmiegen, ſo ſchlank und ätheriſch war ihre Taille. Sobald dieſes blaue Kleid erſchien, ſo war mir, als ob die ganze Natur ſich verſchönerte, und wie dasſelbe verſchwand, war alles wieder ohne Leben und Friſche.

Dieſen Tag kam ſie wie gewöhnlich die Straße einherſchwebend, als ſie plötzlich unter meinem Fenſter verſchwand. Ich war darüber ſo beſtürzt, als ob ſie bereits in meinem Zimmer ſtände. Da höre ich das ungewöhnliche Geräuſch in meines Oheims Bibliothek. Sie ſpricht mit ihm, und was ſpricht ſie? Ich mache alle möglichen Anſtrengungen um etwas zu vernehmen, umſonſt! Plötzlich höre ich die Leiter rollen, ich höre den Onkel ſelbe beſteigen, er ſpricht wieder. Ich kann trotz aller Anſtrengung, nur das Wort: Hebräiſch, verſtehen. Ich konnte nun mit einiger Gewißheit das Reſultat ziehen, daß er mit einem Gelehrten über irgend ein hebräiſches Werk ſpräche. Denn, zu denken, daß ſie ſich mit hebräiſchen Werken beſchäftiget, oder ihre niedlichen Händchen in alten Folianten blättern, konnte ich mir nicht vorſtellen. — Ich kehrte maſchinenmäßig an mein Fenſter zurück, ganz vertieft hinausblickend, ohne jedoch das Geringſte zu ſehen. Doch rauſcht ein blaues Kleid in der Straße, ſie iſts! „Ha!“ rief ich unwillkührlich.

Meine Angebethete hob auf dieſen Ausruf ein wenig den Kopf, genug um ihren Blicken begegnen zu können; wie ein Blitz durchſtrömte ein elektriſches Feuer mein ganzes Ich, ſie erröthete und ging ihres Weges.

Das iſt der Reiz der Jugend, bey dem geringſten Geräuſche, bey der Bewegung eines Strohhalms erröthen zu können; allein wegen mir zu erröthen, war mir eine unbeſchreibliche Gunſt, ein günſtiger Umſtand, welcher wohlthuend auf meine Verhältniſſe einwirkte, denn es war das erſte Mahl, daß etwas zwiſchen uns Beyden unmittelbar vorging.

Was jedoch bald meine Freude verminderte, war die Rückkehr meiner Gedanken auf mich ſelbſt. Sie hatte mich nach meinem Ausruf ſprachlos, mit offenem Munde und ſtarrem Blicke, nicht in der günſtigſten Stellung geſehen. Ich war gewiß ganz das Bild einer nichtsſagenden Gypsbüſte, und konnte unmöglich einen günſtigen Eindruck bey ihr hervorbringen. Dieſer Gedanke war mir ſehr bitter. Doch was trägt ſie ſo ſorgfältig unter dem linken Arm? Einen Octavband in Schweinsleder gebunden, mit Silberklammern geſchloſſen, eine miſerable alte Scharteke, welche ich zwanzigmahl in dem Zimmer meines Onkels herumliegen ſah. Dieſe jetzt zwiſchen ihrem runden Arme gepreßt, ſchien mir das erſte Buch des Univerſum zu ſeyn. Ich begriff jetzt zum erſten Mahle, daß ſo ein altes Buch auch zu etwas in der Welt nützlich ſeyn kann. Wie klug iſt mein Onkel, derley Bücher ſein Lebelang geſammelt zu haben. Hingegen welch unglücklicher Menſch bin ich, ſo ein Buch nicht zu beſitzen, es ſelbſt dem Titel nach nicht zu kennen.

Sie ging quer über die Straße, und nahm ihren Weg gegen das Hoſpital zu. Dort ſprach ſie einige Worte mit dem Portier, welcher ſie zu kennen ſchien, und ihr gerade ſo viel Protection gewährte, als nöthig war, um ſie einzulaſſen. Weit entfernt über die geringe Aufmerkſamkeit, die er ihr ſchenkte, zu grollen, war mir dieß ein willkommener Umſtand, da ich die Überzeugung ſchöpfte, daß ſie nicht vornehm genug war, um meine Wünſche und Abſichten, welche in meinem Innern zu dämmern begannen, lächerlich zu finden.

Ich fand darin ſchon ein großes Vergnügen, ſie mir ſo nahe zu wiſſen, denn ich hatte gefürchtet, ſie bis morgen zu verlieren. Ich brannte vor Begierde zu erfahren, was ſie zu meinem Onkel geführt, und was ſie an dieſem Orte feſſeln konnte. Für den Augenblick jedoch mußte jedes andere Gefühl demjenigen weichen, ſie heute noch einmahl zu ſehen, und ich war daher an mein Fenſter gefeſſelt, bis der Abend einbrach, wo ich mich beeilte meinen Onkel zu beſuchen.

Er hatte bereits ſeine Lampe angezündet und war mit der größten Aufmerkſamkeit beſchäftigt, eine mit einem blauen Tranke gefüllte Phiole zu prüfen. „Guten Abend, Julius,“ ſagte er, ohne ſich ſtören zu laſſen, „ſetze dich, ich bin gleich zu deiner Diſpoſition.“

Ich ſetzte mich, ungeduldig, wie ich meine Frage anbringen ſolle, und die Bibliothek muſternd, welche mir ganz verändert ſchien. Ich betrachtete ehrfurchtsvoll dieſe ehrwürdigen Bücher, Brüder desjenigen, welches ſie unter ihrem Arme trug. Alles um mich, ſelbſt die Luft, die ich einathmete, ſchien mir nicht wie ſonſt. Gerade als ob ſie überall Spuren ihrer Anweſenheit zurückgelaſſen hätte.

„Ich habe hier,“ hub mein Onkel an, — „apropos, Julius, du weißt nicht...?“ — „Nein, beſter Onkel.“ — „Dank ſey es einem jungen Mädchen, die hier war.“ — Während dieſer Worte ging er zu ſeinem

Tiſche, ich hörte mein Herz ſehr deutlich pochen. — „Errathe,“ ſprach er, ſich zu mir wendend, gleichſam ſich an meiner Überraſchung weidend. — Ich war gänzlich außer Stande etwas zu errathen. — „Sie hat von mir geſprochen!“ ſprach ich bewegt. — „Beſſer,“ ſprach mein Onkel, mit ſchlauer Miene.

„Sprechen Sie, beſter Oheim, ich beſchwöre Sie!“ — „Sieh einmahl, Pufendorf iſt wiedergefunden.“ — Ich fiel aus den Wolken, den Pufendorf heimlich verwünſchend, welchen ich bey dieſer Gelegenheit aus ſchuldiger Achtung an die Stelle meines Onkels ſetzte.

„Indem ich für ſie ein Buch ſuchte,“ fuhr mein Oheim erläuternd fort, „fand ich dieſes, was ich verloren geglaubt.“

„Sie iſt ein liebenswürdiges Geſchöpf,“ ergänzte er, „und wohl mehr werth, als ein Dutzend Leute wie du!“

Ich konnte nicht widerſprechen.

„Sie lieſt hebräiſch wie ein Engel.“ — „Wie, ſie lieſt hebräiſch? Aber Onkel...“ — Das Hebräiſchleſen wollte mir nicht recht eingehen.

„Ich hatte ein großes Vergnügen, mir von ihr den 48. Pſalm der Ausgabe des Sannazar vorleſen zu laſſen. Ich beſchrieb ihr die Vorzüge dieſer Ausgabe gegen jener von Cruſius.“

„Ihr ſagten Sie dieß?“

„Nun freylich, weil ich mit ihr ſprach.“

„Sie war hier, bey Ihnen, und Sie konnten ihr das ſagen?“

„Natürlich, übrigens, was ich ihr ſagte, konnte ich auch nur einem Judenmädchen ſagen.“ — Sie iſt alſo eine Jüdinn!

„Was will ſie denn aber mit dem Hebräiſchen?“ fragte ich den Onkel. — „Drüben im Spital iſt ein armer alter Mann, der wohl ſterben wird; da hat ſie nun ein hebräiſches Buch von mir geliehen, um ihm etwas zur Erbauung vorzuleſen.“ — „Sie kommt alſo nicht wieder?“ — „Morgen um zehn Uhr bringt ſie das Buch.“ Und der Onkel machte ſich wieder mit ſeiner Phiole zu ſchaffen, während ich in Gedanken verſunken da ſaß. „Morgen, hier, in dieſem Zimmer! ſo nahe bey mir! und ich bin ihr nichts, gar nichts! nicht einmahl ſo viel als der Onkel und ſeine Flaſche!“ Ich ging betrübt in mein Zimmer hinab.

Ich war nicht wenig überraſcht, als ich daſſelbe ſchwach beleuchtet fand, ſah aber bald, daß es der Widerſchein von einem Lichte war, das gegenüber im Hoſpital in dem ſonſt finſtern Saale brannte; ich ſtieg daher auf einen Stuhl, und gewahrte nun rückwärts an der Wand des Zimmers einen Schatten. Ich wurde immer neugieriger, ſtieg auf das Fenſtergeſimſe, und nun konnte ich an derſelben Wand einen Frauenzimmerhut hängen ſehen. „Sie iſt's!“ rief ich; in einem Augenblick war der Stuhl auf dem Tiſch, Grotius und der wiedergefundene Pufendorf auf dem Stuhle und ich oben auf; ich hielt ordentlich den Athem an, um des entzückenden Anblicks, der ſich mir jetzt darboth, recht zu genießen. Am Bette eines bleichen alten Mannes ſaß ſie, fromm, andachtsvoll, und dem Leiden, dem Alter gegenüber ſtrahlte ihre Jugendblüthe deſto herrlicher. Sie ſenkte die ſchönen Augen auf das Buch des Onkels und las Worte des Troſtes. Von Zeit zu Zeit hielt ſie inne, um den Kranken ausruhen zu laſſen; dann ſtützte ſie ihm das Haupt, oder faßte liebevoll ſeine Hand und ſah ihn an mit einem Blicke voll himmliſcher Güte. „Glücklicher Sterbender!“ dachte ich, „wie ſüß muß dir ihre Pflege ſeyn, wie tröſtend müſſen dir ihre Worte klingen! Wie gern tauſchte ich Jugend und Geſundheit gegen deine Leiden....“ Ich ſprach dieſe Worte wohl laut; das Mädchen brach auf einmahl ab, hob den Kopf und ſah mir gerade ins Geſicht; darüber erſchrak ich, als ob ſie mich ſo weit hätte hören oder in der Finſterniß ſehen können, fuhr zurück und ſtürzte ſammt Stuhl, Grotius und Pufendorf zu Boden.

Es war ein entſetzlicher Lärm, und der Fall betäubte mich einen Augenblick. Eben wollte ich mich aufraffen, da erſchien der Onkel mit einem Licht in der Hand. „Was gibt's, Julius?“ fragte er ängſtlich. — „Nichts, Onkel, — nichts;... da oben an der Decke“ — Der Onkel ſah hinauf. „Ich wollte etwas hinaufhängen.“ Der Onkel ſah ringsum, was ich habe aufhängen wollen, — „und da bin ich, — und dann — bin ich gefallen.“ — „Erhohle dich,“ ſagte der Onkel in gütigem Tone, „durch den Fall ſind wahrſcheinlich deine Gehirnfaſern etwas zerrüttet worden, weßhalb kein rechter Zuſammenhang in deinen Reden iſt.“ Er hieß mich ſitzen, hob ſorgfältig die beyden Quartbände auf, und legte ſie auf den Tiſch; dann trat er wieder zu mir: „Und was wollteſt du denn aufhängen?“ Dabey faßte er mich bey der Hand, und ich fühlte, wie ſein Zeigefinger leiſe nach meinem Pulſe griff. Seine Frage machte mich ſehr verlegen, denn in meinem ganzen Zimmer gab es durchaus nichts aufzuhängen. Ich wußte aber, wie liebevoll, wie nachſichtig der gute Onkel war; ich öffnete den Mund, ihm alles zu geſtehen — und machte ihn wieder zu. Warum? Wie es jetzt in meinem Herzen

ausſah, war mir Nachſicht ſchon nicht mehr genug; Mitgefühl wollte ich, und für was hatte der Onkel Sinn, als für Abſtractes, Wiſſenſchaftliches! Ich mochte ihm mein Herz nicht erſchließen, ich fürchtete, der Blüthe des Gefühls, das ich ſo recht mit Liebe im Buſen hegen wollte, den Duft abzuſtreifen. „Ich wollte da oben, — Ach! ſchon!“ — „Was iſt's?“ — „Ach, Onkel, es iſt aus!“ — „Was iſt aus?“

Die Fortſetzung folgt.)

Die Jahrszeiten.

Es lebt und webt auf allen Fluren,
Und friſch erſteht der Erde Pracht;
Man ſieht der güt'gen Gottheit Spuren,
Man fühlt der Sonne neue Macht.

Und alle Saaten werden bleicher,
Die Sichel fällt die gelbe Schaar;
Der Segen Gottes füllt die Speicher,
Und Alles lobt das gute Jahr.

Da fallen Blätter von den Bäumen,
Es nabt der Herbſt im gelben Kleid;
He, Winzer! dürft' ſo lang' nicht ſäumen,
Benutzt die gute Leſezeit.

Und bald iſt auch dieß Jahr vorüber,
Schon deckt der lichte Schnee die Flur;
Es wandelt alles dort hinüber,
Das Leben ſtirbt in der Natur.

So lebt' auch ich, ein froher Knabe,
Von Wünſchen voll und Träumen, auf;
Ein Ball, ein Pferdchen meine Habe,
Begann ich raſch den Lebenslauf.

Wozu wir Sterbliche geboren,
Hat ſich mir nur zu bald gezeigt;
Ich hatt' ein Mädchen mir erkoren,
Sie war mir aber nicht geneigt:

Da nagte Gram an meinem Herzen,
Und langſam welkte ich dahin,
Der unerhörten Liebe Schmerzen
Verwirrten mir den treuen Sinn.

Und weiß wie Schnee ſind meine Haare,
Der Kummer hat ſie mir gebleicht;
Schon leid' ich viele, viele Jahre —
Hab' doch mein Ziel noch nicht erreicht.

Heinrich Proch.

Der gewiſſe Reichthum.

Laß Dir genügen mit dem, was Fleiß Dir erwirbet und Treue.
Stille Genügſamkeit macht ſelber den Dürftigſten reich.

Notizen.

Literatur.

„Fragmente aus dem Tagebuche eines jungen Ehemannes. Von Ritter Braun von Braunthal. Wien, 1833, im Verlage bey Fr. Tendler. —

Die Ausbeute an wahrhaft Guten in den Büchern unſeres ſchreibſeligen Jahrzehendes iſt ſo gering, daß es ſich nur ſelten der Mühe lohnt, weiter zu leſen, als eben den vielverſprechenden Titel. Um deſto erfreulicher iſt es, einmahl wieder auf eine literariſche Erſcheinung zu ſtoßen, die, außer dem Bereiche des Zeitgeiſtes ſtehend, alle Forderungen erfüllt, welche der Leſer von Geiſt an ein Buch zu machen gewohnt iſt. Es war nach dem, was Hr. von Braunthal als ſcharfſinniger Schriftſteller bisher geleiſtet, zwar zu erwarten, daß auch dieſe beſcheidenen „Fragmente“ des Ausgezeichneten viel enthalten würden, und wir haben ſie in ſolcher gerechten Erwartung mit Vergnügen zur Hand genommen. Was wir erwartet, fand ſich aber bald übertroffen, und das Vergnügen ſteigerte ſich zur Hochachtung für den ſeltenen Verein von Gaben, welche der Verfaſſer nach allen Richtungen des Geiſtes hier entwickelt hat. Man fühle ſich nicht beſtimmt zu glauben, daß (wie der zu beſchränkte Titel wohl vermuthen ließe) hier nur Verhältniſſe der Liebe und Ehe berührt, oder ſonſt kernloſe Tändeleyen zu Markte gebracht ſeyen. Zwar iſt, wie es im Intereſſe der menſchlichen Natur ſelbſt liegt, ein großer Theil der entwickelten Ideen jenen beyden Polen des Lebens, der Liebe und Freundſchaft, geweiht; allein Hr. von Braunthal hat es nicht unterlaſſen, dieſe Fragmente zu einer wahren Skizzenzeichnung des Lebens zu geſtalten, die meiſten wichtigeren Verhältniſſe deſſelben zu berühren, und indem er auf dieſe Weiſe Abwechslung bereitet, gibt er dem Werke zugleich Intereſſe für den Jüngling wie für den Mann und Greis. — Vielfach wurden in neuerer Zeit dem leſenden Publicum „Aphorismen, Gedankenſpäne, Moſaik, Sternſchnuppen“ u. ſ. w. gebothen; allein, weil es oft ſchien, daß die Verfaſſer nur deßhalb abgeriſſene Gedanken zu Markte brachten, weil ſie ſyſtematiſch zu denken unfähig waren, ſo darf Hr. von Braunthal zu den Wenigen gezählt werden, deren Anſichten das Reſultat eines Lebensprincipes, und gleichſam die Blumen auf dem dornenvollen Wege der Erfahrungen ſind. Man glaubt es ihm, wenn er S. 64 ſeiner Fragmente ſagt: Ich habe viel geſehen und gehört, gefunden und verloren, geglaubt und erfahren; aber noch trage ich an meiner oft verwundeten Bruſt als Bild das Ideal des Lebens, das ich auch nur im Tode laſſen werde. — Da der Verfaſſer mit Scharfſinn auch Witz und Humor in gleichem Grade vereint, ſo haben die „Fragmente“ beym Vorherrſchen bald dieſer bald jener Eigenſchaft, eine zarte Miſchung des Ernſtes mit dem Scherze, und ſo abwechſelndes Colorit von eigenthümlichem Reize erhalten. — Das Buch iſt in der That ganz geeignet, als beſtändiger geiſtreicher Geſellſchafter uns den Morgengruß zu bieten, und auf Spaziergängen zu begleiten, und mit einem ſchönen Gedanken unſer Auge zu ſchließen. — Die Ausſtattung iſt dem inneren Werthe angemeſſen, der Preis im Verhältniſſe zu beyden mäßig.

Ermin.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1103.

Der Sammler

Dinstag, den 19 12. Februar 1833.

Das neue Gerichtsgebäude zu Wien.

Terzinen dem 12. Februar 1833.

Bald steht der Bau in würdiger Vollendung
Mit seinem hohen, breiten Horizonte.
Was mit der innern nützlichen Verwendung
Die Kunst an äußrer Form vereinen konnte,
Wenn auch mit Hülfe nicht der Marmorbrüche,
Das zeigen an die Zierden seiner Fronte.
Denn stattlich soll der Bau seyn, wo die Sprüche
Der göttlichen Gerechtigkeit ertönen,
Dem Schutz zum Segen und den Lastern Flüche;
Soll schon von weitem eine Stadt verschönen,
Ehrfurcht gebiethend wie ein Tempel ragen,
Wo sich die Sündigen mit Gott versöhnen,
Wohin Bedrängte ihren Kummer tragen,
Wo Balsam ist auch für die tiefsten Wunden,
Die doch zur Prüfung nur uns sind geschlagen.
Auch hier wird Gottes Auge scharf erkunden,
Gott richtet jede Klage hier und Bitte;
Auch diesem Bau denn sey der Dank verbunden!

Wenn ungezähmt umher das Laster schritte,
Wie sicher wandelte dann der Gerechte?
Wenn er durch des Verbrechers Willkühr litte?
Was würde aus dem menschlichen Geschlechte,
Wenn frey die Falschheit Schlingen legen könnte,
Wenn Recht nicht wär' die stärkeste der Mächte?
Gesetze sind der Staaten Fundamente.
Gesetz hat die Natur und nach Gesetzen
Lenkt Gott das All und dessen Elemente.
Der Fromme weiß Gesetze wohl zu schätzen;
Zu seinem Frommen sind sie ja erlassen,
Daß sie ihn schirmen vor den argen Netzen,
Den Steller aber suchen, spähen, fassen.
Kein Frevler ist der Rüge noch entronnen,
Sie fallen All' ein Beyspiel zum Erblassen.
Denn jede Missethat, so fein gesponnen
Und lange sie sich auch der Acht verhehle,
Kommt endlich doch an's offne Licht der Sonnen.

O Ordnung! du des Univerſums Seele!
Du Demantband um alles, was auf Erden
Der Menſch ſich immerhin zum Bauen wähle!
Der Ruhe kann er nirgend ſicher werden,
Wo du mit deiner Klarheit nicht verweileſt;
Du biſt die beſte Hirtinn aller Heerden.
Wenn du die Strahlen nicht umher vertheileſt,
So bleibt es ewig Nacht bey hellem Tage,
Wie Nacht zum Tage wird, wohin du eileſt.
Dem Herrſcher, der mit feſter Hand die Wage
Der Themis hält, wird keine Schale ſinken,
Sich gleich an Inhalt, Maß und Kraft der Lage.
Wo Ungeweihte ſich berufen dünken,
Vernünftiger zu walten als die Beſten,
Und Selbſtſucht mit verſtelltem Freymuth ſchminken,
Wo gutes Beyſpiel wandert aus Palläſten,
Wo Tugenden als lächerlich veralten,
Da ſteigt der Giftbaum ſchnell mit neuen Äſten,
Und wahre Wohlfahrt kann ſich nicht erhalten.
Nur wo Geſetz iſt, gilt das Recht, blüht Friede,
Und jede Kraft wird mächtig ſich entfalten.
Du glücklich's Land, das unter der Ägide
Gerechter Macht der Himmelsſegen nähret,
Wo reine Fröhlichkeit aus jedem Liede
Das Leben der Bewohner wahr erkläret!
Im Inland dort geht nie ein Krieg von Statten,
Und hebt er ſich, nach Außen iſt er hingekehret,
Nur um den ſchönen heimathlichen Matten
Zu ſichern ihren Hain von Lorberbäumen,
Die ſtolz den Frieden kränzend überſchatten
Und tauſend-tauſendjährig fürder keimen,
Um wahrer Freyheit keine Trugphantome,
Dem Irrwahn keinen Eingang einzuräumen.
Solch herrlich Land liegt an dem Donauſtrome,
Wo von dem Vorwerk deutſcher Alpenhöhen
Die erſten Strahlen an des Oſtes Dome
Dem weitern Ländergruß entgegengehen,
Wo kernige Geſetze, die es hüten,
So feſt wie ſeine Eiſenberge ſtehen,
Und wo die Völker Bruſt und Stirne biethen
Für Ihn, dem unſre Ruh' wir danken müſſen,
Für Ihn, dem biedre Herzen nie verglühten.
Für Ihn, den wie gemauert ſie umſchließen
Als ſeines Stammes ewige Verfechter. —
So gehet ruhig denn mit Ehrfurchtgrüſſen,
Geſetzverehrer! aber ihr Verächter,
Mit Schaudern vor dem Schutzhaus aller Häuſer!
Es lebt auf Rudolphs Thron ein heil'ger Wächter,
Er unſrer Friedenswege ſichrer Weiſer, —
O lebe lange! — Vater Franz der Kaiſer.

Friedrich Reil.

Die Bibliothek meines Oheims.

(Fortſetzung.)

Eben war das Licht im Zimmer des Sterbenden und damit meine Hoffnung erloſchen; der Onkel aber ſchüttelte leiſe das Haupt und hielt meinen Zuſtand für bedenklich; er hieß mich zu Bette gehen und unterſuchte mich hier äußerſt genau, während ich an mein Mädchen dachte. Der Onkel hatte nicht die leiſeſte Ahnung von der Urſache meines Zuſtandes, ſondern fühlte mich von oben bis unten durch und überzeugte ſich zu ſeiner großen Zufriedenheit, daß das Knochengerüſte nirgends aus den Fugen gegangen war; ſodann ging es an die Unterſuchung der Reſpiration, des Pulſes, kurz aller Lebensfunctionen; er nickte mit der Miene eines Mannes, der ſich anſchickt, geſammelte Gedanken zu verarbeiten, und zog ab.

Es mochte gegen Mitternacht ſeyn. Ich war allein mit meinen Gedanken, ganz verſunken in ſie, da fuhr ich über dem Rollen der Leiter oben zuſammen und ſchlief bald darauf ein. Ich war ſehr unruhig, tauſend Bilder, welche mit dem Gegenſtande meiner Gedanken nichts zu ſchaffen hatten, durchkreuzten ſich in meinem Gehirne; endlich verſchwammen dieſe Geſtalten, ich wurde ruhiger, und als ſich ſpäter wieder Träume einſtellten, traten ſie in ganz anderem Gewande auf. Mir träumte, ich ergehe mich in einem ſtillen Gehölze; ich war krank, aber ruhig dabey, und mein ganzes Weſen ſchwamm in einem unbeſchreiblichen, ſüßwehmüthigen Gefühle. Anfangs war ich ganz allein, nichts in der ganzen Umgebung erinnerte an das gewöhnliche Leben, ich war ich, aber ſchön, herrlich, mit allen Vorzügen begabt, die ich mir im Wachen wünſche. Ich hatte mich ſehr müde unter einem Baum niedergeſetzt; da war eine unbekannte Geſtalt mit wehmüthig ernſten und doch freundlichen Zügen zu mir getreten; allmählig war ſie mir immer bekannter geworden — endlich war ſie es, meine geliebte Jüdinn. Auch ſie erſchien ganz ſo ſchön, ſo einzig — kurz, wie ich ſie mir im Wachen mahle, und ſah mich freundlich an; ſie ſprach nichts, aber ihr Blick durchzuckte mich mit einem unausſprechlich ſüßen

Gefühl. Ich ſah, wie ihr liebliches Haupt ſich zu mir niederbeugte, ich fühlte ihren ſüßen Athem, endlich hatte ihre Hand die meinige gefunden; meine Gedanken wurden unruhiger, die Bilder fingen an zu verſchwimmen, Geſtalt um Geſtalt zog raſch vorüber, und am Ende ſah ich nur das Geſicht des Onkels, der meine Hand gefaßt hatte, um mir den Puls zu fühlen, und mich, über das Bette hingebeugt, durch ſeine Brille betrachtete. Wie abſcheulich kam mir da des guten Onkels Geſicht vor! Ich habe ihn lieb, recht lieb; aber eben noch die Augenſterne meiner Göttinn, und jetzt des Onkels Brillengläſer! Brauchte es mehr, um das Leben recht herzlich zu haſſen, und den Onkel dazu? — „Sey ruhig, Julius,“ fing er an; „ich bin deinem Übel auf der Spur.“ Dabey fuhr er fort, mich zu beobachten, und blätterte in einem alten Quartband, den er mitgebracht. „O mir fehlt nichts, gar nichts; Sie irren ſich, Onkel; nur das Aufwecken hat mir wehe gethan; ach! ich war ſo glücklich!“ — „Es war dir wohl, ſagſt du, du warſt ruhig, fühlteſt dich glücklich!“ — „Ach ja, ich war im Himmel! Warum haben Sie mich aufgeweckt?“ Da mahlte ſich auf ſeinem Geſichte Freude, Stolz und gelehrte Selbſtzufriedenheit, und es war mir, als ſagte er: „Gut! es wirkt!“ — „Was haben Sie denn mit mir angefangen?“ fragte ich. „Du ſollſt es erfahren. Hier ſteht's, 's iſt ganz dein Fall: Hippokrates pag. 64 der Haager Ausgabe. Für jetzt braucht es nichts als Ruhe.“ — „Aber Onkel —“ — „Was?“ Ich wußte nicht, wie ich es anfangen ſollte, daß der Onkel auf die ſchöne Jüdinn zu ſprechen kam, ohne ihm mein Geheimniß zu entdecken. Ich verſuchte ihn von weitem auf das Capitel zu bringen: „Morgen, nicht wahr ...“ Ich ſtockte. „Morgen? was?“ — „Morgen kommt zu Ihnen ...“ — „Wer?“ Ich fürchtete, ſchon zu viel geſagt zu haben. „Das Fieber.“ — „Das Fieber?“ Meine Fragen und meine Antworten mochten ihm höchſt unzuſammenhängend vorkommen, und ich hörte ihn vor ſich hin murmeln: „Delirium!“ Er ging, bald darauf rollte die Leiter und ich fuhr zuſammen. Ich gab mir nun alle mögliche Mühe, wieder zum Schlafe und meinem Traume zu kommen; vergeblich; ja ſogar nicht der Wirklichkeit, wie ſie vor dem Traume mich beſeligt, vermochte ich wieder habhaft zu werden; der Traum hatte ſie verwiſcht, ich konnte ſie in der Phantaſie nicht mehr heraufbeſchwören; Kopf und Herz waren hohl, leer. Erſt als ich an den folgenden Tag dachte, tauchte das Bild meiner Jüdinn, wie es vor dem Traume geweſen, wieder auf. Ich mahlte mir ihren Beſuch beym Onkel auf tauſenderley Weiſe aus, ich ſann auf Mittel und Wege, ſie zu ſehen, ſie zu ſprechen, mit ihr bekannt zu werden, und ſo bildete ſich allgemach ein Project, wie es nicht abenteuerlicher hätte erſonnen werden können. Der Onkel mußte mit guter Art weggebracht werden — ich ſelbſt mußte ſie oben empfangen, mit ihr ſprechen .... Aber was ſage ich ihr? Das mußte ich vor allen Dingen wiſſen, ſollte mein Plan gelingen. Ich war in keiner geringen Verlegenheit: zum erſten Mahle in meinem Leben ſollte ich von Liebe ſprechen und hatte nichts, wonach ich mich richten konnte, als ein paar Romane, die ich geleſen, und in dieſen wurde ſo herrlich geſprochen, daß ich verzweifelte, es je ſo gut herauszubringen. Könnte ich ihr nur ſchildern, wie es in meinem Herzen ausſieht! Kein Mädchen, denke ich, ſollte verſchmähen, was ich für ſie fühle! Raſch ſetzte ich mich im Bette auf und machte mich ſogleich an den Verſuch. „Mein Fräulein!“ — Mein Fräulein? warum nicht gar! aber wie ſonſt! Wie ſie hieß, wußte ich nicht; nun, vielleicht gibt es doch etwas Anderes. — Ich beſinne mich hin und her — es gibt kein nichts als: mein Fräulein! Aber — iſt ſie auch ein Fräulein? iſt ſie für mich ein Fräulein wie die nächſte beſte? Nimmermehr! Da brauchte ich nur noch den Hut abzunehmen und zu ſprechen: „Ich habe die Ehre, Sie zu verſichern“ u. ſ. w. Recht ärgerlich warf ich mich auf meine Kiſſen, aber zehnmahl und mehr fing ich wieder von vorne an, und blieb immer ſchon am Eingang ſtecken. Endlich entſchloß ich mich, den ſchwierigen Punct ganz zu umgehen, das Wort ganz wegzulaſſen, und begann mit bewegter Stimme: „Sie ſehen einen Menſchen, der ohne Sie nicht leben kann — in dieſer ſchönen Stunde — wo ich mit — o weh! da wird ein Vers daraus! und das „Herz und Munde“, an das ich unwillkührlich denken mußte, brachte mich eigentlich in Verzweiflung. Iſt es denn, dacht' ich mit recht bitterem Gefühle, ſo ſchwer, auszuſprechen, was man auf dem Herzen hat? Wie wird es mir gehen! Sie lacht .... oder lächelt mitleidig über den Unbeholfenen, und ich bin verloren! Dieſer Gedanke peinigte mich ſchrecklich, und ſchon gab ich meinen Plan ganz auf.

Indeſſen war mein Herz zum Zerſpringen voll; es war, als ſuchte das Gefühl ſich um jeden Preis zu äußern, und ſo gingen mir denn unwillkührlich hunderterley Phraſen, Anreden, Verſicherungen durch den Kopf, die einen Wirrwar bildeten, der mich faſt toll machte. Ich konnte es im Bette nicht länger aushalten,

ich ſprang auf und ging im Zimmer auf und ab. Aber ich mußte ſinnen, mußte ſprechen: „Sie wiſſen nicht, wer ich bin, und doch iſt Ihr Bild mein Alles. — Was ich hier thue? — Ich wollte Sie ſprechen, — ich wollte auf die Gefahr, Ihnen zu mißfallen, es ausſprechen, daß Sie der einzige Gedanke eines Jünglings ſind, der — Was ich hier thue? Ich bin hier, meine Liebe, mein Leben Ihnen zu Füßen zu legen.“ — Ich hielt inne, ich fühlte mich erleichtert, ich hatte in dieſen Worten die Gefühle, welche mich beſtürmten, wenigſtens zum Theil ausſtrömen laſſen, und während ich ſo declamirte, war mir, als ſähe ich das junge Mädchen erröthen, weinen, meine Worte zu ihrem Herzen dringen. Da legte ich feyerlich die Hand auf das meinige und ſprach: „Nein, haben Sie Mitleid mit einem Unglücklichen, ſtoßen Sie mich nicht von ſich, Sie ſtoßen mich in einen Abgrund! Ich kann nur leben, wo du biſt! — Ha! was iſt das! — verdammt!“

Alles war hin, auf ewig hin; nicht viel fehlte, ſo vergoß ich bittere Thränen. Die Liebe hatte mich in meinen eigenen Augen erhoben; das Mißtrauen in mich ſelbſt, die Befangenheit, die ewigen Zweifel, welche immer die Blüthen meiner Hoffnungen vernichteten, Alles war auf einen Augenblick rein verſchwunden; ich fühlte mich gleich mit meiner Göttinn, und legte bey den obigen Worten die Hand auf das Herz, wo es mich wie Flammen brannte, da berührte ich — ja, an keine kalte Natter, an keine feuchte Kröte konnte ich mit mehr Abſcheu greifen, — ich riß das Ungethüm ab, und ſchleuderte es weit von mir weg.

(Die Fortſetzung folgt.)

Taſchenbücher.

Kommt Fingerfix in meinen Bücherſaal,
So kann ich mich im Voraus ſchon verſichern:
Er macht von meinen Büchern jedes Mahl
Auch eins zu ſeinen — Taſchenbüchern.

L. L. Secha.

Anekdote.

Der Doctor B... machte einen förmlichen Bankerott. Da ſagte ein Witzbold:

„Der Doctor B... iſt ein Arzt, wie es noch vor ihm keinen gegeben hat. Er hat den Leuten zwar ſehr viel verſchrieben, aber Keiner hat etwas eingenommen.“

Notizen.

Schauſpiele.

(Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore). Both dieſes Theater uns in verfloſſenem Monathe auch keine Neuigkeit dar, ſo zeigte es doch einen angenehmen Wechſel gediegener Opern, die auf dem Repertoire nie veralten und bey guter Beſetzung das Publicum ſtets zufrieden ſtellen. Don Juan und Zauberflöte, Stumme von Portici, Joconde, Johann von Paris, weiße Frau, Capuleti und Montecchi, Zampa ꝛc. ꝛc. wurden nicht nur durch die Mitwirkung der HH. Wild, Binder, Breiting, Cramolini, Forti, die Sängerinnen Ernſt, Löwe, Schodel und Henkel zu ſehr genußreichen, ſondern auch zu ergiebigen Abenden für die Caſſe. Spontini's claſſiſcher Ferdinand Cortez, obſchon bereits zur Aufführung angeſetzt, ſcheiterte an der Unpäßlichkeit der HH. Wild und Breiting, welche überhaupt in den letzten vierzehn Tagen das Repertoire bedeutend derangirten. Dem Vernehmen nach werden jetzt drey neue Opern zum Einſtudieren bereit gehalten: Meier-Beer's Robert der Teufel, Bellini's Anna Boleyn und Norma. — Das Küchenregiment, einem beliebten Luſtſpiele nachgebildet, unterhielt ein paar Abende durch die unverwüſtliche Lebendigkeit des penſionirten k. k. Hofſchauſpielers Hrn. Caché. Das Handwerkerfeſt bleibt immer jung. Seit Hr. Börner wieder angekommen, — und das iſt noch nicht lange her, — ſchritt und tanzte es wohl ſchon ein Dutzend Mahl über die Bretter. Es iſt ein wahres Seitenſtück zu dem einſt auch jahrelang fortgegebenen Dorfbarbier. — Das Ballet hat durch die von Berlin angekommene Mad. Robert Mees St. Romain eine wichtige Verſtärkung erhalten. Sie zeigte ſich als Fee Viviane als die perſonificirte Grazie und Liebenswürdigkeit, und ihre Kunſtſchritte, ihr à-plomb, die Decenz ihres Tanzes ſteht hinter nichts zurück, was in dieſer Art mit Recht gerühmt werden kann. Unſer Ballet, welches außer der obengenannten erſten Tänzerinn noch Dlle. Mimi Dupuy und Mad. Mattis beſitzt, als erſte Tänzer den Gatten der Letzteren, Hrn. Trombé und den unlängſt von München angekommenen Hrn. Rozier, deſſen Nahme noch von früherer Zeit den beſten Klang hat, darf ſich nun an das Höchſte wagen. Dem Faſching widerfährt ſein Recht durch die oft und ſtets bey vollem Hauſe wiederhohlte „Maskerade im Theater.“ Bald ſollen nun gewichtigere Productionen an die Reihe kommen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. von Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den 20 14. Februar 1833.

Die Bibliothek meines Oheims.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick trat der Onkel herein, ruhig, wie die Zeit, eine Arzneyflasche in der Hand, sein Buch unter dem Arme. „Zum Henker," rief ich, ernstlich böse, „mit Ihrem Hippokrates, mit Ihren Büchern und Allem, was ..... Was denken Sie Onkel, was treiben Sie? Zweymahl mich stören, wo mir so wohl war! Was soll das wieder? wollen Sie mich vergiften?" Während dieser Anrede hatte der Onkel, statt darüber böse zu werden, sich, da er fand, daß das Delirium noch anhielt, mit der ächten Miene des Beobachters in Positur gesetzt, die Kette seiner Schlüsse wieder aufzunehmen. Unbekümmert um den Sinn meiner Worte, beobachtete er an den Geberden, dem Ton der Stimme, dem Ausdruck des Auges den Fortgang des Übels. „Das Pflaster hat er abgerissen," sagte er für sich. „Julius!" — „Was?" — „Leg' dich nieder, lieber Freund, leg' dich, Julius; thue mir die Liebe." Ich fand, daß ich nichts Klügeres thun konnte; denn wollte ich ihm nicht mein Geheimniß verrathen, was jetzt meinen Plan zu Wasser gemacht und ihn doch nicht überzeugt hätte, daß es ganz richtig in meinem Kopfe aussehe, konnte ich ihm nimmermehr ausreden, daß ich nicht recht bey mir sey. „Und da habe ich dir einen Trank mitgebracht. Trink, lieber Julius, trink!" Ich nahm die Flasche, stellte mich, als ob ich tränke, und goß den Inhalt zwischen dem Bett und der Wand hinab. Er wand mir ein Schnupftuch um den Kopf, deckte mich bis an die Augen zu, ließ die Vorhänge herab, und sagte: „Jetzt ist es drey Uhr, bis zehn Uhr wird er schlafen; dann muß wieder nach ihm gesehen werden." Damit ging er.

Ich schlief ein, wachte aber am frühen Morgen wieder auf; die Unruhe trieb mich aus dem Bette, und ich rüstete mich nun ernstlich zu meinem Vorhaben. Ich machte einen Wechselbalg aus Kleidungsstücken, wand ihm das Schnupftuch um den Kopf, legte ihn ins Bett und deckte ihn zu. Ich konnte darauf rechnen, daß mich der Onkel in dem vorhin prophezeyten Schlafe nicht stören würde. Auf der Straße wurde es indessen lebendig, die Milchmädchen erschienen, der Portier machte sein Thor auf, die Schwalben waren schon am Geschäft. Das Tageslicht, die Frische des Morgens, der Anblick der gewohnten Gegenstände kühlten mein Blut ab; mein Unternehmen kam mir gar nicht so ausführbar vor als früher, und nicht viel fehlte, so hätte ich es ganz aufgegeben; aber allmählig wurden die Eindrücke meines Traumes wieder lebendig, es war mir, als müßte ich mit meinem Plane meinem höchsten Glücke entsagen, und so kam mir der Muth wieder. Indessen verging die

Zeit raſch; eben ſah ich auf meine Uhr, da kreiſchte oben der Stuhl, es war beynahe zehn Uhr; ſchnell ſchlüpfte ich aus dem Zimmer, das ich wieder verfinſtert hatte, ließ den Onkel zu dem Wechſelbalg hineingehen und ſchlich leiſe in die Bibliothek.

Sogleich lief ich an das Fenſter; hinter den Scheiben verwandte ich kein Auge vom Ende der Straße, wo ſie erſcheinen mußte; ich zitterte vor ängſtlicher Erwartung. Aber zu meinem Schreck wurde ich gewahr, daß ich meine Anrede nicht mehr ganz inne hatte, und indem ich mich eilends überhören wollte, warf ich die einzelnen Stücke ſo wunderlich im Kopfe durch einander, daß ich faſt außer mir kam vor Verwirrung. Ich war verloren, und mir wurde ſo gräßlich angſt, daß ich zu pfeifen anfing. Da ſchlug es zehn Uhr; ich hoffte, wenn einmahl zehn Uhr vorüber ſey, werde ſie heute nicht kommen, und zählte die Schläge; endlich ſchlug der zehnte, und mir wurde ſchon leichter —da erſchien ein blaues Kleid. Sie war's! Mein Herz pochte ungeſtüm, meine Anrede flog vollends davon. Mein einziges Gefühl war jetzt der innige Wunſch, ſie möchte wegen etwas Anderem ausgegangen ſeyn, und ich harrte in unausſprechlicher Angſt, ob ſie vor dem Hauſe vorübergehen, oder zur Thüre einlenken werde. Bey jedem ihrer Schritte, je nachdem er meine Hoffnung zu beſtätigen oder zu vernichten ſchien, wurde mir anders zu Muthe, und ein Umſtand vorzüglich war ein großer Troſt: ſie ging auf der andern Seite des Rinnſteins. Aber auf einmahl macht ſie einen Schritt darüber — ſie kömmt! Ich hatte völlig den Kopf verloren und lief zur Thüre, um mich davonzumachen; aber im Vorzimmer hörte ich ſie bereits auf der Treppe — ich mußte ihr begegnen, ich blieb ſtehen. Da wurde die Glocke an der Thür des Vorzimmers angezogen; es ſchwamm mir vor den Augen, und ich lief in die Bibliothek zurück, feſt entſchloſſen, nicht aufzumachen. Zum zweyten Mahle ertönte die Glocke; es war mir, als ſollte ich in den Boden ſinken; ich ſtand auf, ſetzte mich, ſtand wieder auf; ich horchte, ob ſie ſich nicht entferne, aber da erſchreckte mich ein anderer Ton: ich hörte den Onkel in meinem Zimmer unten gehen. Der Gedanke, von ihm mit dem Mädchen überraſcht zu werden, brachte mich vollends außer mir, und ſo entſchloß ich mich, der Gefahr entgegenzugehen, ſtatt ſie zu erwarten. Ich ging alſo leiſe zurück, damit es ſcheine, als komme ich gerade aus der Bibliothek, huſtete, ging feſten Schrittes auf die Thür zu und machte auf. Ihr liebes Geſicht trat mir im Halbdunkel des Vorhauſes entgegen: „Iſt der Herr Doctor zu Hauſe?“ fragte ſie.

Dieß waren die erſten Worte, die ich von den Lippen der ſchönen Jüdinn hörte, ich kann ſie noch hören, ſo zauberiſch klang dieſe Stimme in meinen Ohren. Die Frage war durchaus nicht verwickelt; ich aber erwiederte nichts, jedoch keineswegs aus Liſt, wandte mich linkiſch nach der Bibliothek um, und ſie folgte mir. Ich ging, ohne mich umzuſehen, bis an des Onkels Tiſch vor; ich wünſchte ihn noch weit weg, ſo bange war mir auf den Augenblick, wo ich ihrem Blicke begegnen ſollte. Endlich ſah ich ſie an; ſie erkannte mich und wurde roth. Wo war meine Rede? hundert Meilen weit! Ich ſtand röther als ſie, ſchweigend da; endlich fühlte ich, daß es ſo nicht fortgehen könne, und fing an: „Mein Fräulein —“ damit war es aus. „Ich wollte nur —“ ſagte ſie; „ich komme ein andermahl wieder, da er nicht hier iſt.“ Sie verneigte ſich flüchtig und ging, und ich ſtand ſo erbärmlich da, daß es mir nicht eher einfiel, ſie zu begleiten, als bis ſie ſchon an der Schwelle der Bibliothek war; jetzt folgte ich ihr raſch; ſie war verlegen, ich auch, und da wir im dunkeln Vorzimmer beyde zugleich die Thüre aufmachen wollten, berührte ich ihre Hand, und ein ſüßer Schauer lief mir durch den ganzen Körper. Sie ging, ich blieb allein — in der Welt.

Kaum war ſie weg, ſo war auch meine Anrede ganz wieder da. Wie linkiſch, wie albern, wie unverzeihlich dumm hatte ich mich benommen! Ich war ſehr ärgerlich auf mich; wußte ich doch damahls noch nicht, daß dieſe Verlegenheit, dieſe Unbeholfenheit auch eine Sprache iſt, welche die Mädchen recht gut verſtehen, und die ſich ungleich ſchwerer nachahmen läßt, als jede Tonſprache. Jetzt dachte ich an den Ausdruck ihres Geſichts, an ihre Verwirrung, an ihren Blick, und war ſchnell nicht mehr ſo ganz unzufrieden. Eben wollte ich ans Fenſter treten, um ſie hinausgehen zu ſehen, da hörte ich die Thüre aufmachen. Kaum hatte ich ſo viel Zeit, auf des Onkels Bett zu ſpringen, und mich hinter den alten grünen Vorhängen zu verſtecken. „Wie, mein ſchönes Kind, was Sie da ſagen?“ — „Ein junger Mann, Herr Doctor, ich kann Sie verſichern.“ — „Ein junger Mann! hier! Wie unverſchämt! Wie ſah er aus?“ „Er ſah aus — nicht unverſchämt, Herr Doctor.“ — „Und doch . . . das iſt zu arg, ſich hier einzuſchleichen . . .“ — „Vielleicht ein Bekannter von Ihnen.“ — „Mein Neffe? wer ſollte es ſonſt ſeyn?“ — „Ich glaube wohl, er war es,“ ſagte ſie leiſe und ſchlug die

Augen dazu nieder. „Der da unten im Zimmer? und eben komme ich von ihm her — und kennen Sie denn meinen Neffen?“ — Eine Pauſe, eine ewig lange Pauſe trat ein. — „Sie werden roth, ſchönes Kind. Nun, wenn der, den Sie hier trafen, ſo brav, ja auch auch nur ſo artig war — aber woher kennen Sie ihn denn?“ — „Da unten, unter dieſem Zimmer wohnt er? Denſelben jungen Mann, den ich hier traf, habe ich zuweilen dort am Fenſter geſehen.“ — „Unmöglich, liebes Kind! Meinen Neffen haben Sie wohl am Fenſter geſehen, ja, da liegt er den ganzen Tag; aber hier konnte er nicht ſeyn, der arme Julius, und warum nicht, das will ich Ihnen ſagen. Geſtern Abend gegen neun Uhr war der tolle Burſche in ſeinem Zimmer, ich weiß nicht auf was Alles, hinaufgeklettert; wozu, daraus konnte ich nicht klug werden; ob es vielleicht drüben im Spital etwas zu ſehen gab — ich weiß es nicht.“ — Hier wurde das Mädchen immer verlegener und drehte den Kopf gegen mich zu, um dem Onkel den Purpur zu verbergen, der ihre Wangen überflog. — „Auf einmahl höre ich einen entſetzlichen Lärm, laufe hinab, und finde ihn am Boden; ich mußte ihn zu Bette bringen, und da iſt er noch. Aber wer weiß? vielleicht mochte Jemand anders — wenn man ſo hübſch iſt... Nun, nun, nicht ſo verlegen! laſſen wir das; ein andermahl ſchließe ich meine Thüre. Sie bringen mir mein Buch wieder? Nun, was ſagen Sie zu dem Text? Legen Sie es nur her und warten Sie einen Augenblick; ich will — warten Sie.“ Damit ging er in ein Cabinet, das an die Bibliothek ſtieß. Ich zitterte, denn dieſes gewöhnlich geſchloſſene Cabinet hing mit meinem Zimmer durch eine kleine Treppe zuſammen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Dreyſylbige Charade.

Was mit den Erſten
Ängſtlich und ſehnend
Mein Auge thut,
Wenn es ſie miſſet,
Die über Alles
Theuer mir iſt,
Sagt Euch die Dritte.
Und wenn gefunden,
Was es ſo eifrig,
Ängſtlich und ſehnend
Hoffte zu finden,
Hüpfen dann ſchneller
All' meine Pulſe,
Daß ich von Wonne,
Freude und Luſt
Himmliſch berauſcht bin;
Feurig durchſtrömt das
Blut meine Adern,
Sie zu zerſprengen
Drohet der Strom.
Doch wenn das Ganze
Tückiſch mit heißen
Glühenden Krallen
Tief in mein Herz greift,
Daß es, — vor hölliſch
Wüthendem Schmerze
Blutend, — erzittert,
Krampfhaft und bebend
Zuckt es im Innern,
Daß alle Sinne
Taumelnd vergeh'n,
Daß mir das Auge
Thränend erſtirbt.

D. F. Reiberſtorffer.

Miscelle.

Um Felſen unter dem Waſſer zu ſprengen, bedient man ſich in England der Taucherglocke, in der drey Männer beſchäftigt ſind, der Eine den eiſernen Meißel auf den Felſen aufzuſetzen, die beyden Andern abwechſelnd mit Hämmern darauf zu ſchlagen. Hat man ſo die nöthige Höhlung erreicht, ſo wird eine ſchmale Patrone von Kanonenpulver, von etwa zwey Zoll Durchmeſſer und einen Fuß in der Länge, eingeſetzt und mit Sand bedeckt. Auf der Patrone iſt eine Röhre eingelöthet, an der ſich oben eine meſſingene Schraube befindet. Nun wird die Taucherglocke langſam in die Höhe gezogen, und auf die bezeichnete Röhre eine andere, ebenfalls mit einer Schraube verſehene angeſetzt und ſo fort, bis die Röhren zwey Fuß über die Waſſerfläche emporſtehen. Der Mann, der die Ladung anzünden ſoll, befindet ſich in einem kleinen Boote dicht an dem hervorragenden Abſatze der Röhre, und hat eine Kohlpfanne bey ſich, in der kleine Eiſenſtücke rothglühend gemacht werden; eines derſelben läßt er in die Röhre fallen, wodurch das Sprengpulver entzündet wird. Ein kleiner Theil der Röhre zunächſt der Exploſion wird zerſchlagen, der größere Theil aber, den der Mann im Boote mit der linken Hand an einem Seile befeſtigt hält, geht nicht verloren, und kann zu anderweitigem Gebrauche verwendet werden. Der Mann im Boote empfindet außer einigem Aufſprudeln des Waſſers von

der Explosion keine weitere Wirkung; allein wer sich am Ufer oder sonst auf einer Stelle befindet, die mit dem gesprengten Felsen in Verbindung steht, verspürt eine starke Erschütterung. Um aber auf der Oberfläche des Wassers sicher zu seyn, muß dieses eine Tiefe von wenigstens 8 bis 10 Fuß haben.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Dinstag den 5. Februar 1833 wurde die Reprise „Johann von Wieselburg" mit ganz neuer Besetzung gegeben.

Referent, welchem diese alte Piece schon seit mehr als einem Jahrzehend, durch die Vorstellungen im Josephstädter- und Leopoldstadttheater, bey verschiedenartigen Besetzungen, sattsam bekannt ist, muß gestehen, daß er sich über die gegenwärtige Darstellung wohl im Einzelnen, aber nicht im Allgemeinen, mit dem erwünschten Lobe äußern könne. Goethe's Wahlspruch: Lob und Tadel müsse seyn, welchen selbst unsere größten Dichterheroen beherzigten, war stets unser besonderes Augenmerk, denn eine parteylose gründliche Kritik zeigt den Weg zur Vervollkommnung. — Hr. Ziegler (aus Wien), welcher in der Titelrolle als engagirtes Mitglied auftrat, lieferte in seiner Darstellung ein Gemählde mit gelungenen Einzelnheiten; auf richtige Aussprache und Körperhaltung muß noch einige Sorgfalt verwendet werden. Da er im Besitze einer guten Stimme und entsprechenden theatralischen Gestalt ist, so dürfte er in Hinkunft bey manchen Parten, für diese Bühne verwendbar werden. Er trug einige Arien verdienstvoll vor, und erwarb sich allgemeinen Beyfall. Mad. Rohrbeck (Wirthinn) war in ihrem Spiele sehr launig, besonders in der Scene mit Hrn. Fermier im 2. Acte war ihre Darstellung verdienstlich. Dlle. Herbst (Rosine) trug ihre Gesangstücke allerliebst vor, wofür rauschender Beyfall und die Ehre des Hervorrufens ihr Lohn war. Dlle. Jäger (Jokey) wußte sich ebenfalls in dem Vortrage ihrer Romanze bemerkbar zu machen. Hr. Fermier (Istvän Görgés) zeigte, wie in allen Rollen seines Faches, wahrhaftes Naturspiel. Hr. Schuster Jgn. (Hausknecht) schien uns für diese Rolle nicht sonderlich geeignet, spielte jedoch mit seinem gewohnten Fleiße. Die HH. Scutta (Hieronymus) und Kemetner (Hühnerkrämer) thaten ihr Möglichstes. Die Dlles. Jäger und Herbst wie Hr. Ziegler wurden gerufen. —

Am 7. d. M. hatten wir durch die Aufführung des einactigen Lustspieles: „Das Häuschen in der Aue" einen weit höheren Genuß. Hr. Lang (Franz), welcher in den Verkleidungsscenen Vorzügliches leistete, zeigte uns das Gelungenste der Dialektik. Hr. Lang hat sich jederzeit als einen denkenden, gewandten, vielseitig verwendbaren Schauspieler bewiesen; die verschiedenartigsten Rollenfächer versteht er mit Gewandtheit und Einsicht aufzufassen und ins Leben zu gestalten. Hr. Tomaselli als Gärtner Grasgrün sprach ungemein an. Die Rauschscene spielte er mit solchen, der Natur abgelauschten Zügen, sein Mienenspiel und das Ganze seiner schwankenden Haltung war dabey so originell und komisch, daß ihm der gerechteste Applaus zuerkannt wurde. Mad. Scutta (Fr. v. Birken) gab ihre Rolle mit dem entsprechenden Gefühle. Die HH. Kemetner und Fenzl Mich. waren in ihren Fächern recht wirksam.

Joh. Nep. Hraßnigg.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden.

Unter allen, seit langer Zeit hier gegebenen Vorstellungen hat sich keine eines so ausgezeichneten, ja fast stürmischen Beyfalls erfreuen dürfen, als „der Mann mit der eisernen Maske," der am 17. Januar zum ersten Mahl auf der Bühne erschien, und am 20. bey überfülltem Hause sich abermahls zeigte. Dafür steht er aber auch vielleicht einzig in der Geschichte, denn wäre er etwa nur ein „Mann mit der eisernen Stirn," so hat es davon zu jeder Zeit Exemplare genug gegeben, und in der unsrigen ist die Anzahl derselben gewiß größer als jemahls; Beyspiele — vergesse ich: sie sind gäßig. — Es wäre thöricht, über den Werth dieses Stückes sprechen zu wollen, der eigentlich nur in der geschickten Zusammenstellung effectvoller Momente besteht, — die, weil sie ein noch immer nicht ganz enthülltes geschichtliches Räthsel als Stoff behandeln, allerdings ein größeres und allgemeineres Interesse als andere ähnliche Producte der Art erregen. Wenn daher der bessere Geschmack des hiesigen Publicums deßhalb einerseits zu bezweifeln wäre, — was jedoch durchaus nicht der Fall seyn kann, da die classischen Meisterwerke unserer berühmtesten Dichter nirgend mit so vieler Theilnahme gesehen werden als hier, — so ist dieser andererseits durch die vollendete Darstellung der hiesigen Künstler so vollkommen gerechtfertigt, daß Jeder, auch der strengste Kritiker, das Schauspielhaus mit Befriedigung verließ, und gern die Mängel des Stückes über dem Vergnügen vergaß, welches die Aufführung gewährte. — Gern möchte ich mit gleicher Anerkennung von der Oper sprechen, welcher ich am 22. Januar beyzuwohnen eilte; allein nachdem ich beynahe vier Wochen auf das Wiedererscheinen der Mad. Schröder-Devrient gehofft hatte, welche, — wie man sagte, seit dieser ganzen Zeit an einer Heiserkeit gelitten haben sollte, — und mich, voll Begierde, die gefeyerte Sängerinn endlich in ihrer Glanzparthie, — dem „Fidelio" — zu hören, in das Schauspielhaus drängte, hat sie uns, — nähmlich dem Publicum und mir, — im strengsten Sinne des Wortes genommen, — etwas vorgehustet. — Vom Anbeginne der Oper bis zu deren Schluß wandelte Mad. Schröder-Devrient, mit dem Schnupftuch vor dem Munde, hustend auf der Bühne umher! — Während ihre armen verlassenen Collegen sich anstrengten, ihr singend entweder ihre Liebe zu versichern, oder die schrecklichsten Geheimnisse zu vertrauen, stand sie im Hintergrunde und hustete Liebe und Vertrauen wie Spreu in den Wind! — Hustend erkannte sie ihren Gemahl im Kerker, eben so lag sie an seiner Brust, — indeß er das nun folgende Duett mit ihr so gut als allein sang; so war es denn kein Wunder, daß unser Publicum endlich Lust bekam mit zu husten, wie man ja zuweilen unwillkührlich mit lachen muß, wenn man es von Andern hört, — und daß es das Schauspielhaus höchst unbefriedigt verließ, weil es die Leiden der sonst so klangreichen Brust wider Willen mit empfinden mußte. Neu, und mit mehr oder weniger Beyfall aufgenommen waren im Monathe Januar noch: „Kaiser Maximilians Brautzug" von Deinhardstein; „der Hausirer," Oper; „Malvina," Schauspiel in zwey Acten, aus dem Französischen von Th. Hell, und „der Gang ins Irrenhaus." — Ob die uns verheißenen Opern: „Robert der Teufel," und „des Falkners Braut" noch vor dem bald eintretenden Urlaub der Mad. Schröder-Devrient zur Aufführung kommen werden? — steht zu hoffen, aber es ist kaum zu erwarten! — Von Anderem gibt es nicht viel zu berichten. Das gesellschaftliche Leben findet man hier noch stiller als sonst; — ich aber finde, daß es hier äußerst still ist.

— ° °.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Nik. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Nº 1.

Vol. III.

Saturday, 4th January 1868.

Price 1d.

The Mahratta Country.

The Mahratta country is that which is inhabited by the Mahratta people, and which is bounded on the north by the Satpura range of mountains, on the south by the Tungabhadra river, on the east by the Wardha river, and on the west by the Arabian Sea. It is divided into the Konkan, the Deccan, and the Carnatic. The Konkan is the narrow strip of land between the Western Ghats and the sea. The Deccan is the table-land above the Ghats. The Carnatic is the country south of the Tungabhadra.

The Mahratta people are a brave and warlike race. They are descended from the ancient Kshatriya tribes who settled in the Deccan in the early centuries of the Christian era. They speak the Mahratta language, which is one of the Indo-Aryan group of languages. They are Hindus by religion, and worship Shiva and Vishnu and their many incarnations.

The Mahratta country is rich in minerals. It contains iron, copper, lead, and gold. It is also rich in forests, which yield teak, sandalwood, and many other valuable trees. The soil is fertile, and produces wheat, rice, cotton, sugar-cane, and many other crops.

The Mahratta people have a long history. They rose to power in the seventeenth century under the great leader Shivaji, who founded the Mahratta kingdom. After his death the kingdom was divided among his descendants and his ministers, who became the Peshwas. The Peshwas ruled from Poona, and extended the Mahratta power over a great part of India. They were defeated by the British in the Third Mahratta War, and their territories were annexed to the British Empire.

Onkel?“ „Ich meine nicht, Julius, ich weiß es, weiß es gewiß, ich bin um kein Jota von Hippokrates abgewichen. Durch den Sturz iſt bey dir das kleine Gehirn erſchüttert worden, und in Folge deſſen iſt die Gehirnhaut in krankhafte Thätigkeit gerathen. Und weißt du wohl, wie ich dich traf? Puls ſehr beſchleunigt, Blick ſtarr, Delirium. Daher zur Ableitung ein Pflaſter auf — “ — „O Onkel, ſtille davon, und ſagen Sie es keinem Menſchen.“ — „Das Pflaſter leitet ab, es gehet beſſer darauf; das Delirium hält indeſſen noch an; darum den kühlenden Trank.“ — „O ja, Onkel.“ — „Du ſchläfſt ruhig darauf.“ — „Herrlich habe ich geſchlafen, Onkel!“ — „Ganz wie vorhergeſagt, wie es prophezeyt war: von nach Mitternacht bis zehn Uhr Morgens; und nun biſt du in der Reconvalescenz.“ — „Geſund bin ich.“ — „Nein, nein, vor einem Recidiv haben wir uns ſehr zu hüten. Du verhältſt dich ruhig und ich verordne dir noch etwas. Vor Allem Ruhe, und arbeite heute nicht; verſprich es mir.“ — „Ganz gewiß nicht.“

Kaum war er fort, ſo machte ich mich über den Folianten her; aber da war ich in einer neuen, nicht geringen Verlegenheit. Das Buch hatte zweytauſend Seiten, und in der Eile hatte ich vergeſſen, die Stelle, welche mich intereſſirte, zu bezeichnen. In dieſem Labyrinth ſollte ich ſuchen! Ein Gedanke darin, ein Wort vielleicht fiel ihr auf, und dieſes Wort ſoll ich aus einer Million Worte herausfinden! Aber unwiderſtehlich war mein Drang, es herauszubringen; es war mir nicht anders, als hinge mein Schickſal daran. Ich machte mich ans Werk; wie emſig ſtudierte ich! Hätte mich der Onkel geſehen, oder nur mein Profeſſor, er hätte geſagt: „Nicht zu hitzig, junger Mann! allzuviel iſt ungeſund.“ Es war eine alte Chronikſammlung, Heldenthaten und Liebesgeſchichten, heraldiſcher Wuſt, Pfand- und Kaufbriefe, ein Gemengſel, ganz in des Onkels Geſchmack. Indeſſen fand ich Manches, was auf uns Beyde paſſen konnte, doch nicht mehr und nicht weniger als auf jeden Andern. So war ich etwa zur zweyhundertſten Seite gekommen, da kreiſchte der Stuhl, die Leiter rollte, es wurde ſehr unruhig in des Onkels Zimmer; nichts gewiſſer: während ich unten ſtudierte, verlor er oben ſeine Zeit mit Suchen. Da kam mir ein Gedanke, und ich ging hinauf zu ihm.

Der Onkel war wirklich in der ſchrecklichſten Unruhe wegen ſeines Buches und lief ſuchend von einer Ecke in die andere. „Geſtohlen, Julius! Es iſt weg! Das Buch iſt unſchätzbar, gar nicht mehr zu bekommen, und ich war auf dem Puncte, die Stelle lag vor mir — jetzt iſt meine Autorität zum Henker! O Libanius! du ſollſt alſo Recht behalten!“ — „Unmöglich! Da muß man — wie — und wo war denn die Stelle im Buche, Onkel?“ — „Weiß ich's? Drey Jahre ſich mit der Bulle quälen, und am Ende Alles zu Waſſer werden ſehen!“ — „Bulle? was für eine?“ — „Unigenitus!“ — „Unigenitus? das iſt wirklich ſchauerlich, und was ſtand denn an der Stelle?“ — „Die Bulle war citirt mit einem Varianten, der ſonſt nirgends vorkommt.“ — „Sonſt nichts?“ — So meinſt du, dieß ſey nicht genug? Ich gäbe alles in der Welt um die Seite! Aber das Buch muß her,“ fuhr er fort; „nur Ein Menſch kann mir den Streich geſpielt haben, und ich muß von ihr herausbringen, wer der Kerl iſt, der Folianten ſtiehlt; fort!“ und der gute Onkel ſetzte ſeine Perrücke und den kleinen dreyeckigen Hut auf, nahm ſein altes Rohr und ging.

(Der Beſchluß folgt.)

Gruß in die Ferne.

Wenn dem Pilger Menſch hienieden
Wird das große Glück beſchieden
In dem regen Weltgewühl,
Sein zu nennen eine Seele,
Die mit Lieb' und ohne Hehle
Heiß erwiedert ſein Gefühl:

Tritt, damit nicht hier auf Erden
Ihm des Himmels Freuden werden,
Schonungslos das Schickſal her,
Trennt die feſtgeſchlung'nen Bande,
Wirft in weit entfernte Lande,
Spricht das Machtwort: „Nimmermehr!“

Auch mir Pilger auf der Reiſe
Ging es ſo auf dieſe Weiſe:
Schickſal ſprach das Donnerwort,
Und der Glanz von meinem Leben,
Meines Daſeyns heißes Streben —
Schwand in weite Ferne fort.

Berg' und Ströme dich entrücken
Meiner Sehnſucht heißen Blicken,
Mädchen! holdes Engelsbild!
Fortgebannt in weite Ferne,
Such' vergebens ich die Sterne,
Die mir ſtrahlten treu und mild.

Muß der äuſ're Sinn erlahmen
In des Daſeyns engem Rahmen,
Macht verſtärkt der inn're auf;
Richtet nun mit ſchnellen Tritten,
Rings von Außen abgeſchnitten,
Tief nach Innen ſeinen Lauf.

Und hier iſt's, wo dich erblicken,
Wo an's Herz dich innig drücken
Ich auf Erden kann und darf,
Wo, gedenk vergang'ner Tage,
Schmerzlich tönen darf die Klage
In den Saiten meiner Harf'.

Soll' in Lüften hingetragen
Bringen eine dieser Klagen
Dir Zephyr mit leichtem Fuß,
Traure nicht, geliebte Schöne!
Ob der fernen Klagetöne, —
Denk', es sey des Freundes Gruß.

Leopold Clappert.

Das Album einer französischen Dame.

Es hat einen eigenen Reiz, Fremde über unsere Vaterstadt sprechen zu hören. Ungeachtet nicht jeder das Talent hat, scharf und richtig zu sehen, über das Vortreffliche entzückt zu seyn und das Mangelhafte klar zu erkennen, so wird man doch selten auf geradezu Unrichtiges stoßen, und wenigstens jene Abgestumpftheit der Eindrücke nicht finden, welche die alte Begleiterinn gewohnter Erscheinungen ist. Wer sich daher einbildet aus dem livre des cent-et-un tiefe Einblicke in die Physiognomik von Paris zu thun, dem geht es wie einem Fremden, dem man in der kleinen Stadt das neugebaute Haus des Bürgermeisters als Merkwürdigkeit zeigt, aber die alte gothische Kirche und das architektonisch merkwürdige Rathhaus, als längst bekannte Sachen, bewundern zu lassen vergißt.

Die Franzosen kommen sich jedoch selbst zu Hülfe, um den ersten, man möchte sagen, jungfräulichen Eindruck sich zu bewahren, sie legen dazu Sammlungen an, denen sie den französischen Nahmen Album, Stammbuch, geben, die sich aber zu unsern deutschen Stammbüchern verhalten wie ein gezeichneter Stammbaum zu einer Familiengemälde-Gallerie. Besonders haben die französischen Damen ein Geschick, ein Album auf eine geistreiche Art auszustatten. August Lewald, in seinem neuesten sehr empfehlungswerthen Werke *), gibt uns einen Einblick in das Album einer vornehmen französischen Dame, welches sich freylich nur in dem engen Kreise eines gewöhnlichen Familienlebens bewegt, aber durch seine Anordnung, schon in der bloßen Beschreibung desselben, ein nicht abzuweisendes Interesse hat.

„Der Bediente," erzählt Lewald, „ein stämmiger Mann, erschien aus dem Boudoir der Dame, das Album auf beyden Armen, und trug daran mit großer Anstrengung. Es hatte den Umfang eines starken Folianten, etwa wie der „Weis-Kunig," oder die Londoner Folio-Ausgabe von Shakespeare, und war in braunem, gepreßten Leder, mit Verzierungen à la mosaïque gebunden. Ein bedeutendes Vorhängeschloß von Bronze öffnete der kleine Schlüssel an der Busenkette der Dame, und der Schatz lag geöffnet vor unsern Augen."

„Es war ein geheimes Archiv meiner Freundinn. Von der ehrwürdigen Locke ihres Vaters, bis zum letzten Stelldichein ihres Ungetreuen, von dem Blümchen von dem Grabe ihrer Mutter, bis zu der Myrthenknospe aus ihrem Brautkranze. Hier lagen sie alle neben einander, die stummen Zeugen ihrer Leiden und Freuden; sie hatten sie einst aufjauchzen, verzweifeln sehen, jetzt konnten sie, wenn auch nicht gleichgültig, doch nur von einem Schatten der Aufregung begleitet, gemustert werden, und selbst die unangenehmsten Gefühle von ehemahls erhielten in der Erinnerung einen Reiz."

„Solch ein Album ist gewiß für den Besitzer ein Buch von höchstem Interesse. Es ist ein herbarium vivum, gepflückt auf dem Lebenswege, bezeichnende Überschriften zu den Capiteln unserer eigenen Denkwürdigkeiten. Welche Erfahrungen haben wir aus diesem Buche gezogen, wo ist eines, dessen Inhalt belehrender für uns gewesen wäre?"

„Gehen wir einmahl die einzelnen Abtheilungen durch."

„Zuerst: Frühling der Kindheit. Die Locke des Vaters, der Taufschein, Schulzeugnisse und Preise, das Blatterimpfungsattest, ein Briefwechsel mit einer jungen Freundinn unter Aufsicht der Gouvernante, ein gutgemeintes Gedicht bey Gelegenheit der Confirmation, ein Kreuzchen, das die ältere früh hinübergeschlummerte Schwester am Halse trug, eine vertrocknete Blume aus einem Ährenkranze vom Erntefest aus dem väterlichen Gut. Die Idylle ist zu Ende, und das Drama beginnt unmittelbar. Die Abtheilung ist für immer geschlossen, keine leeren Blätter zwischen der ersten und zweyten — die Kindheit ist zu Ende — hier wird nichts mehr nachgetragen."

„Zweyte Abtheilung: Sommer der Liebe. O der inhaltschweren Blätter! Wie sie so friedlich neben einander ruhen, die trockenen Blumen, die vergelbten Papierstreifen, die bleichen Porträts in unmodernen Trachten, die unscheinbaren Schleifen und Ringe und Spielereyen — wie todt und kalt das Alles uns anschaut, das uns einst: „„vergöttern oder das Herz zerreißen konnte!""

„Dritte Abtheilung: Herbst der Ehe. Zuerst das ernste Gesicht des Gatten in dem gestickten Kleide seiner Würde, die Hochzeitgedichte von Freunden, interessante Visitenkarten, kleine Kupfer aus der sächsischen Schweiz, gesammelt auf einer Reise in den Flit-

*) Album aus Paris. Von August Lewald. Hamburg 1832. Verlag von Hoffmann und Campe.

terwochen, Miniaturen der beyden ersten Kinder, eine weißliche Locke mit der Unterschrift: Solch Haar hatte Julius, da er ein Jahr alt war; Briefwechsel mit ausgezeichneten Männern und Frauen."

Es wäre für einen Schriftsteller eine nicht undankbare Aufgabe, das Album einer allgemein bekannten interessanten Person zu fingiren.

Das schon erwähnte Album Lewald's enthält eine Reihe sehr treffend gezeichneter Bilder aus Paris; in ihnen ist der frische Eindruck unverkennbar, aus dem sie hervorgegangen sind, weßhalb sie durch lebendige Farbe ansprechen.

Auflösung

der dreysylbigen Charade im vorigen Blatte:

Eifersucht.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Josephstadt). Auf dieser Bühne sahen wir eine für Wien neue Oper: „Anna Bolena," von Donizetti. Das Libretto ist nicht übel, für den Componisten sehr passend. Donizetti ist Rossinianer mit Leib und Seele, wenig Charakteristik, aber viel Melodie und Pikantes, obschon nicht immer neu. Nur durch gewisse Momente taucht er zuweilen aus dem Schwalle der Nachahmer des Pesareser hervor, um gleich wieder darin zu versinken. Ihm fehlt nicht das Talent, auch nicht Erkenntniß des Wahren, aber der Muth, eifrig und fest, wie Bellini, darnach zu ringen. Charakteristik fehlt beynahe durchgängig auch in dieser Oper. Doch ist viel Verdienstliches, hübsche Polonaischen und Arietten, die Instrumentirung leicht und gefällig. Tüchtigere Nummern sind das Duett zwischen Percy und Anna, das Finale des ersten Actes, ein Duett zwischen Anna und Seymour, ein Terzett zwischen Heinrich, Percy und Anna und die letzte grosse Scene Anna's. Übrigens werden wohl auch die andern pikanten Gesangstücke sich zu Concertpferden erheben, worauf gewaltig paradirt werden wird. Die Darstellung war im Ganzen fleißig und gelungen. Dlle. Sabine Heinefetter war in der Titelrolle grossartig und vollendet. So sollte jede Sängerinn seyn, von Leidenschaft erglühend; so sollte der Geist belebend den Gesang durchzittern wie ein Koloß, kurz, so sollen die Musen sich verschwistern. Man hat sich in Lobhudeleyen so erschöpft, daß nur die einfache Rede würdig lobend erscheinen kann, und weiß die Künstlerinn sie zu schätzen, so wird sie Floskeln leicht entbehren. Wenn ihr Feuer gemildert, ihre Kraft mehr geregelt wird, so glänzt sie, eine deutsche Pasta, an dem Horizonte der musicalischen Tragödie. — Dlle. Seyatta theilte die Begeisterung, und ihre Scene mit Anna war ein schönes Product derselben. Minder gelungen war die Consonanz des Duettes. Hr. Demmer sang schön und gefühlvoll. Schade, daß er die schöne Arie in G (Di veder la tua costanza) wegließ, und die zweyte in C ihm zu hoch lag, weil sein Falset noch vollendeterer Ausbildung bedarf. Hr. Pöck war brav, doch etwas — kalt. Dlle. Kratky und Hr. Emminger sind lobenswerth. Die Ausstattung war glänzend, der liberalen Direction würdig. — g. —

Concert der Dlle. Fanny Sallamon.

Dlle. Fanny Sallamon spielte in dem, von ihr am 5. d. M. veranstalteten Concerte ein grosses Concert von Beethoven, mit einer von Thalberg dazu componirten Cadenz, und brillante Variationen über einen englischen Marsch, von Czerny.

Der Dilettantismus steht in Wien, besonders was das Pianoforte betrifft, bey dem zarten Geschlechte auf einer solchen Stufe der Vollkommenheit, daß er sich von der ausübenden Kunst nur dem Nahmen nach unterscheidet. Man gedenke nur einer Josephine Eder, Louise Winkler v. Forajest, Friederike Bäuerle, Benesch u. s. w., und man wird über die gediegene Schule und den Ausdruck ihres Spieles in gerechtes Staunen versetzt. Wollte man die Tondichtungen mit andern Gedichten vergleichen, so könnte man sagen, es herrsche derselbe Unterschied zwischen gewöhnlichem Spiele und Vortrage, als zwischen Lesen und Declamiren. Wer uns ein Gedicht liest, jedes Wort richtig ausspricht, jede Interpunction andeutet und jede Pause beobachtet, läßt ohne das Etwas, das aus der Seele aufklingt und sich durch die Lippen bey dem Aussprechen der Worte Bahn bricht, kalt; eben so verhält es sich mit dem Vortrage eines Tonwerkes; nicht die mechanische Fertigkeit und Präcision allein, sondern das Etwas, das im Gemüthe ertönt, durch die Finger zauberisch in die Tasten eilt, und aus ihnen emporschallt: dieß Declamiren der Musik erhebt das Spiel zum Kunstwerk. Daß ein künstlerisches Auffassen der Composition, ein Eindringen in den Geist des Tonsetzers, und eine vorausgegangene ideale Gestaltung zu dieser äußern Formgebung gehören, versteht sich von selbst. Dieß sind aber, wie uns jede Ästhetik lehrt, die Attribute, ja vielmehr die bedingenden Basen der Kunst, und somit darf man keiner Dilettantinn, welche diese Eigenschaften inne hat, den Nahmen: Künstlerinn, vorenthalten. Wir wollen die Anwendung auf unsere Concertgeberinn machen, und durch die Angabe, daß sie Beethoven's begeisternde Composition so in ihrem Innern aufnahm, gestaltete, und vortrug, daß kein Faden dieses ungeheueren, schön verschlungenen Gewebes verloren ging, und daß des Zuhörers Gemüth, ganz von derselben erfüllt, Rührung beym Adagio, Aufheiterung beym Scherzo; kurz, jede homogene Empfindung in sich aufsprossen sah, unser Urtheil erschöpfen. — Dasselbe gilt von den Variationen am Schlusse, welche ihre Bravour im Allgemeinen, den hohen Grad der Gleichheit der Töne, das schöne Verklingen derselben und ihre wundervolle Macht im crescendo und decrescendo zur klaren Anschauung brachten. Die Künstlerinn erntete lebhaften Beyfall nach jeder Pause, und wurde dreymahl allgemein gerufen. Im ersten Intervalle sang Hr. Randhartinger das Lied „Wohin?" von Schubert, welches jedoch, der auch durch den schönen Gesang nicht zu beseitigenden Monotonie halber, nicht erwärmte. Im zweyten hörten wir Variationen für das Violoncell, vorgetragen von Hrn. Hartinger. Man erkannte sogleich des trefflichen Meisters Merk Schule und Manier in Hrn. Hartinger's Spiele bis zu dem Grade gereift, daß er des Beyfalls gewiß ist. Reinheit, Präcision, Eleganz und Gefühl zeichnen es vorherrschend aus, und sichern ihm und jedem Schüler des genannten Lehrers, bey eigenem Talente, wie es hier der Fall ist, und fortgesetztem Studium, einen glänzenden Erfolg. Das Orchester hielt sich bey der Durchführung der Ouverture von Beethoven und bey den Begleitungen im schönen richtigen Einklange. Der Saal war nur halb voll. — Joh. Nep. Hofzinser.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mod. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1103.

Erscheint jeden Sonntag. Preis 10 Pfg.

Der Bergmann

Illustrirte Wochenschrift für Bergleute, Hüttenleute, Maschinisten, Steiger, Ingenieure, Techniker, Berg- und Hüttenbeamte.

Zum Beginn.

Wenn ein Bergmann, der sein Leben lang in Schacht und Stollen gearbeitet hat, sich zum Schreiben hinsetzt, um seine Erfahrungen und Ansichten niederzulegen, so ist das ein Ereigniß, das nicht alltäglich ist. Und wenn dieser Bergmann dann noch Jahrzehnte lang Zeitungen redigirt hat, so ist es ein Ereigniß, das nicht nur nicht alltäglich ist, sondern das sich auch nicht oft wiederholt.

Ich bin dieser Bergmann, und ich habe mich zum Schreiben hingesetzt, um meine Erfahrungen und Ansichten niederzulegen. Ich habe Jahrzehnte lang Zeitungen redigirt, und ich habe mich zum Schreiben hingesetzt, um meine Erfahrungen und Ansichten niederzulegen.

Ich habe mich zum Schreiben hingesetzt, um meine Erfahrungen und Ansichten niederzulegen. Ich habe Jahrzehnte lang Zeitungen redigirt, und ich habe mich zum Schreiben hingesetzt, um meine Erfahrungen und Ansichten niederzulegen.

Ich habe mich zum Schreiben hingesetzt, um meine Erfahrungen und Ansichten niederzulegen. Ich habe Jahrzehnte lang Zeitungen redigirt, und ich habe mich zum Schreiben hingesetzt, um meine Erfahrungen und Ansichten niederzulegen.

Ich habe mich zum Schreiben hingesetzt, um meine Erfahrungen und Ansichten niederzulegen. Ich habe Jahrzehnte lang Zeitungen redigirt, und ich habe mich zum Schreiben hingesetzt, um meine Erfahrungen und Ansichten niederzulegen.

Ich habe mich zum Schreiben hingesetzt, um meine Erfahrungen und Ansichten niederzulegen. Ich habe Jahrzehnte lang Zeitungen redigirt, und ich habe mich zum Schreiben hingesetzt, um meine Erfahrungen und Ansichten niederzulegen.

Ich habe mich zum Schreiben hingesetzt, um meine Erfahrungen und Ansichten niederzulegen. Ich habe Jahrzehnte lang Zeitungen redigirt, und ich habe mich zum Schreiben hingesetzt, um meine Erfahrungen und Ansichten niederzulegen.

und aus ihrem Geſpräch mit dem Onkel ging ja auch hervor, daß ich ihr am Fenſter aufgefallen war. So hatten wir uns verſtanden, ſo war ich alſo tauſendmahl weiter, als ich gemeint, und konnte dem Zuge meines Herzens folgen; war ja doch die Hauptſchwierigkeit, der erſte Schritt, beſeitigt.

Vor allem ſchrieb ich mir die theuern Zeilen genau ab; dann ſchlug mir das Gewiſſen wegen der Unruhe, die ich dem Onkel verurſacht; ich trug, ſo lange er noch fort war, das Buch hinauf und ſteckte es zwiſchen andere hinein, ſo daß er glauben konnte, er habe es ſelbſt verlegt. Ich ſchloß mich nun in mein Zimmer ein, um ungeſtört meinen Gedanken nachhängen zu können, in deren Geſellſchaft ich mich jetzt ſo glücklich fühlte. Tauſendmahl ließ ich das Erlebte an mir vorübergehen und ſuchte ihm immer wieder eine neue Seite abzugewinnen; endlich hatte ich genug, ließ das Vergangene liegen und dachte an die Zukunft; denn Vereinigung mit ihr war von nun an mein einziges Lebensziel.

Ich war zwanzig Jahr alt, Student, ohne Vermögen, ohne weitere Ausſicht, als was ich von der Güte meines Onkels zu erwarten hatte; aber alle Schwierigkeiten ebneten ſich; ließ es mir doch der hohe Muth, den das erſte mächtige Liebesgefühl einflößt, an tauſend Hülfsmitteln nicht fehlen. Reger Ehrgeiz, ein unbeſtimmtes Verlangen nach Ruhm und Auszeichnung erhoben mich in meinen eigenen Augen und machten mich meiner Geliebten würdig; ich reichte ihr endlich die Hand und both ihr damit ein ihrer würdiges Loos. Dann kam es mir aber wieder vor, wie weit entfernt ich noch von dieſem glänzenden Ziele ſey, und dann wünſchte ich, ſie möchte recht arm, verlaſſen, ohne Familie ſeyn, ſo daß ihr die Verbindung mit mir auf jeden Fall willkommen ſeyn müßte; die verächtliche Miene des Portiers fiel mir wieder ein und war mein einziger Troſt.

Es war Sonntag; die Glocken riefen die Andächtigen in die Nachmittagskirche, und der feyerliche Klang goß Ruhe in mein Herz. Nicht lange, ſo verwob ſich der Kirchengeſang und der Orgelton mit meinen Träumen, und endlich war ich unter den Andächtigen, die Geliebte an meiner Seite, glücklich, ſelig; wir ſahen mit einander in dasſelbe Buch, ich fühlte ihren Athem an meiner Wange; ungetrübtes Glück war unſer Loos in dieſer, unſer Beyder Hoffnung in jener Welt. — Aber eine Jüdinn — daran hatte ich früher nicht gedacht!

Ich bin ſeitdem längſt wieder auf die Erde niedergekommen, und Verſtand und Vernunft, die ſtrengen Lehrmeiſter, haben mich mit der Wirklichkeit nur gar zu gut bekannt gemacht. Mit allem, was ſie mich lehrten, brachten ſie mir keinen Genuß, auch nur einen Augenblick, wie ihn jene himmliſchen Gefühle gewährten. Warum ſind dieſe Stunden ſo kurz! warum kehren ſie nimmer wieder!

Wie ſie hieß, wo ſie wohnte, in der ich jetzt einzig lebte, ich wußte es nicht, und harrte ſo am Montag mit wachſender Ungeduld der Stunde, wo ſie gewöhnlich erſchien; ſie kam nicht. Dienſtag, Mittwoch vergingen; ſie kam immer nicht. Ich erfuhr, der Kranke, den ſie gepflegt, ſey ſeit zwey Tagen geſtorben. Am Freytag war ich eben beym Onkel, da brachte ein Unbekannter ein Packet. „Mach' auf, Julius," ſagte der Onkel. Ich öffnete es: das in Saffian gebundene Buch war darin. Auf dem innern Umſchlag ſtanden die Worte: „Wenn ich ſterbe, ſoll man dieſes Buch Herrn Doctor *** zurückgeben, von dem ich es habe." Weiter unten ſtand: „Will der Herr Doctor mir eine Freude machen, ſo gibt er es ſeinem Neffen zum Andenken an das Mädchen, das er in der Bibliothek geſehen hat."

„Wenn ſie ſtirbt!" rief ich; „ſie! ſterben!" — „Das arme Kind!" ſagte der Onkel; „was mag ihr wohl zugeſtoßen ſeyn!" — „Wo wohnt ſie, Onkel?" — „Komm, wir wollen mit einander nach ihr ſehen." Im Augenblick waren wir auf dem Wege; es regnete, die Straße war faſt ganz leer; als wir um eine Ecke wandten, ſahen wir einige Leute; der Onkel hielt an. „Was iſt's?" fragte ich; „gehen wir nicht weiter?" — „Armer Julius, es iſt zu ſpät!" Eben wurde ſie begraben; vor zwey Tagen war ſie an den Pocken geſtorben.

Gleich den andern Tag nahm ich meine Beſchäftigung am Fenſter wieder auf; aber wie öde, wie ſchal war die Welt! wie voll mein Herz und wie leer! Mein einziger Freund, meine einzige Geſellſchaft war das kleine Buch, und hatte ich jene Zeilen geleſen, ſo ſchnürte mir die Wehmuth die Bruſt zuſammen, bis die Thränen floſſen, dann war mir leichter. Doch ich hatte noch einen Freund, den Onkel. Ich ſagte ihm alles, und fand in ſeinem Herzen nur Nachſicht und Güte. Er nahm innigen Antheil an meiner Trauer, ohne ſie wohl ganz zu verſtehen, und wenn ich Abends ſo düſter war, rückte er ſeinen Stuhl neben den meinigen, und ſo ſaßen wir ſchweigend da, und dachten Beyde an ſie; da ſagte er dann wohl, der gute, liebe Mann: „Ein ſo verſtändiges Kind — und ſo hübſch! — und ſo jung!" und ich ſah eine Thräne in den grauen Augenwimpern glänzen. — Guter Alter! längſt biſt du

nicht mehr, aber dein liebes Bild verwebt ſich mit meinen ſüßeſten Erinnerungen und läßt, wenn ich meiner Jugend gedenke, kein bitteres Gefühl in mir aufſteigen als Wehmuth!

Die Zeit, die größte Tröſterinn, war mir hülfreich: ich fand die Ruhe wieder, fand andere Freunde — ſolche nie mehr; mit ihnen ſagte ich der Jugend Lebewohl. —

Der Eisgang der Düna.

Die Düna gehört da, wo ihre Mündung iſt, zu den breiteſten Strömen Europa's. Ihre Fläche beträgt bey Riga ziemlich eine deutſche Meile. Je kälter nun dort der Winter, je dicker alſo ihre Eisdecke iſt, je ſchneller dieſe im Frühjahr gehoben wird, deſto gefährlicher iſt auch alle Jahre daſelbſt der Eisgang. Alle Jahre leſen wir ſchon von der Newa den Tag bezeichnet, wann ihr Eis fortging, allein viel wichtiger iſt dieſer Augenblick für die Stadt Riga, indem die Düna gewöhnlich zuletzt, aber darum auch um ſo ſchneller und ungeſtümer aufgeht. Man ſah ſie ſchon binnen einigen Minuten wohl 50 Meilen hinauf brechen. Kommt nun das Waſſer aus allen kleineren Strömen dazu, die ſich in ſie ergießen, und treibt die Strömung in der Oſtſee das abfließende Eis wieder unglücklicherweiſe in die Mündung zurück, ſo entſteht die furchtbarſte Überſchwemmung, und ſo hoch auch die Dämme und Wälle der Stadt Riga ſind, ſo fehlte doch bisweilen nur eine Kleinigkeit, und ſie wären überſtiegen worden. Indeſſen die Stadt Riga fürchtet ſich davor, eben ihrer hohen Wälle wegen, nicht. — Wenn der Eisgang zu erwarten iſt, werden die Stadtthore mit Miſt verſchüttet und die Kellerhälſe zugemauert. Nur die Gegend umher leidet und iſt bald darauf ein weites Meer, auf dem man in den ſchrecklicheren Jahren der Art ganze Häuſer mit ihren überraſchten, jammernden Bewohnern der offenen See rettungslos zuſchwimmen ſah.

Bisweilen kommt der Eisgang ſo ſchnell, daß er einzelne Fußgänger ſelbſt überraſcht; ſie ſind dann unwiederbringlich verloren. Die größte Gefahr laufen hiebey immer die Holzhändler und ihre Aufſeher. Die Erſteren haben ihre zahlloſen Maſten und anderen Hölzer auf den Holmen in der Düna aufgeſpeichert; und obſchon dieſe Speicher an Bäume und Pfähle mit Tauen und Ketten angelegt ſind, ſo reißt ſie doch öfter die Fluth mit ſich fort. Dieß geſchah 1771, 1783, 1785 und 1795. Ihre Aufſeher wohnen auf dieſen Holmen und ſind dann gewöhnlich ganz verloren. Vom Holze führt die See doch manches Stück zurück, wenn ſich der Wind ändert, und ſpült es an den Küſten an, wo es dann zurückgeliefert wird, weil jedes Stück ein Zeichen des Eigenthümers hat.

Alle Gefahren, welche der Eisgang in Deutſchland erzeugen kann, ſind nichts gegen die, welche dort die Düna veranlaßt.

Dem Freunde ins Stammbuch.

Bau' dir ein Monument im Herzen deiner Brüder,—
Den allen reißt nur dieß die Zeit nicht nieder.

Dr. M. Müller.

Gnome.

Feſt, — wo es gilt, ſich ſelbſt bezwingen;
Schnell, — wo es gilt, der Menſchheit Opfer bringen;
Treu, — wo es gilt, der Lieb' und Freundſchaft leben;
Groß, — wo es gilt, dem Feind vergeben!

Dr. M. M.

Das neue Obſervatorium.

Iſaak Newton ging einſt über Land — wie man zu ſagen pflegt, obwohl ſelbſt Hans Nord nicht über Waſſer ging; — da rief ihn ein Schäfer an: „Eilen Sie, Herr, ſonſt wird Ihnen der Regen ein heilloſes Bad bereiten!“ Der Himmel war völlig wolkenfrey, Newton nicht leichtgläubig, er zog alſo ruhig ſeines Weges; kaum aber war eine halbe Stunde vergangen, da mußte er das unfreywillige Bad in reichſter Fülle annehmen. Es iſt doch ſtark, daß ein Hirt ein ſo guter Wetterprophet ſeyn kann! dachte Newton; du wirſt ihn darüber ausholen, denn die Sache iſt etwas werth. Durchnäßt, wie er war, kam er wieder zur Stelle, wo er den Schäfer in ſeiner Hütte fand. „Höre 'mahl, du!“ ſagte Newton; „hier dieſe Guinee ſollſt du haben, wenn du mich unterrichten willſt, wie du mit ſolcher Beſtimmtheit das ſchlechte Wetter vorauswiſſen kannſt!“ — „Recht gern, Herr!“ antwortete der Schäfer. „Merken Sie auf: wenn Sie ſehen, daß mein ſchwarzer Schafbock ſein Hintertheil gegen den Wind dreht, da kommt binnen einer Stunde Regen.“ — „Was?“ erwiederte der Berühmte; „da müßt' ich, um ſchlecht Wetter vorherzuwiſſen, hier ſtehen und warten, bis dein ſchwarzer Bock ſich umdreht?“ — „Ja, werther Herr, anders iſt's nicht!“ — „Hier haſt du die Guinee, aber hohl' der Teufel dein Obſervatorium!“ Dieß ſprechend, ſchritt der Philoſoph verdrießlich von dannen.

Th. Dann.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächſt der Burg.) Am 8. d. M. wurde zum erſten Mahle gegeben: Der erſte Schritt, Luſtſpiel in vier Aufzügen, von Johanna Franul v. Weiſſenthurn.

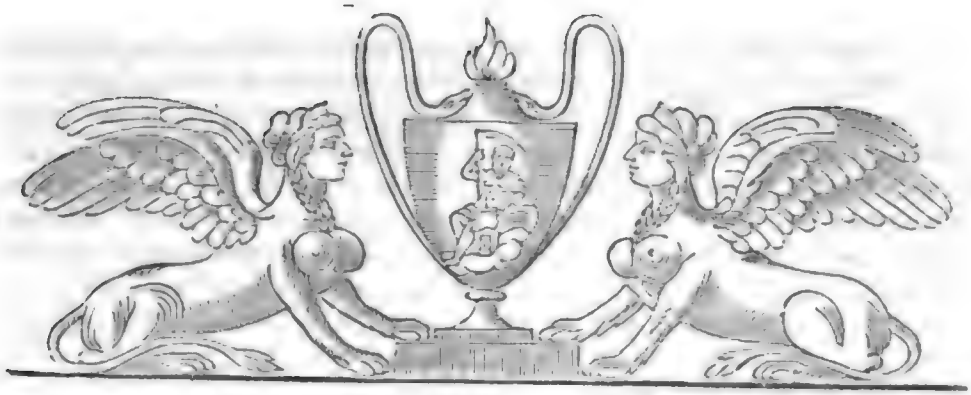
Wir bedauern, dieſe Anzeige mit der Bemerkung beginnen zu müſſen, daß vorſtehendes Luſtſpiel der hochgeachteten Frau Verfaſſerinn weit zurückgeblieben iſt an theatraliſcher Wirkſamkeit hinter den kleinen Luſtſpielen: „Des Mahlers Meiſterſtück,“ und: „Der Brautſchleyer,“ womit ſie das Publicum in letzterer Zeit ſo angenehm beſchenkte. Ohne Zweifel iſt die Wahl des Stoffes eine Haupturſache der minderen Wirkſamkeit. Zwey ſich haſſende Väter und zwey ſich liebende Kinder, mit dem ſich hieraus ergebenden Conflicte, ſind ſo oft Gegenſtand dramatiſcher Behandlung geweſen, daß ſich der Aufgabe wohl kaum mehr eine neue Seite abgewinnen läßt. „Romeo und Julie,“ „die Waffenbrüder“ u. a. m. haben die Idee im Sinne der Tragödie aufgefaßt und behandelt, wohin ſie auch ihrer weſentlichen Natur nach gehört. Auch als Schauſpiel, im ſentimentalen Sinne, wurde der Stoff ſchon glücklich geſtaltet. Frau von Weiſſenthurn hat ihm das Gewand des Luſtſpiels umgehangen, und in dieſem nimmt er ſich aus, wie etwa der Philoſoph auf dem Tanzboden. Der richtige Tact der geiſtreichen Verfaſſerinn hat ſie zwar auch nach dieſer ungünſtigen Wahl nicht verlaſſen, und ſie hat in der Ausführung gerichet und gewendet, ſo viel nur immer möglich, um dem beabſichtigten Ziele, nach eingeſchlagener verfehlter Richtung, auf Nebenwegen wieder zuzulenken. Sie hat dem Luſtſpiele einen ſtarken komiſchen Anſtrich mit Gewalt aufzudringen (was hätte geſchehen müſſen) ſich wohl gehütet, den ernſten Sinn der Aufgabe aber, ſo weit es nur immer anging, gemildert, und ſo auf indirectem Wege die humoriſtiſche Parthie gehoben. Zwey Räthe ſind es: Landrath von Solling und Commerzienrath Donder, die im Haſſe mit einander leben, ohne eigentlichen Grund, nur weil ſich jeder einbildet, des Anderen Beförderung habe immer auf ſeine Unkoſten Statt gefunden. Alle dieſe Motive werden auch wenig detaillirt, was am beſten iſt, da ſie beym Lichte beſehen, unhaltbar ſind, oder wäre ein gegenſeitiger Haß aus tieferem Grunde natürlich, mindeſtens nicht zum Theile das heitere Colorit gewinnen könnten, welches die geehrte Verfaſſerinn für das Luſtſpiel unumgänglich braucht. Frau von Weiſſenthurn, die, wie ſchon oben bemerkt worden, der richtige Tact auch beym verfehlt eingeſchlagenen Wege nicht verläßt, und vielleicht noch beſſer zum Ziele führt, als den minder Begabten der glücklichſte Wurf in der Wahl des Süjets, hat auch dem Commerzienrathe einen zum Theile humoriſtiſchen Charakter gegeben, der keine dunkle Stelle zu haben ſcheint, als eben ſeinen Haß gegen Solling. Auch dieſer Letztere zeigt ſich in Allem ſonſt nicht eben leidenſchaftlicher Natur. Freylich wird aber dadurch das Grundintereſſe vernichtet, während für den Heiteren noch nicht viel gewonnen iſt damit, daß man ſich hütet traurig zu ſeyn. Die Kinder dieſer Beyden, Clara, des Landraths Tochter, und Gottfried, des Commerzienraths Sohn, lieben ſich dagegen, und finden um ſo leichter Mittel ſich gegenſeitig zu verſtehen, weil die Häuſer der Antipoden an einander ſtoßen. Eine Schweſter Solling's, die Freyfrau auf Birkenau, kommt zu einem Beſuche im Hauſe an, und bringt der Liebe Flammen dadurch zu einem hellen Ausbruche, daß ſie Clara von ihrem Bruder ſich als Geſellſchafterinn und Tochter ausbittet, die ſie aufs Land mitnehmen will. Die Liebenden ſind troſtlos darüber, und der junge Mann beſchließt das Beſte zu thun, ſich der redlichen erfahrnen Tante mit offenem Bekenntniſſe in die Arme zu werfen. Dieſe übernimmt die Vermittlung. Der Zufall will es, daß Solling den jungen Mann gerade in ſeinem Hauſe antrifft, als er in dieſer Angelegenheit anweſend war, aber ohne ihn zu kennen. Gottfried gefällt ihm ſo ſehr, daß er mir und dir nichts ſich ihn zum Schwiegerſohne auserſieht, indem er Clara aus dem Grunde lieber bald zu verheirathen wünſcht, damit ſie ihm nicht ſo fern auf das Landgut ſeiner Schweſter entzogen würde. Der junge Donder wurde in der Verlegenheit unter einem andern Nahmen aufgeführt, und Landrath Solling will auch ſogleich zu ſeinem Vater, ohne ihn, wie natürlich, zu kennen, um ihm die Verheirathung vorzuſchlagen. Wer erkennt in dieſer raſchen Charakterwendung, die bey einem in Grundſätzen feſt haltenden Manne wie Solling völlig unwahr erſcheint, nicht auch ſogleich eines jener Mittel, welches die Dichterinn bey jedem Anlaſſe forciren muß, um irgend komiſche Situationen zu begründen? Es nimmt ſich auch in der That drollig aus, wenn man Solling in ſeiner haſtigen Eile ſo weit gehen ſieht, daß er, ohne es zu wiſſen, ſeinen Todfeind ins Haus zu einem Concert laden läßt, und keinen größeren Wunſch hat, als ſeines Sohnes Schwiegervater zu werden. Frau von Birkenau übernimmt bey Donder dieſe Einladung, den ſie unter dem Vorwande, daß ja ihr Bruder den „erſten Schritt“ zur Verſöhnung thue, und noch mehr durch Erinnerungen aus der Jugendzeit, wo er Liebe für ſie gefühlt, zur Annahme der Einladung bewegt. Als nun dieſe modernen Montecchi und Capuletti beyſammen erſcheinen, weicht ihr Haß nach einigem Widerſtreben bald dem Zureden der erfahrenen, weit klugen Tante, und die Kinder werden glücklich durch den Segen ihrer Väter, die ſich bey dieſer Gelegenheit auch unwillkührlich ſelber die Hände reichen. — Wir vermögen zu dem Geſagten nichts weiter hinzuzufügen, als daß der Stoff auch noch für eine Ausdehnung von vier Acten unzulänglich erſcheint, und Fr. v. Weiſſenthurn daher meiſtentheils zu einer zwar charakteriſirenden, aber doch mitunter zu breiten Scenenausſchmückung ihre Zuflucht nehmen mußte. Wir haben in manchen dieſer Scenen, und im Dialoge allgemein ihr oft bewährtes Talent aufrichtig wieder bewundert; denn außer Iffland und Kotzebue hat es wohl ſchwerlich Jemand beſſer verſtanden, die Züge der Häuslichkeit, die wahre Sprache der Herzen, den ſchlackenfreyen Humor beſſer zu treffen und darzuſtellen. Sogar der unbedeutende Bediente, der Amtsbothe, der in einer einzigen Scene vorkommt, haben eigenthümliche Phyſiognomie. Wir wünſchen, daß Frau von Weiſſenthurn recht bald eine glückliche Wahl des Stoffes treffen möge, an ihrem Talente kann es nicht fehlen, die vergnügten Abende um Einen wieder zu vermehren, deren wir ja ſo viele ihr ſchon verdanken. Die Aufnahme des Stückes war nicht ungünſtig, jedoch zweifelhaft. —

Mad. Weiſſenthurn ſelbſt ſpielte die Tante von Birkenau mit wahrer Meiſterſchaft. Hr. Wilhelmi gab den Commerzienrath Donder, und hob beſonders glücklich die heitere Seite ſeines Charakters, ohne damit der ernſten etwas zu vergeben. Wilhelmi iſt überhaupt ein Künſtler, in ſolchem Fache kaum ſeines Gleichen, und deſſen Ruhm ſeine Verdienſte noch nicht erreicht, vielweniger übereilt hat. Hr. Anſchütz half dem Landrathe Solling nach, wo es nur immer möglich, und befeſtigte durch ſeine feſte Kunſt den ſchwankenden Stand deſſelben. Hr. und Mad. Fichtner (Gottfried und Clara) braucht man in der That in neueſter Zeit nur mehr zu nennen, um die verdienſtvollſten Leiſtungen damit zu bezeichnen. Noch verdient Hr. Wagner als Bedienter anerkennender Erwähnung.

Ermin.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.



Der Sammler

Donnerſtag, den 23 21. Februar 1833.

Die Eröffnung der Jagd in den Umgebungen von Paris.

Gemählde für Jagdliebhaber von Ed. d'Anglemont *).

Ich habe viel Groteskes in meinem Leben geſehen, ich habe deſſen auf unſeren Bällen, in unſeren Dramen, in unſeren Eitelkeiten, in unſeren Moden, in unſeren Athenäen, auf unſeren öffentlichen Plätzen, in unſeren Palläſten geſehen, überall habe ich's geſehen, aber Groteskeres habe ich wahrhaftig nie erblickt, als die Eröffnung der Jagd auf der Ebene von St. Denis, und Jedermann, der am Spleen leidet, würde ich aufs lebhafteſte dieſes außerordentliche und koſtenfreye Schauſpiel anempfehlen, wenn man nicht Gefahr liefe, davon mit zerbrochenen Gliedmaßen, oder auch gar nicht wieder nach Hauſe zu kommen.

Es war am erſten September; große weiße, vom Polizeypräfecten unterzeichnete und in allen Vierteln von Paris und in allen Gemeinden des Seine-Departements angeklebte Anſchläge hatten ſeit acht Tagen der Hauptſtadt und ihrem Weichbilde officiell angekündigt, daß dieſer erſte September der Tag ſey, wo die Jagd aufgehe, denn an dieſem Tage geſchieht es faſt allgemein in den inneren Departements von Frankreich mit wenigen größeren oder kleineren Ausnahmen, die von der Phantaſie der Jahreszeit abhängen.

Angethan mit meiner Mütze von Otterhaut in Geſtalt eines Bienenſtockes, bewaffnet mit meiner ſchönen Büchſe von Lepage mit gezogenen Röhren und mit Ahornholz geſchäftet, verſehen mit einem Schießſchein, eingeſchachtelt in meine großen Stiefeln von rohem Leder, mit meinem Kugelſacke als Bandelier, meinem kupfernen Pulverhorne, auf dem ein ſchöner Hirſch verendet, meiner Jagdtaſche von Seehundsfell, meiner Peitſche mit hornenem Griffe, und meiner blauen Jagdweſte mit Bronzeknöpfen, auf denen alle Arten von Säugethieren und zweyfüßigen Geſchöpfen ſtanden, begleitet von Galaor, meinem ſchönen Spürhunde mit Doppelnaſe, langem gefleckten Seidenhaar, breiten, herabhängenden Ohren, dem guten Hunde, der, als er mich die Flinte in die Hand nehmen ſah, ſich mir vor die Füße legte, an mir hinaufſprang, vor Freuden heulte und das Stück Brot, das ich ihm hingeworfen, verächtlich verſchmähte, hatte ich mich, höchſt begierig auf ein Schauſpiel, von dem man mir ſo viel vorerzählt, nach jener ungeheuren, von Wegen und Straßen durchſchnittenen Ebene auf den Weg gemacht, die ſich zwiſchen den Mühlen des Montmartre und den Redouten von Chamont, der Seine bey Saint Oven und dem Canale de la Vilette hinſtreckt.

Ich komme an. Es war ungefähr 6 Uhr, und die

*) Aus dem achten Bande des Livre des Cent-et-un.

ganze große Ebene ſchon mit Schaaren von Jägern und Hunden beſäet. Schon war die Luft von Rauchwolken verdunkelt, ſchon knallten von allen Seiten Büchſenſchüſſe, den Schüſſen bey unſeren Übungen im Feuern gleich. Ich gehe näher, weiter vor, und befinde mich bald mitten in einer Menge von Leuten aller Art, mit einfachen Gewehren, Doppelflinten, Percuſſion-, Piſton-, Feuerſteinflinten, Piſtolen, gezogenen Büchſen, Büchſen mit weiter Mündung, Carabinern und Doppelhaken bewaffnet; und dann die Hunde! welche Hunde! Die Hunde mußte man ſehen! Doggen und Spitze, Dachſe und Windſpiele, Neufoundländer und Bologneſer; es gab ganz ſicher alle Racen von Hunden da, nur keine Jagdhunde. Man kann daraus leicht ſchließen, welches Aufſehen meine Erſcheinung und die meines Galaor mitten in dieſem heterogenen Chaos machen mußte. Mein Anzug, mein Hund, meine Büchſe, Alles erregte Blicke des Staunens, Ausrufe der Bewunderung von Seiten meiner ſonderbaren Jagdgefährten. Nicht lange aber, ſo behandelten ſie mich wie einen ihrer alten Bekannten, einen ihrer vertrauten Freunde. Auf der Jagd geht's wie in den Bädern, in der Diligence, in fremden Ländern: man ſchließt ſich ſo leicht an einander an!

(Die Fortſetzung folgt.)

Zum Lebewohl.

An die Geliebte.

Sonnett.

Noch hören unſre beyden Herzen ſich,
Noch halt' ich Dich in meinen Armen feſt, —
Doch finſter naht die Stunde, — bald verläßt
Mein Mädchen, — bald verläßt mein Himmel mich!

Der Blick, ſo wehmuthvoll, ſo inniglich,
Der Seufzer, der ſo tief, ſo ſchwer mich preßt,
Die Thräne, die ſo heiß mein Auge näßt,
Sie ſind mein Lebewohl für Dich — für Dich!

Als ich das erſte Mahl Dich ſchloß an's Herz, —
Der Wonne Übermaß fand keinen Laut, —
Und ſo verſtummet jetzt der höchſte Schmerz.

Leb wohl, leb wohl, Du Seele, lieb und traut!
Zieh' hin, und nimm der Liebe letztes Pfand,
Noch einen Kuß, noch einen Druck der Hand.

Carl Ad. Kaltenbrunner.

Die muſicaliſche Plünderung.

(Aus Mac Farlane's Banditenleben.)

Eine Geſellſchaft Schauſpieler und Sänger, die ſich in der Faſtenzeit des Jahres 1816 in ihrem alten ſchleppenden Fuhrwerk auf dem Wege nach einer der kleinen Provinzialſtädte am adriatiſchen Meere befand, wo ſie die Erlaubniß erhalten hatte, zu Oſtern ihre Vorſtellungen eröffnen zu dürfen, wurde von einer furchtbaren Räuberbande angehalten. Dem Befehle der Räuber, abzuſteigen und ſich plündern zu laſſen, ſo ſchnell gehorchend, als Furcht und Schrecken es nur immer geſtatten wollten, krochen eine erſte und zweyte Sängerinn, die beyden Tenore und ein tüchtiger Baß aus dem Bauche, und ein Tyrann, ein erſter Liebhaber und ein Geiger, der Muſikdirector war, aus dem Cabriolet des Wagens, der mit der Arche Noah's nicht geringe Ähnlichkeit hatte. Alle waren vor Schrecken mehr todt als lebendig, als ſie ſich aber auf der Straße vor den Räubern niederwarfen und nun das Plündern angehen ſollte, verſicherten ſie hoch und theuer, ſie ſeyen nur arme Künſtler, deren Koffer nichts als Theaterkleider enthielten, die niemand etwas nützen könnten, deren Verluſt ſie ſelbſt aber ins äußerſte Elend ſtürzen würde. „Cospetto di Bacco, genti da teatro, bravo!“ (Gott verdamm mich, Theatervolk, Brave) ſchrien mehrere von der Bande; „doch vor Allem muß man ſehen, ob dem auch ſo iſt.“ Als das Gepäcke losgeſchnürt und die Kiſten der armen Schauſpieler geöffnet waren, fanden die Räuber genügende Beſtätigung der erhaltenen Verſicherung. Die Koffer enthielten größtentheils einige unſaubre mit Borten und Flittern beſetzte Kleider, eine Unzahl von Schminktöpfen, aber nur ſehr wenige Hemden und dergleichen; einige tragiſche und komiſche Perrücken, einen nach Art einer römiſchen Toga zuſammengeflickten alten rothſeidenen Vorhang, zwey oder drey Paar türkiſche Beinkleider und ein Gallakleid aus dem Zeitalter Ludwigs XIV., worin der Liebhaber zu prunken pflegte. Der Muſikdirector hatte nichts als ſeinen Violinkaſten, der zugleich ſein Reiſekoffer war und in dem ſein ſtummes Inſtrument in ein oder zwey Hemden eingewickelt lag. Während dieſe Schatzkäſten aus dem Wagen hervorgezogen wurden, ſtießen die Räuber indeß doch auf Etwas, das ihnen von einigem bedeutenden Werthe zu ſeyn ſchien, und dieß war ein kleiner Engländer mit kupfrigem Geſichte, der ſich nicht beeilt hatte, dem Beyſpiele ſeiner Reiſegefährten zu folgen, ſondern zuſammengekauert in einem Winkel der Vettura hockte. „Tutti gl' Inglesi son ricchi“ (alle Engländer ſind reich), ſagen die Italiener; allein in Ermanglung einiger Millionen Engländer, die zu jeder beliebigen Stunde einen traurigen Beweis vom Gegentheil liefern könnten, war der kleine kupfrige Mann in der Wagenecke ſicher-

ſich eine Ausnahme von der Vorſtellung, die ſich die Räuber vom engliſchen Reichthume machten. Es war ein luſtiger Sohn Neptuns, der außer ſeinem halben Lieutenantsſolde, ſeinem guten Humor und einer ſilbernen Taſchenuhr nicht viel mehr bey ſich hatte als die Schauſpieler. Er war ein kleiner Camerad voll ſo guter Laune, als nur je einer ein Halbdeck betreten, oder der Wohlfeilheit wegen, die Reiſe durch Italien mit einem Vetturino gemacht hatte, und da er, als ihm die Räuber die Uhr abnahmen, in ſchlechtem Italieniſch einen guten Witz machte, ſo ließen ſie ihm ſeine Börſe, die, wie ſich aus dem Geſagten ſchließen läßt, eben nicht ſchwer war, und wendeten ſich nun zu den Sängern, die noch immer mit dem Geſicht auf dem Boden lagen, indem ſie ihnen zuriefen aufzuſtehen und etwas von ihrer Kunſt zum Beſten zu geben. Die armen Künſtler gehorchten zwar, zeigten ſich aber wegen ihrer perſönlichen Sicherheit ſowohl, als ihres Gepäckes halber ſehr beunruhigt.

„Non abbiate paura“ (habt keine Furcht), ſagte der Häuptling der Bande, „ihr habt nichts, was ſich der Mühe lohnte euch zu nehmen; aber es iſt ſchon lange her, daß wir uns an keiner Oper ergötzten, und alſo mögt ihr uns ein Duett und eine oder ein paar Arien ſingen.“ — „Ja ja, ſingt uns eine Arie, ſingt uns eine Arie!“ ſchrien die Räuber. Nach einigem Huſten und Räuſpern ſang die Prima Donna eine Bravourarie, bey deren Schluſſe die Räuber, die während des Geſanges mit den Kolben ihrer langen Gewehre den Tact geſtampft hatten, rauſchenden Beyfall zollten. Die Italiener wiederhohlen nie etwas, und die Räuber bathen daher um ein Duett. Einer der Tenoriſten ſtellte ſich neben die Prima Donna, und nun wurde, ebenfalls zu voller Zufriedenheit, ein Duett geſungen. Die Räuber, die ſchon lange einen ſolchen Ohrenſchmaus entbehrt hatten, waren entzückt, und bathen nach beendigtem Duett auch um ein Terzett. Der Baſſiſt ſtellte ſich in Reihe und Glied, und da der Muſikdirector mittlerweile ſein Inſtrument in Ordnung gebracht hatte, ſo begleitete er die Sänger, was die Ohren der Räuber nicht wenig kitzelte. Die Verſammlung both in der That einen höchſt wunderlichen Anblick. Da ſtanden zehn oder zwölf Räuber mit ihren hohen ſpitzen Hüten, bunten Jacken und mit Sandalen an den Füßen, auf ihre (wie der Lieutenant ſagte) verflucht langen Flinten gelehnt, mit Dolchen und Piſtolen im Gürtel und mit ihren wilden Geſichtern, die ſich unter dem milden Zauber der Töne aufheiterten; da war ferner der Vetturino und der Fuhrknecht zu ſehen, von denen der Eine unter den Bäuchen der Maulthiere und der Andere vor ihren Vorderfüßen den Kopf erhob; denn dieſe Plätze werden ihnen jedes Mahl, ſo oft eine Landkutſche geplündert wird, von den Räubern angewieſen; und endlich war der kleine Engländer da, mit ſeiner Reiſemütze von Seehundsfell, einem ſchönen blauen Gehrock und mit Wellingtonſtiefeln, Alle mit einander für den Augenblick ihrer Lage vergeſſend, nur der Muſik lauſchend, und der tollen Luſt des Augenblicks hingegeben; denn die Geſänge, die man zum Beſten gab, waren, beyläufig geſagt, nicht etwa Bel idol mio oder Caro per te, ſondern luſtige Lieder, vielleicht dem derbern Geſchmack der Räuber zu Gefallen, vielleicht aber auch, weil die Sänger ſelbſt keine beſſern einſtudiert hatten. Als das Terzett geendet war, trug der Baſſiſt die beſcheidene Bitte vor, daß es ihnen jetzt vergönnt werden möge, weiter zu reiſen. „Da qui cent' anni!“ ſchrien einige der Räuber. „Noch nicht, noch nicht!“ nahm der Hauptmann das Wort, „da iſt noch ein feiner, ganz wie ein Sänger ausſehender Burſche, mit einer faccia di musico, der uns noch mit keinem Tone beglückt hat, auch dieſer muß uns Eins ſingen!“ und dabey ſah er dem zweyten Tenor ins Geſicht, der ſich wohl dachte, daß er da einen Mann vor ſich habe, dem er nichts abſchlagen dürfe. Der Sänger hatte indeß kaum ſeinen erſten Ton angeſchlagen, als einer der Räuber, der, wie Schweſter Anna im Blaubart auf dem Thurm, in der Nähe der Straße auf einem Hügel Wache hielt, einen ſchrillenden Pfiff hören ließ, und eilends herbeygelaufen kam, um zu berichten, daß eine Anzahl Reiſender in der Nähe ſey. Dieſe Nachricht bewog die Räuber, ſich in das Gebirge gegen den Wald hin zurückzuziehen; das hinderte ſie aber, trotz aller Eile, doch nicht, den Sängern, von denen ſie auch nicht einen Bajocco Werths nahmen, herzlich zu danken. Die Letztern hatten mit Hülfe des Fuhrknechts ihren Komödienkram bald wieder aufgepackt — des Engländers leichtes Felleiſen war gar nicht unter dem Kutſchenſitze hervorgezogen worden — und fuhren, herzlich lachend über ihr Abenteuer, davon, bevor noch die von der Schildwache angekündigten Reiſenden zu ihnen ſtießen; ob dieſe Letztern reich und mit ſtarker Bedeckung verſehen waren, ob ſie geplündert wurden, oder ob ihre Armuth ſie ſchützte, und ob ſie ſich, wie ſeine Reiſegeſellſchaft, mit Geſang loskauften, hat der Engländer, den ſein erlebtes Abenteuer ſo ſehr beluſtigte, daß er es oft zum Beſten gab, nicht erfahren können.

Charade.

(Zwey Sylben.)

Eins? oder nicht Eins, das iſt die Frage?
Höre, Geliebte! die Frage gilt dir!
Biſt du das Ganze, dann iſt der Teufel
Bey meiner Ehre das Zweyte bey mir!

D. F. Reiberſtorffer.

Notizen.

Schauſpiele.

(Theater in der Leopoldſtadt.) Die Direction dieſer Bühne, welche bisher mit vieler Umſicht das Steuerruder geführt, weiß ihren theatraliſchen Ocean (Repertoire) immer in einer lobenswerthen Vivacität zu erhalten; wenn auch eine momentane Windſtille herrſchte, und manchmahl einige leck Schifflein vom Stapel gelaſſen wurden, ſo wußte ſie doch alſogleich des Windes Wechſel zu nützen, und wohl ausgerüſtete Segler den Paſſatwinden anzuvertrauen. Kaum hatten wir Wiener vernommen, daß Raimund's geniale Producte am Donauſtrome landeten, ſo eilte man fröhlich an den Port und hieß ſie freundlich willkommen. „Der Bauer als Millionär," und „der Alpenkönig" waren ſehr angenehme Gäſte, ſie wurden nach langer Abweſenheit wieder freundſchaftlich aufgenommen, und wirkten vortheilhaft auf die Theatercaſſe. Unlängſt erſchien neu in die Scene geſetzt: „Der Diamant des Geiſterkönigs," welcher ein zahlreiches Publicum verſammelte, das ſich ſowohl im Einzelnen wie im ganzen Umfange der Darſtellung befriedigend ausſprach. Hr. Tomaſelli (Longimanus) ſpielte nach Manier des Korntheuer, ließ uns jedoch in einigen Scenen Mattigkeit in ſeinem Spiele ſchauen. Hr. Lang (Florian), welcher ſich bisher als den glücklichſten Nachfolger in ſämmtlichen Raimund'ſchen Schöpfungen bewies, entfaltete auch hier ein beſonderes Schauſpielertalent und erntete den reichlichſten Beyfall. Er wurde ſowohl während als nach der Vorſtellung gerufen. Dlle. Jäger (Mariane) zeigte ſich wie gewöhnlich lebhaft, und mußte das Duett mit Hrn. Lang wiederhohlen. Hr. Brabbée (Eduard) erreichte zwar in der Darſtellung ſeinen verdienſtlichen Vorgänger nicht, zeigte ſich jedoch in ſeiner Rolle genügend. Hr. Caché (Colofonius) gibt die meiſten ſeiner Fächer im tragiſch-komiſchen Tone. Von den HH. Landner (Pamphilius), Fermier (Veritatius), Kemetner (Vulcanius) und Dlle. Hillmer (Almine) blieb Niemand in ſeiner Darſtellung zurück. —

Am 12. Februar wurde zum erſten Mahle gegeben: „Des Lebens höchſte Gabe," Allegorie (beſſer geſagt, allegoriſches Feſtſpiel), in einem Acte, von Anton Baron von Klesheim. Die Handlung iſt ganz dem patriotiſchen Zwecke entſprechend, die Sprache zierlich und angenehm. Jede Stelle, welche auf das Allerhöchſte Kaiſerhaus Bezug hatte, wurde mit dem lauteſten Beyfalle aufgenommen. Sämmtliche Mitwirkende, von denen wir die HH. Lang (Frohſinn) und Schaffer (Greis), dann Mad. Rohrbeck (Göttinn der Geſundheit), Mad. Scutta (Nymphe der Quelle des Lebens) und Dlle. Herbſt (Wahrheit) vorzugsweiſe herausheben, waren in ihren Darſtellungen von dem regſten Eifer beſeelt. Das Arrangement am Schluſſe des Feſtſpiels verdient ausgezeichnet genannt zu werden. Die neue Feſtouverture von Hrn. Ludwig Neſtler wurde von dem braven Orcheſterperſonale vor dem Vorſpiele verdienſtlich executirt, und beyfällig aufgenommen. —

Mittwoch den 13. Februar kam eine neue Faſchingspoſſe von Johann Faber: „Der Onkel in Dpé," oder „der fatale Haardeutel" ans Tageslicht.

Das Sujet iſt zu unbedeutend, um für die Dauer eines Theaterabends mit Vermeidung ermüdender Längen hinausgeſponnen werden zu können; die Handlung iſt nicht intereſſant, und das Ganze beſitzt eine weſentliche Schwäche in der Compoſition ſelbſt, und dieſe beſteht darin, daß man gleich nach den erſten Scenen ſchon über die ganze Handlung ins Reine kommt, wodurch das Intereſſe ſehr herabgeſtimmt wird; denn die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer durch eine geiſtreiche Entwicklung der Perſonen feſtzuhalten, iſt eine Aufgabe, die viel mehr Gründlichkeit, Ernſt und Tiefe verlangt, als uns der Verfaſſer in ſeinen „goldenen Äpfeln," die nicht reifen wollten, und in dieſem langweiligen Producte, welches aller Effectſcenen beraubt und nur mit wenig auflodernden Witz begabt iſt, der aber a tempo von einer Waſſerfluth gedämpft wird, gezeigt hat. Die eigentliche Stütze dieſes Abends waren die HH. Schuſter Ign., Landner, Lang und Dlle. Jäger, welche letztere ſich beſonders im Vortrage ihrer Geſangſtücke Beyfall erwarb. Durch das Arrangement der Tänze und Gruppirungen am Schluſſe des Stückes, worunter ein Koſaken-Pas de deux, getanzt von Dlle. Lenz d. j. und Hrn. Fenzl d. j., dann ein polniſches Pas de deux, ausgeführt von den Dlles. Rothmüller und Lenz d. ä. ſich vorzüglich auszeichneten, hat ſich Hr. Schadeky nach der Vorſtellung die Ehre des Vorrufens erworben.

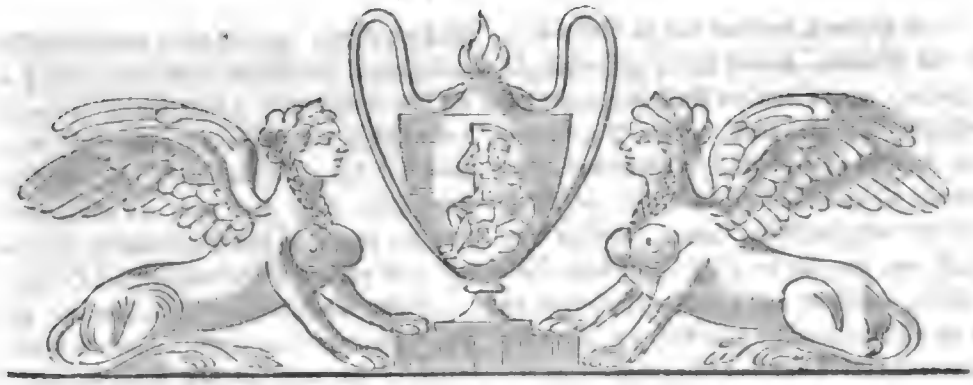
Joh. Nep. Hraſtnigg.

Concert-Anzeige.

Der rühmlich bekannte Hr. E. Lewy, Solo-Waldhornist des k. k. Hoftheaters nächſt dem Kärnthnerthore und Profeſſor am hieſigen Conſervatorium, gibt Sonntags den 24. Februar um die Mittagsſtunde ein Concert in dem Saale der Geſellſchaft der Muſikfreunde. Dieſes empfehlenswerthe Concert beſteht aus folgenden Nummern: 1) Ouverture zur Oper: „Der Vampyr," von Lindpaintner. 2) Neues großes Divertiſſement für Pianoforte und Waldhorn, componirt von Hrn. Thalberg, und von dieſem und dem Concertgeber vorgetragen. 3) Arie aus Bellini's Oper „Norma," geſungen von Dlle. Sabine Heinefetter. 4) Duo concertant für Waldhorn und Fagott, mit Pianoforte-Begleitung, componirt von Hrn. Randhartinger, Mitglied der k. k. Hofcapelle, vorgetragen vom Compoſiteur, Hrn. Hürt, Mitglied des k. k. Hofopernorcheſters, und dem Concertgeber. 5) Adelaide, von Beethoven, geſungen von Hrn. Tilge, Mitglied der k. k. Hofcapelle. 6) Schriftliche Improviſation des Hrn. Langenſchwarz über ein gegebenes Thema. 7) Lied für Sopran, Waldhorn und Pianoforte, componirt von Hrn. Capellmeiſter Fr. Lachner, vorgetragen von Dlle. Sabine Heinefetter, dem Compoſiteur und dem Concertgeber. — Sperrſitze zu 2 fl. CM. und Eintrittskarten zu 1 fl. 36 kr. CM. erhält man in den Kunſt- und Muſicalienhandlungen der HH. Haslinger, Diabelli, Artaria, Mechetti, in der Wohnung des Concertgebers (an der Wien, Jägergaſſe Nr. 22) und am Tage des Concerts an der Caſſe.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mot. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1168.



Der Sammler.

Sonnabend, den 24 23. Februar 1833.

Die Eröffnung der Jagd in den Umgebungen von Paris.

(Fortſetzung.)

Der Erſte, der mich anredete, war ein junger, blonder, recht artiger Mann. Er trug eine runde Jacke von grauem Tuche, und einen ledernen Glanzhut. Neben ihm hielt ein ziemlich ſchmutziger, weiß und ſchwarz gefleckter Pudel. Als er zu mir trat, zeigte er mir ſeine Flinte, eine ſchöne Flinte, ein Percuſſionsgewehr, auf dem mit goldenen Buchſtaben ſtand: Delpire, arquebusier du Roi. „Es geht Ihnen gewiß auch wie mir, mein Herr, daß Sie gar nicht mehr mit Flinten mit gewöhnlichen Schlöſſern ſchießen können. Mit dieſen neuen Flinten treffe ich gewöhnlich auf zwölf Schüſſe zehnmahl, mit andern kaum die Hälfte.“ In demſelben Augenblicke ſchwirrte eine verirrte Taube auf. Er legt an, drückt rechts ab, und weder der Schuß rechts, noch der Schuß links geht los. — „Alle Wetter!“ — ruft er aus — „was hat denn nur heute meine Flinte? Das nenne ich Unglück! Dieſe Art Flinten verſagt nie.“

„Selten allerdings!“ entgegnete ich und beſah mir die Batterie der ſeinen. „Ich wundere mich nun gar nicht, fuhr ich alsdann fort, „daß Ihr Gewehr nicht losgegangen iſt. Sie hatten, wie mir ſcheint, etwas ſehr Weſentliches vergeſſen. Die Entzündung des Pulvers kann nur durch Zündhütchen bewirkt werden, die man an dem Flintenrohre anbringt.“

„Wie, mein Herr!“ antwortete er nicht ohne Staunen über meine Bemerkung, „reichten denn das Waſſer- und Sauerſtoffgas und der Druck der Luft nicht hin, die Entzündung hervorzubringen?“ Und erſt nach einer ziemlich langen Auseinanderſetzung, bey welcher ich erfuhr, daß er Apothekerlehrling ſey, willigte er darein, ſich der beyden Zündhütchen zu bedienen, die ich ihm anboth.

Aber Galaor lief lang ausgeſtreckt vor uns in einer Stoppelfurche hin und hielt dann plötzlich mit hochgehobener Naſe an. „Das iſt ein Rebhuhn!“ ſagte ich zum Apotheker — „ſchießen Sie!“ Das Rebhuhn fliegt auf, er ſchießt zweymahl, der unglückliche Vogel fällt und der Zögling der Chemie läßt ihn ſich, ganz glückſelig, zehnmahl von ſeinem Pudel apportiren. Es war das erſte Mahl, daß er ein Wild getroffen hatte.

Nicht weit davon ſtanden mitten in einem groſſen Erbſenfelde zwey Männer, der eine in einem blauen Reitrocke, der andere in einer grünen Sammetweſte, die ſich nach Herzensluſt Fauſtſtöße und Fußtritte gaben und ſich bey den Haaren nahmen, ſo daß an Händen und Geſicht das Blut herunterlief, und das alles um einer armſeligen Wachtel willen, die Jeder von ihnen geſchoſſen haben wollte und die leicht möglich keiner von Beyden getödtet haben konnte, da der arme Vogel wenigſtens 50 bis 60 Schüſſe auszuhalten gehabt

hatte. Die beyden Freunde, — denn daß ſie dieß waren, hörte ich an den Worten, womit ſie ſich gegenſeitig bedienten — hatten, wie ich von den Umſtehenden erfuhr, damit angefangen, daß ſie allen andern Jägern und allen andern Hunden mittelſt eines vortrefflichen Neufoundländers mit glänzend ſchwarzem Haare die Wachtel vor der Naſe weggenommen hatten, welcher vortreffliche Hund nun ganz in der Nähe, auf ſeine Vorderpfoten geſtützt, daſitzend und gleichſam wie ſchon an dieſes Spiel eigenthümlicher Art gewöhnt, das Ende dieſes Zweykampfes auf Leben und Tod ſehr ruhig abwartete.

Aber läuft da nicht links von mir in einem Erdäpfelfelde ein Haſe, ein ungeheurer Haſe, und reißt aus und macht Sätze vor einem Dutzend Hunden, deren Gebell und Geheul einen fürchterlichen Lärm verurſacht? Und tauſend Schreye, die ſich hören laſſen, die Jäger, die von allen Seiten herzulaufen, hundert Flinten, die Feuer geben, ein Pincher, der nur noch auf drey Pfoten läuft, ein Pudel, dem man den Kopf zerſchoſſen hat, eine Dogge, eine köſtliche Dogge, die ſich in dem Erdäpfelfelde in ihrem Blute wälzt, der Haſe, der das Weite ſucht, und ich, der einige Körnchen Schrot in den rechten Schenkel bekommt?

Nicht eben ſehr verſucht, deſſen mehr zu erhalten, begab ich mich, wie La Fontaine's Rabe ſchwörend,

„Doch etwas ſpät, daß man mich nicht mehr fangen ſoll,“

und völlig hinkend, ſogleich in eine erbärmliche Hütte, eine Art von Schenke, die an der Straße nach Senlis liegt und die man, ſo viel ich weiß, die Barake nennt. Da blieb ich einige Stunden und war Zeuge eines Auftrittes, der mich einen Augenblick lang meinen Unfall vergeſſen ließ.

Ein Jäger tritt mit einer traurigen und niedergeſchlagenen Miene ein, nimmt einen Stuhl und ſetzt ſich. „Haben Sie Unglück gehabt, mein Herr?“ fragt ihn der Schenkwirth mit ſanftem Tone, indem er höflich die Hand an ſeine blautuchene Mütze, mit einer alten, goldenen Treſſe beſetzt, legt.

„Ja mein Lieber,“ entgegnete der Jäger im jämmerlichen Tone, „ich habe heute nichts als Pech; ich habe keine Klaue ſchießen können, ich, der ich gewöhnlich mit voller Taſche von der Jagd komme!“

„Da will ich Ihnen gleich helfen,“ erwiedert darauf der Wirth „ich habe da ein köſtliches kleines Häschen, für das Sie mir nur drey Francs geben ſollen, und auf das ich Sie ſogar ſchießen laſſen kann.“

„Schön,“ ſpricht der Jäger, „das iſt mir gerade recht.“

Und meine beyden Leutchen begaben ſich auf der Stelle in einen kleinen, an dem Häuschen belegenen Küchengarten, der mit einer natürlichen Dornhecke vermacht war. Der Wirth band einen Strick an die Pfoten des Haſen und machte ihn an einem Pfahle feſt, darauf ſchoß der Jäger auf ihn, ſchoß den Strick entzwey und das Häschen ſprang über die Hecke weg ins freye Feld. Nun aber ging ein ganz gewaltiger Zank los, der jedenfalls den Schenkwirth und den Jäger zuletzt noch vor den Friedensrichter des Ortes gebracht hat.

Mann kann wohl glauben, daß die geſchickten Jäger, denen man den Spottnahmen Buſchklepper beygelegt hat, ſich wohl in Acht nehmen, die Jagd in der Ebene von Saint Denis oder in irgend einer andern Ebene in der Umgegend von Paris zu eröffnen. Sie nehmen lieber mit Tagesanbruch kleine Wagen, mit denen ſie 5 bis 6 Stunden weit bis in die geſchonten Gegenden von Bondy, Garges, Bonneuil oder Gouſſainville fahren, ja manchmahl wagen ſie ſich ſogar bis auf die Reviere, die unter der ſtrengen Oberaufſicht eines Weſens von widerhaarigem Anſehen, gewöhnlich eines ehemahligen Soldaten ſtehen, der ſich's herausnimmt, dieſen Beſuch ſolcher Wilddiebe nicht zu dulden und gegen dergleichen gerichtliche Klage zu erheben, was einem Freunde von mir, einem Advocaten begegnet iſt. Als dieſer gegen Abend von einer Jagd zurückkam, ging er vor einem großen, dem Anſcheine nach einſamen und unbeſuchten Parke vorbey, der mit Mauern umgeben war, in ihm große Maſſen hoher, belaubter Bäume und ein breites Waſſerbecken, mit Thränenweiden und Ulmen bepflanzt. Durch das Gitter erblickte er eine ſchöne wilde Ante, oder glaubte ſie wenigſtens zu erblicken, die unter dem Geröhrig des Teiches ſich luſtig herumtrieb. Er findet das Gitterthor offen, tritt in den Park, verſteckt ſich hinter die Bäume am Ufer, entdeckt den Vogel, ſchickt ihm einen Flintenſchuß zu und ſtreckt ihn todt aufs Waſſer. Während er aber nun am Ufer ſeinen Hund abwartet, der in den Teich ſpringt, um ihm ſein Wild zu bringen, tritt ein Jagdwächter vor ihn hin und ruft ihm mit rauher Stimme zu: „Mit welchem Rechte jagen Sie hier, mein Herr? Sie haben den Schwan der Frau Gräfinn erſchoſſen!“ Darauf nimmt er ein Protokoll darüber auf, nachdem er noch vorher hochmüthig dem Advocaten, der ihm ein Goldſtück both, unter die Naſe rief: „Für wen halten Sie mich, mein Herr?!“

Die Sache kam vorigen Winter vor's Polizeygericht und der Advocat ward in 150 Francs Schadenerſatz und Koſten verurtheilt.

(Der Beſchluß folgt.)

Am Trennungstage.

Unserm Freunde Rudolph v. L.

Es steh'n im stillen Kreise
Die Freunde rings herum,
Im Auge glänzen Perlen,
Es sind die Lippen stumm.

Was mag denn dieß bedeuten? —
Muß wohl was Trübes seyn,
Das sich zum Kreis der Freude
So tückisch stahl hinein! —

Es liegt der Kranz zerrissen,
Den Lust und Liebe band,
Und Sturm und Schicksal trennen,
Was sich zusammenfand.

Es trägt auf seinen Schwingen
Den lieben Freund uns fort,
In's ferne Land der Alpen,
Zu Adlers Felsenhort.

Getrost! Ihr wißt ja — ewig
Strahlt ächter Freundschaft Licht,
Und was die Macht auch trennet,
Die Herzen trennt sie nicht! —

Sie ist ein Stern des Trostes
Im wilden Lebensmeer,
Sie sieht mit uns nach Oben,
Schlägt hier das Herz nicht mehr!

Drum laßt Ihn ruhig scheiden,
Ganz ohne O! und Ach! —
Wölbt ja derselbe Himmel
Dort über Ihm sein Dach;

Derselbe Morgen flammet,
Derselbe Sonnenstrahl,
Dieselben Sterne schauen
Hernieder in sein Thal.

Mit Sternen, Wolken, Winden
Send' er uns trauten Gruß,
Die bringen freundlich wieder
Lieb', Leiden, Wort und Kuß.

Wenn wieder wir zusammen
Uns mit einander freu'n,
Soll — freylich im Gedanken —
In unserm Kreis Er seyn. —

Leb' wohl! heg' Freundesliebe
Auch fern, nach altem Brauch';
Blüht doch die Alpenblume
Im ew'gen Eise auch.

Und wenn, versöhnt, das Schicksal
An unsre Brust Dich zieht:
Bring' aus den kalten Bergen
Ein warmes Herz uns mit! —

Joh. Langer.

Wer fällt, stirbt nicht gleich.

Ein achtjähriges Kind, welches zu Domme, im Departement der Dordogne, auf einem Spaziergang, la Barre genannt, spielte, fiel einen steilen Fels von 159 Fuß senkrecht herunter; dann kam es auf ein größtentheils mit Gras und Steinen bedecktes abschüssiges Terrain, wo es noch 60 Fuß hinunterstürzte; von dort fiel es eine Mauer von 10 Fuß Höhe, und endlich noch einen Felsabsatz von 4 Fuß herunter. Es hatte sich zwar den Schenkel gebrochen, doch nicht gefährlich, und war im Übrigen ganz unverletzt. — Leser dieses, welche den Roman Walladmor gelesen und noch in Erinnerung haben sollten, mögen daraus abnehmen, ob der Kindesfall, auf dem die Fabel basirt, wie man dem Autor vorwarf, unwahrscheinlich war. Wenn man so an der Küste der Dordogne fallen kann, warum nicht an der von Wales. Man kann überall fallen ohne sich den Hals zu brechen, nur geschieht es nicht überall mit so viel Glück.

Auflösung

der zweysylbigen Charade im vorigen Blatte:

Treulos.

Notizen.

Schauspiele.

Im k. k. Hofburgtheater wurde am 12. d. M. zum ersten Mahle gegeben: Der Zauberdrache, Lustspiel in fünf Aufzügen, von Ed. Bauernfeld. —

Der sonderbare Titel dieses Lustspiels ist eigentlich der Titel eines romantischen Schauspiels. Der Leser wird im Verlaufe der Inhaltserzählung dieses dramatische Räthsel lösen. Der Handlungscommis Wilhelm Schmachtenberg (Hr. Fichtner) ist bey seinem prosaischen Geschäfte sentimentaler, sogar poetischer Natur. Er liebt nicht nur die Mündel (Mad. Fichtner) des Theaterschneiders und Maschinisten Krespel (Hr. Wothe), der ihm aber das Haus verbiethet, weil er mit dem Mädchen andere Aussichten hat, sondern er schreibt auch Verse, dichtet Komödien, wovon die Eine, romantisches Schauspiel, betitelt der „Zauberdrache," in wenigen Tagen zur Aufführung kommen soll. Niemand jedoch weiß in ihm den Verfasser. — Krespel, welcher seine Mündel Marie zur Kunst bestimmte, wovon er sich für einen respectablen Pfeiler hält, studierte ihr schon seit geraumer Zeit die Hauptparthie in diesem Zauberdrachen zur Übung ein, es ist eine heroische Königinn, wozu auch schon das herrliche Costüm fertig in seinem Zimmer hängt. Das Stück sollte morgen aufgeführt werden; da fügt es das Geschick, daß Mad. Wackelzahn, die erste Heldinn in der Gesellschaft krank wird, und der Director in Verlegenheit Krespel's Vorschlage Gehör gibt, die Rolle durch Marie darstellen zu lassen. Das Mädchen selbst aber weigert sich, und nur das Versprechen, daß Wilhelm nun wieder ins Haus kommen dürfe, die Hoffnung, sie würde ein Engagement von 2000 fl., und damit die Möglichkeit zu gewinnen, ihren Geliebten, der ohne Vermögen, zu heirathen, ändern den festen Entschluß, und fesseln ihren Willen durch reizende Zukunft. Als sie Wilhelm, der zum letzten Mahle, in dem papierenen Zauberdrachen versteckt, ihr seinen Besuch zu machen glaubt, alles dieß mittheilt, mißbilligt er ihren Vorsatz im hohen Grade, und um so mehr, da er fürchtet, durch das Spiel einer Anfängerinn nun auch sein Geistesproduct zu Grunde gerichtet zu sehen. Er dringt mit aller Gewalt in sie, den Entschluß aufzugeben, und entfernt sich, da er nichts gegen die Widerstrebende vermag, mit der Erklärung, daß sie nun für immerdar getrennt seyen. Dieses Mißverständniß wird noch dadurch bestärkt, daß Wilhelm schon seit längerer Zeit erfahren, ein fremder reicher Baron komme in das Haus Marieus, daß dieser Baron ihm die Stelle eines Güterinspectors durch die Hand seines Freundes Rabe (Hr. Herzfeld) ertheilt, ja gewissermaßen aufgedrungen, um ihn aus der Stadt

zu entfernen, — daß Marie ihrerſeits erfahren, der Principal ihres Geliebten, Kaufmann Geyer (Hr. Costenoble), habe ihm ſeine einzige Tochter Magdalena (Dlle. Zeiner) zur Ehe zugeſagt, und er vielleicht nur eine Gelegenheit ſuche zur Entzweyung. — Inzwiſchen wird das Stück aufgeführt. Eine Menge Publicum belagert das Schauſpielhaus, und harrt der Öffnung des Theaters. Die erſten Scenen machen Glück, und als Krespel vor dem Schauſpielhauſe erſcheint, wahrſcheinlich um friſche Luft zu ſchöpfen, findet er auch Schmachtenberg da, welcher aus Furcht und Zweifel ſich nicht in das Innere zu gehen trauet. In freudiger Wallung über die Nachricht des nun ſchon errungenen Beyfalls, gibt er ſich Krespel als Autor des Zauberdrachens zu erkennen, welcher ihn als Kunſtgenoſſen freudig in die Arme ſchließt. Allein man ſollte den Tag nicht vor dem Abend loben. Das Stück wurde in den folgenden Acten ausgepfiffen, und Marie mißfiel in ihrem Verſuche gänzlich. Damit nun war die Theaterwuth bey Beyden abgekühlt, und ſie wieder in die gehörigen Schranken ihrer bürgerlichen Leiſtung zurückgewieſen, allein zugleich die Hoffnung einer ehelichen Vereinigung zerſtört. Aber nachdem ſie ſich verſtändigt, daß ihre frühere Eiferſucht ohne allen Grund geweſen, und Wilhelm beſchließt, ſein Anſtellungsdecret dem hinterliſtigen Baron zu Füßen hinzuwerfen, will es das Glück, daß dieſer Baron Groll (Hr. Koberwein), welcher ſich zwar in allem Ernſte um Marien beworben, und zu dieſem Zwecke alle Bekannten und Verwandten zu einem Gaſtmahle verſammeln läßt, — ein ganz guter Herr iſt, ſeine Abſichten aufgibt, als er den wahren Stand der Dinge erfährt, und dem jungen Manne ſein Amt läßt, um Marien heirathen zu können. Auch ein zweytes Paar wird durch ſeine Freygebigkeit glücklich. Rabe heirathet die Tochter des Kaufmanns Geyer, die ihm ſchon durch ſeinen Vater beſtimmt worden, und die er nur wegen ſeines durchgebrachten Erbtheiles nun nicht erhalten ſollte. —

Wir fangen, um gerecht zu bleiben, die Beurtheilung dieſes Stückes vor Allem mit der Bemerkung an, daß wir ohne ein bekanntes Luſtſpiel neuerer Zeit auch ſchwerlich den „Zauberdrachen," geſehen haben würden. Wir wollen Hrn. Bauernfeld zwar keiner ſclaviſchen Nachahmung beſchuldigen, dem widerſpricht auch die immerhin groſſe Verſchiedenheit zwiſchen beyden Luſtſpielen. Allein kein Zweifel iſt, daß obgedachtes Werk nicht nur die Idee hiezu rege gemacht, ſondern auch die wirkſamſten Momente in der Ausführung durch vorbildliche Anſchauung erleichtert und gehoben habe. Der Leſer obiger Inhaltsanzeige, noch leichter aber der Zuſchauer, der beyde Stücke kennen lernt, wird die Ähnlichkeiten ſo leicht herausfinden, daß wir uns nicht weiter mit Beweiſen dabey aufhalten zu ſollen glauben. — Bauernfeld's Zauberdrache hat bey dem Publicum nicht jenen beyfälligen Antheil erweckt, welchen wir faſt immer bey Aufführung ſeiner Werke, den „Muſicus von Augsburg" ausgenommen, geſehen haben. Nur in den erſteren Acten zeigte ſich beyfällige Munterkeit in den Mienen und Äußerungen der Zuſeher; am Schluſſe des Stückes blieben Applaus und Miſifallen gleich ſtille. Unſere Meinung aber iſt die, daß dieſes Luſtſpiel Bauernfeld's, trotz ſeiner vielen Mängel, unter die beſſeren Producte dieſes, vielleicht nur zu eilfertig fruchtbaren Dichters gehöre, und ſeinen Beruf zum Genre des Luſtſpiels vielleicht noch beſſer als ſein allbelobtes und wieder nachgelobtes „Liebesprotokoll," das, nebenbey geſagt, eine recht artige Kleinigkeit iſt, darthue und charakteriſire. In keinem ſeiner früheren Stücke findet ſich ſo viel Erfindung in Beziehung auf Sujets, und Bauernfeld hat es hier mit dem Intereſſe der Handlung wenigſtens bis zum 5. Act gebracht, wo der Faden freylich mit einem Mahle ganz reißt, — während er ſonſt kaum hinlänglich Stoff für Einen Act erfinden konnte. Auch rückſichtlich der Charaktere findet ſich im Zauberdrachen mancherley zu loben. Der Commis Schmachtenberg iſt eine ächte Parodie ſentimentaler Ellenritter, — wie der hochmüthige Krespel ihn ſchilt, — und die Beſtrafung, daß Wilhelm aus ſeiner bürgerlichen Sphäre ſich in eitles Streben nach trügeriſchem Ruhm drängt, iſt durch Mißlingen ſeines Stückes ganz und gar begründet, und am rechten Platze. Deßgleichen gilt von Marien, welche auch ſchon zum Theile vom Flitter ihres neuen Standes und von ſeinen Vortheilen mehr, als durch Talent und ächte Kunſtliebe gewonnen worden, am Ende aber der ſchönen Häuslichkeit wiedergegeben wird. Die Scene im 2. Acte, wo Wilhelm ſie abmahnt, die Bretter zu betreten, dürfte wohl die gelungenſte genannt werden. Sie iſt auch am meiſten, unter den manchen guten Situationen, Eigenthum des Dichters zu nennen. — Am allernachtheiligſten wirkt die Löſung des Knotens durch eine Maſchine, die Schiller Univerſitätsfreund nennt, und die hier in specie Baron Groll heißt, der gutmüthig Alle glücklich macht, bis auf ſich ſelbſt. — Die Darſtellung iſt im k. k. Hofburgtheater faſt immer im gleichen Maße nur zu loben. Am meiſten zeichneten ſich Hr. und Mad. Fichtner, als Wilhelm und Marie aus. Man kann in neueſter Zeit nicht leicht zu viel Gutes von dieſem künſtleriſchen Ehepaar ſagen. Hr. Costenoble war als Geyer, wie in allen derley Rollen, ächt komiſch, hatte aber zu wenig Gelegenheit vorzutreten. Hr. Wothe ſpielte den Krespel mit humoriſtiſcher Energie. Hr. Herzfeld, Rabe, iſt als Darſteller von Bonvivants bekannt und beliebt. Mad. Koberwein als Frau Krespel darf nicht übergangen werden, und Dlle. Zeiner gab die affectirte Magdalena natürlich. Die Decoration des Handlungsgewölbes iſt meiſterhaft.

Ermin.

Concertanzeige.

Die Concerts ſpirituels werden dieß Jahr an den vier erſten Sonntagen der Faſtenzeit, nähmlich am 24. Februar, 3., 10. und 17. März, jedesmahl um 4 Uhr Nachmittags gegeben. Die Geſellſchaft führt ſie im k. k. groſſen Univerſitätsſaale auf, weil in dieſem herrlichen, geräumigen Locale Chor und Orcheſter bedeutend verſtärkt, und die zur Production beſtimmten claſſiſchen Meiſterwerke mit zahlreicher Beſetzung auf entſprechende Weiſe gegeben werden können. Zur Aufführung ſind vorläufig beſtimmt: Erſtes Concert: 1) Symphonie in D, von W. A. Mozart (1778 für die Concerts ſpirituels in Paris componirt); 2) Opferlied, von Beethoven; 3) Ouverture zur Oper: Caſtor und Pollux, von Abbé Vogler; 4) Agnus Dei und Dona nobis aus der vierten Meſſe von Cherubini; 5) Schlußfuge aus dem Oratorium Davide penitente, von Mozart. — Zweytes Concert: 1) Symphonie in C minor, von Beethoven; 2) Chor aus „Jephta," von Händel; 3) Clavierconcert in H minor, von Hummel, geſpielt von Hrn. S. Thalberg; 4) neues Te Deum, von Tomaſchek. — Drittes Concert: 1) Symphonie in B, von Beethoven; 2) der neunte Pſalm, von Feſca; 3) Jubelouverture, von C. M. v. Weber; 4) Litaney, von Abbé Vogler. — Viertes Concert: 1) Symphonie in Es, von Mozart; 2) Chor und Fuge aus dem Oratorium: „Der Tod Jeſu, von Graun; 3) Feſtouverture, von Beethoven; 4) Gloria aus der zweyten Meſſe von Cherubini. — Die Geſellſchaft beabſichtigt keinen Gewinn, die Unternehmung iſt eine reine Ehrenſache im Intereſſe der Kunſt. Der Eintrittspreis für alle vier Concerte iſt 2 fl. CM.; Billete für einzelne Concerte koſten 1 fl. CM. Man kann ſich bey Hrn. Haslinger am Graben und in allen Kunſthandlungen Wiens abonniren.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mod. Bl.: J. Alt. von Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Sammler.

Dinſtag, den 25 26. Februar 1833.

Die Börſe in Berlin und Paris.

Die Berliner Börſe gehört nicht zu den ſchönſten Gebäuden Berlins, ja ſie würde, ſelbſt wenn ſie ein gutes Gebäude wäre, einen ſchweren Stand haben, da mächtige Rivale, das Muſeum, das Zeughaus und das königliche Schloß ihr doch nur eine ſehr ſubordinirte Stelle auf dieſem Platze gönnen möchten. Daß aber das eigentliche Börſenlocale in dem Gebäude wieder eine ganz ſubordinirte Rolle ſpielen muß, und keineswegs der Ort iſt, wo die Börſengeſchäfte gemacht werden, ſondern daß man ſich dazu in einer Reſtauration bey den Gebrüdern Joſty abonniren muß, gehört unter die Eigenthümlichkeiten, die Berlin mit keiner andern Stadt der Welt theilt. Man muß in der That die Gewandtheit unſerer Börſengeſchäftsmänner bewundern, wenn man ſie, umhüllt von einer erſtickenden Wolke Cigarrendampfes, bey dem Klappern der Billardbälle, und dem dabey üblichen lauten Markiren der Points, dem Servіren von Bier, Liqueur, Kaffeh und Chocolade, die wichtigſten Geſchäfte ungeſtört abmachen ſieht. Das Ganze hat das Anſehen einer fatamorgana, wo das Foyer eines Theaters mit dem Comptoir und Parloir eines großen Banquierhauſes, durch eine unerklärliche Luftſpiegelung, in ein wunderliches Bild zuſammengebracht iſt. Fatum! Komödie! Luftſpiegelung! Ominöſe Worte für einen Theil der dort vorkommenden Geſchäfte.

Die Pariſer Börſe dagegen iſt das ſchönſte Gebäude der Stadt. Ein großes Viereck, deſſen Façaden mit gleichartig ſchönen Säulenreihen geſchmückt und auf Stufen erhöht iſt. Man ſagt, daß es weit über 20 Millionen Franken gekoſtet habe. Das Gewölbe iſt mit Gemählden geſchmückt, welche Basreliefs nachahmen ſollen, und das Ganze iſt mit Glas gedeckt. Ringsumher laufen Arcaden, zwiſchen welchen eine Gallerie angebracht iſt. Statt aller Verzierungen lieſt man an den Wänden die Nahmen aller Handelsplätze Europa's und eine Inſchrift, wonach die Börſe unter den Schutz des Königs und des Herzogs von Orleans geſtellt iſt. Hier iſt die dreyfarbige Fahne aufgehängt.

„Von zwey bis vier Uhr verſammelt ſich nun hier," ſagt Lewald, „eine Menge Menſchen aus den verſchiedenſten Claſſen der Pariſer Einwohnerſchaft; es iſt das „Stell dich ein" eines Jeden, der auch nicht mit der Rente ſpeculirt.

Eine doppelte Reihe von Cabriolets verſperrt, gleich einer Wagenburg, das Eingangsgitter. Gleich den Bienen am Stocke, die ſummend in einem fort aus- und einfliegen, ſo ſieht man hier ein ewiges Ein- und Ausgehen. Mit dem Strome muß man nun hineindringen und dem herausdrängenden Strome ausweichen. Nur mit Mühe kann man im Innern weiter gehen,

und gelangt zu dem Foyer, wo Regenschirme, Stöcke und Waffen abgegeben werden müssen. Ein verworrenes Geräusch tönt den Eintretenden entgegen, dazwischen der Ruf der agents de change, die den Stand der Rente verkünden. Auf diesen Ruf paßt nun Alles.

Man würde sehr irren, auf der Pariser Börse bloß Kaufleute und ihren Hofstaat finden zu wollen, und diese Erscheinung möchte wohl auf allen großen Börsen zu der Tagesordnung gehören. Dennoch wird es, wie uns Lewald berichtet, jeden überraschen, hier die Riesengestalt des Buffo Lablache zu begegnen, der jeden Tag hier anzutreffen war, und an diesem 15,000 Franken gewonnen hatte. Weiterhin erblickte ich mehrere andere Künstler, die Redacteurs der Zeitungen und viele andere Dichter und Schriftsteller. Ancelot, der Abends dem Vaudeville durch seine Stücke volle Häuser macht, und einen großen Vortheil daraus zieht, spielt während der Börsezeit mit einem Jeden um die Wette.

Die Gallerien ringsumher sind mit Damen besetzt, die ich anfänglich für Zuschauerinnen hielt, und es war mir unbegreiflich, was sie denn stundenlang hier fesseln konnte. Die Hitze, ein übler Geruch, keine Eleganz unter den Besuchen, das wilde Durcheinandersummen, das Geschrey, selbst unangenehme Auftritte, die nicht selten sind: was lockte hier die Besucherinnen an? Das Spiel. Auch diese Damen speculiren, auch diese Damen winken ihren Agenten zu sich herauf, und ertheilen ihm dann ihre Aufträge, auch diese Damen gewinnen, auch sie verlieren, in einem Spiele, wobey keine Galanterie sie vor harten Unfällen zu schützen im Stande ist.

Wer die politische Erziehung der Frauen in Frankreich kennt, wird sich hierüber nicht wundern. Man kann nicht läugnen, daß den Französinnen eine Emancipation zu Theil wurde, die ich nicht eben für meine liebenswürdigen Landsmänninnen wünschenswerth fände. Schon von Jugend auf werden sie in den Externats und Pensionats in allen Gegenständen unterrichtet, die bey uns nur für Männer geeignet scheinen. So lernen z. B. die Mädchen aus dem Bürgerstande, die einst einem ehrlichen Ladeninhaber in der Straße St. Denis, einen Epicier, Fabricanten oder Buchdrucker ihre Hand reichen sollen, das Rechnen und Buchführen nach der doppelten italienischen Art, denn damit müssen sie sich in der Ehe beschäftigen.

(Der Beschluß folgt.)

Die zwey Blitze.

Auf dem großen, weiten Raume, den der Mensch die Erde nennt,
Rings mit bleichem, fahlen Schimmer, weithin eine Leuchte brennt;
Menschlich Thun und menschlich Handeln, neu und längst ergrau'te Zeit,
Borgen dieser Leuchte Strahlen, deren Nahm' Alltäglichkeit.

Und von diesem Strahl erleuchtet, wandelt manch' Geschlecht dahin,
Durch des Daseyns lange Zeile, stets mit regem, frohem Sinn;
Unbekümmert ob des Zwielichts, nur geführt von diesem Schein,
Schreitet munter es durch's Leben, tauscht es seine Freuden ein.

Doch zuweilen wird es helle durch die düst're, graue Nacht
Schatten schwinden, und zwey Blitze in des Glanzes reicher Pracht
Lodern auf mit hellen Flammen, leuchten nur, verheeren nie;
Die zwey Blitze, Gott entsprossen, sind die Lieb' und Poesie.

Seht den Jüngling trunk'nen Blickes, leicht und schnell, Zephyren gleich,
Thatkraft ihm den Busen schwellend, schreiten durch das Schöpfungsreich,
Arglos, treu und unverhohlen, fühlt er And'rer Schmerz und Luß, —
Denn der Liebe Götterfunken, flammt in seiner Jünglingsbrust.

Seht den Jüngling ernst und stille, wandeln durch das Weltgewühl,
Vor der lärmend bunten Menge bergen tief sein heiß Gefühl;
Doch da drauß' in Gottes Schöpfung wacht es auf und schlägt empor,
Der Begeisterung heil'ge Flamme sprengt das enge Busenthor.

Staunend gafft die bunte Menge, nur gewohnt an Dämmrungsschein,
Leuchtet einer dieser Blitze hell in ihre Nacht hinein;
Doch gleich Sonnen unverändert wandeln fort sie ihre Bahn,
Leuchten hell am Lebenshimmel, lächeln ob des Volkes Wahn.

Leopold Czapperl.

Die Zigeuner.

Der Charakter der Zigeuner ist völlig verkannt worden. Er war ganz orientalisch. Der Zigeuner ist ruhig, geduldig, mäßig, ausdauernd, von gefälliger Rede; träge, aber anstellig; durchaus nicht erfinderisch, aber tüchtig zur Ausführung. Wenn sein Zorn entflammt ist, so bricht er hervor wie ein Blitz. Unähnlich seinem Hunde, gibt er seinen Unwillen durch kein Murren kund, sondern dieser flackert auf, wie sein Feuer von dürrem Farrenkraut. Streit gibt es selten unter ihnen, doch wenn er ausbricht, ist er furchtbar. Die Gesetze des Landes, in welchem sie leben, haben unter ihnen den Gebrauch der Messer verbannt, die sie jetzt nur noch schleifen, um ihr Brot damit zu schneiden, sonst würden ihre Zwistigkeiten immer schreckliche Folgen haben. Sie kämpfen wie Tiger mit Zähnen und Nägeln, mit Knien und Füßen und scheinen wahrhaft von dem bösen Geiste besessen. Glücklicherweise ist ihre schlimmste

Waffe ein Stock und, wenn ſie der Teufel verſucht, ein Zaunpfahl. Die Folgen eines ſolchen Streites, den ich mit anſah, und wodurch ich mit dieſem ſonderbaren Volke beſſer bekannt wurde, gab mir den Gedanken, etwas über die Zigeuner zu ſagen. Ein Zwiſt, durch Eiferſucht veranlaßt, war von den traurigſten Folgen geweſen. Ein Schlag auf den Kopf mit einer Zeltſtange hatte das Gehirn erſchüttert, wo nicht gar den Schädel geſpalten, und der Unglückliche lag auf ſeinem Strohlager in gänzlicher Bewußtloſigkeit. Das Zelt hatte drey Abtheilungen, die eine für die Frauen, das Gynäkaion der Griechen, das Andron der Perſer, in den beyden andern war der ganze Anhang des Sterbenden verſammelt. Neun oder zehn ſchwärzliche, aber hübſche Geſichter bewachten mit angſtvollen Blicken das Röcheln ihres unglücklichen Gefährten, einige ſeufzend, einige in Schmerz verſunken, andere trübe, doch keiner wild. Ein altes Weib, vielleicht ſeine Amme vor dreyßig Jahren, bemühte ſich ihm Milch einzuflößen. Vor ihr oder vielmehr zu ihren Füßen, lag eine Geſtalt, ſo edel, wie die Natur ſie jemahls bildete, mit einem ſchönen dunkeln, aber ganz indiſchen Geſichte, welches mit dem dicken Schweiße des Todeskampfes bedeckt war. An Licht fehlte es nicht, das Feuer am Eingange warf oft einen lichten Schein hinein, und als die Ärzte kamen, ſtreckte faſt jede Hand einen Leuchter hin, damit ſie beſſer ſehen könnten. Der Mann ſtarb am vierten Tage. Die Wundärzte hatten ihn zerfetzen müſſen, als ſie nach der Verletzung ſuchten; nach ſeinem Tode mußte, von Juſtiz wegen, der Leichnam geöffnet werden. Und doch, bey allen dieſen ſchmerzhaften Umſtänden, war, wie ein glaubwürdiger Zeuge verſichert, das Betragen dieſes vermeintlich geſetzloſen Volkes nicht bloß anſtändig, es war mehr als muſterhaft. Wären die einzelnen Umſtände hier am Platze, ſo würde man vielleicht zugeben müſſen, daß es wenig glänzendere Beyſpiele von Freundſchaft und wahrem Gefühl gibt, als das „dunkle Volk,“ wie ſie ſich ſelbſt nennen, bey dieſer Gelegenheit zeigte.

Die Eröffnung der Jagd in den Umgebungen von Paris.

(Beſchluß.)

Was nun Leute von Stande ſind, Leute, die etwas auf ſich halten, ſo begeben ſie ſich mittelſt einer Kaleſche, eines Char-à-banc oder eines Tilbury, um das Aufgehen der Jagd zu feyern, auf alte Schlöſſer, auf köſtliche Landgüter, die hier und da einige Stunden um Paris herauftauchen.

Dann kommt man Tags vorher an, ſpeiſt noch höchſt luſtig mit ein paar Dutzend Gäſten, macht am Abend Muſik, tanzt und ſpielt Ecarté mit jungen allerliebſten Frauchen mit ſanften Augen, roſigen und Guingan- oder Linonkleidern. Man legt ſich um 11 Uhr zu Bett, man ſchläft gut, man ſteht neuverjüngt um 7 Uhr Morgens auf, man begießt eine Rinde Brotes mit einem Glaſe Rum oder Malaga, man begibt ſich fünf bis ſechs Mann ſtark auf die Jagd, man durchſtreicht das Feld mit zwölf bis fünfzehn Hunden, Spür- und Jagdhunden, man ſchießt jeder ein paar Dutzend Mahl, und gegen 3 bis 4 Uhr kommt man mit einem gewaltigen Appetit wieder nach Hauſe, und breitet gemeinſchaftlich auf dem groſſen Küchentiſche vor den Augen der Frau vom Hauſe, die ſtets ſich damit die Huldigung bezeigen läßt, ein Schock Wildpretſtücke, Wachteln, Haſen und Rebhühner, manchmahl ſogar einen goldbefiederten Faſan aus, der dafür beſtraft worden, daß er ſich mit ſeinem Spaziergange in den weiten Gefilden und groſſen Gehölzen einer königlichen Domaine nicht begnügt hat.

Oft iſt die Rückkehr von dieſen Jagden durch heitere Scherze ausgezeichnet, zu denen natürlich einer der Jagdgenoſſen den Stoff hergeben muß.

Als voriges Jahr die Jagd eröffnet ward, befand ich mich auf dem Schloſſe V **, das an der Straße von Paris nach Arpajon liegt. Nach der Rückkehr von einer der glücklichſten Streifjagden nahmen wir ein köſtliches Diner ein, ein Diner ohne Etikette, ein luſtiges, geräuſchvolles Diner, ein Diner, wie man es in Paris gar nicht haben kann. Dann ſang die Dame vom Schloſſe, eine junge ſchöne Frau, die groſſe italieniſche Arie der Ninette und eine friſche und ſüße Romanze von Bruguiere, alsdann ging's zum Contretanz und Walzen! Ja, ja, zum Walzen, dem Walzen, wo mein Herz von Glück und Wonne jubelte! O! es iſt mir, als ob ich noch dabey wäre!! — Aber es ſchlägt eilf an der Uhr im Salon, man muß Abſchied von einander nehmen. Ein Bedienter in Livrée ſtellt die ſilbernen Armleuchter auf einen Tiſch, man zündet die durchſichtigen Kerzen an, und die Dame vom Schloſſe ſagt zu mir: „Sie ſammeln Sagen, fabriciren Legenden, aber glauben dennoch unſtreitig nicht an Geſpenſter, daher bin ich überzeugt, daß Sie es wagen werden, in einer Kammer zu ſchlafen, in welcher niemand ſchlafen will, weil man von ihr ſagt, daß alle Nächte ein Geiſt darin ſpazieren gehe.“ — „O ganz vortrefflich!“ antwortete ich lachend, „das iſt ganz meine Sache. Ich möchte ſo gern einmahl

einen Geiſt ſehen.“ — „Nun denn, Julius,“ entgegnete die Dame und wendete ſich an ihren Gemahl, „ſo führe deinen Freund in die Kammer des Todten!“ — Und Julius geleitete mich in ein Gemach mit leeren weißen Wänden, in dem man nur Spinnengewebe und alte Meubles ſah. Er ließ mich allein. Ich zog mich aus, legte mich in ein Bett ohne Vorhänge, löſchte mein Licht aus und ſchlief, von ſüßen Gedanken begeiſtert, ein. Plötzlich aber wache ich wieder auf. Auf meinen Füßen, auf meinen Schenkeln fühle ich eine Laſt, die ſich bewegt. Dumpfes Geſtöhne dringt an mein Ohr, Vogelflügel ſchlagen um mein Geſicht. Ich ſpringe aus dem Bette. Der Fußboden kracht und zittert und gibt unter mir nach. Ich falle. Ich wälze mich in einer Waſſerfluth. Mühſam ſuche ich mich wieder aufzurichten und ergreife etwas Haariges, das ſich bewegt und eine Art von Todesächzen vernehmen läßt. Ich ſtoße einen Schrey aus. Da öffnet ſich plötzlich die Thür meiner Kammer, eine Menge Menſchen tritt mit Lichtern herein und ich erblicke mich mitten unter den lautauflachenden Gäſten des Schloſſes und 5 bis 6 Hühnern, welche die Helle ſcheu macht, irdenen Schalen, halb mit Waſſer noch gefüllt, und einem Kälbchen, das ſich in einen Winkel der Kammer flüchtet.

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore.) Eine höchſt merkwürdige Erſcheinung auf dieſer Bühne iſt der Ventriloquiſt und mimiſche Künſtler, Hr. Alexandre, welcher ein von ihm aus dem Engliſchen in das Franzöſiſche überſetztes Stückchen: Les ruses de Nicolas, ſchon mehrere Mahle vor einer eben ſo erwählten als zahlreichen Verſammlung producirt hat, und nach Beyfall und Zuſchauermenge zu urtheilen, dieſe Vorſtellung noch oft wiederhohlen kann. Hr. Alexandre erſcheint darin in ſechserley Masken, deren jede in Tonart, Haltung und Charakter verſchieden iſt. Seine unerſchöpfliche Mimik, welche ihm nicht mit Unrecht das Epitheton des franzöſiſchen Garrick verſchaffte, iſt vollkommen ausreichend für ſeine Aufgabe; ſie biethet ſo viel Bezeichnendes, daß ſie eine Art von Sprache wird, Jedem verſtändlich, wäre ihm auch das Idiom des Franzöſiſchen fremd. Dabey erfolgen die Verkleidungen, die oft nichts weniger als einfacher Natur ſind, mit ſo überraſchender Schnelligkeit, daß man den Verſtand gefangen geben muß, um dem Auge zu glauben. Kurz, Hr. Alexandre iſt ein ſo vollendeter mimiſcher Künſtler, daß man den Ventriloquiſten beynahe darüber vergeſſen könnte, obgleich er in dieſer Hinſicht auch vor den übrigen uns bekannt gewordenen hervorragt. Dem Vernehmen nach bringt er nächſtens ein anderes Stück, „Le Paquebot,“ zur Aufführung, das ebenfalls reich an Überraſchungen ſeyn ſoll; er hat ſeinen Credit ſo feſt begründet, daß man dieſer Neuigkeit mit Vertrauen und geſpannter Erwartung entgegenſieht. (Dasſelbe iſt bereits, und zwar mit dem größten Erfolge, zur Aufführung gekommen.)

Spontini's großartige Tondichtung: Ferdinand Cortez, wurde nach langer, aber nicht wohlverdienter Ruhe wieder aufgeführt, und zwar zum Benefice des Hrn. Breiting, welcher darin die Titelrolle gab. Hr. Breiting iſt eine ſo ſelten vorkommende Erſcheinung, daß das Urtheil über ihn noch keineswegs als abgeſchloſſen betrachtet werden kann. Er wird oft über Gebühr erhoben, oft mehr als billig getadelt. Dießmahl fanden die Tadler gleich in der Introductionsſcene Anlaß, auf ihre Meinung zu pochen. Siboni und Forti, die früheren Repräſentanten dieſer Rolle, gingen von der Anſicht aus, daß nur die feurigſte, lebendigſte Beredſamkeit den abtrünnigen Heereshaufen der Spanier zu den Fahnen des Gehorſams zurückzuführen vermöge. Ihre Darſtellung, ihr Geſang, darauf berechnet, athmeten Gluth und weckten Begeiſterung. Hr. Breiting erſchien gleich von vornhinein zu abgemeſſen, zu kühl, zu ſchleppend. Er vermochte in dieſem glanzvollen Muſikſtücke keinen höheren Beyfall zu erringen. In den übrigen Muſiknummern iſt Cortez nicht mehr ſo eingreifend beſchäftigt; es war daher natürlich, daß die Stimmung des Publicums gegen den Sänger ſich nicht bedeutend verbeſſern konnte, obſchon Hr. Breiting, den zu langſamen Vortrag der Recitative abgerechnet, Momente in ſeinem Geſange hatte, welche die Grandioſität ſeiner Stimme zeigten, und es um ſo mehr bedauern machten, daß er der Rolle im Ganzen nicht jene Geſtalt und Färbung gab, welche dieſelbe erfordert, und die ihr zu verleihen gewiß in ſeiner Macht geſtanden hätte. Hr. Wild ſang die Rolle des Telasco. Schon die erſten Tacte des Recitativs gaben den erſten dramatiſchen Sänger unſerer Zeit zu erkennen. Hier war alles kunſtvoll berechnet, und wieder ſchien alles ſo natürlich, als ob man es nicht anders vortragen könne. Keine geſuchten Effecte, aber auch keine vernachläſſigten, keine Steigerung des heftigen Affectes, welche den Kunſtſinn verletzen könnte, aber auch keine Weichlichkeit in den Äußerungen der Zärtlichkeit, welche dem Mann und Helden nicht geziemen. Die Arie des zweyten Actes und das Duett mit Amazilly, waren jene Piecen, welche den Beyfall, der Hrn. Wild gezollt wurde, concentrirten. In letzterem wurde er ſehr gut von Mad. Ernſt unterſtützt. Die Rolle der Amazilly muß, ihrer Beſchaffenheit nach, immer jener Sängerinn zufallen, welche die meiſte Kraft und Ausdauer beſitzt. Mad. Ernſt ließ in dieſer Hinſicht kaum etwas zu wünſchen übrig. Die Nebenpartien wurden von den HH. Staudigel, Oberhoffer, Schäffer, Discant und Seipelt zweckmäßig vorgetragen; beſonderes Lob verdient Hr. Schäffer ſeiner ſchönen Mitwirkung im Terzette wegen. Das Orcheſter, unter Lachner's Direction, gab ſchon in der Exequirung der Ouverture Beweiſe jenes Feuers und jener Präciſion, die es in der Meinung des Publicums ſo hoch ſtellen; es behauptete auch die ganze Oper hindurch ſeinen Ruhm. Die Chöre wurden gut vorgetragen; nur manchmahl, beſonders im letzten Acte, fehlte es an Accurateſſe. Was die Scenerie betrifft, ſo ſind das Verbrennen der Schiffe im erſten, und der Einſturz des Götzentempels im dritten Finale, Momente, welche einen impoſanten Effect machen ſollten; das Verſchwinden eines einzigen Schiffes, und das Verſinken des Götzenbildes reichten beyweitem nicht hin, eine ſolche Wirkung hervorzubringen. Die Oper, der würdigſte Repräſentant des Geſchmackes zur Zeit ihrer Entſtehung, fand in den einzelnen Theilen Anerkennung wie früher; in andern, wo naheliegende Vergleichungen Abbruch thaten, war der Erfolg geringer. Das Haus war übervoll, und auch die Wiederhohlung zog ein zahlreiches Auditorium herbey.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Scientific American.

VOLUME XII.—NEW SERIES.

NEW YORK, JANUARY 1, 1865.

$1 50 PER ANNUM.

NUMBER 1.

Rail Road Accidents.

Rail Road accidents are of frequent occurrence, and the public are becoming familiar with the sad details of the loss of life and limb which they entail. Many of these accidents are unavoidable, and are the result of carelessness on the part of the employés, or of the passengers themselves. Others are the result of defective machinery, and of the want of proper precautions to prevent them. Many of the latter class of accidents are of such a character that they could be prevented by the use of proper machinery, and by the adoption of proper precautions. Many of the accidents which occur on Rail Roads are the result of the want of proper machinery, and of the want of proper precautions to prevent them. Many of the accidents which occur on Rail Roads are the result of the want of proper machinery, and of the want of proper precautions to prevent them.

pe ſchien ſeine Augen zu blenden; es wagte die wenigen Anweſenden kaum anzuſehen, beſonders als es den Chirurgen erblickt hatte, ſuchte es die Augen immer auf die andere Seite zu wenden.

„Sie ſehen," ſagte der Charlatan, „dieſer intereſſante Afrikaner hat ein ſo ſchwaches Geſicht, daß der Glanz der Uniform dieſer beyden Officiere ihm Schmerz in den Augen macht. Er ward unter einem Volke Albinos gefunden, deſſen König ſein Vater war. Er ſieht bloß in der Nacht gut, wie die Katzen. Er ißt wenig und ſchläft viel, aber bloß am Tage. Seine Haare ſind weich, wie Seide und haben, wie ſich die hochzuverehrenden Anweſenden überzeugen können, die Farbe des Flachſes." (der Albino machte eine Bewegung, als habe ihn etwas geſtochen.) Dieſes lebendige Phänomen ſpricht nur die Sprache ſeines Vaterlandes und kann die Worte, deren wir uns hier in Frankreich bedienen, kaum ausſprechen. Kommen Sie her, Herr Doctor! Sie können ſeine Haut befühlen . . ."

„Bolo! Bolo!" rief der Albino und entfernte ſich von dem Doctor, der bereits den Finger auf das Geſicht desſelben gelegt hatte und ihn mit einer weißen Maſſe bedeckt ſah.

„Dieſe Worte Bolo! Bolo! bedeuten, meine Herren! es ſchmerze ihn, da er eine Haut hat, die ſo weich iſt wie Teig."

„Gott verzeihe mir!" ſagte der Chirurg, nachdem er das weiße Geſicht des Phänomens genauer betrachtet hatte, „ich glaube, es iſt Flachskopf."

Der Albino zog ſich bey dieſen Worten zurück, der Chirurg folgte ihm, brachte ihn wieder zurück und ſagte: „Ja, ja, es iſt der .. von einem Schiffsjungen, der uns entlief."

Der Charlatan proteſtirte gewaltig dagegen, verſicherte, Atteſtate zeigen zu können, die Anweſenden miſchten ſich in den Streit, forderten ihr Geld zurück, es entſtand ein gewaltiger Lärm, die Polizey kam dazu und das lebendige Phänomen ward endlich bey einem Ohre auf das Schiff zurückgeführt, wo ſein Empfang nicht eben der beſte war.

Der arme Teufel bekam zwar viel Schläge, verlor aber mit dieſer Gelegenheit den ihm ſo verhaßten Spottnahmen Flachskopf; denn jedermann, der ihm etwas zu ſagen hatte, rief ihn von nun an: „Phänomen! komm."

Die Börſe in Berlin und Paris.

(Beſchluß.)

Die Kinder werden gleich nach der Geburt in ein nahes Dorf einer Amme übergeben; die Küche und der Einkauf wird den Mägden überlaſſen; all die kleinen Häuslichkeiten, womit unſere Bürgersfrauen ſo wichtig thun und oft ein deſpotiſches Hausrecht ausüben, ſind den Franzöſinnen fremd, welche dafür, die Feder hinter dem Ohr, hinter dem Schreibpulte ſitzen und dem Mann in ſeinen Geſchäften, als erſter Commis und Buchhalter getreulich zur Seite ſtehen. Dieſe männlichen Handthierungen und das Bewußtſeyn, nicht bloß mit dem Geſchäfte der Mägde verdammt zu ſeyn, geben ihnen eine gewiſſe Entſchloſſenheit und ein Selbſtbewußtſeyn, das im erſten Augenblicke einen Fremden in ihrer Nähe ſeltſam befängt. Hiezu kommt noch, daß die Mädchen, ſo ſchüchtern und züchtig ſie faſt alle dem äußern Anſcheine nach ſind, da ſie von dem ſentimentalen Verlieben der Deutſchen nichts wiſſen, indem ihnen Phantaſie fehlt, und Schwärmerey und Überſpanntheit gänzlich fremd ſind, ſich, ſobald ſie verheirathet ſind, in einem ganz andern Lichte zeigen.

So ſind die Frauen in Frankreich, und ſo ſind ſie im bürgerlichen Leben beſtellt; was Wunder alſo, daß ſie an die Börſe gehen! Und auch die berühmte Mars ſah ich dort faſt täglich, ſelbſt wenn ſie Abends im Theater beſchäftigt war. Molière wußte ſie ſeit 30 Jahren auswendig und ihr Publicum kannte ſie; aber der heutige Cours war ihr fremd und an der Börſe warteten ihrer Neuigkeiten von gröſſerem Belange. Ich beobachtete ſie oft und lange und bemerkte nie beym Fallen oder Steigen der Rente eine Änderung in ihren Zügen, die auf dem Theater bey vieler Beweglichkeit, doch nur ſtets den freundlichen Ausdruck der guten Geſellſchaft, eines geglätteten Theezirkels zeigen. Spiegeln ſich tiefere Leidenſchaften in dieſem Geſichte nicht ab? oder kann ſie ihren Zügen ſo gebiethen? Im erſten Falle iſt ſie eine ſchlechte, im letztern eine große Schauſpielerinn.

Wir wollen nunmehr die Börſe verlaſſen. Es iſt ein Viertel nach Vier. Freunde und Bekannte, die neben einander ſtanden, ohne ſich zu ſehen, finden ſich jetzt und nun erſt wird daran gedacht, irgend ein Geſchäft zu beſprechen oder Arm in Arm dem Boulevard zuzuſchlendern, oder im Cabriolet eine Fahrt durchs bois de Boulogne zu machen. .....t.

Die Nymphe des Thales.

An P.

Die Lerche flog auf, wie das Sonnenaug'
Licht über die Berge schaut;
Sie wiegt sich auf leichten Schwingen hin,
Und singt so lieb und traut.

Und müder und müder allgemach,
Mit liederwunder Brust,
Verhaucht sie sinkend aus luft'gem Raum
Des Sanges weinende Lust.

Ein Mädchen still an der Quelle saß,
Tiefsinnend der Lerche Lied;
Es ließ das Vöglein im Schooße ruh'n,
Das von dem Sange müd'.

Die Nachtigall schlug, wie das Sonnenaug'
Sanft hinter den Bergen sich schloß;
Und aus der Brust, von Liebe wund,
Die einsame Klage floß.

Die Wolke weint — der Hain ist leer,
Und matt schon der Sonne Strahl;
Wer höret noch deines Liedes Gram?
Wem singst du, Nachtigall? —

Im Haine das Mädchen sinnend weilt,
Ihr sanftes Aug' wird feucht!
Der klagende Vogel mit seinem Lied
Nicht aus dem Haine weicht.

Prechtler.

Miscelle.

Höflichkeit ist eine freye Kunst und fordert, wie jede Kunst, ein gewisses Talent und richtigen Tact; Übung ohnedieß. Zu den Zeiten unserer Väter war sie eine Wissenschaft, die aus Complimentirbüchern, gleichsam als die Grammatik des gesellschaftlichen Lebens, mit eben der Strenge wie die lateinische Grammatik gelernt wurde, wie man in derselben Zeit aus galanten Briefstellern Witz, Anmuth und Zärtlichkeit lernte. Da war, wie beym Schachspiele, Zug und Gegenzug, Rede und Gegenrede vorgeschrieben; wie in der Fechtschule folgte Stoß, Parade und Gegenstoß in gemessener Ordnung, Alles mit der sorgfältigsten Rücksicht auf Zeit und Ort, Stand und Geschlecht. Es war in der That keine geringe Aufgabe, in einer gemischten Gesellschaft Alles, was nach den Begriffen jener Zeit zur guten Lebensart gehörte, im Kopfe, auf den Lippen und in den Füßen zu haben, und sich vor Verstößen zu hüten, die von Kennern nicht leicht verziehen wurden. Für junge Leute war ein Gastmahl, eine Hochzeit oder andere Lustparthie ein examen rigorosum, und für jeden, dem es in der Praxis der gesellschaftlichen Diplomatik an Fertigkeit und Übung fehlte, war die Festtafel eine Marterbank. Wohl war dabey eigentlich Niemanden als denen, die durch Rang und Jahre das Recht erworben hatten, sich mehr als Andere zu erlauben, das große Wort zu führen, laut zu lachen, und aus großen Gläsern zu trinken. Schlimmer war das schöne Geschlecht daran, am schlimmsten die Unverheiratheten, die oft nicht wagten den Mund zu öffnen, weder zum Essen, noch zum Trinken, noch zum Sprechen, sondern, den schüchternen Blick auf Mutter und Tanten geheftet, sich in der Kunst übten, Langweile mit steifem Anstande zu ertragen, zu rechten Zeit zu erröthen, und die derben Späße der alten Herren gegenüber nicht zu verstehen. Von dem Allen weiß die heutige überglückliche und doch nie zufriedene Welt nichts. Man trinkt nicht mehr Gesundheiten nach Stand und Rang; man springt nicht mehr um den vornehmern Begleiter herum, um ihm die rechte Hand zu lassen; man streitet sich nicht mehr im Zugwinde an der Hausthür um den Nachtritt; ja, man läßt Männer und Frauen niesen, so viel sie Lust haben, ohne sie durch einen Glückwunsch oder eine symbolische Verbeugung zu stören. Während aber auf diese Weise in Deutschland die Emancipation von dem lästigen Joche des Cermoniels immer größere Fortschritte macht, und wir ungestraft über den ängstlichen Rigorismus der vornehmen Londner Modewelt lachen dürfen, bleibt doch auch bey uns noch Manches zurück, was man entfernt wünschte. Jedem unserer Leser wird vielleicht etwas dieser Art einfallen; wir aber wollen hier nur an Eines erinnern, was uns eben zunächst liegt; und zwar, da wir wissen, wie viel kräftiger ein überseeisches Urtheil auf unsere lieben Landsleute wirkt als ein heimisches, durch einen fremden Mund. In John Moorus's Reisen, oder wie das Buch eigentlich heißt, in seinen Blicken auf die Gesellschaft und Sitten von Frankreich, der Schweiz und Deutschland, lesen wir folgende Bemerkung, der wir die vollkommenste Beystimmung geben: „Viele Leute in Deutschland haben Sammlungen von Naturseltenheiten, und ein Fremder kann ihnen seine Aufmerksamkeit nicht besser beweisen, als wenn er sie zu sehen verlangt (oder ihre Einladung dazu annimmt). Diese Höflichkeit wäre eine ganz leichte und bequeme Sache, wenn der Fremde die Sachen in Augenschein nehmen und gehen könnte, wenn er Lust hat; aber das Unglück ist, daß der Eigenthümer sich für verpflichtet hält, zugegen zu seyn, und dann die Geschichte von jedem Stück Erz, jeder Versteinerung und jedem Monstrum seiner Sammlung erzählt. Da diese Vorlesungen umsonst gegeben werden, so glaubt er ein Recht zu haben, sie so lang auszuspinnen, als er Lust hat, und auf diese Weise wird der Besuch einer Privatsammlung (auch mancher öffentlichen) eine ernsthaftere Sache, als manche Leute glauben mögen."

F. J.

Notizen.

Schauspiele.

Im k. k. Hofburgtheater wurde zum ersten Mahle gegeben: Die Flucht nach Afrika, Posse in einem Aufzuge, von Albini. —

Man thut einer bescheiden auftretenden Kleinigkeit, die sich durch die Firma Posse selbst in eine untere Classe rangirt, Unrecht allzuscharf das kritische Messer an sie zu legen. An strenge Wahrheit der Charaktere ist nicht zu denken, ja sie sollen für dieses Genre von Stücken etwas chargirt seyn. Im Übrigen ist der Inhalt ziemlich wohl erdacht, und im Dialoge das entschiedene humoristische Talent Albini's nicht zu verkennen. Um die Leser einigermaßen in den Stand zu setzen, unsere Meinung zu prüfen, berichten wir, daß den Hauptcharakter dieses Stückchens eine junge Frau bildet, welche ihre Eifersucht ohne Grund und Ursache bis aufs Äußerste treibt. Sie ist die Gemahlinn des Justizrathes Wagner, und jedes Amtsgeschäft, das dieser in irgend einem Privathause auszumachen, jede lateinische Floskel, die er etwa als Justizmann ausgesprochen hat, erweckt Verdacht bey ihr, und treibt ihre Eifersucht bis zu den lächerlichsten Combinationen. Ein Termin, welchen Wagner in Verlassenschaftangelegenheiten bey einer gewissen Witwe Mayer abzuhalten hat, erweckt ganz besonders ihre Unruhe, und da sie die Wohnung derselben in der Schreibtafel ihres Mannes verzeichnet findet, beschließt sie, um ungekannt Alles beobachten, erforschen zu können, sich in Mannskleider zu werfen, und in dieser Maske bey der erwähnten Tagsatzung zugegen zu seyn. Als sie nun eben mit ihrem Costüme fertig geworden, kommt ein gewisser Studiosus Mayer, der an den Justizrath ein Bittgesuch hat, und die metamorphosirte Frau für denselben in Angst und Schrecken hält, indem diese, wieder neuen Verdacht ahnend und besonders durch den Nahmen Mayer auf den Gedanken gebracht, es könnte ein verkleidetes Frauenzimmer in dieser Maske stecken, ihn mit Härte anläßt und durch unbegreifliche Reden vollends verwirrt macht. Inzwischen war schon früher ihr Mann zu Hause wieder angekommen, und hatte durch das Schlüsselloch bemerkt, was seine Frau beginne. Er entfernt sich mit dem Bedienten wieder, und bald erscheint ein Assessor, von einem Gerichtsdiener begleitet, und erklärt der eben im vollen Costüme aus ihrem Zimmer tretenden Frau Justizräthinn, daß ihr Mann einer Reihe von Verbrechen überwiesen, und er selbst hier zugegen sey, um seine Papiere zu versiegeln und in Empfang zu nehmen. Bey Clotilden erwacht natürlich in diesem Augenblicke die Liebe zu ihrem Gatten in voller Stärke, so zwar, daß sie aller lächerlichen Eifersucht vergißt, und im vollen Werthe ihres edlen Herzens dasteht. Als der Justizrath ganz wohlgemuth bey der Thüre hereintritt, unterrichtet sie ihn mit Thränen von dem Vorgefallenen, überreicht ihm ihre ganze Habe, und beredet ihn zur Flucht nach — Afrika, weil sie dort unter den schwarzen Weibern keine Nebenbuhlerinn fürchtet. Jetzt klärt ihr der von ihrem wahren Werthe so innig überzeugte Gatte den Scherz auf, welchen er mit ihr zu ihrem Besten gespielt, denn der Assessor ist sein Freund, und der Gerichtsdiener ein verkleideter Bediente. Daneben demaskirt sich auch ein sogenannter Hausfreund, eine zwar schwache, aber doch lächerliche Figur, der in der Angst, vom inquirirenden Assessor mit festgenommen zu werden, den Justizrath sogar als seinen Bekannten verläugnet, bey dem er doch eben erst vom Tische aufgestanden ist. — Das Stückchen gefiel in einzelnen Scenen recht wohl, nur am Schlusse wollte der Beyfall nicht recht durchgreifen.

Mad. Anschütz gab die eifersüchtige Justizräthinn meisterhaft. Ihre angenehme Persönlichkeit macht es auch, daß der gesteigertste Affect sich noch immer anmuthig ausnimmt, und hier die Gränze des Humors nie überschritt, der sich in einer Art Parodie offenbarte. Hr. Herzfeld gab den Justizrath mit sicherer Haltung, und sein Spiel hielt sich ganz innerhalb der angewiesenen Gränze des Anstandes und Vernunftreifs. Hr. Koberwein gab den lächerlichen Freund Räthlich mit dem eigenthümlichen Colorite eines gutmüthigen Schwachkopfes. Hr. Swoboda als Studiosus Mayer bewies in der einzigen Scene, wo er eigentlich zu spielen hat, ein auf geeignete Charakterzeichnung gerichtetes Streben, welches seinem Talente hier recht gut im Ausdrucke der Verlegenheit gelang. Hr. Weber (Assessor) und Hr. Wagner (Bediente) spielten verdienstlich.

Ermin.

Concert der Dlle. Nina Onitsch.

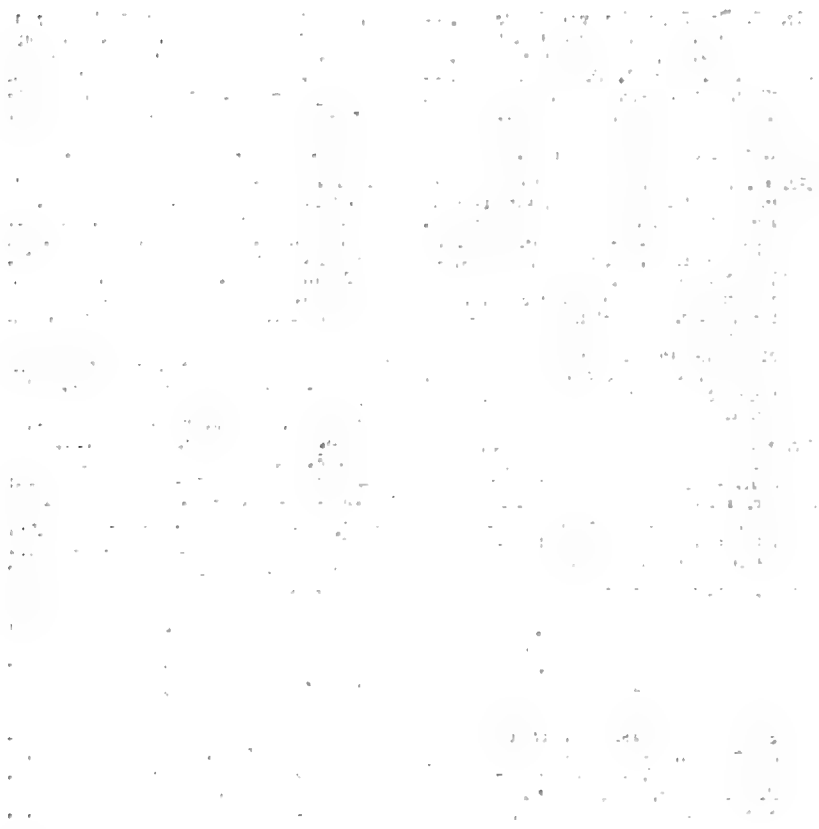
Sonntag den 10. Februar fand das Concert der Dlle. Onitsch im Musikvereinsale Statt, und sie spielte ein Concert von Hummel und ein Rondo brillant von Würfel.

Bey der Menge talentvoller Virtuosinnen auf dem Fortepiano ist es eine schwierige Sache zu gefallen; wer daher dieß Ziel erreicht, und sogar allgemeine Anerkennung findet, liefert gewiß den besten Beleg für den Werth seiner Leistung. Dlle. Onitsch erfreute sich eines lärmenden Beyfalls, und wurde zweymahl gerufen. Das ihr inwohnende, reiche Talent wurde von zwey vorzüglichen Bildnern, — ich meine die HH. Würfel und v. Bocklet, — gepflegt und zur schönen Reife gezogen, so daß es jetzt, wie eine üppig prangende Blüthe, im Sonnenglanze der Kunst dasteht. Würfel lehrte sie mit der Festigkeit seiner Methode die beste Grundlage: eine gute Schule, worin alle Elementarkenntnisse erschöpft werden; auf dieser tüchtigen Basis verfolgte Bocklet ihre Bildung mit der, nur ihm eigenen Meisterschaft, so daß er nun gewiß Dlle. Onitsch unter seine werthen Schülerinnen zählt. Auch, daß Bocklet ihre Vervollkommnung übernahm, ist ein Beweis, daß er den Funken der Kunst in ihr glimmend fand, und ihm ist es dann Pflicht, bey seiner Liebe und Verehrung für die Muse, denselben zur hohen Gluth anzufachen, und so ihrem Tempel eine neue würdige Priesterinn zuzuführen. Er selbst ist ein fester Stamm in dem Haine Apoll's, den kein Orcan beugt, kein Gewitter stürzt und in der Fülle der Zweige, der reichen Blüthenkrone und der lieblichen Blüthen sieht die Phantasie seine Werke, so wie in den Nebensprossen, die zur gleichen Kraft und Größe emporzustreben scheinen, seine Schüler. Nach dieser Abweichung sey als Recapitulation gesagt: Dlle. Onitsch zeigte sich in jeder Beziehung der beyden genannten Meister vollkommen würdig. Mit großer Wahrheit führte sie das Meisterwerk von Hummel durch, so wie in dem äußerst lieblichen Rondo alle Figuren in möglichster Nettigkeit und Klarheit ans Licht traten. Mechanische Fertigkeit und Gefühl des Vortrags zeichnen ihr Spiel jetzt schon im hohen Grade aus, und so kann man bey ihrer zarten Jugend, wenn der Eifer, der sie zu beseelen scheint, nicht erkaltet, mit Gewißheit ihr einst einen der ersten Plätze unter Deutschlands Claviervirtuosinnen verbürgen. Das erste Intervall füllte Dlle. Ehnes mit dem höchst gelungenen Gesange einer italienischen Arie aus. Ihre schöne Stimme, welche sich mit leichter Biegsamkeit in den zartesten Nuancirungen bewegte, siegte über alle Gemüther. Im 2. Intervalle declamirte Dlle Zeiner, k. k. Hofschauspielerinn, die Kraniche des Ibicus von Schiller mit drastischer Wirkung. Jede der Künstlerinnen wurde zweymahl mit tobendem Applause vorgerufen. — Dlle. Onitsch erfreute sich des äußerst zahlreichen Zuspruchs eines aufgewählten Publicums. —

Joh. Nep. Hofzinser.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1169.



Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEWSPAPER OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SAN DIEGO

UC San Diego Guardian

Editor-in-Chief: Jeffrey Lin
Managing Editor: Jeffrey Lin
Business Manager: Jeffrey Lin
Copy Editor: Jeffrey Lin
Layout Editor: Jeffrey Lin
Web Editor: Jeffrey Lin
Photo Editor: Jeffrey Lin
Opinion Editor: Jeffrey Lin
Sports Editor: Jeffrey Lin
Arts & Entertainment Editor: Jeffrey Lin
News Editor: Jeffrey Lin

Jeffrey Lin Appointed to Every Position at UC San Diego Guardian

By Jeffrey Lin, Jeffrey Lin, Jeffrey Lin,

Kunſt, ſo wie ich weiß; ich freue mich euch Beyde zu ſehen.“

Solch ein Antrag wird von einem ſiebenzehnjährigen Franzoſen ſelten abgelehnt, nur wir Deutſche ſind ſeit mehreren Jahren in dieſem Alter ſchon zu bequem dafür und ahmen lieber unſere Väter, die Ritter des 15. Jahrhunderts nach, gleich ihnen wacker zechend, wenn wir ihnen auch ſonſt in Nichts gleich zu kommen bemüht ſind. Guillaume ging den Vorſchlag ein, und freute ſich nicht wenig, mit Annettchen recht zierlich zu tanzen, und ſeinen Ruf durch Entrechats doubles, brisées und battements zu bewähren. Verdoppelt wurden nun die Ruderſchläge, und als die Sonne zu ſinken begann, landeten ſie am Ufer des Fleckens, in welchem Annette mit Mutter und Schweſter Julie wohnte.

Man zog den Kahn ans Ufer und die Ruder auf der Schulter ging es nun dem Häuschen der Geliebten zu; doch ſiehe! Annettens Mutter war recht krank geworden, ſeit Leſſault nicht bey ihnen geweſen, und bedurfte alſo ihrer beyden Töchter Pflege, welche die guten Mädchen auch mit der zärtlichſten Kindesliebe der Kranken widmeten, und alſo die im Schilde geführte Unterhaltung auf dem Kirchweihfeſte ihres Ortes nicht annehmen konnten. Leſſault fand dieß Hinderniß um ſo trauriger, da deſſen Urſache wirklich von der bedenklichſten Art war, denn Annettens Mutter lag an einem Nervenfieber darnieder, und Cudreſin beſaß weder Arzt noch Apotheke, ſondern es kam wochentlich zweymahl ein Chirurg aus Grandrun zu der Kranken, welcher eben auch nicht am ſicherſten in ſeiner Kunſt zu ſeyn ſchien.

Die beyden Mädchen klagten Leſſault ihre bangen Beſorgniſſe wegen der Mutter Zuſtand ſowohl, als der Mangelhaftigkeit des eben erwähnten Arztes, und hatten ſeinem Beſuche mit der geſpannteſten Ungeduld entgegengeſehen, da ſie von ihm Rath und Hülfe erwarteten. Man fand es von der allerdringendſten Nothwendigkeit, ſchnell einen geſchickten Doctor herbeyzurufen, denn die Alte war ſchon ſo vorgerückt in der Krankheit, daß ſie ohne Bewußtſeyn dalag und weder ihre Töchter noch Leſſault mehr kannte; die armen Mädchen aber hatten durch Nachtwachen und raſtloſe Pflege ihre Kräfte ſchon ſo erſchöpft, daß auch ſie einer Erleichterung bedurften, und es eiferten Guillaume und Leſſault um die Wette, wer dieſe Nacht das Krankenwärteramt übernehmen ſolle, während der Andere nach dem jenſeitigen Ufer zurückkehren und einen Arzt aus Neufchatel herbeyhohlen würde.

Leſſault war ein geübterer Schiffer, als Guillaume, und erboth ſich alſo die Reiſe allein zu unternehmen, obwohl die Mädchen ihn lieber bey ſich behalten hätten, als den fremden Jüngling, von welchem ſie doch nicht jene Theilnahme und thätige Hülfe erwarten zu können glaubten, deren Leſſault's alte Freundſchaft ſie verſicherte.

Die Fahrt nach Jenſeits dauerte doch zu lange, als daß das Eintreten der Nacht dem unkundigen Guillaume nicht Gefahr hätte bringen können, und er blieb alſo in Cudreſin zurück, wo er ſich ſo ſorgfältig und geſchickt in dem fremden Hauſe benahm, für Alles ſo ſchnell Rath wußte, und ſeine Dienſtleiſtungen ſo unaufgefordert und eilfertig verrichtete, daß die beyden Schweſtern ihn ſchnell liebgewannen, und Leſſault im Stillen nicht genug danken konnte, einen ſo gewandten Helfer ihnen mitgebracht zu haben. Es war neun Uhr Abends, und Julie, die jüngere Schweſter, welche die vergangene Nacht ganz allein bey der Kranken gewacht hatte, fühlte am meiſten das Bedürfniß der Ruhe, daher übernahm Annette mit ihrem neuen Freunde die Wache für die bevorſtehende Nacht, und ſie ließen die Ermattete zu Bette gehen. Sie ſelbſt ſetzten ſich an der Mutter Lager und verkürzten ſich die Schmerzenszeit mit allerley leiſem Geſpräche, deſſen Hauptſtoff Freund Leſſault und ſeine Fahrt nach Jenſeits war. Guillaume rühmte ſeines Lehrers vortreffliche Eigenſchaften, ſprach mit Wärme von demſelben und führte ſich Annettchen auf dieſe Weiſe ſelbſt nicht nur als einen Freund des biedern Uhrmachers auf, ſondern erwarb ſich auch durch deſſen Lob der Geliebten freundliche Zuneigung in dem Grade, daß in ein paar Stunden ſpäter Annette doppelt froh war, einen ſo gutmüthigen und gefälligen Gefährten an der Seite zu haben.

So theilnehmend Guillaume auch für die Kranke war, ſo erfüllte dieſes Gefühl ihn doch nicht in ſo vollem Maße, daß ihm nicht noch Empfänglichkeit für ein anderes geblieben wäre, das durch äußere Einwirkung von Annettens anmuthigem Weſen in ſeiner jugendlichen Bruſt ſich entſpann. Er fühlte ſich zu dem Mädchen wunderbar gewaltſam hingezogen, und da dieß Gefühl zum erſten Mahle ſein Jünglingsherz beſchlich, ſo war es auch von all dem Feuer begleitet, deſſen erſte Liebe nur immer fähig iſt. Zum Lobe des Liebentbrannten ſey es jedoch geſagt, daß nicht Annettens äußere Reize allein ihn gefangen hielten, ſondern all die guten Eigenſchaften einer liebenden Tochter, verſtändigen Hausfrau und eines gebildeten beſcheidenen Mädchens,

welches zu beobachten die Lage der kleinen Familie eben die beste Gelegenheit darboth.

Bey so glühend heißer Zuneigung für dieselbe sah er nun aber auch jeden ihrer Vorzüge mit dem Vergrößerungsglase der Liebe an, und Annette erschien ihm als ein Engel, dessen Besitz seiner Meinung nach ein zu hohes Glück für seinen Freund Lessault sey, da sein ruhiger, ernster Sinn nicht fähig wäre, diese Gabe des Himmels nach ihrem überirdischen Werthe zu würdigen. Er fing an ihn zu beneiden, und dieser Neid machte ihn erfinderisch für die Entdeckung mancher Fehler und Mängel, welche er nunmehr an Lessault nicht nur zu finden, sondern darin auch einen gegründeten Beweis zu sehen glaubte, daß Annette ihn nur als Freund achten, keineswegs aber in dem Maße lieben könne, als sie vielleicht ihm zugethan gewesen seyn würde, hätte sie ihn früher als Jenen kennen gelernt, und so erwachte denn der schnelle Vorsatz in seinem raschen Herzen, dem guten Lessault recht ernstlich ins Gehege zu gehen. Sein Alleinseyn mit Annette begünstigte den Plan, er wandte die besten Mittel zu dessen Erreichung an, verschwendete all seinen Reichthum von liebenswürdiger Zuvorkommenheit, thätiger Sorgfalt für der Geliebten Mutter, und da sein angenehmes Benehmen von einem äußerst gefälligen Äußern begleitet, dieses aber von einer gewissen jugendlichen Coquetterie gehoben war, so bemerkte Annette gar bald, daß Guillaume nicht minder als Lessault geeignet sey, von einem Mädchen geliebt zu werden; doch genoß der letztere noch den Vorzug der Priorität in ihrem bereits bewegten Herzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dicht- und Tonkunst.

Sonnett.

Daß Engelstimmen in das Leben klingen,
Die Brust durchzücken mit der Wonne Ähnden,
Den Herzen, die die heil'ge Gluth empfanden,
Den Gruß des ederfernen Himmels bringen:

Rief er dieß Paar der Schwestern, zu umschlingen
Die große Welt mit tausend Liebesbanden!
Und wie die Eine zu den Sternenlanden
Den Geist emporträgt auf Begeist'rungsschwingen,

In seliger Gestaltung gold'ner Träume
Ihn hinführt durch die ungemess'nen Räume,
Wo seiner Ideale Lichtthron glüht:

Umfängt die And're zaub'risch das Gemüth,
Einwiegend, wie der Sang der Philomele,
Und irdischem Gefühl' entschwebt die Seele.

Carl Ad. Kaltenbrunner.

Gaspariniana.

In Rochefort befindet sich ein Sträfling, ein gebornet Italiener, dessen List, die Reisenden in Contribution zu setzen, sehr weit ging. Obgleich mehrerer Räubereyen auf der Landstraße überwiesen, hat man ihm doch nicht den Vorwurf der Grausamkeit machen können. Vor einigen Jahren unternahm er es allein, einen Postwagen, der bey Einbruch der Nacht durch einen Wald mußte, anzuhalten; stellte hier seine Truppe auf, die nicht aus blutdürstigen Räubern, sondern aus einem halben Dutzend gut ausgestopfter Röcke bestand, die Flinten vorhielten, furchtbare Mützen aufhatten und auf Stöcken standen. Als die Post ankam, rief er dem Postillion zu, anzuhalten, befahl dem Schaffner und den Reisenden auszusteigen und, indem er auf seine an dem Holzrande stehenden Begleiter zeigte, die Koffer zu öffnen, aus denen er herausnahm, was ihm anstand. „Seyn Sie ganz unbesorgt, meine Herren!“ fuhr er fort, „lassen Sie mich bloß nehmen, was ich brauche, und meine Leute werden keinen Schritt weiter gehen; Sie haben von ihnen nichts zu fürchten, verlassen Sie sich auf mich.“ Dieser moderne Rolando ward zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt. Aus dem Verhör ergab es sich, daß, als die Gendarmen den Wald nach ihm durchsuchten, sie mit nicht geringem Erstaunen auf ein halbes Dutzend Räuber stießen, welche ihren Mann behaupten zu wollen schienen; sie forderten dieselben auf, sich zu ergeben, erhielten aber keine Antwort, gaben eine Ladung, griffen dann die Puppen mit dem Säbel in der Hand an, fanden natürlich keinen Widerstand und lachten herzlich über den sonderbaren Streich.

Charade.

Mit unzählbaren Dritten werden
Beschrieben durch das ganze Jahr
Zu Briefen, und in den Kanzleyen
Viel tausend von dem ersten Paar.

Bezaubernd rühret Paganini
Bloß mit dem Ganzen uns das Herz,
Der todten Geige gibt er Leben,
Und fesselt an sie seinen Schmerz.

Heinrich Adami.

Miscelle.

Es wird in der Geschichte jetzt immer mehr die Spreu ausgemärzt, welche durch die Leichtgläubigkeit und Sorglosigkeit der Vorfahren hineingekommen ist. So enthalten die Prager Jahrbücher des böhmischen Museums, 2. Bd. 1831. im 4. Hefte, eine „Jugendgeschichte Al-

brechts von Waldstein," geschöpft aus einem erst 1827 entdeckten Manuscripte, das einen 1694 gestorbenen Domherrn v. Leutmeritz zum Verfasser hatte, der von 1654 an die Quellen zu seiner Arbeit sammelte, wobey er Vieles aus dem Munde von Männern schöpfte, die den Friedländer persönlich gekannt hatten. Dieser Handschrift zufolge fällt fast Alles, was von den sonderbaren Jugendschicksalen des berühmten Mannes erzählt wird, in nichts zusammen, entweder weil es ganz unbegründet ist, oder nur auf Verwechslung des Herzogs mit mehrern seiner gleichnahmigen Stammvettern beruht. Wallenstein hat nie auf dem Gymnasium zu Goldberg unter dem Cantor Fechner Unterricht erhalten, nicht in Altdorf das neue Carcer durch den vorausgeschickten Hund weihen lassen, ist zuerst in Koschumberg in Böhmen und dann in Olmütz gebildet worden, wo er zur katholischen Religion übertrat. Er ist nie Page in Insbruck oder Burgau gewesen, nicht dort im Fenster eingeschlafen und herabgestürzt, und was der Dinge mehr sind, die bis jetzt als die unbezweifelten Züge seines Lebens und Charakters immer und immer wieder nach- und abgeschrieben worden sind.

Notizen.

Schauspiele.

(Theater in der Josephstadt.) Auf dieser thätigen Bühne erschien nun „der Alpenkönig" von Raimund, in welchem der gefeyerte Verfasser selbst als Gast auftrat. Wir stehen nicht an, dieses Stück für das gelungenste Product Raimund's anzuerkennen, und zwar als dasjenige, worin sich die originelle, bisweilen zum Genialen sich erhebende Tendenz seiner komischen Muse am charakteristischsten ausspricht. Raimund hat hier den Geist der Volksthümlichkeit auf den höchsten Gipfel erhoben, dessen er fähig ist, ohne ihn in seiner Kraft durch Sentimentalität zu hemmen. Im „Bauer als Millionär" tritt die moralische Idee als Schöpfer auf, im „Alpenkönig" ist der Charakter vollständig, zuweilen überschwenglich, aber wirksam und ergreifend als das Centrum ergriffen, und das Werk dreht sich centrifugalisch um ihn herum. Vielleicht mag selbst dem Dichter die eigene Gemüthsstimmung zu Hülfe gekommen seyn, — genug, der Charakter erreicht an frappanter Wahrheit die Gestaltungen Dürer's, und übertrifft sie an poetischer Eigenthümlichkeit. Was Raimund als Rappelkopf leistet, ist bekannt, und wir können mit Recht behaupten, daß diese Rolle durch Raimund nur für Raimund geschrieben worden. Es ist zu viel darüber gesprochen worden, um eine zergliedernde Anzeige noch wünschenswerth zu machen. Hr. Fr. Demmer gab den Alpenkönig mit Kraft und Würde im ersten Acte, im zweyten das Portrait mit effectvoller Wahrheit. Sehr zu loben ist Hr. Rott als Habakuk, obgleich wir nicht der Meinung sind, als hätte diese Rolle nicht einfach wirksamer gegeben werden können. Die übrigen Mitspielenden, worunter wir aus Mangel an Raum bloß Dlle. Segatta als Sachen nennen, waren sämmtlich zweckmäßig und wirksam beschäftigt. Die äußere Ausstattung ist prachtvoll, ausgezeichnet. Man kann die Liberalität dieser Direction nicht genug anerkennen und bewundern. — s —

Am 21. d. M. wurde ebendaselbst zum ersten Mahle gegeben: „Der Barbier von Sevilla," komische Oper in 2 Aufzügen, Musik von Rossini. Eine Production, die dieser Bühne alle Ehre macht. Ref. hat diese Oper in ihrem unübertrefflichen Glanze, unter den Adlersflügeln Lablache's, der Fodor, Donzelli's, Ambrogi's u. s. w. gesehen und er ging von der heutigen Vorstellung seelenvergnügt nach Haus. Das will viel sagen. In einer Nacht ist gleichsam dieß Theater zur üppigen Kunstanstalt aufgesprossen, so daß sich die Kunstkenner und Freunde, wie in ein Asyl hinausflüchten, um dort ihres vacanten Enthusiasmus los zu werden. Es war etwas Lebendiges, Gediegenes, Ganzes. Man behandelte es nicht so obenhin, leichtweg, vornehm, man nahm die Aufgabe in die Hand, und wog sie prüfend ab. Dlle. Heinefetter, der Solitair des Musenschmucks, ist ein Wesen, welches unwiderstehlich hinreißt. Man weiß nicht, soll man sich mehr der wunderbaren Töne, mehr des herrlichen Spieles erfreuen. Die große Arie in F im ersten Acte mußte zweymahl gesungen werden. Die Wiener Enthusiasten waren in der Überschwenglichkeit; die Pariser in der Opéra-comique hätten, wären sie da gewesen, uns um unser Entzücken beneidet. Hr. Demmer als Almaviva, sehr brav; seine erste Cavatine in C ließ mehr Stärke im Falsett wünschen. Hr. Pöck als Figaro, ausgezeichnet schön. Mit Recht sang er seine weltberühmte Arie: Largo etc. italienisch. Deutsch nimmt sich das zu schlecht aus. Auch Hr. Preisinger, Hr. Rott, und eine Dlle. Hochecker sind sehr zu loben.

Wir sahen im Carneval hier auch eine Posse: „die Gasbeleuchtung in Krähwinkel," nach Raupach. Sie ist im Geschmacke der einst so beliebten „Menagerie," die in den blühendsten Zeiten dieses Theaters volle Häuser machte. Solche Stücke haben ihr Publicum, wie die Ritter- und Spectakelstücke. Übrigens war es Gelegenheitsstück, und damit, das weiß Jeder, darf man es nicht so genau nehmen. Man unterhielt sich dabey, und: „tout est bon hors de l'ennuyant."

Aus der Kunstwelt.

Bey Mechetti qm. Carlo sind zwey Romanzen für eine Singstimme, mit Begleitung des Forteviano, dem k. k. Hofopernsänger Hrn. Wild gewidmet, von Catharina Huber, neu erschienen. Die talentvolle Gesanglehrerinn und Clavierspielerinn, die sich selbst im Lande des Gesanges einen vortheilhaften Ruf erworben hat, bietet uns in der erwähnten Composition einen neuen Beweis ihres schönen Talentes. Die gefühlvoll zarte Behandlung eines sentimentalen Gegenstandes, frey von jeder weichlichen Ziererey, ist das Hauptverdienst dieser Arbeit. Zu wünschen wäre, daß die Producte eines nahmhaften poetischen Talentes ihre Compositionskunst begeistern mögen *). — E R. —

*) Als Beleg, wie sehr die Verdienste der jungen Künstlerinn in Italien gewürdigt wurden, stehe hier eine Stelle aus einer interessanten Schrift entlehnt, die in Mailand 1831 erschienen. — Non è estandio in tale incontro da tacersi la concertista di Pianoforte ed in un Virtuosa di canto Caterina Huber di Vienna: Ella in un concerto dato non ha guari al Teatro Re unitamente all' esimio maestro Müller eseguì con arte veramente maestrevole, con grazia soprammodo naturale, con delicata cultura di studio que' profondi esercizii di Hummel e di Herz, maestri che godono nell'Alemagna ed altrove estesa ripulazione." etc. Anche come cantante la Huber possiede una bellissima voce di contralto, non priva di agilità, ricca di grazia, di molta espressione e di un metodo distinto. (La Musica, Dissertazione di G. Sommariva.)

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. von Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler.

Dinſtag, den 28 5. März 1833.

Dießſeits und Jenſeits.

(Fortſetzung.)

Ein großer Theil der Nacht verſtrich Beyden unter wechſelſeitiger Pflege der Kranken und gemüthlichem Geſpräche, da trat Annette an das Fenſter, um auf dem vom Monde hell erleuchteten See den Nachen zu entdecken, der den Arzt mit Leſſault zurückbringen ſollte. Allein ſtatt des gewünſchten Anblickes, entſetzte ſie jener einer Feuersbrunſt, welche jenſeits ein Haus ergriffen zu haben ſchien. Auf ihr halblautes Wehklagen eilte Guillaume zu ihr, blickte hinüber nach dem heimiſchen Strande und erkannte mit Angſt und Grauen, daß der Brand in ſeiner Ältern Hauſe Statt habe; denn das Feuer war viel zu weit ſüdwärts zu ſehen, als daß es eines der Häuſer Corcelles betreffen ſollte. — Ein rauher Wind erhob ſich von den Gletſchern her und blies die Flamme zu hohen Feuerſäulen auf, der See brauſte ſtürmiſch an die Ufer, Wolken bedeckten den Mond und hemmten die Ausſicht auf das Gewäſſer, ringsumher nahm die Finſterniß überhand, nur von jenſeits leuchtete ein Feuermeer herüber und wuchs von Minute zu Minute, ſo daß bald jeder Gegenſtand am Geſtade dem kundigen Blicke Guillaume's deutlich wurde und die ſchreckliche Gewißheit, es brenne im Vaterhauſe, ihn zur Verzweiflung brachte.

Es beſtürmten ihn die peinlichſten Gefühle, und erregten einen Kampf in ſeinem Innern, der um ſo heftiger war, da das Keimen eines noch nie gekannten Triebes, ſeine Liebe zu Annetten, jene zu den Ältern beynahe zu überwiegen drohte. — Wäre Leſſault nur ſchon zurückgeweſen, er wüßte dann wenigſtens dießſeits die Ruhe wieder hergeſtellt, ſo aber war derſelbe noch nicht zu erblicken, und er konnte die armen Mädchen in dieſer Noth unmöglich allein laſſen, obwohl Annette ihn ſelbſt dazu aufforderte heimzukehren, und ſich ſogar erboth, einen Schiffer für ihn dingen zu laſſen, der ihn ſicher nach jenſeits bringen würde. — Lange kämpfte er zwiſchen Liebe und Kindespflicht, da pochte es an der Hausthür und zwey Männer traten ein, der Arzt aus Neufchatel und ein Schiffer, der ihn herübergeführt, weil Leſſault eines Brandes wegen in Freundes Haus verhindert worden ſey, ſelbſt zu kommen. Er laſſe Guillaume ſagen, daß das Unglück ſeines Vaters Beſitzungen getroffen habe, er möchte eiligſt zurückkehren, ihm aber Kunde von des Arztes Meinung über Annettens Mutter mitbringen. — Nun war Guillaume auf einmahl einer bangen Sorge los, er wußte den Freund als Retter bey dem greiſen Vater, Hülfe bey der kranken Mutter ſeiner angebetheten Annette, und das Scheiden erleichterte ihm endlich noch ein dritter Umſtand, es war die Ruhe, welche Leſſault's Entfernung ſeiner Eiferſucht verſchaffte. Nachdem er alſo von dem Arzte vernommen, daß er die Kranke in dem Augenblicke einer glücklichen Criſe getroffen habe, ſchied er von den beyden Mädchen mit dem Verſprechen, ſo bald als möglich wiederzukommen. Der Schiffer, welcher den Doc-

tor gebracht hatte, führte ihn zurück nach der Heimath, und ſchon auf der zwey Stunden langen Überfahrt hatte Guillaume den freudig beruhigenden Anblick der immer mehr abnehmenden Feuersbrunſt, zu deren gänzlicher Beendigung er gerade anlangte, als die Morgenſonne ihre erſten Strahlen auf die Häupter der Alpen warf. —

Er fand ſeine Ältern zwar lebend wieder, allein der Schreck hatte ſeine Mutter in einen Zuſtand verſetzt, welcher für ihr Leben fürchten ließ, denn es war die Veranlaſſung zu demſelben von ſo gewaltſamer Art, daß ihr hohes Alter ſie nur mühſam zu ertragen vermochte.

Eine Räuberbande, die in der Gegend ſtreifte, war auf Bodot's Förſterhaus gefallen, hatte Feuer an daſſelbe gelegt und die Bewohner geknebelt, um deſto ſicherer ihre Beute ins Freye bringen zu können. — Als Leſſault ans Ufer ſtieg, ſah er das Auflodern der erſten Flamme und ſchwankte zwiſchen den ſchwer dringenden Pflichten, welche ihm nun oblagen, doch eilte er zuvörderſt nach dem Arzte und dann flog er nach der Förſterwohnung, welche das Diebsvolk bereits verlaſſen hatte, und worin er den Beſitzer mit ſeiner Frau in dem eben beſchriebenen Zuſtande fand.

Mit Gefahr ſeines eigenen Lebens leiſtete er hier die ſo dringend nöthige Hülfe, man kam aus Corcelles und noch weiter her, den Brandverunglückten beyzuſtehen; allein die Nacht hemmte die zur Rettung erforderliche Schnelligkeit und die Flamme verzehrte den größten Theil des Wohngebäudes; Leſſault ſelbſt fiel mit einem verkohlten Balken in den Hofraum hinab und brach den rechten Arm. — In dieſem Zuſtande fand Guillaume ihn und die Seinen und machte ſich bittere Vorwürfe, eine Heimkehr auch nur um einen Augenblick verzögert zu haben.

Es kam zu Herrn von P...'s, des Gutsbeſitzers Ohren, welcher Unfall ſeinem treuen Diener Bodot begegnet war, und, eingedenk der vieljährig erprobten Redlichkeit des alten Förſters, leiſtete der großmüthige Menſchenfreund demſelben nicht nur vollen Erſatz des ihm Entwendeten, ſondern er ließ auch das abgebrannte Haus wieder erbauen und gab dem wackern Leſſault, der durch den Sturz ſeinen Arm ſo arg beſchädigt hatte, daß er ſein Gewerbe für lange Zeit nicht betreiben konnte, reichliche Entſchädigung. Nur der armen Förſterinn konnte auf keine Weiſe der ihr zugefügte Schaden vergütet werden; ſie war zu mächtig ergriffen von der Schreckensſcene jener furchtbaren Nacht, und ihre Krankheit entſchied ſich nur allzu bald zu einem gefährlich hitzigen Fieber, deſſen Wuth ſie erlag.

(Die Fortſetzung folgt.)

Italieniſche Standpuncte.

Reiſen nach Italien gehören zu den Büchern, die man gern von andern leſen, und ſich dann das wenige Neue, was ſie enthalten können, erzählen läßt.

Dieſe Vorſicht würde jedoch bey einem unlängſt erſchienenen Werke: „Drey Reiſen nach Italien," Erinnerungen von C. F. von Rumohr *), ſchlecht angewendet ſeyn; indem der Verfaſſer mit einem ſo bedeutenden Proviant von Neuigkeiten jedes Mahl ſeine Reiſen antritt, daß das Ziel derſelben eigentlich ganz gleichgültig wird, und er eben ſo gut ſein Mitgebrachtes in der märkiſchen Schweiz oder in Hinterpommern hätte auspacken können.

Da, wo das Reiſen, die Erinnerung und das Beſchreiben wirklich eine Rolle ſpielt, iſt das transalpiniſche Zauberland immer aus neuen, oft höchſt originellen Geſichtspuncten betrachtet, oder ſo viel heteroitaliſches hineinverwebt, daß der Maßſtab gewöhnlicher Reiſebeſchreibungen nicht angelegt werden kann, ſondern zu ganz andern Meſſungsmethoden geſchritten werden muß. Beſonders angenehm iſt es, den geiſtreichen Verfaſſer frey von jener itinerariſchen Empfindſamkeit zu finden, die bis jetzt zur nothwendigen Reiſeuniform eines Beſuchers des alten Römerſtaates gehörte, und die wirklich bis auf den letzten Faden abgetragen iſt.

Ohne auf der andern Seite in eine Paradoxenjägerey zu fallen, geht der Verfaſſer faſt immer mit Sicherheit durch Bewährtes und Gewagtes hindurch, und die Mündigkeit des Leſers anerkennend, läßt er ihm die Wahl ſich auf ſeine, oder auf die Seite der älteren Autoritäten zu ſchlagen.

Da dieſer Theil des ganzen Werkes, wenn auch nicht der wichtigſte, doch der erfreulichſte iſt, ſo wird einiges davon hier mitzutheilen nicht unwillkommen ſeyn.

Neapel.

Neapel? — Ey wie ſo Vieles hat man nicht ſchon davon in Poeſie und Proſa! — Nur ſtille, lieber Leſer; nicht das alte Lied, nicht die Topographie der Stadt und ihres Landgebiethes, noch das Verzeichniß der neueſten Ausgrabungen; nein, nein, nur von dem will ich erzählen, was ich ſelbſt an dieſer Stelle gefühlt und gedacht habe. Es iſt nicht ſo gar viel; doch wenigſtens nicht das Alte.

Vorerſt der Weg. Auf dem ſchöneren, am Garigliano hin, wird man gemeiniglich todtgeſchlagen; daher wählt man lieber den andern durch die pontiniſchen Sümpfe. Freylich ſtehen auch dieſe nicht eben in gutem Rufe;

*) Leipzig, 1832. bey F. A. Brockhaus.

doch nimmt es Jedermann viel lieber mit etwas ſchlechter Luft auf, als mit den Banditen. Ehe wir die Sümpfe betraten, nahmen wir zu Velletri ein leidliches Nachtlager, zum Verdruſſe eines vorwitzigen Einquartierten neugalliſcher Nation, dem die Wirthinn zeigen wollte, daß ſie Römerinn ſey und Charakter habe, welches hier nicht vortheilhafter ſich darlegen ließ, als durch die entſchloſſenſte Verweigerung reinlicher Betttücher. Die ſtolze Frau zog uns in ihr Vertrauen; gegen den gemeinſchaftlichen Feind ſchließt man ſich leicht zuſammen. Der Franzoſe mußte ſich in die Umſtände fügen, weil er allein war; drohete indeß, ſich zu rächen, wenn er dermahleinſt mit ſeinen Reihen hier einmarſchiren werde; was nie geſchehen ſeyn muß, da unſere Wirthinn ihre That noch lange Zeit überlebt hat. Durch ganz Italien wurden dazumahl die Deutſchen wohl angeſehen und im Kleinen bey jeder Gelegenheit begünſtigt; hingegen waren die Franzoſen gehaßt. — So veränderlich ſind die Menſchen, und, zu ihrer Entſchuldigung muß ich hinzuſetzen, auch die Verhältniſſe und Sachen.

In Terracina fuhren wir durch die neue Vorſtadt ein, welche zur Zeit Pius VI. ganz ſo angelegt iſt, wie die kleinen Reſidenzen der Rheingegend, oder amerikaniſche Colonien. Die Sumpfluft geht daher ganz frey hier aus und ein, was die neuen Häuſer Sommers ganz unbewohnbar macht. Die Meiſten flüchten ſich in dieſer Zeit hinauf zu den Bewohnern des alten düſtern Felſenneſtes. Hier ſieht man zuerſt ein Palmenwäldchen; doch im betrübteſten Stande, weil es alljährig ſeine Zweige zum Feſte der Palmen nach Rom abliefern muß. An der neapolitaniſchen Seite des Ortes verändert ſich der Charakter des Landes; die Sumpfpflanzen und ſaftigen Gräſer verſchwinden. Dafür treten ſchönblühende Geſträuche hervor. Die vollen Maſſen hochrother, feurig gelber und weißer Blüthen breiteten jetzt, im April, über dem wilden Fels- und Geröllboden einen prachtvollen, orientaliſch glänzenden Teppich aus. Ihm gegenüber das tiefe dunkelblaue Meer in der herrlichſten Bewegung; denn es iſt hier ſehr offen und an den vorragenden Felſen die Brandung ſtets lebendig, oft fürchterlich.“

„In Fondi begegneten mir einer vollſtändig eingerichteten Hungersnoth. Wenige Wochen vor uns war die franzöſiſche Armee hier durchgezogen. Das angebaute Land dieſer Gegend iſt nicht ausgedehnt; hier das Meer, dort ein faſt unzugängliches Felsgebirge, jenſeits die Sümpfe. Gewiß waren ſeine Vorräthe nicht groß, wenigſtens dem Bedürfniß dieſes Augenblickes nicht angemeſſen.

Von Itri, dem maleriſchen Felſenneſte mit ſeiner ihm gar wohl anſtehenden Palme, bis nach Molo di Gaeta, fanden wir überall franzöſiſche Poſten und Patrouillen. Man verſah uns mit einer Schutzwache, das heißt, man ſetzte uns in Contribution. Denn es galt hier nicht Räuber abzuwehren, ſondern Guerillas; und hätten die ſich gezeigt, ſo wäre unſere Bedeckung ohne Zweifel ausgeriſſen. Die Banden des Frà Diavolo hatten ſich in Achtung geſetzt. Bis zum Tode des Commandanten von Gaeta, des braven Prinzen von Heſſen-Philippsthal, brach dieſer gewandte und kühne Parteygänger ſtets glücklich durch die Poſtenkette des franzöſiſchen Belagerungsheeres. Ihm zu begegnen, machte der Prinz an verabredeten Tagen einen Ausfall; bey ſolchem bewaffneten Zuſammenkommen wurden Unternehmungen verabredet und die Kriegsmittel des Streifcorps ergänzt. Leider war's ein ruhiger Tag. Andere Reiſende haben das Glück gehabt, auf eine halbe Stunde dem Gefechte ziemlich gefahrlos zuzuſehen. Denn man war loyal und reſpectirte die Neutralität. Für den Verdruß, welchen Frà Diavolo damahls den Franzoſen gemacht, haben dieſe ſich gerächt, indem ſie ihn als einen gemeinen Strauchdieb auf die Bühne brachten. Allein, was ſie uns auch ſagen und ſingen mögen, ſo iſt er doch ein patentirter, anerkannter, und in ſeinem Fache achtenswerther Parteygänger; um ſo achtenswerther, als die Sache verzweifelt und das ihm zu Gebothe ſtehende Material das ſchlechteſte war.

Meine Wohnung in Neapel war nicht übel gelegen und mit ihren Eigenthümlichkeiten verſehen. Aus dem Balconfenſter überſahen wir den Lago di Caſtello, Caſtelnuovo, den Hafen, die Bay, das Vorgebirge von Sorrento und ſogar den Veſuv, deſſen regelmäßig coniſche Form, graue Farbe, armſeliger Dampf, — denn Feuer zu ſpeyen zeigte er ſich unaufgelegt, — mir ſtets verdrießlich geblieben iſt. Er iſt ein Effectſtück, welches nur in gewiſſem Lichte ſich ausnimmt. Ich weiß in der That nicht, weßhalb der kurrige Geſelle ſo viel beſucht, beſehen und geprieſen wird. Als ein unerträglicher Nachbar, als ewiger Schmaucher und Bauchredner, beſitzt er meines Erachtens wenig Anſpruch auf Gunſt, und noch weniger auf Duldung. Ich nahm von ihm geringe Notiz, und er ſelbſt ſchien mich kaum zu bemerken, als ich ihm die Ehre erzeigte, in ſeinem Bimsſteingerölle Schlitten zu fahren. Doch war es pikant, in ſeinem Bauche herumzuſpazieren, ihm nach dem Pulſe zu taſten, der warm und lebhaft ging. Er mochte dabey ſich ſelbſt erſcheinen, wie Gulliver, als er im Lande der Liliputen zuerſt erwachte, und am Boden angefeſſelt, dem

Gesandten der kleinsten Nation zusehen, und was schlimmer ist, zuhören mußte, welcher auf seiner Nase Posto gefaßt, wie unsere Gesellschaft hier am Rande des Kraters.

Auflösung
der Charade im vorigen Blatte:
Bogenstrich.

Notizen.

Correspondenz-Nachrichten.

Brünn.

Den 30. December 1832 begann Hr. Wertheim seine Gastspiele als Honzirek Tolpatsch in der Posse gleichen Nahmens, und setzte sie als Macaire im Hunde des Aubri fort. —

Das Orchesterpersonale hatte den 31. December eine Benefice-vorstellung und wählte hierzu: „List und Phlegma.“ Alle Piecen sind längst bekannt und verdienen daher keiner weiteren Erwähnung.

Den 4. Jänner wurde zum Vortheil der Sängerinn Adelheid Muzzarelli gegeben: „der Prozeß um einen Kuß,“ dramatische Kleinigkeit von Told; „der Schmarotzer in der Klemme,“ Vaudeville, und „der Mann von vier Frauen,“ Lustspiel von Angely. Die heiteren Scenen des Hrn. Told gefielen mehr, als man von solch einer Kleinigkeit erwarten konnte, allein die zwey folgenden Stücke langweilten auf eine beyspiellose Weise. Auch Dlle. Muzzarelli, welche nach Preßburg abgereist seyn soll, fand nicht Gelegenheit, ihr anerkanntes Talent in ein so glänzendes Licht zu stellen, wie sie erst unlängst in der Verkleidungsrolle der Adolphine in „List und Phlegma“ sich vorzüglich zu zeigen wußte. —

Freytag den 11. Jänner wurde zum ersten Mahle und zum Vortheile des Hrn. Seuffert das romantische Schauspiel der Md. Birch-Pfeiffer: „Waldemars Traum, oder des Müllers Töchter“ bey einem äußerst leeren Hause aufgeführt. Die Darstellung war sehr fleißig, vermochte aber nicht dem Stücke einige Bedeutung zu geben, welches die wenigen Zuseher mehr kalt ließ, als man von dem strengsten Winter befürchten kann.

Am Neujahrstage wurde ein mittelmäßiges Festspiel des Hrn. v. Holbein: „Dame Fortuna“ gegeben, und ein komisches Gemählde in fünf Rahmen: „der Dachdecker“ von L. Angely. Der Effect dieses Stückes ist auf das Verkennen einer Person berechnet, ein Stoff, der die mannigfaltigsten und glücklichsten Bearbeitungen schon bestand. Daß also der Dachdecker Peyold in jene Situationen kommt, welche eigentlich dem Candidaten Rothen bestimmt waren, ist ein Spaß, den man sich zwey Acte lang gefallen läßt, der in den nächsten drey Rahmen aber schon ziemlich langweilend wird. Hr. Donua fand in der Titelrolle wieder Gelegenheit, seine Fertigkeit im preußischen Dialekte geltend zu machen. Noch eine neue Leistung des hiesigen Theaters war den 7. Jänner „Fürst Blaubart,“ welches Stück, eine Dichtung des G. Ewald, zum ersten Mahle gegeben wurde. Die außerordentliche Kälte hielt mich ab dieses romantische Ritterschauspiel zu besuchen.

Dlle. Muzzarelli und Dlle. Frank sind von dem hiesigen Theater abgegangen, und an die Stelle der ersteren wurde die Sängerinn des k. k. Hofoperntheaters in Wien, Dlle. Stetter, engagirt, welche bisher in den Opern: der Freyschütze, Zampa und Jeconde als Agathe, Camilla und Hannchen gastirte, und in kurzer Zeit der Liebling des Publicums seyn dürfte. Sie wurde an jedem Abende mehrere Mahle gerufen. Am verdientesten war jedoch der Beyfall nach der Arie aus Weber's „Oberon,“ welche sie in einem dramatisch musicalischen Potpourri vortrug, welches Quodlibet unter dem Titel: „Scherz und Ernst,“ den 21. Jänner Hr. E. Wutschel als Benefice gab. Ihr Gesang war wirklich sehr brav, und verschaffte uns einen seltenen Genuß. Auch Hr. Kunert verdient mit Mehul's „Joseph“ rühmlicher Erwähnung. — Ein neues Lustspiel von demselben: „der dumme Streich,“ ist recht unterhaltend.

Sonst läßt der Fasching wenig Neues gedeihen, das Weißenthurn'sche Lustspiel: „des Mahlers Meisterstück“ ausgenommen, welches zweymahl, als Benefice des Hrn. Wertheim und der Dlle. J. Kunert mit ungetheiltem Beyfalle gegeben wurde. —

Dlle. Burg wurde nach ihrem Gastspiele als Gabriele, an die Stelle der Dlle. Frank engagirt. Am 9. Jänner begannen in dem neu decorirten städtischen Redoutensaale die Maskenbälle, deren die Carnevalszeit hindurch 17 gegeben werden, ohne Unterschied des Eintrittspreises, welcher durchgehends auf 2 fl. festgesetzt wurde.

Seit dem ersten Jänner befindet sich hier Hr. Heremann v. Aken, welcher seine berühmte Menagerie in zwey Abtheilungen zur Schau ausgestellt hat. Die erste befindet sich in einer neuen bauten Bude zwischen dem Neuen- und Judenthore auf dem Glacis, und enthält die vierfüßigen Thiere, deren außerordentliche Zahmheit wahrhaftig Staunen erregt. Löwen, Tiger, Leopard, Hyänen, u. s. w. müssen meistens Abends um 5 Uhr bey sehr guter Beleuchtung während der Fütterungszeit Proben ihrer Zahmheit ablegen.

Die zweyte Abtheilung ist im Saale zur Schießstadt zu sehen. Sie besteht aus Schlangen, Beutelthieren, Katzen u. s. w., und ist mit Papageyen und Vögeln aller seltenen Arten überfüllt.

Der Eintrittspreis in die erste Abtheilung war 30 kr. C. M., und jener in die zweyte war 20 kr. C. M. Es war wohl vorauszusehen, daß Hr. v. Aken bey diesem hohen Legegelde nicht lange sich hier aufhalten würde, oder doch bald eine Herabsetzung der Preise erfolgen müsse. Es geschah das Letztere, da er den 4. März mit seiner Menagerie nach Wien zu reisen gedenkt. Jetzt, da man in der ersten Abtheilung 20 kr. C. M., und in der zweyten 12 kr. C. M. zahlt, scheint das Geschäft einen bessern Fortgang zu nehmen.

Der 12. Februar

verbreitete auch in unserer Hauptstadt Freude und Jubel. Vormittag um 10 Uhr wohnte der hohe Adel, das löbl. Militär, und die Bürgerschaft in der St. Petersdomkirche einem feyerlichen Te Deum bey. Die 3. Messe von Hummel in D-moll wurde von mehr als 100 Dilettanten trefflich ausgeführt. Vom Kanonendonner erschallt die Luft am Morgen und Mittag, als bey Sr. Excellenz dem Gouverneur die Toaste gebracht wurden. Den Schluß der Festlichkeit machte das Theater, wo bey brillanter Beleuchtung des äußeren Schauplatzes der Adel im größten Staat erschien, um wenigstens dem Bilde des erlauchten allgeliebten Monarchen seine Huldigung darzubringen, und ein zahlreiches Publicum versammelt war, da wir nicht das Glück genießen, den vielgeliebten Monarchen selbst in unserer Mitte zu haben. „Der Wettstreit der Künste,“ ein Festspiel, war eigens für das hiesige Theater auf den heutigen Tag von Fr. v. Holbein gedichtet. Hierauf folgten „die Schweden in Prag“ von Lembert, historisches Schauspiel, welches als solches Genügendes bietet. — „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ diese Worte erfüllten die Herzen Aller.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Published by the Society. Price 10d. May 1, 1884.

Our Magazine

The Magazine takes pleasure in announcing that the Rev. Canon Bell, Rector of Bishopwearmouth, has kindly undertaken to write a series of papers on the Parish Churches of Durham. The first of these will appear in the June number. Canon Bell's name is a guarantee that the papers will be full of interesting information, and we hope that many of our readers will help us by sending us photographs of the churches, or by writing to us about any points of interest connected with them.

dacht, Leſſault auf eine ihm am wenigſten ſchmerzliche und das neue Paar aus allem Verdachte bringende Weiſe nach und nach zu entfernen, und des Mädchens glühende Liebe für Guillaume, vereint mit dem Feuer ſeiner Leidenſchaft, fanden unter der Leitung der erfahrenen Mutter bald den Weg hiezu, indem man ſich es vorgenommen hatte, Annettens Vormund dazu zu gebrauchen, auf eine bündige Erklärung Leſſault's zu dringen, die wohl dahin gedeutet haben würde, daß für den Augenblick ſeine Verhältniſſe ihm die Verbindung mit der Geliebten noch nicht geſtatteten; denn er war noch zu kurze Zeit Meiſter ſeines Gewerbes, um das nöthige Vermögen zur Erhaltung eines Hausweſens ſich bereits erworben zu haben.

So ſtand es mit Guillaume's Bewußtſeyn, als Freund und Vater ihn beſtürmten, das Geſtändniß ſeiner Liebe ihnen nicht länger vorzuenthalten, und Leſſault verſprach ihm ſogar, jedes allenfalls Statt findende Hinderniß durch freundſchaftliche Vermittlung bey Juliens Mutter zu beſeitigen.

Immer mehr wuchs dadurch Guillaume's Beſchämung, er wagte es nicht, die Wahrheit zu geſtehen, ſondern, einem ſchüchternen Mädchen gleich, nahm er ſeine Zuflucht zum ſtillſchweigenden Bejahen einer Leidenſchaft, deren Gegenſtand er zu nennen ſich vorbehalte, bis Vater und Freund denſelben kennen gelernt und ſeine Wahl gebilligt haben würden; daß dieſer Gegenſtand jedoch Julie nicht ſey, bekannte er zum Schluſſe und faßte im Geheimen den ernſten Vorſatz, das an Leſſault begangene Unrecht auf die genugthuendſte Weiſe wieder zu vergüten. —

Tags darauf lud er ſeinen Freund zu einer Fahrt nach Jenſeits ein, wohl wiſſend, daß die kurze Friſt einer Reconvaleſcenz ihm dieſelbe noch nicht erlauben würde, und er hatte ſich in dieſer Vermuthung auch nicht geirrt. Leſſault bedauerte, ſeinen Antrag nicht annehmen zu können, da ſein eben erſt geheilter Arm die Waſſerluft noch nicht vertragen könne, und bath ihn bloß, Annettchen mit den Ihrigen beſtens zu grüßen und ſie ſeiner unwandelbaren Liebe und Treue zu verſichern.

Guillaume ergriff das Ruder und ſteuerte allein nach Cudreſin, zerfleiſcht von den peinigendſten Gefühlen, welche je ein jugendliches Herz noch gefoltert hatten.

Abſchwören dem, was auf Erden ihm am liebſten war, dem Freunde das geraubte Gut wiedergeben, dieß war der heldenmüthige Entſchluß, der in ſeiner Seele mit der glühendſten Liebe für Annetten kämpfte und wohl hundertmahl ließ er das Ruder ſinken und gedachte heimkehren zu müſſen, nicht fähig ſich glaubend, das ſchwere Opfer zu bringen, das ſeiner Reiſe nach Jenſeits zum Zwecke lag.

Auch unthätig in dem Kahne, glitt derſelbe langſam auf des Sees Spiegelfläche dem ſo geliebten und gefürchteten Ufer zu. Ein leiſer Wind im Rücken des ſchwankenden Fährmanns trieb ihn dahin, und er ſah in dieſem Zufalle einen höheren Wink, nicht abzulaſſen von dem edelmüthigen Vorſatze, den er gefaßt, als er das Fahrzeug beſtiegen. Eine Thräne füllte ſein Auge, ſeufzend trocknete er ſie, ergriff dann von neuem Muthe beſeelt das Ruder und ſteuerte Annettens Wohnorte zu.

Der Empfang des Mädchens ſchien ihm heute noch wärmer, noch zärtlicher als ſonſt. Nie hatte ſie ihm noch mit ſo beredtem Blicke die Hand gedrückt, nie war ſie reizender noch gekleidet geweſen, und ihr Auge, ſonſt nur munter lachend, ſchien ihm heute von jenem matten Schleyer der Melancholie umflort, welchen liebende Sehnſucht und Schwärmerey ſo gerne erblickt und für der Reize höchſten hält.

Annettens Mutter war nun vollkommen geneſen und man hate nur Guillaume's Beſuch erwartet, um ihre Wiederherſtellung durch ein kleines Familienfeſt zu feyern, wozu auch der Mädchen Vormund, Herr Buret, ein Kaufmann der Nachbarſchaft, geladen worden war. Alles vereinigte ſich, den Tag in Freude zu genießen und Jeder empfing Guillaume mit der Aufforderung zu gleichem Zwecke und der ſichtbarſten Zufriedenheit, durch ihn den fröhlichen Zirkel vermehrt zu ſehen, nur Julie war ungewöhnlich kalt und ſchweigend.

Zwar herrſchte von jeher eine größere Ruhe und Gelaſſenheit in ihrem Weſen, und als noch ihr Vater lebte, wandte er ſchon den Spitznahmen la sage auf ſie an, während er Annetten gewöhnlich son espiègle zu nennen pflegte; allein heute, wo Alles doppelt empfänglich für Luſt und Freude war, zeigte ſich gerade ihre kalte Gelaſſenheit in doppeltem Maße, und wenn auch ſonſt Niemand ſonderlich darauf zu achten ſchien, dem ſchuldbewußten Guillaume fiel dieſe Veränderung doch merklich auf.

Es war Mittag, und da der Herbſt einen ſeiner anmuthigſten Tage both, ſo benützte man denſelben um das Mahl im Gärtchen zu verzehren, welches ſich hinter dem Hauſe befand. — Es wurde Alles dazu vorbereitet, der Tiſch war gedeckt, nichts hinderte den Be-

ginn der fröhlichen Tafel als die noch immer nicht erfolgte Ankunft des geladenen Vormundes.

In der dadurch verurſachten Pauſe verſuchte Guillaume es, auf ſein Geſtändniß ſich vorzubereiten und Muth zu demſelben zu ſammeln; denn er wollte durchaus beſſer zur Heimath wiederkehren, als er dieſelbe am Morgen verlaſſen hatte; allein ein Händedruck Annettchens machte ihn wieder ſchwanken, Juliens düſter-ernſter Blick erſchreckte ihn. Unter ſolchen Qualen ſetzte er ſich endlich zu Tiſche, denn Herr Paul war mittlerweile angelangt, man verzehrte die Suppe und nach derſelben wurde, nach des Landes Sitte, ein Glas Abſynthe zu kleinen Fleiſchpaſtetchen ſervirt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Homonyme.

Der iſt überall willkommen,
Darf zur Sprödſten kommen;
Die kann durch ein ſanftes Drücken
Zarte Liebe hoch beglücken;
Das zu finden iſt ſo ſchwer:
Mancher trifft's von ungefähr.

J. G. M.

Der Stöpſel.

(Aus dem Franzöſiſchen.)

Die Redensart: Stöpſel ziehen, iſt eine eigenthümlich franzöſiſche, denn ſie ſchreibt ſich von der groſſen Armee her. Erhielt man ſeine Gage oder einen Antheil an der Beute, ſchnell an die Flaſche, und der Krieger büßte die Folgen ſeiner Unerfahrenheit.

Zu dieſer Zeit waren ähnliche Scenen nur im Lager zu ſehen, und gewiß, das Theater war groß genug. Seitdem haben ſich die Zeiten geändert, und Jeder kehrte in ſeine Heimath zurück, aber unſere Soldaten brachten ihre Gewohnheiten nach Hauſe und die Flaſche war nicht vergeſſen. Ihr Reich wurde ungeheuer. Von der Dorfhütte bis zu den Couliſſen der Oper, vom Cabinette des Miniſters bis zur Deputirtenkammer zieht man überall Stöpſel, ſelbſt in meiner Legion, wo ſich ein Tambour befindet, der an allen unſern rühmlichen Feldzügen Theil genommen, und in der Flaſche ſo ſtark iſt als in der Erzählung ſeiner Feldzüge.

Eines Tages fehlte ihm das Geld, wie nun ſeine Begierde befriedigen? Es kam ihm eine Idee in den Sinn. „Wenn ich zu meinem Oberſten ginge! Ich will ihm etwas aufbinden! Was weiß er davon?“

„Was willſt du Ceſar!“ — „Ach mein Oberſt, ich träumte heute Nacht, Sie wären krank, das rührte mich ſo, daß ich weinend erwachte.“ — „Armer Junge, tröſte dich, du ſiehſt, ich bin wohl; — aber wünſcheſt du was?“ — „Mein Oberſt, ich wage es nicht zu ſagen!“ — „Rede nur!“ — „Mein Oberſt, ich will mich vermählen.“ — „Wirklich? ich gratulire, iſt deine Frau hübſch?“ — „Wie unſere Fahne, Herr!“ — „So heirathe und führe dich gut auf!“ — „Daran ſoll's nicht fehlen, mein Oberſt, aber wenn man heirathet, hat man kleine Ausgaben, Kleidung, das Mahl u. ſ. w.“ — „Schon gut, ich verſtehe, hier haſt du 50 Franken!“

Unſer Spaßvogel geht entzückt fort, und läuft, um mit ſeinen Gefährten die Mitgift zu verzehren. Man ſucht die Braut im Keller; ſie kömmt mit edlem Staube bedeckt und mit grünem Siegel geſchmückt, zwar aus vornehmem Stamme, aber von nicht hinlänglich verbürgter Ächtheit. Man bricht ihr bey der Hochzeit den Hals; aber ach! drey Tage darauf iſt die Morgengabe rein aufgegangen. Der Tambour macht neuerdings ſeinen Weg. „Mein Oberſt, ich komme in meiner Noth zu Ihnen; denn ich bin ſehr unglücklich —“ „Was fehlt dir, mein Ceſar!“ — „Meine Frau iſt — geſtorben.“ — „Im Ernſt, armer Ceſar?“ — „Geſtern ſtarb ſie, eine ſo gute Frau, und ſie liebte Sie ſo, mein Oberſt, — wegen der 50 Franken“ — „Ach laß das — Wie alt war ſie?“ „Achtzehn Jahre, friſch wie eine Roſe, ſie kannte alle Spiele, und wußte alle Romane auswendig. Aber was das Schlimmſte iſt, ich habe kein Geld, ſie begraben zu laſſen.“ — „Hier haſt du 40 Franken.“ „Tauſend Dank, mein Oberſt! wie ſoll ſie begraben werden!“

Man erklärt ihn zum Stöpſelhauptmann. Aber einmahl geht er ſchon halbbenebelt zum Oberſten, um ihn zum Gevatter zu bitten; das wird dem guten Manne doch zu arg, er jagt ihn vom Regiment, und ſo iſt er durch die Stöpſel ſuspendirt. — g —

Notizen.

Concert des Hrn. Lewy.

Daß ächte Virtuoſität immer ein zahlreiches Publicum findet, bewies zur Genüge Lewy's Concert, welches auch aus den höheren Ständen groſſen Zuſpruch fand. Es iſt auch billig, daß man einen Künſtler, wie es Lewy iſt, dem wir die eigentliche Ausbildung des Waldhorns verdanken, und der auf demſelben eine, früher nicht als möglich gedachte Bravour errang, ſolche Anerkennung

zelle; wenn daher irgend ein Concertgeber über sparsamen Besuch zu klagen hat, so möge er nur entweder in sich selbst, oder in der Zusammenstellung der Nebennummern, welche ebenfalls bey Lewy's Concert sehr interessant genannt werden dürfen, mit Recht den Grund suchen. Wir gedenken hier des Virtuosen Element, der seinem Concerte zwey Declamationsstücke einschob, welche durch den Beysatz: von Dilettanten gesprochen, sicher nicht anzogen, und wovon das eine: „Der gute Michel," gewiß viele auch für die Zukunft von derley Ankündigungen abschreckt. Wer findet an trivial vorgetragenen Gemeinheiten Gefallen? Wer fühlt nicht Indignation, wenn er doch Einige sich eine Verirrung des guten Geschmackes gut aufnehmen sieht? — Bey Clement's im Publicum anerkannter Meisterschaft ist es kein Zweifel, daß nur die für die Intervalle bestimmten Productionen seine Einnahme beeinträchtigten. — Hr. Professor Lewy spielte ein Divertimento für Waldhorn und Pianoforte, componirt von Hrn. Thalberg, mit dem Compositeur, dann ein Doppelconcert für Waldhorn und Fagott mit Hrn. Hürt, und das Lied: „Das Waldvögelein," gesungen von Dlle. Sabine Heinefetter, und accompagnirt von dem Compositeur, Hrn. Lachner, auf dem Pianoforte. Hr. Lewy zeigte durchaus, wie sehr er dieß schwierige Instrument in seiner Gewalt habe, und wie es unter seiner Behandlung zur Hervorbringung des höchsten Schmelzes sich fügen müsse. Lewy vereint Kraft mit Anmuth und Gefühl; sein Tragen der Töne, besonders im crescendo, so wie sein Echoton greift ins Gemüth, kurz, er weiß eine Wirkung hervorzubringen, die nur der vollendete Künstler in seiner Macht hat. Sein Spiel hat jene intensive Kraft, welche nur dem eigen ist, der seine Kunst psychisch in sich aufnahm, so daß ihr Gebilde in seiner Seele erklingt, und in dem nach außen geschaffenen Tone, gleichsam den Nachhall findet: das ist es, was man die Seele des Vortrags nennt, und auch hierin ist Lewy Meister. Er wurde nach jedem Stücke zweymahl lärmend gerufen. Gleich groß stand Hr. Thalberg neben ihm. Die Composition des Divertimento ist sehr schwierig, aber schön, vorzüglich gelungen ist die Variirung des Hauptgedankens. Als Virtuose steht Thalberg auf einer Stufe, daß selbst ein Moscheles Gefahr liefe, von ihm zurückgedrängt zu werden, denn er vereint Alles, was die Vollendung charakterisirt. Dlle. Heinefetter sang eine Arie aus „Norma" von Bellini, so wie das schon gesagte Lied, und entzückte durch ihren regelrechten, klangvollen und künstlerischen Gesang, welchen sie auch mit zarten, den Effect nie verfehlenden Nüancen stets auszuschmücken weiß. Die Achtung für ihr seltenes Talent zwingt uns jedoch zur Rüge der Undeutlichkeit ihrer Aussprache des deutschen und italienischen Textes, weil wir gewiß sind, daß einige Achtsamkeit diesen Fehler leicht vermindern kann. Das Lied mußte sie wiederhohlen. Hr. Tilge trug die Adelaide von Beethoven mit Thalberg's herrlicher Begleitung auf dem Claviere wahrhaft schön vor, und entwickelte die Kraft und den Schmelz seiner Stimme in reinster Fülle. Alle Genannten erfreuten sich der Ehre eines zweymahligen Vorrufens, als Lohn für die Gediegenheit ihrer Kunstleistungen. Langenschwarz's Improvisation blieb weg. Eine Unpäßlichkeit verhinderte sein Erscheinen, welche ohne Zweifel bedeutend war, sonst hätte er gewiß dem Concertgeber die Verlegenheit erspart, und ein, — wie auf dem Zettel stand, — kleines Gedicht schnell schriftlich improvisirt. Das Orchester führte die Ouvertüre zum „Vampyr" von Lindpaintner mit Präcision und Energie durch, wozu die sichere und kraftvolle Leitung des Hrn. Helmesberger, gewiß wesentlich beytrug. Das Publicum krönte die vollendete Exequirung dieses Musikstückes mit dem lebhaftesten Beyfalle. Der Saal war, wie schon oben angedeutet wurde, überfüllt.

Joh. Nep. Hofzinser.

Vaterländische Literatur.

Der nur zu lange schon erwartete zweyte Band des periodischen Werkes: Mittheilungen aus Wien, herausgegeben und redigirt von Fr. Pleznigg, Herzogl. Anhalt'schem Rathe, ist nun erschienen, und befriedigt alle Erwartungen, welche der erste Theil durch Gediegenheit und abwechselndes Interesse bey einem wirklich großen Publicum erregt hat. Der Herausgeber ist um die glückliche Idee zu beneiden, ein derley zeitgemäßes literarisches Institut geschaffen zu haben, wo der seine Residenz mit Recht über Alles liebende Wiener doch auch endlich in treuer, anziehender Darstellung erfährt, was um ihn vorgeht, welches Gute, Schöne, Nützliche von seinen Zeitgenossen geübt wird, wie der weltbekannte Humor des Volkslebens sich entwickelt, und so die Leser nicht darauf beschränkt werden, abgedroschene Tiraden über Theater, Tanzmusik u. d. gl. immer und immer wieder zu vernehmen. Für die Provinzen und das Ausland ist dieses Interesse um so einleuchtender, zumahl letzteres nun keine Ursache haben wird, die Verhältnisse Wiens durch oft schaale, hämische Reisebeschreiber und Correspondenzler kennen zu lernen. Was Wien in reell-wissenschaftlicher, was in künstlerischer Hinsicht leistet, das Praktische, Nützliche, Wohlthätige, das es übt, darf der Vaterlandsfreund mit Allem und Jedem in Vergleich stellen, und auf seine Heimath mit Selbstbewußtseyn blicken. — Ein trefflicher Aufsatz über den großen Canalbau (zur Zeit der Cholera ausgeführt) — von Pleznigg, beginnt auf würdige Art den Reigen. Alle wissenswerthen Details, die so sehr die Geschichte dieser Zeit charakterisiren, werden angegeben, dabey mit Würdigung der Männer gedacht, welche dem großen Wohlthäter, unserem väterlichen Kaiser, in gleicher Art durch ihr Streben nachgeeifert haben. Eine Abhandlung über das Conservatorium der Musik, eine historische Skizze von der Anwesenheit der Naturforscher in Wien, folgen hierauf. Des Grafen Ferdinand Palffy Vortrag in der dritten Plenarversammlung, ist ein wahrer Schatz geistreicher und praktischer Ideen, in einer blühenden Sprache geschrieben, und hier für den Druck mit Anmerkungen bereichert, welche wahren Patriotismus aus der besten Quelle, der Kenntniß des Vaterlandes, schöpfen. Des genialen Schnorr v. Carolsfeld Biographie und Darstellung seiner Werke, von dem Herausgeber, stellt das volle Seyn dieses interessanten Künstlers mit Geist und Ausführlichkeit dar, und der Leser wird daraus mit Stolz die Fürsorge unseres kaiserlichen Hauses für Kunst und Künstler, in vielen Zügen erkennen. Auch eine biographische Skizze des geachteten Custos der k. k. Bildergallerie, Sigmund von Perger, findet sich von Gottfried Neumann mitgetheilt. Unter dem Humoristischen verdient Stegmayer's Aufsatz: „die Kaffehhäuser und das Kaffehhausleben in Wien," den Preis. Es ist mit einer Fülle von Witz, dessen Quelle Geist und Kenntnisse sind, geschrieben, so daß der Verfasser unbedenklich zu den besten Humoristen gezählt werden darf. Kurländer's: „Bilder aus Wien," sind mit conversationeller Feinheit, Herzenskron's: „Kirchtag in der Brigittenau," mit Frescowahrheit geschildert. Mehrerer anderer Aufsätze nicht zu gedenken, werde hier noch des interessanten Nekrologs des würdigen Abtes Andreas Wenzel Erwähnung gethan, welcher von dem Herausgeber herrühret. — Wenn diese periodische Schrift in schnellerer Folge erscheinen, z. B. es dem Herausgeber belieben würde, Einen Band in mehreren Lieferungen auszugeben, so würde das Interesse durch schnellere Mittheilung des Zeitgemäßen nur gewinnen. Dieß der hauptsächlichste Wunsch, den wir hegen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Quarterly Jour. of Science, 3rd Series, Vol. I. No. 1. 1 May, 1881.

Received [illegible] 1881.

Mr. Crookes said, that in continuation of the experiments described in his paper on Radiant Matter, he had made a number of experiments with a view to ascertain whether the molecules of gas projected from the negative pole in a vacuum tube are electrified. He had found that they are, and that they are repelled by a magnet. He had also found that they are projected in straight lines, and that they are capable of rotating a light mill-wheel. He had also found that they are capable of producing heat, and that they are capable of producing phosphorescence. He had also found that they are capable of producing chemical action, and that they are capable of producing electricity. He had also found that they are capable of producing magnetism, and that they are capable of producing light. He had also found that they are capable of producing sound, and that they are capable of producing motion. He had also found that they are capable of producing pressure, and that they are capable of producing tension. He had also found that they are capable of producing vibration, and that they are capable of producing resonance. He had also found that they are capable of producing interference, and that they are capable of producing diffraction. He had also found that they are capable of producing polarization, and that they are capable of producing refraction. He had also found that they are capable of producing reflection, and that they are capable of producing absorption. He had also found that they are capable of producing dispersion, and that they are capable of producing scattering. He had also found that they are capable of producing fluorescence

Alles ſchwieg, denn jeder fühlte ſich, wenn auch in verſchiedener Beziehung, getroffen.

Das liebende Paar ſeufzte unter den Qualen ſeines gefolterten Gewiſſens, die Mutter ſah durch Borel's Äußerungen ihre Pläne vereitelt, Julie war in der geſpannteſten Erwartung, wie Guillaume ſich aus dem Garne ziehen werde, denn Leſſault ward lange im Geheimen von ihr geliebt und Annettens Untreue hatte ihrer Leidenſchaft nun nach ihrem Sinne einen gewiſſen Grad von Rechtmäßigkeit der Anſprüche verſchafft. Da war zum Glücke die Tafel beendigt, der Vormund ſtand auf und ging mit Annettens Mutter in das Zimmer zurück, um über dieſe Angelegenheit noch weiters zu ſprechen. Julie ſah nach dem jenſeitigen Ufer hin und ſchien ſich um Guillaume nicht zu bekümmern, der an Annettens Seite der kleinen Treppe zuwanderte, die von dem Gärtchen in den Weinberg führte, welcher zur Beſitzung gehörte und ſich in Terraſſen erhebend, von ſeinen verſchiedenen Ruhepuncten die herrlichſte Ausſicht über die weitgedehnten Ufer des beträchtlichen Gewäſſers darboth.

Eine Bank nahm die Liebenden auf und Guillaume drückte Annetten ſtürmiſch an ſeine Bruſt, in der es bis zum Erſticken tobte, und jede Sylbe erſtarb ihm auf den Lippen vor banger Wehmuth, denn eine leiſe Stimme mahnte ihn im Innern an das durch ſeine Liebe begangene Unrecht, und doch überredeten ihn Annettens Reize wieder, daß dieß Unrecht ſo verzeihlich ſey. Das Gefühl des Rechtes, der Vorſatz, ſein Glück dem ſeines Freundes zu opfern, trugen endlich den Sieg davon, die innere Mahnerinn ſprach immer lauter zu ſeinem Gewiſſen und, aus Annettens Armen ſich gewaltſam reißend, ſprach er: „Ja Geliebte! wir müſſen ſcheiden! meine Liebe für dich iſt ein Verrath an Leſſault, dem biedern, argloſen Freunde. Vergiß den Räuber deiner Ruhe, er ward es nur durch dich, du Himmliſche! durch deine zauberiſche Engelsanmuth. Vergiß mich, aber verdamme mich nicht!“

Noch einmahl ſchloß er das erſtaunte Mädchen in ſeine Arme, drückte den letzten Kuß auf ihre zitternden Lippen und eilte dann auf des Sturmwinds Flügeln den Weinberg hinab, umging das Wohnhaus, lief dem Geſtade zu, ſprang in den Nachen und ruderte mit allen Leibeskräften des Sees Mitte zu, von welcher er es erſt wagte, nach Cudreſin ſich umzuſehen; doch die Abenddämmerung war ſchon zu ſtark vorgerückt, er konnte die Häuſer des Ortes nicht mehr von einander unterſcheiden und nur ein Seufzer flog dem geliebten Ufer zu.

Brütend über ſein grauſames Geſchick kreuzte er planlos auf dem Gewäſſer, bald ganz dem Abendwinde ſich überlaſſend, der unmerklich das Fahrzeug nach einer und der andern Seite wechſelnd trieb, bald wieder emſig rudernd, ohne jedoch auf die Gegend zu achten, welcher er zuſteuerte. So hatte die finſtere Nacht ihn überraſcht, als er jenſeits anlangte; allein nicht am Strande der Heimath befand er ſich, ſeine Zerſtreuung hatte ihn wohl eine gute Stunde weiter nordwärts landen gemacht, und er mußte alſo nun mit Mühe an den tauſend Krümmungen der Buchten ſüdwärts ſich richten, um zu dem Förſterhauſe zu gelangen.

Es lag in demſelben ſchon Alles zur Ruhe, nur Guillaume's Vater wachte noch und ſtreifte in dem Hofe und an der Gartenmauer herum, nachzuſehen, ob Alles wohl verſchloſſen ſey, denn das kürzlich erfahrene Unglück hatte ihn vorſichtig und mißtrauiſch gemacht.

Guillaume wollte den Vater heute nicht mehr ſprechen, ſein Beſuch in Cudreſin hatte ihn ſo trüb geſtimmt, und durch die Vernichtung ſeiner ſchönſten Hoffnungen ſo mißmuthig gemacht, daß er unmöglich durch Erzählung des ſich jenſeits Zugetragenen ſeinen Seelenſchmerz erneuern und vermehren konnte, denn daß Bodot den Sohn um den Erfolg ſeines Beſuches befragen werde, war allzu gewiß.

Er hörte den Alten die Schlöſſer und Riegel probieren, die Hunde von der Kette laſſen und hatte nun keine Wahl mehr zwiſchen dem Anpochen und Befragtwerden, oder dem Übernachten auf freyer Straße. — Seine Stimmung ließ ihn Letzteres vorziehen und er ſchlich ſich gebückt an der Gartenmauer vorüber nach dem Hügel zu, woran des Hauſes Rücken ſich lehnte und wo ein kleines Kaſtanienwäldchen ihm freundliche Aufnahme verhieß.

Auf feuchtem Boden gelagert, ſeufzte er hier dem jenſeitigen Ufer zu und miſchte manche bittere Thränen in den kalten Nebelthau des Octobers. Sein Entſchluß war gefaßt. Er wollte an Leſſault ſchreiben und ihm den gräßlichen Irrthum aufklären, zugleich aber auch einen zweyten Brief an ſeinen Vater richten, worin er ihm Lebewohl ſagt und ſeinen Vorſatz mittheilt, die Heimath zu verlaſſen und in fremden Landen ſein Heil als Weidmann oder Uhrmacher zu ſuchen. Beyde Briefe wollte er jetzt gleich in ſeinem Zimmer ſchreiben, und in dieſes zu gelangen, brauchte es nur eines beherzten Sprunges von einem der Kaſtanienbäume in das offene Fenſter der Kammer, welche an das Wäldchen ſtieß. — Sein Vater, dachte er, befinde ſich im untern Geſchoße, müſſe nun auch längſt zur Ruhe ſich begeben haben und würde

ihn daher nicht gewahren. Wenn er dann die Briefe geſchrieben, wolle er ſein kleines Capital von erſparten Taſchengeldern und beym Scheibenſchießen gewonnenen Beſten zu ſich ſtecken und neuerdings dem Kahne ſich anvertrauen, um an die Nordſpitze des Sees zu gelangen, von wo aus kaum eine halbe Tagreiſe ihn nach Biel führte, in welchem Orte er Gelegenheit zu finden hoffte nach Deutſchland zu reiſen.

Als er ſo den Plan entworfen und geordnet hatte, wählte er den zum erwähnten Sprunge geeignetſten Baum und kletterte an demſelben hinauf. — Nun war er auf dem Aſte, der, verzweigend ſich mit dem nachbarlichen Baume, einen ziemlich geeigneten Standpunct bildete, allein er wollte doch ſeiner Sache gewiß ſeyn, und da die eilenden Wolken das Mondenlicht häufig verdunkelten, ſo konnte er die Entfernung des Fenſters nicht hinlänglich berechnen, um die Gewalt ſeines Sprunges darnach zu bemeſſen. Er verſuchte es daher mit ſeinem Hute, welchen er in das offene Fenſter warf, und konnte aus deſſen Falle ſich nun gehörig orientiren.

Der alte Förſter war indeß keineswegs noch zu Bette, ſondern unruhig geworden durch ſeines Sohnes langes Verweilen, ſetzte er ſeine Streifereyen um das Haus fort, und hatte zu ſeinem nicht geringen Entſetzen bey dem Kaſtanienwäldchen Tritte im dürren Laube rauſchen gehört, ja es däuchte ihn auch einige Worte von dorther vernommen zu haben, die er jedoch nicht verſtanden hatte. — Vermuthlich hatte Guillaume im Affecte ſeines wogenden Gemüthes ein oder den andern ſeiner Gedanken halblaut ausgeſprochen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Charade.

(Zweyſylbig.)

Denk' irgend ein Ding, ſo will ich doch hoffen,
Beweiſet mein Erſtes das Gegentheil dir;
Nur wenn du das Ganze ſinnig getroffen;
Vermuth' ich das Zweyte wirklich bey dir.

M. D. Ettinger.

Eine chineſiſche Truppenſchau.

(Aus der nordiſchen Biene.)

Nachſtehende Beſchreibung von einem Manne, der faſt eilf Jahre in Peking lebte und Augenzeuge war, mag einigen Begriff von der Beſchaffenheit der Krieger des himmliſchen Reiches geben. Auf Befehl des Kaiſers wurde der 5. May 1827 zur Revue zweyer Abtheilungen *) Mandſchuren **) beſtimmt, von denen eine die Abtheilung der blauen Fahne, die andere die der blauen Fahne mit rothem Saume hieß. Zu dem Ende wurden beyde Abtheilungen am Morgen auf das Feld in der Nähe von Peking berufen, auf dem Wege, der von dem Thore Andin ***) nach Norden führt, am Tempel Kuantſi. Die Soldaten kamen einzeln und unbewaffnet herbey, und wurden in Reihen aufgeſtellt, die zwey parallele, 25 bis 30 Schritte von einander entfernte Halbkreiſe bildeten. Die Abtheilung der blauen Fahne wurde links, die der blauen Fahne mit rothem Saume rechts gerichtet. Die Hauptfahnen wurden an den Enden der Reihen aufgeſtellt, die übrigen kleinen Fahnen 12 bis 20 Fuß aus einander ohne Symmetrie in die Erde geſteckt. Die Waffen der Krieger führte man auf Wägen herbey. Die Pfeile, in Bündeln zu 100 und mehr zuſammengebunden, wurden auf gleiche Weiſe wie die kleinen Fahnen auf dem Boden aufgeſtellt. Dieſe Pfeile hatten verroſtete Spitzen, und nur diejenigen, die nach außen ſtanden, waren befiedert. Um dieſe Nachläſſigkeit zu verdecken, ſtellte man ſie an einigen Orten in Körben auf. Schlachtmeſſer in ihren Scheiden und Bogen mit Köchern lagen auf niedern, mit rothen Filzen bedeckten Tiſchchen, welche bey den Hauptfahnen ſtanden. Von den erſteren waren einige ſo verroſtet, daß ſie nicht aus der Scheide gingen, und einige hatten ſogar hölzerne Klingen. An den Punkten, wo beyde Abtheilungen zuſammenſtießen, war ein Zelt aus Doppelmatten aufgeſchlagen. In dieſem Zelte erwarteten die Commandeure und Officiere die Ankunft der Oberfeldherrn, denen die Abhaltung der Revue aufgetragen war. Um neun Uhr kamen dieſe an. Der erſte derſelben, welcher fürſtliche Würde hatte, kam in einer Sänfte, die beyden andern in Carriolen; vorausgingen einige der kaiſerlichen Leibwachen, bei dieſer Gelegenheit zu Pferde, unter dem Schalle der Burenen ****) durch die Reihen der Abtheilung blauer Fahne bis an das Zelt, in das ſie ein-

*) Auf chineſiſch Ji, auf mandſchuriſch Ghuſa.

**) Das chineſiſche Heer beſteht aus 8 Abtheilungen Mandſchuren, 8 Abtheilungen Mongolen und 8 Abtheilungen eingebornen Chineſen. Die Mongolen, von denen hier die Rede iſt, darf man indeſſen nicht mit ihren Stammgenoſſen aus den Steppen verwechſeln; ſie ſind Bewohner des eigentlichen Chinas.

***) Auf chineſiſch eigentlich An-din-men, auf mandſchuriſch Elchetſchoktochdduka, — das Friedensthor.

****) Auf mandſchuriſch Bureni, auf chineſiſch chai-lo-tſo oder chai-lo-tſcho, ſchneckenförmige Muſcheln, welche die Chineſen ſtatt der Trompeten gebrauchen.

traten. Dahin trugen die Officiere beyder Abtheilungen die Tischchen mit Waffen, um ſie den Oberbefehlshabern zu zeigen. Als die Inſpection abgemacht, Thee getrunken und Tabak geraucht war, kehrten der Fürſt und einer der Oberbefehlshaber nach Hauſe zurück; der dritte ging zuerſt bis ans Ende der Reihen der Abtheilung ſeiner Fahne und folgte dann dem Beyſpiele ſeiner Collegen. So ging die Revue zu Ende. Die waffenloſen Soldaten kehrten zurück, wie ſie gekommen waren, und ihre Waffen wurden ihnen wieder auf Wagen nachgeführt.

Auflöſung

der Homonyme im vorigen Blatte:

Der, die, das Rechte.

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldſtadt.) Am 28. Februar 1833 war die Beneficevorſtellung der Dlle. Antonie Jäger. Es wurde zum erſten Mahle gegeben: „Der Kampf des Glückes mit dem Verdienſte," oder „die Erfindung des Zufalles;" allegoriſches Zauberſpiel in 3 Acten, nach einem Feenmährchen vom Verfaſſer „der Sieg des guten Humors." Muſik von Wenzel Müller. Tänze und Gruppirungen von Carl Schadetzky. Neue Decorationen von Dolliner.

Der Verfaſſer dieſes allegoriſchen Zauberſpiels, hat ſich bisher durch ſeine ſtenographiſche Hand die gerechteſte Anerkennung erworben, denn ſeine Stücke zeigen, daß er ſich eine vollkommene Kenntniß der Situationen und der Charaktere eigen gemacht, die auf der Bühne ihre Wirkung ſelten verfehlen, und ſeine Routine ließ ihn beynahe immer einen Schlußeffect finden, welcher oft den ganzen Erfolg des Stückes für das Publicum ſichert. So verhält es ſich mit dem in Rede ſtehenden neueſten Producte; der Dialog iſt witzig, voll gutmüthiger Satyre; frohe Laune herrſcht in der Anlage des Ganzen, daher der Zweck der allgemeinen Erheiterung nicht verfehlt werden konnte; die Allegorie erſcheint ſo trefflich bedacht und ausgeführt, daß ſie allein ſchon den Werth des Stückes entſchied. Wenn die nöthigen Abänderungen getroffen, und jene Scenen, die als überflüſſig ſich darſtellen, oder das Glück und Verdienſt des Ganzen beeinträchtigen, wie z. B. die Probeſcene der reiſenden Theatergeſellſchaft ꝛc. beſeitiget oder abgeändert werden, gewinnt dieſes heitere Product mehr Friſche, und kann ſich zu einem lobenswerthen Repertoirſtück erheben.

Über die Darſtellung kann ſich Referent nur ſehr günſtig äußern, denn Hr. Schuſter Jgn. (Hausirer Knöllerl) erſchien in der Hauptrolle als ein willkommener Glanzſtern, der mit dem Funkenregen ſeiner immer heitern Laune, Leben und Wärme ins Publicum ausſtrömte. Dlle Jäger (Köchinn Hermine) ſtand unſerm trefflichen Komiker, durch Spiel und Geſang ausgezeichnet, würdig zur Seite. Der Vortrag aller Geſangſtücke erwarb ihr den lauteſten Beyfall. Mad. Rohrbeck (Fortuna) wußte ihre kleine Rolle durch ein eminentes Spiel bedeutend zu heben und errang ſich beſonders in dem trefflichen Duett des 3. Actes mit Hrn. Schuſter ſtürmiſchen Applaus. Mad. Scutta (Verdienſt), Mad. Schad (Frau von Fledermaus), Dlle. Hillmer (Charlotte), die HH. Schaffer (Zufall), Landner (Theaterdirector), Brabbée, (Dichter), Fermier (Capitän Sturm) trugen zum Gelingen der Darſtellung mit vereinten Kräften bey. Auch Hr. Schadetzky wurde durch ſeine überraſchenden geſchmackvollen Tänze und Gruppirungen, beſonders im 3. Acte, mit zweymahligem Vorrufen belohnt, woran das unermüdete Balletperſonale, das mit Aufwand aller ſeiner Kräfte für Direction und Publicum wirkt, ebenfalls Theil zu nehmen hat. Die Muſik des Hrn. Wenzel Müller iſt angenehm, einige Geſangſtücke thaten vortreffliche Wirkung und muſten wiederhohlt werden. Die neuen Decorationen von Dolliner können mit Auszeichnung berührt werden. Der Beyfall, womit das Ganze aufgenommen wurde, war vielfältig und rauſchend. Hr. Schuſter Jgn. wurde nach dem erſten Acte und am Schluſſe mit Dlle. Jäger vorgerufen. Die Beneficiantinn erfreute ſich eines übervollen Hauſes, und dankte in äußerſt gewählten und anſprechenden Worten. Der Schluß ihrer Dankrede war folgender: „Nehmen Sie für Ihre übergroße Huld meinen wärmſten Dank, „und ſchenken Sie mir auch ferner Ihre nachſichtsvolle Unterſtützung, dann wird kein Zufall der Erde mir das Verdienſt rauben, „in Ihrer Zufriedenheit die glücklichſte Erfindung auf der Welt gemacht zu haben." Joh. Nep. Hraſtnigg.

Concertanzeige.

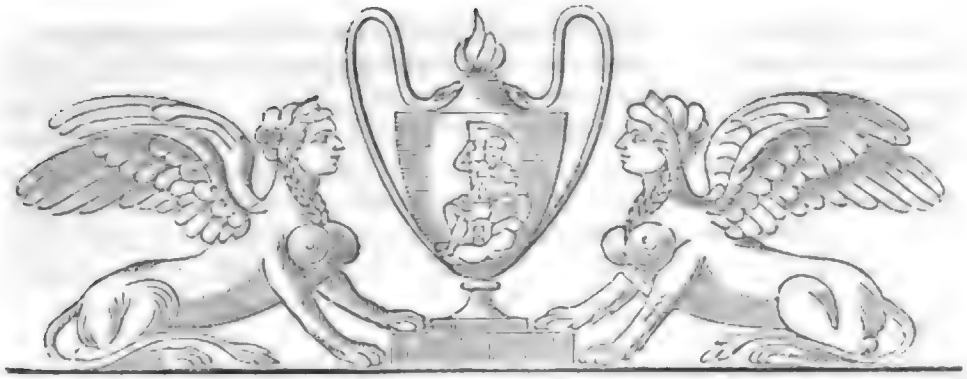
Hr. M. Schmidt, Kammermuſicus des Churfürſten von Heſſen-Caſſel, und deſſen Sohn, Tonkünſtler auf der Poſaune, geben Sonntags am 10. März um die Mittagsſtunde ein groſſes Concert im k. k. kleinen Redoutenſaale. Sie werden ſich darin in einem Concertino für zwey Poſaunen, componirt von A. Späht, einer groſſen Phantaſie über die Wiegenlieder von C. M. v. Weber, und einem Terzette für Waldhorn (vorgetragen von Hrn. Prof. E. Lewy), ohne Orcheſterbegleitung produciren. Fräulein Winkler von Zorazeſt wird den erſten Satz des neunten Concertes für das Pianoforte, von Moſcheles, und Dlle. Fröhlich eine Arie vortragen. Billete zu 3 fl. W. W. ſind in allen Kunſt- und Muſicalienhandlungen, und am Tage des Concertes an der Caſſe zu haben.

Benefice-Anzeige.

Die Beneficevorſtellung des Hrn. Schaffer, welcher ſeit einer Reihe von Jahren bey dem k. k. priv. Theater in der Leopoldſtadt engagirt und bey dem Publicum beliebt geworden iſt, wird Dinſtag den 12. März Statt haben. Es wird ein neues Zauberſpiel mit Geſang in zwey Acten, von Hrn. Carl Schikaneder in Prag, Muſik von dem Hrn. Capellmeiſter Wenzel Müller, gegeben, betitelt: „die Erdgeiſter," oder „der Brillenhändler." Hr. Schaffer gehört zu den glücklichen Beneficianten, die von dem Publicum dieſes Theaters mit einem zahlreichen Zuſpruche erfreut werden. Wir wünſchen dieſem fleißigen Schauſpieler auch heuer die volle Gunſt der Madame Fortuna.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Nit. von Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.



Der Sammler

Dinstag, den 31 12. März 1833.

Dießseits und Jenseits.

(Fortsetzung.)

Der beängstigte Alte griff nach seiner Flinte und schlich sich auf den Gang des oberen Stockwerkes, wo er nicht nur eine männliche Gestalt den Kastanienbaum ersteigen, sondern ihn auch etwas in seines Sohnes Kammer werfen sah, das er sowohl in der Angst, als des abwechselnden Helldunkels wegen, für ein Brandmittel ansah und also die Erneuerung eines Raubversuches keinen Augenblick mehr bezweifelte.

Guillaume bog sich gerade auf dem Astgeflechte vorwärts, um den Sprung zu vollziehen, da rief es ihn an: Halt! wer da? — Er zog sich zurück, erkannte des Vaters Stimme und wollte eben im Dickicht des Baumes sich verbergen, da wiederhohlte jener den Zuruf, und er stieg eiligst von dem Baume herab, mit dem Vorsatze am Fuße sich dann tiefer in das Wäldchen zu begeben; da rief des Vaters Stimme das dritte „Wer da!“ der Mond umwölkte sich und Guillaume hing am letzten Aste, um sich auf den Boden herabzulassen. Da blitzte es vom Gange herunter, die Kugel kam aus geübtem Rohre und Guillaume lag, von Vaterhand getroffen, in seinem Blute.

Bodot hörte das Wimmern des Verwundeten und wünschte sich Glück, der Gefahr, neuerdings beraubt zu werden, entgangen zu seyn. Der Schuß hatte seine Hausgenossen herbeygerufen, man eilte nach dem Kastanienwäldchen, fand den Verwundeten am Fuße des Baumes leblos liegen und brachte ihn auf des Försters Geheiß in die Gesindestube. Hier wurde Licht herbeygeschafft, um den Unglücklichen näher untersuchen, und wo möglich, ihm noch Hülfe leisten zu können, denn Bodot sandte eiligst einen Boten nach dem Chirurg, des benachbarten Corceilles. Es war ja seine Absicht nur gewesen, den Verwegenen außer Stand zu setzen ein Verbrechen zu begehen, ihn aber tödten, das wollte er keineswegs.

Hilf Himmel! welch gräßliches Entsetzen ergriff nun den bedauernswerthen Greis, als er bey Erleuchtung der Stube in dem vermeinten Räuber seinen geliebten Sohn erkannte, welch herzzerreißender Anblick, welch nahmenloser Jammer!

Guillaume lebte zwar noch, allein sein Auge war gebrochen, der Schuß war in die Nähe des Rückgraths gegangen und die höchste Gefahr für sein Leben vorhanden.

Er wandte den sterbenden Blick auf den Vater, und nach vieler Anstrengung brachte er die Worte hervor: „Ich sterbe für Lessault und Annette!“

Der Arzt erschien und erklärte Guillaume's Zustand zwar für äußerst gefährlich, aber doch nicht gänzlich ohne Hoffnung, nur würde er ein eben so langes als schmerzvolles Krankenlager zu bestehen haben, und es müsse vor allem andern dafür gesorgt werden, daß ihm jede Gemüthsbewegung erspart werde, am allerwenigsten aber

dürfe man es ſich einfallen laſſen, ihn um die Veranlaſſung des traurigen Ereigniſſes zu befragen, da aus dem hartnäckigen Schweigen bey des Vaters dreymahligem Zurufe leicht zu vermuthen ſey, daß ein tiefes Geheimniß demſelben zum Grunde liege.

So verlebte man denn in peinigender Ungewißheit eine ganze Woche, ohne auch nur das Mindeſte ahnen zu können, was einigermaßen Aufklärung zu biethen vermochte. — Leſſault, von ſeines theuern Freundes Unglück unterrichtet, kam gleich folgenden Tages ihm ſeine Pflege anzubiethen, und Guillaume's Vater erſchien er wie ein Troſt bringender Engel, denn er hoffte den günſtigſten Eindruck auf des Sohnes Gemüth von der theilnehmenden Gegenwart des zärtlichen Freundes.

Lange lag der Kranke ohne Bewußtſeyn, und Leſſault wich keinen Augenblick von ſeinem Lager, endlich erklärte der Arzt mit zufriedener Miene, daß eine glückliche Criſe eingetreten und nun nicht mehr zu zweifeln ſey, daß am folgenden Tage der Leidende ſeiner Sinne wieder mächtig ſeyn werde. Dieſe beruhigende Prophezeyhung traf nach Verlauf von 24 Stunden auch wirklich ein, allein ſtatt heilſam auf Guillaume zu wirken, brachte ſie für ihn die übelſten Folgen mit ſich, denn kaum hatte er in ſeinem ſorglichen Wärter Leſſault erkannt, als er aufs Neue in die hitzigſten Phantaſien verfiel, in denen die Worte: „Ich ſterbe für Leſſault und Annette!“ in gräßlich ſchneidenden Tönen ſich häufig wiederhohlten. Die Gefahr wuchs neuerdings, man entfernte Leſſault und war in großer Beſorgniß um den Kranken, denn er weigerte ſich nun hartnäckig, die ihm gereichten Arzneyen zu nehmen und nur in den Momenten gänzlicher Bewußtloſigkeit konnten ſie ihm beygebracht werden.

Seine Jugendfülle unterſtützte jedoch mächtig des erfahrnen Arztes Kunſt, und allmählig fing der Gang der Krankheit an eine günſtigere Wendung zu nehmen, ſo daß nach Verlauf von vier Wochen Guillaume bereits im Stande war, für einige Stunden ſein Lager zu verlaſſen.

Es hatte Leſſault in der Zwiſchenzeit ſeine Geliebte zu wiederhohlten Mahlen beſucht, und war nicht wenig erſtaunt, ihr Benehmen und jenes ihrer Mutter ſo auffallend verändert zu ſehen. Keine Spur war mehr von Annettens munterem Weſen zu finden, ſelbſt ihre Jugendblüthe war im Welken. Zwar nahm ſie den Langentfernten freundlich auf, ſie äußerte ihm ihr Bedauern über das ihm widerfahrne Unglück, doch dieß Alles geſchah mit einer ernſten Kälte, die ſeit Guillaume's Abweſenheit dem lebhaften Mädchen ſich angeeignet hatte. Auch Annettens Mutter ſchien verlegen bey ſeinem Beſuche; man hieß ihn wohl willkommen, allein nie erfolgte bey ſeinem Abſchiede die Aufforderung eines baldigen Wiederkehrens; nur Julie war unverändert, ja ſie hatte an gutmüthiger Freundlichkeit ſogar gewonnen, wie Leſſault zu bemerken glaubte, und da dieſe Veränderungen ihn mit tauſend beängſtigenden Zweifeln erfüllten, ſo beſchloß er bey ſeinem nächſten Beſuche in Cudreſin frank und frey nach deren Urſache zu fragen.

(Der Beſchluß folgt.)

Italieniſche Standpuncte.

Künſtlerbildung.

Der Verfaſſer der „drey italieniſchen Reiſen,“ der in ſo vielfältigen Verhältniſſen zu Künſtlern ſtand, beklagt ſich, daß er niemahls auf die Kunſtbildung eines derſelben habe einen Einfluß gewinnen können, bis es ihm endlich gelungen ſey, einen eigenen Schüler zu erziehen.

„In Hamburg,“ ſagt er, „beſuchten mich häufig die jüngeren Künſtler, welche dort zahlreich ſind.“

„Ein einziger war unter ihnen, welcher ungleich weniger gebildet und beleſen, zudem nur in ſeinen Nebenſtunden mit der Kunſt beſchäftigt (denn gar nicht hoch hinaus wollte man mit ihm), offenbar für Belehrung ſehr empfänglich und zur Arbeit unendlich aufgelegt. Er hatte den Vater frühe verloren, und lebte bey ſehr entfernten Verwandten, welche ihn gern mir ganz überließen.“

„Ziemlich groß, obwohl noch unausgewachſen, knabenhaft roh in ſeinen Manieren, in Allem, was die Kunſt betrifft, der größte Neuling auch darin, daß ihn die unermeßliche Begier erfüllte, ein tüchtiger, wo möglich ein großer Künſtler zu werden. Das war das Holz, nach welchem ich geſucht. Er hat meine kühnſten Erwartungen übertroffen.“

„Durch ihn habe ich erprobt, daß es gut ſey, ſchon dem Knaben die Handhabungen aller mahleriſchen Werkzeuge frühe und ſogleich methodiſch beyzubringen. Auf Form und Proportion ward in den erſten Jahren gar wenig geachtet, doch ſtreng auf die richtige Führung und Handhabung der Werkzeuge, vornehmlich der mahleriſchen, gehalten.“

„Gleich wichtig iſt, daß man des Künſtlers Hand an Leichtigkeit gewöhne, damit er Reflexe und Lichter und jegliche andere Präciſirung in jeder Richtung in den naſſen oder halbtrockenen Localton hineinſpielen könne, ohne zu quetſchen, in die unterliegende Farbe einzudrücken, noch das friſch Aufgetragene ſelbſt ſogleich zu verſchieben. Ach Gott! wie viele Mahler ſieht man, in neueren Bildern auch von größtem Verdienſte, das

Licht von dem zu ſchwer geführten Pinſel um ein paar Linien hinaus von der Stelle gedrückt, wo es eigentlich zu ſtehen die Neigung verſpürt hatte. Sehe man dagegen in ächten Raphael'ſchen Bildern, wie da das Licht ſcharf an ſeiner Stelle mit dem Borſt in den naſſen Localton hineingeſpielt iſt; und läugne mir noch, daß Künſtler zum Präciſiren und Aufſetzender allerleichteſten Hand bedürfen."

„Ich ließ meinen Schüler von Anbeginn nie aus gehen, ohne vorher feine hirſchlederne Handſchuhe anzuziehen. Seine Hände waren damahls ganz vernachläſſigt, wie bey ſo vielen jungen Künſtlern. Doch bald verbeſſerten ſie ſich und es erhielten ſeine Fingergelenke die unentbehrliche Geſchmeidigkeit wieder. Eine Kleinigkeit, denkt man. Ja wohl eine Kleinigkeit, woran jedoch ſehr Vieles hängt; denn ohne Hände gibt es keine Mahler, und ohne brauchbare, keine guten. Sein Auge ſtellte ſich durch fleißige Jagdübungen wieder her; denn es hatte durch Kleinarbeiten gelitten."

„Eingeſchärft ward ferner, jedes Mahl dasjenige mit gröſtem Eifer vorzunehmen, was die Umſtände zu thun geſtatteten. Auf dem Lande ward den landſchaftlichen Erſcheinungen, den Geſtaltungen der Jagd- und Hausthiere und artigen Individualitäten des Menſchengeſchlechtes nachgehangen. In der Stadt aber ward der treffliche Arbeiter für mich Monathe unſichtbar, weil er von früh bis ſpät Nachts im Hoſpitale der Anatomie oblag."

„Um den Jüngling unaufhörlich zum Bewußtſeyn und hiedurch zur Ergänzung und Berichtigung eigener Mängel und Schwächen anzuleiten, ließ ich ihn ohne Unterbrechungen an Gemählden von eigener Erfindung oder Zuſammenſtellung arbeiten. Denn ich hatte verſchiedentlich bemerkt, daß ſtudierende junge Künſtler, oft unwillkührlich, ſtets wieder auf das Längſtbekannte zurückkommen; wie ſchlecht angeleitete Clavierſpieler auf daſſelbe Muſikſtück, und wie eigenſinnige Fliegen auf denſelben Punct der Naſe. Wenn man ſie aber zu eigenen Arbeiten anhält, ſie verlockt, dabey ſich zu überheben, mehr zu unternehmen, als ſie eigentlich ſchon zu leiſten vermögen, ſo bringt man ihnen hundert Blößen und Leerheiten in ihrer Kenntniß und Anſchauung zum Bewußtſeyn, lenkt ihre Aufmerkſamkeit und in ihrem Studienfleiß vornehmlich auf das Fehlende, oder doch Unklare, worauf es ankommt.

(Der Beſchluß folgt.)

Miscelle.

Zwey Engländer, die ſich eine Zeit lang auf der Inſel Sagor, einem berühmten Wallfahrtsorte der Hindu, im Fluſſe Hugli, aufhielten, hörten, daß ein Rhinoceros faſt jede Nacht aus dem Fluſſe an einen kleinen Teich komme, worauf ſie beſchloſſen, auf dieſes Thier Jagd zu machen. Zu dieſem Ende ließen ſie ſich auf einem Baume, zunächſt dem Teiche, eine Kanzel erbauen, wo ſie in der folgenden Nacht die Ankunft des Rhinoceros abwarteten. Es war ein dunkler Abend und gegen acht Uhr Abends, als das Thier gerade unter dem Baume erſchien, wo ſich die Jäger befanden, die nun aus zwey Flinten Feuer gaben. Anfangs ſtutzte es ein wenig, entfernte ſich aber nicht. Eine zweyte Ladung ſchien beſſer gewirkt zu haben, denn es kehrte raſch um und trabte davon. Acht Kugeln waren ſo auf das Rhinoceros abgeſchoſſen worden; es ſchien ſich aber daraus ſo wenig zu machen, als aus Erbſen. Ungefähr zehn Minuten darauf kehrte es wieder zurück, und einer der Engländer ſchoß nochmahls; allein der Lauf ſeiner Flinte ſprang, zerſchmetterte ihm zwey Finger und verwundete auch ſeinen Begleiter, weßhalb ſie ſich genöthigt ſahen, für dießmahl ihre Jagd aufzugeben. Nachdem die Handwunde des einen Jägers geheilt war, beſchloſſen Beyde, anderthalb Monathe ſpäter, noch einmahl ihr Glück zu verſuchen; allein mit gröberem Geſchütz. Zwey Sechspfünder, die ſich auf der Inſel vorfanden, wurden geladen, und an dem Orte, wo das Rhinoceros ſeinen Wechſel hatte, aufgepflanzt; hierauf nahmen ſie am 6. April Abends wieder ihren Poſten auf dem Baume. Gerade machten ſie ſich ſchußfertig, als in den Gebüſchen umher ein Tieger aufſprang, der die ganze Nacht den Baum umkreiſte, ohne daß er ihnen ſchußgerecht wurde. Dieſe und die ganze folgende Nacht warteten ſie auf das Nashorn, aber vergeblich. In der dritten Nacht endlich, gegen zehn Uhr, kam es zum Vorſchein. Einer der Engländer ſprang vom Baume herab und ſtellte ſich ans Geſchütz; allein das Thier bemerkte ihn und floh. Eine Stunde ſpäter kehrte es jedoch gerade in der Richtung der Kanonenmündung zurück. Als der eine Jäger die Lunte erhob, um loszubrennen, wollte das Rhinoceros auf ihn zu ſtürzen; allein das Geſchütz krachte, und das Nashorn wurde getroffen. Es ſtieß ein furchtbares Geſtöhne aus, rannte noch einige fünfzehn Fuß hinweg und ſtürzte dann zu Boden. Es maß zwölf Fuß in der Länge, war ſieben Fuß hoch und hatte dreyzehn Fuß im Umfange. Man fand, daß viele der frühern Kugeln bis ins Fleiſch eingedrungen waren; als man es öffnete, fand man ſogar eine der bleyernen Kugeln im Magen des Thieres. Die Mannſchaft eines Birmanen-

bootes, das auf der Inſel angelangt war, verſchlang das Fleiſch des Nashorns mit wahrem Heißhunger.

Auflöſung

der zweyſylbigen Charade im vorigen Blatte:

Unſinn.

Notizen.

Concert.

Larenburg.

Am 3. d. M. hatte im hieſigen Saale zum goldenen Stern eine muſicaliſche Akademie für einen wohlthätigen Zweck Statt, die einer ehrenvollen Anzeige in dieſen Blättern nicht unwürdig iſt. Der Saal ſelbſt war recht geſchmackvoll decorirt; die öſterreichiſche Volkshymne eröffnete die Abendunterhaltung; ſie wurde von dem ſtark beſetzten Chor ſehr gut geſungen. Ihr folgte die Ouvertüre aus Don Juan, welche zur allgemeinen Zufriedenheit ausgeführt wurde. In der „Macht des Geſanges," componirt von Romberg, ſang beſonders Dlle. A. Kirſtein den Sopranpart ausgezeichnet; ſie beſitzt eine ſehr gute Schule, nur ſchadete der Wirkung eine merkbare Anlage zur Heiſerkeit. In einem Duette von Pacini entwickelte dieſe Sängerinn viel Ausdruck. Eine Ouvertüre von Dalayrac und ein Chor von Schulze fanden beyfällige Anerkennung. Die Violinvariationen von Mayſeder waren der Glanzpunct dieſes Concertes. Hr. Höfer beſitzt eine Reinheit, eine Präciſion, eine Bogenführung, die ſelten genannt werden können; er wurde ſtürmiſch gerufen. In dem „Bewußtſeyn," von Lachner, zeichnete ſich beſonders der Violoncelliſt ſehr zu ſeinem Vortheile aus. Eine Scene und Arie aus dem „Freyſchütz" mußte wegen zunehmender Heiſerkeit der Dlle. Kirſtein wegbleiben; dagegen ſang Hr. Namiesky von Baden Beethoven's „Adelaide" mit Schmelz der Stimme und richtigem Gefühl. Die Ouvertüre aus Johann von Paris wurde zum Schluſſe recht wacker exequirt, und ſo gewährte dieſes Concert um ſo größeres Vergnügen, als man bey der Localität und den beſchränkten Mitteln kaum auf ein ſolches Rechnung machen durfte.

Correſpondenz-Nachrichten.

Peſth, im Februar 1833.

Das hocherfreuliche Geburtsfeſt unſeres allgeliebten Herrſcherpaares wurde am 8. und 12. d. M. mit Dank- und Bittgebethen ſo wie mit edlen Thaten und Werken der Barmherzigkeit gefeyert. Am 12. begünſtigte eine Frühlingswitterung die Alles belebende Feyer, und es ſchien, als wolle die Schöpfung dieſen freudenreichen Tag verherrlichen. Der in jeder treuen Bruſt eingeſchriebene Jubelgeſang: „Gott erhalte Franz den Kaiſer!" wurde mit wahrer Herzlichkeit abgeſungen, und die Thränen der Freude über die frohe Wiederkehr dieſes theuren Tages glänzten in den Augen eines jeden edlen Magyaren. Im Theater wurde bey feſtlicher Beleuchtung am 8. „Pauline," und am 12. „Rudolph von Habsburg" mit allgemeinem Beyfalle gegeben.

Was die Faſchingszeit — die zum Schmerze aller Tänzerinnen ſchon zur Neige geht — anbelangt, ſo hat Monſignore Carnevale noch nie eine ſo fröhliche und luſtige Aufnahme gefunden, als es heuer bey uns der Fall war. Die im neueröffneten Redoutengebäude Statt gefundenen Bälle brachten eine Legion Tänzerinnen und — Tänzer auf die Beine, für welche der Peſther Strauß, Hr. Grünfeld, mit einem wohlbeſetzten Orcheſter den „Duellgalopp," „die Schmetterlings- und Zampawalzer," „die Nachtſchwärmer," „das waren mir ſelige Tage," u. ſ. w. componirt von Tomala, Hubovsky, Huniady, Hrauliwich und Hladky, trefflich ſpielte. Von den ſechs abgehaltenen Redouten war die dritte die beſuchteſte, denn dieſe zählte über 3000 Ballgäſte. Die Caſinobälle ließen ſich auch nicht ſpotten, und es herrſchte daſelbſt Frohſinn und Laune, Anſtand und Solidität. Ein ſogenannter „Eisſalon," richtiger „Eiskämmerchen," fand ſeine Rechnung im Waſſer. Die Tanzſäle „zu den zwey Löwen," „zum Schwan," gingen auch nicht leer aus. Im Theater ging es ebenfalls luſtig zu, und Hr. Weiß, Mitglied des k. k. Hofoperntheaters in Wien, wußte der Frohſinnszeit die rechte Höhe zu geben, und das Haus durch ſein Gaſtſpiel zu füllen. Dieſer treffliche Komiker, der bereits vor zwey Jahren hier eine ehrenvolle Aufnahme genoſſen, gaſtirte zu Mahle mit ſolch eclatantem Beyfalle, wie ihn vor ihm kein Schauſpieler dieſes Genres erhalten. Sein erſtes Gaſtſpiel war der „Florian," und er zeigte ſich dann im „Chevalier Bibi" (zweymahl), in der „Bettlerbraut" (dreymahl), „Kirchtag in Petersdorf," „Sylphide," „Schweſtern von Prag," „Zaubermund" (dreymahl), „Doctor Krampert," (dreymahl), „Werthers Leiden" (zweymahl), „Bruder Lüftig" (zweymahl), „Mädchen aus der Feenwelt," „Weibercur," und bewies in allen dieſen Rollen den exacten Künſtler, deſſen vis comica originell, deſſen Leiſtungen auf Natur und Kunſt gegründet und fern von allen Übertreibungen ſind. Überdieß iſt dieſer brave Komiker mit einer ſchönen, in einer guten Schule ausgebildeten Stimme begabt, eine Eigenſchaft, die ihn befähigt, in der Oper als Buffo trefflich verwendet zu werden. Es wäre ein bedeutender Gewinn für unſere Bühne, wenn, wie es heißt, Hr. Weiß zu Oſtern bey uns engagirt wäre. Als Hadrian im „Zaubermund" und als Thomas im „Stramperl" hat der Wiener Gaſt Furore gemacht, und die Beyfallsbezeigungen wollten faſt kein Ende nehmen. Außer den bey Gelegenheit des Gaſtſpiels des Hrn. Weiß zum erſten Mahle vorgeführten Localpoſſen, der „Zaubermund," die „Bettlerbraut," „Chevalier Bibi," und „Bruder Lüftig" (die erſtgenannte Piece hat beſonders angeſprochen), ſahen wir die „Verwaiſte," ein Schauſpiel der Md. Birch-Pfeiffer, das allgemein gefiel, und in welchem Dlle. Weick, die als Pauline in dem Stücke gleichen Nahmens, wegen ihres durchdachten Spieles gerechte Anerkennung fand, die ſchönſten Beweiſe ihres Talentes und Eifers an den Tag legte. Opernnovitäten können wir gar keine melden, da wir erſtens faſt gar keine Tondichtung zu hören bekommen, weil das Publicum den erſten Tenor nicht gerne ſingen hört, und der zweyte durchgegangen iſt. Auf Oſtern, wollen wir hoffen, wird auch dieſem Mangel abgeholfen werden. Wer aber zu Oſtern der primo tenore, und die prima donna ſeyn wird, wollen und können wir nicht ſagen, da es bey uns, id est bey unſerer Theaterdirection, Maxime iſt, nicht aus der Theaterkanzley zu ſchwatzen. Das Eine wiſſen wir; die Auguſte Schröder, jetzige Mad. Gerlach, kömmt mit ihrem Manne, der Hrn. Volkmar's Stelle vertreten wird.

Max. v. Sternau.

Menagerie-Anzeige.

Die Menagerie des Hrn. Hermann v. Aken, aus vier Abtheilungen beſtehend, wird am 15. d. M. dem kunſtſinnigen Publicum Wiens zur Schau eröffnet. Wir machen hierauf vorläufig aufmerkſam, und werden nachträglich in dieſem Blatte von dieſer berühmten Thierausſtellung in einem ausführlichen Artikel eine würdigende Notiz nehmen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Sammler.

Donnerſtag, den 32 14. März 1833.

Dieſſeits und Jenſeits.

(Beſchluß.)

Es war gerade an dem Tage, als Leſſault wegen Guillaume's erneuerter Verſchlimmerung denſelben verlaſſen mußte, wo er die Aufklärung jenſeits ſich zu hohlen nun um ſo mehr beſchloſſen hatte, da des Kranken Ausruf, als er ihn erkannte, im engſten Zuſammenhange mit Annettens verändertem Benehmen zu ſtehen ſchien.

Er ſegelte haſtig über den See und traf Julie ganz allein zu Hauſe, Mutter und Schweſter waren zum Vormunde gefahren.

Von ihr erfuhr er das Geheimniß, welches Annettens Herz von ihm gewendet, — Guillaume zum Verräther an ihm gemacht und deſſen Lebensgefahr herbeygeführt hatte. Mit wehmüthiger Rührung ſchilderte Julie ihrer Schweſter Leiden, ihre unbeſiegbare Liebe für Guillaume, ihren Wunſch den älteren Freund eben ſo warm lieben zu können, da ſein biederes Herz es wohl verdiene, und die Unmöglichkeit den Kampf der Entſagung zu Gunſten Leſſault's glücklich zu beſtehen.

Die Farben ihrer Schilderung waren glühend, ihr Vortrag von Zittern der Stimme, von ihren Thränen unterbrochen, von manchem ſeelenvollen Blicke auf den Zuhörer begleitet, deſſen Züge deutlich den Schmerz der Täuſchung, wie den Kampf verriethen, der ſein Innerſtes bey Juliens Offenbarung beſtürmte. Doch als nach einer langen Pauſe ſein naſſes Auge heiterer zum Himmel blickte und er mit edler Größe ſeine Entſagung zu Gunſten ſeines unglücklichen Freundes laut ausſprach, da vermochte Julie länger nicht ihre Gefühle zu bergen, ſchluchzend ſank ſie an Leſſault's Bruſt und er verſtand die Weinende.

Nicht nur Bewunderung war es, welche ſie dem Helden zollte, nicht nur freudige Rührung, ihrer Schweſter nun durch die wiedererlangte Freyheit eine heitere Zukunft lachen zu ſehen; ihn, dem ſie im Stillen ſo lange ſchon mit heißer Liebe zugethan, ſah ſie nun auch frey und die Möglichkeit, ihre Gefühle erwiedert zu finden, überwältigte ſie ſo unendlich, daß ſie ihrer ſelbſt unbewußt, an Leſſault's Bruſt geflogen und ihn zärtlicher umfangen hielt, als Annette ihn je in ihren Armen gehalten hatte.

Er drückte ſie dankbar liebend an ſein Herz und der Bund einer feſten, auf gegenſeitige Achtung gegründeten Liebe ward geſchloſſen. Ein Seelenleiden aber ſtand dem Guten noch bevor, es war die Offenbarung ſeiner Entſagung an Annetten ſelbſt; doch die Überzeugung, zwey Menſchen dadurch ein heiß erſehntes Glück zu bereiten, erleichterte ihm daſſelbe.

Als den Edelſten der Menſchen betrachtete ihn Annette, und flog gerührt an ſeinen Hals; ein Kuß, der beredter war, als tauſend Worte, ſprach Dank und Achtung, Reue und Entzücken zugleich aus; auch Guil-

laume, welcher bey ſeiner fortſchreitenden Beſſerung von ſeinem Vater glückwünſchend die unerwarteten Veränderungen der Verhältniſſe vernommen, rief den früher halb Gehaßten an ſein Herz zurück, und es wetteiferten die beyden Freunde, ſich gegenſeitig das größere Verdienſt anzurechnen. — Guillaume hatte den Vorſatz der Entſagung zuerſt gefaßt, Leſſault ihn ausgeführt; daß Erſterer daran gehindert wurde, rechnete Leſſault als einen gültigen Erſatz ihm an, denn Guillaume's Leidensperiode war länger und ſchmerzhafter, als Leſſault's Herzenskampf bey Juliens Offenbarung.

Bodot wartete nun nur noch ſeines Sohnes völlige Geneſung ab, um mit demſelben Annetten zu beſuchen, und der künftigen Tochter Bekanntſchaft zu machen. — Das Mädchen hatte nun ihre frühere ſchalkhafte Munterkeit wieder erlangt, und erſchien dem Geliebten in dem Liebreize der üppigſten Jugendfülle. — Sie flogen einander liebend in die Arme, und dann an Leſſault's Freundesherz, der Guillaume begleitet hatte. — Es wurde der Vormund herbeygehohlt, und nach bald gepflogenem Einverſtändniſſe von ſeiner und der Mutter Seite, das Heirathverſprechen des Doppelpaares gefeyert.

„Laßt uns," hob der alte Förſter an, „das Dieß- und Jenſeits vereinen! — Guillaume nimmt mir die Laſt der Arbeit völlig ab, und wohnt mit Frau und Schwiegermutter im Forſthauſe, Leſſault führt Julie nach Neuſchatel in ſeine neue Unternehmung als Hausfrau ein, und Sonntags kommen wir dann wechſelweiſe zuſammen. In Cudreſin ſoll nur der Jahrestag des freudigen Bundes gefeyert werden, wir geben es in Pacht, und wenn ich dießſeits Zeuge von euer aller Glück geweſen bin, wenn mir der Himmel noch die Freude gönnt, die theuern Enkel in meine Arme zu ſchließen, dann ſegle ich nach Jenſeits zu der geliebten Mutter hin, ihr der Kinder Glück zum Wiederſehen zu bringen."

So geſchah es auch. Guillaume lebte als Förſter in glücklicher Ehe, und gab dem greiſen Vater recht bald die Freude, einen derben, rothwangigen Enkel auf ſeinen Knien zu ſchaukeln; Leſſault ward einer der berühmteſten Uhrenfabrikanten des Landes, und fand an Juliens Seite dießſeits ſchon das ungetrübte Glück, welches ſo viele jenſeits erſt zu erreichen beſtimmt ſind.

F. W. Jaggi.

Das Zuſammentreffen mit einem Seeräuber.

Seit ein paar Minuten hatte Capitän Boltrop ſein Fernrohr mit einiger Unruhe auf einen ſchwarzen Punct gerichtet, welchen man in der Ferne ſah.

„Was gibt es Neues, Herr Capitän?" fragte ich.

„Sehen Sie ſelbſt," gab er mir zur Antwort. Und als ich aufmerkſam auf den Punct hinſah, erkannte ich deutlich, daß es eine Schaluppe ſey.

„Ja, eine Schaluppe," nahm der Capitän das Wort, „welche mit der ganzen Schnelligkeit auf uns zukommt, die ihr die kräftigen Arme von wenigſtens zwanzig rüſtigen Freybeutern geben können. Sie wiſſen nun, warum ich erſt friſchen Wind gewünſcht."

Sogleich wurde Anſtalt getroffen, die Seeräuber kräftig zu empfangen. Da wir nicht wiſſen konnten, wie viel ihrer waren, ſo wurden auf das Verdeck ſogleich Pulver, Kugeln, Patronen und blanke Waffen gebracht. Gleichzeitig wurden die beyden Kanonen, welche wir am Bord hatten, in Stand geſetzt, ſcharf geladen, und an die Stückpforten gebracht. Alle Flinten und Piſtolen wurden geladen, und jeder von uns ſteckte ein ſcharfes Meſſer und zwey Piſtolen in den Gürtel. Der Capitän trieb die Vorſicht ſo weit, daß er die Wachen verdoppeln, und den Rand der Steuerbords glätten und ſcheuern ließ, um das etwaige Entern zu erſchweren.

Als dieſe Vorbereitungen mit möglichſter Schnelligkeit beendigt waren, begab ſich jeder auf ſeinen Poſten. Aller Augen waren jetzt nach Weſten gerichtet, allein das Abenddunkel war ſchon ſo ſtark eingetreten, daß es nicht mehr möglich war, die Schaluppe zu ſehen.

Wir hatten bereits mehrere Stunden in peinlicher Unruhe hingebracht, ohne das Geringſte entdecken zu können. Der Capitän ſelbſt war der Meinung, daß dieſe Meerwölfe etwa unſere Richtung verloren hätten. „Und ich wünſchte das von ganzem Herzen," ſetzte er hinzu, „allein man wird aus den Manövers dieſer Teufel oft nicht klug, und es heißt daher noch immer auf unſerer Hut ſeyn."

„Was mich betrifft," antwortete ich ihm, „ich habe es ſatt, ſtets in die Nacht zu ſchauen, ohne was Beſonderes zu bemerken." Ich kehrte mich um, und in dieſem Augenblicke bemerkte ich ein regelmäßiges Strahlen des Waſſers, und konnte beynahe beſtimmte Ruderſchläge unterſcheiden.

„Sie ſind da!" rief der Capitän, deſſen Augen meinen Blicken gefolgt waren. „Dieſe Elenden kommen von St. Domingo, und werden uns ſogleich erreicht

haben. Kinder zu den Waffen! jeder begebe ſich ſogleich an ſeinen Poſten!“

Nach dieſem Ausruf war jeder auf den Beinen, und geſpannt auf den nächſten Augenblick.

„Jetzt Achtung,“ commandirte er weiter, „und daß Niemand früher Feuer gibt, als bis ich's befehle.“

„Sehr wohl, Herr Capitän!“ riefen Alle wie mit einer Stimme.

„Die eine Kanone hieher, damit wir unſere Feinde würdig empfangen,“ rief der Capitän, welcher mit kaltem Blute ſeine Befehle gab.

In einem Augenblicke ſtand die Kanone an dem angewieſenen Platze, gegenüber der ſich in Schlangenwindungen uns nähernden Schaluppe, welche nur noch eine Viertelmeile entfernt war. Wir beſorgten von mehreren Fahrzeugen zugleich angegriffen zu werden; allein es zeigte ſich die einzige Schaluppe, und wir fragten uns, wie die Seeräuber es wagen konnten, ein wohlgerüſtetes Schiff mit ſo geringen Kräften zu überfallen. — „Schaluppe, ſuche das Weite!“ rief der Capitän plötzlich. Keine Antwort, nur hörten wir ſtärkere Ruderſchläge. „Entfernt euch, Elende!“ rief der Capitän donnernd, „oder ich bohre euch in den Grund!“

Dieſer Ruf und eine brennende Lunte, die ich bereit hielt, durch welche unſer Schiff ſtark beleuchtet wurde, machte die Schurken ſtutzen, ſie ſchienen unſchlüſſig zu ſeyn, ihre Ruderſchläge waren nicht ſo raſch wie früher. Der Capitän glaubte ſich des Sieges gewiß, und rief ihnen zu, ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Eine Musketenſalve war die Antwort auf dieſe Aufforderung, und ein Dutzend Kugeln umſauſten uns. Der Hut des Capitäns flog ihm vom Kopfe. „Feuer!“ commandirte er mit kräftiger Stimme. — Sogleich wurde vom Verdeck eine volle Salve gegeben, und in der Stille der Nacht glich ſelbe vollkommen dem Krachen des Donners. Gleichzeitig wurde auch unſere Kanone abgefeuert, und wir hörten von unſern Feinden herüber deutlich das Aechzen der Verwundeten. Der Rauch jedoch hinderte uns, die volle Wirkung des Geſchützes zu ſehen. Wir ſahen eine Weile weder die Schaluppe, noch ihre Bemannung, und hatten daher einigen Grund zu glauben, daß unſer wohlangebrachtes Feuer ſie vernichtet habe. „Beym heiligen Georg,“ rief der Capitän, „wir haben dieſe Schurken zu heftig empfangen, wir hätten uns ihrer lieber bemächtigen, als ſie.....“ Plötzlich unterbrach ein gräßliches Geheul dieſe Worte, eine Barke klammerte ſich an unſer Schiff, und ein Dutzend kräftige Neger verſuchten unſer Schiff zu erſteigen. Unſer brave Capitän hatte jedoch zu gute Maßregeln genommen. Der Bord unſers Schiffes war ſo glatt und ſo gut bewacht, daß die Neger beynahe alle zurückgeſtoßen wurden und in das Meer fielen, gräßliche Verwünſchungen ausſtoßend. — Gleichzeitig ſank ihr Boot, welches durch unſere Kanone ſtark beſchädigt war. Den Verwegenſten gelang es dennoch an Bord zu kommen; ſie fielen uns wüthend an, allein ſie mußten zuletzt der Übermacht weichen und ſich ergeben. Fünf dieſer Elenden wurden aus den Wellen gezogen und als Gefangene an Bord gebracht.

Einer dieſer Teufel, athletiſch gebaut, ſtand bereits auf unſerm Verdeck, als ein junger Matroſe, Nahmens Ralph, ſich wüthend auf ihn warf. Sie faßten ſich Beyde um den Leib, und rangen einen Augenblick, zwiſchen Bord und Waſſer ſchwankend. Der Schwarze, ſchwerer als Ralph, fiel, und riß Letzteren mit ſich in das Meer. — Sie verſchwanden zwar augenblicklich, kamen aber gleich wieder, ſich feſt umſchlingend, zum Vorſchein. Hier entſpann ſich zwiſchen Beyden der ſchrecklichſte Kampf, den ich je ſah. Keiner von uns konnte dem braven Ralph zu Hülfe eilen, keiner getraute ſich Feuer zu geben, aus Furcht, unſern Cameraden zu durchbohren; denn ſie waren hart an einander gepreßt, und ſo ſchnell in ihren Bewegungen, daß man bey der ſchwachen Mondbeleuchtung kaum einen von dem andern unterſcheiden konnte. Bey ihrem Sturze ſchien es, als wollten ſie ſich gegenſeitig abſichtlich erſäufen, ſie glichen eher zwey Seeungeheuern, die ſich verſchlingen wollen, als Menſchen. Sie verſchwanden noch ein paar Mahl, um immer gleich wieder auf der Oberfläche des Waſſers zu ſeyn. Das Ganze war das Werk von wenigen Minuten.

„Werden wir denn, zum T....., den Tod unſers braven Ralph ruhig abwarten?“ rief endlich ein Matroſe. Dieſe Worte wirkten elektriſch auf uns.

„Das Boot ausgeſetzt,“ befahl der Capitän und 6 Mann beeilten ſich dieſen Befehl zu vollziehen. Gerade in dieſem Moment verſchwanden wieder die Kämpfenden um nicht mehr zu erſcheinen. Endlich theilte ſich das Waſſer ungefähr dreyßig Meter von uns, und ein Menſch erſchien. „Biſt du es, Ralph?“ rief der Capitän mit zitternder Stimme. — „Nein,“ rief der Schwarze mit ſataniſchem Lachen, „allein auf der Spitze meines Meſſers könnt ihr etwas von ihm finden!“ — und ſich ſeiner ganzen Länge nach aus dem Waſſer emporſtreckend, ſchleuderte er ſeinen Dolch mit Kraft nach uns.

Die Waffe flog über unſere Köpfe weg, und drang tief in den Maſtbaum.

Ein furchtbares, grauſiges Lachen begleitete dieſen Wurf, und wir ſahen nichts mehr, als die Waſſerwirbel, welche über ihm ſich bildeten.

Rachegedanken bemächtigten ſich unſerer Leute, und einige ſchoſſen ihre Gewehre auf die Stelle ab, wo der Schwarze verſchwand, ohne zu denken, wie unnütz dieß ſey.

Eine tiefe Stille herrſchte auf dem Verdeck, und Viele dachten an unſern armen Ralph, doch both ſich ihnen eine Gelegenheit zur Rache auf dem Schiffe ſelbſt dar, da die Gefangenen an Händen und Füßen gebunden, noch auf dem Verdeck umherlagen. Man konnte auf den Geſichtern der Matroſen deutlich den Wunſch leſen ſich zu rächen. Nur die ſtrenge Mannszucht des Capitäns konnte ſie davon abhalten. Dieſer Letztere befahl daher, die Gefangenen augenblicklich in den Schiffsraum zu bringen.

Unſer Sieg war jedoch nicht ganz ohne Blut erkauft. Außer unſerm braven Ralph, welchem ſein Muth das Leben koſtete, waren bey der erſten Salve zwey Matroſen verwundet worden, und Capitän Boltrop, welchem der Hut vom Kopfe geworfen wurde, ſtreifte die Kugel bedeutend am Vorderhaupt. Ich ſelbſt wurde am rechten Fuße verwundet. Von dem erſten Schuſſe, bis Ralph ertrank, war nicht mehr als eine Viertelſtunde verfloſſen. So ſchnell der Kampf war, ſo wüthend wurde er geführt. Nach dieſer kurzen Friſt herrſchte auf dem Schiffe wieder der tiefſte Friede. Wir ſetzten unſere Fahrt bey heiterm Wetter ungehindert fort, und erreichten glücklich das Ziel unſerer Reiſe.

Br.

Notizen.

Correſpondenz-Nachrichten.

Berlin.

Im königl. Theater ging am 22. Februar zum erſten Mahle in Scene: „Die Fledermäuſe, oder: Klug ſoll leben!“ Schwank in einem Acte von C. Lebrün; gedruckt im „Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele für 1825.“ Dieß kleine Stück hat mehr Lebendigkeit im Dialoge als in der Handlung, was für einen Bühnenſchwank nicht vortheilhaft ſeyn kann; dazu kam, daß es auf dem großen Operntheater aufgeführt wurde, wo die Stunde fünf Viertelſtunden hat im Vergleich zu Darſtellungen im Schauſpielhauſe. So erklärt ſich, trotz der unter dem angegebenen Umſtande lobenswerthen Darſtellung, die laue Aufnahme, obwohl, wie ſchon angedeutet, der Verfaſſer nicht berechtigt iſt, einen beſondern Erfolg von dieſer leichten Arbeit zu erwarten. — Fräulein von Hagn hat noch Shakespeare's „Julie,“ und Kratter's „Mädchen von Marienburg“ als Gaſtrollen gegeben, mit voller Entwickelung ihrer reichen Mittel und fertigſten Routine.

„Der 25. Februar“ ſpielte ſein Datum im Königsſtädtiſchen Theater, aber nicht der von Zacharias Werner, er machte ſich vielmehr neuerdings zu einem Schickſalstage. Von drey zum erſten Mahle aufgeführten Neuigkeiten wurden zwey ausgepocht, nähmlich: „Jagd und Ball,“ nach dem Franzöſiſchen von Herzenskron, und: „Schreckensſcenen im Hôtel à la ville de plaisance,“ Poſſe von einem Ungenannten. Bey erſterem Stück brachte derjenige Theil des Sonntagspublicums, welcher ſagt: ein Vergnügen ohne Lärm iſt eine Trompete ohne Ton, nur das Ende um, mit zerſtampfender Kritik der Füße, das andere ließ man aber höchſtens halb ſpielen, man hatte an der Vorrede genug, und wollte von der eigentlichen Handlung nichts wiſſen. Stürmiſch verlangten Viele, daß der Vorhang falle, der auch ein gehorſamer Diener war; dagegen wurde nun „Nante“ begehrt; ein Local-Spaß, der ſchon öfter das Haus gefüllt hat, als manches Meiſterwerk. Der techniſche Director begann, nach wieder aufgezogenem Vorhange, mit dem Publicum eine Unterhandlung, mußte ſich aber bey den verſchiedenen Forderungen: „Weiter ſpielen,“ und „Nante!“ auf eigene Entſcheidung einlaſſen, indem er ankündigte, daß letztere Scene zum Schluſſe des Theaterabendes gegeben werden ſolle. — Zwiſchen jenen beyden zu Falle gekommenen Stücken wurde zum erſten Mahle aufgeführt: „Ein Achtel vom großen Looſe,“ Liederpoſſe von K. v. Holtei. Derſelbe trat als „Otto, ein Berliner“ auf, und verwandelte ſich zum Sachſen, Schleſier und Ungar, Charaktere, die ihm zur Folie dienen mußten, um hernach in ſeiner Berliner Hoheit eine, durch den Lotteriegewinnſt wohlhabend gewordene Köchinn heimzuführen, die ſich durch das Intelligenzblatt ihren künftigen Mann ſuchte. Es iſt ein leichter, mit einigen hübſchen Liedern aufgeputzter Spaß, der in der Darſtellung wohl ſtärkere Farben vertragen kann, als Hr. v. Holtei brauchte. Indeß gefiel Stück und Spiel.

Am 27. Februar erſchien zum erſten Mahle: „Meluſina,“ romantiſche Oper in drey Acten von Grillparzer; Muſik von Conradin Kreutzer. Der geachtete Componiſt dirigirte ſelbſt und hatte die Freude, ſein Werk anerkannt zu ſehen. Die Ouvertüre, harmonie- und kraftreich, wurde da Capo begehrt, der Componiſt ſchon nach dem erſten Act und wiederhohlt am Schluß gerufen, mit ihm Dlle. Hähnel (Meluſina) und Hr. Holzmiller (Raimund). Die Direction hat viel an die Ausſtattung gewandt, indeß läßt ſich glauben, daß ſie dafür entſchädigt werde durch öftere Wiederhohlungen der Oper. — An dem Süjet, dem allbekannten Mährchen, das in dieſer Bearbeitung ſehr der „Undine“ gleicht, konnte Grillparzer ſeine Erfindungsgabe beſſer üben; für die Theaterzwecke brachte er zu wenig contraſtirende Scenen, auch herrſcht nur mäßige Leidenſchaft in dem rhythmiſchen Ausdruck. Daß die Verſe zum Theil beſſer ſind als bey vielen andern Opern, wäre auch ohne Erwähnung außer Zweifel. Der Componiſt löſte ſeine Aufgabe glücklich und mit Wirkung; ſein Beſtreben nach Wahrheit und ächten Tönen der Empfindung gereicht ihm zur Ehre und nicht minder ein Wegwenden von all dem zweckloſen Lärmeffect, der an neueren Tondichtungen mitunter dem gebildeten Hörer ſo widerwärtig wird. Jeder Act enthält ausgezeichnete Nummern bey vollem innern Zuſammenhange des Ganzen, und deßhalb iſt es um ſo mehr zu bedauern, daß Grillparzer ſich höchſt flüchtig, faſt nur lyriſch, nicht dramatiſch zeigte, und nicht vorweg das Intereſſe der Muſik durch eine lebensvolle Handlung zu erhöhen wußte. — Von den Sängern haben wir beſonders noch Hrn. Fiſcher zu nennen, der die untergeordnete Parthie des „Kurt“ in Geſang und Spiel trefflich ausführte.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1103.

Der Sammler

Sonnabend, den 33 16. März 1833.

Ein Tag mit Walter Scott.

Ein oder zwey Jahre, bevor Sir Walter ſich öffentlich zum Verfaſſer der Waverley-Novellen bekannte, hatte ich das Glück, zu Jedburgh faſt einen ganzen Tag in ſeiner Geſellſchaft zu verleben. Vormittags ging ich mit ihm und einigen jungen Leuten, um einen Edelmann zu beſuchen, der auf einem alten Schloſſe wohnte, wo die unglückliche Königinn Maria Stuart einſt mehrere Tage krank lag, und wo auch noch einige höchſt merkwürdige Alterthümer zu ſehen waren. Scott kannte den Schloßbeſitzer, dem unſer Beſuch galt, nicht perſönlich, er war ihm aber als ein Mann vom edelſten Charakter geſchildert worden, der jedoch, da er vor mehrern Jahren empfindliche Verluſte erlitten, ſich von aller Geſellſchaft zurückgezogen habe, und nur im Kreiſe ſeiner Familie lebe. Da er aber erfahren hatte, daß Scott in der Nachbarſchaft ſey, ſo lud er ihn und ſeine Freunde ein, das Zimmer zu beſuchen, das durch den Aufenthalt der Königinn eine geſchichtliche Bedeutung erhalten hatte, und wo jene Reliquien aufbewahrt wurden.

Als wir die ſteinerne Treppe hinanſtiegen, die nach dem Hauptgemache des alterthümlichen Gebäudes führte, ſprach der Dichter einfach, aber mit rührendem Ausdrucke die Worte: „Arme Maria, auch du betrateſt dieſe Stufen!“ Und als wir uns in dem kleinen, entlegenen Zimmer befanden, in dem ſie krank gelegen war, empfand er, wie ich glaube, jene Rührung, die ſich von dem empfindſamen, aber hochherzigen Verfaſſer „des Abts“ erwarten ließ. Unter den Alterthümern, die man uns zeigte, befand ſich auch die Piſtole Claverhouſe's, mit der man ihn auf dem Felde von Killicrankie in der Hand gefunden hatte. Ich beobachtete den großen Unbekannten genau, als er die Waffe, die von dem ritterlichen und blutdürſtigen Claverhouſe bey mehr als einem furchtbaren Ereigniſſe gebraucht worden war, mit Kennerblick unterſuchte. Als er ſie dem Eigenthümer zurückgab, ſprach er ſich in einigen Worten etwas allgemein über den Bedrücker und ſeine Opfer aus; allein dieſe erzwungene Gleichgültigkeit wurde von dem Edelmann unterbrochen, der ihm die Waffe wieder einhändigte, und, wie es ſchien, nach einem ſchon vorher gefaßten Entſchluſſe, hinzufügte: „Gewähren Sie mir die Bitte, Herr Scott, dieſe Piſtole von mir anzunehmen, damit ſie in Ihrem Muſeum einen würdigern Platz finden möge als bey mir.“ — „Keineswegs,“ war die Antwort, „ich bin allerdings ein Stück von einem Antiquar, aber ich haſſe es, mich gleich einem Bettler zu benehmen.“ Der Edelmann wiederhohlte hierauf ſeine Bitte, und ſagte: „Kein Anderer als Sie ſoll Claverhouſe's Piſtole aufbewahren, und Sie werden mich verpflichten, wenn Sie ſie annehmen.“ „Gut denn,“ erwiederte Scott, in deſſen Zügen ſich in dieſem Augenblicke Selbſtgefühl, ja man könnte ſagen, Stolz aus-

ſprach, „ich nehme Ihre höchſt werthvolle Gabe an, doch nur unter der Bedingung, daß Sie mich recht bald auf ein vierzehn Tage in Abbotsford beſuchen, und ſehen, was ich für Merkwürdigkeiten beſitze.“ Dieſe Einladung wurde ſpäter angenommen.

Über Tiſch erzählte unſere Wirthinn Herrn Scott von einer jungen Dame in der Nachbarſchaft, die, von einem wüthenden Stier verfolgt, nur mit Mühe der Gefahr entkam, und von der gefährlichen Krankheit, die ihr der heftige Schreck zugezogen, noch nicht wieder geneſen ſey. „Und werden Sie es glauben,“ fügte ſie hinzu, „ihr Haar iſt bereits grau geworden, und wird, wenn es ſo fortgeht, in nächſter Woche weiß werden.“ Dieß machte den (damahls noch) großen Unbekannten geſprächig, und veranlaßte ihn, in der ihm eigenen glücklichen Manier, eine Menge von Anekdoten zu erzählen. In ſeiner Unterhaltung war er ſicher der anziehendſte und unterrichtetſte Mann, den man nur hören konnte; ſie war faßlich, ungezwungen und prunklos, aber dabey reichhaltig, geläufig und höchſt mannigfaltig; ſie zeigte von ungewöhnlichen Kenntniſſen, außerordentlicher Beurtheilungskraft und ſeltner Herzensgüte.

Wer ihn nie ſah, ſtelle ſich einen Mann vor, anſpruchslos in Kleidung und Benehmen, mit düſtern, buſchigen Brauen und fleiſchigen Wangen; mit einem Geſicht, auf dem ſich in Augenblicken, wo er ſich am meiſten vergaß, Herzensgüte mahlte, während ſeine Züge im Geſpräch auf die mannigfaltigſte und ausdrucksvollſte Weiſe belebt wurden; die Bewegungen ſeiner Brauen folgten ganz den Gefühlen, die er eben ausſprach. Hiezu denke man ſich noch eine etwas ſchnarrende Stimme, die ſeiner Sprache eine ganz eigene Kraft verlieh, und dann lauſche man ſeiner Unterhaltung ſelbſt, die immer am intereſſanteſten war, wenn ſie anfing: „Da fällt mir eben eine ganz eigene Geſchichte ein.“

Als er den erwähnten Vorfall mit der jungen Dame, und die Wirkung des Schreckens auf ſie gehört hatte, ſagte er: „Ich glaube gern, daß Haare vor Schrecken grau werden können, und ſogar, wie wir in Romanen leſen, in der kurzen Zeit einer Stunde. Allein da wir eben von einem ſolchen Unglücksſtier ſprechen, erinnere ich mich eines ähnlichen Vorfalls, von dem ich vor mehreren Jahren in Edinburg Zeuge war. Ich ging eben von der alten nach der neuen Stadt über den Wall, den ich erſtiegen hatte, um einige Augenblicke einen Stier zu betrachten, der dort in einen Zwinger getrieben worden war, wo ihn die unbarmherzigen Fleiſcherknechte bis zur Wuth hetzten. Die außerhalb des Zwingers verſammelte Menge vermehrte noch durch ihr Geſchrey die Wildheit des Thieres, dem man endlich um Hörner und Nacken Schlingen warf, um es in einen Nothſtall zu ziehen und gleich an Ort und Stelle zu ſchlachten, was den Stier in die verzweifeltſte Raſerey verſetzte. Seine Augen ſprühten Verderben, handvollweiſe floß der Schaum aus ſeinen Nüſtern, mit den Vorderfüßen hieb er in den Boden, daß die Erde ſo hoch wie die nächſten Häuſer in die Luft flog, und er brüllte, daß man davon erbeben mochte. Da der Anblick nichts weniger als erfreulich war, ſo eilte ich von dannen; allein ich war noch nicht bis zum Ende des Walles gekommen, als Lärm und Geſchrey mich zurückzublicken bewog, wo ich dann den Stier, nicht mehr weit entfernt, mit aller Wuth auf mich losſtürzen ſah. Ich hatte eben noch ſo viel Zeit mich auf den Wall zu ſchwingen, der an meinem Wege hinlief. Noch jetzt überläuft mich ein Schauder, wenn ich daran denke, was ich nun erblickte. Unter den Menſchen, die ſich unfern von mir in größter Gefahr befanden, ſah ich eine junge Frau, die einen rothen Mantel trug, eine Farbe, die viele Thiere nicht leiden können. Auch die Frau lief dem Walle zu, hatte aber weder Zeit noch Kraft genug hinaufzuſpringen, bevor das wüthende Thier ſie erreichte. Allein nun wendet ſie der Mauer, die ſie nicht zu erſteigen vermochte, den Rücken, gleichſam als wollte ſie ihrem Schickſale recht ins Auge ſehen, und blieb dann wie verſteinert ſtehen, in Verzweiflung ihre Arme vorſtreckend, die zu ihrer Vertheidigung ſo wenig halfen, als ein ſchwaches Rohr. Ihr zarter Körper wäre nichts geweſen gegen eine Gewalt, die Eiſenſtangen zerbrochen, und gegen Hörner, die ein Thier von gleicher Größe durchbohrt haben würden. Der Stier rannte, wie geſagt, gerade auf die junge Frau los; unverwandten Auges ſtürzte er heran, nicht um einen Zoll breit verfehlte er ſein Ziel; und als die Menge hinter ihm vor Entſetzen aufſchrie, verdoppelte dieß nur ſeine Schnelligkeit und Wuth. Wäre es nun nicht ein Wunder geweſen, wenn die junge Frau unverletzt, ja unberührt davon gekommen? Und doch geſchah es ſo; denn das wüthende Thier rannte ſo gerade auf ſie los, daß zu ihren beyden Seiten die Hörner des Stiers, ſie gleichſam umarmend, wieder die Mauer ſtießen, und da ſie außerordentlich lang waren, ſo blieb die junge Frau gänzlich unverſehrt. Die ſtarke Mauer widerſtand dem heftigen Stoße ſo gut, daß das wüthende Thier eine gute Strecke weit zurücktaumelte und zu Boden ſtürzte, um nie wieder aufzuſtehen, denn ehe es noch Zeit hatte,

ſich aufzuraffen, war es ſchon von einer Menge tödtlicher Wunden durchbohrt. Ich weiß nicht, ob mit dem Haare der jungen Frau eine ähnliche Veränderung, wie die vorhin erwähnte, vorgegangen; allein es läßt ſich leicht denken, daß der Schrecken irgend eine wunderbare Wirkung bey ihr hervorgebracht haben könne. Indeß," fuhr er fort, „will ich Ihnen eine ganz eigene Geſchichte von einem Schrecken erzählen, der mich ſelbſt befiel, und der über die Einwirkung der Gemüthsbewegungen auf das Haar eines Menſchen allerdings einigen Aufſchluß geben könnte. Es ereignete ſich vor mehreren Jahren, daß ich die Hochlande mit einem inniggeliebten, nun ſchon heimgegangenen Freunde bereiſte, einer jener treuen Seelen von altem Schrot und Korn, einem Manne reich an Kenntniſſen und noch mehr an ächten Tugenden; denn ich hatte das glückliche Loos, immer Freunde zu beſitzen, von denen ich gewinnen mußte, ſo daß der Schatz, den ich mir ſammelte, eine bedeutende Zunahme erhielt. Ach, jetzt ſind ſo viele aus dieſem Vereine getreten, die nimmer wiederkehren, daß ich mit Vorliebe dem Gedanken nachhänge, es möchte wohl das Beſte ſeyn, ihnen zu folgen und zu ihnen verſammelt zu werden. Mein Freund und ich befanden uns tief in den dicht zuſammengerückten Gebirgen und ſteilen Felſen im wildeſten Theile des Hochlandes, wo ſich eine merkwürdige, natürliche Höhle befindet, die wir beſuchen wollten. Aber es iſt nicht ſowohl eine Höhle, als ein fürchterlicher Abgrund oder Schlund, der ſich tief in die gähnenden Felſen hinabſenkt. Es iſt, als ob hier einſt ein Vulcan getobt, der im Laufe der Zeit ſeine Lava ergoſſen, und daraus die umher emporragenden, ſeltſam geſtalteten Felſenzacken gebildet, bis zuletzt ſein Krater leer und ausgebrannt ſtehen blieb. Es iſt eine fürchterliche, weit aufgeriſſene Schlucht, an deren Rand man ſtehen und bis auf ihren Grund hinabſchauen kann.

(Der Beſchluß folgt.)

Charade.

Gäb' ſie mir die Erſte das liebliche Kind,
Für das ich nur fühle und lebe,
Ich weiß, daß ich mit Freuden dafür
All' meine zwey Anderen gäbe!
Das Ganze iſt Jedem bekannt genug,
Man ſieht es bey jedem Waſſerkrug.

Heinrich Adami.

Italieniſche Standpuncte.

(Beſchluß.)

„Die Bilder, welche auf dieſe Art entſtanden, ſind zahlreich; allein mehr und weniger ſieht man es dieſen Arbeiten wohl an, daß Studium, bald beſtimmter Erſcheinungsarten, bald beſonderer Schwierigkeiten in der Ausführung, den Künſtler dabey ganz in Anſpruch genommen. Daher, bald im Ganzen, bald wieder irgendwo im Einzelnen, eine Nachläſſigkeit, ein Überſehen, ein Nichterreichthaben. Andrerſeits vorragende Vortrefflichkeit desjenigen Einzelnen, welches den Künſtler dabey am meiſten in Anſpruch genommen."

„Allein, wenn ich bisher an allen dieſen Arbeiten doch immer noch zwar einiges zu loben, doch anderes wieder zu tadeln fand, ſo ward ich hingegen durchaus befriedigt durch zwey große etwas idealiſche Landſchaften, welche ich in den Nebenſtunden des Künſtlers zu Rom mir hatte mahlen, und nach mehrjähriger Zögerung nach Berlin kommen laſſen. Allein auch dieſe ſoll ſein neueſtes Werk für den Berliner Kunſtverein noch übertreffen."

„Nach dieſen Leiſtungen eines Jünglings, der kaum das vierundzwanzigſte Jahr überſchritten hatte, hoffe ich mit Gunſt der Geſtirne, von dieſem Beyſpiele einer frühen, doch geſunden (nicht treibhausartigen) Entwicklung einen günſtigen Einfluß auf die Anſichten zu erleben, von welchen man bey der Bildung junger Künſtler ausgeht."

Der Künſtler, von dem hier die Rede iſt, iſt Friedrich Nerly, ſein Beſchützer Hr. v. Rumohr, und die zuletzt erwähnten Gemählde waren unter den Nummern 480 bis 482 auf der Berliner Kunſtausſtellung 1832 dem Urtheile des Publicums vorgelegt.

Das größte dieſer Bilder, eine ſüditalieniſche Gegend mit einer reichen Figurenſtaffage heimkehrender Winzer, erregte eine nicht geringe Aufmerkſamkeit der Kunſtverſtändigen, die jetzt mehr als jemahls beſchäftigt ſind, eine richtige Methode der Kunſtbildung zu erforſchen. So dankenswerth auch das Beſtreben des Hrn. v. Rumohr anerkannt wurde, der Welt einen tüchtigen Landſchaftsmahler zu geben, ſo fanden ſich doch gerade in den ausgeſtellten Bildern jene Übelſtände, zu deren Vermeidung der leitende Gönner ſo vieles gethan hatte.

Was das Techniſche betrifft, ſo verdarb der ſehr grobe Grund, auf den das Bild gemahlt war (wahrſcheinlich eine ungrundirte Leinwand), jedes Einſichtlichwerden der zum Theil recht ſorgſamen Ausführung. Die überall ſichtbaren Fäden und Knoten der Leinwand machten faſt bey jeder Beleuchtung des Bildes eine unendliche Menge kleiner Schlagſchatten, die das Auge verhinderten, die Zeichnung des Bildes, im Ganzen und

Einzelnen, ruhig zu verfolgen, besonders nachtheilig wirkte dieß auf den Theil des Gemähldes, der Luft, Himmel und Ferne bedeuten sollte. Es gab dem Ganzen den Anstrich des Unfertigen. Die Composition war unruhig zu nennen, besonders in der Behandlung des Vulcans und der darüber befindlichen Rauch- und Wolkenparthie — — — kurz dieß Gemählde sowohl als die beyden kleineren erhob sich nicht viel über diejenige Stufe, die man eine geschickte Tapetenmahlerey nennen kann. Den Rang eines Bildes, in dem höheren Sinne des Wortes, nahm keines derselben ein.

Daß aber auf dem akademischen Wege, den Herr v. Rumohr verwirft, gute Bilder jeder Art gemahlt werden können, wenn nur der rechte Mann an der Spitze stehet, hat die Düsseldorfer Schule bewiesen, aus der nicht allein gute Mahler, sondern auch tüchtige Lehrer hervorgehen werden. Das Isoliren eines Künstlers mag auf seinen Fleiß und seine moralische Bildung günstig einwirken, aber eine freye und vielseitige Ausbildung, eine lebensverständige Stimmung und ein durch Wetteifer erzeugtes sich selbst Überbiethen kann nur durch das Zusammenleben und Wirken mehrerer Künstler gewonnen werden, worüber die große Kunstzeit Italiens, Deutschlands und der Niederlande hinreichende Belege gibt.

Wenn man freylich, wie es früher geschehen, die Kunstakademien auf den Fuß der Beamtenschaft behandelt, wo Vorsteher und Lehrer nach der Anciennität avanciren, und bald ein Kupferstecher, bald ein Bildhauer, bald ein Mahler an der Spitze steht, so kann die Kunst nicht anders als einen Krebsgang gehen, und dann ist es Zeit, den jungen Künstlern hirschlederne Handschuhe anzuschaffen, um sie außer Berührung mit den öffentlichen Kunstanstalten zu setzen.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.) Diese Bühne bot in letzterer Zeit einen überraschenden Wechsel dar. Der mimische Künstler, Hr. Alexandre, wirkt durch seine Proteusnatur unwiderstehlich auf alle Classen der Zuschauer. Sein neues Vaudeville: Le Paquebot, ou: Saul pour sept, ist wieder so überreich an frappanten Charakter-Übergängen, Ton- und Mienenwechsel, daß Erstaunen und Bewunderung abwechselten. Seine Darstellung des Engländers wäre allein geeignet, ihm einen Rang unter den ersten Mimenkünstlern anzuweisen. Etwas Nationell-Richtigeres läßt sich kaum denken, als diese Durchführung des Charakters eines Lords. Wenn man hinzusetzt, daß Jugend und Alter, Schönheit und Häßlichkeit, Mann und Frau, Jüngling und Mädchen, Herr und Diener, Groß und Klein einen gleich wahren Darsteller an Hrn. Alexandre finden, so ist noch kaum ein oberflächlicher Vorbegriff dessen gegeben, was sein Spiel selbst leistet, welches wirklich jede Beschreibung unmöglich macht. Die Vogue, welche er in dieses Theater bringt, ist daher leicht erklärbar, eben so, daß man ihn nicht satt sehen kann, weil sein Spiel unerschöpflich an Nuancirungen ist. — Einen zweyten Wundermann schickte uns Hamburg zu. Es ist dieses der gefeyerte Virtuose, Capellmeister Andreas Romberg. Wir kennen ihn aus früheren Stadien seines Künstlerlebens. Er hieß schon lange der Einzige, und wird der Einzige bleiben; denn die Seele, das Gemüth seines Vortrages, die Gediegenheit seiner Composition, läßt keinen Vergleich aufkommen, wenn auch das vorgerückte Alter des Künstlers in den höheren Applicaturen bisweilen jene Reinheit des Striches vermissen läßt, welche seinen Bogen so berühmt machte. Romberg spielte bisher in zwey Academien zwey Concertino's, eine Phantasie über norwegische Lieder und ein humoristisches Tongemählde: Der Maskenball, sämmtlich von seiner Erfindung. Letzteres ist ein Scherz, der manche witzige, komische Pointe aufzuweisen hat; es gereicht dem Virtuosen zur Ehre, daß er die Klippe der Gemeinheit glücklich umschiffte, und der Würde der Kunst nirgend zu nahe trat. Romberg's Kommen und Gehen wird immer von einer Freudensalve begleitet, letzteres aber wohl nur so lange, als wir nicht befürchten dürfen, ihn zum letzten Mahle zu begrüßen. — Die Spree und die Isar haben unserem Ballete eine ansehnliche Verstärkung zugeführt. Mad. Robert Mees St. Romain, welche schon im vorigen Jahre mit Beyfall gastirte, hat ihr schönes Talent noch mehr herangebildet, oder vielmehr dasselbe unserm Modegeschmacke etwas näher gerückt. Der Lohn konnte nicht ausbleiben, und wurde besonders in dem trefflichen Ballete: Aline reichlich gespendet, worin sie die Titelrolle gab, und ganz wie ein erklärter Liebling des Publicums behandelt wurde. Dieses Ballet, eine Composition Aumer's, wurde von dem königl. bayerischen Hoftänzer Hrn. Rozier in überraschend kurzer Zeit in die Scene gesetzt, und von der Direction an Trachten und Verzierungen würdig ausgestattet. Rozier selbst debütirte darin, und führte drey Pas mit Mad. Robert und Mad. Mattis mit einer Bravour und Ausdauer durch, die seine Wiedererscheinung zu einer der freundlichsten gestaltete. Besonders gefiel ein Pas, welches er mit Mad. Mattis tanzte, sowohl durch gelungene Composition, als treffliche Ausführung beyder Künstler. — Hr. Henry ist ebenfalls von Mailand als Sieger zurückgekehrt, denn sein Wilhelm Tell erregte in der Scala einen Enthusiasm, wie seit langer Zeit kein anderes Ballet. Unsere vor einigen Wochen gemachte Voraussage, daß dieser Kunstzweig, wenn die zerstreuten Kräfte wieder gesammelt seyn würden, bald Großes zu leisten vermöge, rückt demnach der Erfüllung immer näher. — Eine neue Oper: Anna Boleyn, Musik von Donizetti, war etwas schwächlicher Complexion. Ein paar Ensemblestücke, ein Duett und ein Arieso ausgenommen, ist das Übrige theils matt, theils oft gehört, und fast überall fehlt der belebende Funke, der in den Herzen zünden soll. Der Beyfall, welchen diese Oper erhielt, galt mehr der braven Darstellung, als dem Werke selbst. Mad. Ernst darf die Anna zu ihren Glanzrollen zählen, und Hr. Breiting sang ebenfalls ausgezeichnet gut. Die Oper, obgleich schön ausgestattet, vermochte sich nicht auf dem Repertoire zu behaupten. — Jetzt wird Bellini's Norma einstudiert, worin die Hauptrollen durch Mad. Ernst, Dlle. Löwe, die HH. Wild und Standigel gegeben werden.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. von Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

ſind jene proſaiſchen Seelen, die für nichts, als für die Befriedigung ihres Magens und ihres trägen Körpers beſorgt, an gegenſeitiges Nachgeben nicht gewohnt, mit eigenſinnigem Trotze ihre Vorſchläge durchſetzen wollen.

Dieſe auf Erfahrung gegründete Betrachtung beſtimmte mich, bey der Unmöglichkeit, einen zu mir paſſenden Collegen zu finden, die Reiſe allein zu unternehmen.

Ich hatte die Schönheiten dieſes herrlichen Landes während einer monathlangen Streifung mit Muße genoſſen, und war auf meinem Rückwege über das ſegenreiche, freundliche Mariazell in der Frain angelangt. Während meiner ganzen Reiſe hatte mein Geſundheitszuſtand immer mehr gewonnen, meine Kraft und mein Frohſinn waren wiedergekehrt, und ich dankte der Allmacht, und ſegnete meinen Arzt mit aufrichtigem Herzen für die glückliche Geneſung von einer ſo furchtbaren Krankheit, und freute mich recht innig auf die baldige Ankunft meines Freundes, mit dem ich das Zuſammentreffen in der Frain verabredet hatte, und der indeſſen auf den benachbarten Alpen botaniſirte. Den Tag nach meiner Ankunft mußte auch er eintreffen, ſo war es beſtimmt, und ich beſchloß, um nicht den Abend in der Schenke zubringen zu müſſen, in die eine halbe Stunde entfernte Felſenſchlucht, „das todte Weib“ *) genannt, einen Ausflug zu machen.

Alle, die in dieſe Gegend kommen, mögen es ja nicht verſäumen, dieſe mahleriſche Felſenſchlucht, die von einem Ende zum andern eine ſtarke halbe Stunde lang iſt, zu beſuchen. Himmelhohe, glatte Felſenwände, manchmahl nur einige Klafter von einander entfernt, bilden in beynahe paralleler Richtung einen Gang über deſſen Boden die rauſchende März im Kampfe mit rieſigen Felsblöcken hinſchießt. An den ſenkrechten Felſen ſelbſt iſt ein hölzerner Steg befeſtiget, und den Wanderer ergreift unwillkührlich ein leiſer Schauer, wenn er um ſich blickt und auf ſeinem luftigen Pfade, der ſich häufig von einer Felſenwand zur andern hinüberrankt, um von da nach kurzem Verweilen zur Schweſter zurückzukehren, nichts ſieht als ringsum nacktes Geſtein, unter ſeinen Füßen den ſcheinbar gebrechlichen Bretterpfad und tief unten die ſchäumende März, die an manchen Stellen, wo keine dämmenden Steine ihren Weg hemmen, ruhig und ſtille hinfließt, wie der lauernde Tod.

Dieſelbe wird gegen die Mitte der Schlucht zu immer ruhiger und tiefer, kein zwitſchernder Vogel ſtört da die Grabesſtille, kein Bäumchen biethet ſeinen Blätterſchmuck dem leiſen Zugwinde zum rauſchenden, tändelnden Spiele, und ſelbſt die Lichtſtrahlen brechen in dem engen Raume ſich zur falben Dämmerung. — So ſchreitet der einſame Wanderer fort auf dem pittoresken Wege, in romantiſcher Stimmung, bis ein entferntes, immer deutlicher werdendes Plätſchern ihm einen Waſſerfall ankündiget, der zwar nicht großartig, aber höchſt mahleriſch aus einer bogenfenſterähnlichen Öffnung des Felſens in mehrfachen Abſätzen der März zueilt. — Auf einem Felsvorſprunge biethet eine kleine Einſiedeley *) ihr ſchirmendes Dach und ladet den Vorübergehenden zu kurzer Ruhe ein.

Hier angelangt, ſetzte ich mich in die niedliche Hütte, und verſank in den Anblick des niederſtürzenden Falles, der ſo verſöhnend die lautloſe Einſamkeit mit monotonem Sauſen belebt. Er ſchien mir ein wehmüthiges Bild des irdiſchen Lebens und des menſchlichen Treibens; eine Welle drängt, ohne Raſt vorwärts ſtrebend, die andere und endlich finden ſie doch alle Platz im gemeinſamen Grabe. Der Reflex der ſinkenden Sonne hauchte leiſe, farbige Lichtgebilde über den perlenden Silbervorhang ſo ätheriſch, wie freundliche Bothen aus einer beſſeren Welt. Mit dem Erlöſchen des letzten Strahles hüllte ſich die Schlucht mit wachſender Geſchwindigkeit in düſtere Dämmerung, und mahnte mich an ungeſäumten Aufbruch.

Langſam und aufgeregt ſchritt ich der Schenke zu, wo ich mein Felleiſen dem ehrlichen Wirthe zur Aufbewahrung übergeben hatte.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Auf dem Wege von der Frain nach Märzſteg.

*) Erbaut auf Befehl ſeiner kaiſ. Hoheit, des Durchlauchtigſten Herren Erzherzogs Carl Ludwig.

Stille Liebe.

An .... im Haine.

Sonnett.

Euch Göttern dieſes Haines will ich ſagen,
Warum ich einſam durch die Schatten gehe,
Was mich erfüllt mit bitterſüßem Wehe,
Was mich bewegt zum Lied, zu ſtillen Klagen.

„Die ſcheue Lippe will es nimmer wagen,
Daß ſie des Herzens Flammenwunſch geſtehe,“ —
Doch, wie auch des Geſchickes Rad ſich drehe,
O laßt mich dieſen Himmel in mir tragen.

Netzt manchmahl eine Thräne mir die Wange,
Und ob der Buſen unausſprechlich bange,
Ertödtet nicht in mir die ſüßen Triebe!

Und blüht auch nur in Träumen meine Freude,
Erkenn' ich und genieß' ich doch im Leide
Das zarte ſüße Glück der ſtillen Liebe!

Ad. Kaltenbrunner.

Ein Tag mit Walter Scott.

(Beſchluß.)

„Man befährt dieſen Abgrund,“ fuhr Walter Scott fort, auf eine ganz eigene Weiſe mittelſt Seilen und Winden, wie man ſie in den Kohlengruben hat; man befeſtigt dieſelben auf einem der höchſten bedrohlich überhängenden Felſen, während an einem ſtarken Tau in vier kürzern Stricken eine viereckige Maſchine, die Wiege genannt, hängt. Wer hinabfährt, ſteht oder ſitzt in der Mitte dieſer Wiege unter den über ſeinem Haupte zuſammenlaufenden Stricken. Ein rauher, alter Hochländer ſtand an der Winde und ließ meinen Freund zuerſt hinabfahren. Bevor die Wiege wieder heraufkam, um mich abzuholen, ſtieg in mir die Ahnung auf, als könne einem von uns irgend ein unglücklicher Zufall begegnen, ſo daß ich mich der Frage nicht erwehren konnte, ob auch mit meinem Freunde da unten Alles in Ordnung ſey. „O ſicherlich,“ erwiederte der Hochländer, „und die Wiege wird in einer Minute zu euren Dienſten ſeyn; ihr ſeyd ſo ſchwer als zwey ſeines Gleichen.“ — „Iſt das Seil etwa morſch?“ — „So gar arg noch nicht; das letzte war weit morſcher, als es riß und ſeinen Mann fallen ließ,“ war die erſchreckende Antwort. „Er kam ums Leben, ſagt ihr?“ — „Darauf könnt ihr ſchwören, und wenn er tauſend Leben gehabt hätte, er wäre hin geweſen; er zerſchmetterte an jenen Felſenzacken,“ ſagte der hartherzige Celte. Ich beſichtigte nun das Seil und fand es ziemlich alt und abgenützt. „Wie alt iſt's?“ fragte ich. „Juſt fünf Jahre; das letzte war einen Monath älter, als es riß,“ war die troſtloſe Antwort. Mit einiger Entrüſtung erwiederte ich, warum man denn noch nicht für ein neues geſorgt habe, um einem etwaigen Unglücke vorzubeugen, und um mich noch mehr aufzubringen, entgegnete er verdrießlich: „Morgen kommt ſchon ein neues her, ihr werdet ſo ziemlich der Letzte ſeyn, der's noch mit dem alten probirt.“

„Indeß war die Wiege heraufgekommen und wartete auf mich. Ich konnte meinen Freund nicht im Stiche laſſen, und da ich mich noch überdieß vor dem kühnen Hochländer ſchämte, ſo nahm ich meinen Sitz ein. Vielleicht wollte er mich etwas ermuthigen, als er im Begriffe, mich hinabzulaſſen, ſagte: „Ein weit ſchwererer Mann als ihr iſt geſtern daran hinabgefahren.“ — „Dann hat das Seil gelitten,“ ſchrie ich; allein es war ſchon zu ſpät, um umzukehren, und ich kam auch glücklich hinab. Die Sonne ſchien hell, und ließ ſelbſt in der Tiefe des Schlundes jede Aushöhlung ſichtbar werden. Der Boden, auf dem wir ſtanden, hatte Raum wohl für 150 Menſchen; er beſteht aus feinem Sande mit glänzenden Kieſeln vermiſcht, die von den überhangenden Felſen herabgefallen ſind. Die Wände dieſer Felſen ſind mit Tauſenden von ſolchen Steinen bedeckt, die, von der Sonne beſchienen, herrlich funkelten, ſo daß der Gedanke an ein Zauberwerk ganz nahe lag, wie denn auch die Höhle der Feenpallaſt genannt wird. Ich muß indeß geſtehen, daß dieſer Pallaſt wenig Zauberhaftes für mich hatte, denn nicht genug, daß die abſchreckenden Äußerungen des alten Hochländers mir ſchon vor der Hinabfahrt das Herz ſchwer gemacht hatten, ſo ſteigerte auch noch mein Freund, da ich nun glücklich unten war, jedoch ganz unabſichtlich, durch folgende fürchterliche Erzählung meine Furcht auf den höchſten Grad. „Ein junger Mann ſtieg von hier aus aufwärts; allein als er bis zum Rande hinaufgekommen war, erhob er ſich unvorſichtigerweiſe in der Wiege, und da er voller Ungeduld war, hinauszukommen, wagte er, ehe er noch völlig auf gleicher Höhe mit dem Boden war, einen Sprung aufwärts nach dem Felſen. Die Wiege, die noch frey in der Luft ſchaukelte, wich, von der Kraft des Gegenſtoßes, unter ſeinen Füßen, und der junge Menſch, der ſein Ziel nicht erreichte, ſtürzte zwiſchen ihr und der Felſenwand in die Schlucht hinab.“ „Schrecklich! Schrecklich!“ war der Ausruf, der meinerſeits ganz natürlich folgte. „Alſo,“ fuhr mein Freund fort, „verhalten Sie ſich ruhig auf Ihrem Sitz in der Wiege, bis wir auf feſtem Boden ſind, ſo wird Alles gut gehen.“ Er fuhr voraus wieder auf, und ich ſchickte mich an, ihm zu folgen.“

„Ich dachte an des jungen Mannes Sprung und Fall. Ich mahlte mir die Stelle lebhaft vor, wo er hinabſtürzte, und die Gewalt, mit der er auf den Boden niederſchlug, um nicht mehr aufzuſtehen; und als ich in der Wiege ſaß, ſchlotterten meine Knie an einander und meine Zähne klapperten vor Entſetzen. Als ich hinabſtieg, blickte ich abwärts, und ermuthigte mich immer mehr, je näher ich dem Boden kam; allein bey der Auffahrt erbebte ich, obſchon ich meinen Blick aufwärts gerichtet hielt, bey dem Gedanken, daß ich in ſtets größerer Gefahr ſchwebe. Wie im Todeskampfe hielt ich mich an dem ſtraff gezogenen Seile feſtgeklammert, und verwendete kein Auge von dem geſchwärzten, knarrenden Seile. „Dort, dort!“ keuchte ich, denn ich ſah ein Gewinde des dreyfach gedrehten Seiles ſich löſen, als es eben an einem hervorragenden ſcharfen Stück Granit vorbeyſtreifte. Und wenn einmahl ein Gewinde ſich löſte, konnte nicht das ganze Seil ſich aufdrehen? Sah ich

Dr. Ernst Hoffmann, Berlin-Dahlem, Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie.

Über die Wirkung von Kohlenoxyd auf Pflanzen.

Eingegangen am 15. Januar 1934.

Die Wirkung von Kohlenoxyd auf Pflanzen ist bisher nur wenig untersucht worden. Es ist bekannt, daß Kohlenoxyd in Konzentrationen, die in der Luft der Großstädte vorkommen, keine Schädigung hervorruft. Dagegen ist eine Wirkung auf Pflanzen bei höheren Konzentrationen festgestellt worden. Nach Untersuchungen von Haber und Wolf [1] wirkt Kohlenoxyd in Konzentrationen von 0,1 % und darüber schädlich auf Pflanzen. Bei 0,1 % CO-Gehalt der Luft wurden Blattverfärbungen und Blattfall beobachtet. Bei 0,5 % CO-Gehalt der Luft trat nach 24 Stunden Absterben der Pflanzen ein. Nach Untersuchungen von Kotte [2] wirkt Kohlenoxyd in Konzentrationen von 0,1 % und darüber schädlich auf Pflanzen. Bei 0,1 % CO-Gehalt der Luft wurden Blattverfärbungen und Blattfall beobachtet. Bei 0,5 % CO-Gehalt der Luft trat nach 24 Stunden Absterben der Pflanzen ein.

Fig. 1. Wirkung von Kohlenoxyd auf Pflanzen. Links: Kontrolle. Rechts: 0,1 % CO-Gehalt der Luft, 24 Stunden.

Der Sammler

Donnerstag, den 35 21. März 1833.

Meine letzte Vision.

(Beſchluß.)

Eine Ermattung, die ich lange nicht gefühlt, lähmte meine Glieder, mein Kopf war eingenommen und meine Bruſt athmete ſchwer, wie von ſchweren Ahnungen gepreßt. Ich ſchrieb dieß Alles theils den Eindrücken, die das eben Geſehene auf mich gemacht hatte, theils dem ſcharfen, eiſigen Zugwinde zu, der aus der Felſenöffnung zugleich mit dem Waſſerſturze fortwährend hervorſtrömt, und dem ich mich unbedachtſam durch lange Zeit ausgeſetzt hatte.

Ich war daher froh, mein Nachtquartier erreicht zu haben, um, wie ich hoffte, durch wohlthuenden Schlaf mein Übelbefinden zu heben. Ich trat in die mir zur Schlafſtätte beſtimmte, durch eine Öhllampe matt erleuchtete Stube, und fand da den Wirth zu meinem größten Erſtaunen damit beſchäftiget, mein Reiſefelleiſen auszukramen, und die darin befindlichen Papiere emſig zu durchſuchen.

Eben wollte ich ihn über dieſe Eigenmächtigkeit zur Rechenſchaft ziehen, als mein Blick zur Seite auf die Wirthinn fiel, die, an meinem Bette ſtehend, ſtumm die Hände rang. Ich näherte mich einige Schritte dem Bette, um die Urſache ihres ſeltſamen Betragens zu ergründen — aber, gerechter Gott! noch jetzt greift das Entſetzen mit glühenden Krallen mir in das Gehirn, wenn ich mich deſſen erinnere, was ich geſehen.

Im Blute ſchwimmend lag ich, durch Wunden entſtellt, mit gräßlich verzerrtem Antlitze, ſterbend im Bette.

„So biſt du wieder da? du Jammerbild!“ ſchrie ich in Verzweiflung, und ſtürzte im Wahnſinn auf die Geſtalt hin, packte ſie krampfhaft bey der Kehle, und würgte ſie, bis ich beſinnungslos auf das Bett hinſank. Nur der Worte, die ich heulend ausſtieß, erinnere ich mich noch deutlich: „Gott, — ich hab' ihn gemordet!“

Als ich aus tiefer Ohnmacht erwachte, glänzte die Sonne ſo freundlich und tröſtend zum Gitterfenſter herein; — ein ſchwerer Seufzer löſte ſich aus der geängſteten Bruſt, und das matte Auge ſchloß ſich wieder unwillkührlich. Entkräftet, wie ich war, war es mit unmöglich, des ſchrecklichen Vorfalls mich klar zu erinnern und ich ſtrebte vergebens, eine feſte Idee von dem Vergangenen zu erhaſchen. Schon wähnte ich, ein Traum ſey es geweſen, der mich mit ſeinen grauenvollen Bildern gemartert, als die wohlbekannte Stimme meines geliebten Freundes wohlthuend an mein Ohr tönte. „Adolph, wie iſt dir?“ fragte er leiſe und wehmüthig. Elektriſch wirkten dieſe Töne auf meine Seele, ich öffnete die Augen und das theilnehmende Antlitz meines treuen Anton lächelte mir durch Thränen entgegen. — Heilſamer als alle Arzneyen, die der beſorgte, genau mit den Umſtänden meiner Krankheit bekannte Freund

(der ſelbſt Arzt iſt) aus den eben geſammelten Kräutern bereitete, wirkte ſeine Gegenwart, ſein Troſt und ſeine liebende Theilnahme.

Nachdem meine Beſinnung gänzlich zurückgekehrt war, verſtändigte ich mich mit Anton und meinen Wirthsleuten über den räthſelhaften Vorfall. Sie erzählten mir, daß, als ich in das Zimmer trat, die Wirthinn ſich eben damit beſchäftigte, mein Bett in Ordnung zu bringen, indeß der Wirth mein Felleiſen in einen Schrank zu legen im Begriffe war — alles Andere war Geburt meiner Phantaſie. Die Bewegungen der Wirthinn beym Umbetten mußte ich für Händeringen gehalten haben; auch das Felleiſen fand ich unberührt, und ich erkannte an geheimen Merkmahlen deutlich, daß auch nicht der geringſte Verſuch, ſelbes zu öffnen, gemacht worden war.

Nicht wenig erſchreckte ich die armen Leute durch meine wahnwitzigen Ausrufungen und noch mehr durch mein plötzliches Umſinken. In demſelben Augenblicke trat Freund Anton in der Schenke ein, er wollte mich überraſchen und ward leider ſelbſt ſo unangenehm überraſcht. Er beruhigte die theilnehmenden Menſchen und durchwachte die Nacht an meinem Lager, ſich herzlich freuend über den wohlthätigen Schlummer, der mein erhitztes Gehirn labend kühlte und eine mäßige heilſame Ausdünſtung des entkräfteten Körpers bewirkte. Durch die zarte Pflege meines theuern Anton und die Bereitwilligkeit und Theilnahme meiner Wirthsleute ward ich in einigen Tagen hergeſtellt und ſchied am Arme der Freundſchaft mit dankbarer Rührung von den guten Steyrern, wachſende Geſundheit und Kraft in den Adern und ſchwellenden Lebensmuth im Herzen.

Seit jener Viſion ſind Jahre vergangen und nie mehr hatte der nun vollkommen geneſene Adolph nur den geringſten Rückfall ſeiner traurigen Krankheit.

Alljährlich beſucht er nun im Herbſte den Waſſerfall im todten Weibe, dem er ſeine Geneſung ſchuldig zu ſeyn glaubt, und die guten, gaſtfreundlichen Leute in der Frain.

Kommſt du einſt in jene Gegend, lieber Leſer, ſo erinnere dich freundlich an ihn und an mich, und grüße mir herzlich die Frain und deren Bewohner. Ich wünſche von ganzer Seele, daß du ſo geſund und froh wieder zu den Deinen kehreſt, wie Adolph rückkehrte, und daß kein unangenehmer Zufall dir den Genuß jener Naturſchönheiten verleide.

D. F. Reiberſtorffer.

Der fromme Fürſt.

Wenn Menſchen knie'n vor Gottes Throne
Und Herzen hebt ein fromm Gebeth:
Dann lächeln Engel Segen nieder,
Ein Strahl des Himmels erdwärts geht,
Und Menſchenbrüder knie'n zu ihnen,
Wie ſie, dem Himmel fromm zu dienen.

Doch wenn ein Fürſt, dem Alle huld'gen,
Zu dem ein Volk den Blick erhebt,
Dem Herrſchermacht und Recht geworden,
Und der für Millionen lebt,
Ein Fürſt im Purpur, den er ſchmücket,
So fromm, ſo groß zum Himmel blicket;

Wenn ſeine Macht, vom Himmel ſtammend,
Sich vor dem Thron des Himmels beugt:
Dann ſtrahlt die Krone Völkern ſchöner,
Weil ſie den Weg nach oben zeigt;
Dann wird der Fürſt ein Hirt der Erde,
Ein treuer Hirt der treuen Heerde.

Er ſteht ſo hoch mit ſeinen Kronen,
Das Haupt im heil'gen Öhl geweiht,
Und knie't ſo fromm, ſo erdvergeſſen,
Vor Gott und Seiner Herrlichkeit,
Sein Engel wahrt indeß die Zeichen,
Und Segen blüht in ſeinen Reichen.

O glücklich Volk! nicht ird'ſche Rechte,
Nicht Erdenwohlſeyn iſt's allein,
Was er vertritt, was ſeine Liebe
In ſeine Bitten ſchließet ein:
Er fleht, daß gläubig, fromm die Seelen
Den gold'nen Pfad der Tugend wählen.

Und deine Kirche, deine Heil'gen,
Er ſchirmt ſie dir, dem Vaterland,
Kein Frevler darf dein Glück zerreißen,
Dein Fürſt bewahrt's mit treuer Hand,
Und was du heilig mußt erkennen,
Vermagſt du nicht von ihm zu trennen.

Edmund v. Bäumen.

Ibrahim Paſcha.

Thomas Gordon ſchildert denſelben in ſeiner Geſchichte der griechiſchen Revolution *) als einen Mann, der militäriſchen Genius beſitzt, und den Krieg ſchon der Aufregung wegen liebt, welche er ihm verſchafft. Im Felde theilt er die Lebensweiſe des gemeinen Soldaten, entſchädigt ſich aber für dieſes Opfer, wenn es anders für ihn eines iſt, durch Üppigkeit in den Cantonnements. Indiſche Shawls bildeten ſein ungeheures Zelt, auf dem ein goldener Knopf prangte; der Boden war mit perſiſchen Teppichen belegt, und Sophas von Lyoner Seide befanden ſich darin. Während des Kampfes reitet er gewöhnlich unter den Truppen hin und her, und wo ein Soldat Miene macht, ſeinen Platz zu verlaſſen, ſäbelt er ihn auf der Stelle nieder. — Ibra-

*) London, 1832.

him will gern für einen gebildeten, civiliſirten Fürſten gelten und erhielt in Griechenland regelmäßig franzöſiſche Zeitungen, die ihm ſein Dolmetſcher überſetzen mußte; ſeine Grauſamkeit ſteht jedoch in grellem Widerſpruche mit dieſem Wunſche. Er ſchickte die Kriegsgefangenen auf den Sclavenmarkt nach Modon, ließ die Erwachſenen mit Ketten beladen, ſchlagen, wie das Vieh brennen, und viele nach Ägypten abführen, wo ſie zu den Arbeiten von Galeerenſclaven gebraucht werden.

Bey Gelegenheit der Capitulation von Navarin theilt Gordon folgendes Geſpräch mit, welches dem Abſchluſſe derſelben vorausging. — Die griechiſchen Capitanis Makrivani, Salavankos und Karapalos begaben ſich zu Ibrahim, und der erſtgenannte von ihnen machte den Sprecher; da er jedoch nicht türkiſch verſtand, mußte die Verhandlung durch einen Dragoman geführt werden. Ibrahim, Makrivani anblickend, fragte zuerſt, weßhalb ſie kämen? Worauf jener verſetzte: „Um die Feſtung zu übergeben.“

J. Wo ſeyd Ihr her?

M. Aus Rumelien; meine Begleiter ſind Moreoten.

J. Beantwortet mir genau, was ich frage: von welcher Seite Rumeliens ſeyd Ihr gekommen?

M. Von Lidoriki.

J. Wo habt Ihr Euch bis jetzt aufgehalten?

M. Bey Ali Paſcha. (Was übrigens gelogen war.)

J. Was thatet Ihr bey ihm?

M. (ſeufzend) Ich gehörte zu ſeiner Leibwache.

J. Weßhalb verließet Ihr ihn?

M. Er wurde erſchlagen, und man ſchonte unſer.

J. (zum Dolmetſcher) Das iſt ein braver Mann; ſage ihm, wenn er wolle, könne er in meine Dienſte treten. Wie ſtark iſt ſeine Mannſchaft?

M. Sie zählt ſiebenhundert Köpfe.

J. In der Feſtung?

M. Ja.

Dolmetſcher. Seine Hoheit wünſcht Euch bei ſich zu behalten.

M. Mit Freuden bin ich dazu bereit; da ſie meinen Paſcha umgebracht haben, will ich gern nach Ägypten gehen.

J. Wann wollt Ihr kommen?

M. Für jetzt bin ich als Abgeſandter der Beſatzung hier, um wegen der Feſtung zu unterhandeln; iſt dieß Geſchäft zu Ende, ſind wir ausgerückt und habe ich meinen Sold empfangen, ſo wie meine Familie, die ich nicht zurückzulaſſen wage, ſicher nach Ägypten geſchickt, ſo bin ich bereit.

J. Schreibt mir ſogleich, wenn es ſo weit iſt, damit ich meinen Vorpoſten die nöthigen Befehle geben kann.

M. Gut, mein Paſcha, nun laßt uns aber über den Gegenſtand reden, der uns hergebracht hat. Was fordert Ihr von uns?

J. Die Feſtung.

M. Wißt Ihr, weßhalb wir ſie übergeben wollen?

J. Weßhalb?

M. Wegen unſerer Uneinigkeit, die das Aufgeben einer Veſte zur Folge hat, welche trefflich verſorgt (mit Erde und Steinen) iſt; an ſich etwas Unerhörtes, was uns Strafe von unſerer Regierung zuziehen muß. Nicht Furcht bringt uns übrigens zur Capitulation, ſondern daß die Peloponneſier, welche 50,000 Mann beyſammenhaben, nicht zum Entſatze herbeykommen wollen, uns betrogen und, um uns aufzuopfern, aus Rumelien hieher geſchickt haben. Wenn Ihr alſo die Feſtung wollt, ſo verlangen wir: — erſtens unſer Leben, zweytens Einſchiffung auf europäiſchen Fahrzeugen.

J. Dort ſind meine Schiffe.

M. Wir glauben uns auf denſelben nicht ſicher; ich für meine Perſon wäre es gern zufrieden, allein die Soldaten werden nicht wollen.

J. Das iſt erlogen, denn Ihr befehligt die Soldaten, nicht jene Euch.

M. Daß Ew. Hoheit, ein Fürſt und der Sohn des Vicekönigs von Ägypten, dem Mißtrauen und Ungehorſam fremd ſind, alſo denkt, iſt ſehr natürlich.

J. Wahr geſprochen; Ihr ſollt europäiſche Schiffe haben.

M. Werdet Ihr uns die Waffen laſſen? (Nach langen Verhandlungen hierüber bewilligte Ibrahim 30 vollſtändige Bewaffnungen.)

M. Wir capituliren alſo unter der Bedingung, daß den Griechen nur ihre Waffen abgenommen werden.

J. So iſt's; hohlt Euch Schiffe von Modon.

M. Wer aber bezahlt die Fracht?

J. Ihr.

M. Allein wir haben kein Geld, da Alles für Verproviantirung der Feſtung ausgegeben wurde.

J. Ich will die Fracht bezahlen; allein macht die Sache raſch ab.

Da die Beſatzung mit dieſen Bedingungen zufrieden war, begab ſich ein Grieche nach Koron, wo er neutrale Schiffe fand, die aber 4000 Dollars für die

Überfahrt nach Kalamata forderten. Über dieſes unverſchämte Verlangen gerieth Ibrahim in Zorn, ließ Makrivani kommen und ſagte, daß er ſeine Schiffe ſenden werde. Da die Griechen aber auf dem Übereinkommen beſtanden, ſo zahlte er die genannte Summe. — Als bey der Räumung des Platzes die Officiere dem Paſcha vorgeſtellt wurden, ſchien er einen großen Unterſchied zwiſchen den regulären und irregulären Truppen zu machen. Nachdem der älteſte der Brüder Kalerji, welche zuſammen vor ihn traten, auf die Frage, zu welchem Corps er gehöre, „zur regulären Artillerie“ geantwortet hatte, befahl er ihm, ſeinen Säbel zu behalten, während Demetrius, der bey den irregulären Truppen ſtand, den ſeinigen ablegen mußte. A. K.

Miscelle.

Im Sommer des Jahres 1783 kaufte Herr Faure in Narbonne ein Haus, das früher als Anatomie gedient hatte, und ließ von drey Männern einen Keller graben. In dieſer Arbeit ſtießen ſie auf eine vermauerte Senkgrube, in die man damahls die Überreſte von den anatomirten Leichen geworfen hatte. Kaum hatten ſie einige Steine aus dieſem Gemäuer losgebrochen, als eine höchſt verdorbene Luft herausſtrömte, und die drey Männer ſogleich beſinnungslos zu Boden ſtürzten. Herr Faure, der nach ſeinen Arbeitern ſehen wollte, war nur einige Stufen hinabgeſtiegen, als er gleichfalls wie todt niederſank. Von neun Perſonen, die in dieſen verpeſteten Raum ſich wagten, um die Verunglückten zu retten, ſtarben ſechs. Herr Faure ſelbſt ſtarb vier Tage ſpäter, und die Arbeiter überlebten nicht vier und zwanzig Stunden. Inzwiſchen verbreitete ſich ein ſo ſcheußlicher Geruch, daß viele Menſchen in der Nachbarſchaft davon erkrankten und ſtarben. Die Behörde ließ den Keller wieder ausfüllen und das Haus verſchließen; allein die tödtliche Ausdünſtung hatte ſich ſchon durch die Stadt verbreitet, wo ſie eine Art Peſt, die mit ſchwarzem Erbrechen begleitet, aber nicht anſteckend war, zur Folge hatte.

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldſtadt.) Den 12. d. M., zum Vortheile des Schauſpielers Joſeph Schaffer, zum erſten Mahle: „Die Erdgeiſter und der Brillenhändler.“ Zauberſpiel mit Geſang in zwey Acten von Carl Schikaneder, Regiſſeur des ſtändiſchen Theaters in Prag.

Die Fabel des Zauberſpieles beſteht der Hauptſache nach in Folgendem: Der Erdgeiſterregent Tellus (Hr. Schaffer) hat den armen Brillenhändler Andreas Augentroſt (Hrn. Lang) in ſeine Protection genommen, und beſchließt, ihn glücklich zu machen. Zu dieſem Ende läßt er ihn den Gewinner eines Gutes werden, und legt damit unwillkührlich den Grund zu dem kommenden Übermuthe des reichgewordenen Brillenhändlers. Sich ſelbſt zum faden Gecken umwandelnd, zwingt er auch Frau und Tochter (Mad. Rohrbeck und Dlle. Hillmer), einer nobeln Toilette zu huldigen. Im Hochmuthe bricht er ſogar ein langes Freundſchaftsbündniß mit dem Krämer Lebemann und ſeiner Frau (Hrn. Scutta und Mad. Schack), und verſagt dem Sohne der Letzteren, Wilhelm (Hrn. Brabbée), die Einwilligung zur Heirath mit ſeiner Tochter Lenchen. Nun beginnt der Erdgeiſt ſeine Verſuchung. Ein zahlreiches Heer von Erdgeiſtern, in den Geſtalten einer wandernden Tänzertruppe, erſcheint bey Augentroſt, an ihrer Spitze Agilité, eine verführeriſche Sirene. Das Glückskind vermag nicht den Lockungen derſelben zu widerſtehen. Der Bruch des bis jetzt ungeſtörten Ehefriedens füllt nun das Maß der Thorheiten des Brillenhändlers. Tellus findet ihn des Glückes unwürdig, und gibt demſelben eine andere Wendung. Augentroſt iſt der falſche Gewinner des Gutes, welches nun in den Beſitz Lebemanns geräth. Zu dieſem Unglück kommt auch noch die Nachricht, daß des Brillenhändlers Frau aus Kränkung geſtorben ſey. Tellus prüft den Brillenhändler nun im Unglücke, und findet ihn redlicher und edler. Die Familie Lebemann hat ſich mit Augentroſt verſöhnt, und dem Bunde der jungen Liebenden ſteht kein Hinderniß im Wege. Tellus gibt am Ende dem Brillenhändler ſeine Frau zurück, die nur ſcheintodt war, und deren Rolle im Tode ein Erdgeiſt geſpielt hatte, während ſie ſelbſt in Geſtalt eines Bauernmädchens das Herz ihres Mannes wieder gewinnt.

Man ſieht aus den Hauptumriſſen dieſes Stückes, daß daſſelbe nicht ohne moraliſche Pointen iſt. Der Kern iſt zwar in eine rauhe Schale gehüllt, und verurſacht beym Aufbeißen eine empfindliche Anſtrengung, iſt aber gerade der Mühe nicht unwerth. Ein weſentlicher Fehler liegt in der unklaren Motivirung eines Actes zu dem andern, wie dieß dem Leſer ſelbſt bey unſerem Programme auffallen muß. Die Machinationen der Theatergeiſter gehen oft mit einer ſolchen Schnelligkeit vor ſich, die dem Zuſchauer nicht Zeit laſſen, ihre Urſachen auch nur zu — errathen. Übrigens iſt das Stück auf keine beſonderen Paradoxen und abſtracten Ideen baſirt, wie dieß bey manchen Komödien dieſes Schlages der Fall iſt, und bewegt ſich auf eine anſpruchsloſe Weiſe. Einzelne Scenen ſind von komiſchem Effecte, eben ſo einige Lieder. Im Dialoge verräth der Hr. Verfaſſer einen gewandten Kiel. Hrn. W. Müller's Muſik iſt angemeſſen, und im Style dieſes alten Volkscomponiſten geſchrieben. Das Arrangement der Tableaux und Gruppirungen erwarb dem Hrn. Pantomimenmeiſter Joh. Fenzl die Ehre des Vorrufens. Ein ungariſches Pas de deux der kleinen Fenzl und des kleinen Hillmer war allerliebſt, und wurde ſtürmiſch beklatſcht. Die Darſtellung trug das Gepräge eines regen Willens und Eifers zur Schau. Hr. Lang mußte ein Liedchen wiederhohlen, und die HH. Scutta und Landner erregten häufiges Lachen. Mad. Rohrbeck konnte ihrer Parthie kein auffallendes Intereſſe gewähren. Die Coeffure der Dlle. Hillmer machte ſich etwas auffallend. Der Beneficiant, Mad. Schack und die HH. Fermier, Kemetner und Brabbée wirkten im Enſemble fleiſſig mit. Das Haus war trotz der ſchlechten Witterung zahlreich beſucht, was von der Freundlichkeit des Publicums gegen den beliebten Beneficianten zeugt.

G. P.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Die Zeitschrift für Elektrotechnik erscheint monatlich zweimal und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt bezogen werden. Preis vierteljährlich 3 Mark. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die einspaltige Petitzeile berechnet. Beilagen nach Uebereinkunft. Redaktion und Verlag: Berlin W., Potsdamerstrasse 120. Fernsprecher: Amt I, No. 1926.

Elektrotechnische Zeitschrift.

Redaktion: Dr. Adolf Slaby.

Verlag: Julius Springer.

Es gibt ſchöne Augenblicke im menſchlichen Leben: ich ſah Dich und Joaquina todt niederſtürzen, fühlte die Spitzen von ſechs Banditendolchen an meinen Rippen, wurde von Banditenfäuſten fortgeſchleppt, ohne zu ſehen, ohne zu wiſſen wohin, und hatte die beſte Hoffnung, die herrlichſte Ausſicht vor mir, die erwähnten Dolche früher oder ſpäter in meinen Eingeweiden zu fühlen; beym Himmel, es gibt recht ſchöne Augenblicke im menſchlichen Leben!

Mehrere Stunden währte unſer Marſch, bald ſteile Berge hinan, bald abwärts in tiefe Thäler; nur Steine und Felſen fühlte ich unter meinen Füßen. Als mir endlich das Tuch abgenommen wurde, ſah ich mich in einem, von ſteilen Felſen rings umſchloſſenen Thale; mehrere Feuer brannten, Frauen und Männer waren mit der Küche beſchäftigt. Ich ſank erſchöpft zu Boden; man gab mir Brot und Wein, bedauerte aber, daß man vor der Ankunft des Hauptmanns meine Bande nicht löſen dürfte.

Spät am Abende erſchien der ſchöne junge Mann, und wo ſoll ich Worte finden dir mein Staunen, meine Freude, meinen Schreck und tauſend Gefühle, die in einem Momente meine Bruſt durchkreuzten, zu ſchildern — mit ihm — Joaquina.

Ich wähnte, dieſelbe Kugel habe euch Beyde getroffen, ich glaubte ſie mit dir im Schattenreiche, da ſah ich ſie vor meinen Augen und mit ihrem Anblick entfaltete ſich eine Reihe froher Bilder vor meiner Seele, erwachten tauſend Hoffnungen in meinem Herzen: lebte ſie, konnteſt auch du leben, und ſo ſah ich ſchon im Geiſt dich wieder; Joaquina und ich, befreyt aus den Händen der Banditen, lagen in deinen Armen, ein neues, ſeliges Leben begann, ich vergaß die Räuber, meine Banden, meine Schmerzen — die Burſche hatten mit ächt ſpaniſcher Höflichkeit meine Hände tüchtig zuſammengeſchnürt — und es fehlte nicht viel, ſo hätte ich gar geweint.

Beym Jupiter! es iſt gut, ſehr gut, daß uns Sterblichen die Zukunft dicht verſchleyert iſt; wir würden uns kaum einer frohen Stunde freuen, wenn wir vorwärts in die nächſte Minute blicken könnten. Hätte ich bey Joaquina's Anblick ahnen können, daß dieſe liebliche Blume, die kaum entfaltet, daß dieſer Engel — halt! nun habe ich wohl ſchon zu viel — oder hätte ich bereits Alles geſagt? — Nun, Muth! faſſe dich! du verſprachſt mir, ein Mann zu ſeyn, du trauteſt dir Kraft zu, das Schrecklichſte zu hören — der Augenblick iſt gekommen: unbegreiflich ſind die Beſchlüſſe des Lenkers über den Sternen, fügen wir uns ſeinem heiligen Willen in Geduld und Ergebung; wir leben ja nur, um zu entſagen, um zu verlieren — Freund, Bruder! ſey ſtark — Joaquina iſt nicht mehr. Sie ſtarb in meinen Armen; ich verſtand ihren letzten Blick, der Himmel nahm ſeinen Engel zurück.

Ich habe dich ſchnell zu dem Letzten, dem Schrecklichſten geführt; du haſt meinen Erwartungen entſprochen, du haſt dich als Mann gezeigt, ich muß nun zurückkehren, um dich Alles, was ſich ſeit dem Augenblicke, wo ich Joaquina an des Räuberhauptmanns Seite wiederſah, bis zur Stunde ihres Scheidens begeben hat, wiſſen zu laſſen.

Vier Räuber trugen ſie auf einer von Zweigen geflochtenen Bahre, der Anführer ſchritt neben ihr einher und ſchien jeden Schritt der Träger ſorgſam und ängſtlich zu bewachen. Mit ritterlichem Anſtande und ſpaniſcher Galanterie hieß er ſie in ſeinem Gebiethe willkommen und übergab ſie der Sorge einer jungen Frau, deren edle, ſchöne Züge, deren Haltung mich in Staunen ſetzten, die ich überall, nur nicht in einer Räuberhöhle geſucht haben würde.

Joaquina's Zuſtand wirſt du begreifen, meiner Schilderung kannſt du entbehren; doch die Wirkung, die ihr Anblick auf mich gemacht hatte, ſchien der meinige auch auf ſie zu machen: die bleichen Wangen färbten ſich, das matte Auge erhob ſich zum Himmel, ſüße Hoffnungsbilder ſchienen in ihrer Seele erwacht zu ſeyn; ſie folgte willig der jungen Frau in eine Felſenhöhle, welche, wie ich in der Folge ſah, mit allen Bequemlichkeiten verſehen und nur von einigen Frauen bewohnt war.

(Die Fortſetzung folgt.)

Charade.

So wie der junge Lenz erwacht,
Wird's laut in der Natur,
Und in der Erſten farb'ger Pracht
Erſcheinet Wald und Flur.

Und zündeſt du die Zweyte an,
So wird's um dich gleich hell.
Das Ganze, — das weiß Jedermann, —
Iſt Gift, und tödtet ſchnell.

Heinrich Adami.

Seemannsleben in London.

Die engen Seitengaſſen unweit der Londonbrücke werden bekanntlich vorzugsweiſe von Matroſen bewohnt, und hier ſind auch die Schenken gelegen, welche von

ihnen am liebſten beſucht werden. Denn wie Amphibien ſuchen auch ſie während des Aufenthaltes am Lande ſo nahe als möglich bey ihrem eigentlichen Elemente zu bleiben. Eines Tages fiel mir ein, mich von Jack's Leben am Lande doch auch zu überzeugen, denn zu Waſſer hatte ich während wiederhohlter Seereiſen Gelegenheit genug gehabt, ſein ernſtes, ſchweigſames Betragen zu beobachten. Ich machte mich alſo auf den Weg nach obenerwähnter Stadtgegend und betrat eine der zahlreichen Schenken. Bald hätte ich meinen ſtillen Reiſegefährten nicht wieder erkannt, ſo munter ging es hier zu. Gelächter und Geſang ſchallten mir aus der Stube entgegen, in welcher ich aber anfangs, des dicken Tabaksrauches wegen, nicht viel von den Anweſenden bemerken konnte. Kaum hatte ich Platz genommen, als eines der braunen Geſichter auf mich zutaumelte und mir von ſeinem geliebten Grog — Branntwein mit Waſſer vermiſcht, ohne Zucker — anboth. Ich nahm die gaſtfreundliche Einladung an, allein der Zinnbecher war ſchon leer, was der gute Mann in ſeiner Freudigkeit wahrſcheinlich vergeſſen hatte. Deſſen ungeachtet verlor ſein Anerbiethen in meinen Augen nichts, denn ich wuſte ſchon, daß Jack, hart wie Eiſen am Bord, am Lande weich wie Butter und großmüthig wie Cäſar iſt. — Nichts bezeichnet den Ausdruck der gebräunten Geſichter dieſes unverzagten Geſchlechts beſſer als der unüberſetzbare Ausdruck weatherbeaten. Gewöhnlich ſind die Matroſen von mittlerer Größe, breitſchulterig, und Alles trägt an ihnen den Stämpel der Kraft und der Wind und Wetter Trotz biethenden Geſundheit. Mit der ihnen natürlichen Gleichgültigkeit wanderten ſie durch die Straßen, als wenn dieſe gar nicht vorhanden wären, und als ob London nichts in ihren Augen ſey. Ihre leichte und bequeme Kleidung ſtimmt ganz mit der Freyheit ihrer Bewegungen überein. Bekannt iſt, daß ſie nie Stiefeln tragen, weil ſie Hände und Füße gleichmäßig gebrauchen, und je nach ihrem Belieben vierfüßig oder vierhändig agiren. Unternehmend und feſt ſchaut das Auge dieſer ehrlichen Leute, in deren Zügen Verſtand und Freymüthigkeit ſich ſpiegeln, und auf deren Stirn geſchrieben ſteht: Keiner von uns hat je gelogen.

Eine Gruppe ſolcher Männer ſaß in einer Ecke des Zimmers, und ſang bey Grog und dampfenden Pfeifen eines ihrer beliebten Lieder, mit nervigten Fäuſten den Tact dazu auf der Wirthstafel ſchlagend. Als dieß zu Ende war, ſtimmte eine andere das allen Seeleuten theure „Hearts of oak“ an, und ſobald auch dieſe Weiſe verhallte, ſpielte ein unterdeß eingetretener Fiedler einen ſchottiſchen reel (ein bey den untern Claſſen beliebter Tanz, der weder Grazie noch Leichtigkeit, ſondern nur Kraft von den Tänzern fordert) auf, der augenblicklich, wie des Hochbootsmanns Pfeife, Alles auf die Beine brachte, denn Niemand iſt leichter zu elektriſiren als Jack, wenn er einige Maß Grog geladen hat. Die ganze Geſellſchaft fing an zu tanzen, wenn man es ſo nennen darf, und um vor den mir drohenden Fußtritten ſicher zu ſeyn, ſtieg ich einige Stufen in ein höher liegendes Zimmer hinauf, wo ich ein anderes Bild in Tenier's Manier erblickte. In allen Stücken den eben verlaſſenen ähnlich, verriethen mir nur die runden Hüte von Glanzleder, die übereinſtimmend blaue Bekleidung und die größere Reinlichkeit derſelben, daß ich Leute von der königlichen Marine vor mir ſah. Ihre Züge hatten Etwas vom Ausſehen regulärer Truppen, und ſie hielten ſich gewiß für etwas Beſſeres als ihre Brüder ohne blauen Wamms. „Rule Britannia“ war die Weiſe, welche hier ertönte.

A. K.

Notizen.

Schauſpiele.

Im k. k. Hofburgtheater wurde, zum Vortheile der Regie des Hofſchauſpieles, am 13. d. M. zum erſten Mahle gegeben: „Robert der Teufel,“ romantiſches Schauſpiel in fünf Aufzügen, von Dr. E. Raupach. —

Hubert, Herzog von der Normandie, und Mathilde, ſeine Gemahlinn, leben in einer kinderloſen Ehe, und fühlen ſich ſo ihrer größten Freuden beraubt. Der Wunſch nach dem Beſitze geliebter Erben geht ſo weit, daß Mathilde auf den Rath befragter Gaukler einen Trank zu ſich nimmt, um des Himmels Segen zu erzwingen. Ein Sohn wird den Altern geboren, aber er iſt nicht ihre Freude, und ſchon ſein Eintritt in die Welt entbehrte das erſte Zeichen der Menſchlichkeit, — das Weinen. Wild und unbändig wuchs der Knabe auf, als Jüngling ſammelt er eine Rotte verworfener Menſchen um ſich, wirft ſich in eine alte Walddurg, und verheert von da aus das Land ſeines eigenen Vaters. Seine unerſättliche Begierde nach Blut, ſeine trotzige Barbarey kennt keine Gränzen. Da wendet ſich der betrübte Herzog an einen frommen Pilger, Hilario, welcher den Sinn des Wüthenden, mit dem Beynahmen Robert der Teufel gebrandmarkt, zu bekehren unternimmt. Mit noch zwey gottesfürchtigen Pilgern kommt er ins Raubſchloß, und furchtlos tritt er ihm mit mahnender Rede entgegen. Robert aber läßt ſie alle drey zum Scheiterhaufen führen, der unter ſeinem Fenſter aufgerichtet wird. Hilario mit ſeinen Gefährten wandelt mit heiliger Gelaſſenheit zum Tode und ſchon dieß befremdet den ſtolzen Grauſamen. Es ſchlägt die Flamme über ihre Häupter, und ſie

ſingen, des künftigen Daſeyns froh, ohne Schmerzensäuſierung eine heilige Hymne. Das zermalmt die Bruſt des mordſüchtigen Räubers, und die immer ſchwächer klingenden Accorde wecken einen furchtbaren Wiederhall in ſeiner Bruſt, der ihn zum Entſetzen bringt, indem überall, wo er ſich hinwendet, die geheiligten Stimmen ihm wie das Weltgericht entgegentönen. Von dieſem Momente beginnt ſeine Sinnesänderung. Hilario mit ſeinen Gefährten iſt nicht todt, ſondern der Himmel hat ihn durch wunderbares Fügen mitten in den Flammenarmen des Todes unverſehrt erhalten. Er wird nun Roberts Führer zur Buße, zum Wege des Heiles. Die härteſten Proben ſeiner Selbſtverläugnung muß er auf ſich nehmen, ohne beſtimmtes Ziel, ohne lohnende Ausſicht für Dießeits. An Aſtolfs, des Königs von Italien, Hof kömmt er als Blödſinniger vermummt, wird als Narr in Dienſte genommen, und liegt, den Hunden gleich, auf nackter Erde. An dem Hofe befindet ſich der Prinz von Capua, Oſorio, welcher ſich um die Tochter des Königs, die ſchöne Cinthia bewirbt, der eben ſo geiſtesſchwach und feige, als ſein Diener Scapa boshaft und niederträchtig iſt. Es will nähmlich Oſorio (alles auf den Rath des Dieners) ſich um Cinthia, die ihn nicht liebt, dadurch ein Scheinverdienſt erwerben, daß er ſie auf der Jagd von gedungenen Räubern anfallen läßt, um ſie dann zu retten. Allein der Zufall führt den als Narren verkleideten Robert an die Stelle und er befreyt die in Ohnmacht liegende Prinzeſſinn. Nichts deſto weniger eignet ſich Oſorio die That zu, und Robert muß mit Selbſtverläugnung hören, wie er ſich mit ſeinem Verdienſte ſchmückt. Das Gleiche iſt der Fall, als Cinthia, in des Pallaſtes Garten wandelnd, von einem entſprungenen Löwen verfolgt wird. Ein Traum hatte ſie indeſſen belehrt, daß Robert, der hier mit der Benennung Nahmenlos erſcheint, nicht der ſey, wofür er gelten will, und ſie ahnt in ihm den zweyfachen wahren Retter, während ſie alle Bewerbungen Oſorio's, ſelbſt gegen Befehl ihres Vaters zurückweiſt. Als aber das Königreich plötzlich von einem Heere Mauren überfallen wird, als Oſorio den einen geſchlagenen Flügel commandirend, feig die Flucht ergreift, als Robert, vermummt in weißer Rüſtung, auf dem Schlachtfeld erſcheint, die Fliehenden zum Siege führt, und Oſorio ſich neuerdings dieſe Heldenthat aneignet und den König ſtimmt, die widerſtrebende Cinthia mit Gewalt in ſeine Arme zu führen: — da vermag ſie nicht länger zu ſchweigen, ſie nennt Nahmenlos als den Vollführer dieſer Thaten, der nicht ſey, was er ſcheine, und fordert ihn mit des Herzens liebender Dankbarkeit auf, ihr Wort durch Abwerfen ſeiner Maske zu beglaubigen. Robert aber erringt auch hier den Sieg der Selbſtverläugnung über ſich, und bleibt, was er ſcheint, auf Ruhm und Dank verzichtend. Da verſucht ſie noch einmahl im einſam nächtlichen Orte ihm durch Überredung die Wahrheit zu entlocken; allein Robert ermannt ſich auch bey dem Bekenntniſſe, daß ſie ihn liebe, bey dem eigenen mächtig erwachenden Gefühle für ſie, und nur die Worte entfluthen ſeinen Lippen, daß er ein Böſewicht, ein Räuber, Mörder ſey. Aſtolf dringt nun auf die Vermählung Cinthia's mit Oſorio, und iſt geſonnen Gewalt zu üben; da bekennt ſie laut vor Hof und Volk, daß ihr Herz für den Sclaven Nahmenlos glühe, daß ſie ihn zur nächtlichen Stunde beſucht, daß er ein Räuber iſt, und frägt, wer ſie nun noch zur Braut begehre. Da zückt Aſtolf die tödtliche Waffe gegen ſie, — in dieſem Augenblicke war das Maß der Selbſtverläugnung erfüllt für Robert, er nennt ſeinen Stand, ſeine Thaten; Hilario ſieht ihn gereinigt von allen Schlacken, und ſegnet den Glücklichen für dieſes und jenes Leben. —

Das Stück iſt von ſo origineller Art, daß es nicht zu wundern, wenn es hier und da ſehr verſchiedene Schickſale erfahren. Bey der Aufführung im Hofburgtheater wurde es ohne bedeutende Hinneigung weder für Enthuſiasmus noch Verdammung aufgenommen, wofür ſich ganz genügende Gründe auffinden laſſen. Erſtlich hat das Schauſpiel wirklich eine ſolche Maſſe ſchöner Einzelheiten, daß es die Gebrechen, die im Ganzen liegen, nicht ſo augenfällig zur Schau läßt und bringt, und dann leiſteten auch wieder die Darſtellenden ſolche Wunder der Kunſt, wie man ſich nur in unſerem Hofburgtheater daran erlaben kann. Das größte Gebrechen des Stückes liegt wohl in dem Umſtande, daß Robert eine allzu kurze Zeit hindurch Robert, und viel zu lange in der angenommenen Maske iſt, daß er nur während eines Actes eigentlich handelt, während der übrigen vier aber mehr duldet als wirkt. Schon Schiller ſpricht mit überzeugender Klarheit die Behauptung aus, daß es für die Hauptperſon eines Stückes nichts Nachtheiligeres gebe, als das unbedingte Dulden, das Leiden im Gegenſatze des Handelns. Hier fällt es aber noch um ſo ermüdender zum Nachtheile an dem Intereſſe der Handlung aus, da beynahe immer dieſelben Umſtände wiederkehren, nur mit einiger Steigerung im Grade des Anlaſſes zur Selbſtverläugnung, und der Zuſeher daher beynahe mathematiſch zu berechnen im Stande iſt, nach welchen Schickſalen und wie die Peinte kommen müſſe. Der Entwicklung des wilden Naturells in Robert, das jedenfalls von großartigem Intereſſe iſt, hätte ſicher ein größerer Raum gegönnt werden ſollen. Auch iſt uns ſeine ſo ſehr plötzliche und übergewaltige Sinnesänderung, die der Dichter eigentlich in den Zwiſchenact verlegt hat, bey der immerhin tief erſchütternden Veranlaſſung, doch nicht recht mit voller dramatiſcher Klarheit motivirt. Aber Raupach ſprang leichter darüber hin, weil er die Buße, nicht aber das Verbrechen und die Erkenntniß deſſelben vorzugsweiſe ſchildern wollte. Uns dünkt aber, daß eines ohne das andere nie volles Intereſſe, als in ſo engem geiſtigen Verbande gewinnen kann. Der Charakter Oſorio's iſt überdieß ſo läppiſch, gemein und nichtsſagend, daß er, wiewohl gerade in dieſem als Folie für Robert beſtimmt, doch zu viel ſelbſtändigen Widerwillen und Langweile erzeugt. Mit der Romantik, die im Stücke eigentlich als höhere poetiſche Atmoſphäre wehen ſoll, iſt es Raupach, unſeres Erachtens, auch nicht ſo gut wie ſonſt ergangen. Man weiß nicht recht, was man aus Hilario z. B. machen ſoll. Es dünkt uns, als ob Raupach hier den Geiſt des Wunderbaren, Göttlichen, Kühnen hätte ſollen walten, oder auch das wegfallen laſſen, was er dieſem Charakter Höheres verlieh. Eben ſo wenig ſind wir mit der wiederhohlten Erſcheinung des böſen Geiſtes einverſtanden. Die Momente ſind ſo wenig poetiſch, daß uns dieſer Verſucher als zu unverbürgter, zu wenig nothwendig, und ohne allen ſymboliſchen Verband, bloß als ein Mittel für den Zweck des Dichters, erſcheint. — Die Sprache, einzelne Scenen, und nahmentlich beynahe der ganze erſte und letzte Act, ſind dagegen meiſterhaft, und Raupach's im vollen Sinne würdig.

Hr. Löwe gab die Titelrolle mit der größten Meiſterſchaft, die man ſich denken kann. Die HH. Anſchütz, Wilhelmi, Heurteur, Koberwein, Herzfeld, als Hilario, Drago, Aſtolf, Scapa, Oſorio, ſtanden ihm mit allen reichen Mitteln ihrer Kunſt würdig zur Seite. Dlle. Fournier, als Cinthia, entwickelte Feuer und Begeiſterung.

Ermin.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Die P. T. Herren Pränumeranten, welche dieſe Zeitſchrift fortzuſetzen gedenken, werden erſucht, den weiteren vierteljährigen Pränumerationsbetrag mit 6 fl. W. W. zu entrichten.

Der Sammler

Dinstag, den 37 26. März 1833.

Johansens Erzählung.

(Fortsetzung.)

Der Anführer wandte sich dann zu mir, befahl meine Hände frey zu machen, entschuldigte diese allerdings etwas rauhe, doch von Vorsicht gebothene Maßregel und wies mir in einer andern Höhle mein Nachtlager an, indem er erklärte, daß er mich morgen mit seinen Planen bekannt machen werde, indeß aber mir ernstlich riethe, ja keinen Versuch zur Flucht zu machen, da Flucht aus seinem rings verschlossenen Lagerplatze, dessen wenige Zugänge von seinen treuesten und bravsten Leuten besetzt sind, zu den unmöglichen Dingen gehörte, ich übrigens auch jeden Versuch mit dem Leben bezahlen würde. Er commandirte darauf den Dienst für die Nacht; die Commandirten zogen ab und Alles geschah mit solcher Präcision und militärischer Haltung, daß ich glaubte, eine militärische Wachparade zu sehen.

Mit der Morgenröthe des nächsten Tages zog ein Theil der Räuber, nachdem der Hauptmann sie gemustert und ihnen Befehle gegeben hatte, davon.

Daß der Gedanke an meine Lage, an dich, an Joaquina mich die Morgenröthe nicht verschlafen ließ, wirst du glauben; ich stand und sah das neue Schauspiel an. Nachdem er seine Geschäfte geendet hatte, fragte er mich, ob ich gut geschlafen hätte und wie es mir bey ihm gefiele.

Das Schlafen betreffend, gestand ich ihm, daß ich gerade nicht so ruhig geschlafen hätte, als ich sonst gewöhnlich zu schlafen pflegte, was er wohl selbst begreiflich finden dürfte; in Rücksicht des Gefallens aber könnte ich die gute Ordnung und Mannszucht, welche ich bemerkte, nur bewundern und bekennen, daß ich dergleichen durchaus nicht erwartet hätte.

Er schien mein Lob mit Wohlgefallen aufzunehmen und bedeutete mir, daß ich mich nicht bey gemeinen, lumpigen Spitzbuben, ladrones di ninguna consideracion, wie er sagte, befände, sondern daß mich mein gutes Glück zu der Gesellschaft des Pedro el Hermoso (Peter des Schönen, welches Epithet er auch vollkommen rechtfertigte) geführt habe, und daß es nur von meiner Klugheit abhinge, die besten und glücklichsten Tage zu leben. Er habe sich schon lange, fuhr er fort, einen geschickten Mahler gewünscht, um ihn zu mahlen und dann das Bild in vielen Exemplaren anzufertigen, wofür er den Mahler fürstlich belohnen würde.

Ich konnte natürlich nur versichern, daß es mir auch ohne Lohn das größte Vergnügen machen würde, einen so schönen und ausgezeichneten Mann abzubilden, daß ich aber nicht wohl begreifen könnte, wozu er mehrere, oder viele Exemplare des Bildes verwenden wollte. Ich fand da die erste Gelegenheit, diesen Mann, für den die Natur Alles gethan hatte, ihn zur Freude, zur Zierde seines Volkes zu machen, der aber im tollen

Wahne vorzog, deſſen Geißel und ein Teufel zu werden, kennen zu lernen.

„Man hat ſchon ſeit längerer Zeit," ſprach er lächelnd, „einen hohen Preis, zehn tauſend Realen," auf meinen Kopf geſetzt und natürlich den erlaſſenen Proclamationen mein Signalement beygefügt; nun iſt aber das Schreibervolk in Madrid ſo unbeholfen, daß ſie einen Popanz aus mir gemacht haben, und in ihren Signalements kein Menſch den ſchönſten Mann Spaniens erkennen kann; auch iſt es wohl möglich, daß ich meinen Feinden einmahl in die Hände falle und das Schickſal ſo vieler tapferer Gefährten theilen muß; hungrige Schufte werden ſich dann beeilen, mein Bild dem Publicum für einige Realen aufzuhängen, und Gott weiß in welcher Fratze ſie mich werden erſcheinen laſſen. Da ich nun ſchon in Madrid und andern Städten unter die Proclamationen, welche die Spanier auffordern meinen Kopf zu liefern, meine eigenhändige Unterſchrift geſetzt habe, ſo will ich nun auch mein Bild beyfügen, daß das Publicum mich kennen lerne, wie ich wirklich bin.

Ich ſah ihn mit großen Augen an, mein Befremden ſchien ihm zu ſchmeicheln; er ſprach dann von ſeinem Angriffe auf uns und verſicherte, daß derſelbe nicht ſo blutig ausgefallen ſeyn würde, wenn ihm nicht von ſeinen Spionen berichtet worden wäre, daß wir alle gute Waffen führten und auch in einer Dorfpoſada geäußert hätten, uns im Falle eines Angriffes auf das äußerſte vertheidigen zu wollen, ſo daß er die Anwendung durchgreifender Maßregeln für nöthig halten mußte.

Eifrig forſchte er nach der Familie und den Glücksumſtänden Joaquina's, und da ich dachte, daß ihn das aus keinem andern Grunde intereſſiren könnte, als für die Freyheit ſeiner Gefangenen ein reiches Löſegeld zu erlangen, ſo vertraute ich ihm, daß die junge Dame aus einer der älteſten und reichſten Familien des Königreichs entſproſſen, gewiſſer Familienverhältniſſe wegen aber in Frankreich erzogen worden ſey, und nun nach Spanien zurückkehre, um ihr Vermögen in Beſitz zu nehmen. Ich hielt dieſe Erfindung für ſo zweckmäßiger und heilſamer, als ich hoffen konnte, der Unglücklichen, deren Leben und Freyheit goldne Früchte zu tragen verſprachen, eine gute Behandlung zu bereiten und zu ſichern.

In der Folge bemerkte ich freylich, daß meine Liſt ganz überflüſſig war, denn Pedro behandelte Joaquina mit ſo zarter Schonung, mit ſo ehrfurchtsvollem Anſtande, daß ich nicht nur den Mann von Bildung in ihm erkennen, ſondern leider auch bemerken mußte, daß die heftigſte Leidenſchaft in ſeiner Bruſt brannte. Der Kummer, den mir Joaquina's zerrüttete Geſundheit machte, wurde durch dieſe Entdeckung auf das höchſte geſteigert.

Daß die Begebenheiten jenes ſchrecklichen Tages auf das jugendliche Gemüth der Unglücklichen den heftigſten Eindruck machen mußten, iſt begreiflich: in einem Moment Alles, was ihr lieb und theuer war, zu verlieren, auf ſo grauſame, unnatürliche Art zu verlieren, ſich allein, verlaſſen, ohne Hülfe, ohne Beyſtand, in Räuberhänden zu wiſſen — wo iſt der Mann, in der Schule des Lebens geprüft, mit Philoſophie ausgerüſtet, der einem ſolchen Schickſal nicht erläge. Als ich ſie daher in den erſten Tagen mit brennenden Wangen, erloſchenem Auge, bleichen Lippen, um welche ein Herz zermalmendes Lächeln ſchwebte, ſah, als ich ſie irre reden, ihre Mutter, ihren Freund rufen hörte, da wandte ſich mir freylich das Herz im Leibe um, aber befremden konnte es mich nicht, und ich verzweifelte nicht, denn ich hoffte, daß ihre Jugend, ihre ungeſchwächte Geſundheit den Sieg davontragen würden.

Nun Freund, Bruder, ermanne dich! Du hörſt nicht — ich wollte dir nur ſagen, daß Pedro gleich in den erſten Tagen Bothen nach Madrid ſandte, alle Mahlerrequiſiten herbeyzuſchaffen, und daß ich mich an die Arbeit machen mußte, ſeine Lieblingsidee zu realiſiren.

Welch ein weites Feld öffnete ſich meinen Betrachtungen, als ich die Züge dieſes herrlichen Männerkopfes, in denen Lavater ſelbſt nicht den Anführer einer Räuberbande erkannt haben würde, entwarf. Ein Verbrechen, zu welchem ihn ungezügelte Leidenſchaft hinriß, machte aus dieſem Manne, der vielleicht die Zierde ſeines Vaterlandes werden konnte, einen Mörder, ein Ungeheuer, die Quelle unſers Unglücks. Ich glaube kaum, daß die Natur noch einmahl ſo viele Laſter und ſo viele Tugenden in einer Menſchenſeele vereinigen wird, als ſie in dieſem Pedro vereinigt hat. Er iſt nicht mehr: er fiel — doch ich habe Früheres zu berichten.

Als ich eine bedeutende Anzahl Bilder fertig hatte, führte er wirklich ſeine abenteuerliche Idee aus und ließ ſelbe über den Proclamationen, welche ſeinen Kopf begehrten, anheften. In Madrid beſorgte er das Geſchäft ſelbſt, kam nach einigen Tagen triumphirend, als Franciscanermönch, mit einem Sack voll erbettelter Lebensmittel zurück und brachte einen Bauer mit ſich,

dem ſein Maulthier gefallen war, und dem er tauſend Realen ſchenkte, ein anderes zu kaufen.

Meine täglichen Unterhaltungen gaben mir Gelegenheit, dieſen ſeltſamen Menſchen, den man achten und verabſcheuen mußte, ganz kennen zu lernen. Er haßte tödtlich alles, was Spanier war; er hatte dem ganzen Volke Tod und Verderben geſchworen und fand in der Erfüllung ſeines Schwurs ſeine einzige Zufriedenheit. Mir, der verhaßten Nation nicht angehörend, ſchenkte er ſein volles Vertrauen, und ſo erfuhr ich in der Folge aus ſeinem Munde, was ich nie zu hören gewünſcht hätte, daß er Joaquina mit der ganzen Gluth eines Spaniers liebte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der nächtliche Forellenfang.

Reiſeſkizze nach Alexander Dümas.

Mit Einbruche der Nacht langten wir in Bex an, einem der ſchönſten Schweizerdörfer im Canton Waadt, und ſtiegen in einem der niedlichen Wirthshäuſer ab, wie ſich ihres Gleichen nur in der Schweiz finden. Der Tiſch war ſchon gedeckt, wir nahmen Platz, und da uns der Fiſch außerordentlich wohlſchmeckte, ſo beſtellten wir davon zum Frühſtücke. Kaum war dieß geſchehen, als die Wirthinn einen ſtämmigen Burſchen von etwa 18 Jahren herbeyrief, der zu ihren Adjutanten für Küche, Keller u. ſ. w. zu gehören ſchien, und ihm befahl, einige Forellen zu fangen, da wir dergleichen zum Frühſtücke beſtellt hätten. Der arme Junge ſah ziemlich ſchlaftrunken aus, gähnte ſehr ausdrucksvoll, wagte jedoch nicht, die geringſte Einwendung zu machen, und ſah nur die fiſchhungrigen Reiſenden mit vorwurfsvoller Miene an. Dieß bewog mich zu äußern, wenn das verlangte Gericht etwa zu viele Mühe mache, wollten wir darauf verzichten. „Nichts weniger," entgegnete die Wirthinn, „es ſind nur zwey Schritte bis zum Bache, und in Zeit von einer Stunde iſt Alles abgemacht. — Immer ſpute dich, Moriz," fuhr ſie zu dem auf Widerruf des erhaltenen Befehles harrenden Burſchen fort, „ſuche deine Laterne und deine Hippe und geh."

Ich traute meinen Ohren nicht; mit Laterne und Hippe auf den Fiſchfang gehen, ſchien mir etwas ſo Außerordentliches, daß ich ſogleich beſchloß, Moriz zu begleiten, der nunmehr, da keine Dispenſation von dem ihm verdrießlichen Geſchäfte zu erwarten ſchien, in der Küche ſeine Zurüſtungen traf. Er nahm in der That ein gekrümmtes Meſſer und eine Laterne zur Hand, die aber ganz eigenthümlicher Geſtalt war. Sie beſtand nähmlich aus einer Halbkugel von Horn, an welche ein drei Fuß langer Hals von Blech befeſtigt war, der nur oben einige Öffnungen hatte, welche der in der Hornlaterne brennenden Flamme die nöthige Luft zuführten.

„Sie wollen alſo mitkommen?" fragte Moriz, indem ich ihm in die Küche folgte. — „Ja wohl, dieſe Art Fiſcherey iſt mir etwas ganz Neues." — „Wollen Sie nicht auch eine Laterne und eine Hippe mitnehmen?" fragte er weiter, aber ein barſches: „Biſt du noch nicht fort, Maulaffe!" das aus der Gaſtſtube hereinſcholl, und die Annäherung der Wirthinn verkündigte, trieb ihn über Hals und Kopf zur Küche hinaus und auf die Straße. Ich klagte nur mit wenig Worten mich als Urſache ſeiner Zögerung an und eilte ihm dann nach.

Moriz hatte die Thür hinter ſich zugeſchlagen, denn zwey Zoll Fichtenholz zwiſchen ſich und dem Zorne ſeiner Gebietherinn erſchien ihm wahrſcheinlich als eine große Beruhigung. Anſtatt aber draußen auf mich zu warten, war er ſpornſtreichs fortgerannt, und ich ſah ſeine Laterne nur noch von weitem blinken. Um ihn einzuhohlen, ſetzte ich mich in Trab, das Auge immer auf das fliehende Lichtchen gerichtet. Allein kaum hatte ich zehn Schritte gemacht, als ich mich in den Ketten eines vor der Thür ſtehenden Wagens verwirrte und mit vielem Lärm zu Boden ſtürzte. Bey dieſem Geräuſch ſchien Moriz nur noch mehr Ferſengeld zu geben, und er war mir faſt ganz aus dem Geſichte verſchwunden, als ihn, nachdem ich mit beſchundener Naſe und ſchmerzenden Knien aufgeſtanden war, mein unmuthiger Ruf zum Stehen brachte. Ich näherte mich ihm nun vorſichtiger und machte ihm bey meiner Ankunft Vorwürfe, daß er mich nicht erwartet und nicht einmahl auf den Lärm bey meinem Falle geachtet habe, indem ich die Belege meines Unglücks, ein blutiges Geſicht und zerriſſene Beinkleider, aufwies, und ein Dutzend kleiner Kieſel, welche ſich moſaikartig in das Innere meiner Hände eingedrückt hatten, daraus zu verdrängen ſuchte.

(Der Beſchluß folgt.)

Miscellen.

In einem der Canäle des alten Athens wurde erſt unlängſt eine herrliche Statue gefunden, die man für die des Theſeus hält; ſie iſt nackt, über Lebensgröße, wie der Apollo von Belvedere, vom ſchönſten Marmor, im beſten Geſchmack, und mit Ausnahme des Kopfes und der Füße vollkommen gut erhalten. Erſterer wurde jedoch auch noch unfern der Bildſäule gefunden, und kann leicht wieder hergeſtellt werden. Auch iſt man da, wo man gewöhnlich die alte Stadt hin verlegt, auf einen Tempel mit drey noch ſtehenden Säulen unter dem Boden geſtoßen. Um dieſen begrabenen Schatz des Alterthums in ſeinem ganzen Umfange zu erheben, müßte man rings um denſelben Ausgrabungen bis zu achtzig Fuß

Tiefe vornehmen; allein hierzu fehlt es an Geld, und die Leute sind gegenwärtig dort so baulustig, daß das Ganze in Kurzem mit neuen Gebäuden wieder überdeckt, und vielleicht von Neuem auf immer begraben werden wird.

Zu London macht gegenwärtig ein Wasserstoff-Sauerstoffgas-Mikroskop großes Aufsehen. Bekanntlich kann das Sonnenmikroskop nur bey schönen Tagen, und dann nur wenige Stunden lang benützt werden. Die Erfinder, der Professor der Chemie, Herr Cooper, und der Optiker Cary, dachten daher darauf ein künstliches Licht hervorzubringen, das die Sonnenhelle zu ersetzen vermöchte. Dieß gelang ihnen durch entzündete Wasserstoffgas- und Sauerstoffgas-Strömungen, die auf eine Masse von Kalk geleitet werden. Als Beweis von der Stärke dieses Lichtes wird angeführt, daß Lieutenant Drummont bey trigonometrischen Messungen sich seiner bediente, wo es auf eine Entfernung von fünfzehn Stunden gesehen wurde. Bey dem ersten mit diesem Mikroskop angestellten Versuche, welchem die Herrn Babage, Faraday und andere in der Wissenschaft ausgezeichnete Männer beywohnten, wurden mehrere lebendige und leblose Gegenstände unter das Glas gebracht: ein Haar erschien gleich einer Röhre von einem Zoll Durchmesser; der Stachel einer Biene wie ein gefiederter Pfeil von mehrern Fuß Länge; ein Wassertropfen enthielt Hunderte von wunderlich gestalteten Ungeheuern u. s. w.

In England geben jetzt allerley seltsame und geheimnißvolle Gerüchte von der Entdeckung eines neuen Continentes. Ein Wallfischfänger soll in der Südsee, ungefähr unter dem 67° der Breite und in der Länge in gerader Richtung südlich vom Cap der guten Hoffnung, eine große Strecke Landes aufgefunden haben, aber noch aus seiner Entdeckung ein Geheimniß machen, bis er erst noch einige Ladungen Thran und Seehundsfelle von dort her gehohlt hat. Es wurde schon lange gemuthmaßt, daß gegen den Südpol hin wie am Nordpol sich wenigstens einige große Inseln befinden müßten; schon Cook war dieser Meinung, und man sieht nun mit gespannter Erwartung dem Augenblick entgegen, wo die Besitzer dieses Geheimnisses, durch hinlänglichen Gewinn befriedigt, es der Öffentlichkeit übergeben werden.

Auflösung

der Charade im vorigen Blatte:

Grünspan.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Die Theaterfreunde dürfen in der gegenwärtigen Zeit wahrlich nicht über Mangel an Neuigkeiten in unsern Schauspielhäusern Klage führen. Auf die Ebbe kommt die Fluth, auf Regen Sonnenschein, und wenn auch der Barometer gefallen ist, so darf man doch nicht die Hoffnung auf sein baldiges Steigen aufgeben. Das Fallen und Steigen des theatralischen Barometers hängt auch von seiner innern Construction und von äußern Einwirkungen ab, die aber hier von keiner Zufälligkeit geradezu herrühren, sondern von einer erfahrnen, den Geschmack des Publicums auffassenden Leitung abstammen müssen. Das Glück erscheint dann nur im Gefolge des theaterdirectorischen Verdienstes, und darf daher keineswegs als blindes Glück bezeichnet werden. Das k. k. Burgtheater ist zwar seit Jahren der geistige Erholungstempel des gebildeten Publicums; indessen hat dasselbe gegenwärtig einen Aufschwung genommen, der alle Erwartungen der Kunstfreunde übersteigt. Das Gastspiel der großen Schröder wird von allen Classen des Publicums gleich antheilvoll aufgenommen. Der Proteus Alexandre enthusiasmirt das Publicum des Hofoperntheaters in einem solchen Grade, über den hinaus es keinen höheren mehr gibt. Unstreitig thut der Reiz der Neuheit bey dem Besuche des Josephstädtertheaters sehr viel; allein viel mehr als dieser wirkt die Stöger'sche Thätigkeit, und der Fleiß seiner Operngesellschaft. Raimund und die Heinefetter geben dem Repertoire einen Impuls, der auf die Casse einen klangreichen Einfluß ausübt. Neben der durch den Director Carl wieder begründeten Beliebtheit des Theaters an der Wien, hat dessen unermüdetes Bestreben an dem gegenwärtig sehr frequent gewordenen Besuche des Theaters den wesentlichsten Antheil. Kaum hat mit dem Ende des Faschings der Reiz des in seiner Art einzigen Carnevaltheaters ein Ende genommen, als schon neue Magnete das Publicum anziehen. Kunst debütirt als Carl Moor und Everard im „Irrenhaus" von Margaretha Carl; später als Robert der Tiger, und die vom Publicum überfüllten Häuser führen den besten logischen Beweis für dessen Beliebtheit bey dem Publicum, dessen Gültigkeit durch die Sophismen eines Gegners nicht umgestoßen werden kann. Der Improvisator Langenschwarz sollte ebenfalls seine Attractionskraft auf das Publicum ausüben. Wenn ihm auch sein Streben nicht vollkommen gelungen, so darf man doch dem Verdienste dieses talentvollen Gastes nicht nahe treten. Der dritte Magnet ist Hr. Carelle aus Paris, dessen Erscheinen eine mehr als gewöhnliche Sensation durch die lobposaunende Fama erregen sollte. Um seinen Auftritt zu bewirken, veranstaltete Hr. Director Carl, ohne über die Mittel zu seinem Vorhaben verlegen zu seyn, eine einactige Pantomime, betitelt: „Der vom Amor beschützte Policinello" in welcher der Gast als Policinello die ganze Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zieht. Die Pariser haben Hrn. Carelle als einen der besten Policinelles anerkannt und wenn man ihrem Lobe nur halben Glauben schenkt, so darf Hrn. Carelle die Meisterschaft nicht abgesprochen werden. Leider, daß gegenwärtig, wo die Theaterdinge auf die Spitze gestellt sind, das Frappanteste noch immer zu wenig frappirt, besonders, wenn ihm excentrische Erwartungen vorausflogen. Carelle's Gewandtheit ist über das Gewöhnliche. Sein Policinellogang hat selbst in seinen Verzerrungen ein gewisses Metrum, welches die Gliederbewegungen immer wieder so richtet, wie beyläufig eine künstliche Gliederpupe oder eine Marionettenfigur, der man jede beliebige Wendung nach vor- oder rückwärts geben kann. Die Rauschscene auf den Stelzen wurde mit vieler Wagniß dargestellt. Der Beyfall des Publicums sprach sich mit Anerkennen des Einzelnen, oft wirklich Außerordentlichen, und mit Berücksichtigung der Umstände aus. Hr. Carelle wurde stürmisch gerufen. Das erste Auftreten dieses Gastes fand am 15. d. M. Statt. Der Vorstellung des Hrn. Carelle ging das Lustspiel: „Die beyden Britten" voraus, welches das Publicum im hohen Maße amüsirte. Dlle. Frey als Betty und die HH. Werle (Lord Damby) und Spielberger (John Pearce) erwarben sich die Ehre des Hervorrufens. G. P.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Zum Vortheile des Hrn. Joseph Kemetner gab man hier am 16. d. M. das bekannte Stück: „Die Lieb' auf der Alm." Das Haus war nicht so besucht, wie man es nach der Beliebtheit dieser Piece erwarten konnte, und dem fleißigen Beneficianten gewünscht hätte. Der Beyfall war indessen ungeschmälert, und Dlle. Jäger mußte ihr Liedchen im ersten Acte wiederhohlen. G. P.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mot. Bl.: J. Nik. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1103.

Jahrgang XV. Leipzig, 15. Mai 1886. Nr. 20.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt.

Erscheint wöchentlich 1½ Bogen stark. Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.

Ein Opfer.

Novelle von Ernst Ziel.

(Fortsetzung.)

Ein Jahr war vergangen, seit Hans Ehrenberg sein Elternhaus verlassen hatte, um sich in der Fremde eine Existenz zu gründen. Er hatte sich in dieser Zeit redlich bemüht, sein Ziel zu erreichen, aber es war ihm nicht gelungen. Er hatte Stellungen angenommen, die ihn nicht befriedigten, und hatte sie wieder aufgegeben, weil sie ihn nicht befriedigten. Er hatte Pläne gefaßt, die sich als undurchführbar erwiesen, und hatte sie wieder verworfen, weil sie undurchführbar waren. Er hatte Hoffnungen gehegt, die sich nicht erfüllten, und hatte sie wieder begraben, weil sie sich nicht erfüllten. Er hatte Arbeiten unternommen, die ihn ermüdeten, und hatte sie wieder liegen lassen, weil sie ihn ermüdeten. Er hatte Bekanntschaften gemacht, die ihn langweilten, und hatte sie wieder abgebrochen, weil sie ihn langweilten. Er hatte Freundschaften geschlossen, die ihn enttäuschten, und hatte sie wieder gelöst, weil sie ihn enttäuschten. Er hatte Liebe gefunden, die ihn unglücklich machte, und hatte sie wieder geflohen, weil sie ihn unglücklich machte.

Er war ein Jahr älter geworden, aber nicht reifer, nicht klüger, nicht ruhiger, nicht glücklicher. Er war ein Jahr ärmer geworden, aber nicht reicher an Erfahrungen, nicht reicher an Kenntnissen, nicht reicher an Geld. Er war ein Jahr unzufriedener geworden, aber nicht zufriedener mit sich selbst, nicht zufriedener mit seinen Mitmenschen, nicht zufriedener mit seinem Schicksal.

Er hatte sich in dieser Zeit redlich bemüht, sein Ziel zu erreichen, aber es war ihm nicht gelungen. Er hatte sich nicht gefunden, weil er sich nicht suchte. Er hatte sich nicht gesucht, weil er sich nicht kannte. Er hatte sich nicht gekannt, weil er sich nicht kennen lernte. Er hatte sich nicht kennen gelernt, weil er sich nicht kennen lernen wollte.

Er hatte sich nicht kennen lernen wollen, weil er sich nicht kennen lernen konnte. Er hatte sich nicht kennen lernen können, weil er sich nicht kennen lernen durfte. Er hatte sich nicht kennen lernen dürfen, weil er sich nicht kennen lernen mochte. Er hatte sich nicht kennen lernen mögen, weil er sich nicht kennen lernen sollte.

Er hatte sich nicht kennen lernen sollen, weil er sich nicht kennen lernen wollte.

ihn Niemand verfolgt, da ein Carmeliter und ſein Päckchen nichts Anlockendes hatten.

Obgleich ich Pedro's Worten gern glaubte, die ſtrenge Mannszucht, die er über ſeine Leute übte, kannte, und wußte, daß keiner derſelben wagen durfte, ihm eine Lüge zu ſagen, ſo konnte ich doch mit gutem Grunde vermuthen, daß Joaquina nicht ſo bereitwillig ſeyn würde, meinen Verſicherungen Glauben zu ſchenken, auch ſtellte ſich die Sache wirklich nicht ganz wahrſcheinlich und glaubwürdig dar.

Sie ſchüttelte den Kopf und fiel in tiefes Brüten.

Die Hauptfragen waren noch nicht beantwortet; ich verſuchte es, doch mit wenigem Glücke, denn als ich es verſicherte, daß du, der Ausſage der Banditen zufolge, dich nach kurzer Zeit aufgerafft hätteſt, und dem Walde zugeeilt wäreſt, lächelte ſie bitter und warf mir einen ſtrafenden Blick zu, ſo daß ich den Muth verlor, die dritte Frage auf gleiche Weiſe zu beantworten, und daher offen erklärte, es ſey zwar wohl zu vermuthen, daß der Anführer der Bande ein bedeutendes Löſegeld fordern werde, für ihre Sicherheit und Ruhe aber zuverläſſig nichts zu beſorgen und zu fürchten ſeyn könne.

So warm und kräftig ich ſprach, ſo reichten meine Worte doch nicht hin, ſie zu beruhigen, und ich mußte ihr endlich verſprechen, von Pedro ſelbſt Gewißheit zu erlangen.

Ich glaube kaum, daß mir dießſeits des Acheron ein ſchwererer Auftrag zugetheilt werden wird. Viele Tage verfloſſen, bis ich ihn in einer Stimmung fand, die mir günſtig ſchien, dieſen Gegenſtand zu berühren.

Eines Tages hatte ihm einer ſeiner Leute ein Blatt der Madrider Zeitung gebracht, durch welches der Frevel, daß er die obrigkeitlichen Proclamationen mit ſeinen verruchten Bildniſſen entweiht hatte, bekannt gemacht und der auf ſeinen Kopf geſetzte Preis verdoppelt wurde. Er war in der fröhlichſten Laune, las ſeinen Leuten das Zeitungsblatt ſelbſt vor und zeigte mit triumphirender Miene es auch mir.

Zu jeder andern Zeit würde mir das reichen Stoff gegeben haben, über den Ehrgeiz der Menſchen Betrachtungen anzuſtellen; doch jetzt waren meine Gedanken zu Anderem gewandt und leiſe und vorſichtig begann ich die Rede auf ſeine Gefangene und auf ihr künftiges Schickſal zu lenken.

„So ſchwillt von Gift zur Sommerszeit die Schlange,
Die wie erſtarrt im Winterfroſt geruht;
So kehrt, gereizt, dem zahmen Löwen wieder
Die alte Wildheit in die mächt'gen Glieder.“

Kaum hatte er bemerkt, was meine Abſicht ſeyn konnte, als er mir einen wüthenden Blick zuwarf, und mit donnernder Stimme mich warnte, das mir geſchenkte Vertrauen zu mißbrauchen, indem er ſein Vertrauen eben ſo ſchnell zurücknehmen als ſchenken könne, und Leute, die nicht ſeine Freunde ſeyn wollen, nach ihrem Wunſche zu behandeln wiſſe.

Ich war auf einen ſolchen erſten Ausbruch gefaßt, ſchwieg, und hoffte auf eine glücklichere Stunde; ich hoffte vergebens; jeder neue Verſuch mißglückte wie der erſte; er tobte nicht immer wie das erſte Mahl, aber ſein Sinn blieb unverändert; zu Allem, zu Allem war er bereit, nur nicht Joaquina frey zu geben. Von welcher Seite ich ihn auch zu faſſen ſuchte, wie ich jede Saite, die in einem Menſchenherzen wiederzutönen vermag, anſchlug, endlich ihm erklärte, daß Joaquina's Geſundheit Alles fürchten ließe, indem ſie ſeit mehreren Tagen wieder in ihren vorigen Zuſtand zurückgefallen ſey, ein brennendes Fieber in ihren Adern wüthe, und ſie zuverläſſig ſo vielen Leiden unterliegen müßte, wenn ſie nicht durch die Hoffnung, ihre Freyheit zu erhalten, und die ihr theuern Perſonen wiederzuſehen, aufgerichtet würde. — Alles, Alles war vergebens, ja, das Wort, von welchem ich die beſte Wirkung hoffte, verfehlte ſie ganz und verdarb Alles.

Da ich dich nicht mehr unter den Lebenden wähnte, ſo konnten die theuren Perſonen, die ich meinte, nur ihre Tante, Großmutter, ihr Vater ſeyn; und da ich es ſo verſtand, wähnte ich unglücklicherweiſe, daß er es auch ſo verſtehen würde, allein ich wurde ſchrecklich aus der Täuſchung geriſſen: mit rollenden, Tod ſprühenden Augen, mit Zähneknirſchen, mit krampfhaft geballten Fäuſten ſchwur er, daß er ſie ſterben, hundertmahl ſterben, doch nie in den Armen einer theuern Perſon ſehen wollte.

Ich ſtand wie ein Landmann an ſeinem, vom Hagelſchlag verwüſteten Felde, alle meine Hoffnungen lagen zerſtört darnieder.

(Der Beſchluß folgt.)

Der nächtliche Forellenfang.

(Beſchluß.)

„Ja, ja, das kommt davon, wenn man noch mitten in der Nacht fiſchen geht,“ meinte mein trockener Führer, indem er ſeinen Weg fortſetzte, bis wir nach etwa 10 Minuten den Rand einer Schlucht erreichten, in der ich einen Bach rieſeln hörte, welcher auf der Oſtſeite des Mont Cheville entſprang, und ſich in die kaum 200 Schritt von uns entfernte Rhone ergoß. Hier wurde Halt gemacht, Moriz entledigte ſich ſeiner Kleider bis zum Gürtel und lud mich ein, ſeinem Beyſpiele zu fol-

gen, wenn ich ihm helfen wolle. „Du wateſt alſo ins Waſſer?“ fragte ich nicht ohne Verwunderung. — „Wo ſollten denn die Forellen herkommen, wenn ich ſie nicht heraushohlte?“ war die Antwort. Darauf fing er an, barfuß in die ſteile und ſteinige Schlucht hinabzuſteigen, wo der Fiſchfang vor ſich gehen ſollte. Mich auf ihn ſtützend, folgte ich mit unſichern Schritten. Als er aber ſah, wie ſchwer mir's wurde, gab er mir die Laterne zu tragen und faßte mich mit der frey gewordenen Hand ſo kräftig unter dem Arme, daß ich den 30 Fuß tiefen Abhang neben ihm wie an einem Geländer hinabwandelte. Mein erſtes war jetzt, die Hand ins Waſſer zu tauchen; es war kalt wie Eis. „Da willſt du hinein, Moriz?“ — „Ja wohl,“ war ſeine Antwort, indem er die Laterne ergriff und mit einem Fuß in den Bach trat.

„Das Waſſer iſt ja aber eiskalt.“

„Es kommt eine halbe Stunde von hier aus dem Schnee,“ meinte Moriz, ohne den Sinn meiner Äußerung zu verſtehen. Ich wollte ihn jetzt alles Ernſtes zurückhalten und verſprach ihm, die Wirthinn zu beſänftigen, da ich nicht wolle, daß er ſich meinetwegen eine Bruſtentzündung oder ein Fieber zuziehe, allein Moriz blieb dabey, das ging nicht an. „Es gibt mehr Leute, die Forellen wollen, ja alle Fremden verlangen das ſchlechte gräthige Zeug zu eſſen, und da ich einmahl hier bin, will ich nicht leer nach Hauſe gehen. Das iſt eben wie mit den Gemſen. Da heißt's auch mitunter: wenn wir morgen von der Saline wiederkehren, möchten wir gern Gemsbraten eſſen, ſchwarzes, elendes Fleiſch, ſie müßten mir noch Geld dazu geben. Flugs ruft die Wirthinn: Peter, wie vorhin Moriz, denn das iſt der Jäger und ich der Fiſcher, und ſagt zu ihm: ich brauch' eine Gems, wie vorhin: ich brauche Forellen. Peter macht ſich dann des Morgens um 2 Uhr mit ſeinem Stutzen auf den Weg, und nachdem er Felſen und Gletſcher beſtiegen, auf denen Sie zwanzigmahl den Hals brechen würden, nach Ihrer Kletterey von vorhin zu urtheilen, kommt er Abends um 4 Uhr mit einem Braten am Halſe wieder nach Hauſe, bis er endlich einmahl wegbleibt.“

„Wie meinſt du das?“

„Je nun, Johann, Peters Vorgänger, hat ſich todt gefallen, und Joſeph, mein Vorgänger, iſt juſt an einer Krankheit geſtorben, wie Sie vorhin nannten. Deßwegen fiſche ich aber meine Forellen immer fort, und Peter hört nicht auf, ſeine Gemſen zu jagen.“

„Ich habe mir aber ſagen laſſen, daß beyde Geſchäfte denen, die ſich damit abgeben, zum unabweislichen Bedürfniſſe würden, ja daß es ihr höchſtes Vergnügen ſey, die Gefahren derſelben zu theilen, und daß ſie auf den Bergen übernachteten und am Flußufer ſchliefen, um nur mit Tagesanbruch die Jagd beginnen und die Angel auswerfen zu können.“

„Ach ja,“ verſetzte Moriz mit einem Seufzer, „es gibt wohl ſolche Leute.“

„Und welche ſind es?“

„Die nur für ſich jagen und fiſchen.“

Während ich mich einigen Betrachtungen hingab, welche dieſe Antwort anregte, ſtand Moriz bis an den Leib im Waſſer und fing Forellen. Die Laterne diente nähmlich dazu, den Grund des Waſſers zu erhellen, indem ſie mittelſt des langen Halſes unter die Oberfläche deſſelben verſenkt wurde. Sogleich kamen die in der Nähe befindlichen Fiſche, umkreiſten das Licht gleich Schmetterlingen und folgten demſelben an die Oberfläche, wohin die Laterne langſam zurückgezogen wurde. Sobald aber der ausgewählte Fiſch dahin gelockt war, erhielt er von der mit der Hippe bewaffneten rechten Hand des Fiſchers einen Hieb in den Kopf, von dem er ſogleich zu Boden ſank, um einige Augenblicke nachher blutend und todt wieder aufzuſteigen und in den Sack zu ſpazieren, den ſein Feind wie eine Jagdtaſche um den Hals trug. — Da ſtand ich mit all meiner Intelligenz, auf die ich mir vor wenig Minuten noch ſo viel einbildete, und geſtand mir, daß ich auf eine öde Inſel verſchlagen, ohne andere Nahrung als einen Bach voller Forellen, und andere Mittel als eine Laterne und eine Hippe, um ſie zu fangen, unbezweifelt ein Opfer des Hungers geworden wäre.

Nachdem ich noch eine Weile zugeſehen hatte, wie Moriz unter den Bewohnern des Waſſers wählte, als befänden ſie ſich in einem Fiſchkaſten, hielt ich mich nicht länger. Ich entkleidete mich und watete, trotz der Kälte des Waſſers und der ſpitzigen Steine auf ſeinem Grunde, in den Bach, nahm Laterne und Meſſer, als gerade eine prächtige Forelle in den lichten Zauberkreis gerieth, lockte ſie glücklich an die Oberfläche, und führte hier aus Leibeskräften, um nicht zu fehlen, nach der Mitte des Körpers einen Streich, der unfehlbar ein Holzſcheit geſpalten hätte. Sie ſank und kam bald in zwey Hälften wieder zum Vorſcheine, die Moriz auffing, betrachtete und wieder ins Waſſer warf, indem er äußerte: das ſey ein ſchimpfirter Fiſch.

„Mir gleichviel,“ rief ich, die beyden Stücke haſtig zuſammenraffend; „ich will gerade dieſen verzehren.“

Sofort kehrte ich mit meiner Beute nach dem Ufer zurück, denn ich zitterte bereits an allen Gliedern, und meine Zähne klapperten. Moriz folgte, denn er hatte in ¾ Stunden 8 Fische gefangen, und wir eilten nun beyde nach dem Wirthshause zurück. Ich dachte dabey recht lebhaft an einen Schemel, welchen ich vorhin dicht neben dem Küchenfeuer bemerkt hatte, und wo bey wenigstens 45 Grad Hitze eine Katze schlief, deren Platz ich unverzüglich einzunehmen gedachte. Einstweilen hatte ich mich der Laterne bemächtigt, um mir wenigstens die Hände wärmen zu können, und kaum hatte uns die Wirthinn selbst die bereits verschlossene Hausthür geöffnet, als ich wie ein Schatten an ihr vorüber, und durch den Speisesaal weiter nach der Küche eilte, und — das Feuer verloschen fand.

Die Frau war mir eben so schnell gefolgt, und ich hörte, wie sie Moriz befragte, was mir widerfahren sey, der ihr denn das Räthsel durch die Äußerung löste: ich werde wohl frieren. — Zehn Minuten später befand ich mich in einem ausgewärmten Bette, eine Bowle Glühwein war im Bereiche meiner Hand, und ich kam für dießmahl mit einem tüchtigen Schnupfen davon. Dafür hatte ich aber auch einer der seltsamsten Fischereyen beygewohnt.

A. K.

Notizen.

Schauspiele.

Seit dem Beginne des Gastspieles der Mad. Schröder, königl. bayerischen Hofschauspielerinn, hat der Besuch des k. k. Hofburgtheaters neues erhabenes Interesse gewonnen. Nun im dritten Jahre von dieser, einzig ihrem großen Talente würdigen Spielraum gebenden Kunstanstalt abgegangen, erschien sie am 15. d. M. als Gast daselbst in der Rolle der Isabella in Schiller's „Braut von Messina." Diese, so wie viele andere Parthien in Trauerspielen, konnten bisher nur bey Gelegenheit, als fremde Künstlerinnen ihre darstellende Kraft darin versuchten, gesehen werden, — und keine Darstellung war im Stande, die Erinnerungen zufrieden zu stellen, welche das gigantische Talent dieser einzigen Künstlerinn bey uns zurückgelassen hat. Mad. Schröder hat sich den Ruhm erworben, mit allem Rechte für die größte tragische Künstlerinn, seit das deutsche Trauerspiel seinen Ursprung genommen, zu gelten, und während Fleck und Devrient den unverwelklichen Kranz der ernsten Muse theilen, schmückt er ungeschmälert einzig und allein in reicher Fülle ihr Künstlerhaupt. Was man seither bey der romantischen und classischen Poesie unterschieden, alle Apologien, die von poetischen Sectionen dieser oder jener Gattung auf Kosten der andern gemacht, und auch auf die Darstellungsweise dramatischer Künstler übertragen wurden, sie heben sich auf, und vereinigen sich eben dadurch zu einer einzigen Wahrheit, zu einem einzigen unverwelklichen Ruhme, wenn man die Leistungen dieser, aus dem Urquell der Natur schöpfenden Künstlerinn gesehen hat. Sie vereinigt die glühendste Begeisterung mit vollendeter Ruhe, Phantasie mit Klarheit, geistige Tiefe mit plastischer Vollkommenheit der Form. Ihr declamatorischer Vortrag ist das Höchste, was Deutlichkeit und Kraft im Ausdrucke, Feinheit in der Nuancirung, Rythmus im Schwellen und Fallen der Periode nur zu leisten vermag. Das Spiel ist ganz diesen Prämissen angemessen. Mad. Schröder rührt ohne künstlerischen Zweck keinen Finger ihrer Hand, — aber rührt sie ihn, dann ist die Wirkung meist größer, als ob Komödienhelden in convulsivischer Anstrengung ihre saure Mühe zu Markte bringen, die aber nur widerliche, den wahren Effect selbst zerstörende Wirkung erzeugt. — Die Rolle der Isabella ist als Glanzpunct, vielleicht unter allen Leistungen dieser großen Künstlerinn, von jeher berühmt. Mad. Schröder that wohl, ihren Cyclus (der, wie wir zu unserem Vergnügen hören, aus 20 Gastvorstellungen bestehen wird) damit zu beginnen. Das Publicum strömte und drängte sich in Masse zu diesem gebothenen Kunstgenusse, und das Haus war gefüllt, wie es dereinst vielleicht nur die Zaubergeige Paganini's zu füllen vermochte. Der Empfang, welcher der Künstlerinn von Seite des Publicums zu Theil wurde, muß stürmisch genannt werden. Sie war sichtbarlich davon bewegt, und erkannte darin eben so dessen hohe Kunstbildung als Herzensgüte. — Wir wollen uns in kein weiteres Detail dieser vollendeten Leistung einlassen, als daß wir bemerken: Mad. Schröder ist noch ganz und gar diejenige, die sie war; weder ihre Kraft noch ihr Feuer, weder Organ noch körperliche Majestät haben im mindesten etwas verloren. Im vierten Aufzuge, vor Manuels Leiche, erreichte ihr Spiel den Culminationspunct, und brachte tieferschütternde Wirkung hervor. Das Publicum erschöpfte sich beynahe in Beyfallsbezeigungen. Gleich nach der Eingangsrede ihrer Rolle wurde die Künstlerinn stürmisch gerufen; in der Folge überdieß fünfmahl. Am Schlusse wiederhohlte sich das Vorrufen, und Mad. Schröder sprach sichtbar gerührt ihren Dank aus, worin sie dem hohen Standpunct unserer Hofbühne, und der Kunstbildung des Publicums das schönste Anerkennen zollte.

Im Allgemeinen war dieser Abend ein wahres Fest für jeden ächten Kunstfreund zu nennen. Elektrisch wirkten die Vorzüge des bewunderten Gastes auch auf unsere heimischen großen Künstler, und erweckten gleichsam einen edlen olympischen Wettstreit unter ihnen. Dlle. Gley erschien nach langer Krankheit wieder als Beatrice, und wurde von einem Sturme des Beyfalls empfangen. Sie spielte so lieblich, so warm, und in natürlicher Einfachheit, als wir es kaum noch an ihr zu bewundern fanden. Die HH. Korn und Löwe (Don Manuel und Don Cäsar) überbothen sich ebenfalls an edlem Feuer und vollendeter Klarheit des Spieles. Hr. Anschütz als älterer Chorführer, stand wie ein gigantischer Fels, auf dessen Stirn Jahrhunderte die Schrift der Weisheit und Erfahrung eingegraben, da, und erschütterte durch zermalmende Rede. — Seither erschien Mad. Schröder noch als Lady Macbeth. Auch diese Rolle, obgleich ganz anderer Art, ist unter ihren großartigsten bekannt. Hier regieren Absicht, Stolz, Ehrsucht, nicht Gefühl, Unglück, Mutterliebe. Aber Mad. Schröder ist groß in allem Großen. — Sie wurde zweymahl lebhaft gerufen.

Ermin.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler.

Sonnabend, den 30. März 1833.

Johansens Erzählung.

(Beſchluß.)

Als einige Tage nach dieſer Unglücksſcene die junge Frau ihm meldete, daß Joaquina's Zuſtand ſich von Stunde zu Stunde verſchlimmerte, daß das brennende Fieber immer mit gleicher Heftigkeit wüthe, daß ſie fortwährend irre rede und von gräßlichen Phantaſien gequält werde, daß ihre Kraft geſchwunden und das Schlimmſte zu fürchten ſey, da ſchien er heftig erſchüttert und ſtürzte an ihr Lager, um ſich ſelbſt zu überzeugen; ich folgte.

Meine Pulſe ſtockten beym Anblicke des hingeopferten Engels. Es war nicht mehr Joaquina, es war ihr Schatten; ſie erkannte weder mich noch ihren Mörder, ihre Augen ſchienen ſchon geſchloſſen auf ewig; er ſtürzte fort, zerſchlug ſich die Bruſt und wüthete gegen ſich ſelbſt. Ich warf mich zu ſeinen Füßen, ich glaubte Alles von dieſem Momente hoffen zu dürfen, doch vergebens, alle menſchlichen Gefühle waren von ihm gewichen, nur ſeine fluchwürdige Leidenſchaft tobte in der teufliſchen Bruſt.

Er ſandte drey ſeiner gewandteſten Burſche nach Segovia, einen Arzt zu hohlen; er belud ſie mit Gold, verſprach und drohte, ſie eilten fort. Sie kamen ſpät in der Nacht zurück, einen Arzt, dem der Schreck und der ungewohnte Ritt Athem und Beſinnung geraubt hatten, brachten ſie mit ſich.

„Hilf!“ rief er dem Arzt entgegen, indem er einige Geldſäcke zu ſeinen Füßen warf. Der Arzt ſaß bebend am Lager des Engels, in ſeinen Blicken war Tod zu leſen; Petro's Frage beantwortete er mit den Worten, daß die Kranke kaum den zweyten Morgen erleben werde. Doch ſchrieb er ein Recept, dieſelben Burſche flogen nach Segovia.

Der Arzt hatte ſich um einen Tag verrechnet; noch in dieſer Nacht ergriffen ſie heftige Krämpfe, ihre Leiden währten bis gegen Anbruch des Tages, noch einmahl öffnete ſie die Augen, ihr letzter Blick ruhte auf mir, — ich verſtand ihn, — ihre Pulſe ſtockten, der Himmel nahm ſeinen Engel zurück; ihr Mörder warf ſich verzweiflungsvoll zur Erde, und verfluchte ſich und die Stunde ſeiner Geburt.

Viele Räuber waren in die Höhle gedrungen und bildeten einen weiten Kreis, die Blicke nach der Verſchiedenen gerichtet; mit den Flüchen Pedro's miſchten ſich die Gebethe der Frauen, welche am Sterbelager knieten und die Leiche mit Roſenkränzen und Amuletten bedeckten.

Plötzlich ſchallten Flintenſchüſſe in der Ferne. Mit dem erſten hatte ſich Pedro aufgerafft. Räuber ſtürzten herbey, der Ruf: „die Miquelets rücken an!“ wiederhallte in den Felſen. Alles griff zu den Waffen. „Auf

eure Posten!“ rief der Anführer, „ich folge euch.“ — Die Räuber eilten fort, die Frauen flohen durch einen Felsengang.

Auf Pedro's Befehl halfen wir Beyde, der Arzt und ich, die Öffnung der Höhle mit einem Stein verschließen.

„Ihr sollt mein Schicksal nicht theilen,“ rief er uns zu, indem er einen steilen Felsen hinanlief, wohin ich ihm folgte. „Nehmt euren Weg durch diese Schlucht, immer links euch haltend, bald gelangt ihr in ein enges, von Felsen rings umschlossenes Thal, welches keinen Ausweg zeigt; seht dann rechts nach einem dichten Gebüsche, es deckt eine enge, niedere Öffnung, durch welche ihr ins Freye, und nach einer halben Stunde zu einer Aldea *) kommt; zeigt dem Bewohner derselben diesen Ring, und befehlt ihm, euch nach der Landstraße zu führen. Ich bin euch Beyden Dank und Lohn schuldig, da nehmt, ich brauche vielleicht nichts mehr; hört Ihr, daß ich die Schurken vernichtet habe, so kehrt zurück, ihr sollt willkommen seyn; hört ihr, daß ich gefallen bin, so bethet für meine arme Seele.“ Mit diesen Worten warf er dem zitternden Doctor einen schweren Beutel zu und stürzte fort.

Wir verfolgten schnell, doch dem Doctor immer zu langsam, den bezeichneten Weg, und erreichten glücklich die Aldea. Der Besitzer derselben erkannte den Ring, und bewies ihm so viele Ehrfurcht, wie einst die Morgenländer den Siegelringen ihrer Kalifen, Schachs und Chans. Wir gelangten, von ihm geführt, zur Landstraße und endlich in ein Dorf, wo der noch immer zitternde und bebende Doctor Sangrado, — ich hatte mir jenen berühmten Sohn Äskulaps immer ungefähr so gedacht, wie dieser Doctor mir erschien — einen Wagen miethete und mich einlud, mit ihm nach Segovia zu kommen, um in seinem Hause einige Tage der Ruhe zu pflegen.

Da ich in der Nähe des Kampfplatzes zu bleiben wünschte, um im Falle einer Niederlage der Banditen, welche, wie wir aus dem anhaltenden, heftigen Gewehrfeuer schließen konnten, sich tapfer vertheidigten, Joaquina's Leiche aus dem unheiligen Orte zu hohlen, und sie an einer würdigen Stätte zur ewigen Ruhe zu bringen, so nahm ich die Einladung an.

*) Ein Maierhof. Dergleichen Maierhöfe, welche in Spanien sehr häufig gefunden werden, sind oft mehrere Meilen von bewohnten Orten entfernt, und die Besitzer derselben stehen mit den Räubern in gutem Vernehmen, liefern ihnen Lebensmittel, und leisten ihnen andre nützliche Dienste, für welche sie reichliche Bezahlung erhalten.

Wir erreichten wohlbehalten die schöne Stadt Segovia — welche aber etwas afrikanischen Geschmackes ist, — wo ich von der, in tiefe Betrübniß versunkenen Familie des Doctors freundlich aufgenommen wurde.

Die gesammte Familie bekreuzte und segnete sich, als sie vernahm, daß wir eben von der Bande des gefürchteten Pedro el Hermoso entlassen worden waren, und verlangte zu wissen, wie der Gatte und Vater, — es waren zehn bis zwölf Kinder vorhanden, — dahin gelangt sey, und wie es sich mit seinem plötzlichen und unbegreiflichen Verschwinden verhalte.

Sangrado befriedigte das allgemeine Verlangen durch folgende Erzählung.

Er war am Morgen seines Verschwindens wie gewöhnlich ausgegangen, um seine Besuche zu machen, als er plötzlich von einem ansehnlichen Manne dringend ersucht wurde, ihm zu einem Kranken zu folgen. Der Mann habe ihn gegen den Ausgang der Stadt geführt und ihm plötzlich an einer abgelegenen Stelle bedeutet, daß Don Pedro el Hermoso seiner bedürfe, und daß er sich dem Rufe schnell fügen, oder die Weigerung mit dem Leben bezahlen müsse, welche Versicherung ihm auch von einem andern Manne, der sich zu ihnen gesellt hatte, wiederhohlt wurde. Der Nahme des Ungeheuers habe ihn dermaßen erschreckt, daß er an keine Weigerung zu denken wagte und den Trabanten des Satans willig folgte. Außerhalb der Stadt habe sie ein Mann mit drey Pferden erwartet, er sey von einem derselben auf das Pferd genommen und endlich, nachdem man ihm die Augen verbunden hatte, im vollsten Galopp, was ihm äußerst beschwerlich gefallen sey, in die Mörderhöhle gebracht worden.

Die ganze Familie dankte Gott für die Errettung des Gatten und Vaters.

Am zweyten Tage verbreitete sich die Nachricht von dem verzweifelten Widerstande, der gänzlichen Niederlage der Banditen und von dem Tode Pedro's, der mit eigener Hand ein Dutzend Miquelets niedergesäbelt hatte, aber endlich, mit Wunden bedeckt, der Übermacht erlegen sey.

Nun war der Augenblick gekommen meinen sehnlichsten Wunsch zu erfüllen. Ich wendete mich an den Doctor, welcher sich in der Stadt eines bedeutenden Ansehens zu erfreuen schien, und bath ihn, mir von den betreffenden Behörden die Erlaubniß und eine Begleitung zu erwirken, die Leiche der Verstorbenen, deren Leidensgeschichte ich ihm in Kürze mitgetheilt hatte, aus der Höhle zu nehmen und nach Segovia zu brin-

gen. Er lobte mein christliches Verlangen und betrieb die Sache so eifrig, daß ich schon am nächsten Morgen mit Allem, was das traurige Unternehmen erforderte, versehen, ausziehen konnte.

Die Höhle, in welcher ich Zeuge einer der jammervollsten Begebenheiten, zu den je der Mond sein Licht geliehen hatte, war, fanden wir — doch von Joaquina's Leiche keine Spur; auch der letzte Trost war mir geraubt.

Viele Neugierige hatten sich da eingefunden, den Aufenthalt der Banditen, die der Schrecken des Landes waren, zu besehen; keiner wußte, keiner hatte von der Leiche eines jungen Frauenzimmers gehört. Nach langem Forschen erzählte mir einer der Miquelets, die da zur Bewachung der von den Räubern zurückgelassenen Dinge aufgestellt waren, daß auch einige Frauen der Räuber getödtet wurden, und daß man sie mit den vielen gebliebenen Banditen auf einem Platze unterhalb des Felsenthales eingescharrt habe. Ich fand den Platz und mehr als dreyßig Hügel, welche Leichen deckten, wie aber sollte ich jenen, der des Engels sterbliche Hülle barg, erkennen?

Ich both den Miquelets Gold, mir zu gestatten, die Gräber zu öffnen, allein sie verweigerten es standhaft, auch erklärten sich alle Spanier gegen das Beginnen; ich mußte daher mit wundem Herzen und unverrichteter Sache nach Segovia zurückkehren.

Der Doctor äußerte sein Bedauern und meinte, es bliebe nun nichts mehr zu thun übrig; das meinte ich auch, dankte für die freundliche Aufnahme und verließ die unfreundliche Stadt, welche ich nie wieder zu sehen wünsche.

An Fräulein Josephine H.
bey Überreichung eines Porträts zum Nahmensfeste.

Schönheit, Tugend zieht den Rahmen
Um Dein holdes Engelsbild;
Darum bleibt mit Deinem Nahmen
Immer mir das Herz erfüllt.

Mög' des Glückes schönste Blume,
Wie sie Engeln nur verlieh'n,
In dem zarten Heiligthume
Deines Innern nie verblüh'n.

Nie betrüben bange Sorgen
Deinen guten, edlen Sinn,
Wie der schönste Frühlingsmorgen
Fließe sanft Dein Leben hin.

Ruhig will dann in die Ferne
Ich nach einem Himmel schau'n,
Wo mir leuchten die drey Sterne:
Liebe, Hoffnung und Vertrau'n.

F. L.

Die Quelle von Vauclüse.

Stebbing in seinen »Lives of the Italian Poets« sagt von diesem durch Petrarca berühmten Thale: Es herrscht hier die tiefste Einsamkeit und eine Mischung von Düsterniß und Anmuth, welche Gefühl und Phantasie wechselweise anregt. Das Thal birgt sich am Fuße des Monte ventoso, und wird von dem Flusse Sorga, der sich hier in mehrere Arme zertheilt, bewässert. Rund um des Flusses Quellen erheben sich steile Felsen, unter deren Schutze sie vollkommen rein und klar bleibt, so daß einem dichterischen Auge wohl etwas Heiliges in ihren Gewässern erscheinen konnte. Bald nachdem der Fluß sich über das Becken, in welches der Quell sich ergießt, hinausgeschwungen, stürzt er von der Felsenhöhe mit furchtbarem Getöse hernieder — und bildet so gegen das Schweigen und die Ruhe des Beckens, worin die Gewässer sich ganz still sammelten, einen gewaltigen Contrast. Über dem Bette der Quelle steigt eine ungeheure Klippe empor, deren schwarze und unfruchtbare Wände einen immerwährenden Schatten auf die Gewässer werfen. Am Fuße der Klippe klafft eine doppelte Höhle, in welche, wenn die Wasser niedrig stehen, man hineingehen kann; eine Stelle, mit deren Dunkel und Öde schwerlich eine zweyte in der Welt dürfte verglichen werden können. Dazu noch etwas Geheimnißvolles, das die Feyerlichkeit der Scene noch bedeutend erhöht; es ist nähmlich die Tiefe der Quelle noch nie ermessen worden, und sie scheint, da sie ohne Geräusch und Sprudeln emporsteigt, ihren Ursprung in den Grundlagen der Erdkugel selbst zu haben. Die schmalen Erdstreifen zwischen den Klippen sind üppig fruchtbar, und (wenigstens waren sie das zu Petrarca's Zeit) mit Olivenbäumen und der reichsten Vegetation bedeckt. Gegenüber den rauhen Felsen, die größtentheils das Thal von Vauclüse umstarren, eröffnet sich in der Ferne eine weite, entzückende Aussicht. Im Thale selbst wird durch den Thau und öftere Regenschauer die Sommerhitze so gemäßigt, daß die Luft stets kühl und von Wohlgeruch durchduftet ist. — Was Petrarca betrifft, so hat er hier, aber nicht immerwährend, mit dem Echo, den Wassern und Bäumen von der göttlichen Laura geschwatzt, sondern — da seine Liebe zum schönen Geschlechte keineswegs wohl immer platonisch gewesen, — sich vielmehr hieher zurückgezogen, um, nach dem Geiste seiner Zeit, Bußübungen zu vollbringen und den Sturm der Sinne zu beschwichtigen und zu bekämpfen. Er bewohnte eine Hütte neben der eines al-

ten Fischers, dessen Frau zugleich seine Aufwärterinn war, und deren Person ihn nicht in neue Versuchung führen konnte. Sein einziger Gesellschafter war sein Hund, und seine Nahrung grobes Brot, Feigen, Mandeln und das reine Quellwasser. Nicht sowohl Laura, als vielmehr Literatur und Religion beschäftigten seinen Geist. Er wollte hier seinen großen Plan einer Geschichte Roms in lateinischer Sprache und sein erhabenes Epos „Scipio Africanus" ausführen. C. N.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Am 21. d. M. wurde hier, zum Vortheile der Schauspielerinn Josephine Scutta, gebornen Demmer, zum ersten Mahle gegeben: „Die Waise und der Mörder." Drama in drey Aufzügen, nach dem Französischen, von Hrn. Castelli. Die Musik von Hrn. Ignaz Ritter von Seyfried.

Das Stück ist unsern Lesern zu bekannt, als daß wir darüber viel Worte verlieren sollten. Schon in einer früheren, gegenwärtig noch immer in der Erinnerung lebenden Epoche des Theaters an der Wien hatte sich Mad. Scutta, damahls Dlle. Demmer, später Mad. Palmer, in der Rolle des Victorin, so wie in andern, zum Lieblinge des Publicums herangebildet; ihre dießmahlige Leistung übertraf alle Erwartungen, die man sich nach einem so großen Zeitraume, der zwischen damahls und jetzt liegt, machen durfte. Mad. Scutta gab den Victorin mit jener Haltung und jenem Feuer in den Bewegungen und im Mienenspiele, welches noch von dem Verlöschen weit entfernt ist. Das Publicum verfolgte ihr Spiel mit vielem Antheil, der sich durch wiederhohlten Beyfall und durch Vorrufen der Beneficiantinn am Schlusse der Acte kund gab. Hr. Friedrich Demmer, Regisseur des Josephstädtertheaters, erschien aus Gefälligkeit für die Beneficiantinn, in der Rolle des alten Valentin. Seine Mitwirkung gab der Darstellung des Stückes ein besonderes Interesse. Der verdienstvolle Künstler wurde stürmisch empfangen, und nach dem 2. und 3. Acte mit seiner Schwester einstimmig gerufen. Die Darstellung dieses alten treuen Dieners war wie aus Einem Guß, und trug das Gepräge eines verständigen Studiums an sich. Hr. Lang (Reimbeau) leistete in diesem Charakter Alles, was man billigerweise und ohne Präjudiz verlangen konnte. Am Ende des Stückes ebenfalls gerufen, dankte Hr. Lang in Worten, die jede strenge Kritik entwaffnen mußten. Trotz seiner Bescheidenheit, gestehen wir jedoch, daß sich der als Darsteller komischer Charaktere beliebt gewordene Schauspieler in der ungewohnten Sphäre mit der Wirksamkeit bewegte, die momentan frappirte. Hr. Lang wußte das Zweyseitige in dem Charakter in Ton und Haltung glücklich zu bezeichnen, und verlieh dem Ganzen dadurch jene Färbung, die neben dem Lichte den Schatten des effectvollen Gemähldes bildet. Die Theilnahme des Publicums an dieser ernsten Piece bewies sich in einem hohen Grade. Die Empfänglichkeit desselben für das Schauspiel hatte sich schon bey der Darstellung der „Präciosa" erprobt, dießmahl jedoch ganz und gar bewährt. Die Aufmerksamkeit des Publicums war für jeden Auftritt und jeden Auftretenden gleich gespannt, und wurde von lebhaften Beyfallsbezeigungen begleitet. Am Schlusse wurde auch Hr. Schaffer stürmisch verlangt. Die Rolle des Grafen Edmund von Bigorre wurde von ihm mit einem kraftvollen Wortausdruck und einer würdevollen Haltung zur Anschauung gebracht. Eine lobenswerthe Charakterzeichnung lieferte Hr. Fermier in der Rolle des invaliden Officiers Martial, und Hr. Scutta als Babylas. Dlle. Hillmer (Friederike) dann die HH. Kemetner (Maurice) und Brabbée (Gerichtsdiener) vervollständigten die Zeichnung des ernsten Gemähldes.

Im Ganzen gewährte die Darstellung einen Genuß, der bey dem Wuste von Ephemeriden dem Publicum in diesem Theater selten zu Theil wird. Das Repertoire würde durch die Aufführung ähnlicher Stücke sehr viel an Abwechslung gewinnen, und der auf ein nicht ganz unfruchtbares Erdreich ausgestreute Same auch für die Casse nicht ohne Erfolg seyn. Die Kräfte der Gesellschaft würden zudem in nützlicher Thätigkeit erhalten werden, die nur zu oft in schalen Zauberspielen verschwendet wird.

G. P.

(K. K. priv. Theater in der Josephstadt.) Auf dieser Bühne producirte sich eine Mad. Daburger aus London in verschiedenen Bravaurschaustücken der Unverbrennlichkeit. Sie stand mit bloßen Füßen im geschmolzenen Bley, zerbrach glühendes Eisen, schmiedete solches mit der bloßen Hand, schluckte endlich brennendes Harz, kurz sie leistete hierin das Unglaublichste. Über solche Productionen gibt es mancherley Ansichten. Unsere ist folgende. Wenn es ein Triumph der menschlichen Vernunft ist, die Elemente zu zähmen, und ihre Kraft zu beugen, so folgt daraus noch nicht, daß solche Aufzüge zu ästhetischen Genüssen zu erheben sind. Vielmehr erregt es in dem zartfühlenden Menschen eine unheimliche Empfindung, ein so frevles Spiel anzusehen, so wie etwa der Zuschauer bey Akens halsbrecherischen Thierliebkosungen sich unbehaglich findet. Überdieß ist der etwas Unterrichtete mit den sogenannten Geheimmitteln der Unverbrennlichkeit mehr oder weniger bekannt, und für den Ungebildeten — nun, der wird auch durch diese Anschauung nicht viel klüger, und wird demnach weder erhoben noch erbaut. Wir halten daher dafür, daß derartige Experimente, besonders für den blühenden und künstlerischen Standpunct dieser Bühne nicht recht passend seyen, und hoffen sie wohl zum letzten Mahle hier gesehen zu haben.

Hr. Raimund trat in einem Quodlibet in mehreren seiner beliebtesten Rollen auf, als Geizіger in Ydor, als Zettelträger Papp u. s. w. Wir sahen ihn in diesen Rollen heute nicht das erste Mahl, wohl aber war er uns dennoch neu. So wahr ist es, daß die ächte Kunst nie verwischte, sondern immer frische, lebenskräftige Farbe hat. Es ist unnöthig beyzufügen, daß der rauschende Beyfall den außerordentlichen Leistungen angemessen war.

— s —

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Nik. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Die P. T. Herren Pränumeranten, welche diese Zeitschrift fortzusetzen gedenken, werden ersucht, den weiteren vierteljährigen Pränumerationsbetrag mit 6 fl. W. W. zu entrichten.

Digitized by Google

Gemeinde Hausham

Der Gemeinderat hat in seiner Sitzung

am 19.12.2013

beschlossen, dass

Herr Dr. Ulrich Hartmann

Ehrenbürger der Gemeinde Hausham ist.

Hausham, 20.12.2013

Jakob Kreidl
1. Bürgermeister

Digitized by Google

„Das iſt die Urſache, warum ich Ihre Hand ausſchlage. Ich kann Ihnen weder Glück verſprechen noch anbiethen, denn es iſt mir fremd.“

„Bertha von Maugis.“

Als der Brief verſiegelt war, wurde der Befehl ertheilt, ihn ſogleich an Herrn Eugen von Valdolen, Hotel des Princes, Rue Richelieu, hinzutragen. Ruhiger, mit ſich ſelbſt zufrieden, nahm ſie ein Buch und begann zu leſen.

Eine halbe Stunde verging, als man die Thüren öffnete, und Herrn Eugen von Valdolen meldete. Bey dieſem Nahmen erzitterte Bertha.

Ehe wir indeſſen weiter gehen, iſt es nothwendig, zu ſagen, wer dieſer junge Mann eigentlich war.

Er war ein Schweſterſohn des Herrn von Maugis, wohnte meiſtens in Bordeaux, und hatte ſeinen Oheim nie gekannt. Ungefähr vier Jahre vor dem Anfange dieſer Begebenheit verließ er Bordeaux, Freunde und Verwandte, ohne daß man den Grund wußte, und ohne Jemanden zu ſagen, wohin er ging. Einige ſuchten den Grund dieſer plötzlichen Abreiſe in einer Liebesgeſchichte, aber es war eine bloße Vermuthung, die durchaus keine weitere Beſtätigung erhielt. Am Ende vergaß man die ganze Geſchichte und Eugen oben drein. Er war in Griechenland, als der Oheim ſtarb, und der Brief, welcher die Nachricht brachte, erreichte ihn erſt beynahe ein Jahr nachher. Die teſtamentariſche Bedingung, nach welcher er eine Baſe heirathen ſollte, die er nicht kannte, ja von der er nicht einmahl hatte reden hören, mißfiel ihm außerordentlich. Indeſſen begab er ſich auf den Weg nach Paris, aber weder um die Baſe noch eine Andere zu heirathen; denn Eugen hatte aus Gründen, die nur ihm bekannt waren, auf die Ehe verzichtet.

Eugen war ein ernſter, bedachtſamer Menſch, ſehr ſtolz, und voll eines ſonderbaren Bewußtſeyns ſeiner Menſchenwürde. Er glaubte, aus einem viel edleren Naturſtoffe ſeinen Urſprung ableiten zu können, und betrachtete die Weiber als der männlichen Natur untergeordnet, weßhalb er ihnen auch Höflichkeit erwies, und Schutz angedeihen ließ, allein bloß weil das die Pflicht des Stärkeren gegen den Schwächeren iſt. Um keinen Preis in der Welt hätte er einem Frauenzimmer für etwas verbindlich ſeyn mögen, er würde ſich in ſeinen Augen wenigſtens als beynahe entehrt betrachtet haben.

Er war nach Paris gekommen, feſt entſchloſſen, Bertha ſowohl das ungeheure Vermögen des Herrn von Maugis, als ihre individuelle Freyheit zu laſſen.

Sobald er angekommen war, ließ er den Notar ſchriftlich einladen, zu ſich zu kommen, ohne ihm jedoch ſeinen Entſchluß wegen Bertha mitzutheilen. Er erwartete noch den Beſuch des Notars, als er den Brief von Bertha empfing.

Sein männlicher Stolz fühlte ſich gekränkt; in allem, was er nach reifer Überlegung hatte thun wollen, in allen ſeinen Gedanken nach der Leſung des Teſtaments, in allen ſeinen Planen von Großmuth und Zartgefühl war ein junges Mädchen, beynahe ein Kind, ihm zuvorgekommen. Und auf welche Weiſe noch dazu? welche Erhabenheit der Geſinnungen, welche Einfachheit in dem kurzen Briefe! Er überlegte ſchnell, daß ſeine Ehre, daß die Pflicht gebiethe, Bertha's Aufopferung nicht anzunehmen, ſie in Charaktergröße und Edelmuth zu übertreffen, ſie zu heirathen, ſo häßlich ſie auch ſeyn möge, ſie mit Wohlthaten zu überhäufen, und ihr alle Vorurtheile, die Vergangenheit wie die Zukunft zu opfern.

Eugen alſo, der auf die Liebe Verzicht geleiſtet, der geſchworen hatte, ſeine Tage einſam zu beſchließen, kam bey Bertha mit dem feſten Vorſatze an, ſie zu heirathen. Man meldet ihn an, er tritt ein, und ſteht nun dieſem abſonderlich häßlichen Weſen gegenüber; denn ſie iſt nicht bloß zwergartig und verwachſen, ſondern auch ohne Anmuth des Benehmens, widerlich.

Eugens Muth ſchwankte bey dieſem Anblick, er fand keine Wendung, mit der er ſie begrüßen konnte, und ſtand ſtumm vor ihr.

Bertha erröthete, und empfand eine tödtliche Verlegenheit, denn das arme Mädchen begriff wohl, was in Herrn Valdolens Seele vorging. Sie übernahm es indeſſen, zuerſt zu ſprechen:

„Haben Sie meinen Brief erhalten?“

„Ja, mein Fräulein.“

„Und — ohne Zweifel billigen Sie den Inhalt?“

„Nein, mein Fräulein.“

Bertha betrachtete ihn mit Erſtaunen. Eugen war ein Jüngling von dem angenehmſten Äußern, groß, wohlgewachſen, und ſeine ſchönen Geſichtszüge trugen den Ausdruck eines edlen männlichen Ernſtes. Er fuhr fort: „Meine Abſicht iſt, den letzten Willen meines Oheims zu erfüllen, und Sie zu heirathen.“

„Sollte es möglich ſeyn, daß Sie mich nicht zu häßlich finden?“

Es war ſo viel Treuherzigkeit in dieſer Frage, daß Eugen gerührt die Hand des jungen Mädchens nahm, und ihr freundlich ſagte: „Bertha, wollen Sie meine Frau werden?“

„Ich bitte Sie," antwortete Bertha, „überlegen Sie es wohl, übereilen Sie nichts."

„Wollen Sie meine Frau seyn, Bertha? Ihr Brief läßt mich eine Einwilligung hoffen — warum zögern Sie denn?"

„Mein Gott, wegen meines widerwärtigen Äußern, wegen meiner Häßlichkeit."

„Ich sehe das Alles, und wiederhohle meine Frage."

Bertha schlug die Augen nieder.

Eugen besuchte Bertha täglich, und täglich lernte er neue Eigenschaften ihres herrlichen Gemüths kennen, so daß in seinen Augen ihre Häßlichkeit sich täglich minderte. Freylich war Bertha so gut, so überzeugt, daß sie nicht gefallen könne, daß es eine Gewissenssache gewesen wäre, ihr nicht freundlich entgegenzukommen. Besonders wenn sie mit ihrer linkischen Art, und ganz beschämt über ihre Ungeschicklichkeit, zu Eugen hintrat, und mit ihrer sanften Stimme sagte — und dieser Wohllaut der Stimme war der einzige Reiz, den das arme Mädchen besaß —: „Eugen, seyen Sie aufrichtig, ich bin zu häßlich für Sie, nicht wahr? Sie sind an nichts gebunden. Wenn Sie glauben, daß Sie mit mir nicht glücklich seyn können, so will ich mich mit Ihrer Freundschaft begnügen."

Wenn sie so sprach, grollte Eugen mit sich selbst, daß solcher Edelmuth nicht im Stande war, alle seine Vorurtheile zu zerstreuen. Er hätte sie beruhigen mögen, allein er konnte nicht lügen, und begnügte sich damit, ihre Hand zu drücken. Bertha bemerkte Alles, und da sie wohl mißtrauisch seyn mußte, so dachte sie, ihre Häßlichkeit sey daran Schuld, der schöne Eugen könne sich an ihren Anblick nicht gewöhnen, und es sey unmöglich, daß sie ihm gefallen könne, und so oft das Wort Ehe ausgesprochen wurde, lief sie in ihr Zimmer und schloß sich ein, um zu weinen.

Denn das arme Mädchen liebte Eugen mit der heftigsten Leidenschaft, sie liebte ihn um so heftiger, je mehr sie es aller Welt verbergen wollte. Alles an ihr verrieth diese Liebe, sie zeigte sich in dem Tone ihrer Stimme, sie athmete aus ihrem Munde, sie schwebte wie ein Schein um ihre Stirne, sprach aus ihrem Blicke, sie leuchtete aus ihrem ganzen Wesen hervor.

(Der Beschluß folgt.)

Die Orgel in Ulm.

Die reiche Stadt Ulm ließ, zur Zeit ihres höchsten Wohlstandes, im Jahre 1376 eine große Orgel bauen. Man bestimmte auch damahls die Größe der Orgelpfeifen im Allgemeinen schon nach Fußlängen und hörte von 4, 8, 16 und 32 Fuß; im lebenslustigen Ulm geschah das aber nicht: hier bestimmte man, nach den trinklustigen Sitten jener Zeiten, die Größe der Pfeifen nach so vielen Maaß Wein, als die Pfeife fassen konnte; in die größte derselben gingen 315 Maaß. Nach angestellter Probe mit der angefertigten Orgel zollte man dem Orgelbauer die besten Lobeserhebungen, und ein hochlöblicher Magistrat beschloß in seiner Freude, den geehrten Künstler dem Reichthum der Stadt angemessen zu belohnen; er beschenkte ihn daher, nachdem man ihm die Arbeit bezahlt, mit der für die damahlige Zeit bedeutenden Summe von 900 Gulden, und ließ ihm überdieß noch so viel Maaß des allervorzüglichsten Weins aus dem Rathskeller übersenden, als in die größte Pfeife gingen." Dh.

Miscellen.

Ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigt sich des Reisenden, wenn er sich dem Äquator nähert, und von der einen Hemisphäre in die andere übergegangen, die Sterne, an deren Anblick er von frühester Jugend an gewohnt war, mehr und mehr dem Horizonte sich zuneigen und endlich ganz verschwinden sieht. Nichts macht einen so tiefen Eindruck auf ihn, nichts erinnert ihn so mächtig an die weite Entfernung von seinem Heimathlande, als der Anblick eines für ihn ganz neuen Himmelsgewölbes. Die Gruppen großer Gestirne, die hier und dort zerstreuten Wolken, die mit ihrem weißlichen Glanze der Milchstraße gleichen, endlich die Himmelsräume, wo die tiefste Dunkelheit herrscht, Alles vereinigt sich, dem Südhimmel eine ganz besondere Eigenthümlichkeit zu geben, die sogar auf diejenigen einen mächtigen Eindruck macht, die, unbekannt mit der Sternkunde, am Anblicke des Himmelsgewölbes das Auge wie an einer schönen Landschaft weiden. Ohne Botaniker zu seyn, erkennt der Reisende die heiße Zone schon an ihrer Vegetation, und auf gleiche Weise bemerkt er, ohne in die Astronomie eingeweiht zu seyn, am Himmel, daß er nicht mehr in Europa ist, wenn er am Horizont das große Sternbild des Schiffes und die phosphoresciernden Wolken Magellans aufsteigen sieht. In den Äquinectialländern nehmen Himmel und Erde, und Alles, was zu ihrem Schmucke dient, einen exotischen Charakter an.

Man hört so oft von den guten alten Zeiten reden, sagt ein englisches Blatt. Wann waren sie, diese hochbelobten Zeiten? Zur Zeit der Königinn Elisabeth etwa, wo lesen können so selten war, daß dadurch die größten Verbrecher der wohlverdienten Strafe entgingen? Wo hölzerne Pritschen neun Zehntheilen des Volkes zur Liegerstätte und ein hölzerner Block als Kopfpolster dienten? Wo man in keiner Wohnung einen Herd fand, dessen sie auch nicht bedurften, da Brennstoff so selten war, wie seidene Strümpfe? Wo das Schlafgemach einer Königinn, selbst das der mächtigen Elisabeth, täglich mit frischen Binsen bestreut wurde, in Ermanglung der Teppiche von Kidderminster und Kilmarnock? Oder etwa, wo zur Zeit ihres Vaters, des grimmigen Heinrichs, in England nicht ein Kohlkopf, nicht eine Rübe, oder überhaupt eine eßbare Wurzel wuchs, und wo die Königinn Catharina nach Flandern um Salat schicken mußte? Ja, alte Zeiten! Unsere sind die alten reichen Zeiten, jene waren die blutigen, bettelarmen!

Notizen.

Correspondenz-Nachrichten.

Erlau in Ungarn, März.

Die neue Kathedrale zu Erlau.

Man hat schon häufig sagen hören, unsere Zeit vermöge Alles, nur keine Kirche zu bauen. Dieß gilt wenigstens nicht bey uns; denn vor unsern Augen sehen wir eine herrliche Kirche entstehen, deren Erbauung wir dem würdigsten Kirchenfürsten verdanken.

Die alte, aus den Zeiten der ersten Könige Ungarns (denn das Bisthum ward durch den ersten, nähmlich durch den heil. Stephan, gestiftet) herstammende Kathedralkirche ward theils durch die Türken, theils durch die Christen, welche die Veste Erlau, in welcher sie stand, gegen sie vertheidigten, zerstört. Jene waren vom Jahre 1596 — 1687, also 91 Jahre, im Besitze derselben. Zwey Jahre, nachdem sie daraus vertrieben worden, nähmlich im Jahre 1689, dachte der mit seinem Capitel dahin zurückkehrende Bischof auf die Erbauung einer neuen Kirche, die auch in der untern Stadt, aber nach damahliger Mode (Sitte) weder geräumig, noch ansehnlich genug, sich erhob; dem spätern wachsenden Bedürfniß halfen einige Klosterkirchen ab. Da die jetzige Volksmenge sich über 18,000 Seelen beläuft, so wollte der letzte Bischof (denn erst im Jahre 1804 wurde Erlau's bischöflicher Stuhl zu einem erzbischöflichen durch unsern allergnädigsten Monarchen erhoben), Carl Graf Esterhazy, der Erbauer des herrlichen Lyceums in Erlau, eine neue Kathedrale bauen lassen, wurde aber durch seinen Tod daran verhindert. Der von ihm, seinen Nachfolgern und einigen Domherren herrührende Fond machte beyläufig die Hälfte der Summe aus, welche nach vorläufigen neuen Bauüberschlägen die Erbauung derselben erforderte; aber der jetzige Erzbischof, der als Dichter so gefeyerte, und in der gelehrten Welt rühmlichst bekannte Patriarch Ladislaus von Pyrker, entschloß sich, mit Beyhülfe seines Capitels den Bau zu unternehmen, und mit Gottes Hülfe zu vollführen. Im Winter 18$^{0}/_{11}$ ließ er die alte Kirche niederreissen, und im März den Bau der neuen beginnen; seitdem ward, die drey Wintermonathe ausgenommen, selbst zur Zeit der fatalen Cholera ohne Unterbrechung daran fortgearbeitet, und da dieses Jahr die Dachung und Einwölbung vollendet wird, so wird man im Spätherbst des künftigen Jahres ziemlich am Ziele seyn. Sie hat an innerer Länge 42 Wienerklafter und in der Breite 18. Die Höhe der Kuppel beträgt 20 Klafter; die zwey Seitenschiffe werden von dem mittlern durch runde Säulen getrennt, was im Ganzen einen herrlichen Effect macht. Zu dem Porticus führen 20 Stufen aufwärts, und die daselbst angebrachten 8 Säulen haben 5 Schuh im Durchmesser und bey 9 Klafter Höhe. Der Baumeister ist Hr. Joseph Hild, Erbauer der schönen Börse in Pesth (ein Pesther), der mehrere Jahre die Architektur zu Rom studierte.

Hermann van Aken's Menagerie.

Hr. van Aken hat sich durch seine Thiersammlung in dem gebildeten Europa einen Ruf erworben, der durch seine bekannte Zähmungskunst der reißendsten Bestien, durch die beyspiellose Pflege und Wartung derselben, einen Grad erreichte, dessen sich kein anderer Besitzer von Menagerien rühmen kann. Dieser sogenannte europäische Ruf, dessen sich v. Aken zu erfreuen hat, ist nicht nur eine Folge der sehr reichen und seltenen Thiersammlung, sondern kommt auch der Person des Hr. Aken zu Guten. Sein persönlicher Muth bey der Pflege und Zähmung seiner Thiere ist zu bekannt, als daß wir darüber im Tone einer Apologie berichten sollten. Die Phrase: „Der Löwinn ihre Jungen nehmen" gilt im Leben bekanntlich für ein das Leben des Menschen bedrohendes Unternehmen. Van Aken hat oftmahl vor dem Publicum seinen Löwinnen die Jungen genommen. Ein besonderes Wagestück führte v. Aken bey einer solchen Gelegenheit i. J. 1823 aus, als seine ältere Löwinn zum ersten Mahle, und vor der Zeit warf, wo v. Aken die Jungen vor dem in dasselbe Behältniß eingedrungenen wüthenden Löwen retten mußte. Die wunderbare Zähmung des in der Folge an seinen Schwager Martin *) überlassenen Tigers, so wie die bewunderungswerthe Operation und Heilung der Hyäne in der kaiserlichen Menagerie zu Schönbrunn i. J. 1824, ist allgemein bekannt; letzterer Vorfall bildete eine geraume Zeit das Stadtgespräch der Wiener. Wir könnten hier eine Menge Fälle für die Unerschrockenheit v. Aken's anführen, wenn uns nicht der uns bemessene Raum des Blattes in Schranken hielte. Van Aken's Menagerie, die er um Vieles bereichert, abermahls dem Wienerpublicum am 21. März d. J. in vier Abtheilungen zur Schau eröffnete, und bey der die Billigkeit der Eintrittspreise nicht unberücksichtigt bleiben darf, verdient die ganze Aufmerksamkeit des Publicums an sich zu ziehen. Der kenntnißvolle Zoologe findet in dieser Menagerie eine Vorrathskammer zu wissenschaftlicher Ausbeute. Die Ästhetiker, besonders Zeichner und Mahler, können sich darin aus directer Beschauung die richtigsten Vorbilder für Thierzeichnungen nach der Natur verschaffen, der Laye erhält für seine Augen lebendige Gegenstände, die sein ganzes Beobachtungsvermögen in Anspruch nehmen. Dieß ist besonders der Fall zur Zeit der Fütterung der Thiere. Es ist ein Schauspiel nicht zu beschreibender Art, die wüthendsten und rohesten physischen Kräfte der geistigen Macht des Menschen untergeordnet zu sehen! Van Aken zeigt sich bey diesem Geschäfte so wie in Allem, was sein Unternehmen betrifft, ganz als der Mann von Beruf, Talent und Wagniß. Das Arrangement der inneren Localitäten für die Thiere, so wie die Zuschauerplätze sind im geschmackvollsten Sinne ausgeführt. Der Leser würde es uns nicht besonders Dank wissen, wenn wir ihm diese merkwürdige Thiersammlung en détail beschreiben wollten, da es so viele gangbare naturhistorische Handbücher gibt, aus denen sich das Wissenswertheste über diese Thiere nachlesen läßt, und zudem Hr. v. Aken an der Cassa eine recht artige Schilderung seiner Menagerie um einen kleinen Betrag verkauft. Indessen bemerken wir, daß diese Menagerie aus vier Abtheilungen bestehe, und zwar: aus reißenden Thieren, aus Säuge- und anderen Thieren, aus Amphibien und Vögeln. In der ersten Abtheilung erregt der große asiatische Löwe allgemeine Sensation. In der zweyten Abtheilung machen wir auf das Gnou, das Zebra und das Känguruh-Paar oder die Beutelthiere aus Neuholland aufmerksam. In der dritten Abtheilung überraschen die Riesenschlangen ganz besonders, so wie in der vierten die seltenen und bunten Chöre lebender, bisher nur ausgestopft gekannter Vögel. Trotz der bisher ungünstigen Witterung zeigt sich der Besuch des Publicums für diese Thiersammlung, welche am Ende der Jägerzeile zu sehen ist, sehr lebhaft, und es wurde derselben bereits die höchste Ehre zu Theil, von Sr. Majestät dem jüngeren König von Ungarn, so wie von seiner kaiserlichen Hoheit dem durchlauchtigsten Erzherzoge Franz Carl in Augenschein genommen zu werden.

G. P.

*) Hr. Martin befindet sich ganz frisch und gesund in London und widerlegt somit auf eine lebendige Weise das Mährchen von seinem Tode durch seine Löwinn Fanny.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1103.

Jahrgang 1891. Band 269. Heft 1.

Ueber Gasentwickelung an Kathoden.

Von

Arthur Wehnelt.

Die Erscheinungen, welche an Kathoden auftreten, wenn Gase durch den Strom zersetzt werden, sind bisher nur wenig untersucht worden. Die Ursache dieser Erscheinungen ist in der Polarisation zu suchen, welche sich an der Kathode bildet. Diese Polarisation ist bedingt durch die Gasentwickelung an der Kathode, und sie ist um so grösser, je grösser die Stromdichte ist. Bei einer gewissen Stromdichte, welche für jedes Gas verschieden ist, tritt eine Gasentwickelung an der Kathode ein, und diese Stromdichte ist um so grösser, je grösser der Widerstand ist, welchen das Gas dem Durchgange des Stromes entgegensetzt. Bei Wasserstoff ist diese Stromdichte sehr klein, bei Sauerstoff grösser, bei Stickstoff noch grösser, bei Kohlensäure noch grösser, bei Chlor noch grösser, bei Stickoxydul noch grösser, bei Stickoxyd noch grösser, bei Kohlenoxyd noch grösser, bei Luft noch grösser, bei Leuchtgas noch grösser, bei Sumpfgas noch grösser, bei Aethylen noch grösser, bei Aethylchlorid noch grösser, bei Aethylbromid noch grösser, bei Aethylchlorür noch grösser, bei Aethylbromür

Sie fuhr darauf fort mit der innigen Überzeugung einer Perſon, die an Vorausbeſtimmung glaubt: „Sage mir, Eugenie, geht es dir nicht auch ſo, haſt du nie dieſe Ängſtlichkeit empfunden bey der Erwartung eines Ereigniſſes, das du wünſchteſt? Es iſt wie eine Verzauberung, man wird traurig und fürchtet ſich, ohne zu wiſſen wovor. Es iſt ſchrecklich, und ich habe alle dieſe Qualen empfunden an dem Abende, von welchem ich rede.“

„Endlich war der Oheim fertig, wir fuhren fort, und im Wagen wurde ich wieder heiter.“

„Wir kamen an. Der erſte Blick, den man in einen Ballſaal wirft, iſt bezaubernd, dieſe glänzende Menge in Spitzen, Gaze, Seide, mit Federn und Diamanten, die von und nach allen Richtungen geht und kommt, ſich in den Spiegeln vervielfältigt, und das Alles bey einer Tageshelle von unzähligen Lampen und Kerzen — dann die entzückenden Harmonien, die großen Säle, die Blumen, die Ströme von Wohlgeruch verbreiten, das Alles iſt wahrhaft zauberiſch. Die Täuſchung war vollſtändig, ich wurde von dem Anblick dieſer Pracht ſo geblendet, daß ich einige Augenblicke mich wie in einer Art von Verzückung befand, und in der That nicht recht wußte, ob ich wache oder träume. Als dieſer Zuſtand, der natürlicherweiſe nur kurz ſeyn konnte, vorüber war, befand ich mich, ohne eigentlich zu wiſſen, wie ich dahin gekommen war, auf einer gepolſterten Bank zwiſchen Damen, die eben ſo ſchön als geſchmackvoll geputzt waren. Der Tanz hatte für den Augenblick aufgehört, und Erfriſchungen wurden angebothen. Die Tänze fingen wieder an, und bey dem erſten Bogenſtriche wurden allen meinen Nachbarinnen die Hände gereicht, und mit einer Bitte, oder einem leichten Verſtändigungsworte wurden ſie zum Tanze geführt, Alle, Alle, nur ich nicht. Ich bemerkte, daß ich noch nicht getanzt hatte, und wunderte mich darüber. Der Contretanz endete, und noch einer, und wieder einer, und die Hälfte des Abends ging vorüber, ohne daß ich von meinem Platze aufgeſtanden wäre.“

„Aber welche kann denn die Urſache ſeyn, daß ich ſo von Allen verlaſſen werde? fragte ich mich ſelbſt, und errieth es nicht.“

„Nach und nach mußte nothwendig die Langweile mich heimſuchen. Allein auf meiner Bank, getrennt von den jungen Frauenzimmern, welche tanzten, von den älteren, die entweder ſpielten oder plauderten, und von den jungen Herren, die nicht einmahl in meine Nähe kamen, richtete ich verwunderte und fragende Blicke auf Alles, was mich umgab, meine Gedanken jagten ſich mit einer ungeheuren Schnelligkeit, aber keiner ſagte mir, was ich wiſſen wollte, keiner entſchleyerte mein Auge, ich merkte nichts. Ich bemerkte nicht das ſpöttiſche Lächeln der Weiber, nicht die Miene, mit der ſie an meinem Platze vorübergingen, und leiſe flüſterten, nicht den ſonderbaren Blick, den die Männer abſichtlich oder zufällig auf mich warfen, und dennoch war in dieſem Lächeln, in dieſen Blicken ein ganz unerklärlicher Ausdruck, man las darin etwas, das Theilnahme, Mitleid, wohl auch Hohn ähnlich war, das mich verletzte, ohne daß ich jedoch, ich wiederhohle es, eine Ahnung davon hatte, woher das eigentlich kam.“

„Gegen die Mitte des Abends näherte ſich mir eine ſehr hübſche Perſon.“

„Sie tanzen nicht? ſagte ſie mir.“

„Ich erröthete, und mein Erröthen belehrte ſie beſſer, als Worte es vermochten, von der Urſache.“

„Ich werde dieſen Fehler ſogleich verbeſſern, fügte ſie hinzu, indem ſie ſich einem jungen Menſchen näherte.“

„Ich ſtrengte begierig meine Aufmerkſamkeit an, um zu hören, was ſie dem jungen Manne ſagen werde, mit dem ſie ja doch nur ſprechen konnte, um ihn aufzufordern, mit mir zu tanzen, und ich freute mich im Voraus darauf.“

„Ich fühlte, indem ich das Collier um den Hals zurechtſchob, meine Handſchuh aufzog, und meinen Anzug bewunderte, ordentlich meine Füße unruhig werden, mein Herz ſchlug, und ohne recht zu wiſſen, was ich that, war ich im Begriffe aufzuſtehen, um meinem Tänzer einen Schritt entgegenzugehen.“

„Ich höre nun Folgendes:“

„Ernſt, tanze mit dem Fräulein dort.“

„Welche meinſt du?“

„Gib wohl Acht, die Häßlichſte auf dem ganzen Balle.“

„Pfui, Pauline, du mißbrauchſt meine Stellung als Sohn vom Hauſe. Suche ihr einen andern Tänzer als mich.“

„Was fällt dir ein, welch Anderer wird mir denn einen ſolchen Liebesdienſt leiſten, als wer da muß.“

„Ja, das glaube ich ſehr gerne.“

„Ich räume ein, daß ſie ſehr häßlich iſt, aber iſt das ein Grund, um nicht zu tanzen?“

„Es iſt wenigſtens ein hinlänglicher Grund, um keinen Tänzer zu finden.“

„Du biſt nicht eben zuvorkommend heute Abend, lieber Bruder.“

„Aber, liebe Schweſter, du verlangſt in der That auch,

was über meine Kräfte geht. Hat denn das junge Mädchen keine Freundinnen, keine Verwandte, die ihr sagen können, daß ihre Stelle nicht in einem Ballsaale ist, daß man, wenn man so entstellt ist, zu Hause bleibt, denn so wenig ein beleuchteter Saal, als das Tageslicht ist solchen Mißgeburten vortheilhaft — — —"

„Aber ich bitte dich, Ernst, wenn sie uns hörte —"

„Ach was! sie würde nicht glauben, daß wir von ihr sprechen, ein Frauenzimmer, selbst das allerhäßlichste, täuscht sich immer gerne."

„Das arme Mädchen, es ist ein wahres Unglück so verunstaltet zu seyn, so jung noch, sie thut mir in der Seele leid."

„Ich aber muß lachen, wenn ich sie ansehe."

„Wie boshaft, Ernst. Aber das Orchester beginnt, jetzt, ein bischen Gefälligkeit, deiner Schwester zu Liebe."

„Nun wohl, deinetwegen will ich das Opfer bringen."

„Der junge Mann kam auf mich zu. Ich hatte aufstehen wollen, war aber wie vernichtet auf die Polster zurückgesunken. Bey dem ersten Schritt, den dieser Ernst auf mich zu machte, fühlte ich einen kalten Schweiß auf meine Stirne treten, der Saal, die Lichter, die Gäste, Alles drehte sich mit mir um, ein Schleyer legte sich über meine Augen, die Ohren klangen mir, und nicht um ein Königreich hätte ich die Hand angenommen, die mir dargebothen wurde. Ich schlug ab, zu tanzen."

„Ach, liebe Freundinn, wenige Menschen können den Zustand, in dem ich mich befand, beurtheilen. Du selbst, Eugenie, wirst mich vielleicht lächerlicher Eitelkeit beschuldigen, allein wenn du bedenkst, daß ich damahls mit einem Mahle meine ganze Zukunft vernichtet sah, daß alle Träume der Jugend von einer schrecklichen Wirklichkeit verdrängt wurden, ohne daß irgend etwas meinem Schmerze eine Linderung dargebothen, wenn du das Alles bedenkst, Eugenie, würdest du mich nicht bedauert haben?"

„Ja, an diesem Abende fühlte ich deutlich, daß mein Leben einsam und traurig seyn müsse, daß mein brennendes Herz verschmachten müsse, ohne jemahls Gegengefühl zu finden, daß die Liebe und ihr Zauber und ihre Glückseligkeit, das einzige beneidenswerthe Glück auf Erden, für mich unmöglich sey, und daß nie ein seliger Blick, ein himmlisches Wort an mich gerichtet werden könnte. Das Alles sah ich ein, und ich war nur fünfzehn Jahre alt, und eine trostlose, kalte, reizlose Zukunft zeigte sich mir."

„Seit diesem Augenblicke bin ich auf keinen Ball mehr gegangen."

Grabschrift meinem verewigten Freunde.

Wer stets erfüllt, was Gott uns lehrte,
Den Seinen Allen treu ergeben,
Im Menschen stets den Menschen ehrte,
Geht freudig ein — in's wahre Leben.

M. D. Ettinger.

Eine Versteigerung in den vereinigten Staaten.

Ein junger europäischer Philosoph, welcher die vereinigten Staaten bereiset, schreibt aus Richmond, der Hauptstadt von Virginien:

Vor einigen Tagen fand hier eine Versteigerung Statt, der ich beywohnte, und wo der sämmtliche Nachlaß des Herrn Gordon, eines reichen schottischen Colonisten, verkauft wurde. Nach der Leibwäsche, den Möbeln, dem Küchengeschirr, kam man auf die Hausthiere und endlich auch auf die Sclaven. Jeder Sclave wurde den Käufern besonders vorgestellt. Die letztern waren entweder Bürger aus Richmond, oder Sclavenhändler. Ward ein Sclave von einem Bürger erstanden, so schien er getröstet, fiel er aber in die Hände eines Sclavenhändlers, so schien sich seiner die größte Verzweiflung zu bemeistern. Der Ausrufer stellte seinem Publicum zuerst einen wohlgebauten Neger vor.

„Meine Herren!" rief er, mit heiserer Stimme, „ausgesuchte Waare! Billy (Wilhelm), Zimmermann! 21 Jahre alt, gesund, ohne Fehler und Makel, versteht sein Handwerk wie der erste Meister! 450 Dollars!" *)

Die Käufer gingen rasch vorwärts, bis ihn ein Bürger auf die Bitte seiner Frau an sich brachte, welche einen Gartenpavillon zu bauen beabsichtigte. Er bezahlte 900 Dollars.

„Hier ist Ponto," fuhr der Ausrufer fort, „braver Feldarbeiter, 32 Jahre alt!" — „Ponto ist alt 41!" rief der Sclave.

„Ich muß das besser wissen," schrie der Ausrufer. „Allons, frisch meine Herren, Ponto 100 Dollars. Es ist ein gesunder und starker Junge." „Ponto ist stark und gesund seyn," nahm der Sclave das Wort, „wie er kommt in Haus des Herrn Gordon. Jetzt nicht mehr!"

Diese Erklärungen, mit Mitleid erregendem Ton gesprochen, bewirkten, daß Niemand auf ihn etwas bieten wollte. Er ward mit ein paar Peitschenhieben zurückgeführt. Eine ganze Familie wurde nun ausgebothen, Vater, Mutter und drey Kinder.

*) Ungefähr 900 fl. C. M.

„Herr Gordon," schrie der Ausrufer, „hat in seinem Testamente verordnet, daß diese Familie zusammen verkauft werden solle." Sie wurde um 860 Dollars losgeschlagen.

Ein Sclave, Gärber von Profession, wurde um 500 Dollars verkauft.

„Acht gegeben!" rief jetzt der Ausrufer, „jetzt kommt etwas Besonderes, ganz feine Waare! Hieher gesehen, Mutter und Tochter, die eine 34, die andere 15 Jahre alt! Beyde ganz makellos!"

Sie wurden jede einzeln ausgebothen, aber sie erschienen gleichzeitig, um sich ja so spät als möglich trennen zu dürfen.

Betty, dieß war die Tochter, hätte einem Bildhauer als Modell dienen können. Ihr lieblich geformter Mund ließ zwey Reihen der weißesten Zähne erblicken. Ihre Haut glich glänzendem Ebenholz; ihre großen, ausdrucksvollen Augen jedoch waren in Thränen gebadet. Die Mutter war ganz das Bild der schönen Betty, nur die Jahre machten den Unterschied. — Eine Bürgerinn von Richmond kaufte die Mutter, welche sich ihrer neuen Herrinn mit der Bitte zu Füßen warf, auch die Tochter zu kaufen. Die Frau gab ihr ein Zeichen des Wohlwollens und fing auf Betty zu biethen an, allein die Negerhändler bothen bey weitem besser, sich über die gute Frau mit rohem Lachen belustigend. Das arme Mädchen stand sprachlos da, das Gesicht mit ihren zarten Händen bedeckend. Als sie vernahm, daß sie an einen rohen Sclavenhändler verkauft war, ergriff sie die bevorstehende ewige Trennung von ihrer Mutter so lebhaft, daß sie besinnungslos zu Boden fiel. Ihr grausamer neuer Gebiether, welcher sie um 1150 Dollars gekauft hatte, applicirte ihr einige Peitschenhiebe, sie schlug die Augen auf, und ihr Herr rief: „Ihr seht, was meine Peitsche für ein tüchtiger Arzt ist."

Ich floh, aufgebracht solche Scenen in einem Lande mit anzusehen, welches nach dem Ausspruche der Amerikaner das Heiligthum der Freyheit ist.

Br.

Notizen.

Nachrichten von fremden Bühnen.

Paris.

Zur Feyer des Faschings hätte auch Scribe's und Auber's neue Oper: „Der Maskenball" bereit seyn sollen; allein die großen Opern werden nicht so bald fertig, als es die Direction und das Publicum wünschen. Das Stück konnte erst am 27. Februar zum ersten Mahle gegeben werden. Vielleicht kam es auch dem Director gelegen, in der nüchternen Zeit nach dem Fasching ein recht anziehendes Stück zu haben. Genug, diese Oper ist wieder ein neuer glänzender Beweis von der besondern Fähigkeit Scribe's, jeden Gegenstand, und auch den ernsthaftesten, heiter aufzufassen, und geistreich zu schildern. Wer hätte sich zum Beyspiel eingebildet, daß sich aus einer traurigen Katastrophe, die sich in Stockholm ereignete, eine heitere Oper werde machen lassen? Hätte man zwanzig Theaterdichtern diese Aufgabe vorgelegt, wären sie vielleicht alle gescheitert, aber Scribe wußte es zu machen. Natürlich hat er sich an die Geschichte wenig gekehrt, und hätte die historische Begebenheit so geendet, wie Scribe's Stück, so wäre Alles gut abgelaufen. Scribe sowohl als Auber haben mit diesem Stücke ihren Ruhm, der durch ihre letzten gemeinschaftlichen Arbeiten gelitten hatte, wieder hergestellt. Indessen hatte Scribe schon nach einigen mißlungenen Versuchen ein sehr geistreiches dramatisches Gemählde für das Gymnase geliefert, das man seinen besten Stücken zur Seite setzt und das jetzt fast täglich auf jener Bühne aufgeführt wird. Die neue Oper mag freylich in ästhetischer Hinsicht kein Meisterstück seyn; allein Scribe versteht es besser als alle andern Dichter, einem Tonkünstler in die Hände zu arbeiten und einer Oper einen dramatischen Zuschnitt zu geben, daß sie belustigt und unterhält, und geschieht dieses, so frägt der Zuschauer, wenn er eben nicht Anspruch darauf macht, ein großer Kenner der Dichtkunst und Dramatik zu seyn, wenig darnach, ob das Stück ästhetisch schön ist: es hat ihn unterhalten, weiter hat er nichts verlangt. Zu einer Oper gehört Spectakel, Augenweide, Bewegung, Abwechslung. Alles dieses findet sich in dem neuen Stücke, und der letzte Aufzug, welcher den Maskenball darstellt, ist einer der glänzendsten, den die Oper je geliefert hat. Die Zeitungen haben bemerkt, kein Hof sey im Stande, ein so glänzendes Fest zu geben; freylich hat kein Hof ein solches Tanzpersonale zu Befehle, wie Hr. Dir. Veron hier eines dem schaulustigen Publicum vorführt. Dieser Maskenball würde beynahe allein hinreichen, den Erfolg des Stückes zu sichern. Was Auber's Antheil an dieser Oper betrifft, so sind die Stimmen darüber getheilt. Einige behaupten, er habe sich einem so großen Unternehmen, wie das Setzen einer Oper in fünf Aufzügen ist, gewachsen gezeigt und die Zahl seiner besten Opern um eine vermehrt. Dagegen meinen Andere, er habe die vortrefflichen ihm von Scribe gelieferten Situationen schlecht benutzt und, einige interessante Singstücke abgerechnet, eine sehr flache, geringfügige Oper geschrieben. Mangel an Originalität wird dem Tonsetzer bey dieser Gelegenheit von Neuem vorgeworfen, was ziemlich unnöthig ist, denn von diesem Mangel muß das Publicum jetzt schon so ziemlich überzeugt seyn. Indessen kann sich der Tonsetzer mit dem Glücke trösten, das seine Opern in ganz Europa gemacht haben, vielleicht Italien ausgenommen, wo es noch nicht Mode ist, von den Franzosen Opern zu entlehnen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Quelques remarques sur la mesure de la vitesse du son

par Jean-Claude BOUDENOT
Lycée Technique Nationale
54042 NANCY Cedex

Il est bien connu que la mesure de la vitesse du son dans l'air est une expérience délicate. Les résultats obtenus sont souvent entachés d'une erreur importante. Nous nous proposons d'étudier quelques causes d'erreurs et de proposer des solutions pour les éliminer ou les réduire.

I. Mesure de la vitesse du son par la méthode des battements

I.1. Principe

Deux émetteurs E1 et E2 sont placés à une distance d l'un de l'autre. Ils émettent des sons de fréquences très voisines f1 et f2. Un récepteur R est placé à une distance D de E1 et à une distance D + L de E2. Il reçoit les deux sons et on entend des battements de fréquence f = f1 - f2.

Si v est la vitesse du son dans l'air, on a :

$$L = \frac{v}{f_1 - f_2}$$

I.2. Mesure de L

Le

„Ich ſehe es jetzt ganz deutlich, Sir," ſagte Tackletail, „es iſt eine große Brigg; Sie können ſie jetzt ohne Glas, mit bloßem Auge ſehen."

Ich ſah hinaus, und glaubte auf der Windſeite einen auf und ab ſchwankenden Gegenſtand zu erkennen, der wie ein ſchwarzes großes Geſpenſt über die Tiefe hinſchritt; weiter vermochte ich aber nichts zu erkennen.

„Es iſt ein großes Schiff, Sir, ganz gewiß, es hohlt jetzt ſeine großen Fockſegel an, und zieht ſeinen großen Bramſegel ein, — ha, es fällt quer von unſern Baken ab! — Sir, man hat dort keine Luſt mit uns nähere Bekanntſchaft zu machen, darauf können Sie ſich verlaſſen!" —

„Der Henker," ſagte ich, und nun ſah ich ganz deutlich die Brigg abfallen. „Das Ruder an! Nehmt ihr ein Beting weg! — Langſam! — So, jetzt wird es ſich thun! — Gebt ihr einen Schuß quer über die Baken. — Maſter Tackletail und Maſter Beefpoint ſtellt die Signale aus." — Die Kanone wurde abgefeuert und die Lichter wurden ausgeſtellt; allein auf Seite unſeres geſpenſtigen Freundes blieb Alles ſtill und finſter. Während dem war das fremde Segel uns in die Windviering gekommen; wir bargen die Segel, während die Brigg, als ſie ſah, daß ihr Manöver fehlgeſchlagen war, wieder geradaus ſteuerte und ihre großen Bramſegel wieder aufſetzte. Sie war nicht viel über Piſtolenſchußweite von uns entfernt.

„Auf denn!" rief ich, „gebt ihr eine volle Ladung aus den drey Stücken, weil ſie nicht ſprechen will — recht zwiſchen die Maſte hinein! — Hört ihr? — Seyd ihr fertig?" — „Alles fertig, Sir." — „Feuer!" — Die Kanonen wurden abgefeuert, wir hörten zugleich ein Krachen an Bord des fremden Schiffes, dem ein gellendes Geſchrey folgte, gleich dem Wehrufe, den die Neger über die Leiche eines todten Cameraden erheben, — und dann ein langes melancholiſches Geheul.

„Ein Sclavenhändler, Sir, und der Schuß hat getroffen," ſagte Maſter Handlead, der Hochbootsmann.

Um ſo beſſer, dachte ich, ſo gibt es eine Kurzweil. Kaum hatte ich es gedacht, als die Brigg noch einmahl alle Segel barg, und in dem Augenblicke, wo ſich das Fockſegel hob, ſein Bakengeſchütz — eins — zwey — drey, auf uns abfeuerte. „Neun Kanonen auf einer Seite, ſo wahr ich ein ſündiger Menſch bin!" — ſagte Jigmaree, „und drey von den Schüſſen trafen uns, verwundeten einen armen Burſchen tödtlich, und ein Splitter verletzte den kleinen Reefy in die Seite."

„Friſch daran, Kinder! Zielt gut! — Feuer!" und abermahls donnerten unſere drey Geſchütze; aber unſer Freund war uns zu behend, denn ſchon wieder hatte er die Segel beym Winde angehohlt, und ſich mit Segeln eingehüllt, ſo viel er nur konnte. Auch wir ſetzten ſo viele Segel aus als möglich; allein er hatte einen Vorſprung, und in weniger als einer Stunde war er in der Dunkelheit der Nacht, gerade windwärts, wieder unſern Blicken entſchwunden.

„Haltet auf ihn!" rief ich, und da ich fürchtete, er möchte uns am Lande hin entkommen, ſo ſtieg ich hinab, um nach der Karte zu ſehen. Hier fand ich in der Cajüte Wagtail, Gelid und Bang, am kleinen Tiſche ſitzend, und Tabak rauchend, mit Branntwein und Waſſer vor ſich.

„Ha, ha," ſagte Gelid, „ein kleines Scharmützel. Iſt nicht angenehm Abends! — Ja" —

„Zum Teufel," ſagte Aron Bang, „was ſchießt ihr uns zu ſo ungelegner Zeit die Ohren taub? Doch, zum Henker, — ey ſeht doch, — Gelid — Wagtail." — In dieſem Augenblicke brachte ein Matroſe auf ſeinem Rücken den verwundeten Mann in die Cajüte getragen, und legte ſeine blutige Laſt auf den Tiſch. — Leſern, die mit dergleichen Dingen nicht genauer bekannt ſind, diene zur Bemerkung, daß auf kleinen Schiffen, wie der „Wave," die Cajüte des Capitäns oft als Verbandzimmer dienen muß, — und ſo war es auch jetzt der Fall.

„Um Vergebung, Herr Capitän und meine Herren," ſagte der Wundarzt; „allein ich werde hier eine ſchwere Operation vornehmen müſſen. Ich dächte, es wäre beſſer, Sie gingen auf das Verdeck, meine Herren."

Nun hatte ich Gelegenheit zu ſehen, was für eiſenfeſte Naturen meine drey Freunde waren. Bang hatte in einem Augenblicke ſeinen Rock ausgezogen. „Doctor," ſagte er, „ich kann Ihnen vielleicht einigermaßen behülflich ſeyn; ich verſtehe mich zwar nicht darauf — aber ſtarke Nerven — und einen Verband kann ich im Nothfall auch anlegen, obgleich ich kein Wundarzt bin." — Gelid ſagte gar nichts, war aber am Ende doch der beſte Gehülfe eines Wundarztes von allen dreyen. Der arme Wiggins, ein ſchöner junger Burſche, wurde nun auf dem Tiſche ausgeſtreckt; er war halb ohnmächtig und bleich, ſehr bleich, obgleich noch muthig wie ein Löwe bis zu ſeinem letzten Augenblick. Es ſchien, daß die volle Ladung ihm das Bein ober dem Knie zerſchmettert hatte. Es war ein Tourniquet um ſeinen Schenkel angelegt worden und der Blutverluſt daher nicht ſtark. Der Wundarzt ſchnitt ihm die Hoſen auf, und nun both ſich ein wahrhaft grauenvoller Anblick dar. Der Fuß und

das Bein, blau unterlaufen und zuſammengeſchrumpft, hing mit dem Schenkel nur noch durch ein Muskelband von etwa zwey Zoll Breite und einen Zoll Dicke zuſammen. Der Doctor gab dem armen Menſchen eine ſtarke Doſis Laudanum in einem Glas Branntwein, und machte ſich dann daran, die Amputation vorzunehmen. Das Schenkelſtück war abgelöſt, und die Arterien wurden mit groſſer Gewandtheit unterbunden; als aber der Wundarzt das Tourniquet ein wenig lüftete, riß der Faden, mit dem die große Schenkelarterie gebunden war, und ein Schuß Blut ziſchte daraus hervor, wie aus der Röhre einer Feuerſpritze. Der arme Verwundete rief nur noch: „Nehmt die kalte Hand da weg von meinem Herzen!“ als ſeine Wangen einfielen, das Kinn herabſank und der Puls ſtockte.

„Todt wie Julius Cäſar, Capitän!“, ſagte der Wundarzt.

Die Pflicht rief mich auf das Verdeck, und ich hörte nichts mehr.

(Die Fortſetzung folgt.)

Winterbilder.

Von Sigmund Schleſinger.

I. Wintermährchen.

Es trieb in toller Winternacht
Ein ungelenkig Toben
Den Sänger hinaus zur Wetterſchlacht,
Die kräftig ſich erhoben.

Der Äther thürmet Schanzen auf
Von Wolken dicht geballet,
Der Sturm beginnet den Sturmeslauf,
Der von den Bergen hallet.

Und mitten thauet der weiße Schnee
Wie Unſchuldthränen nieder,
Und klagt der Erde des Himmels Weh
In ſtarren Küſſen wieder.

Und in dem blanken Zähnenſchmuck
Tritt, ritterlich gerüſtet,
Die Zarte entgegen dem Wetterſpuck,
Der lärmend ſich gebrüſtet.

Ein Gnomenvölklein ſchwinget hervor
Aus tief verborgnen Klüften,
Und jagt den Stürmer im Siegeschor
Zu langverſchloſſenen Grüften.

Der Äther ſchleifet den Schanzenbau
Und grüßt mit gold'nen Sternen
Im reinen, wonnigen Siegesblau
Die liebverbundenen Fernen.

Auf weiß geſchmückter Erdenbruſt
Beginnt ein lebendig Regen,
Wie leichte Elfen in Mondesluſt
Im Tanze raſch ſich bewegen.

Sie winken die tapfern Gnomen herbey,
Den ſchlanken Leib zu umſchlingen,
Und Oberon läßt der Silberſchalmey
Die lockenden Weiſen erklingen. —

Das ſchaut der Himmel ganz grämlich an,
Und mag die Luſt nicht leiden,
Und wollte gerne, ſo gut er kann,
Die fröhlichen Paare ſcheiden,

Und ſchleudert den Hagel dicht und ſchwer
Zur ſanften Erde nieder —
Bald iſt der Raum verödet, leer,
Verklungen ſind alle Lieder.

Die eigenen Thränen ſchont er nicht,
Und ſtiebt ſie wild von dannen,
Daß ihm der frevle Muth nicht bricht,
Will er die Zeugen verbannen!

Da ballt der Sänger die grimme Fauſt,
Und mag nicht länger mehr leben,
Er ſinket, wo eh' der Sturm gebrauſ't —
Man ſah ihn ſich nimmer erheben.

Vorſchlag zu einem Feuerlöſchmittel.

(Aus dem Freymüthigen.)

Man beſchäftigt ſich jetzt viel mit Feuerlöſchungsmitteln. Außer dem Häckſel, der ſich durch Verſuche als brauchbar bewährt hat, iſt durch den Staatsrath Zimmermann in Odeſſa wieder ein Pulver in Vorſchlag gebracht worden, welches mit Waſſer gemengt ein Caminfeuer augenblicklich verlöſchen machte.

Wir erlauben uns hier auf ein ſehr einfaches höchſt wohlfeiles Feuerlöſchmittel aufmerkſam zu machen, welches überall zu haben iſt, und mittelſt der Spritzen zu jeder Höhe brennender Gebäude hinaufgeführt werden kann.

Es iſt dieß nichts anders als: feingeſchlemmte Thonerde. Der ſchlechteſte Lehm und die feinſte Porzellanerde leiſten hier gleiche Dienſte. Nachdem man dieſes Material durch Schlemmen vom Sande und andern zufälligen Beſtandtheilen befreyt hat, mengt man ungefähr ein paar Pfund davon unter einen Eimer Waſſer, und begießt oder beſpritzt damit brennende Körper. Das Waſſer wird verdunſten und der zurückbleibende Lehm oder Thon eine Kruſte bilden, die das Weiterbrennen nicht allein verhindert, ſondern den brennenden Körper ſogleich erlöſchen macht. Die Feuerſpritzen und Schläuche werden durch dieſes Löſchmittel keinesweges ruinirt, nur muß die angewandte Thonerde frey vom Sande ſein.

Lehm iſt überall zu haben. Mittelſt einer Schlemmmaſchine, die wenig koſtbar und transportabel iſt, kann

die benöthigte Menge Lehm während des Löschens geschlemmt und der Spritze zugeführt werden.

Die Brauchbarkeit dieses Vorschlages zu versuchen findet sich in jeder Küche Gelegenheit. Die Anleitung, den Lehm vom Sande zu befreyen, wird jeder Töpfer gern den Hausbesitzern mittheilen. Mit einem kleinen Vorrath dieses Materials und einer Handspritze kann jedes entstehende Feuer von den Hausbewohnern selbst leicht gelöscht werden. W. Albrecht.

Rührende Anzeigen.

In einer französischen Zeitung steht folgende Anzeige: „Diejenige junge Person, welche am 23. Januar das Haus ihrer trostlosen Eltern verlassen hat, wird hiermit eingeladen zurückzukehren und so die heißen Wünsche ihrer Angehörigen zu erfüllen. Sollte sie aber unwiderruflich entschlossen seyn, die Stätte, wo ihre Wiege stand, nicht wieder zu betreten, so sey sie hiermit gebethen, wenigstens — den Schlüssel zum Theekasten zurückzuschicken.“ — Die junge Person antwortete: „Ich habe gegründete Ursachen, jener Anzeige mein Herz zu verschließen; der Schlüssel zum Theekasten kann aber aus der Expedition dieser Zeitung abgehohlt werden.“ Fr. Neuber.

Notizen.

Literatur.

Wir können unmöglich eine kleine, erfreuliche Piece übergehen, die sich unter den mannigfachen Ephemeriden unserer Tage angenehm bemerkbar macht. So eben nähmlich erschienen bey Fr. Ludwig (in der Schauflergasse): Sinngedichte und poetische Kleinigkeiten von August Schilling.

Der junge, talentvolle Verfasser dieser artigen Waare drückt sich in seinem Vorworte so bescheiden und anspruchlos aus, daß es uns allerdings zur Ehre gereichen dürfte, ihm auf seiner rühmlich betretenen Bahn Muth und Vertrauen auf seine eigenen Kräfte einzuflößen. — In diesem Sinne können wir es nicht billigen, daß er uns in zu geringer Würdigung seiner Fähigkeit ein solch physisch-sparsames Gericht auftischte, und uns gleichsam nur von der lieblichen Fülle seiner Witzfunken kosten ließ, ohne den gereizten Gaumen zu befriedigen. Das Bändchen enthält nähmlich im kleinsten Octav kaum 174 Seiten. Des Verfassers ästhetische Bildung beurkunden die sehr gelungenen Übersetzungen aus unsern alten Epigrammatikern: Martial, Juvenal, Horaz u. s. w.; obgleich wir nicht jederzeit die zuweilen zu sehr parodirende Wendung loben können, die der Dichter ihnen gab. Wir kannten diesen neuen Jünger Apollo's früher nur aus wenigen, aber geistvollen Poesien, die ihn uns eher als einen sentimentalen Schriftsteller dargestellt hätten, wenn wir jetzt nicht von seiner offenbar satyrischen Anlage überzeugt, jene seriösen Gesänge auf einen besonders weichen Zug seines Gemüthes laden müßten. Übrigens sichert dieses Bändchen seinem Verfasser einen schönen und ehrenvollen Ruf und wir wünschen, daß der junge Aar seinen zarten Flug bald höher richten möchte. Der Druck ist correct und das Äußere des Buches sehr anmuthig, weßhalb wir es allen Vielsichern und Nachgrüblern als eine lustige Taschenlectüre empfehlen; wenn sie anders Freunde von feinerem Scherze sind.

Justus Verus.

Concert-Anzeigen.

Am 11. April wird die Familie von Kontski im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde um die gewöhnliche Mittagsstunde ihr letztes Vocal- und Instrumentalconcert geben, worin Anton von Kontski den ersten Satz eines von ihm componirten Concerts und neue Bravourvariationen auf dem Fortepiano, Carl von Kontski den ersten Satz eines Concerts und neue Variationen (beydes eigene Composition) auf der Violine vortragen, Fräulein Eugenia von Kontski eine Arie aus dem „Pirata“ und eine aus dem „Freyschütz“ singen, und der siebenjährige Bruder Apollinar ein Quodlibet auf der Violine spielen wird. — Die Leistungen dieser interessanten Künstlerfamilie haben in den bisher gegebenen Concerten so große Anerkennung gefunden, daß sie bey diesem zu ihrem Abschiede veranstalteten, mit Recht auf Theilnahme hoffen dürfen. Sperrsitze zu 5 fl. W. W. und Eintrittskarten zu 3 fl. erhält man in den Kunst- und Musicalienhandlungen der HH. Diabelli und Haslinger, in der Wohnung der Familie von Kontski (Wildprätmarkt, zum rothen Igel, Nr. 550, erste Stiege, dritter Stock, Thüre Nr. 15) und am Tage des Concertes an der Casse.

Wir machen das Publicum auf ein interessantes Concert aufmerksam, welches der geschätzte Virtuose, Hr. Thomas Klein, Solo-Clarinettist des k. k. Hoftheaters nächst dem Kärnthnerthore, am Ostermontage, den 8. April, im k. k. kleinen Redoutensaale um die Mittagsstunde veranlaßt. Nachstehendes ist der sehr gewählte Prospectus dieses Concertes: 1) Ouverture zu „Fidelio,“ von Beethoven. 2) Adagio und Rondo brillant für die Clarinette neu componirt von Hrn. Grutsch, Mitglied der k. k. Hofcapelle und zweytem Orchester-Director des k. k. Hofoperntheaters, vorgetragen vom Concertgeber. 3) Lied für Tenor und Waldhorn mit Begleitung des Pianoforte, neu componirt von Hrn. S. Thalberg, vorgetragen von Hrn. Titze, Mitglied der k. k. Hofcapelle, Hrn. Lewy, Solowaldhornist und Professor am hiesigen Conservatorium, und dem Componisteur. 4) Rondo für das Pianoforte, aus einem Hummel'schen Concerte, vorgetragen von Hrn. Th. Döhler, herzoglich Lucca'schem Kammervirtuosen. 5) Sopranarie mit obligater Violine, neu componirt von Hrn. Capellmeister Lachner, vorgetragen von Dlle. Marie Ehnes und Hrn. Mayseder, Mitglied der k. k. Hofcapelle. 6) Quintett concertant für Flöte, Oboe, Clarinette, Fagott und Horn, mit Orchesterbegleitung, vorgetragen von den HH. Zierer, Ullmann, Hürt, Lewy und dem Concertgeber. — Eintrittskarten zu 3 fl. W. W. erhält man in den Kunst- und Musicalienhandlungen der HH. Diabelli, Haslinger, Artaria, Mechetti, Leidesdorfer, in der Wohnung des Concertgebers (Wieden, Ankergasse Nr. 507, ersten Stock) und am Tage des Concertes an der Casse.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Nik. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Nr. 1 Band XXI Jahrgang 1. Juli 1926

Die Naturwissenschaften

Wochenschrift für die Fortschritte der Naturwissenschaft, Medizin und Technik

Herausgegeben von Arnold Berliner unter Mitwirkung von Max Hartmann

Die Entwicklung der Lehre von den Vitaminen.

Von Hans Aron, Berlin.

Die Lehre von den Vitaminen ist in den letzten Jahren zu einem Gebiet der Biologie geworden, das sich durch eine Fülle von Arbeiten auszeichnet, die sich mit ihm beschäftigen. Es ist daher nicht leicht, sich in dieser Literatur zurechtzufinden, und es ist deshalb ein Verdienst, daß Drummond in seinem Buch[1] eine Übersicht über die Entwicklung dieser Lehre gegeben hat. Er hat sich dabei nicht auf eine bloße Aufzählung der Arbeiten beschränkt, sondern hat versucht, die Ergebnisse kritisch zu sichten und zu bewerten. Dadurch ist ein Buch entstanden, das nicht nur für den Spezialisten, sondern auch für den Laien, der sich über die Vitaminlehre unterrichten will, von großem Wert ist.

Die Vitaminlehre ist aus der Ernährungslehre hervorgegangen. Diese hatte sich bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts damit begnügt, festzustellen, daß der Körper Eiweiß, Fett, Kohlehydrate, Salze und Wasser braucht, um sich zu erhalten und zu arbeiten. Man hatte gefunden, daß diese Stoffe in bestimmten Mengen und Verhältnissen zugeführt werden müssen, und hatte sich damit begnügt, diese Mengen und Verhältnisse festzustellen. Man hatte dabei nicht daran gedacht, daß es noch andere Stoffe geben könnte, die für die Ernährung notwendig sind. Erst als sich Krankheiten zeigten, die durch Mangel an diesen Stoffen hervorgerufen werden, wurde man auf sie aufmerksam.

Die Krankheiten, die durch Mangel an Vitaminen hervorgerufen werden, sind Skorbut, Beriberi, Rachitis und Xerophthalmie. Skorbut ist eine Krankheit, die schon seit langer Zeit bekannt ist. Sie ist früher besonders bei Seeleuten aufgetreten, die auf langen Reisen nur Pökelfleisch und Zwieback bekamen. Sie ist gekennzeichnet durch Blutungen in die Haut und in die Schleimhäute, durch Schwellungen des Zahnfleisches und durch Lockerung der Zähne. Beriberi ist eine Krankheit, die in Ostasien auftritt, wo die Bevölkerung sich hauptsächlich von poliertem Reis ernährt. Sie ist gekennzeichnet durch Lähmungen und Störungen des Herzens. Rachitis ist eine Krankheit, die besonders bei Kindern auftritt. Sie ist gekennzeichnet durch Verkrümmungen der Knochen und durch Störungen der Knochenbildung. Xerophthalmie ist eine Krankheit, die besonders bei Kindern auftritt, die sich von Milch ernähren, die abgekocht oder sterilisiert ist. Sie ist gekennzeichnet durch Trockenheit und Entzündung der Augen.

Die Vitaminlehre hat ihren Ursprung in den Arbeiten von Eijkman, der 1897 in Java Hühner mit poliertem Reis fütterte und dabei eine Krankheit beobachtete, die der Beriberi ähnlich war. Er fand, daß diese Krankheit verschwand, wenn er den Hühnern ungeschälten Reis gab. Er schloß daraus, daß im ungeschälten Reis ein Stoff enthalten ist, der im polierten Reis fehlt und der für die Ernährung notwendig ist. Er nannte diesen Stoff einen Schutzstoff.

Hopkins hatte 1906 gefunden, daß Ratten, die sich von einer Mischung von Eiweiß, Fett, Kohlehydraten und Salzen ernährten, nicht gedeihen, daß sie aber gedeihen, wenn man ihnen Milch gibt. Er schloß daraus, daß in der Milch ein Stoff enthalten ist, der in der Mischung fehlt und der für die Ernährung notwendig ist. Er nannte diesen Stoff einen akzessorischen Nahrungsfaktor.

Funk hat 1911 die Arbeiten von Eijkman und Hopkins zusammengefaßt und hat gefunden, daß die Schutzstoffe und die akzessorischen Nahrungsfaktoren Stoffe sind, die in kleinen Mengen vorhanden sind und die für die Ernährung notwendig sind. Er hat diese Stoffe Vitamine genannt.

Die Vitaminlehre hat sich seit 1911 sehr schnell entwickelt. Es sind viele Arbeiten erschienen, die sich mit den Vitaminen beschäftigen. Es ist daher nicht leicht, sich in dieser Literatur zurechtzufinden, und es ist deshalb ein Verdienst, daß Drummond in seinem Buch eine Übersicht über die Entwicklung dieser Lehre gegeben hat. Er hat sich dabei nicht auf eine bloße Aufzählung der Arbeiten beschränkt, sondern hat versucht, die Ergebnisse kritisch zu sichten und zu bewerten. Dadurch ist ein Buch entstanden, das nicht nur für den Spezialisten, sondern auch für den Laien, der sich über die Vitaminlehre unterrichten will, von großem Wert ist.

Die Vitaminlehre ist aus der Ernährungslehre hervorgegangen. Diese hatte sich bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts damit begnügt, festzustellen, daß der Körper Eiweiß, Fett, Kohlehydrate, Salze und Wasser braucht, um sich zu erhalten und zu arbeiten. Man hatte gefunden, daß diese Stoffe in bestimmten Mengen und Verhältnissen zugeführt werden müssen, und hatte sich damit begnügt, diese Mengen und Verhältnisse festzustellen. Man hatte dabei nicht daran gedacht, daß es noch andere Stoffe geben könnte, die für die Ernährung notwendig sind. Erst als sich Krankheiten zeigten, die durch Mangel an diesen Stoffen hervorgerufen werden, wurde man auf sie aufmerksam.

Die Krankheiten, die durch Mangel an Vitaminen hervorgerufen werden, sind Skorbut, Beriberi, Rachitis und Xerophthalmie. Skorbut ist eine Krankheit, die schon seit langer Zeit bekannt ist. Sie ist früher besonders bei Seeleuten aufgetreten, die auf langen Reisen nur Pökelfleisch und Zwieback bekamen. Sie ist gekennzeichnet durch Blutungen in die Haut und in die Schleimhäute, durch Schwellungen des Zahnfleisches und durch Lockerung der Zähne. Beriberi ist eine Krankheit, die in Ostasien auftritt, wo die Bevölkerung sich hauptsächlich von poliertem Reis ernährt. Sie ist gekennzeichnet durch Lähmungen und Störungen des Herzens. Rachitis ist eine Krankheit, die besonders bei Kindern auftritt. Sie ist gekennzeichnet durch Verkrümmungen der Knochen und durch Störungen der Knochenbildung. Xerophthalmie ist eine Krankheit, die besonders bei Kindern auftritt, die sich von Milch ernähren, die abgekocht oder sterilisiert ist. Sie ist gekennzeichnet durch Trockenheit und Entzündung der Augen.

Die Vitaminlehre hat ihren Ursprung in den Arbeiten von Eijkman, der 1897 in Java Hühner mit poliertem Reis fütterte und dabei eine Krankheit beobachtete, die der Beriberi ähnlich war. Er fand, daß diese Krankheit verschwand, wenn er den Hühnern ungeschälten Reis gab. Er schloß daraus, daß im ungeschälten Reis ein Stoff enthalten ist, der im polierten Reis fehlt und der für die Ernährung notwendig ist. Er nannte diesen Stoff einen Schutzstoff.

Hopkins hatte 1906 gefunden, daß Ratten, die sich von einer Mischung von Eiweiß, Fett, Kohlehydraten und Salzen ernährten, nicht gedeihen, daß sie aber gedeihen, wenn man ihnen Milch gibt. Er schloß daraus, daß in der Milch ein Stoff enthalten ist, der in der Mischung fehlt und der für die Ernährung notwendig ist. Er nannte diesen Stoff einen akzessorischen Nahrungsfaktor.

Funk hat 1911 die Arbeiten von Eijkman und Hopkins zusammengefaßt und hat gefunden, daß die Schutzstoffe und die akzessorischen Nahrungsfaktoren Stoffe sind, die in kleinen Mengen vorhanden sind und die für die Ernährung notwendig sind. Er hat diese Stoffe Vitamine genannt.

und nach der Ungleichheit der Bemannung zu ſchließen, der Ausgang ungewiß ſeyn würde. Es braucht kaum geſagt zu werden, daß ich in großer Aufregung war. Es war mein erſtes Commando: meine künftige Stellung im Dienſte hing von meinem jetzigen Benehmen ab, und Gott weiß es, ich war damahls noch blutjung, und nicht über ein und zwanzig Jahre alt. Eine ſeltſame, unbeſchreibliche Empfindung hatte ſich meiner bemächtigt, und ich fühlte mich unwiderſtehlich gedrungen, mein Herz gegen den trefflichen Mann, der vor mir ſtand, auszuſchütten. Ich ſetzte mich. „He da, was fehlt dir Tom?“ ſagte Bang, indem er ſeine Kaffehtaſſe auf den Tiſch ſtellte. „Du ſiehſt verdammt bleich aus, mein guter Junge.“

„Die ganze Nacht kein Auge zugethan, Sir,“ war meine Antwort, „ich bin ſehr müde, wahrhaftig.“

Ich fühlte, daß ein heftiges Zittern in dieſem Augenblicke mich vom Kopfe bis zu den Füßen ſchüttelte, und es trieb mich, ich wußte nicht warum oder wie, zu ſprechen.

„Miſter Bang,“ ſagte ich, „Sie ſind der einzige Freund, auf den ich in dieſer Hemiſphäre zählen kann; Sie kennen alle meine Verhältniſſe, und werden dem Sohne meines Vaters eine Gefälligkeit nicht abſchlagen.“

„Was ſoll es, Tom, mein lieber Junge? Zur Sache, Mann.“

„Wohlan denn! Ich bin überaus bekümmert, daß ich Sie und Ihre trefflichen Freunde, Wagtail und Gelid, mit in dieſe Gefahr verwickelt habe; allein ich konnte nicht anders, und mein Gewiſſen beruhigt mich darüber, weßhalb ich nur die einzige Bitte habe, daß Sie hier unten bleiben, und ſich nicht unnöthigerweiſe einer Gefahr ausſetzen. — Und ſollte ich fallen, — darf ich mir die Freyheit nehmen,“ — und unwillkührlich ergriff ich ſeine Hand, — „ſollte ich fallen, und ich zweifle, ob ich die Sonne wieder untergehen ſehen werde, da der Feind uns furchtbar überlegen iſt —“

Bang fiel mir ins Wort:

„Ey nun, iſt euch der gute Freund zu ſtark, — warum nicht auf und davon! — Die Segel gefüllt! Havannah iſt uns leewärts!“

„Ich habe tauſend Gründe dagegen, mein theurer Herr! Ich bin ein junger Mann und ein junger Officier; ich muß mein Glück im Dienſte machen. Nein, nein, es iſt unmöglich! Ein älterer und erprobter Mann könnte dem Gefecht ausweichen, allein ich muß es annehmen.“

„Abermahls ein Schuß, Sir!“ rief Tackletail durch das offene Verdeckfenſter herab. Alles war in lärmender Bewegung, und wir eilten hinauf. Unſer Gegner war eine große Brigg von wenigſtens dreyhundert Tonnen, ein langes niederes Schiff, innen und außen ſchwarz angeſtrichen; ſeine Seitenwände waren rund wie ein Apfel, und es führte ungeheure Raaen. Es war augenſcheinlich übervoll bemannt. Die Sonne ſtand ſchon hoch, und die Brigg kam auf dem Rande des von dem Seewinde dunkelblau gefärbten Waſſers raſch gegen uns heran. Ich konnte auf der einen Seite zehn Stückpforten und neun Geſchütze zählen. Ich ſendete heimlich ein Stoßgebeth zum Himmel, daß es kein ſchweres Geſchütz ſeyn möchte; aber nicht wenig war ich erſtaunt, als ich durch mein Fernrohr ſah, daß auf dem Verdeck im Vordercaſtelle und in der Campanje, kurz auf allen Poſten, Haufen von nackten Negern ſtanden. Daß es ein Guineaſchmuggler ſey, hatte ich bereits gemuthmaßt, und ich konnte auch beyläufig berechnen, daß er gegen fünfzig Mann Schiffsvolk an Bord hatte; aber ganz unerwartet kam es mir, daß der Capitän der Brigg die gefangenen Sclaven bewaffnet, und ſo einen Schritt gewagt haben ſollte, der eben ſowohl ihm als uns gefährlich werden konnte; unſere Beſorgniß wurde hiedurch noch vermehrt, da er auf dieſe Art den Entſchluß an den Tag legte einen verzweifelten Widerſtand zu leiſten.

Tackletail ſtand in dieſem Augenblicke mir zur Seite; er hatte ſeine Jacke ausgezogen, ſein kurzes Schwert um den Schenkel geſchnallt und ſeinen Gurt feſter angezogen. Die ganze übrige Mannſchaft hatte ſich auf gleiche Weiſe ſchlagfertig gemacht; die Einen hielten ihre Gewehre in der Hand, die Andern waren an die Stücke vertheilt, während die Enterpiken von den Spieren, um die herum ſie angebunden zu werden pflegen, losgemacht waren, und die Kiſten mit Geſchützpfropfen und Kartätſchenbüchſen in Bereitſchaft geſtellt und Alles zum Kampfe abgeräumt war. Der Sclavenhändler befand ſich nun auf Flintenſchußweite von uns, als er das Steuerruder nach dem Backbord ſtrich, in der Abſicht, unter unſerem Spiegel wegzugehen. Um nicht der ganzen Länge nach von ihm beſchoſſen zu werden, wie er es durch dieſes Manöver im Sinne hatte, mußten wir dicht am Winde aufluven, und ihm aus unſerer Batterieſeite eine volle Ladung geben. Ich konnte die weißen Splitter bemerken, die von ſeinen ſchwarzen Planken weggeſchoſſen worden waren, und abermahls drang das gellende Geſchrey und darauf das klägliche Geheul, wie es ſchon beſchrieben worden, zu unſern Ohren.

„Wir haben wieder ein Paar von den armen Schwarzen gekitzelt,“ ſagte Tackletail, der ſich noch auf dem Verdecke zu ſchaffen machte, während er im Pulverma-

gazine ſeyn ſollte, wo ſein Poſten war. Allein es war nicht Zeit lange Bemerkungen zu machen, denn der Schmuggler gab uns ſeine volle Ladung mit wohlberechneter Genauigkeit.

„Das Steuerruder bey! und laſſt ihn herankommen! Recht ſo, Hochbootsmann! — Quer vorbey an ſeinem Spiegel! — Die äuſſern Kinningen vorwärts! — Jetzt halt! — Die andere Caronade leewärts! — So recht! — Jetzt Feuer, während er in der Windſtille liegt — Feuer, Kleingewehr! Und zielt gut!“ —

Wir lagen jetzt quer vor ſeinem Spiegel, ſeine äuſſerſten Spieren keine zehn Ellen von uns, und obgleich er mit ſeinen zwey Kanonen aus der Conſtabelkammer nicht faul war, und einen Hagel von Muskettenfeuer aus ſeinem Takelwerke, ſeiner Campanje (Hinterſchiff) und ſeinen Kajütenfenſtern auf uns lospraſſeln ließ, ſo wurden doch unſere Kinnigen mit einer Gewandtheit gerojet, und unſere Lage, gerade hinter dem Spiegel, mit einer Genauigkeit gehalten, daß unſer Feuer ſowohl aus dem Geſchütz, als aus dem Kleingewehr, erſtere mit Kugeln und Kartätſchen geladen, eine furchtbare Wirkung hatte.

Krach! — „Seine groſſe Stenge fällt! — Tüchtig nachgepfeffert, meine Jungen, während ſie noch unter den Trümmern voll Verwirrung ſind. Feuer! Dicht an der Gaffel hin! — Laſſt nicht nach zu feuern! Die Flagge fiel! — Er hat ſie nicht geſtrichen! — So recht, meine Jungen! Nun hat er wieder Eins! — Die Vormarsſegel-Schoten ſind ihm abgeſchoſſen, und er kann nicht mehr unter euch wegkommen.“

In dieſem Augenblicke erſchienen zwey Mann auf der Fockraaſpiere des Backbordes, offenbar um die Schoten zu ſpliſſen (die zerſchoſſenen Taue wieder zuſammenzuflechten) und die Beſchlagleine des Vormarsſegels wieder in den Gienblock zu bringen; wäre ihnen dieß gelungen, ſo würde das Schiff wieder abgekommen und unſerm Feuer ausgewichen ſeyn. Bang und Paul Gelid hatten die ganze Zeit über unter dem Schutze des Backbordbollwerkes, dahinter ſie ſich verſchanzt hatten, dicht am Hackebord, mit mörderiſcher Genauigkeit gefeuert, wobey ihnen ihre drey Schwarzen an die Hand gingen, die in der Kajüte unausgeſetzt die ſechs Gewehre luden, während der kleine Wagtail, der kein ſonderlicher Schütze war, auf dem Verdecke ſaß, und die Gewehre herauf- und hinunterlangte.

„Nun, Miſter Bang,“ rief ich, „um des Himmels willen, — und der Himmel vergebe mir dieſen Mißbrauch ſeines Nahmens! — Sehen Sie die zwey Menſchen dort? — Herunter mit ihnen!“ —

Bang wendete mit aller nur denkbaren Kaltblütigkeit den Kopf nach mir um, und ſagte: „Was, jene zwey Schlingel dort, auf dem äuſſerſten Ende der langen Stange?“ — Er meinte die Fockraaſtenge des Backbordes.

„Ja, ja — herunter mit ihnen!“ — Bang hob ſein Gewehr langſam an den Backen, als legte er an eine Wildente an. „Gelid, mein Junge, murmelte er zwiſchen den Zähnen, nimm du den hereinwärts!“ — „Gut,“ erwiederte Paul. Und ſie feuerten, und herunter taumelten Beyde ins Waſſer, wie verwundete Waſſervögel, und verſchwanden dann auf immer.

„Nun, Hochbootsmann, rief ich, nun das Steuerruder beygeſtrichen, und Bord an Bord beygelegt! — Hieher mit den Enterhaken. — Einen an das Stag, den andern in die Puttingen der Pardunen! — So, wir haben ihn!“ — Und als wir unter der Gilling uns angeſtellt hatten, rief ich: „Enterer, mir nach!“ Und in der Begeiſterung des Augenblicks ſprang ich hinüber in den Hauptruſt des Sclavenſchiffes, acht und zwanzig Mann mir nach. Wir waren eben im Begriffe über das Seilnetz zu ſteigen, als der Feind ſich ſammelte und uns mit dem kleinen Gewehr eine Salve gab, die vier von meinen Leuten zu Boden ſtreckte, und drey verwundete. Wir erreichten das Halbverdeck, wo der ſpaniſche Capitän, und ungefähr vierzig von ſeinen Leuten, mit Säbeln und Piſtolen in der Hand, uns entſchloſſen die Spitze bothen; wir griffen ſie an, ſie hielten muthig Stand. Tackletail, der in dem Augenblicke, wo er die Enterer rufen hörte, aus dem Magazin heraufgeſtürzt und mir gefolgt war, ſpaltete mit einem Hieb dem Capitän den Kopf; mir ſtand der Lieutenant des Schiffes gegenüber, dem ich den rechten Arm mit einem Säbelhieb lähmte, als er mit der linken Hand ſein Piſtol abfeuerte und mich durch die linke Schulter ſchoß. Ich fühlte keinen Schmerz, nur einen Stich, und dann lief es mir wie kaltes Waſſer den Rücken hinab. Jigmaree ſtand mir mit einer Enterpike zur Seite, und nun fochten unſere Leute mit einem Muthe, wie er brittiſchen Seemännern eigen iſt. Einen Augenblick ſchwankte der Kampf unentſchieden. Endlich wichen unſere Gegner, als ungefähr fünfzehn nackte Neger, die mit Flinten bewaffnet im Vordercaſtell aufgeſtellt waren, mit heulendem Geſchrey in das Mitteldeck herabſprangen und den Spaniern zu Hülfe kamen.

(Der Beſchluß folgt.)

Winterbilder.

Von Sigmund Schlesinger.

II. Außen und innen.

(An Ninfa.)

Wenn die Sonne sprach zur Erde:
Liebe Seele, laß uns scheiden,
Taugen nicht zu einem Herde,
Wollen uns ein wenig meiden:

Da erblich die frische Wange,
Und die Blüthen alle sanken,
An dem eisesstarren Klange
Mußte heillos sie erkranken.

Ach, was mußte mich erfassen,
Statt der heißen Liebeswonne,
Als, du Ninfa, mich verlassen,
Meines Lebens ew'ge Sonne!

Alle meine Blüthen sanken
Auf den todten Kelch darnieder,
Alle meine Lichtgedanken,
Alle meine Flammenlieder.

Nimmer mochte Frühlingssegen
Labend mir herniederthauen;
Denn zu Eis gefror der Regen,
Und die Luft erstarb zu Grauen.

Nimmer mochten gold'ne Früchte
Durch das frische Laub erglänzen,
Nimmer mochten Lustgedichte
Ihres Sängers Haupt umkränzen;

Traurig kühle Schneesglocken
Schauten farblos in die Lüfte,
Dunkler Weltanschauung Flocken
Fielen in die Seelenklüfte.

Und ich strecke meine Arme
Nackt und dürr nach weiter Ferne,
Ob der Mond sich mein erbarme,
Ob mir günstig auch die Sterne:

Werd' ich doch des Glückes Bronnen
Ach! wohl nimmermehr erringen,
Wenn mich jene Gluthensonnen
Deiner Augen nicht verjüngen.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Da wir unsern Lesern manche Miscellanea schulden, so wollen wir in diesem Referate unserem Berufe als Referent dieser Bühne nachzukommen suchen. — Hr. und Mad. Klaas wurden uns als Gäste in der Pantomime „der Zauberdrache" vorgeführt. Hr. Klaas ist uns längst von der Josephstädterbühne als Groteske rühmlich bekannt. Kraft und Kühnheit wußte er in seinen Forcetouren zu verschmelzen, und jene Kunstfertigkeit erwarb ihm die allgemeine Zufriedenheit. Mad. Klaas ist im strengsten Sinne Anfängerinn zu nennen; sichtbarer Mangel an Accurateſſe und Zierlichkeit in den Tanzschritten, wenig Grazie in den Bewegungen sind Attribute, mit denen sie Terpsichorens Tempel betrat. Im ersten Acte tanzten die Gäste ein ungarisches Pas de deux, im zweyten ein Pas de trois, mit Dlle. Friederike Lenz, welche sich hier eben so wie Mad. Mischack vortheilhaft auszeichnete. —

In Raimund's „Mädchen aus der Feenwelt" erschien Dlle. Thal als Jugend. Allegorische Charaktere sind für Anfänger immer eine schwierige und nicht wohl gewählte Aufgabe; daß auch Dlle. Thal sie nicht lösen werde, war uns gewiß, weil wir ihre Gastspiele im „abgebrannten Haus," und „schlimmen Lisel" noch im frischen Andenken haben. Das beliebte „Brüderlein fein" trug sie zu langsam und zu schwankend vor, und zeigte uns auch im Gesange ihre Anfängerschaft. Der Beyfall, den sie nur als freundliche Aufmunterung ansehen kann, war getheilt. Die vorzüglichste Erwähnung unter den Mitwirkenden verdienen Hr. Lang und Hr. Tomaselli. Ersterer erhielt fast in jeder Scene Beyfall, und fand die meiste Anerkennung beym Liede des Aschenmannes, welches er mit ganz neuen recht unterhaltenden Strophen vortrug. Letzterer zeigte als Bedienter Lorenz viel natürlichen Humor. Dlle. Hillmer geben wir wiederholt den freundschaftlichen Rath, mit mehr Gefühl und Aufmerksamkeit zu spielen, auch die unrichtige Betonung mancher Wörter zu vermeiden. — Der Grotesktänzer, Hr. Stiller, producirte sich als Policinello, und war in dem Maße befriedigend, als seine Leistungen, entfernt von Rivalisirungen, ganz anspruchslos erschienen.

Zum Vortheile der Tänzerinn Dlle. Rothmüller, wurde die seiner Zeit mit vielem Beyfalle aufgenommene Pantomime „die Zauberscheere," neu in die Scene gesetzt, gegeben. Das Pantomimenpersonale dieses Theaters bildet gegenwärtig ein treffliches Ensemble. Hr. Fenzl Joh. als Harlekin und Hr. Schadegky als Pierot, sind Meister in ihren Wirkungskreisen. Auch Hr. Brinke ist ausgezeichnet in dem komischen Charakter des Bräutigams. Die HH. Ziegelhauser, Klaas und Stiller sind Grotesken von bewunderungswürdiger Kraft, Sicherheit und Gewandtheit. Diese Pantomime ist noch nach dem alten guten Style, wo Maschinen und Flugwerke, nicht Schlagmaschinen und Balgereyen die Anziehungskräfte waren, weshalb viele neuere Producte bald in des Grabes Dunkel kehren. Die Beneficiantinn war dießmahl Columbine, und erwarb sich vollen Beyfall. Der Tanz der vier Kleinen im altfränkischen Costüme war allerliebst, die Exercizien und Evolutionen der weiblichen Grenadiere wurden mit vieler Präcision ausgeführt, und so ward das Ganze als erheiterndes Product freundlich aufgenommen. — Vorher wurde, neu in die Scene gesetzt, gegeben: „Der geprellte Fuchs," Schwank in einem Acte vom Verfasser des „guten Humors." Dieses Metamorphosenstückchen fand auf mehreren Bühnen Wiens beyfällige Aufnahme. Hr. Lang erwarb sich als Schauspieler Preis die Zufriedenheit durch seine Maskenbilder, besonders als Franzose. Mad. Schack wußte als Jungfer Rosine ihre Rolle mit natürlicher Wahrheit darzustellen. —

Den Beschluß vor der Charwoche machte die Benefizvorstellung des Schauspielers Franz Tomaselli mit Raimund's „Barometermacher auf der Zauberinsel." Dieses Zauberspiel, einem alten französischen Mährchen, welches der berühmte Dichter Chapelle in gebundener Rede bearbeitete, nachgebildet, ist im Besitze einer interessanten Handlung und launigen Dialoges. Hr. Lang bewies in seinen Darstellungen als Rappelkopf und Wurzel, was er durch unermüdetes Bestreben zu leisten vermag, es konnte ihm daher nicht unmöglich werden, in obiger Titelrolle, welche zum ersten Mahle in seinen Händen war, sich den allgemeinen Beyfall zu erringen. Der Beneficiant war uns als Tutu sehr willkommen, und ließ nichts zu wünschen übrig. Mad. Rohrbeck (Zoraide), welche zu den besten Darstellerinnen heiterer Gebilde gezählt werden muß, unterstützte Beyde durch ihre unerschöpfliche Laune. Auch Dlle. Jäger und Hr. Landner wußten kräftig mitzuwirken. Der Beneficiant und Hr. Lang wurden nach der Vorstellung gerufen.

Joh. Nep. Hraschigg.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mod. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerſtag, den 44 11. April 1833.

Seebilder.

Das Gefecht mit einem Sclavenſchiffe.

(Beſchluß.)

Ich glaubte, es ſey um uns geſchehen. Alle unſere Leute, bis auf Tackletail und Jigmaree, wichen zurück. Die Spanier ſammelten ſich wieder und fochten mit neuem Muthe, und nun galt es nicht mehr die Ehre, es galt das Leben, denn abgeſchnitten war uns jeder Rückzug, da die Enterhaken, mit denen der Schooner ſich an die Seite des Sclavenſchiffes angelegt hatte, nicht mehr feſtgehalten wurden, und daher losgegangen waren; der „Wave“ hatte ſich inzwiſchen vorwärts gearbeitet, und lag quer vor den Baken der Brigg, recht an der Stelle, wohin er gehörte, mit ſeinem Fockmaſt an dem Bugſpriet des Schmugglers angeklammert, deſſen Sprietſegelraa zwiſchen den Maſten des Schooners über unſer Verdeck wegragte. Wir konnten uns deßhalb, auch wenn wir gewollt hätten, nicht nach unſerm Schiffe zurückziehen, da die Spanier im Beſitz des Mitteldeckes und Vordercaſtelles waren; allein auf einmahl ſchmetterte eine Ladung Traubenſchüſſe durch das Bugſpriet der Brigg herein, und warf drey unſerer oben erwähnten ſchwarzen Gegner danieder, während ſie ungefähr eben ſo viel verwundete. Einen Augenblick darauf erſchien uns eine unerwartete Verſtärkung auf dem Schlachtfelde. Als wir enterten, waren auf dem Schooner nur fünf Schwarze, die Schiffszimmerleute desſelben, Aron Bang, Paul Gelid und Wagtail ſammt ihren Negerbedienten, und ein ſchwarzer Matroſe, Nahmens Perle, zurückgeblieben. Aber eben dieſe unbezahlbare Perle ſprang gerade in dem Augenblicke, wo ich Alles verloren gab, über das Bugbord herein auf das Verdeck, den Säbel in der Fauſt, und hinter ſich die fünf ſchwarzen Zimmerleute, denen niemand Geringerer auf dem Fuße folgte, als Aron Bang ſelbſt, und die drey ſchwarzen Bedienten, alle mit Enterpiken bewaffnet. Bang ſchwang einen Augenblick ſeinen Säbel um den Kopf und ſchrie: „Nun Perle, mein guter Junge, rufe ihnen koromandeliſch zu, rufe!“ — Und laut ſcholl die Stimme des ſchwarzen Seemannes: „Koromantih Scheikh Kokolu kockernony populorum fiz!“ was, wie ich nachher erfuhr, in der Überſetzung lautet: „Seht den Scheikh Kokolu, den großen Straußvogel, mit den Federn gleich einem Palmzweige in ſeinem Schweife! Für ihn kämpft, ihr Söhne der Hündinnen!“ In einem Augenblicke ſchloſſen ſich die ſchwarzen Hülfstruppen der Spanier an Perle, Bang und ihre Neger an und gingen mit ihnen gemeinſchaftlich auf die Spanier los, die nun ſchnell die Schiffstreppe hinabgedrängt wurden, und die Hälfte ihrer Leute todt oder ſchwer verwundet auf dem vom Blute ſchlüpfrigen Verdecke liegen ließen. Allein noch fuhren ſie fort eine verzweifelte Gegenwehr zu leiſten,

indem ſie die Schiffstreppe herauf feuerten. Ich rief ihnen zu, ſich zu ergeben.

„Verflucht,“ rief Jigmaree, der mir nicht von der Seite gewichen war, „ich höre Hammerſchläge! Sie entfeſſeln die Sclaven.“

„Wenn ihr die Neger loslaſſet,“ ſchrie ich hinab, „ſo ſprenge ich euch in die Luft, und ſollte ich mit euch zu Grunde gehen. Haltet ein, Spanier! Bedenkt, was ihr thut, Wahnſinnige!“

Indeß dauerte das Feuer von unten herauf fort. „Macht dieſe Caronade hier los, ſetzt eine Kartätſchenbüchſe hier ein, rollt ſie hieher, und feuert ſie die Schiffstreppe hinab.“ Es geſchah, — die Wirkung davon unter den dicht an einander gedrängten Sclaven war entſetzlich; — ein Geheul erhob ſich, — Gott! Gott! — ich werde es nie vergeſſen. Dennoch fuhren die wahnſinnigen Schmuggler fort, die Schiffstreppe herauf Feuer zu geben. „Noch einmahl geladen und gefeuert!“ — Meine Leute waren jetzt wüthend geworden, und fochten mehr wie Teufel aus der Hölle, denn wie Menſchen. „Noch einmahl die Kanone an die Schiffstreppe gerollt!“ — Sie fuhren mit dem Geſchütze ſo wüthend heran, daß das Deckengebälke an der Treppe einbrach, und Kanone, Laffette und Alles mit einander krachend in den Kielraum hinabſtürzte. Aus der vordern Schiffstreppe ſtieg nun ein Qualm von Rauch auf. „Sie haben die Brigg in Brand geſteckt,“ ſchrie der kleine Jigmaree, „zurück nach dem Schooner, oder wir werden wie Zwiebelſchalen in die Luft fliegen.“

Wie groß war unſer Schrecken, als wir uns nach dem „Wave“ umſahen, und ihn wohl auf Kabellänge (120 Klaftern) von uns entfernt ſahen; er hatte ſich von der Brigg losgeriſſen, und trieb ſchnell dahin, während Gelid und Wagtail, die auf dem Schooner zurückgeblieben waren, durch Zeichen uns ihre Rath- und Hülfloſigkeit zu erkennen gaben; da dem „Wave“ die Ruderpinne abgeſchoſſen worden war, ſo konnte ſie ihm weder Leitung noch Richtung geben. „Das Fockſegel herab, Kinder!“ rief ich in der äußerſten Noth der Verzweiflung, „herab mit dem Fockhals! — Und nun raſch dem Schooner nach, oder wir ſind verloren!“ — Alles wurde mit der Kälte der Verzweiflung ins Werk geſetzt, ich ergriff das Steuerruder, und noch einmahl befanden ſich beyde Schiffe wieder Bord an Bord. Und es war die höchſte Zeit dazu, denn an hundert und fünfzig Schwarze, denen man die Feſſeln abgenommen hatte, ſtürmten jetzt die Schiffstreppe herauf, und wir hatten gerade noch Zeit genug über Bord zu ſpringen, als ſie uns auf den Ferſen nachdrangen; und ohne Zweifel würden ſie uns, erſchöpft, wie wir insgeſammt waren, ohne Gnade auf dem Flecke niedergemacht haben, um ſo mehr, als das mörderiſche Kartätſchenfeuer die Schiffstreppe hinab ſie zur äußerſten Wuth gebracht hatte.

Allein die Flamme war ſo ſchnell als ſie. Der Qualm erſtickenden Rauches, der wie eine Wolkenſäule aus der vordern Schiffstreppe emporſtieg, ward jetzt von rothen Flammenzungen durchzückt, die an den Maſten und Spieren hinaufleckten, und bald die Segel und das Tauwerk erreichten, über das ſie blitzſchnell hinliefen. In einem Augenblicke ſtand Alles in Feuer, während das andere Element, die See, gleichfalls um ihren Theil an der Zerſtörung des dem Untergange geweihten Schiffes ſtritt. Unſere Schüſſe, oder der Sturz der Kanone in den Kielraum mußten einige Planken durchgeſchlagen haben, und wir hörten das Waſſer durch den Leck wie einen Mühlbach hineinbrauſen. Das Feuer nahm immer mehr überhand, — die Kanonen der Brigg gingen von ſelbſt los, als ſie ſich erhitzten, — plötzlich bäumte ſich das Schiff, und während fünf hundert menſchliche Geſchöpfe, in die furchtbaren Höhlen der Kielräume zuſammengepreßt, ein herzzerreißendes Angſtgeſchrey ausſtießen, das an die Wölbung des Himmels ſchlug, ſank die Brigg mit einem brauſenden Getöſe unter. Ein Stoß fetten ſchwarzen Rauches, dichter als bisher einer aufgeſtiegen war, qualmte unter einem gurgelnden Geräuſche der Wogen aus der Tiefe der ſchon wieder geebneten See auf, und ſtieg, langſam ſich in die Höhe wälzend, wie ein Ballon bis etwas über unſere Maſten empor, wo er ſich vertheilte, und wie ein großer ſchwarzer Trauermantel über der Scene des Verderbens hängen blieb. Einige Minuten war Alles ſtill wie das Grab, und es war mir, als ſey die Luft ſo ſchwül und dumpf geworden, daß ſie den Athem benahm.

Auf einmahl kamen auf der Oberfläche des Waſſers an hundert und fünfzig Schwarze zum Vorſchein, Männer, Weiber und Kinder, die in den Waſſerwirbel mit hinabgeriſſen worden waren, und nun zwiſchen zahlloſen Stücken dampfender Schiffstrümmer auf der See durch einander trieben. Die Hälfte der unglücklichen Afrikaner ungefähr zogen wir heraus — allein die Feder entfällt mir, indem ich es ſchreibe — die Übrigen mußten wir ihrem Schickſale überlaſſen, da es durchaus unmöglich war, ſie Alle an Bord zu nehmen. Könnte ich doch eine ſolche grauenvolle Scene auf ewig aus meinem Gedächtniſſe verlöſchen! Einen Vorfall kann ich nicht unerwähnt laſſen.

Wir hatten eine Negerinn gerettet, ein schönes sechzehnjähriges Mädchen von glänzend schwarzer Haut. Sie war ohnmächtig, als wir sie herauszogen, und lag mit dem Kopf auf einer Planke, als ein junger athletisch gebauter Neger der Seite des Schooners, wo sie lag, zuschwamm. Sie hatte sich etwas erhohlt, und reichte ihm ihre Hand hinab, die er eben fassen wollte, als ein Schuß ihn gerade ins Herz traf. In demselben Augenblicke sprang die junge Negerinn über Bord, umfing ihn mit ihren Armen, und Beyde sanken vereint in die Tiefe!

Die Erinnerungen.

Ich stürmte einst in's Leben
Mit froher Kraft hinaus,
Mein Dorf ward mir zu enge,
Zu klein mein Vaterhaus. —

So oft seitdem ich sehe,
Wie Krieger heimwärts zieh'n,
Gesteh' ich mir mit Thränen:
Die junge Kraft ist hin.

Ich liebte einst so selig
Mit erster Liebe Gluth,
Ein Herz war mein auf ewig,
Ein Herz so treu und gut.

So oft seitdem ich höre
Der Glocken Hochzeitchor,
Füllt sich mein Aug' mit Thränen
Für's Herz, das ich verlor! —

Ich hatt' einst liebe Kinder,
Die Herzchen waren mein,
Ich spielt' mit ihren Locken,
Und wähnte Kind zu seyn.

So oft seitdem ich sehe,
Wie Kinder lieblich sind,
Möcht' ich vor Gram vergehen:
Im Sarge ruht mein Kind.

Ich hatt' einst frommen Glauben,
Und ja, den hab' ich noch,
Wie viel ich auch verloren,
Mein Glaube blieb mir doch.

Dort steht die alte Kirche,
Wo ich als Kind gekniet —
Viel Jahre sind verzogen,
Wie dort die Wolke zieht.

Doch was ich dort gebethet,
Das fühl' ich ewig fort,
Drum knie' ich noch so gerne,
Wie einst am heil'gen Ort;

Und all die warmen Thränen,
Die mit dem armen Hier
Mein zagend Herz versöhnen,
Mein Glaube gibt sie mir.

Edmund v. Bäumen.

Pope, ein Dichter, aber kein Held.

Pope's Zunge war öfters so scharf wie ein schneidendes Schwert, und er machte sich eben kein Gewissen daraus, denen, die ihm zuwider waren, schmerzliche Stiche und Hiebe in Prosa und Poesie zu versetzen. Er kam aber damit doch bisweilen an den Unrechten. Zu den schlimmsten Gegnern wird ein Satyriker immerhin diejenigen rechnen müssen, welche nicht mit gleicher Waffe, der Feder, sich zum Gegenkampfe stellen, sondern mit Degen, Pistolen, oder gar Peitschen, Knitteln, Fäusten u. dergl. Wie sich so etwas unterweilen in unsern neuesten Zeiten zugetragen hat, so auch damahls, in den Tagen Pope's. Der Dichter speiste nähmlich einst in großer Gesellschaft auf einem Landgute seines hohen Gönners, des Lord Bathurst. Da trat während des Mahles einer der aufwartenden Diener hinter Pope und flüsterte ihm etwas ins Ohr, das diesen ersichtlich ganz aus seiner Fassung brachte. Der Lord, dem dieses nicht entgangen war, rief den Bedienten abseit und fragte, was er da für eine fatale Nachricht gebracht habe? — „Es ist da draußen," erwiederte der Bediente, „ein junger Herr mit einem Degen, und dieser hat mich gebethen, Herrn Pope zu ersuchen, daß er ihm auf einen nahen Platz im Hölzchen folgen möge. Sein Nahme sey Dennis." — Dem Lord ging sogleich ein Licht auf. Dieser junge Herr mit dem Degen, der den Dichter zu dem besagten einsamen Spaziergange ins Hölzchen einlud, war der Sohn eines alten Widersachers Pope's, dem dieser mit seiner scharfen Feder äußerst wehe gethan hatte, was nun ohne Zweifel der Sohn mit der Degenspitze rächen wollte. Der Lord, ein ächter Gastfreund, ließ sich nichts merken, verließ in aller Stille und Eile den Saal, nahm Hut und Degen, und wußte den Streit auf eine solche Weise abzumachen, daß dem Dichter aus aller Angst und Noth geholfen wurde. C. N.

Räthsel.

Ich kenn' eine Quelle, klar und rein,
Die nie noch versiegt seit der Menschen Seyn;
Oft sieht man nur einzelne Tropfen fließen,
Oft will sich die Quell' in ein Bächlein ergießen.
Sie ruhet und schlummert tief verborgen,
Es strahlt, wo sie weilt, kein freundlicher Morgen,
Doch wie was dem Menschen zum Herzen spricht,
Da tritt auch geschwinde das Bächlein an's Licht;
Und nimmer könnten wir weiter bestehen,
Würd' uns die Quelle, die liebe, vergehen.
Nenn' mir sie nun, die, so klar und rein,
Noch nie versiegt seit der Menschen Seyn.

Heinrich Proch.

Notizen.

Schauspiele.

Im k. k. Hofburgtheater wurde zum ersten Mahle gegeben: „Das Testament einer alten Frau," Drama in fünf Aufzügen, nach dem Französischen bearbeitet von C. W. Koch.

Der Inhalt dieses Dramas, wenn man ihn in seinen Details erzählen wollte, ist sehr complicirter Art. Wir wollen uns mit der Angabe des Wesentlichen um so mehr begnügen, als alle Einzelnheiten auf der Bühne lebhafter als auf dem Papier interessiren. Mad. Delaunay vermählte sich zum ersten Mahle heimlich und wider den Willen ihrer Ältern. Sie und ihr Gatte wurden verfolgt, und um sich retten zu können, mußte sie den zarten Sprößling ihrer Liebe, Amalie, fremden unbekannten Händen zurücklassen. Der Gatte wurde getödtet, und sie vermählte sich später zum wiederhohlten Mahle. Auch aus dieser Ehe ward ihr eine Tochter, Leontine. Von Amalien konnte sie nichts mehr erfahren. Inzwischen war dieses liebliche Kind in die Hände einer braven Witwe, Nahmens Morin, gekommen, die es sorgsam wie ihr eigenes erzieben ließ. Ihr Sohn Carl glaubte auch seine wahre Schwester in dem aufblühenden Mädchen zu lieben, wiewohl diese Neigung beynahe ihre Gränzen überstieg. Mad. Morin starb und verordnete, daß ihr Testament mit Amaliens zwanzigstem Lebensjahre geöffnet werden sollte. Darin war die Erklärung enthalten, daß Amalie nicht ihr Kind, nicht die Schwester Carls sey, auch ihr Taufzeugniß, jedoch mit verlöschtem Familiennahmen. Der Friedensrichter, ein Freund des Hauses und Executor des Testamentes, errieth inzwischen Amaliens wahre Mutter bald in Mad. Delaunay. Diese Dame erkannte auch bald die Wahrheit der Zeugnisse an, jedoch wünschte sie aus Rücksichten für ihre Familie, daß keine öffentliche Erklärung in dieser Sache verginge. Ihre Tochter Leontine sollte den reichen Sohn des Oberrichters Preval heirathen; die Sache war richtig, allein der junge Preval gehörte unter jene Nichtswürdigen, welche mit Herzen spielen wie mit einer falschen Münze. Er hatte sich zugleich unter falschem Nahmen auch in das Haus Amaliens gestohlen, und des unerfahrnen Mädchens glühende Neigung für sich gewonnen. Als gerade in Frau v. Delaunay's Hause große Gesellschaft versammelt war, darunter Preval mit seiner Braut, brachte Amalie, die für eine Putzhändlerinn arbeitete, den Brautschmuck dahin, und sank in Ohnmacht bey dem Anblicke des geliebten — Betriegers. Die Sache wurde ruchbar, und Preval entfernte sich, wurde aber sowohl von einem Verwandten der Frau v. Delaunay, der als Oberst den seiner Familie widerfahrnen Schimpf rächen wollte, als von Amaliens Bruder aufgesucht, und von Beyden dahin gebracht, daß er jedem von ihnen schriftliche Zusage gab, durch eine Heirath seinen Fehler wieder gut zu machen. Amalie ihrerseits, die den Betrieger nur zu sehr liebte, ward dadurch leicht überzeugt von seinen rechtschaffenen Absichten; bey Leontinen galt das Ganze ohnedieß nur für eine Convenienzverbindung. Frau v. Delaunay aber kam zu ihr, und stellte die Persönlichkeit und den Charakter Preval's ihr von der rechten Seite dar; Amalie begriff, daß ihr Glück durch solche Vereinigung nicht gegründet werden könnte. Als Preval bey ihr erschien, entsagte sie ihm, entband ihn seines Versprechens, und Preval — nahm dieß an; woraus Amalie den deutlichsten, aber furchtbaren Beweis von seiner gleisnerischen Liebe schöpfte. Als Preval's und Leontinens Hochzeitszug unter ihren Fenstern vorüberging, warf sie sich zerknirscht und erstarkt ganz in die Arme ihres Bruders, — der ihr nun entdeckte, daß sie nicht Geschwister seyen, daß er sie geliebt mit aller Inbrunst eines treuen Herzens, und nun sie der Menschen Falschheit erfahren, er es noch einmahl wage, ihr Herz und Hand anzubiethen. Amalie reicht ihm die Hand unter dem Segen ihrer Mutter, und geht so einer frohen Zukunft entgegen.

Wiewohl dieses Stück im Allgemeinen den Charakter aller neueren französischen Dramen, deren Tendenz vorzüglich auf momentanen Effect berechnet ist, nicht ganz verläugnen kann, so ist es nichtsdestoweniger zu den besseren unter ihnen zu zählen. Es finden sich unter den vielen Scenen, deren Situation nicht ganz wahr, deren Gefühl und Sprache zu sehr an eine gewisse poetische Folterbank erinnern, wieder so tief ergreifende, so rein menschlich gehaltene Momente, daß die Wirkung nirgends fehlen wird, wo nur einigermaßen die Darstellung jener in unserem Hofburgtheater gleichkömme. In der That stieg die Rührung in manchen Augenblicken beym Publicum so hoch, daß dort und da nasse Zeugen davon in das Auge traten. — Mitunter aber auch schien man am ersten Abende sich an manchem Fremdartigen ein wenig zu stoßen und nahmentlich einige Wiederhohlungen, z. B. das häufige Briefschreiben, oder Anvertrauen von Geheimnissen unter vier Augen ungern zu bemerken. Nichtsdestoweniger war der Beyfall, nahmentlich zum Schlusse des Stückes, entschieden, und wir dürften in demselben vielleicht eine bleibende Bereicherung des Repertoires gefunden haben. Der Bearbeiter, Hr. Koch, hat sich als ein talentvoller Mann neuerdings bewiesen; die Sprache ist rein und leicht, und die Anordnung des Ganzen mit scenischem Geschick beachtet. Wenn er künftig vielleicht noch etwas unbarmherziger mit der deutschen Schere in das französische Zeug schneidet, nahmentlich all dasjenige wegläßt, was der Franzose nur zum Aufputze seines Melodrames (denn ein solches ist gegenwärtiges Drama ursprünglich) und zum in diesem Genre verzeihlichen Effecte braucht, dann wird die deutsche Bühne einen willkommenen Dichter an ihm gefunden haben. Dahin gehören z. B. die Tafel im ersten, die Gesellschaft im zweyten Aufzuge, die etwas gesuchten Actschlüsse, indem sie im Melodrame gewöhnlich mit Tableaux und Tanz, so wie jene mit Gesang verbunden sind. Wir wünschen, daß Hr. Koch in dieser Offenheit unser wahres Interesse für sein Talent erkennen, und unsere Hoffnungen für die Zukunft, was wir nicht bezweifeln, rechtfertigen möge.

Die Darstellung muß wieder eine der glänzendsten genannt werden. Vorzüglich hat sich Dlle. Peche als Amalie einen neuen Kranz geflochten, der zwar ganz anderer Art, nichtsdestoweniger neben jenen der „Königinn von 16 Jahren" gereiht werden mag. Im letzten Acte war die Innigkeit und Kraft ihres Spieles wirklich bewundernswerth. Mad. Löwe, als Frau v. Delaunay, verdient gleichfalls in ihrer delicaten Stellung das ausgezeichnetste Lob. Hr. Herzfeld als Preval hat unstreitig die fatalste Stellung im Stücke, denn dieser Charakter muß desto mehr anwidern, je besser er gegeben wird. Man muß dem wackern Künstler alles Lob nachrühmen. Auch Hr. Costenoble als Friedensrichter war aufgezeichnet; ingleichen, und zwar ganz besonders Hr. Fichtner als Carl Morin durch die tiefe Gemüthlichkeit seines Spieles. Ehrende Erwähnung verdienen noch Mad. Fichtner (Leontine) und Hr. Weber (Oberst). —

Ermin.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1168.

Der Sammler

Sonnabend, den 45 13. April 1833.

Die Unvermählten.

(Eine Skizze nach dem Engliſchen.)

Ich liebe eine alte Jungfer — ich ſpreche hier nicht von einem Individuum, ſondern von der Gattung. Eine alte Jungfer iſt nicht bloß eine Anhängerinn der Vorzeit — ſie iſt die Vorzeit ſelbſt, nicht nur eine Erinnerung an die Vergangenheit, ſondern die Vergangenheit an ſich, ſie hat einen großen Wechſel erlebt und ſympathiſirt nicht mit den gewöhnlichen Veränderungen der Sterblichkeit. Sie bewohnt eine kleine eigenthümliche Ewigkeit. Ich weiß nicht, ob Ehen im Himmel geſchloſſen werden, Manche ſagen, es ſey ſo; aber es iſt gewiß, daß alte Jungfern von oben ihre Beſtimmung erhielten, und augenſcheinlich zu dieſem Stande gewählt wurden. Sie verdanken das Sonderbare ihrer Lage weder dem Glanze der Schönheit, noch des Witzes, der Klugheit oder des Humors: der einzige Grund dafür liegt in dem Principe der Prädeſtination. Ich habe viele alte Jungfern gekannt, und unter ihnen nur eine Einzige, welche nicht eben ſo gute und liebenswürdige Eigenſchaften hatte, als neunundneunzig von hundert meiner verheiratheten Bekanntſchaften. Warum alſo bleiben ſie ledig? Es war ſo ihre Beſtimmung. „Auf der Straße von London nach Liverpool liegt ein Dorf, welches wir Littleton nennen wollen, ich mag gerade der Neugierde müßiger Frager nicht ſo weit entgegenkommen, um ihnen zu ſagen, ob es näher an London oder Liverpool zu liegt, aber es iſt ein recht niedliches Dörfchen, und mag der Leſer es ſcharf ins Auge faſſen, wenn er einmahl nach Liverpool reiſt. Es liegt in einem Thale, durch welches ein ſchmaler Bach ſtrömt, glänzend wie Silber, aber kaum breit genug, um einen Karren darin umwenden zu können. Über dem kleinen Strömchen iſt eine Brücke, welche wirklich bloß aus Galanterie gegen das klare Waſſer erbaut zu ſeyn ſcheint, um dieſem die Beſchämung zu erſparen, von jedem kleinen Burſchen oder Gaſſenjungen im Dorfe überhüpft zu werden. Der Kirchthurm iſt mit Epheu überzogen, beynahe bis an die Spitze, aber der Küſter hat die grüne Decke von der Oberfläche der Glocke abgenommen, welche nun mit ihrem weißen Mantel und den ſchwarzen Figuren in einer kleinen Entfernung ausſieht, wie eine Eule in einem Epheugebüſch. Ein wenig links an der Kirche iſt das Pfarrhaus, mit Fichten bepflanzt, vor dem Hauſe iſt ein Grasplatz und über der Thür, was man ein Wagendach zu nennen pflegt, aber ich ſah nie einen dort. Etwas weiter hin auf dem Hügel, welcher das kleine Thal begränzt, befindet ſich ein Haus, welches die Einwohner des Dorfes nur „die weiße Hütte“ zu nennen pflegen. Es iſt in der That ein ſchmales, weiß angeſtrichenes Haus, welches wohl keiner Hütte gleich ſieht, aber man nennt es nun einmahl ſo. Alle dieſe ſchönen und mahleriſchen Gegenſtände, und noch viele

andere, die ich nicht beſchrieben, haben bey mir ihre Anziehungskraft verloren. Es würde mich melancholiſch machen, in dieſe Kirche zu gehen. Das Intereſſe, das ich an dem Pfarrhauſe nahm, ging auf die weiße Hütte über und mein Antheil an der weißen Hütte verrückte ſich bis auf den Kirchhof, und ruht nun auf vier Gräbern, die ſich parallel liegen, mit Grabſteinen von beynahe Einem Datum. In dieſen vier Gräbern ruhen die Überreſte vier alter Jungfrauen. Ich wunderte mich, daß ſie vier abgeſonderte Grabſteine hätten, aber der Küſter ſagte mir, es ſey ihr Wille ſo geweſen, um dem Kirchhofe ein bedeutſameres Anſehen zu geben, und ſie hätten gerade ſo viel hinterlaſſen, daß man ihrem Verlangen nachkommen, und die anderweitigen Begräbnißkoſten beſtreiten konnte. Ich ſah dieſe Damen zweymahl in einem Zwiſchenraume von 30 Jahren; ich wollte ſie noch einmahl ſehen, und war bekümmerter, als ich mir zugetraut hätte, als die Nachbarn mir ihre Gräber zeigten. Aber man bedauert die Todten nicht lange, und ich war am Ende froh, daß ſie nicht lange getrennt geweſen waren. Ich ſah dieſe Damen zweymahl, und das erſte Mahl, als ich ſie ſah, war ich bloß im Zweifel, welche von ihnen zuerſt heirathen würde. Ich würde mich ſelbſt in eine von ihnen verliebt haben, — in welche, weiß ich nicht, wären ſie nicht ſämmtlich ſchon anderweitig verſehen geweſen. Sie waren alle artig, gefühlvoll, guter Laune, und kannten die Welt. Sie hatten zu der Zeit nicht nur Anbether, ſondern ernſtliche Bewerber. Das ganze Dorf Littleton und manche andere Dörfer in der Nachbarſchaft wetteiferten in dem Lobe der vollkommenen und anmuthigen Rectorstöchter; noch wurden die Damen in ihren Hoffnungen und Ausſichten auf eine „gute Parthie“ bloß von ihren perſönlichen Eigenſchaften unterſtützt, denn dieſe Familie ſtand im Rufe der Wohlhabenheit (was aber, wie ich heute weiß, nicht viel mehr, als eine taube Nuß war). Die Rectorsſtelle ſollte — ſo ſagte man — 1000 Pfund jährlich tragen, indem ſie doch nur 600 Pf. einbrachte. Den ehrlichen Rector ſchätzte man auf 12000 Pf. Was nun dieß anbelangt, ſo mochte der würdige Mann an ſich wohl weit höher zu ſchätzen (worthy) ſeyn, aber ſein Vermögen belief ſich höchſtens auf 1500 Pf.

Ich will die Mädchen hier nur mit ihren Taufnahmen bezeichnen, welche — wie ihr guter Vater ſich oft zu rühmen pflegte — ächt chriſtlich waren. Die Älteſte hieß Mary, die Zweyte Martha, die Dritte Anna, und die Jüngſte Eliſabeth. Die Älteſte war, als ich ſie kennen lernte, wirklich mit einem jungen Mann in Verbindung, welcher ſo eben in Cambridge mit einem griechiſchen Epigramme den Preis errungen hatte. Solch ein Beyſpiel von Genie gränzte in Littleton an das Wunderbare; denn die guten Leute in dieſer Gegend ſind nicht gewohnt, Preiſe in griechiſchen Epigrammen zu gewinnen. Die Pächter, welche von ſeiner Auszeichnung unterrichtet waren, pflegten ihn wie ein beſonderes Phänomen anzuſtarren und wunderten ſich gewaltig, daß er auf zwey Beinen gehen und Hammelfleiſch eſſen, und ſagen ſollte: „Wie befinden Sie ſich?“ wie andere Leute. Und Jeder ſagte, er ſey ein ſo zierlicher Menſch. Er hüpfte nie als ein Springinsfeld über den Bach, wie andere junge Leute thaten, ſondern ging über die Brücke. Es war erbaulich zu ſehen, wie artig er die jungen Damen über beſagte Brücke führte. Mary war immer die Letzte, obſchon ſie die Älteſte war. — Der junge Squire im Dorfe ward allgemein als der Freyer der Zweyten betrachtet. Die Dritte hatte manchen Bewunderer; ſie war, was man ein auffallendes Mädchen zu nennen pflegt; ſie hatte etwas Theatraliſches in ihrem Betragen. Sie war geſprächig, liebenswürdig und anziehend, auch beſaß ſie eine wunderhübſche Stimme, und ihr guter Vater pflegte zu ſagen: „Meine theure Anna, der Ton deiner Stimme iſt ſehr lieblich, und es thut mir wohl, dich zu deiner Harfe ſingen zu hören; aber ich wünſchte, ich hätte Gelegenheit, dich in der Kirche zu vernehmen.“ — Armer Mann! er bedachte nicht, daß ſie keine andere Stimme hören mochte, weil die Liebesworte des jungen Paſtors im Dorfe ihr gar berauſchend zu den Ohren tönten. Eliſabeth, die Jüngſte, war ohne Zweifel die Hübſcheſte von allen vieren; Empfindſamkeit war ihre ſtarke, oder beſſer geſagt — ihre ſchwache Seite. Sie ſeufzte ſelbſt ſehr oft, und machte Andere oft ſeufzen. Ich dachte, als ich ſie zuerſt erblickte, wohl nicht daran, daß dieß ein Neſt von künftigen alten Jungfern ſey — aber es war doch ſo, und als ich ſie das nächſte Mahl beſuchte, lebten ſie mit einander wie Geſpenſter. Wie ich die nächſten dreyßig Jahre zubrachte, mag den Leſer wenig intereſſiren; ich übergehe deßwegen dieſe Periode und komme nach Littleton zurück.

Die Zeit iſt wie ein unartiger Junge, welcher in unſerer Abweſenheit ſpielt und ſich herumtummelt, alles aber ſo unter einander und in Unordnung wirft, daß wir es nur mit Mühe wieder erkennen mögen. Als ich Littleton zum zweyten Mahl beſuchte, hörte ich, daß der gute alte Rector bereits todt ſey und daß ſeine Töchter zuſammen lebten, und die „weiße Hütte“ bewohnten.

Ich war beynahe froh zu hören, daß ſie noch ledig waren, obſchon ich über dieſe Nachricht ſehr erſtaunt war. Ich wußte, daß ich wohl empfangen werden würde, da alle ihre alten Neigungen durch anderweitige ewige Ketten nicht gefeſſelt würden. Ich wußte, daß ich keinem hochmüthig fragenden Blicke eines Ehemannes begegnen würde, nach deſſen Manieren ich mich zu bequemen hätte. Ich hatte indeſſen viel zu thun, ehe man mich erkannte, noch mehr aber, um die Damen zu unterſcheiden, eine von der andern, und ihr gegenwärtiges Äußere mit dem früheren in Verbindung zu ſetzen; denn Anna's Anziehungskraft war vorüber, und Eliſabeth hatte zu ſeufzen aufgehört. Als wir uns aber gegenſeitig wieder erkannt hatten, waren wir herzlich froh, einander zu ſehen, und wir ſprachen Alle und von allerley auf einmahl.

(Der Beſchluß folgt.)

Dem ſcheidenden Freunde.

Sag' wie heißt das Blümchen voller Luſt,
Anſpruchslos, ſo ſanft und mild,
In der Unſchuld Blau gehüllt,
Reich an Balſam für die wunde Bruſt,
Wenn in ihr das Herz auch bricht?
Nenne es — Vergiß mein nicht.

M. D. Ettinger.

Das Blumenmädchen auf dem Pont neuf.

Ich ging über den Pont neuf zu Paris, als ein Träger von der franzöſiſchen Bank, ermüdet von der Laſt, die er auf der Achſel trug (ein Sack mit 9000 Francs in Silber), ſtehen blieb und ſich an die Lehne der Brücke ſtützte; in demſelben Augenblicke entſchlüpfte ihm aber auch entweder aus Unvorſichtigkeit oder Ungeſchicklichkeit der Geldſack und fiel hinunter in die Seine, welche gerade an dieſer Stelle ſehr tief iſt. Nie werde ich ſeinen Blick der Verzweiflung vergeſſen. Er machte eine Bewegung, als ob er ſich dem Gelde nachſtürzen wollte, und ich glaube, er würde ſeinen Vorſatz auch ausgeführt haben, wenn nicht eine niedliche, hübſche Veilchenverkäuferinn Geiſtesgegenwart genug gehabt hätte, ihn mit beyden Armen zu umfaſſen und um Hülfe zu rufen, welche ihr auch ſogleich geleiſtet wurde. „Laßt mich gehen! Laßt mich gehen!“ rief er, „ich bin auf immer unglücklich. Meine Frau, meine Kinder! was ſoll aus euch werden?“ Eine Menge Stimmen erhoben ſich, theils zu tröſten, theils zu fragen, was es gebe, über alle aber ſchallten die ſilberhellen Töne des kleinen Blumenmädchens weg, welches ſagte: „Nur Geduld, lieber Mann! Sie haben nichts verloren. Es möge Jemand nach den Tauchern gehen, welche das Geld gewiß finden werden.“ Sogleich lief ein halbes Dutzend nach den Tauchern, und die Zurückbleibenden tröſteten den Armen, ſo gut ſie konnten. Einer brachte ihm ein Glas Liqueur, ein Anderer Branntwein, ein Dritter Eau de Cologne und vier, fünf Andere Zuckerwaſſer, das Blumenmädchen aber reichte ihm ein Glas reines Waſſer und ſagte: „Trinken Sie, es wird helfen.“ Und wirklich ſchien ihm darnach leichter zu werden, ob in Folge des kühlen Tranks oder der mitleidigen Weiſe, womit es ihm gebothen wurde, weiß ich nicht. Sein Blick beſänftigte ſich, ſein Entſetzen löſete ſich in einen Thränenſtrom und endlich hatte er ſich in ſo weit gefaßt, daß er den Umſtehenden für ihre Theilnahme danken konnte. Bald kamen nun die Taucher und Einer ließ ſich ohne Zeitverluſt in den Fluß hinunter. Die ängſtliche Erwartung, welche auf allen Geſichtern lag, läßt ſich beſchreiben. Endlich erſchien der Taucher wieder und brachte — nicht den Geldſack, wohl aber ein eiſernes Käſtchen herauf, das man ſogleich aufſchlug. Es war mit Zwanzigfrankenſtücken in Gold gefüllt, welche eine Summe von beynahe 12,000 Frcs. machten, wie man ſich durch ſchnelle Zählung überzeugte. Es waren drey Taucher anweſend, welche ihre Freude über den glücklichen Fund kaum zu mäßigen wußten und ihn ſogleich unter ſich theilten. Darauf ließ ſich ein Anderer in das Waſſer hinab, welcher auch glücklich den Geldſack zurückbrachte. Der arme Mann konnte kaum ſprechen, als man ihm denſelben zurückgab, endlich aber brach er in die Worte aus: „Gott vergelte es Euch, Ihr wißt nicht, welchen Dienſt Ihr mir gethan habt. Ich bin Vater von fünf Kindern, war früher in guten Umſtänden, ward aber von einer Reihe von Unglücksfällen in die größte Noth gebracht. Es blieb mir nichts übrig, als ein tadelloſer Ruf, und Wandel und dieſe verſchafften mir mein jetziges Amt. Nur eine Woche erſt ſtehe ich in demſelben, und heute hätte ich es, ohne Eure Hülfe, wieder verloren. Ihr habt meinen Kindern den Vater erhalten; denn ich hätte das Elend, das ich über ſie gebracht, nicht überlebt. Gott vergelte es Euch, er allein vermag es!“ Während er dieß ſagte, ſuchte er in ſeinen Taſchen und brachte einige Francs heraus. „Dieß iſt alles, was ich habe; es iſt wenig, aber ſagt mir, wo Ihr wohnt, und morgen. . .“

„Keinen Pfennig,“ unterbrachen ihn die Taucher einſtimmig. Einer ſetzte hinzu: „Warten Sie einen Augenblick, ich will meinem Cameraden ein paar Worte

ſagen.“ Sie traten auf die Seite, und kurz darauf fuhr der Taucher fort: „Wir haben alle einen Sinn.“ Wenn wir Ihnen einen Gefallen gethan haben, ſo ſind Sie auch die Urſache unſeres Glückes, wir müſſen deßhalb mit Ihnen theilen, was uns Gott durch Sie gegeben hat. Wir wollen das gefundene Gold in vier gleiche Theile theilen.“ Der Träger wollte ſich weigern, ſeine Stimme ward aber von den Beyfallsrufen der Umſtehenden übertäubt. Das Gold wurde alſo getheilt, und der Träger trotz ſeinem Sträuben genöthigt, ſeinen Antheil anzunehmen. Darauf entfernten ſich die Taucher, der Träger zögerte aber noch, und ich hatte Muße genug, auch zu warten. Er trat zu dem niedlichen Blumenmädchen, dem er mit Thränen in den Augen dankte, ſich dann ſechs Veilchenſträußer zum Andenken an ſie für ſeine Frau und ſeine fünf Kinder geben ließ, ihr hierauf etwas in die Hand drückte, und, ohne ihren Dank abzuwarten, fortging. Das Mädchen ſah ihm mit freudeſtrahlenden Augen nach. „Was verlangen Sie für den Reſt der Sträußchen“? fragte ich. — „Geben Sie mir, was Sie wollen,“ antwortete ſie augenblicklich, „denn das Geld des guten Mannes brennt mich in der Hand, bis ich es meiner Mutter gebracht habe.“ Der Leſer wird glauben, daß der Handel bald geſchloſſen war und das Beutelchen des Mädchens noch ſchwerer wurde, da ich mir vorgenommen hatte, auch meinerſeits etwas zur Belohnung einer raſchen guten That beyzutragen. Sie eilte mit ihrem kleinen Schatze nach Hauſe und ich begab mich ebenfalls in meine Wohnung, aber nicht ohne den Vorſatz, das gute Blumenmädchen auf dem Pont neuf öfter zu beſuchen. D.

Auflöſung

des Räthſels im vorigen Blatte:

Thränen.

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. priv. Theater in der Joſephſtadt.) Auf dieſer Bühne trat Hr. Raimund im „Diamant des Geiſterkönigs,“ welcher zu ſeinem Vortheile gegeben wurde, als Florian auf. Wer Raimund's Bahn beobachtet hat, der muß den Abſtand bewundern, welcher rückſichtlich der poetiſchen Kraft zwiſchen dieſem Stücke und dem darauffolgenden „Feenmädchen“ Statt findet. Wer hätte ſchließen wollen, daß Raimund's Genius dieſe Richtung nehmen würde? Hier iſt er noch harmlos, rein ergötzlich, einfach, kurz ächt wieneriſch, dort tritt mit einem Mahle ein ironiſcher Ernſt mitten in die Gebilde des Scherzes, und kämpft mit ihnen um jeden Schritt; noch gewaltiger tritt dieſe Tendenz im „Alpenkönig“ hervor, aber zugleich auf die Spitze geſtellt, ein Moment weiter, und die Gränze iſt verrückt. Raimund muß ſich demnach kräftig wieder der alten Muſe zuwenden, ſein Wille muß hier ſein Gemüth beherrſchen, das ihn ewig zum Tragiſchen hinzieht, und eben deßwegen darf er auch nicht befürchten, daß die ernſte Lebensanſicht je aus ſeinen Producten gänzlich zurückgedrängt werden würde. — Raimund als Florian iſt bereits 200 Mahle hier geſehen worden, — darum nichts über ſein Spiel. Dlle. Dielen als Mariandel, iſt, wie immer im Geſange, nicht ſo im Spiele lobenswerth. Das Locale ſcheint ihr Fach nicht zu ſeyn. Hr. Rott als Pamphilius ſo wie die übrigen Mitſpielenden waren ſämmtlich zweckmäßig beſchäftigt.

Am 30. März ſang Dlle. Heinefetter zum letzten Mahle im „Barbier.“ Das Haus war übervoll. Dank ihr, der Lieblichen, die alles entzückt, Dank dem ausgezeichneten Streben der Direction! — G —

Concertanzeige.

Am 15. April, Abends um 7 Uhr, wird in dem k. k. großen Redoutenſaale zum Beſten des Fondes des Vereins zur Verſorgung und Verpflegung armer erwachſener Blinden eine große muſicaliſche Academie in zwey Abtheilungen gegeben. Die vorkommenden Muſikſtücke ſind: Erſte Abtheilung: 1) Jubel-Ouverture von C. M. v. Weber. 2) Duo aus der Oper: Emilia di Liverpool, componirt von Donizetti, geſungen von Dlle. Marie Ehnes und Hrn. Pöck, Mitglied des Theaters in der Joſephſtadt. 3) Adagio und Rondo des Clavier-Concertes in H-moll, vorgetragen von Hrn. C. M. v. Bocklet. 4) Variationen für vier Singſtimmen mit Begleitung des Chors, der Harfe und der Blas-Inſtrumente, componirt von Hrn. B. Randhartinger, Mitglied der k. k. Hofcapelle, vorgetragen von den Dlln. Marie Ehnes, Caroline Botgorſcheck, den HH. Ludwig Titze und Staudigel; Dlle. Eliſe Krings ſpielt das Harfen-Solo. 5) Arie von Roſſini, geſungen von Dlle. Sabine Heinefetter. 6) Triumphmarſch, componirt von Hrn. Prohaska, k. k. Hoftrompeter, vorgetragen von vierzig Trompetern, dem ganzen Orcheſter, den Muſikcorps des löbl. k. k. Artillerieregiments und des löbl. k. k. Linienregiments Prinz Waſa. Zweyte Abtheilung. 7) Duett aus der Oper: Semiramide, von Roſſini, geſungen von Dlle. Botgorſcheck und Hrn. Staudigel, k. k. Hofcapell- und Hof-Opernſänger. 8) Variationen für die Harfe mit Orcheſterbegleitung, vorgetragen von Dlle. Eliſe Krings. 9) Jägerchor aus der Oper: „Euryanthe,“ vorgetragen von achtzig Männerſtimmen mit Begleitung von vierzig Waldhörnern. 10) Concertino für die Clarinette, von C. M. von Weber, vorgetragen von Hrn. Klein, Mitglied des k. k. Hofoperntheater-Orcheſters. 11) Scene aus der Oper: Semiramide von Roſſini, vorgetragen von Hrn. Pöck und dem Chor. — Eintrittskarten auf die Gallerie zu 2 fl. und in den Saal zu 1 fl. C. M. ſind zu haben: in der Privatkanzley Sr. kaiſerl. Hoheit des Erzherzogs Anton, in der Singerſtraße im deutſchen Hauſe, 3. Stiege, 1. Stock rechts; in den Kunſthandlungen der HH. Bermann, Diabelli, Haslinger und Mechetti, an der Hofoperntheatercaſſe, und am Abend der Production an der Caſſe ſelbſt.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Sammler

Dinſtag, den 46 16. April 1833.

Die Unvermählten.

(Beſchluß.)

Es war gegen Ende Auguſts. Die Witterung war noch erträglich, aber es hatte kürzlich viel geregnet, und es gab einige dichte Wolken, auch brummte der Wind ein wenig, wie ein Schulmeiſter, der ſeinem Zöglinge einen zurechtweiſenden Schlag angedeihen ließ, und ihn ſo anſieht, als ſey er geneigt, noch etwas hinzuzufügen. Das Häuschen war enge, nett und hell. Es war nur ein Beſuchzimmer, aber ein recht artiges. Ein ſchmaler Teppich bedeckte den halben Fußboden; ein gegoſſener Kamin ſtand in der einen Ecke, eine Stickerey, welche Abraham darſtellte, als er Iſak zum Opfertode führte, hing über der Thür. Eine alte Harfe, in ſchwarzem Mahagonygehäuſe, ſtreckte ſeinen Leviathan längs der einen Seite des Gemaches; ſechs überaus ſchwere und krummgeſchweifte Stühle mit hoher Lehne und kurzen Füßen und geſtickten Polſtern ſtanden rings umher, und einer von ihnen mochte wohl breit genug ſeyn, alle vier Schweſtern, nach ihrer Manier zu ſitzen, in ſich aufzunehmen. Ich erinnerte mich, dieſe Stühle im Speiſeſaale des ſel. Rectors geſehen zu haben; aber damahls war auch ein großer Bengel von Bedienten zur Hand, um ſie von der Stelle zu bewegen. Der Kamin war ohne Feuer, und ich konnte mich des Gedankens kaum erwehren, daß ein Ofen ohne Feuer gegen das kalte Ende des Auguſts *) einigermaßen wie eine alte Jungfer ausſieht. Doch die Damen waren ſehr geſprächig, und redeten alle zuſammen, oder was auf eins herauskam, wenn die Eine anfing, kamen die andern alsbald nach, wie auf einer Jagd, oder, um es treffender zu bezeichnen, wie eine Fuge. Sie ſprachen laut, und ſaßen recht gerade, was ich für ein Zeichen ihrer Geſundheit hielt; aber ſie waren nichts weniger, denn ſie lebten zu ſparſam, da das Vermögen ihres Vaters weit geringer ausgefallen war, als ſie es vermutheten, und dennoch mußten ſie anſtändig leben, weil ſie mit den erſten benachbarten Familien noch in Verbindung ſtanden.

Als ich hinkam, hatte ich noch nicht geſpeiſt, aber ich vermuthe, ſie hatten es bereits gethan, denn ſie luden mich auf einen Thee ein, und obſchon mir Eſſen lieber als Thee geweſen wäre, ſo gab ich doch nach aus alter Bekanntſchaft. Sie drangen ſehr in mich, ein Glas Wein zu trinken, und ich ließ mich dazu bewegen; hinterher bereute ich es, denn ältliche Damen haben ein Vorurtheil gegen den Wein, und ſehen den ſcheel an, der ihn liebt. — Dann tranken wir alſo Thee; ich erkannte die alten Schalen und Löffel wieder, den kleinen ſilbernen Theekeſſel, und den ſilbernen Rahmſchö-

*) In England beginnt zu dieſer Zeit ſchon die zweyte Periode des Herbſtes.

pfer, und die Zuckerzängchen; ich freute mich, den Keſſel zu ſehen, denn er trug dazu bey, ein wenig das Zimmer zu erwärmen. Der Thee machte uns ganz geſprächig, nicht daß er etwa ſo ſtark geweſen wäre, um uns ſonderlich zu exaltiren; nein, denn die Wahrheit zu ſagen, er war ſehr ſchwach. Ich hätte ſehr gerne ein Stückchen Butterſchnitte genoſſen, aber ſie verehrten mir das letzte Schnittchen, ich konnte alſo nicht daran denken, es zu nehmen, und ſo kam es in die Küche an die Magd, welcher ich es eben nicht mißgönnte, denn ſie war nicht fetter als ihre Herrſchaft.

Endlich äußerte ich den Wunſch, ihre reſpectiven Biographien zu vernehmen, mit andern Worten: ich wollte wiſſen, wie es kam, daß ſie ledig geblieben waren, denn die Geſchichte einer alten Jungfer iſt eine Reihe von Deſertionen aus der Ehe. Meine Bitte ward erfüllt, und Mary, als die Älteſte, begann:

„Ich glaube, Sie erinnern ſich noch meines Freundes, des Herrn M. H.?

„Ja wohl," ſagte ich „lebt er noch?

„Er lebt und iſt unvermählt."

Ich lächelte und ſagte: „Wirklich?" — Mary lächelte nicht.

„Ja," fuhr ſie fort, „er lebt noch und lebt einſam. Ich ſehe ihn gelegenheitlich, aber ſeit den letzten Jahren ſelten. Sie erinnern ſich, — ich darf es wohl ſagen, wie angenehm er als Geſellſchafter war, und wie höflich. Er war ganz von der alten Schule, aber leider bloß rückſichtlich ſeines Benehmens. Sein Glaube hatte viel von der neuen an ſich. Er hatte ſich in Cambridge ſo an eine Secte angeſchloſſen, und obwohl er ſonſt im Allgemeinen ein guter und ernſthafter Menſch war, ſo verwirrte er ſich dennoch den Kopf mit ſonderbaren Ideen, und als die Zeit kam, wo er den Gradus erhalten ſollte, wollte er nicht, und ließ ſich in gottloſe Discuſſionen ein. Einige Leute gingen ſo weit, zu ſagen, er ſey nicht beſſer als ein Socinianer, aber ich glaube es nicht. Doch, glaube ich, wäre es für die Tochter eines Paſtors nicht paſſend geweſen, einen Mann zu heirathen, deſſen Anſicht nicht im Reinen war. Wir thaten alles, was in unſerer Macht ſtand, um ihm zu beweiſen, daß er Unrecht hatte, und er gab ſich wieder viele Mühe, um uns zu überzeugen, daß er Recht hatte, aber Beydes war umſonſt. In der That, er ſchien ſich als eine Art von Märtyrer zu betrachten, bloß weil wir zu ihm ſprachen, und ſuchte mir ſehr ſcharfſinnig zu beweiſen, daß Einheit der Glaubensmeinung zur Zufriedenheit nicht weſentlich ſey. Aber, wie mein Vater ſehr richtig bemerkte, wenn ein Menſch zu zweifeln anfängt, ſo iſt es unmöglich zu beſtimmen, wo er enden wird. Ich gab daher nicht nach; ſo ſteht die Sache jetzt, und ſo wird es bleiben, bis es endet."

Alle Schweſtern gaben ihr Recht, und nun erzählte Martha ihre Geſchichte. „Gerade um die Zeit, als Sie Littleton beſuchten, machte mir der junge B —, der mir lange mit beſonderer Aufmerkſamkeit gehuldigt hatte, einen Heirathsantrag. Er war ein ganz leidlicher Menſch von Erziehung, nur ein wenig flatterhaft. Sein Vater jedoch, dieſer Ehe ſehr abgeneigt, brach ſeinen freundlichen Umgang mit uns ab, und verfolgte uns auf jede Weiſe. Mein Vater war ſtolz, und vergalt Bitterkeit mit Bitterkeit. Doch mit dem Haß des Alten wuchs die Liebe des Sohnes. Er machte mir den Vorſchlag, in eine ſchottiſche, das iſt, geheime Heirath einzuwilligen, dagegen war aber wieder mein Vater, der ſein Kind nach den engliſchen Geſetzen vermählt wiſſen wollte. Endlich ſtarb der Alte, und das mächtigſte Hinderniß unſerer Verbindung war beſeitigt. Aber nun geboth der Anſtand eine Zeitlang zu trauern; inzwiſchen knüpfte der junge Squire, deſſen Liebe ſich in der Länge vermindert hatte, mit einer reichen Witwe in London ein Verhältniß an, und heirathete ſie. Sie leben jetzt geſchieden."

„Ihr waret der erſten Liebe treu," ſagte ich.

„Ich aber," begann Anna jetzt, „hatte ein ganz anderes Geſchicke. Ich hatte vier Heirathsanträge, ehe ich neunzehn Jahre alt war, und ich wollte meine Urtheilskraft anſtrengen, um zu entſcheiden, welcher von ihnen meiner am würdigſten ſey; ſo ging ich, und ſprach und ſang und ſpielte, und neckte mich mit Allen um die Wette. Ehe ich aber über die Wahl einig werden konnte, verlor ich alle Liebhaber auf einmahl. Es iſt recht betrübt, daß wir in der Nothwendigkeit ſind, einen Schritt, von dem das Leben abhängt, zu der Zeit zu wagen, wo wir das Leben am wenigſten kennen."

„Es iſt unnütz," bemerkte ich, „mehrere Freyer zu gleicher Zeit zu beſitzen."

„Ich fand es eben ſo unvortheilhaft," ſagte jetzt Eliſabeth, „ſie nach einander zu haben. Mein erſter Liebhaber gewann mein Herz durch ſeine Geſchicklichkeit im Flötenſpielen. Es war ein Lieutenant bey der Marine, der in der Nachbarſchaft zum Beſuche kam. Mein Vater mißbilligte meine Wahl, aber ich ſagte, ich könne nicht leben, und er gab ſeine Zuſtimmung. Aber ach! das Schiff meines Flötenſpielers wurde nach Weſtindien beordert, und ich hörte nichts mehr von ihm. Der Zweyte, der, wie

manche Leute ſich äußerten, dem Erſten ein wenig zu ſchnell folgte, war ein Arzt, der ſich in unſerem Dorfe niedergelaſſen hatte; zum zweyten Mahle erpreßte ich die Einwilligung meines Vaters, aber der Arzt ging von dannen. Ein Dritter kam, und zum dritten Mahle gab mein Vater nach, aber der gute Mann hörte, daß meine Mitgift eben nicht glänzend war, und zog ſich zurück. So ging es noch einige Mahle fort, bis ich des Wechſels am Ende gewohnt war, und ganz gleichgültig dabey blieb. —

So endigte die Reihe der Erzählungen, und nach dem Thee gingen wir in den Garten. Es war ein ſchmales viereckiges Gärtchen, ſo klein, daß wir, als wir herumgingen, ausſahen, wie die Nahmenszüge in einer runden Gemme, es war ſchwer zu ſagen, welcher der Erſte ſey. Ich drückte ihnen beym Abſchiede die Hand, aber fein artig, aus Furcht ihnen weh zu thun, denn ihre Finger waren lang, kalt und abgezehrt. Das nächſte Mahl, als ich hin kam, waren ſie alle in ihren Gräbern, und nicht viel kälter, als da ich ſie in der Hütte ſah. Sigmund.

Das ſeltſame Haus.

Hier auf Erden ſteht ein Häuschen,
Klein, doch künſtlich aufgebaut,
Aus dem weder Thor noch Fenſter
Grüßend dir entgegenſchaut.

Und im Häuschen ſich befinden
Bloß zwey kleine Kämmerlein,
Dorten ziehen, angekommen,
Gäſte friſch und munter ein.

Manchmahl wächſt die Zahl erſtaunlich,
Gäſte kommen nah' und fern,
Der im Röckchen eng' und dürftig,
Der mit blitzend gold'nem Stern.

Carneval und Promenaden,
Badort und manch luſt'ger Schmaus
Schicken Gäſte ſchaarenweiſe
In das gaſtlich kleine Haus.

Jeder dünkt ſich Herr im Hauſe,
Wähnt, er herrſche hier allein,
Glaubt, daß keiner ſonſt bewohne
Die zwey lieben Kämmerlein.

Doch ich ſeh' dich ſpöttiſch lächeln,
Liebchen! Glaubſt, ich künde Scherz,
Will dir gleich das Häuschen nennen:
Wiſſ', es iſt das Mädchenherz.

Leopold Clappert.

Der elektriſche Aal.

Der elektriſche Aal (Gymnotus) iſt der größte Fiſch dieſer Gattung. Es gibt deren von 5 Fuß 4 Zoll bis 5 Fuß 7 Zoll Länge. Eines dieſer Thiere, das 4 Fuß 1 Zoll maß, wog 15¾ Pfund, und hatte 3 Zoll 7 Linien im Durchmeſſer. Seine Farbe war ein ſchönes Olivengrün; unter dem Kopfe war es gelb mit Roth gemiſcht. Längs dem Rücken ziehen ſich zwey Reihen kleiner gelber Flecken hin, und in der Mitte eines jeden befindet ſich eine kleine Öffnung, die zur Abſonderung des Saftes dient, von dem die Haut des Fiſches ſtets glatt und ſchlüpfrig erhalten wird. Die Schwimmblaſe iſt von großem Umfang, und vor ihr befindet ſich eine andere kleinere. Erſtere wird von der Haut durch eine Fettmaſſe getrennt, und ruht auf den elektriſchen Organen, die zwey Drittheile von dem ganzen Fiſch einnehmen. Herr v. Humboldt fand dieſen Aal in dem ſtehenden Gewäſſer, das den Orenoco umgibt. Zur Vertheidigung dient dieſen Fiſchen ihre ungemeine Behendigkeit, ſo daß es nicht möglich iſt, ſie mit Netzen zu fangen. Herr v. Humboldt ſchlug vor, betäubende Kräuter oder Wurzeln in das Waſſer zu werfen, wo man ſie ſpielen ſah, um ihrer vielleicht auf dieſe Art habhaft zu werden. Während man hierüber noch berieth, machten die Indianer, die zugegen waren, den Vorſchlag, die Aale mittelſt Pferden zu fiſchen, wie ſie es häufig zu thun pflegen. Wirklich liefen ſie auch, ſo ſchnell ihre Füße ſie tragen konnten, über die Savannen, und kehrten mit einigen dreyßig Pferden zurück, die ſie in das Sumpfwaſſer trieben. Der Lärm, den die Pferde mit ihren Hufen machten, trieb die Aale zu Tauſenden aus dem tiefen Schlamm und reizte ſie zur Vertheidigung. Der Kampf, der nun zwiſchen dieſen ſo höchſt verſchiedenen Thieren begann, war merkwürdig anzuſehen. Die Aale, welche großen ſchmutziggelben Waſſerſchlangen glichen, kamen auf die Oberfläche des Waſſers, und ſammelten ſich unter den Bäuchen der Pferde und Maulthiere. Die Indianer, mit Harpunen und langen dünnen Rohren bewaffnet, hielten den Sumpf eng umſchloſſen, und Einige kletterten auf Bäume, deren Zweige weit über das Waſſer hineinragten, und hielten durch ihr wildes Geſchrey und ihre langen Stäbe die Pferde ab, ſich dem Ufer zu nähern. Die Aale, von dem Lärm in Verzweiflung gebracht, entluden ihre elektriſchen Batterien, und ſchienen lange Zeit im Vortheile zu ſeyn. Mehrere Pferde fielen von der Gewalt der unſichtbaren Schläge, die ſie an den empfindlichſten Theilen ihres Körpers erhielten, und

ſanken betäubt von den wiederhohlten elektriſchen Erſchütterungen zu Grunde. Die andern ſchnaubend, mit aufgeſträubten Mähnen, ſtieren Augen und allen Zeichen der furchtbarſten Angſt, ſuchten den Angriffen ihrer ſchrecklichen Feinde zu entfliehen; allein die Indianer am Ufer trieben ſie immer wieder in den Kampf zurück. Einigen gelang es jedoch, die Wachſamkeit der Indianer zu täuſchen, und das Ufer zu erreichen, wo ſie erſchöpft, und von den elektriſchen Schlägen an allen Gliedern betäubt, auf den Sand niederſtürzten. In weniger als fünf Minuten waren fünf Pferde todt. Die Aale, indem ſie ſich dicht unter den Bauch der Pferde drängten, und hier ihre elektriſchen Entladungen nach ihrer ganzen Länge anbrachten, trafen zu gleicher Zeit Herz, Eingeweide und das Sonnengeflecht der Magennerven ihrer Feinde, und wirkten daher auf dieſe weit ſtärker, als ſie es bey Menſchen vermögen, deren Hände nur den elektriſchen Schlägen ausgeſetzt ſind. Übrigens ſcheint es auch, daß die Pferde nicht ſowohl getödtet, als nur betäubt wurden, und dann ertranken. Die Aale zerſtreuten ſich endlich und näherten ſich dem Ufer, wo man fünf mit Harpunen, die an lange Stricke befeſtigt waren, erlegte. Gegen Abend wurden noch einige gefangen, und Herr v. Humboldt dadurch in den Stand geſetzt, die gewünſchten Unterſuchungen an dieſem merkwürdigen Fiſche anzuſtellen.

Die ſchönſte Farbe.

Sonnett.

An ein Mädchen.

Das Menſchenaug' beherrſcht der Farben Macht;
Des Saphirs und des reinen Äthers Blau;
Das helle Hoffnungsgrün auf Feld und Au;
Das Roth der Roſe, die dem Lenz' erwacht;

Das furchtbar ſchöne Schwarz der Wetternacht;
Der Sonne gold'nen Strahl im Augenthau;
Des Regenbogens ſiebenfärb'gen Bau,
Der auf zum Himmel reicht in hehrer Pracht!

Doch fragſt du, wie der Farben ſchönſte heiße?
— Wer in dem Unſchuldkleide Dich erblickt,
Der ruft mit mir: Sie iſt's, die heil'ge Weiße!

Wenn mich der zücht'gen Jungfrau Nah'n entzückt,
Iſt's, als erſcheine mit dem Lilienſtängel
Ein Weſen mir vom ſel'gen Reich der Engel!

Carl Ad. Kaltenbrunner.

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldſtadt.) Mit Vergnügen ergreift Referent dießmahl die Feder, um für eine Sache das Wort zu führen, welche zwar ſchon für ſich lobend ſpricht, inzwiſchen aber auch der öffentlichen Würdigung und Anerkennung nicht entbehren ſoll. Das, am 8. d. M. wieder eröffnete Theater in der Leopoldſtadt lieferte den kräftigſten Beweis, daß es ſeinem Eigenthümer und Director weder am Willen noch an den Mitteln fehle, ſich den Beſuch des Publicums zu verdienen. Die neue Decorirung und theilweiſe Umſtaltung des äußeren Theaterſchauplatzes war ein lange gefühltes Bedürfniß, welchem gegenwärtig Hr. v. Marinelli auf das entſprechendſte abgeholfen hat. Man hat dem Zeitgeiſte ein Opfer gebracht, welches nur in einem großen Beſuche des Theaters einen Erſatz finden kann. Wir enthalten uns einer detaillirten Beſchreibung des neu decorirten Theaters, indem wir überzeugt ſind, daß die Neugierde der Theaterfreunde ſich in loco das metamorphoſirte Theater beſchauen wird. Das Ganze iſt in jeder Hinſicht dem Geſchmacke convenirend hergeſtellt. Am Tage der Eröffnung gab man zum erſten Mahle: „Die Geiſter der Bühne.“ Geiſterſpuk in einem Acte, als Vorſpiel zur Reſtauration des Theaters, vom Verfaſſer der Poſſe: „Die Lieb' auf der Alm.“ Das Stückchen erfüllt ſeinen Gelegenheitszweck; auf ein größeres Lob wird es nicht rechnen. Hierauf gab man des beliebten Pantomimenmeiſters Carl Schadetzky brave Pantomime: „Die Zauberſchere,“ oder: „Der Raub der Columbine.“ Die Pantomime, ging mit der Rundung zuſammen wie man es bey dem gegenwärtig blühenden Zuſtande der Pantomime dieſes Theaters jetzt immer erwarten kann. Schadetzky als Pierot, ein Comus Scholz in ſeiner Sphäre, unterhält für Zwanzig. Vor dem Gelegenheitsſtücke executirte das Orcheſter die Ouverture aus Sulmona, vom Capellmeiſter Lindpaintner, mit Kraft und Ausdruck. Nach dem Vorſpiele wurde eine neue Vordercourtine herabgelaſſen, von Hrn. Michael Mayr, mit Figuren von Hrn. Krammer, Hiſtorienmahler. Beyde Künſtler haben, jeder in ſeiner Gattung bildender Kunſt, ſich einen Nahmen erworben, der durch den erwähnten Gegenſtand wieder gewinnt. Auf die Draperieſuffiten und das Contraportal von dem Theaterdecorationsmahler Stephan Dollinger machen wir ebenfalls aufmerkſam. Das Arrangement der Decorirung und die Angabe der Mahlerey des äußeren Schauplatzes gereicht Hrn. Joſeph Sailer zur Ehre, ſo wie der bürgerliche Spänglermeiſter Hr. Georg Wiſſalzer ſich um die prachtvolle Beleuchtung ein großes Verdienſt erworben hat. Die argandiſchen Lampen bilden eine äußerſt geſchmackvolle Arbeit, die eine lobenswerthe Anempfehlung verdient. Das Theater war, wie zu erwarten, ſtark beſucht.

G. P.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Im Comptoir des Oeſterr. Beob. iſt zu haben: E. Mayers, der k. k. Landwirthſchafts-Geſellſchaft in Wien gewidmetes, neueſtes teutſches Gartenbuch; eine vollſtändige Anweiſung zur Erziehung und Behandlung aller Gewächſe im Küchen-, Obſt-, Blumen- und Ziergarten, nebſt Obſt-Orangerie in Gartentöpfen, und Gartenkalender. Mit 66 Abbildungen. Neue wohlfeilere Ausgabe 1832. br. 2 fl. C. M.

Der Sammler

Donnerstag, den 47 18. April 1833.

Der lebendig Todte.

Ich war so eben in *** angelangt. Ich war früher nie in einer großen Stadt, es gefiel mir alles recht wohl. Ich hatte meine Empfehlungsbriefe abgegeben, war gut empfangen worden, mein Aufenthalt hätte nicht angenehmer seyn können. Am dritten Tage gehe ich ins Gasthaus zum Mittagsessen, es war bereits drey Uhr. Holla, dachte ich, heute darfst du nicht lange hier verweilen, sonst ist der Nachmittag verloren. Plötzlich geht die Thüre auf, und ein alter Bekannter meines Vaters tritt herein, der mich schon als Knabe stets recht gerne sah. „Grüß dich Gott, Junge!“ rief er von weitem, „ich wußte noch gar nicht, daß du in unserer Stadt bist; das freut mich doch so recht von Herzen dich zu sehen, Goldjunge. Kellner, heute trinke ich Zweygulden-wein, dieser Herr trinkt mit mir.“

„Aber ich bitte, ich habe nach Tisch Geschäfte!“

„Heute wirst du hoffentlich keine Geschäfte mehr machen, Herzensjunge! Trinke frisch drauf los. Wenn man sich so lange nicht gesehen hat, kann man schon ein paar Stunden dem Wiedersehen opfern. Deine Angehörigen sollen leben, alle!“

Nachdem es so ein paar Stunden fortging, und ich von meinem alten Freunde herrlich bewirthet wurde, bemerkte ich, daß es doch Zeit sey nach Hause zu gehen. Nach mehrmahliger Erinnerung, schickten wir uns endlich an, nach Hause zu gehen. Der alte Herr wohnte gleich neben an, und wünschte mir, wohl nach Hause zu kommen. Ich dachte an nichts Arges.

Es war zwar ein dunkler Novemberabend, dichter Nebel, und ich fremd in der grosen Stadt, dennoch dachte ich meine ziemlich ferne Wohnung zu finden. — Allein die Laternen schienen immer zu tanzen, und selbst die Pflastersteine lagen heute nicht fest, sie waren immer in schwankender Bewegung, das fühlte ich deutlich. Wir hatten zwar vorher vielerley Weine gekostet, aber dieß fiel mir in diesem Augenblicke nicht bey. Mit einem Mahle befand ich mich mitten auf dem Gemüsemarkt. Auf allen Seiten Weiber, die das Gemüse bringen, um es am Morgen zu verkaufen, beladene Wägen mit derselben Waare, alles durch einander rufend und taumelnd, wie es mir vorkam. Plötzlich bekam ich einen Stoß auf die Brust, einen andern zum Kopf, und liege besinnungslos am Boden. Von diesem Augenblicke an wußte ich nicht mehr, was mit mir vorging, erst nach vielen Wochen habe ich's erfahren.

Man hebt mich auf, untersucht meine Taschen, und findet weder meine Adresse, noch sonst etwas, was über meine Person Aufschluß geben könnte. Zum Glücke ist in der Nähe ein Wachposten, der von Invaliden bezogen ist; dahin bringen mich die Gemüsehändler, mich der Obhut dieser braven Leute anempfehlend. Man hielt mich Anfangs für todt, doch der Wachcommandant,

ein alter Corporal und groſſer Prakticus in derley Fällen, erklärt, daß ich betrunken ſey. Er läßt mich mit ein paar Kübel Waſſer übergießen, jedoch ohne Erfolg. Während dieſer Operation kömmt ein Commiſſär mit ſeinem Actuar und dem Chirurg.

Der Letztere tritt mit einer Amtsmiene an mich heran, dreht mich auf die rechte Seite, dann auf die linke, läßt mich auf den Rücken legen, und erklärt nach langem Nachſinnen mit vieler Beſtimmtheit, daß ich vollkommen todt ſey. Dieſe Erklärung hatte ihm wenigſtens ein Loth Tabak gekoſtet, ſo oft hatte er dabey ſeine Tabaksdoſe geöffnet, und daraus eine Priſe genommen. „Und das Hauptkennzeichen," ſagte er, „iſt, daß der Körper, trotz allen Herumzerrens, noch warm iſt."

„Nehmen Sie das zu Protokoll, Herr Actuar," befahl der Commiſſär.

„Der Leichnam fängt bereits zu riechen an," bemerkte der Actuar.

„Sie haben vollkommen Recht," verſetzte der Commiſſär, indem er ein Riechfläſchchen aus der Taſche zog, „gleich als wir hereinkamen, nahte ſich uns der Todtengeruch. Nehmen Sie das auch zu Protokoll. Es bleibt nun keinem Zweifel unterworfen, daß dieſer junge Mann durch Meuchelmord getödtet, und dann beſtohlen wurde, da man keine Papiere bey ihm fand."

„Er ward mittelſt eines Schlages auf den Kopf getödtet," beſtätigte der Wundarzt, eine neue Priſe nehmend.

„Herr Actuar," ſagte der Commiſſär, weiter dictirend, „ſchließen Sie das Protokoll, morgen wird die weitere gerichtliche Unterſuchung eingeleitet. Für heute wiſſen wir genug. Es muß ja eine Tragbahre hier ſeyn," rief er, ſich an die Invaliden wendend.

„Ja, Herr Commiſſär," ſagte der Corporal, „wir haben auch einen Nothkaſten für Ertrunkene, er wurde aber noch nie gebraucht."

„Gut, alſo laßt den Leichnam ſogleich in das Spital tragen, aber gleich, der Geruch könnte ſonſt auf eure Geſundheit nachtheilig einwirken."

„Mit dem Nothkaſten?" fragte der Corporal aufhorchend, um nicht zu fehlen.

„Mit der Tragbahre, und laßt euch eine Beſcheinigung über den Körper geben. Die muß den Unterſuchungsacten beygelegt werden."

„Ich muß aber bitten," nahm der Chirurg das Wort, der bisher immer nachſinnend dageſtanden hatte, „daß die Section morgen vorgenommen werde, damit die Verweſung nicht zu ſehr überhand nehme."

„Schon gut!" bemerkte der Commiſſär, und das Kleeblatt entfernte ſich alsbald, worauf ich in das Spital gebracht wurde.

Dort angelangt, wurde ich ſogleich ausgezogen und auf den Sectionstiſch zwiſchen einen Ertrunkenen und einen Gehängten gelegt.

Höchſt wahrſcheinlich lag ich hier mehrere Stunden ohne Beſinnung. Gegen Morgen wirkte die Kälte kräftiger auf mich ein, als das angewandte Mittel des Corporals; ich erwachte wie aus einem tiefen Schlafe, fühlte mich ſehr unbehaglich, und eiſig kalt ſchauerte es mich durch den ganzen Körper. Meine Sinne kehrten allmählig zurück, ich fing an mich zu bewegen, und indem ich die Hand ausſtreckte, kam es mir vor, als wenn ich einen eiskalten Körper anzufaſſen bekäme.

Ich hatte den Arm meines Nachbars rechts, des Gehängten, erfaßt. Ich konnte nicht begreifen wo ich mich befand. Ich fing zu ſchreyen an, ſo ſtark ich es vermochte. Ich fühlte meine Bruſt heftig pochen. Nach und nach wurde ich mit meiner Lage vertrauter. Ich ſtand auf, und wollte dieſen Schreckensort um jeden Preis verlaſſen. Da Niemand meine Stimme zu vernehmen ſchien, ſo ergriff ich in der Angſt einen Beſen, der in einem Winkel lehnte, und ſtieß mit dem Stiel desſelben ein Fenſter ein, was einen furchtbaren Lärm verurſachte.

Über meine Entſchloſſenheit entzückt, horchte ich hin, feſt überzeugt, daß gewiß irgend Jemand kommen müſſe; ich betrog mich nicht. In einigen Minuten hörte ich ſchwerfällige Tritte, wie wenn Jemand eine Stiege herabkömmt: es war der Wächter. Auf mein Geſchrey hatte er Anfangs gedacht zu träumen, aber das Klirren der zerbrochenen Fenſterſcheibe hatte ihn völlig aufgeweckt und ihn überzeugt, daß der ſeltene Fall vorgekommen ſey, daß ſeine Pflegebefohlenen ſich ſtritten, und daß es höchſt wahrſcheinlich zu Thätlichkeiten gekommen ſey. — Die Neuheit des Vorfalls hatte ihn ſtutzig gemacht. Seit zwanzig Jahren auf dieſem Poſten, war ihm kein ähnlicher Fall vorgekommen. Er war ein braver Mann, ohne Vorurtheile und ein Freund der Ordnung. Er hatte gleich ſeinen Mantel umgeworfen, die Laterne angezündet, und war mit dem feſten Vorſatz herabgekommen, durch ſein Anſehen, ſeine Untergebenen, die doch ſtets ſo ruhig waren, zur Pflicht zurückzuführen.

„Was gibt es hier?" fragte er, mit etwas alterirter Stimme, die Thüre vorſichtig öffnend. Ich gewahrte einen Mann mit einer baumwollnen Schlafhaube, die Blendla-

terne in der Hand, welcher, mich erblickend, einen halbunterdrückten Schrey ausstieß und einige Stufen wieder zurückging.

„So macht doch auf, und laßt mich hinaus," rief ich, „ich kann es ja hier nicht mehr aushalten!"

„Wer ist das? Wer ruft?"

Worauf ich ihm meinen Nahmen und meine Wohnung nannte.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Ich bin ein Theil vom Fisch', auf meine Ehre,
Leb' doch in Teichen nicht, und nicht im Meere;
In Flüssen bin ich, und auch auf der Flur,
Nicht wahr, ich bin ganz eigener Natur?

M. D. Ettinger.

Osmanische Prunksucht.

Die älteste Tochter des Sultans Amurat oder Murad III. wurde am 19. May 1586 vermählt, und die Feyerlichkeiten bey diesem Feste geben einen Begriff von der Prunksucht des osmanischen Hofes. Wir entlehnen die Schilderung dieser Hochzeitfeyer einer jüngst in Venedig erschienenen Beschreibung der Festlichkeiten.

Der Vater des Bräutigams schenkte dem jungen Paare 500 irdische und himmlische Thiere aus Zucker; ein ungemein großes Zuckercastell, welches von einer großen Anzahl Matrosen geschleppt wurde; eine Maulthierladung Schminke, zum Bemahlen der Hände, Füße und anderer Theile des weiblichen Körpers, und vier solche Ladungen mit Confect. Das bedeutendste Geschenk der Mutter des Bräutigams war eine colossale Maschine aus vergoldetem Silber, mit vielen Türkissen besetzt, nach der Art eines Schulleuchters, theils rund, theils länglich, theils viereckig gearbeitet, aber zwanzig Ellen hoch, und an den meisten Stellen anderthalb bis zwey Ellen breit. Der Leuchter war mit Blumen und Laubwerk geziert, alles von Gold, Silber und Seide, und gewährte einen wunderschönen Anblick. Den Werth dieses riesenhaften Kronleuchters, welcher von einer Menge Menschen mittelst Tragestangen fortgeschafft werden mußte, schätzte man auf mehr als 20,000 Zechinen. — Unter vielen andern Gegenständen sendete die Pathinn auch fünf Ladungen von jenem Stoffe, dessen sich vornehme Türkinnen, wenn sie aus ihren Kutschen steigen, um ihr Haus oder ihren Garten zu betreten, als eines Schirmes gegen die Neugier bedienen; das Tuch wird nähmlich zu beyden Seiten ausgebreitet, und die Dame kann ungesehen hindurchschlüpfen.

Die Mitgift der Braut war 300,000 Zechinen. Als Ausstattung erhielt sie hundert Sclavinnen zu Pferde, in kostbarer brocatener Kleidung, welche Geldstücke unter die Menge warfen; sie ritten nach Art der Männer, begleitet von 50 sehr schönen schwarzen Eunuchen, welche ebenfalls ritten. Hinter den Sclavinnen kam einer, der ein goldenes Buch auf einem massiv goldenen, mit vielen Edelsteinen besetzten Schemel trug; dieß war der Koran, das Erbauungsbuch der Braut; endlich folgte einer mit einem silbernen Bratspieß, an welchem ein Hammel steckte, und drey andere trugen vieles Küchengeräth aus Silber.

Zu den Hochzeitsgeschenken gehörte, außer dem oben erwähnten Kronleuchter, noch eine andere kolossale Maschine dieser Art, zu deren ungehinderten Passage der Vorsprung mehrerer zu breiten Dächer niedergerissen, und Bäume umgehauen werden mußten. Die ungeheuern, mit Schmuck fast überladenen Gehäuse der Maschine, deren Basis die ganze Breite der Straße einnahm, ruhten auf einem Stangengitter, welches mit Schlingen versehen war, die in den Schultern der Träger hingen, und liefen nach oben pyramidalförmig zu. Der Admiral des Zeughauses, dem die Leitung der Maschine anvertraut war, wurde auf einem ähnlichen Gitter aus Stangen getragen. Edmund.

Notizen.

Concert des Herrn Klein.

Klein's anerkannte Virtuosität und die Zusammenstellung der übrigen Nummern spannte die Neugierde des Publicums auf einen sehr hohen Grad und verursachte auch, trotz des ins Freye lockenden Sonnenscheins, einen zahlreichen Besuch des Concertsaals. Man opferte willig den glänzenden Ostermontag-Spaziergang um die erwärmende Mittagsstunde der Gewißheit, vollkommenen Ersatz durch den bevorstehenden Kunstgenuß zu erhalten; allein die Wahrheit zu gestehen, die Entschädigung war schon deßhalb nicht vollwichtig, weil dem Publicum einiger Grund zum Unwillen gegeben wurde. Erstens machte Ref. schon öfters die Bemerkung, daß die Concertgeber ihr Wort nicht halten, und mit Kunstleistungen zu ködern suchen, denen sie gar nicht entsprechen können, und deren Nichterequirung sie kaum mit einem kleinen Absagezettel im Saale selbst, ohne große Entschuldigung, annonciren. Mancher, der vielleicht eben des abgesagten Stückes wegen das Concert besucht, erfährt nicht einmahl an der Casse seinen Irrthum, sondern erst nach gelöstem Billete im Saale selbst. Die Achtung für das Publicum erfordert gewiß, daß wenigstens am selben Tage jede

Veränderung öffentlich oder wenigstens an der Caſſe kund gegeben werde, und es verdient eine gerechte Rüge, wenn man fortwährend dem Publicum eine falſche Ankündigung gibt, wie es dießmahl mit der dritten Nummer, nähmlich: „Lied für Tenor und Waldhorn mit Begleitung des Pianoforte, neu componirt von Hrn. Thalberg, vorgetragen von Hrn. Tilge, Hrn. Lewy und dem Compoſiteur“, geſchah, welches nicht erequirt wurde, und wobey Thalberg ſelbſt auf keinen Fall hätte mitwirken können, da er bereits ſeit 14 Tagen Wien verlaſſen hat. Solche Lockungen ſind eines Künſtlers unwürdig, und müſſen indigniren. Der zweyte Grund lag in den Tondichtungen ſelbſt, wovon beſonders das Lied vom Capellmeiſter Lachner für Sopran, mit obligater Violine und Pianofortebegleitung, gerügt zu werden verdient. Lachner hat bereits viel Vortreffliches geliefert, allein dießmahl verfiel er in eine leere, leyerartige Monotonie und benützte keineswegs die reichen Mittel, die in dem ſeelenvollen Geſange einer Ehnes und in dem Meiſterſpiele eines Mayſeder ſich ihm darbothen. Das Verdienſt der Exequirenden wurde auch bey dieſer undankbaren Leiſtung anerkannt, und mit der Ehre des Hervorrufens gewürdigt. Die Compoſition des Quintetts concertant für Flöte, Oboe, Clarinette, Fagott und Horn, mit Orcheſterbegleitung, von Lindpaintner, vorgetragen von den HH. Zierer, Ullmann, Hürt, Lewy und dem Concertgeber, ſprach ebenfalls nicht an, indem Hr. Lindpaintner ganz überſah, durch den zweckmäßigen Gebrauch und die vereinigte Wirkung der ihm zu Gebothe ſtehenden Mittel einen Totaleindruck hervorzubringen, der das Gemüth des Zuhörers ergreift, und ihn zur Anerkennung und Bewunderung hinreißt. Einzelnheiten, ſo wie der Vortrag ſämmtlicher Künſtler, welche ihre Inſtrumente mit einer ſeltenen Kunſtfertigkeit und Sicherheit handhabten, und ſich beſonders durch die Hervorbringung der Gleichheit auszeichneten, womit die ſchwierigſten Paſſagen in ſchnellſter Abwechslung von den verſchiedenen Inſtrumenten durchgeführt wurden, fanden einſtimmigen, mit Recht verdienten Beyfall, welcher ſich am Ende bis zum Hervorrufen ſämmtlicher Mitwirkenden ſteigerte. Herrlich wurde Beethoven's Ouverture vorgetragen. Nach dieſem, das Publicum in eine günſtige und empfängliche Stimmung verſetzenden Tonſtücke ſpielte der Concertgeber ein Adagio und Rondo brillant neu componirt von Hrn. Grutſch, mit höchſter Vollendung. Der Schmelz ſeines Tones iſt noch unübertroffen, ſein Adagio berührt die zarteſten Saiten des Gemüthes, und macht ſie wohlthätig erklingen, während er das Ohr unendlich erquickt. Rechnet man dazu die Nettigkeit ſeiner Paſſagen, die Eleganz ſeines Vortrags, und überhaupt die Sicherheit im Pianiſſimo und Fortiſſimo, ſo darf man ihn mit vollem Rechte den berühmteſten Meiſtern auf dieſem Inſtrumente, als einem Bärmann, Iwan Müller, den Gebrüdern Bender, an die Seite ſtellen. Das Publicum erkannte auch die ſeltene Vorzüglichkeit dieſes Künſtlers, empfing und unterbrach ihn oft mit dem lebhafteſten Beyfalle, und würdigte ihn der Ehre eines dreymahligen Vorrufens. Noch müſſen wir das Rondo für das Pianoforte, aus dem Concerte in Asdur von Hummel erwähnen, welches Hr. Döhler, herzogl. Lucca'ſcher Kammervirtuoſe höchſt gelungen, und, was die Mechanik betrifft, mit Vollendung vortrug. Der junge talentvolle Künſtler fand ebenfalls die lauteſte Anerkennung, und man rief ihn einſtimmig hervor. Das Orcheſter beſtand aus den Mitgliedern des k. k. Hof-Operntheaters, und wurde von Hrn. Helmesberger geleitet, daher verſteht es ſich von ſelbſt, daß es, ſeinem alten Ruhme getreu, ſich meiſterhaft hielt. Der Saal war gedrängt voll.

Joh. Nep. H —

Nachrichten von fremden Bühnen.

München, den 4. April.

Unſere neue Theaterintendanz hat ihre Functionen unlängbar unter ſehr ſchwierigen Verhältniſſen angetreten. Das Perſonal der Oper war auf eine einzige Sängerinn beſchränkt und nur vier oder fünf einſtudierte Opern zu beſetzen möglich, als dieſelbe in Wirkſamkeit trat. Ein großer Verluſt drohte in der Perſon des Hrn. Bayer, deſſen Contract im Erlöſchen war und der mehrere vortheilhafte Anträge von auswärtigen Bühnen erhalten hatte. Eine Einigung mit ihm war um ſo ſchwieriger, als die Zeit ungemein drängte. Doch iſt es der Intendanz gelungen, dieſen Verluſt von der hieſigen Bühne abzuwenden; Herr Bayer, gewiß einer der erſten Tenoriſten Deutſchlands, iſt unter Bedingungen, die gleich vortheilhaft für ihn und die hieſige Bühne ſind, der letztern neuerdings auf zehn Jahre gewonnen. Aber ein anderer eben ſo ſchwer zu erſetzender Verluſt ſteht der Oper jetzt bevor. Der Geſundheitszuſtand der Mad Sigl-Veſpermann, welcher ſie ſchon ſeit mehr als anderthalb Jahren zu einer ſeltenen Erſcheinung auf unſerer Bühne machte, iſt von der Art, daß, neu eingeholten ärztlichen Zeugniſſen zufolge, der Gebrauch einer Badecur und längere Ruhe ihr unumgänglich nothwendig ſind. Unter dieſen Umſtänden mußte der Entſchluß gefaßt werden, Mad. Sigl-Veſperman vom 1. April an temporär zu quieſciren und zu erwarten, ob unausgeſetzte Pflege und die ſo unumgänglich nothwendige Ruhe ihre Geſundheit nicht in dem Grade wieder zu befeſtigen vermögen, daß es ihr möglich wird, wie früher wieder eine Hauptzierde unſerer Bühne zu ſeyn. Ungeachtet dieſes Verluſtes gelang es der Intendanz doch, durch eine neue Beſetzung, die „Stumme von Portici“ auf eine Art zu geben, wie wir ſie bis jetzt noch nicht geſehen hatten; eben ſo gewann die bey beleuchtetem Hauſe auf würdige Weiſe gegebene „Zauberflöte“ durch die neue zweckmäßige Beſetzung der Parthien der Genien und Damen. Wie wir aus ſicherer Quelle vernehmen, wird Roſſini's Meiſterwerk in der ernſten Gattung: die Oper „Wilhelm Tell,“ eben einſtudiert und baldigſt zur Aufführung kommen, ein Genuß, den wir lange genug vergebens erwarteten. Ungleich mehr Schwierigkeiten als bey der Oper möchte die Intendanz finden, das Schauſpiel wieder auf die unſerer Bühne angemeſſene Höhe zu bringen, da in demſelben faſt alle erſten Fächer unbeſetzt ſind, und für die, an Dlle. Hagn und dem verſtorbenen Urban erlittenen Verluſte ſchwer ein hinlänglicher Erſatz zu finden ſeyn dürfte. Auch Herr Eſſlair, dieſer Neſtor unſerer Bühne, ſteht im Begriffe, einen zweymonathlichen Urlaub, welcher ihm noch unter der vorigen Intendanz bewilliget wurde, anzutreten. Da auch ſeine Geſundheit ſo angegriffen iſt, daß er ſeit längerer Zeit nur höchſt ſelten hier auftreten konnte, ſo bedauern wir, daß er den ihm ertheilten Urlaub nicht dem urſprünglichen Zwecke gemäß zu einer Badereiſe, ſondern zu einem anſtrengenden Gaſtſpiele zu verwenden gedenkt. Unbillig iſt es gewiß unter ſolchen Umſtänden, an die neue Intendanz, nachdem ſie erſt ſeit einem Monathe die Leitung unſerer Bühne übernommen hat, Anſprüche zu machen, welche erſt in längerer Zeit zu befriedigen möglich ſind, und kein billig Denkender wird ihr das Zeugniß verſagen, daß ſie die wenigen vorhandenen Mittel mit Thätigkeit und Einſicht benützt, um wenigſtens ſo viel zu leiſten, als es die Umſtände ihr vor der Hand erlauben.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den 48 20. April 1833.

Die Ausrufer in Neapel.

In einer Stadt, wo alles nur Erdenkliche in den Straßen ausgerufen wird, nicht etwa bloß von ambulanten Herumträgern, ſondern auch von den ſtationären Verkäufern, Obſthändlern u. ſ. w., ja ſelbſt Fleiſchern, und wo die Virtuoſität des Schreyens wie ſonſt nirgends zu Hauſe iſt, müſſen natürlich die Ausrufer eine große Rolle ſpielen.

Keine kleine Zugabe zu dem vielfältigen Ungemach, dem der Fußgänger in den lebhaften Straßen ausgeſetzt iſt, ſind dieſe Stentorſtimmen, die das Ohr gräßlich zerreißen. Dem Eingebornen macht dieſer unbeſchreibliche Lärm gewiß eben ſo viel Vergnügen, als er uns Fremden läſtig fällt; denn man hat keinen Begriff von der leidenſchaftlichen Liebe der Neapolitaner für alles, was recht lärmend und betäubend iſt. Die Kanonenſchläge bey den häufigen Kirchenfeſten ſind für ſie wahre Sirenenmuſik. Um dieſe einigermaßen im Kleinen nachzuahmen, machen die Gaſſenbuben Kugeln von Thon, die ſie in der Mitte aushöhlen und ſo mit Gewalt an die Erde werfen, wo ſie dann, wenn es glückt, einen Knall wie den eines Piſtolenſchuſſes hervorbringen. — Doch wieder zurück zu unſern Ausrufern. — In andern Städten ruft man faſt ohne alle Ausnahme die zu verkaufenden Gegenſtände bey ihrem Nahmen aus; hier geſchieht dieß faſt nie. Zuweilen iſt es eine Metapher, z. B. Ah! che belli mustaccioli (ſüße Pfefferkuchen)! um Kaſtanien anzupreiſen, weil beyde dieſelbe Farbe haben; oder: Ah! che Montagna di Somma! womit man Weintrauben empfiehlt. Die Kirſchen werden zu Korallen, die Feigen ſind Honig, das Brot Manna u. ſ. w. Oft beſchränkt man ſich auch auf eine allgemeine Empfehlung, z. B. A la compra a buon prezzo (zum wohlfeilen Einkauf)! was für jeden Artikel gelten könnte, hier aber nur Mützen bedeutet; oder come ſina! come ſina (wie fein, wie fein)! worunter man wieder alles Mögliche ſich vorſtellen kann, aber ſchwerlich auf Branntwein rathen würde, der allein dadurch bezeichnet wird. Hiebey muß ich im Vorbeygehen als auffallend bemerken, daß dieſer häufige, ſchon vor Tagesanbruch beginnende Ruf beweiſt, wie viel mehr Branntwein hier getrunken wird, als ſonſt im Süden. Manchmahl hört man auch wohl bloß den Preis ausrufen; am häufigſten una prubica, d. h. 1½ Gran, nähmlich eine kleine Kupfermünze, auf deren einen Seite publica commoditas ſteht, welch erſteres Wort die Neapolitaner nach ihrer unlöblichen Weiſe in prubica oder auch prubca verdreht haben. Jedermann weiß dann ſchon, was und welches Maß man für dieſe Münze ausbiethet. Ein ſehr gewöhnlicher Ruf iſt auch: Ah! che belle cose! — ah! che bellezza! Dieſer wird von den heterogenſten und oft am wenigſten dem Schönheitsſinn entſprechenden Gegenſtänden gebraucht, ſo wie alles überhaupt bello oder

bravo ist. Strümpfe sind brav, „brave calzette,“ und die häßlichsten, freylich wohlschmeckenden Meerproducte sind schön: »belle angine« (schöne Meerigel) u. s. w. Zuweilen ist der bildliche Ausdruck so gewagt, daß er etwas von dem Gemeinten ganz Verschiedenes bezeichnet; wer dächte z. B. an Stockfisch, wenn man fette Hennen ausrufen hört: Ah! che Galline! oder vollends an Nüsse bey Wachtelschenkeln: »Zampe di quaglia.« Alles dieß wird mit so entsetzlicher Anstrengung geschrien, daß man alle Augenblicke glaubt, dem Schreyer müßten die Halsadern bersten. — »Alici, alici«! (Sardellen) ist besonders ein fürchterlicher Ruf, um so beschwerlicher, als er zu jeder Stunde vom frühen Morgen bis spät in die Nacht gehört wird. Sieht man daher von weitem einen Lazzarone mit einem kleinen, horizontal getragenen Korbteller kommen, so gehe man ihm ja aus dem Wege, wenn man kein neapolitanisches Ohr hat.

Was ferner das hiesige Straßengeschrey von dem in andern großen Städten, wenigstens in den mir bekannten, Madrid, London und Paris, auszeichnet, ist, daß es hier beynahe die Uhren entbehrlich macht; denn man hört regelmäßig an demselben Ort denselben Ruf um dieselbe Stunde, jedoch verschieden in den verschiedenen Gegenden der Stadt, so daß man, wenn man ein anderes Stadtviertel bezieht, sich erst wieder in diese Art von Uhr einstudieren muß. Einige Beyspiele hievon mögen genügen. — Wenn ich in meiner im Viertel von Chiaji gelegenen Wohnung sehr frühe aufwache, wo vor Tagesanbruch noch Alles ganz still ist, so würde ich über die Stunde der Nacht in Ungewißheit seyn, wenn ich nicht den Ruf hörte: Come fina! come fina! und daher bestimmt schließen dürfte, daß es noch eine gute Stunde vor Sonnenaufgang ist. So frühe trinken die Neapolitaner ihr Schnäpschen. Die Ziegen mit ihren Glöckchen und die Kühe mit ihren gewaltigen Schellen kommen erst viel später, und zwar jene eine halbe Stunde vor den letztern. — Schlafe ich wieder ein und wache erst auf, wenn schon die Sonne das Zimmer hell erleuchtet und ich nun besorgen muß, es möchte schon sehr spät seyn, so höre ich zu meinem Trost „Foglie molle e petrosin“ (weiche Blätter und Petersilie) rufen; denn nun weiß ich, daß es nicht über acht Uhr ist. Habe ich noch länger geschlafen, so schrecken mich um neun Uhr wieder andere bestimmte Rufe aus dem Bette, und ehe ich noch nach der Uhr gesehen, habe ich mir Vorwürfe über meinen langen Schlaf gemacht. — So weit die Morgenuhr. Weiter am Tage, um zwölf Uhr, wo ich gewöhnlich ausgehe, bin ich gewiß, die Stunde nicht zu versäumen, denn ich kann unmöglich die gellende Stimme des alten Weibes überhören, das Mineralwasser herumträgt und abwechselnd schreyt: »Ah! che neve d'acqua, ah! che fresca« (welches Eiswasser! wie frisch)! welcher Ruf regelmäßig gegen Mittag ertönt. — Ganz anders ist es wieder Abends. Wenn ich ausgehe, was selten geschieht, so bin ich gern um neun Uhr zu Hause. Da habe ich nun nicht nöthig, heimlich in Gesellschaft nach der Uhr zu sehen, um zu wissen, wenn es Zeit zum Aufbrechen ist, sondern ich warte ruhig ab, bis ich in tiefen, sonoren Baßtönen purpi cutti (polpi cotti, eine Art eßbarer Polypen) erschallen höre, und wenn ich jetzt nach Hut und Stock greife, so bin ich sicher nicht lange nach neun Uhr zu Hause.

Dieses unablässige Schreyen ist allenfalls in gehöriger Entfernung, im zweyten oder dritten Stock, bey verschlossenen Fenstern, noch auszuhalten; aber unten auf der Straße, in der Nähe bringt es oft zur Verzweiflung. Am schlimmsten kommt man im Toledo und in der Via di Chiaja weg, denn abgesehen davon, daß sich dort alle ambulanten Ausrufer zusammendrängen, haben die Kuchenbäcker der Lazzaroni daselbst an den Ecken ihre Leckerbissen feil, und dieß sind gerade die unbarmherzigsten Schreyer, welche schlechte, in Öhl gebackene Kuchen in Tönen ausrufen, die gewiß in der weiten Welt einzig sind: „un grano il quarto di pizza!“ (ein Viertel Torte um einen Gran.)

Der lebendig Todte.

(Beschluß.)

„Ihr könnt wohl der seyn, für den ihr euch ausgebt,“ erwiederte er, sich der Thüre etwas nähernd; „allein ihr wart gestern erschlagen, man hat euch hieher gebracht, ich habe einen Empfangsschein über euren Körper ausgestellt, und bin dafür verantwortlich. Wenn ihr wieder lebt, so freut es mich, aber ihr bleibt als Cadaver so lange in meiner Verwahrung, bis sich die Sache aufgeklärt hat. Ordnung muß seyn.“

„Ihr seyd ein alter Narr! ihr seht ja, daß ich nicht todt bin.“

„In das gehe ich nicht hinein, ihr wart mir als todt übergeben, ich kann nicht dafür, wenn ihr es nicht seyd.“

„Wer hat mich denn als todt declarirt?“

„Der Herr Commissär, sein Actuar, der Chirurg, der Wachcommandant und die zwey Träger, die euch hieher

brachten. Alle haben es einſtimmig bezeugt. Es wurde zu Protokoll genommen, und iſt daher keinem Zweifel mehr unterworfen.“

„Sie waren ſchlecht unterrichtet, ich muß es doch beſſer wiſſen.“

„Mit nichten,“ ſagte der Wärter, „es kennen oft die Kranken ihren Zuſtand nicht, um ſo weniger ein bereits Verſtorbener.“

„Ich ſehe ſchon, ihr wollt mich umbringen,“ rief ich ganz böſe; „laßt mich hinaus, oder ich zerſchlage alles, was hier iſt.“ Bey dieſen Worten ergriff ich neuerdings meinen Beſen, dem Wärter drohend, vor der Hand alle Fenſterſcheiben einzuſtoßen.

„Junger Mann,“ ſagte er, „todt oder nicht, das gilt mir gleich. Legt euch wieder zurechte, und wenn es Tag iſt, ſo könnt ihr eine ordentliche Proteſtation niederſchreiben, die will ich gehörigen Orts übergeben, und dann wartet ruhig den Beſcheid hierauf ab. Bis dahin ſtört die öffentliche Ruhe nicht.“

„Ich hoffe doch, ihr werdet mich nicht mit Gewalt hier feſthalten.“

„Ich muß einmahl meine drey Körper zur morgigen Section haben,“ ſagte er ganz kaltblütig, „dafür bin ich verantwortlich. Wollt ihr einen andern Mann ſtellen, ſo iſt's mir auch recht, bis dieſer kömmt, müßt ihr hier bleiben.“

„Hat man je ſo ein Vieh geſehen!“ rief ich entrüſtet.

„Ich ſag' es euch noch einmahl,“ verſetzte er, „verhaltet euch ruhig, junger Mann, und wißt, daß ich nicht gewohnt bin, mich von meinen Pflegebefohlenen beleidigen zu laſſen; habt die Güte und folgt dem Beyſpiele eurer beyden Nachbarn, und ſeyd hübſch ſtille.“

Ich konnte vor Ärger nicht mehr an mich halten, und hieb mit meiner Waffe auf die Fenſter, die mich von meinem Kerkermeiſter trennten, daß die Scheiben klirrend herabfielen. Dieſer ſprang zwey Schritte zurück. Ein zweyter Schlag aber, der zugleich mehrere Scheiben traf, gab mir vollends Raum, den Schreckensaufenthalt mit einem herzhaften Sprunge zu verlaſſen. Als der Wächter ſah, daß ich mit Gewalt mir die Freyheit verſchaffen wollte, wurde er ganz bitterböſe, und als er gar ſah, daß alle ſeine Fenſterſcheiben durch einen Cadaver zerbrochen wurden, für welchen er verantwortlich war, kam er ganz außer ſich. Er packte mich ſofort mit beyden Händen, ich war auch nicht müßig, wir rangen mitſammen, ſeine Laterne fiel, und wir waren in einer vollkommenen Finſterniß. Unſer Geſchrey und die Fauſtſchläge, die wir uns gegenſeitig beybrachten, machten einen furchtbaren Lärm.

Eine vorbeykommende Patrouille, durch das Geſchrey aufmerkſam gemacht, pochte heftig an das nahe gelegene Thor. Wie auf ein Commando fuhren wir aus einander.

Der Wächter öffnete das Thor.

Man verſtändigte ſich alsbald ſo ziemlich. Der Anführer der Patrouille bewog meinen Cerberus, mir meine Kleidungsſtücke zu geben, und zu erlauben, daß ich ſo lange in ſeinem Zimmer bliebe, bis ich im Stande wäre, nach Hauſe zu gehen. Er hatte viele Mühe, dem guten Manne begreiflich zu machen, daß hier ein beſonderer Fall eingetreten ſey, und daß er keineswegs ſeine Pflicht verletze, wenn er mit einem lebendigen Menſchen anders verfahre, als mit einem Cadaver.

Mein Wächter ſchien ſo ziemlich zufrieden geſtellt, obgleich er bedenklich den Kopf ſchüttelte. „Mein Herr,“ ſagte er, als ſich die Patrouille entfernt hatte, „es iſt mir gar nicht lieb, daß ſich dieſer Fall ergeben hat. Indeſſen.....“

„Alles iſt vergeſſen, lieber Mann,“ ſprach ich, „hier meine Hand.“ Er drückte ſie mir herzlich, und lud mich ein, in ſein Zimmer zu kommen, und der mir ſo nöthigen Ruhe zu pflegen. Dort angelangt, both er mir ſogleich ein Glas Wein, welches ich ſehr gerne annahm.

„Es iſt wirklich das erſte Mahl,“ hub er an, „daß mir ſo etwas begegnet iſt.“

„Ich glaube es gerne,“ ſagte ich lächelnd.

„Wenn ich aber nur in keine Verlegenheit komme, wegen der morgigen Section.“

„Seyd deßwegen unbeſorgt, guter Freund, ich gebe euch meine Wohnung an, und der Herr Commiſſär wird gewiß zufrieden ſeyn. Mir thut es nur leid, daß die Leute, welche mir die erſte Hülfe leiſteten, mich ſogleich jeder überflüſſigen Laſt entledigten, und ich daher nicht im Stande bin, euch auf der Stelle für euern Eifer zu belohnen, indeſſen, wenn ihr mit mir kommen wollt, ſo will ich meine Schuld ſogleich abtragen.“

„Nun wenn Sie meinen,“ erwiederte er, „ſo will ich's wagen. Gehen Sie mit Gott, und wenn Sie ſich meiner erinnern wollen, ſo wird es mir lieb ſeyn.“

Ich hatte mich vollends angekleidet, und es fehlte nichts als mein Hut.

„Hüte habe ich genug,“ ſprach der Wärter, „wollen Sie einen nehmen?“ Ich war froh einen zu bekommen, ohne mich viel um die Form zu bekümmern, ſetzte ihn auf, und er ließ mich fort.

Ich hatte wohl etwas Magenweh, jedoch war mir ſonſt, bis auf einige Contuſionen, die ich bey der lebhaften Verhandlung mit dem Wärter erhalten hatte, ganz leidentlich. Die friſche Morgenluft that mir wohl, und mir war zu Muthe, wie einem Verurtheilten ſeyn mag, der Pardon erhielt. Ich beeilte mich den nächſten Tag ſogleich, den accuraten Hoſpitalwärter zu belohnen; hütete mich aber ſeit jener Zeit, ſo tief ins Gläschen zu ſchauen, da ich nicht zum zweyten Mahle ſo gut wegzukommen beſorge. Br.

Auflöſſung
des Räthſels im vorigen Blatte:
Der Buchſtabe F.

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Hier wurde am 11. d. M., zum Vortheile des Hrn. Neſtroy, zum erſten Mahle gegeben: „Der böſe Geiſt Lumpacivagabundus (!), oder: Das liederliche Kleeblatt.“ Zauberpoſſe mit Geſang in drey Aufzügen. Muſik von Hrn. Adolph Müller.

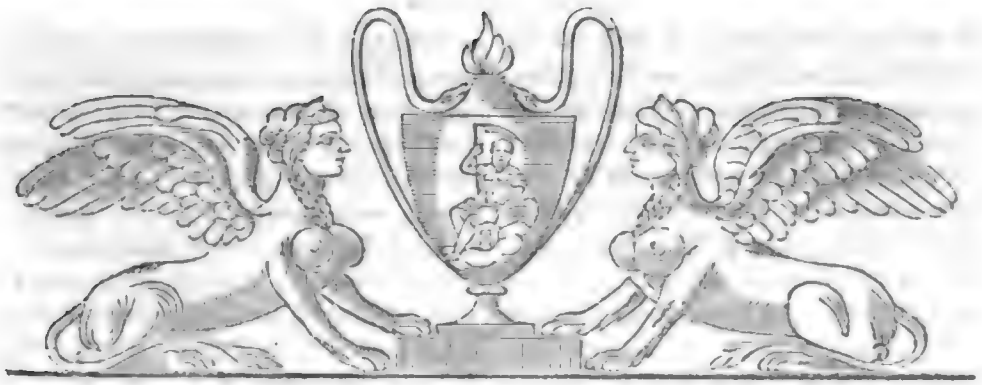
Der Verfaſſer, deſſen Anonymität die theatraliſche Fama nicht ſo achtete, als wir es in unſerem Aufſatze zu thun geſonnen ſind, obwohl wir den dramatiſchen Vogel an ſeinem Geſange erkannten, benützte bey der in Rede ſtehenden Zauberpoſſe einen Stoff, der in Weisflog's: „Lotterielos“ enthalten, Veranlaſſung zu ſchon älteren Bearbeitungen wurde. Eine davon iſt Hrn. Gleich's: „Maurer, Tiſchler und Schloſſer“ mit der gelungenen Muſik von dem talentvollen, und leider jetzt wenig beſchäftigten Hrn. N. Thomas Nidezky, welche in dem Leopoldſtädtertheater zu den ſtehenden Volksſtücken gehört. Die gegenwärtige Bearbeitung iſt jedoch unſtreitig die gelungenere. Einen beſondern Tact bewies der Verfaſſer bey der Anwendung des eigentlichen Zauberſpieles, welches einer kurzen Vorrede zu einem gediegenen Buche gleicht. Das Stück beſitzt gerade die rechte Portion Zauberey, als zur Motivirung der Handlung nothwendig iſt. Ein größeres Verdienſt würde der Verfaſſer ſich jedoch erworben haben, wenn er ſich auch dieſes Werkzeug entbehrlich gemacht hätte, welches gegenwärtig zum Spielzeug für Kinder geworden iſt. Bey dem Talente, welches der Verfaſſer in dieſem Stücke für Schilderungen aus dem Leben gegriffener Volksſcenen verräth, ſollte derſelbe ſeine volksdramatiſche Richtung in ein Feld nehmen, welches, von geſchickten Händen bebaut, unerſchöpfliche Saaten für das locale Theater verſpricht. In den Geſangstexten ſucht der Verfaſſer ſeinen Meiſter. Ein Quodlibetterzett mit Begleitung des Chors am Ende des zweyten Actes mit Motiven aus Zampa, Feſt der Handwerker, Montecchi und Capuleti, iſt äuſſerſt gelungen, und gereicht ſowohl den Soloſtimmen (Hrn. Scholz, und den Dlles. Zöllner und Weiller), als dem Chorperſonale zur Ehre; eine Parodie der ernſten Opernfinale, die vorzüglich durch Scholz's bausbackigen Geſang auf das drolligſte hervorgehoben wurde. Eben ſo gelungen iſt ein Lied des Hrn. Scholz im dritten Acte, dann eines des Hrn. Neſtroy über den Untergang der Welt in eben dieſem Acte. Hr. Neſtroy mußte dieſes Lied auch bey der zweyten Vorſtellung wiederhohlt ſingen. Dieſes Lied iſt voll Witz und beiſſender Sarcasmen, und dürfte allein ſchon an dem Verfaſſer zum Verräther werden. Die Darſtellung des Stückes geſchah mit einem Leben und einer Laune, die über alles Lob war. Die HH. Carl (Tiſchler), Scholz (Schneider) und Neſtroy (Schuſter) wetteiferten um den Beyfall des in ſehr großer Zahl gegenwärtigen Publicums. Die Scene, wo das liederliche Trifolium den Gewinnſt von 100,000 fl. erfährt, wurde beſonders durch Carl's Spiel effectvoll. Die Scene, wo Scholz als faſhionabler maitre tailleur erſcheint, erſchöpft durch ſein komiſches Spiel die Lachmuskeln. Überhaupt zeigt Scholz in dieſem Stücke wieder die Macht ſeiner vis comica. Hr. Neſtroy ergötzt in ſeiner eigenen Art. Die Dlles. Zöllner und Weiller verdienen mit Lob erwähnt zu werden. Schade, daß letztere bey einer angenehmen und rein tönenden Stimme ihr Spiel nicht zu beleben weiß. Die Übrigen treten zu wenig hervor, als daß man ſie nahmentlich anführen ſollte. Der Titelheld ſelbſt verſchwindet gleich anfangs von dem Schauplatze, und überläßt ſeinem liederlichen Anhange denſelben zu ſeinen Umtrieben. Das Publicum nahm die Novität mit einem Beyfalle auf, der ſeit längerer Zeit keiner ähnlichen Gattung Komödie geſpendet wurde. Der Beneficiant wurde am Schluſſe gerufen. Die Schlußdecoration von Hrn. Jachimovich bildet intereſſante Tableaux. G. P.

Mancherley.

Hr. La Roche, früher Regiſſeur des Hoftheaters in Weimar, nun Mitglied unſers Hofburgtheaters, iſt bereits auf demſelben als Daniel im „Erbvertrag“ und als Shylock erſchienen, und mit lebhaftem Beyfalle beehrt worden. Der verſtändige Künſtler weiß in jeder Rolle den rechten Punct zu treffen, und was etwa dadurch an Wirkſamkeit verloren gehen könnte, erſetzt die Originalität der Auffaſſung, welcher man Richtigkeit und Charakterſtudium nicht abzuſprechen vermag. — Mad. Schröder ſetzt ihr Gaſtſpiel mit unverminderter Theilnahme fort. Ihre Medea in Grillparzer's gleichnahmigem Drama iſt eine jener Rollen, die den Ruhm der Künſtlerinn am lauteſten verkündigen. — Mad. Lange, vom Manheimer Hoftheater, iſt hier eingetroffen, und wird als engagirtes Mitglied in Houwald's „Sühnung“ auftreten. — Die letzte Novität: „Das Teſtament einer armen Frau,“ iſt durch einige wohlthätige Kürzungen dem Publicum noch angenehmer geworden; das Haus war bey den Wiederhohlungen dieſes Drama zahlreich beſucht. — Dlle. Gley hat ſich mit Hrn. Rettich vermählt, und beyde treten im May ihr neues Engagement bey der Dresdner Hofbühne an. — Dem Vernehmen nach wird Dlle. Zeiner nach Ablauf ihres Contractes ihr Engagement im Hofburgtheater verlaſſen. — Die nächſte Neuigkeit auf dieſer Bühne führt den Titel: „Alboin.“ — Im Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore hat der mimiſche Künſtler, Hr. Alexandre, bereits mehr als zwanzigmahl mit dem größten Erfolge in drey Vaudevillen geſpielt, und iſt außerdem noch dreymahl im Hofburgtheater aufgetreten.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mod. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.



Der Sammler

Dinſtag, den 49 23. April 1833.

Zur Geſchichte der Wägen in England.

Bevor wir unſere jetzt noch gebräuchlichen Wägen aufgeben, iſt es nicht mehr als billig, den mancherley Genüſſen und Bequemlichkeiten, die wir ihnen von ihrer Erfindung an bis auf die letzte Periode ihrer Vervollkommnung zu verdanken haben, die gebührende Anerkennung zu ſchenken. Jedenfalls wollen wir ſie nicht in die Remiſe verbannen, ohne ihre Geſchichte geſchrieben zu haben.

Es läßt ſich nicht mit zuverläſſiger Genauigkeit angeben, zu welcher Zeit eine Poſtkutſche (Stage-coach) zum erſten Mahl auf den Landſtraßen Englands erſchien; allein man hat mit ziemlicher Gewißheit ermittelt, daß im Jahre 1662 ſechs derſelben in ganz Großbritannien im Gange waren, wogegen einer der Weiſen des Landes, John Croſſell, ſich heftig ereiferte, und in ſeinen Schriften Himmel und Erde anrief, um dieſe eingeführte Neuerung niederzukämpfen. Man will behauptet, daß der würdige Mann hierin von den Gentlemen in der Provinz unterſtützt wurde, da ſie befürchteten, ihre Frauen möchten, wenn ſo leicht und wohlfeil nach London zu kommen ſey, nicht mehr mit ſo treuer Sorgfalt ihren häuslichen Pflichten obliegen. Es genüge uns daher, bis auf das Jahr 1742 zurückzugehen. Es ſind jetzt neunzig Jahre, daß die Poſtkutſche von Oxford London um ſieben Uhr Morgens verließ und Mittags zu Uxbridge anlangte. Gegen fünf Uhr Abends traf ſie zu High-Wycombe ein, übernachtete hier und fuhr am folgenden Morgen mit gleicher Schnelligkeit nach dem Sitz der Univerſitätsweisheit weiter, indem ſie ſo zehn Stunden des Tages brauchte, um ſieben und dreyßig engliſche Meilen (ungefähr neun Stunden) zurückzulegen, und beynahe zwey Tage zu einem Wege, den man jetzt ganz bequem in ſechs Stunden macht. Vor drey und dreyßig Jahren verließ der Poſtwagen von Holyhead London auf der Straße von Oxford um acht Uhr Abends und kam am folgenden Abende zwiſchen zehn und eilf Uhr zu Shrewsbury an, nachdem er ſo ſieben und dreyßig Stunden gebraucht hatte, um hundert zwey und ſechzig Meilen (ungefähr 40 Stunden) zurückzulegen. Gegenwärtig wird derſelbe Weg mit Leichtigkeit in ſechzehn Stunden gemacht und das Felleiſen von Holyhead trifft in derſelben Zeit, die es ehedem brauchte, um nach Shrewsbury zu gelangen, zu Bangor-Ferry, drey und achtzig Meilen darüber hinaus, ein. Noch ſehen wir die Poſtkutſche vor uns, wie ſie in den Tagen unſerer Kindheit war, als wir die Reiſe auf dieſem Wege machten, der damahls zum Theile noch Sandſtrecken hatte, wo Charles Peters und der alte Ebden von ihrem Conducteurſitze herabſteigen mußten, um dem Poſtknechte zu Hülfe zu kommen, der ſeine Pferde gepeitſcht hatte, ſo lange er nur einen Arm re-

gen konnte. Es iſt uns, als ſähen wir ſie noch am Abhange von Shrewsbury hinanklettern; — die Peitſche, die Peitſche und immer die Peitſche; — blieb ſie eine Stunde nach der Stadtuhr länger über ihre Zeit aus, ſo hätte gewiß Niemand wetten wollen, daß ſie nicht auf der Straße umgeworfen habe. Und in welchem Triumphe zieht ſie gegenwärtig in Shrewsbury ein, immer eine Minute früher, nie eine ſpäter!

Eine andere Diligence fuhr damahls aus derſelben Stadt, von Schrewsbury nach Cheſter und von Cheſter nach Shrewsbury. Dieſer Wagen ging von Shrewsbury um acht Uhr Morgens ab, und langte ungefähr zur ſelben Stunde Abends in Cheſter an, ſo viel Zeit brauchte er, um vierzig Meilen (ungefähr 10 Stunden) zurückzulegen, und doch war die Straße für Räder und Pferde vortrefflich; wozu alſo einen ſo großen Zeitaufwand? wird man fragen. Hier die Antwort: Ein Handelsreiſender hatte ein kleines Geſchäft zu Ellesmere, und es wurde ihm alle Zeit gelaſſen, ſich dort zu verweilen. Wenn ein „wahrer Gentleman“ von der Landſtraße ſeitwärts einen Beſuch zu machen hatte, durfte er nicht beſorgen, von der Kutſche im Stiche gelaſſen zu werden. In der Jahreszeit der Schweinspaſteten wurde gewöhnlich eine halbe Stunde geopfert, um eine oder die andere zu ſich zu nehmen; denn Williams, der Poſtknecht, war der Benjamin aller Weiber und Töchter der Pächter längs der ganzen Landſtraße. Die Diligence hielt Mittag zu Wrexham, — denn die Diligencen jener Zeit lebten gut; heut zu Tage leben ſie von der Luft. Man mußte die Kirche von Wrexham ſehen, — ein gar hübſches Blumenſtück gothiſcher Baukunſt, eines der Wunder des Landes Wales. Dann ſtand auch Wrexham in hohem Rufe wegen ſeines Ale. Man brauchte ungefähr zwey Stunden zum Mittagstiſche; allein Billy Williams, eine der beſten Seelen auf der Welt, ein ſo ehrliches Herz als Ariſtides, war keineswegs der Mann dazu, ſich noch um ein halbes Stündchen Verzug bitten zu laſſen: „Es iſt angeſpannt, meine Herren,“ ſagte er, „aber laſſen Sie ſich nicht ſtören, wenn Sie noch eine Flaſche trinken wollen!“ — Die Diligence legt heut zu Tage denſelben Weg in vier Stunden zurück.

Die Straße von Brighton iſt gegenwärtig, kann man wohl ſagen, mit Wagen bedeckt; es gehen den Sommer über nicht weniger als fünf und zwanzig hin und her. Der ſchnellſte iſt der „rothe Corſar,“ der den Weg in fünf Stunden macht. Der Wagen, den man das „Jahrhundert“ nannte, war, ſo lange ihn der verſtorbene Stephenſon führte, zu Brighton der Gegenſtand ſo großer Bewunderung, daß jeden Tag eine Menge Menſchen zuſammenlief, um ihn abfahren zu ſehen. Herr Stephenſon war ein graduirter Theolog von Cambridge, er wurde aus freyer Wahl Kutſcher, und man läßt ſeinem Andenken nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn man ſagt, daß er, obgleich in der Blüthe ſeiner Jahre vom Tode hinweggerafft, es in ſeiner Kunſt dennoch zur Vollendung gebracht hatte. Seine frühere Erziehung und Lebensart blieb in ſeinem neuen Beruf nicht ohne Frucht, er beobachtete ſtets den guten Anſtand eines Gentleman, und man kann von ihm ſagen, daß er die Artigkeit gegen ſeine Paſſagiere zu einer Verfeinerung trieb, die bey Diligencen ein wahres Meerwunder iſt. An einer Stelle, wo die Pferde gewechſelt wurden, erſchien der Bediente des Herrn Stephenſon, um den Paſſagieren mit einem Glas Xereswein aufzuwarten. Überhaupt bilden auf der Straße von Brighton nach London Kutſcher aus guten Familien die Mehrzahl. Ein Gentleman, der mit den erſten Familien von Wales verwandt war, kutſchirte die eine Hälfte des Weges mit Stephenſon, und Herr Charles Jones, Bruder des Sir Tomas Tyrwhit Jones, hält gegenwärtig eine Diligence „die Perle“ genannt, die er eigenhändig fährt. Auch erinnert man ſich ſehr gut noch der Diligence von Bagnor, von der die Gebrüder Walker de Mitchel Grove Eigenthümer waren, und die Herr John Walker ſelbſt als Kutſcher bediente.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der und Jener.

Seht nur her, wie ſo manierlich
Der ſich zu bewegen weiß,
Iſt ſo ſanft, und ſpricht ſo zierlich,
Nie zu kühl, und nie zu heiß.

Gegen Männer wie gefällig!
Gegen Frauen wie galant!
In dem Cirkel ſo geſellig,
Und wo's Noth, ſogleich zur Hand.

Dem könnt' ich mich ganz vertrauen,
Der vor Allen mir gefällt,
Man braucht ihn nur anzuſchauen,
Der iſt doch ein Mann von Welt. —

Und ſeht Jenen, Muſenfreyer!
Wahrlich! der macht oft mir bang;
Wenn er ſpricht, iſt's Gluth und Feuer,
Und oft ſchweigt er tagelang.

Ja nicht mit geſell'ger Rede
Iſt der arme Menſch vertraut;
Soll er reden, ſchweigt er blöde,
Gilt's zu ſchweigen, ſpricht er laut!

Steigt oft faſt nach Werther's Weiſe
Sehnſuchtsbang in's blum'ge Thal,
Und vom ſchönſten Damenkreiſe
Lauft er nach — dem Ideal! —

Alſo gibt euch ſich're Kunde
Deutungsvoll der Geiſt der Zeit,
Der mit frechem Läſtermunde
Jenen brandmarkt, und Den weiht.

Aber meßt mit ächtem, ſcharfen
Maßſtab der Gerechtigkeit,
Reißt herab die ſchmucken Larven,
Die euch Irrwahn trüg'riſch beut.

Reißt herab den bunten Lappen,
Der ſo glatt den Leib umſchlingt,
Und zerſtört das falſche Wappen,
Das nicht ächt, nur glänzend blinkt.

Laßt ſie treten in die Schranken,
Wo das Ächte triumphiet,
Und ſeht zu, wer hier doch wanken,
Und wer weichen, ſiegen wird!

Und ſeht zu, wie der im Leben
Sich ſo glänzend hat bewährt,
Wie ſo ſchaal und flach und eben
Sich ſein Geiſtesquell verzehrt!

Wie ſo feicht und abgedroſchen
Der ſich in dem Wettkampf quält,
Wie ſein ſtrahlend Licht erloſchen,
Weil das Öhl des Geiſtes fehlt.

Und ſeht zu, wie ſo gewaltig
Jener in die Kampfbahn dringt,
Wie ſo reich und mannigfaltig
Sein begeiſtert Wort erklingt!

Zwängt Den in die Schmachpagode
Seiner winz'gen Kleinlichkeit,
Laßt dem Thoren ſeine Mode,
Die ihn ſchafft und prägt und weiht.

Jener öffnet weit die Tempel
Jeder Bruſt, die kräftig ſchlägt,
Denn er trägt den ächten Stämpel,
Den ſich Menſchenwerth geprägt!

Rappaport.

Scenen aus der Türkey *).

Auf dem Wege zu einer Revue, welche der Sultan in der Nähe des Serails von Conſtantinopel halten wollte, both ſich mir eines der ſonderbarſten Schauſpiele dar: nähmlich ein Bäcker, welcher mit den Ohren an ſeine Thür genagelt war (eine Strafe für Betriegerey beym Brotverkaufe). Da dieſe Strafe nur ſehr ſelten noch angewendet wird, ſo hatte ich gewiſſermaßen von Glück zu ſagen, ein Beyſpiel derſelben zu erleben. Die Scene erhielt übrigens einen faſt komiſchen Anſtrich durch die vollkommene Gleichgültigkeit, mit welcher der Delinquent ſeinen Bart ſtreichelte. Gleichwohl hatte man ihn nicht geſchont, denn um ſeine Ohren nicht völlig zu zerreißen, mußte er ſich auf den Fußſpitzen zu erhalten ſuchen. Der mich begleitende Dragoman, meine bedauernde Miene bemerkend, verſicherte mir, daß dieſe Execution wenig zu bedeuten habe. Vor einigen Tagen ſey jedoch ein anderer Bäcker, und zwar ein wunderhübſcher Burſche, zum Verluſte von Naſe und Ohren verurtheilt worden. Die letztern machten ihm keinen großen Kummer, denn unter dem Turbane, äußerte er, ſieht man ohnedieß nichts davon. Er ließ ſich dieſelben alſo ruhig abſchneiden. Nachdem aber der Scharfrichter auch ſeine Naſe dem Kadi präſentirt hatte, brachte er dieſes Glied für einige Silberſtücke an ſich, um es wieder anheilen zu laſſen.

Später wohnte ich der Execution eines jungen Türken bey, welcher ſich in ſträfliche Verbindungen mit der ruſſiſchen Armee eingelaſſen hatte. Der Delinquent kniete nieder, der Scharfrichter band ihm die Hände auf den Rücken und drehte ihm den Kopf mit der Bemerkung zurecht, er ſolle ihn nicht wieder verwenden. Da die türkiſchen Weſten ohne Kragen ſind, ſo vereinfacht dieß die Vorbereitungen zum Kopfabſchlagen. Der fehlende Kragen deutet gewiſſermaßen an, daß über eines guten Moslims Hals ſein Gebiether zu jeder Zeit verfügen könne. Eine Minute war vollkommen hinreichend, den Verurtheilten auf ſein Geſchick vorzubereiten; allein ſchwierig würde es geweſen ſeyn, zu beurtheilen, welche der beyden Perſonen, der Henker oder ſein Opfer, ein gleichgültigeres Geſicht dabey machte. Nicht ein Glied rührte der Todescandidat, während der Yataghan ſchon über ſeinem Kopfe ſchwebte. „Biſt du bereit?“ ſchrie ihm der Henker noch zu. „Ich bin bereit,“ verſetzte jener, und in der nähmlichen Secunde lag ſein Haupt im Sande. A. K.

*) Nach Slade, Travels in Turkey etc. Lond. 1832.

Gallerie Moſſi in Turin.

Am zweyten October vorigen Jahres iſt in Turin, in einem der königlichen Paläſte, welcher nach Madame Chriſtine de France benannt iſt, die Gallerie Moſſi eröffnet worden.

Als Monſig. Vincenzo Moſſi, Erzbiſchof von Sida, ein Kenner der Wiſſenſchaften und warmer Kunſtfreund, 77 Jahre alt, in ſeiner Perſon eine der erſten Familien des Landes erlöſchen ſah, und ſeine auf mehr als eine

Million Franken geſchätzte Sammlung beyſammen zu erhalten wünſchte, vermachte er dieſelbe durch ein Teſtament (1829) der Akademie der Künſte in Turin zum Studium ihrer Schüler, und bath den verſtorbenen König Carl Felix, jener Sammlung ein paſſendes Local anzuweiſen.

Die Regierung beſtimmte dem koſtbaren Vermächtniſſe einen Platz in den fünf großen Sälen des Palais de Madame, und der jetzige König Carl Albert von Savoyen vereinigte damit, vermöge eines Befehls, die beſten der Krone zugehörigen Bilder, indem er zugleich verfügte, daß dieſe Gallerie den Nahmen des geiſtlichen Donatars führen ſolle, welchem letztern die Mitglieder der Akademie zum Beweiſe ihrer Dankbarkeit eine marmorne Statue zu errichten beſchloſſen.

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. priv. Theater in der Joſephſtadt.) Auf dieſer thätigen, und immer mehr fortſchreitenden Bühne, ſind die Gaſtvorſtellungen unſeres in ſeiner Art einzigen Raimund, und der Dlle. Heinefetter zu Ende. Erſterer hat ſeine alte Anziehungskraft wieder bewähret. Schaarenweiſe ſtrömten die Bewohner Wiens in die Hallen, wo ihr Liebling wieder dem Komus opferte, und mehr als hundertmahl geſehene Stücke (manche wurden zweyhundertmahle in Wien gegeben) erfreuten ſich noch einer ſo überſchwenglichen Frequenz, als hätten ſie noch allen Reiz der Neuheit. Aber eben dieſes Phänomen berechtigt uns zu fragen, warum er, der geiſtig Thätige, der nie Raſtende, mit ſeinen dramatiſchen Productionen jetzt ſo ſparſam ſey. Raimund's Muſe hat ſich eine eigene ſtammende Bahn gebrochen, und ein allgemeiner Freudenruf ſcholl hinter ihm her, der Pfad iſt voll reizender Beete mit glühenden Roſen beſäet. Glücklicher, dem es vergönnt wurde, ſie zu pflücken. Raimund iſt dazu erkoren, und ergriff er, im Verſehen der Begeiſterung, einige duftloſe Tulpen, ſo war es ein Irren, das die Schranke ſeiner Sphäre zu weit hinausrückte. Sollten wir deßwegen um die ganze viel verſprechende Pflanzung betrogen werden? Raimund wird uns hoffentlich bald eines Beſſern überzeugen. —

Dlle. Sab. Heinefetter ſcheidet mit dem Bewußtſeyn, daß ſie hier einen glänzenden, ausgezeichneten Schauplatz ihrer Kunſtleiſtung gefunden, wie ſonſt irgendwo. Die Opernproductionen haben ſich unter ihrer Mitwirkung zu einer Einheit und Vortrefflichkeit erhoben, die ihres Gleichen ſucht. Insbeſondere iſt dieß mit der komiſchen Oper der Fall, wie der „Barbier," die „Italienerinn" bewieſen, wo wir die Stärke der Heinefetter kaum vermuthet hätten. Sie iſt eine große Künſtlerinn. Der Rang bleibt ihr unbeſtritten, wenn er nicht in der Folge noch erhoben wird.

Über die neuen Mitglieder von Gräz nächſtens ein Mehreres.

—g—

Mancherley.

Hr. Rozier, erſter Tänzer vom Münchner Hoftheater, hat uns bereits verlaſſen; eben ſo der Capellmeiſter Romberg, welcher in dem Hofoperntheater drey Concerte gab und nun über Prag nach Hamburg, ſeinem dermahligen Domicil, zurückkehrt. Zu ſeiner Benefice tanzte Hr. Rozier in „Fee und Ritter," und zum letzten Auftritte im „Schweizermilchmädchen," wo er mit Dlle. Schlanzovsky ein ſehr gelungenes Pas ausführte. Da auch Mad. Robert Mees St. Romain nicht mehr lange hier verweilen wird, ſo iſt zu ihrem Erſatze Dlle. Mazza von Mailand verſchrieben worden, und auch bereits hier angekommen. — Da mehrere Mitglieder der Oper ihre Urlaubreiſen angetreten haben, und Hr. Wild dieſen Anfangs Juny folgt, um in Peſth und Gräz zu gaſtiren, ſo ſind dem Vernehmen nach, der Tenoriſt, Hr. Vetter, vom Stuttgarter Hoftheater, und der Baritoniſt, Hr. Auguſt Fiſcher, vom Königſtädter Theater in Berlin (Beyde hier bereits bekannt und beliebt), verſchrieben worden, um das etwa Fehlende zu ergänzen. — Dlle. Sabine Heinefetter tritt nun als Gaſt im Joſephſtädtertheater auf, ſcheint aber Wien bald verlaſſen zu wollen. Hr. Raimund hat daſelbſt ſein Gaſtſpiel im Mädchen aus der Feenwelt beendiget. — Ein Verſuch, die Oper Zampa mit der Gräzer Geſellſchaft zu geben, fiel nicht glücklich aus. Es war kein Mitglied unter den neuen, das die frühere Beſetzung hätte in Vergeſſenheit bringen können. — Zu Oſtern hat Hr. Pellet die neue Direction in Gräz angetreten, und in Linz die HH. Neufeld und Börnſtein zu Nachfolgern erhalten. — In Preßburg gab der Improviſator Langenſchwarz zwey Improviſationen, und erhielt großen Beyfall. — Romberg machte einen Ausflug von Wien nach Peſth und Preßburg, und ſein Zauberbogen fand in beyden Städten die größte Anerkennung. — Bey dem Kingstheater in London hat die deutſche Oper mit dem „Freyſchütz" begonnen. Hr. Binder war Max, Mad. Pirſcher Agatha, Dlle. Nina Sontag Annchen, Hr. Blume Kaſpar. Sämmtliche Künſtler erfreuten ſich lebhafter Theilnahme; am meiſten Hr. Binder, am mindeſten Dlle Sontag. — Im Theater an der Wien wird Dlle. Weik nächſtens gaſtiren. — Hr. Kunſt reiſet bald wieder ab, um anderwärts zu gaſtiren, kehrt aber im July wieder zurück. — An Hrn. Röder, ehemahligem Regiſſeur am Brünner Theater, hat das Theater an der Wien eine gute Acquiſition gemacht. Als Wiebo Graf von Ebernberg, in Ziegler's „Barbarey und Größe" zeigte er ſich als denkenden, bühnengewandten Schauſpieler. — Hr. Reichel, vom Carlsruher Hoftheater, früher ſchon in Wien angeſtellt, iſt hier angekommen. Er ſoll ſich zu einem wackern Sänger herangebildet haben. — Dem Vernehmen nach wird der geniale Violinſpieler, Hr. Slawik, im Laufe dieſes Monaths ein Concert geben. — Pellet eröffnete das von ihm übernommene Theater in Gräz am Oſtermontage. Er ſprach einen von Kaltenbrunner gedichteten Prolog. Hierauf gab man Holbein's Luſtſpiel: „Der Doppelgänger." Das Publicum zeigte ſich mit der Leiſtung der Geſellſchaft ſehr zufrieden. — Der Schauſpieler Forſt in München iſt von ſeiner ſchweren Krankheit glücklich geneſen. — Der berühmte Clavierſpieler Kalkbrenner, iſt in Frankfurt angekommen. Er will noch eine Kunſtreiſe durch Deutſchland vornehmen, ehe er ſeinen Aufenthalt in Frankreich fixirt.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Nik. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1168.

Der Sammler

Donnerstag, den 50 25. April 1833.

Zur Geſchichte der Wägen in England.

(Fortſetzung.)

Um wieder auf die Schnelligkeit der neueren Diligencen zurückzukommen, ſo legt die Poſt von Edinburg nach London einen Weg von 400 Meilen in vierzig Stunden zurück, und man kann auf allen Puncten des Weges ſeine Uhr nach ihrer Fahrt richten. Die Aufenthalte mit eingerechnet, legt ſie zwölf Meilen in einer Stunde zurück, und den größten Theil des Weges beym Scheine ihrer Laternen. Der Poſtwagen von Exeter, „der Herold,“ durchläuft 173 Meilen in zwanzig Stunden, was um ſo mehr zu verwundern iſt, wenn man die natürlichen Unebenheiten des Weges kennt, den er zurücklegen muß. Die Diligence von Devonport braucht nicht mehr als 22 Stunden, um 227 Meilen zurückzulegen; kurz von London nach Cheltenham, Glouceſter, Worceſter, Birmingham, Norwich oder überall hin, wo die Wegſtrecke nicht viel über hundert Meilen (ungefähr 25 Stunden) beträgt, iſt die Reiſe eine angenehme Morgenſpazierfahrt, — ich ſage eine angenehme, denn dieſe außerordentliche Schnelligkeit wird keineswegs durch eine grauſame Überforderung an die Kraft der Pferde erreicht. Eine gute Diligence hat ungefähr für jede Meile, die ſie zurücklegt, ein Pferd in Bereitſchaft, den Weg nur zur Hälfte gerechnet. Von London nach Shrewsbury z. B. rechnet man 158 Meilen, und die Diligence, „das Wunder,“ hält 158 Pferde. Die Eigenthümer der öffentlichen Fuhrwerke haben endlich, obgleich etwas ſpät, gefunden, daß der Kauf von Haſer und Heu minder koſtſpielig iſt, als der Pferdekauf. Sie haben daher auf vier Pferde ſtets eines, das ausruht, oder mit andern Worten, jedes Pferd bleibt am vierten Tage im Stalle. Wenn ich Entrepreneur einer Diligence werden würde, was nicht unmöglich iſt, ſeitdem ich Fuchsjäger geworden bin, ſo würde ich für zehn Meilen Weges, die ich zu befahren übernommen, zehn Pferde halten. In dieſem Falle würden bloß acht Pferde hinreichend ſeyn, vier hinwärts und vier herwärts. Beträgt die Wegſtrecke nur ſieben Meilen, ſo werden neun Pferde ausreichen; allein kein Pferd der neuen Diligencen kann es aushalten, alle Tage im Zuge zu ſeyn; es würde bald krank werden. Überhaupt führt vielleicht kein Thier, das für den Menſchen bloß des Geldverdienſtes wegen arbeitet, ein ſo ruhiges und bequemes Leben, als ein engliſches Poſtpferd. Es wird prächtig gefüttert, mit Güte behandelt, und wenn es etwas von Anſtrengung gelitten hat, läßt man es vier und zwanzig Stunden bey vollem Barren in Ruhe. Es weiß kaum, was Peitſchenhiebe ſind, ſelten ſieht man eines mit gedrückter Haut, dagegen kann man es oft, wenn es ausgeſpannt wird, noch muthwillig bäumen und ausſchlagen ſehen, nachdem es zehn Meilen in einer Stunde weniger fünf Minuten zurückgelegt hat. Eben ſo verhält

es ſich mit der Fütterung der Pferde. Kein Pferd lebt in ſolcher Hülle und Fülle als das engliſche Poſtpferd. In der Sprache des Poſtſtalles iſt ſein Magen das Hafermaß, es frißt ad libitum. Die Wirkung davon wird auf doppelte Weiſe ſichtbar: erſtens erſtaunt man, wie die Pferde bey ſo anſtrengender Arbeit ſo ſchnell zunehmen können; und dann finden die Eigenthümer, daß die Fülle des Fleiſches den Thieren nichts an ihrer Schnelligkeit benimmt, ſondern im Gegentheile dieſelbe noch begünſtigt. Die Pferde ziehen durch ihr Gewicht, und nicht durch ihre Muskelkraft, die nur dazu dient, das Gewicht in Anwendung zu bringen. Je ſchwerer ein Pferd iſt, deſto kraftvoller iſt es im Geſchirre; kurz, das Gewicht des Thieres iſt es, was den Zug hervorbringt, und die Muskeln dienen bloß, ihn fortzuſetzen. Leichte Pferde dürfen daher, ſo raſch ſie auch ſeyn mögen, nicht an einem ſchweren Körper zum Zuge gebraucht werden, da die Muskelkraft nur kurze Zeit gegen einen ſolchen Körper ausdauern könnte.

Der gewöhnliche Preis eines Poſtwagenpferdes iſt ungefähr 23 Guineen. Ein Paar ausgeſuchte Pferde, oder ſolche, die außer dem Rayon von London im Dienſte ſind, können wohl theurer zu ſtehen kommen, aber auf einer Wegſtrecke von hundert Meilen iſt dieß der mittlere Preis. Die Dienſtzeit eines Poſtwagenpferdes überſchreitet nicht vier Jahre. Bey einer Diligence von mittelmäßiger Schnelligkeit kann es vielleicht ſieben Jahre brauchbar bleiben; allein in beyden Fällen muß es zur Zeit des Ankaufes zwiſchen fünf und ſechs Jahre alt ſeyn. Starke Vorderbeine ſind ein vorzügliches Erforderniß bey einem ſolchen Pferde, weil man ſich ſonſt bey abſchüſſiger Straße nicht auf daſſelbe verlaſſen kann; eben ſo müſſen auch die Hinterfüße gut beſchaffen ſeyn, weil dieſe den Stützpunct bilden, von denen die bewegende Kraft ausgeht. Der Preis von 23 Guineen, den wir für ein Poſtwagenpferd anſetzten, mag vielleicht ſehr gering ſcheinen; allein man muß bedenken, daß zu einem Jagdpferde ein Pferd erforderlich iſt, das eine gewiſſe Länge des Buges und des Kreuzes hat, auf den Hinterfüßen gut geſtellt, und ſehr weichmäulig ſeyn muß, während ein vortreffliches Wagenpferd ohne alle dieſe Eigenſchaften beſtehen kann; als ſolche können fehlerhafte und ſogar blinde Pferde gebraucht werden. Ganz anders verhält es ſich freylich mit den andern Wagenpferden in England. Vor fünfzig Jahren hätte man wohl nicht gewagt, ein reinblütiges Pferd vor den Wagen zu ſpannen. Für die Carroſſen der Vornehmen und des Adels bediente man ſich der langſchweifigen Rappen oder Braunen von Cleveland, die beyde im Rang einen Grad höher ſtanden, als das gemeine Zugpferd. Dieſe Pferde machten ſechs Meilen in einer Stunde und koſteten 30 bis 50 Pf. Sterl. Vor einigen Jahren zahlte ein engliſcher Lord für ein Cabrioletpferd 700 Guineen. Der gewöhnliche Preis für ein Pferd von gleicher Qualität iſt heut zu Tage 200 Guineen, und für einen bürgerlichen Wagen 160. Ein Paar ſchöne Wagenpferde, mit denen man ſich in London ſehen laſſen darf, und die gut eingefahren ſind, kommt nicht unter 200 Guineen zu ſtehen. Auch hinſichtlich des Geſchirres hat man es heut zu Tage zu einer großen Vollkommenheit gebracht, wozu die Erfindung des lackirten Leders nicht wenig beytrug. Ein hübſches, gut angeſchirrtes Pferd gewährt einen ſchönen Anblick und die Kunſt, ein Pferd anzuſchirren, verſteht man in England aus dem Grunde. Auch abgeſehen von der Schönheit des Geſchirres, würde man in England nicht ſo ſchnell reiſen, wenn die Pferde ſo nachläſſig und linkiſch angeſchirrt wären, wie auf dem Continente.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Familie.

Kennſt du den kleinen, ſchönen Kreis
Von enge verbundenen Weſen?
Wer ihn nicht kennt, der iſt wohl nie
Recht herzlich froh geweſen.

Ein Band der Liebe ſchließt ihn ein
Und einet die zärtlichen Herzen,
Und nimmer ſtehen die Treuen allein
In Lebens Ernſt und Scherzen:

Denn was den Einen ſchwerer trifft,
Das theilen die Liebenden Alle,
Und was den Einen beſeelt und beglückt,
Das ſendet der Himmel für Alle.

Am Sarge, der den Einen deckt,
Da fließen wohl ſchmerzliche Thränen,
Doch bleiben noch Herzen, noch treue, zurück,
Verſtehen das ewige Sehnen,

Und tröſtend ſpricht der Liebe Wort:
Du ſehneſt dich nimmer vergebens,
Der Sarg mit der welkenden Hülle dort
Iſt Wiege des ewigen Lebens. —

D'rum preiſ' ich den kleinen, ſchönen Kreis
Von enge verbundenen Weſen;
Wer ihn nicht kennt, der iſt wohl nie
Recht herzlich froh geweſen.

Edmund v. Bäumen.

Die bekehrte Spröde.

Es ſind jetzt gerade zwey Jahre, daß ich einen excellenten Roman ſchrieb, aber ein Werk, wie man es nicht immer vollendet, kurz ein höchſt geiſtreiches Buch.

Dieſes Buch wurde aber von Niemanden gehörig gewürdigt. Es hatte ſich meinetwegen eine Verſchwörung unter den hieſigen Buchhändlern gebildet, keiner wollte meinen Roman auflegen, und dieß iſt doch der beſte Weg ein Werk bekannt zu machen, denn ſo lange es ungedruckt iſt, kann es doch Niemand leſen. Dieß iſt klar wie die Sonne; die Buchhändler aber waren blind, gegen ihren offenbaren Vortheil. — Ich ſah mich darauf beſchränkt, mein Buch allein zu leſen, und ich fand dieß ſehr langweilig. Wohl zu merken, es zu leſen kam mir keineswegs langweilig vor, im Gegentheil! aber daß nicht auch Andere dieſen Genuß haben konnten, darin beſtand das Unangenehme! Ein Autor iſt gewöhnlich ein Menſchenfreund, er arbeitet ſtets für ſeinen Nächſten. —

Endlich kam ich auf den guten Gedanken, ein ſehr ſchmeichelhaftes Sonett an eine Dame zu adreſſiren, welche damahls ſehr viel Einfluß auf einen unſerer erſten Buchhändler hatte. Das Sonett fing ſo an... doch laſſen wir das auf ein andermahl, nun wieder zu dem Roman. Die Dame war von meinem Sonett ganz entzückt und verſprach, daß das Buch unverzüglich gedruckt würde. Der Buchhändler verſprach es auch, und Niemand war ſeliger als ich, hatte ich doch meinen kühnſten Wunſch erreicht. Ich verlangte von ihm weder Geld, noch ſonſt etwas, nichts als ein freyes Exemplar auf Velin mit Goldſchnitt. — „Er ſoll ſein Glück damit machen," rief ich aus, „mir genügt das Bewußtſeyn, ſo ein Werk geliefert zu haben!" — In einiger Zeit erhielt ich mein Freyexemplar.

O, welch ein Genuß ſich ſelbſt zu leſen, ganz friſch gedruckt, klein Antiqua, mit daumenbreitem Rand, Velin mit Goldſchnitt. Ich konnte nirgends mehr ruhig ſchlafen, als neben meinem Buche. Des Morgens verſchlang ich es mit meinen Blicken, den ganzen Tag trug ich es mit mir im Sack herum, und Abends las ich es meinem Nachbar vor, einem reichen Rentier, der aber leider taub war. Er fand alles recht ſchön. — Endlich wurde ich doch unruhig. Die Journale beobachteten über mein Werk ein hartnäckiges Schweigen, wahrſcheinlich aus Neid. Die verblendeten Buchhändler hatten meinen Roman nicht in Verlag genommen; gewiß hatte ſie die Argliſt meiner Feinde dazu vermocht, ſo gegen ihren Vortheil zu handeln. Ich ſprach von meinem vortrefflichen Werke mit einer Unzahl von Perſonen, welche — es iſt kaum zu glauben — nicht einmahl davon reden gehört hatten. Mittlerweile lieh ich mein Prachtexemplar einem meiner Freunde. Er gab es ſeiner Couſine zum Leſen, deren Vetter nahm es mit, als er die Camelienflur anſehen wollte, dort fand er einen Bekannten, der es ihm beynahe mit Gewalt abnahm, und ſo ging es von Hand zu Hand, bis es ſpurlos verſchwand. Ein Schickſal vieler Bücher, warum ſollte es nicht auch mein Prachtexemplar treffen. —

Da mein literariſcher Ruhm ſich auf dieſen Roman baſirte, ſo mußte ich bey Zeiten bedacht ſeyn, in Beſitz eines zweyten Exemplars zu kommen.

Ein Autor handelt ſtets weiſe, wenn er ſein Werk ſelbſt kauft. Jedes verkaufte Exemplar bringt einen Schritt näher zur zweyten, verbeſſerten und ganz durchgeſehenen Auflage. Die zweyten Auflagen ſind ſelten. Man findet oft eine vierte, fünfte Auflage, allein dieß iſt nur Scherz! Ich ſelbſt kam eines Tags in einen Buchladen, und verlangte ein Buch, das ſo eben die Preſſe verlaſſen hatte, der Ladendiener gab mir zur Antwort: Von der dritten Ausgabe können Sie ein Exemplar haben, die erſte hat noch nicht die Preſſe verlaſſen.

Doch wieder auf mein Meiſterwerk zu kommen.

O entſetzliche Barbarey, grauſames Geſchick! Es exiſtirte in ganz Europa nicht mehr als ein Exemplar meines köſtlichen Romans! Der Spitzbube von Verleger, gleichſam mit der Piſtole auf der Bruſt gezwungen, meinen Roman auflegen zu laſſen, beſchloß aus ſchmutziger Gewinnſucht, um nicht, wie er ſich ganz gemein ausdrückte, für Papier und Druckerlohn unnöthiges Geld wegzuwerfen, nur mein Freyexemplar abziehen zu laſſen, und dann den Satz gleich zu zerſtören. Und dieſes eine Exemplar iſt verloren, vielleicht für immer.

Sollte es dennoch möglich ſeyn, es zurückzuerhalten, ſo würde ich mich überglücklich fühlen. Ich füge zu dieſem Endzweck hier meine Adreſſe und Chiffer bey. Der Roman iſt leicht zu erkennen, er führt den Titel: Die bekehrte Spröde. — Und iſt ein Meiſterſtück!

L. M. B.

Salzgaſſe Nr. 259, 3. Stock.

Notizen.

Schauſpiele.

Am 17. April wurde im k. k. Hofburgtheater zum erſten Mahle gegeben: „Ewig." Luſtſpiel in zwey Aufzügen, nach Scribe frey bearbeitet von Franz Auguſt von Kurländer.

Hr. von Kurländer hat das Glück, oder vielmehr die Einſicht, unter den neuen franzöſiſchen Luſtſpielen faſt immer ſolche zur Bearbeitung auszuwählen, die mit mehr oder weniger Veränderung dem deutſchen Gemüthe zuſagend ſind, daher unter mehr

denn hundert ſeiner Stücke die meiſten als bleibende Bereicherung das Repertoire der deutſchen Theater zieren. Vor Allem fordern wir irgend eine Lebensanſicht oder moraliſche Tendenz ſelbſt in dem launigſten Genrebilde; und Scribe iſt vor Allen derjenige Dichter, welcher viele Werke in dieſer Art gedichtet hat. Die „Heirath aus Vernunft,“ ebenfalls von Kurländer auf deutſchen Boden verpflanzt, gehört unter die vortrefflichſten Luſtſpiele dieſes erfindungsreichen Dichters; es verkündet auf eine ſo angenehme Weiſe Moral, daß das große Problem: utile dulci, wohl noch von keinem Luſtſpieldichter beſſer gelöſt worden ſeyn dürfte. — In ähnlicher Art iſt auch obengenanntes Stückchen „Ewig,“ welches ſich eines gleich günſtigen Erfolges, wie jenes, rühmen darf.

Adolph, der Sohn des reichen Großhändlers Jermann, liebt, oder glaubt vielmehr die Mündel ſeines Vaters, Clariſſe von Hertfort, zu lieben, und zwar in dem Grade, daß er ohne ſie nicht leben zu können vermeint. Jermann durchblickt die Sache genauer; er weiß, daß Clariſſe, aus einem guten Hauſe, und deßhalb dieſe Verbindung wünſcht, weil ſein Sohn reich iſt, und daß ihr Herz für einen jungen Engländer glüht, der aber, als zweyter Sohn eines zwar vornehmen Hauſes, ohne Vermögen iſt, daher eine Vereinigung der Liebenden unmöglich wird. Inzwiſchen Adolphs umnebelter Geiſt will alle die Umſtände nicht begreifen, und droht um ſo mehr in ſeiner Leidenſchaft des Vaters Lieblingsplane zu vernichten, indem er ihm ſeine liebenswürdige und reiche Nichte Mathilde zur Braut auserleſen. Da aber der Sohn durch Widerſtand vielleicht nur noch mehr in ſeinem Vorhaben beſtärkt werden dürfte, beſchließt Jermann auf ganz eigene Art die Cur mit ihm vorzunehmen. Er willigt in Adolphs gewünſchte Verbindung, jedoch unter der Bedingung, daß ſie alleſammt den Faſching über auf ein entferntes Landgut gehen, und Braut und Bräutigam von aller Geſellſchaft und weiteren Vergnügungen entfernt, nur ſich ſelbſt und unter ſich leben müßten. Das Experiment läßt bald die beabſichtigte Wirkung ſpüren. Adolph, nur auf den Umgang mit Clariſſen beſchränkt, fühlt bald jenen ewig feſſelnden Zauber ſchwinden. Die Zeit wird ihm lange; er wünſcht ſich durch Jagdpartien u. dgl. zu zerſtreuen; allein der Vater gibt dieß im Intereſſe der Braut nicht zu. Fremde Geſellſchaft wird ſehnſüchtig herbeygewünſcht, über neu angekommene Zeitungsblätter mit einer Haſt hergefallen, als ob ſie ſibylliniſche Bücher wären; und ſogar auf ein einfaches Gärtnermädchen fallen nun ſchon zur Zerſtreuung und Abwechslung jene Blicke, die ihr Licht nur von Einer Sonne, Clariſſen nähmlich, früher zu erhalten ſchienen. Jermann läßt im Momente dieſer vorbereiteten Gemüthsſtimmung heimlich in aller Stille Mathilden aus der Penſion nach dem Schloſſe kommen. Der Zufall will es, daß Adolph ihr Porträt findet (wegen ihrer mehrjährigen Entfernung kennt er Mathildens Züge nicht mehr); ſeine Phantaſie erglüht in Bewunderung über ihre Schönheit, und als er nun vollends das Urbild an einem Fenſter des Schloſſes gewahr wird, klettert er über eine Leiter in die Nähe desſelben, das er früher, als es ihm der Vater zum ewigen Beſitz erkoren, floh wie einen Feind des Lebens. Während Mathilde in einem Nebengemache ihre Kunſt auf der Harfe übte, und nun hervortritt, iſt Adolph hingeriſſen von Liebe, und geſteht ihr ſeine Neigung, um Erwiederung ſeiner Gefühle flehend. Seines Wortes gegen Clariſſen wird er auf erwünſchte Weiſe entbunden. Ihr früherer Geliebter iſt nähmlich durch den Tod ſeines Bruders Lord und unermeßlich reich geworden; er erſcheint, und ſie meint das Glück ihres Bräutigams leicht ihrem Vortheile zu opfern, während ſie daſſelbe erſt ewig begründet. Der alte Jermann aber wendete gerade dadurch den ſich ſelber täuſchenden Eigenſinn ſeines Sohnes, daß er nun anempfahl, wovon er ihm abgerathen wiſſen wollte.

Jedermann ſieht, wie anziehend der ganze Inhalt durch ſeine pſychologiſche Entwicklung des Hauptcharakters, und wie wahr die vorwaltende Lebensanſicht iſt, welche ſich in der Fabel des Stückes darſtellt. Ungleich zarter, ſinniger zeigt ſich alles dieß natürlich in der Darſtellung, wo, nahmentlich im zweyten Aufzuge, ein Reichthum der intereſſanteſten Züge das heiter erdachte Lebensbild vollendet. Man findet hier keine geſchraubten Charaktere, keine Unwahrſcheinlichkeit in der Handlung, und die Scenen haben nur jene Ausdehnung, die gerade zum vollen Genuſſe ihres Intereſſes unentbehrlich iſt. Das Repertoire hat damit eine höchſt erfreuliche Acquiſition gemacht, und wir zweifeln nicht, bald von allen Bühnen, wo überhaupt die Vorſtellung eines Luſtſpieles möglich, das gleiche Lob zu vernehmen. Der Erfolg war hier bey der erſten Aufführung glänzend zu nennen. Nicht nur, daß während des Spieles zu öfterem Mahle lauter Beyfall erſcholl, und im Publicum die heiterſte Stimmung herrſchte, ward auch am Schluſſe anhaltend applaudirt, welche Ehrenbezeigung im Hofburgtheater noch nicht zu den verbrauchten zu gehören den Vorzug hat. — Hr. von Kurländer hat ſich aber auch als Bearbeiter im ächten Sinne hier bewieſen. Die glücklichſte Umgeſtaltung, die er mit dem Stücke in der Hauptſache traf, iſt, daß er die Mutter, welche mit Adolph im Originale dieſe Bekehrung vornimmt, in den Großhändler Jermann verwandelte; indem ſich all das Geſchehene und Eingeleitete von einem Vater weit natürlicher denken läßt, und neben der Wahrſcheinlichkeit auch die kräftige humoriſtiſche Farbe, die das Stück hiemit erhielt, ein Gewinn der Bearbeitung genannt werden muß.

In der Darſtellung zeichnete ſich vor Allen Hr. Fichtner als Adolph aus. Sein Spiel war ſo leicht, anmuthig und natürlich, wie man es freylich ſeit langer Zeit bey dieſem allgemein beliebten Künſtler jederzeit zu ſehen gewohnt iſt. Mad. Fichtner gab die Mathilde mit ſehr friſchem, lebhaften Colorit, nur ſchien uns damit auch ſchon die Gränze erreicht zu ſeyn. Dlle. Müller als Clariſſe hat das Verdienſt, eine nicht brillante Rolle durch ihr Erſcheinen intereſſant gemacht zu haben. Der treffliche Wilhelmi iſt in den Leiſtungen als humoriſtiſcher Vater zu ſehr bekannt und hochgeſchätzt, um hier weitläufig beſprochen zu werden. Hr. Costenoble als Buchhalter Veilchen lieh dieſem Charakter eine originelle Individualität.

An demſelben Abende wurde zum erſten Mahle aufgeführt: „Onkel Brand,“ Luſtſpiel in drey Aufzügen. Frey nach dem franzöſiſchen Roman: Monsieur Botte, von L. Angely. Wir wollen hier kurz ſeyn: Angely iſt durchaus unfähig ein wirkſames dramatiſches Werk im Ganzen zu ſchaffen; darin beſtärken uns alle ſeine flüchtigen Arbeiten. Inzwiſchen iſt er ſelbſt Schauſpieler, und ſeine Abſicht läuft dahin, wenigſtens eine theatraliſch wirkſame Hauptfigur hinzuſtellen, was ihm, wie in dieſem Luſtſpiele, meiſt gelingt. Brand iſt dieſer polternde aber dabey doch gutherzige Mann, der intereſſant durch ſein originelles Weſen und liebenswürdig durch ſein vortreffliches Herz iſt. Hr. La Roche ſpielte ihn, zum dritten Mahle als neuengagirtes Mitglied auftretend, meiſterhaft. Entſchieden war die Farbe ſeiner Darſtellung, und dabey doch nirgends Übertreibung und Sucht nach originellerVerzerrtheit. Er wurde gerufen. Da die übrigen Rollen wenig Gelegenheit zur Auszeichnung gaben, ſo iſt auch nichts davon zu berichten.

Ermin.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den 51 27. April 1833.

Zur Geſchichte der Wägen in England.

(Fortſetzung.)

Vielleicht iſt es für einen oder den andern Leſer nicht ohne Intereſſe zu erfahren, wie in England Diligencen als Privatunternehmungen in Gang gebracht werden. Nehmen wir an, vier Privatleute haben ſich verbunden, auf einer Wegſtrecke von achtzig Meilen einen öffentlichen Wagen zu unterhalten, und Jeder zwanzig Meilen Wegs auf ſich genommen. Nach Ablauf von acht und zwanzig Tagen oder einem Mondmonathe findet Abrechnung Statt, und wenn die Einnahmen ſich auf 10 Pf. St. für die Meile beliefen, werden nach Abzug der folgenden Ausgaben unter den vier Eigenthümern 800 Pf. St. zu theilen ſeyn; dieſe Auslagen beſtehen in Schlagbaumgeldern, Abgaben an die Regierung, Mileage oder Miethgeld für den Wagen, Lohn für zwey Kutſcher, Beſoldung der Commiſſionäre, Bureaukoſten und Reinigung der Wägen, — was insgeſammt ſich auf 150 Pf. St. belaufen mag. Sonach blieben 650 Pf. übrig, um achtzig Pferde zu unterhalten, und die Stallknechte, die acht und zwanzig Tage für die Pflege derſelben nothwendig ſind, zu bezahlen. Jeden Unternehmer treffen alſo für zwanzig Pferde 160 Pf. St., ſo daß für den Unterhalt eines jeden Pferdes auf die Woche 2 Pf. St. kommen. Hieraus folgt, daß eine wohlbediente Diligence ihre Auslagen nicht beſtreiten kann, wenn ihre Einnahmen ſich nicht auf 10 Pf. für die Doppelmeile belaufen, und daß auch dann der Gewinn der Eigenthümer noch von verſchiedenen mehr oder minder glücklichen Zufälligkeiten abhängt, denen ſein Capital unterworfen iſt.

Die Kunſt der Mechanik iſt heut zu Tage mit großem Erfolg auf den praktiſchen Nutzen des Lebens angewendet worden und die neuen Diligencen ſcheinen ihre höchſtmögliche Vollendung erreicht zu haben. Sie verbinden eine erſtaunliche Dauerhaftigkeit mit einer faſt unglaublichen Leichtigkeit; ſie wiegen nicht mehr als ungefähr achtzehn Centner, während ſie zu gleicher Zeit weit niedriger geſtellt ſind als früher, und daher auch mehr, Sicherheit biethen. Allerdings ereignen ſich Unfälle und ſogar mehr, als zur öffentlichen Kenntniß gelangen; allein wie kann man dieß auch anders erwarten, wenn man die ungeheure Menge von Wägen in Anſchlag bringt, welche während der Nacht auf der Straße ſind, und die mit den mannigfaltigen Wechſeln einer Witterung, wie ſie England eigen iſt, zu kämpfen haben. Unter gewiſſen Beziehungen hat ſelbſt die Schnelligkeit, mit welcher der Weg zurückgelegt wird, die Sicherheit, mit der man zu Wagen reiſen kann, vermehrt. Es iſt Thatſache, daß der Poſtwagen von Worceſter einer der langſamſten war, aber auch einer von denen, die am öfteſten umgeworfen wurden; gegenwärtig iſt er einer der ſchnellſten und in England wegen ſeiner Sicher-

heit berühmt. Der Schnelligkeit der Fahrt verdankt man glücklicherweise auch eine nicht geringe Verbesserung des moralischen Zustandes der Kutscher, die gegenwärtig nicht mehr Zeit haben sich zu betrinken, und mit Leuten von viel gebildeteren Classen in Berührung kommen, als früher sich der Diligencen zu bedienen pflegten. Ein betrunkener Kutscher auf seinem Wagensitze ist jetzt eine Seltenheit, wie es früher ein Kutscher war, der nicht wenigstens einen kleinen Hieb hatte.

Bey allen Unglücksfällen, die sich ereignen können, reiste man doch zu keiner Zeit auf öffentlichen Wägen mit größerer Sicherheit als gegenwärtig. Am häufigsten ereignen sich noch Unfälle durch das Zerbrechen der Achsen, was bey dem leichten Bau der Wägen am schwierigsten zu vermeiden ist, wiewohl man auch hierin alle mögliche Vorsicht anzuwenden bemüht ist. Es läßt sich kaum etwas Sinnreicheres sehen, als der Bau der neueren Wägen, wozu man sich des besten Materiales bedient. Eine solche Diligence kostet zwischen 130 und 150 Pf. St.; gewöhnlich aber miethet man sie bey dem Wagenfabrikanten um 2½ Schilling für die Meile. Zur Beschleunigung und Sicherheit der öffentlichen Wägen trug aber außer allem diesen vorzüglich die Verbesserung der Landstraßen nicht wenig bey. Fast alle Postwägen, zwey oder drey ausgenommen, legen ihren Weg bey nächtlicher Weile zurück, und dennoch kommen sie mit bewunderungswürdiger Genauigkeit, und verhältnißmäßig mit nur unbedeutenden Unfällen an dem Orte ihrer Bestimmung an. Diese nächtlichen Fahrten gehen in England mit derselben Schnelligkeit wie am Tage vor sich, und man möchte fast glauben, daß den Nachtdiligencen weniger Unfälle zustoßen, als denen, die am Tage gehen. Die Nebel ausgenommen, kommt die Dunkelheit der Nacht gar nicht in Anschlag, da die Laternen hinreichend Licht geben, die Kutscher, die heut zu Tage immer nüchtern sind, besser Acht haben, und in der Regel keine Wägen auf der Straße sich befinden, die keine Laternen ausgestellt haben. Auch die Pferde laufen zur Nachtzeit weit besser, und mit größerer Sicherheit. Häufig hört man einen Kutscher sagen: „Dieses Pferd ist ein gutes Pferd in der Nacht, aber nur sehr mittelmäßig bey Tag.“

Wahrhaft erfreulich ist es auch, die Fortschritte zu bemerken, die in der ganzen Art und Weise, wie das Fuhrwerk gegenwärtig überhaupt betrieben wird, geschehen sind. Der Kutscher einer schwerfälligen Diligence in der guten alten Zeit, — und sie waren alle plump und unbehülflich, — war gewöhnlich ein Mensch von fast eben so schwerfälligem Bau als sie, mußte aber eine große Körperkraft besitzen, die ihm gar gut zu Statten kam. Im Knopfloche seines Rockes hatte er mehrere Vorschnüre hängen, die ihm, wie er wohl wußte, auf dem Wege höchst nöthig waren, denn er peitschte die Pferde dergestalt, daß die Peitsche ihm so nöthig war, als das Zuggeschirr. Um gerecht zu seyn, muß man aber beyfügen, daß dieß nicht allein die Schuld des Kutschers war. Das Feuer und die Kraft der Pferde wurde durch die ihnen zugemuthete Anstrengung erschöpft, denn damahls waren die Stationen von zwanzig Meilen Mode, und das Ende war, daß die große Peitsche auf der letzten Hälfte des Weges nicht mehr helfen wollte, und man aus dem Kutschersitze eine Art Geißel hervorhohlen mußte, die man scherzweise den „Lehrburschen“ nannte; — in der That ein wackerer Lehrbursche in der Kunst, die Deichselpferde auf die unbarmherzigste Art zu foltern; allein ohne diese Tortur würde ja die Diligence auf der Straße stehen geblieben seyn. Nur Eines rettete die Pferde: die vielen Bierschenken, und der Kutscher machte es sich zur Gewissenssache, an keiner ohne Zuspruch vorüberzufahren.

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

Das erste Paar.

Erstanden war die Welt kaum aus des Schöpfers Händen,
Und Alles noch im Glanz der frischen Jugendpracht,
Da sollt' für ew'ge Zeit das Loos durch mich sich wenden,
Wo erst ein Anfang nur, ward auch des End' bedacht.
So lag auf meiner Wange rosig üpp'ger Blüthe
Der schwere Fluch der Schuld schon in der Unschuld Zeit,
Und trotz des Ew'gen Huld und väterlichen Güte
Hat er sich streng bewährt, viel Unheil schon gestreu't. —
Blick' hin in jene Zeit der kühnen Abenteuer,
Wo Heldenkraft verübt die staunenswerth'ste That;
Nicht Elementenwuth, noch grimm'ge Ungeheuer
Hieß wanken ihren Tritt auf gräuerfülltem Pfad.
Was hundert Rachen, voll der schärfsten Zähnenreihe,
Als gold'ne Spende hoher Götterhuld bewacht,
Es ward mit keckem Muth geraubt dem Ort der Weihe,
Stark trug indeß der Held des Sternenzeltes Pracht. —
Und wieder blicke hin! — An einer Bärinn Brüsten
Saugt, ausgesetzt zum Tod, ein hehrer Königssohn,
Es füllt die Milch sein Blut mit wilden Kampfgelüsten,
Mit Durst nach Sinnenlust und glüh'ndem Minnelohn.
Minerva, Juno selbst, sie spenden ihre Gabe,
Die tapfer, weise, groß des Menschen Ruhm bekrönt;
Doch Liebe ist sein Ziel, und Schönheitsreiz die Habe,
Die er durch mich sich wählt, die sich sein Herz ersehnt. —
Am Mainstrom wandle hin, an jene heil'ge Stätte,
Wo hoch vom Dom erschallt der Glocken Weiheklang,
Wo sich der Wimpel Heer abspiegelt in dem Bette
Des Flusses, und frohlockt der Menge Jubelsang.

Das deutſche Volk ſiehſt du ſich ſeinen Herrſcher ſchmücken,
Um ſeine Scheitel zieh'n der Krone Demantſtrahl;
Inſignien der Macht, die dort du magſt erblicken,
Sie nennen wohl auch mich in ihrer hehren Zahl. —
Und auf dein Liebchen nun blick' hin mit Wonnefehnen,
Auf jener Sterne Licht, das froh dein Herz erhellt;
Iſt ihre Sprache nicht beredter, als ſie wähnen,
Liegt nicht in ihr für dich der Liebe Zauberwelt?
Wirſt du das Kleinod nicht, das dir ihr Herz gebothen,
Behüthen wie des Paar's ſelbſteignes, hohes Gut?
Und iſt beym Anblick nur der frommen Liebesbothen
Nicht glutherfüllt und heiß dein treues Herzensblut?

Das zweyte Paar.

Auch ich führ' in der Mythe Zeitraum deine Blicke
Und lenke auf Meduſa's Götterkind ſie hin,
Von deſſen Tritt, zu aller Muſenſöhne Glücke,
Der Dichtkunſt Quell im Hippokren erſchien. —
Am Sternenzelte ſieh' des Zwillingpaares Leuchte,
Der Helden Brüderpaar, von hohem Glanz erfüllt,
Sie trug im Kampfgewühl, das ſtets ihr Sieg erreichte,
Ich, ſtolz in Panzerſtahl und gold'ne Zier gehüllt. —
Auch Habsburg's fromme That im fernen Schweizerlande
Führ' in Erinn'rung ich zurück vor dein Geſicht;
Wo er, der frey ſtets war von jedem Demuthsbande,
Das Knie gebeugt vor ihm, dem ew'gen Weisheitslichte.
Du ſiehſt den Prieſter hier am Waldſtrom zögernd weilen,
Und zittern ob Verzug in Gott geweihter That!
Und wieder wie Rudolph ihn ſchnell zum Ziel läßt eilen,
Indem er mich geweiht zum raſchen Laufe hat. —
Verfolge nun die Spur der blutgedüngten Länder,
Wo, kurze Zeit nur iſt's, ein zweyter Cäſar ſtritt.
Marengo, Abukir und Eylau ſind die Bänder
Des Schlachtenknäul's, das blutig er durchſchnitt.
Und immer wirſt du ihn bey Sieg und Todesgrauen,
Ihn, der im Grabe nur der Thaten Stillſtand fand,
Auf mir im Kampfgewühl, den Degen ſchwingend, ſchauen,
Im Aug' den Feldherrnblick, den Tod in ſeiner Hand.
Und wieder ruh' dein Aug' auf Öſt'reichs blüh'nden Gauen,
Auf ſeiner Herrſcher mild und gnäd'gem Hoheitspaar.
In Mitten all' der Seinen magſt du's oft erſchauen,
In Mitt' des Volkes, das ſein Herz als Hochaltar
Der Treu' und Liebe weiht für ſeines Landes Kaiſer,
Die ewig grün für ihn und all' die Seinen blüh'n;
Dort weilt dein Auge gern auf jenem Wagengleiſe,
Dem ſtets mein dreyfach Paar mit Stolz voran wird zieh'n.
Und endlich zeig' ich der Verweſung ekle Spuren,
Verderbniß drohend mancher Gaumenluſt;
Zwar gleicht ihr Schimmer faſt dem Schmelz der Fluren,
Doch iſt die Täuſchung ſchnell dem Prüferblick bewußt.
Greif' ich das erſte Paar mit meinem Trügerbilde,
Wird fahl und ekel gar ſein blühend Wangenroth,
Ich führ das Siechthum nur im weißen Todesſchilde
Und ſchone mitleidslos ſelbſt nicht des Hungers Brot.

Das Ganze.

Ich bin dem letzten Paar der Gattung nach verwandt,
Vermög der Erſtern Bild nach ihnen auch genannt.

F. W. Jaggi.

Schauſpieler mögen auch nach Italien reiſen!

Man hat neuerlich wieder daran erinnert, was Engel in ſeiner „Mimik“ ſchon früher bemerkte, daß der Italiener die Geſtalt ſeiner Seele am genaueſten und mit der größten Bedeutſamkeit im Äußern nachbilde. Da könnte man faſt auf den Einfall kommen, die Schauſpieler eben ſo gut, wie Mahler und Muſiker, nach Italien zu ſchicken, um da im Lande der Mimik, d. h. in Neapel, das ja ohnehin ein auf die Erde gefallenes Stück Himmel ſeyn ſoll, die Geheimniſſe der Kunſt unter der niedern Volksclaſſe zu lernen. Manchem Schauſpieler wäre dergleichen ſehr nöthig, um ſeine gegoſſenen Mienen, Hände und Füße in etwas zu beleben.

Notizen.

Concert.

Sonntag den 14. dieſes Monaths fand im k. k. Univerſitätsſaale, zum Vortheile dürftiger Witwen und Waiſen der Mitglieder der juridiſchen Facultät an der hieſigen k. k. Hochſchule, ein großes Concert Statt.

Nach der effectvollen Ouverture zur Oper: „Lodoiska,“ von Cherubini, welche mit richtiger Haltung der Tempi unter der Leitung des Hrn. Schmidt höchſt präcis exequirt wurde, ſpielte Frau Friederike Beneſch einen Concertſatz in Cis-moll für das Pianoforte, componirt von Ries, und bewährte neuerdings, daß ſie mit Recht den ausgezeichnetſten Pianiſtinnen beygezählt werden darf. Schon die Wahl der Compoſition, eine der gediegenſten dieſer Art, beweiſt, daß ſie die Kunſt um der Kunſt willen übt und liebt. Sie behandelte das ſchwierige Werk ganz im rechten Geiſte, überraſchte durch die Nettigkeit und Empfindung ihres Vortrags, ſo wie durch die Leichtigkeit, womit ſie die ſchwierigſten Paſſagen überwand, und durch die Zartheit in den Übergängen, worunter der von As in E-dur vorzüglich ſchön gehalten war, und erhielt am Ende ihrer meiſterhaften Leiſtung, ſo wie bey jeder, während derſelben ſich darbiethenden Gelegenheit die unzweydeutigſten Beweiſe allgemeiner Anerkennung. Darauf trug Dlle. Caroline Botgorſchek eine Arie von Mercadante vor. Die jugendliche Sängerinn iſt im Beſitze einer kräftigen, klangvollen Stimme von ziemlichem Umfange, welche ſie bereits mit künſtleriſcher Gleichheit zu gebrauchen weiß. Ihr Crescendo iſt ſchon ſehr wirkſam, ſo wie ihr Ritirando Auszeichnung verdient. Auch zeigt das Gefühl und die Reinheit ihres Vortrags, daß ſie unter der Anweiſung eines vorzüglichen Meiſters ihren Geſang gebildet habe. Dlle. Botgorſchek wird, wenn ihr Eifer nicht erkaltet und ſie mit wahrer Liebe auf dieſer Kunſtbahn fortſchreitet, wodurch ſie ſelbſt zur Ablegung mancher üblen Gewohnheit, und zur Überzeugung geführet werden wird, daß der Geſang den Reiz der Miene nie beeinträchtigen ſoll, ſtets eine, in jedem Concerte, höchſt willkommene Erſcheinung ſeyn. Das Publicum zeigte ſeinen Beyfall an der werthvollen Production der ſchönen Sängerinn durch wiederhohltes Verrufen. Als 4. Nummer declamirte Mad. Schröder die Schweizerſage: „der Älpler,“ von J. G. Seidl. Jede noch ſo detaillirte

Anzeige des Kunstwerths und des Erfolgs dieser unerreichbaren Leistung bliebe hinter der Wirklichkeit zurück. Referent faßt sich kurz und sagt, daß Mad. Schröder in dem Gebiethe, das sie sich zu ihrer Wirksamkeit wählte, unbestreitbar die erste Beherrscherinn sey. Sie steht Melpomenen die Nächste. Der Riesenbau ihres heutigen Werkes war wieder so vollendet, daß man kein Steinchen hinzufügen, keines wegreißen dürfte; so wie er ist, ist Alles Einklang! Daß die Wirkung unendlich war, ist natürlich. Mad. Schröder bedarf keiner Illusion; nur sie mit ihrem Selbst und dem nie versiegenden Borne wahrer ächter Kunst in ihrem Innern, entzückt und begeistert. Das von der Wahrheit und Gluth ihres ergreifenden Vortrages enthusiasmirte Publicum rief sie dreymahl hervor. Darauf folgte ein Solo (?) für die Pedalharfe, vorgetragen von Dlle. Elise Krings. Wir bedauerten die Wahl der Composition, in welcher wir aus Mangel eines sich klar aussprechenden Charakters weder ein Solo, noch ein Divertimento, Potpourri oder Rondino herausfinden konnten. Auch reichte sie durchgehends nicht zur Stufe der Virtuosität, worauf Dlle. Krings bereits steht, und gab ihr keine Gelegenheit, die Annehmlichkeit ihres Pianissimo zu entfalten. Und gerade darin, in dem Hinhauchen der Töne, welche wie Sphärenklänge verhallen, besteht Dlle. Krings größte Force. Die Künstlerinn spielte auch dieses undankbare Musikstück mit solcher Vollendung und jenem Reize der Formen in der Behandlung des Instrumentes, daß das Publicum sie mit Beyfall überschüttete, und sie zweymahl hervorrief. Die Begleitung jedoch war diesmahl nicht präcis genug, und den Blasinstrumenten fehlte es an Reinheit. Ein würdiges Schlußglied der gebothenen Kunstkette waren die Variationen für die Violine, componirt und vorgetragen von Hrn. Joseph Benesch, Mitglied der k. k. Hofcapelle. Hr. Benesch wurde rauschend empfangen, ein sicherer Beweis, daß sein Eifer und seine Kunstthätigkeit, so wie der Grad seiner Vorzüglichkeit als Violinspieler im Publicum hinlänglich bekannt ist, und verdiente diese Auszeichnung. Er spielte mit Reinheit und Sicherheit im rapidesten Tempo Doppelgriff-Staccati in Octaven und Serten, die, in einfache Staccati aufgelöst, in liebliche Gesangstellen übergingen. Höchst wirksam war sein Arpeggiren mit springendem Bogen, während die Blasinstrumente das Thema durchführten. Die ganze Composition ist schön und effectvoll, aber unendlich schwierig, daher manche Erleichterungen in Paganini's Manier, zu denen Hr. Benesch seine Zuflucht nahm, z. B. daß er in D und das Orchester in Es spielte, keineswegs zu tadeln sind. Hr. Benesch wurde lärmend wiederhohlt hervorgerufen. Der Saal war nur halb voll, welches ohne Zweifel dem Umstande zuzuschreiben ist, daß dieses Concert trotz seines wohlthätigen Zweckes in keiner Zeitschrift angekündigt erschien, obwohl sonst keine Redaction versäumt, solche Productionen vorzugsweise anzuzeigen *).

Joh. Nep. Hofzinser.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) „Der böse Geist Lumpacivagabundus, oder: das liederliche Kleeblatt," Zauberposse mit Gesang in 3 Aufzügen von J. Nestroy.

Dieses Stück, welches am 12. April zum ersten Mahle zur Aufführung kam, trägt den Stempel ächten heiteren Humors und unwiderstehlicher Laune. Hr. Nestroy hat sich hier wahrhaft als einen tüchtigen Volksdichter bewährt; denn wir sahen nicht bald in dem Genre localer Zauberpossen so viel gesunde Vernunft, derben, ergreifenden Wiener Witz und natürliche Entwicklung. Nebstbey hat diese Dichtung das seltene Verdienst einer rein moralischen Tendenz, und glänzt durch die noch seltenere originelle Grundidee unter Hunderten seines Gleichen strahlend heraus. Das Sujet ist in Kürze folgendes: Der Gott der Liederlichkeit oder der böse Geist Lumpacivagabundus bethört drey leichtsinnige Handwerksburschen (Carl, Scholz, Nestroy), ihm zu fröhnen und ihre sparsam zusammengebrachte Habe auf seinem Altare in Trunk und Spiel zu opfern. Das Glück will sie retten, indem es ihnen eine Zahl im Traume erscheinen läßt, die sie in Gesellschaft in die Lotterie setzen und gewinnen. Nun beginnt erst das wilde Leben aus dem FF. Der Schuster — ein gewaltiger Astronom — verkauft seinen Antheil an dem Gewinne; Zwirn, der Schneider, verschwendet ihn durch hohe Auslagen, um sich nobel zu etabliren, und Leim, der Tischler, kehrt, der erste, welcher seinen Wandel bereut, zu seiner Geliebten heim, die er nach einigen Prüfungen der Liebe u. s. w. heirathet.

Nach manchen angenehmen Episoden, bewirkt endlich die Liebe, was keine andere Gottheit vermochte; sie heilt die Verschwendungssucht der beyden übrigen Burschen, indem sie ihnen ein Paar Weiber und zwey liebliche Kinder schenkt, an deren Seite wir die drey nunmehrigen Meister in der letzten, frappantschönen Scene in friedlicher Eintracht den Feyerabend heiligen sehen. —

Das Stück ist reicher an guten Einfällen, bon mots und feineren Späßen, als wir bisher gewohnt waren, auf dieser Bühne zu hören; so üppig an Lächerlichkeiten, daß wir nicht wissen, wo wir beginnen sollen, es zu loben. Als Beweis des glänzenden Erfolges erwähnen wir das, von dem Tage der Aufführung angefangen, überfüllte Haus, und den unermüdeten Applaus, der sowohl dem Dichter und Schauspieler, als den übrigen Mitwirkenden gezollt wird.

Besonders ergötzlich schien uns die Romanze im ersten Acte: Eduard und Kunigunde, worüber sich das Publicum vor Lachen auszuschütten schien, und das astronomische Lied des Hrn. Nestroy, im dritten Acte, welches wirklich trefflich in seiner Art zu nennen ist, und worüber ihm der Beyfall in wiederhohltem Maße gespendet wurde. Unübertrefflich war Hr. Scholz als eleganter Schneider; recht gemüthlich Hr. Carl als Leim; die übrigen vollendeten das Ganze artig und rundeten das Stück zu einem wohlgefälligen, netten Bilde. Unter den minder ausgezeichneten Rollen nennen wir bemerkenswerth die Herren Spielberger, Hopp, Gämmerler, Stahl und die Schauspielerinnen: Febringer, Zöllner, Lukas, Planer, Frey und Holzapfel.

Calpurnius.

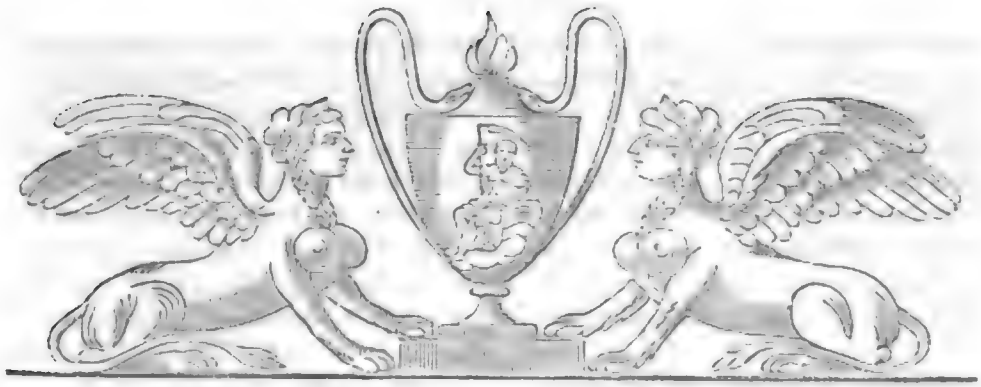
*) Der Redaction des Sammlers ist keine Anzeige von diesem Concerte zugekommen; sie würde sonst gewiß der Ansicht des Referenten entsprochen haben. Die Red.

Concert-Anzeige.

J. Slawik, welcher in seinen zwey voriährigen Concerten die allgemeine Anerkennung eines zahlreichen Publicums durch sein schönes und kühnes Violinspiel errungen hat, erfreut uns Sonntag den 28. April abermahls mit einem Concerte. Er spielt eine Composition von Paganini und zwey von ihm selbst componirte Musikstücke, nähmlich ein großes Concert, bestehend aus einem Allegro mit einer Fermate, Adagio und Rondo und Bravour-Variationen, welche nach dem Ausspruche der größten Kunstrichter an Schwierigkeit alles bis jetzt Dagewesene überbiethen. Die Introduction zu den Variationen soll durch melodiereichen Gesang von ergreifendem Effecte seyn. Slawik stand schon längst auf einer so hohen Stufe der Kunst, daß, wenn man bedenkt, daß er stets mit unermüdetem Studium fortfährt, sich höher und höher emporzuschwingen, sein diesmahliges Auftreten mit dem allgemeinsten Interesse aufgenommen werden muß. Der geniale Künstler kann daher ein reiches Zuströmen des Publicums, dieses einen seltenen Kunstgenuß erwarten.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mot. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler

Dinſtag, den 52 30. April 1833.

Zur Geſchichte der Wägen in England.

(Beſchluß.)

Indeß war unſer Kutſcher der Vorzeit ein Gelehrter in ſeinem Berufe, mehr vielleicht als der größte Theil ſeiner heutigen Collegen, weil ſein Muth und ſeine Geſchicklichkeit öfters auf die Probe geſtellt wurden. Er hatte eine ſchwere Ladung, ſchlechte Wege und müde Pferde; ungerechnet, daß er ſich auf keinen Theil des Pferdegeſchirres einen Augenblick verlaſſen konnte. Endlich war der Kaſten ſeines Sitzes ſchlimmer als die Büchſe der Pandora mit allen Landplagen, die ſie enthielt, denn ſelbſt die Hoffnung war daraus entflohen. Dieſer Sitz ruhte auf der Achſe und ſtieß, um dem armen Teufel die Knochen im Leibe zu zermalmen; allein wenn man die Eigenthümer fragte, warum ſie hierin keine Abänderung treffen ließen, war die Antwort: „Nein, nein, die Schlingel würden ſonſt immer ſchlafen, wenn ihr Sitz in Federn hinge.“ Wen könnte es Wunder nehmen, daß die Kutſcher unter ſo viel Herzeleid, das ſie zu beſtehen hatten, nach und nach Trunkenbolde wurden? Dann waren es aber auch Kutſcher, die ihr Handwerk aus dem Grunde verſtanden; die ihre beyden Deichſelpferde bis auf das letzte Loth Fleiſch aufzureiben wußten, bloß mittelſt einer doppelten Peitſche, deren Vorſchnur auch noch die beyden andern Pferde grauſam kitzelte. Und dieſe Peitſche wußten ſie mit ſolcher Geſchicklichkeit zu handhaben, daß ſie ſich nie in die Stränge oder die Leitſeile verwickelte. Sie verſtanden es, einen Knoten zu ſchlingen mit der Hand, aber eben ſo gut mit der Zunge; kurz ſie konnten eine Menge Sachen, deren die Kutſcher unſerer Tage unkundig ſind, weil ſie nie in den Fall kommen, ſich darin zu üben. Übrigens fuhren ſie, wenn ſie getrunken hatten, ſo gut wie nüchtern, waren größtentheils treue Diener ihrer Herren, ſtanden in Achtung bey den Bankiers und andern Handelsleuten der Gegend, durch die ſie fuhren, und hatten für ihre Pferde ſo viel Menſchlichkeit, als ihnen die ungünſtigen Verhältniſſe ihrer Lage es erlaubten.

Bevor ich ſchließe, muß ich noch ein Wort über die Privatfuhrwerke beyfügen. Da das Urbild einer Familienkutſche, wie ſie vor fünfzig Jahren war, nicht leicht mehr aufzufinden ſeyn dürfte, ſo will ich verſuchen, hier eine Beſchreibung davon zu geben. Es war ein Kaſten, eine wahre Stube, die Raum genug für ſechs wohlbeleibte Inſaſſen both, und zwiſchen breiten ledernen Riemen an faſt gerade ſtehenden Federn hing. Alles an dieſer behaglichen, niet- und nagelfeſten und langen Schaukelmaſchine ſtand im Einklange mit dem Kutſcher und den Pferden, von denen ſie gezogen wurde. Der offene Wagen, der zur ſelben Zeit gleichfalls ſehr in der Mode war, zeichnete ſich noch weniger durch Eleganz

aus; dieſe ſogenannten Phaëtons beſtanden aus einem einzigen Stück, und ruhten mit ihrer ganzen Schwere auf den Vorderrädern, als hätten die hintern Räder nichts zu thun als nachzulaufen; es war die Lieblingscaroſſe des verſtorbenen Königs von England, als er noch Prinz von Wales war; man fuhr darin gewöhnlich mit vier Pferden, wenn der Eigenthümer hiezu die Mittel hatte, und dieſer pflegte meiſt ſelbſt die Zügel zu führen.

Dem Phaëton folgte der Curricle (Wagen, currus), ein ganz claſſiſcher Nahme, und eine ſehr elegante Kutſche, wenn ſie in gutem Zuſtande und von zwey gutberittenen Grooms in ſchöner Livree begleitet war. Der Curricle hielt ſich lange Zeit in der Gunſt der faſhionablen Welt; allein da er wie der Phaëton nur auf zwey Perſonen berechnet war, und zum wenigſten drey Pferde erforderte, ſo brachten ihn endlich Auflagen und Erſparung aus der Mode. Nun gelangte der Gig zur Herrſchaft. Die Frau des Pfarrverweſers, ein mit dem Podagra behafteter Verwalter, oder ein alter reicher Pächter, vor fünfzig Jahren, beſtiegen gern ihre Whiskey, die vorn und hinten in Hangriemen ſchaukelnd und mit einer Schirmkappe gegen den Regen verſehen, ein vortreffliches und ziemlich ſicheres Familienfuhrwerk bildeten, wenn es mit einem Paar guter Pferde beſpannt war. Einer der Tonangeber in der eleganten Welt ließ, von einem löblichen Sinne für Erſparung getrieben, einen Blick der Gnade auf den ſchönen und bequemen Whiskey fallen, und es entſprang aus ihm der luſtige Gig, der, mit einem Pferde von hundert Guineen beſpannt, der beſte Freund der Ärzte und Leichenbitter wurde. Dieſe Art Einſpänner vervielfältigte ſich unter mancherley Formen und Nahmen; der ſanfte Räderumſchwung des Gig, das angenehme Gleichgewicht, in welchem er auf ſeiner Achſe ruht, die Gleichheit ſeiner Bewegungen, da er von der Gabeldeichſel getrennt iſt, und die Leichtigkeit, mit der er dem Pferde folgt, machen ihn zu einem köſtlichen Fuhrwerke, an welchem allein zu bedauern, daß es ſo gefährlich iſt. Der Stanhope, ſo genannt von ſeinem Erfinder dem Baronet Fitzroy Stanhope, folgte dem Tilbury, der den Nahmen eines bekannten Wagenbauers in London verewigt. Der Preis eines Stanhope oder eines Tilbury, ohne Geſchirr, iſt ungefähr 70 Guineen. Allein die Mode iſt eine Blume, die nur eine kurze Zeit blüht. Der Buggy, der Stanhope, der Dennet, der Tilbury wurden nach einander durch das Stadtcabriolet erſetzt, das zum Fahren in der Stadt vortrefflich, und nur für die Landſtraße etwas zu ſchwer iſt. Allein auch dieſes fängt in der faſhionablen Welt an zu ſinken, und man ſieht wieder den luſtigen leichten Tilbury zum Vorſcheine kommen.

Für Reiſen auf das Land haben alle offenen Chaiſen dem Doppelphaëton und der Britſka, in denen man gewöhnlich mit Poſt reiſt, weichen müſſen. Erſterer iſt durchgehends bey den Bürgern von London, die Weib und Kind haben, im Schwunge; man baut ihn gegenwärtig ſo leicht, daß ihn, und vier Perſonen darin, ein einziges Pferd bequem eine gute Anzahl Meilen weit ziehen kann. Am tiefſten auf der Stufenleiter der Wägen, und nur ſehr wenig über dem Karren, ſteht die ſogenannte Ponny-Chaiſe, in der ſchon ſo viele Menſchen ihr Leben eingebüßt haben. Dieſe Fuhrwerke, die gefährlichſten von allen, ſind ſo leicht, daß ein noch ſo ſchwaches Thier damit anfangen kann, was ihm beliebt. Außerdem iſt man gezwungen, ſo kurz damit zu fahren, daß der geringſte Stoß es umwirft, und der darin Sitzende kaum vor den Hufen des Pferdes geſchützt iſt. Wird das Thier ſcheu und geht durch, ſo macht die geringe Höhe und die Leichtigkeit dieſes Wagens jeden Widerſtand vergeblich, und man kann ihn mit einem Korbe vergleichen, den man einem Hunde an den Schwanz gebunden hat.

Man hat gegenwärtig in England nicht mehr ſo viel Luſt und Geſchmack an Wägen, als vor einigen Jahren. Keineswegs geneigt, die Übertreibung und Manie in dieſem Luxus zu bedauern, wüßten wir nicht, warum wir die engliſchen Gentlemen tadeln ſollten, wenn ſie die Athenienſer nachahmen, die ſich gleichfalls nicht wenig darauf einbildeten, gute Wagenlenker zu ſeyn. Die Kutſcherdilettanten oder Kutſchergentlemen haben viel Gutes gewirkt; die Straßen würden nie geworden ſeyn, was ſie ſind, wenn ſie nicht ſo unabläſſig Alle, die dabey betheiligt oder angeſtellt waren, zur Verbeſſerung der Straßen aufgemuntert hätten. Und würden wohl die Kutſcher von Oxford ihren Brüdern mit einem ſo guten Beyſpiele vorausgegangen ſeyn, wenn Männer, wie Sir Henry Peyton, Lord Clonmell, der verſtorbene Sir Thomas Moſtyn, dieſer Neſtor der Kutſcher, Herr Annesley und Herr Haryſſon, nicht mit ihnen auf derſelben Straße die antike Kunſt des Wagenlenkens getrieben hätten? Würden die unglücklichen Kutſcher nicht bis auf dieſe Stunde noch auf dem Kutſchenbocke, wie bey den alten Diligencen, gerädbrecht werden, wenn es nicht endlich Herrn Ward de Squerris gelungen wäre, die Eigenthümer der Wägen zu bereden, die Kutſcherſitze in Federn hängen zu laſſen? Was würde wohl die Straße von Devonſhire ſeyn ohne Sir Charles Bam-

pfydle, Sir John Rogers, den Oberſt Prouſe, Sir Lawrence Palk und andere? Dieſen, wie den Herren Charles Burton, Henry Villebois, Sir Bellingham Graham, Lord Seſton, Fitzroy Stanhope, Oberſt Sibthorp, Oberſt Spicer u. ſ. w. verdankt man größtentheils die in dem Wagenbau der neuern Zeit entſtandenen Verbeſſerungen. Leider neigt ſich das Geſchlecht der Kutſchergentlemen ſeinem Erlöſchen zu, die lange Peitſche der Dilettanten hängt müßig im Stalle, und nur ſelten begegnet man jenen vierſpännigen Wägen, deren man vor ſechs Jahren mehr als vierzig ſehen konnte. Das B. D. C. oder Benſon's Kutſcherklub iſt der einzige, der jene Aſſociationen überlebte, deren öffentliche Aufzüge vor vierzig Jahren zu den eigenthümlichſten Schauſpielen in London gehörten.

Der Graf Pecchio ſchrieb ein Capitel über die Bequemlichkeit der öffentlichen Wägen und die Eleganz der Privatwägen in England; man kann nicht ſagen, was von beyden einen Fremden am meiſten anſprechen muß, aus welchem Theile der Welt er auch kommen mag. Wer einſt das Heer von Wägen bewunderte, die unter Ludwig XVIII. vor den Tuilerien in Schlachtordnung aufgefahren waren, wird große Augen machen, wenn er ſich zum erſten Mahle in der Straße St. James befindet, an einem Tage, wo Lever oder Auffahrt bey dem Könige von England iſt. Hyde-Park aber wird ihm an einem ſchönen Nachmittage während der Saiſon von London ſchwindeln machen. Dort ſetze er ſich bey der Bildſäule Wellington's nieder, wenn er Luſt hat, und er wird binnen zwey Stunden tauſend Equipagen vorüberkommen ſehen. Alles, was er ſieht, iſt charakteriſtiſch; das geräuſchloſe Hinrollen, und die leichte Bewegung des engliſchen Wagens, der gute Styl der Kutſcher, im vollen Glanze ihrer mit Treſſen reichbeſetzten Livreen, mit dem rothen friſchen Geſichte, der Flachsperücke und dem Leitſeile, ſo weiß wie kölniſche Pfeifenerde, um die weißen Handſchuhe nicht zu beflecken; dann hinten die Lakayen, wahre Koloſſe mit Stülphüten, auf allen Nähten vergoldet, in ſeidenen Strümpfen, in Handſchuhen von Damhirſchleder, und das Rohr mit goldenem Stockknopf in der Hand, das hoch über den Kopf des Kutſchers hinausragt; endlich der gefleckte Hund des Wagens, den man eigens zur Spazierfahrt gewaſchen hat. Dieſes Vis-à-Vis (Kutſche zu zwey Perſonen), in dem nur eine einzige ſchöne Dame ſitzt, hat mit ſeinem ganzen Zubehör wenigſtens tauſend Guineen gekoſtet; es gehört dem Marquis von Londonderry. Dieſes niedliche Coupé gehört dem Herrn Long Wellesley; dieſes Cabriolet dem Herrn Grafen Alfred d'Orſay. Ich habe hier die drey vollkommenſten der letzten Saiſon genannt, allein man wird noch hundert andere von dieſen Equipagen, Barutſchen, Berlinen, Cabriolets *) u. ſ. w. bewundern können, die alle hinter einander bis halb acht Uhr hin und her fahren, wo man dann anfängt, daran zu denken, daß es Zeit zum Diner ſey.

Der Wallfiſchſprung.

Man ſieht in den nördlichen Meeren von Wallfiſchen oft dergleichen Kraftſtücke ausführen, in Augenblicken, wenn ſie recht überluſtig ſind. Meiſt thun es Wallfiſche mittlerer Größe, doch ſieht man auch welche von vierzig bis fünfzig Fuß Länge, die ihr ernſthaftes Weſen vergeſſen und ſich vom Kopfe bis zum Schwanze frey in der Luft zeigen. Will man auf ſolche Luftſpringer Jagd machen, ſo wiſſen ſie der ihnen geſtellten Wahl, einen Sprung über die Schaluppe zu machen oder ſich der Harpune bloßzuſtellen, auf geſchickte Art auszuweichen. Nebenbey iſt noch zu bemerken: die Wirkung des Athemhohlens der Wallfiſche hat man auf eine Art übertrieben, daß man es zur Erluſtigung der Leichtgläubigen mit einem Waſſerfall zu vergleichen keinen Anſtand nahm, während man die Wallfiſchſprünge ganz außer Acht ließ, die doch gewiß für die Naturgeſchichte dieſes Thieres anſprechen müſſen.

Auflöſung

der vierſylbigen Charade im vorigen Blatte:

Apfelſchimmel.

*) Noch vor zwey Jahren konnte man keinen Stadtwagen unter 400 Guineen haben; gegenwärtig koſtet ein ſolcher 300. Ein Reiſewagen mit ganzem Zugehör koſtete 250, ein Stadtcabriolet 120 bis 150.

Notizen.

Concert.

Der Kirchen-Muſikverein von St. Anna, welcher ſeit dem Jahre 1827 unter dem Präſidio Sr. Durchlaucht des Hrn. Ferdinand Fürſten von Lobkowitz, Herzogs zu Raudnitz ꝛc. beſteht, und die muſicaliſche Wirkſamkeit auf den Kirchenchören, vorzüglich die Verbeſſerung der Kirchenmuſik auf dem Lande nach dem Geiſte der beyden Haydn, Bach, Albrechtsberger, Mozart, Abbé Stadler, Preindl, Abbé Vogler, Eybler u. a. m. beabſichtiget, weßhalb derſelbe am 4. Auguſt 1828 eine Muſikſchule

eröffnet hat, worinn 78 Knaben im Lesen der latein. Kirchentexte, im Gesange, im Violin- und Clavierspielen, von sachverständigen, wohlerfahrnen Meistern, unentgeltlich unterrichtet werden; veranstaltete Sonntags den 21. April d. J. eine große musicalische Akademie im k. k. großen Redoutensaale, zum Vortheile des Krankenspitals der Barmherzigen in der Leopoldstadt, welche durch die Allerhöchste Gegenwart Ihrer Majestät der Kaiserinn verherrlichet wurde. Die vorkommenden Stücke waren: eine große Symphonie Nr. 2 in D-dur von Ludwig van Beethoven (die drey ersten Sätze). Wenn es schon für ein gut zusammenwirkendes Orchester keine so leichte Aufgabe ist, eine Symphonie verdienstlich zu executiren, so war es diesmahl um so schwieriger, da man im Laufe des verflossenen Winters häufig Gelegenheit hatte, derley großartige Tondichtungen in ihrer Vollendung zu hören. Man konnte also wirklich in einiger Spannung seyn, da das Orchester aus Vereinsmitgliedern, von denen, wie zu vermuthen ist, Mancher doch nicht so ganz eingeübt seyn mochte, zusammengesetzt war. Wir beabsichtigen daher in unserer kritischen Ansicht mehr den Zweck als die bisherigen Leistungen dieses lobenswerthen Vereines, von denen manche mit besonderem Lobe erwähnt zu werden verdienen. Die Executirung genannter Symphonie war befriedigend, wozu der verdienstvolle Capellmeister Hr. Ig. Ritter von Seyfried, welcher die Leitung des Ganzen übernommen hatte, gewiß das Wesentlichste beytrug. Die königl. bayr. Hofschauspielerinn Mad. Sophie Schröder declamirte das herrliche Gedicht von Joh. Gabr. Seidl „der Älpler" und riß durch ihren meisterhaften Vortrag zum allgemeinen Enthusiasmus hin. In der darauf folgenden Cantate „das Gebeth des Herrn," gedichtet von Mahlmann, in Musik gesetzt von F. H. Himmel, königl. preuß. Capellmeister, hatten Dlle. Clara Heinefetter und Hr. Staudigel, beyde Mitglieder des Hofoperntheaters, Gelegenheit sich auszuzeichnen. Auch Hr. Tichatschek, welcher wegen plötzlicher Heiserkeit des Hrn. Ludwig Tietze den ersten und Hr. Thum d. j. (beyde Mitglieder des Hofoperntheaters) den zweyten Tenor sang, befriedigten in ihren Parten. Die Doppelchöre waren sehr gerundet, besonders kräftig aber der Schlußchor. Das Finale obiger Symphonie machte den Beschluß der musicalischen Akademie. Wir ersehen aus dem bisherigen Wirken dieses Vereines, daß, um dasselbe besser zu fördern, ihm eine größere Ausdehnung verschafft werden möge, damit sein Bemühen fruchtbringender wäre. Der Besuch war ziemlich zahlreich.

Joh. Nep. Hraſtnigg.

Schauſpiele.

Als erste Novität wurde in dem restaurirten Leopoldstädter Theater am 20. April d. J., zum Vortheile des Komikers Hrn. Ign. Schuster, „der Harfenist," locale Posse in drey Acten vom Verfasser der Posse: „die Lieb' auf der Alm," mit Musik vom Hrn. Capellmeister Riotte gegeben.

Wilhelm (Hr. Lang), der Sohn des Pfaidlers Grüner (Hr. Jermier) in Wien, liebt die Ziehtochter (Dlle. Jäger) der Wäscherinn Frau Ziegenbergerinn (Mad. Schack). Allein warum sollte der kleine Scheim Amor gerade bey diesem verliebten Pärchen eine Ausnahme machen, und ohne Neckereyen sie ungestört der Liebe huldigen lassen? Frau Ziegenbergerinn entdeckt den heimlichen Briefwechsel der jungen Leute, welcher durch den Harfenisten Gucker (Hr. Ign. Schuster), der in dem Hause der Wäscherinn Zutritt hat, unterstützt wird. Sie verstößt ihre Ziehtochter Peyy, der menschenfreundliche Harfenist vertritt Vaterstelle, und nimmt die arme Verwaiste in seine Behausung, belehrt sie, ihren Geliebten dadurch zu erproben, daß sie sich seinem Geschäfte widme, und durch ihren Gesang seinen Verdienst verbessere. Dieser Vorschlag findet ihren Beyfall, und noch denselben Abend produciren sich Beyde in einem Wirthshause. Der Zufall führt Herrn Grüner und dessen Sohn Wilhelm dahin, die Verliebten erkennen sich, und der Alte erfährt nun das ganze Liebesgeheimniß. Obwohl Herr Grüner eine reiche Heirath für seinen Sohn wünscht, so gibt er doch endlich dem Drange der Umstände nach, da er sich von ihrer gegenseitigen Liebe überzeugte, und beglückt bey einem veranstalteten Familienfeste die Liebenden durch seine väterliche Einwilligung.

Bey seiner ersten theatralischen Dichtung hat uns der Verfasser deutlich bewiesen, daß es ihm nicht an Beruf mangle, sich in der Folge den verdienstlichen Localdichtern anreihen zu dürfen, wenn derselbe kühn und mit Vorsicht auf jener Bahn fortschreite, die er einmahl so wacker betrat. Bey Beurtheilung des gegenwärtigen Productes wollen wir den Verfasser aufmerksam machen, daß er schroffe Felsen nur durch langes Mühen und behutsames Vorwärtsschreiten übersteigen könne. Der Stoff dieses aus dem Volksleben entnommenen Gemähldes ist wohl gewählt, allein in der theatralischen Behandlung spähten wir in manchen Scenen, vorzüglich im dritten Acte, Mangelhaftes aus. Der Verfasser ließ die Frau Ziegenbergerinn im ersten Acte abtreten, ohne sie am Schlusse wieder auf die Bretter zu bringen, wodurch die Handlung des letzten Actes bedeutend gewonnen, und das Ganze nicht an der Wahrscheinlichkeit verloren hätte. Ferner konnte der zweyte Actschluß nicht wirksam werden, nachdem der erste sich ziemlich mit ihm verschwisterte. Der Dialog ist witzig, manche Aus- und Einfälle sind treffend, jedoch dürfte er noch flüssiger gehalten werden, und dadurch die Handlung rascher vorwärts schreiten. Manche Gesangstexte sind zu ernst für die Volksbühne; wir verstehen jedoch nicht darunter, daß sie trivial gehalten werden müssen, sondern mehr komische Kraft gewönnen. Übrigens ist nicht zu verkennen, daß, vorzüglich der erste Act, und mehrere Scenen des zweyten dem Verfasser zum Lobe gereichen, woraus das Resultat zu entnehmen, daß, wenn derselbe seinen theatralischen Leistungen größere Aufmerksamkeit widmen wird, er in der Folge als Localdichter reussiren könne. — Hr. Schuster Ign. war in der Titelrolle trefflich, seine vielsagende Mimik, das wahrhaft Komische seiner Haltung, erschien heute abermahls in einem sehr ergötzlichen Lichte, und bewies sich im Duett mit Dlle. Jäger im zweyten Acte, bey welchem Beyde zweymahl vorgerufen wurden. Die Art und Weise, womit Dlle. Jäger in ihrer Rolle die Nüancen und Schattirungen über jede Kleinigkeit auszubreiten versteht, erwarben ihr den verdienten Beyfall. Auch Mad. Schack müssen wir lobend erwähnen. Die HH. Jermier und Lang traten nach Möglichkeit in den Vordergrund. Die Musik ist melodiös, und macht dem Compositeur Ehre. Am Schlusse wurden der Benefiziant und Dlle. Jäger gerufen. Das Haus war ungewöhnlich voll.

Joh. Nep. Hraſtnigg.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Digitized by Google

Inhalt des Sammlers.

April.

Nr. 40. Die Häßliche. — Die Orgel in Ulm. — Miscellen. — Not. Correſpondenz-Nachrichten. Erlau in Ungarn. — Hermann van Aken's Menagerie.

Nr. 41. Die Häßliche. Beſchl. — Grabſchrift meinem vereinigten Freunde. Von M. D. Ettinger. — Eine Verſteigerung in den vereinigten Staaten. — Not. Nachrichten von fremden Bühnen. Paris.

Nr. 42. Seebilder. Das Gefecht mit einem Sclavenſchiffe. — Winterbilder. Von Sigmund Schleſinger. I. Wintermährchen. — Vorſchlag zu einem Feuerlöſchmittel. — Rührende Anzeigen. — Not. Literatur. — Concert-Anzeigen.

Nr. 43. Seebilder. Das Gefecht mit einem Sclavenſchiffe. Forts. — Winterbilder. Von Sigmund Schleſinger. II. Außen und innen. — Not. Schauſpiele. Leopoldſtädtertheater. Über die Leiſtungen dieſer Bühne.

Nr. 44. Seebilder. Das Gefecht mit einem Sclavenſchiffe. Beſchl. — Die Erinnerungen. Von Edmund v. Bäumen. — Pope, ein Dichter, aber kein Held. — Räthſel. Von Heinrich Proch. — Not. Schauſpiele. Hofburgtheater. Zum erſten Mahle: Das Teſtament einer armen Frau. Drama in fünf Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen bearbeitet von C. W. Koch.

Nr. 45. Die Unvermählten. Eine Skizze nach dem Engliſchen. — Dem ſcheidenden Freunde. Von M. D. Ettinger. — Das Blumenmädchen auf dem Pont neuf. — Auflöſung des Räthſels in Nr. 44. — Not. Schauſpiele. Joſephſtädtertheater. Über die Leiſtungen dieſer Bühne. — Concert-Anzeige.

Nr. 46. Die Unvermählten. Beſchl. — Das ſeltſame Haus. Von Leopold Chappert. — Der elektriſche Aal. — Die ſchönſte Farbe. Sonett. Von Carl Ad. Kattenbrunner. — Not. Schauſpiele. Leopoldſtädtertheater. Neue Decorirung deſſelben.

Nr. 47. Der lebendig Todte. — Räthſel. Von M. D. Ettinger. — Osmaniſche Prunkſucht. Von Edmund. — Not. Concert des Hrn. Klein. — Nachrichten von fremden Bühnen. München.

Nr. 48. Die Ausrufer in Neapel. — Der lebendig Todte. Beſchl. — Auflöſung des Räthſels von Nr. 47. — Not. Schauſpiele. Theater an der Wien. Zum erſten Mahle und zum Vortheile des Hrn. Neſtroy: Der böſe Geiſt Lumpacivagabundus, oder: das liederliche Kleeblatt. Zauberpoſſe mit Geſang in drey Aufzügen. Muſik von Hrn. Adolph Müller. — Mancherley.

Nr. 49. Zur Geſchichte der Wägen in England. — Der und Jener. Von Rappaport. — Scenen aus der Türkey. — Gallerie Moſſi in Turin. — Not. Schauſpiele. Joſephſtädtertheater. Über die Leiſtungen dieſer Bühne. — Mancherley.

Nr. 50. Zur Geſchichte der Wägen in England. Forts. — Die Familie. Von Edmund v. Bäumen. — Die bekehrte Sprödе. — Not. Schauſpiele. Hofburgtheater. Zum erſten Mahle: Ewig. Luſtſpiel in zwey Aufzügen, nach Scribe frey bearbeitet von Franz Auguſt von Kurländer. — Ebenfalls zum erſten Mahle: Onkel Brand. Luſtſpiel in drey Aufzügen. Frey nach dem Franzöſiſchen von L. Angely.

Nr. 51. Zur Geſchichte der Wägen in England. Forts. — Charade. Von F. W. Jaggi. — Schauſpieler mögen auch nach Italien reiſen. — Not. Concert zum Vortheile dürftiger Wittwen und Waiſen der Mitglieder der juridiſchen Facultät. — Schauſpiele. Theater an der Wien. Der böſe Geiſt Lumpacivagabundus, oder: das liederliche Kleeblatt. Zauberpoſſe mit Geſang in drey Aufzügen von J. Neſtroy. — Concertanzeige.

Nr. 52. Zur Geſchichte der Wägen in England. Beſchl. — Der Wallfiſchſprung. — Auflöſung der vierſolbigen Charade von Nr. 51. — Concert des Kirchen-Muſikvereins von St. Anna. — Schauſpiele. Leopoldſtädtertheater. Zum erſten Mahle und zum Vortheile des Komikers Hrn. Ign. Schuſter: Der Harfeniſt. Locale Poſſe in drey Acten, vom Verfaſſer der Poſſe: Die Lieb' auf der Alm, mit Muſik von Hrn. Capellmeiſter Riotte.

Der

Sammler.

Ein

Unterhaltungsblatt.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1833.

May.

Wien.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß's sel. Witwe.

In Commission bey Anton Doll.

Digitized by Google

Der Sammler

Donnerſtag, den 53 2. May 1833.

Vierteljähriger Pränumerationsbetrag 6 fl. Wiener-Währung, bey Anton Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nro. 1108.

Drey Schreckenstage auf Labrador.

Es war an dem Ufer eines kleinen, etwa ſechzehn engliſche Meilen breiten Sees, im Nordweſten des nördlichen Amerika's, wo wir uns der Seekälberjagd und des Pelzhandels wegen niedergelaſſen hatten. Das Gewäſſer des erwähnten Sees ergoß ſich durch einen Fluß in einen andern größern See, und dichte Waldungen bedeckten ringsum die Gegend. Eines Nachmittags nahm ich meine Flinte und machte einen kleinen Ausflug, in der Abſicht einiges Wild zu erlegen. Zwar befanden wir uns ſchon im Anfange des Frühlings, allein der Winter war ſehr ſtreng geweſen und der See lag noch ganz mit Eis bedeckt. Bald gewahrte ich in der Luft einen Strich von wilden Änten, dem ich folgte, in der Hoffnung, daß ſie bald einfallen würden. Der Wind blies etwas ſtark, doch war das Wetter ziemlich milde. Eine ſeichte Lage Schnee, die das Eis bedeckte, erleichterte es mir ſehr, mein Federwild zu verfolgen, und ich war daher rüſtigen Schrittes hinter ihm her. Endlich kam ich zum Schuſſe und zwei Änten fielen getroffen nieder. Während ich die eine aufhob und der andern nachlief, die nur verwundet auf dem Eiſe hinflatterte, kam ich einige hundert Schritte weiter, und fand zu meiner nicht geringen Überraſchung, daß das Eis an mehreren Stellen zwei bis drey Zoll hoch mit Waſſer bedeckt war. Ich zögerte keinen Augenblick, mich zur Rückkehr anzuſchicken, da ich wußte, daß dieß das Vorzeichen von dem nahen Eintritte des Thauwetters ſey, das in Amerika ſehr ſchnell auf den Wechſel der Witterung erfolgt.

Die dichten Nebelmaſſen, die noch einige Augenblicke zuvor den Himmel überzogen] hatten, fingen an ſich herabzuſenken, und bald folgte einem Geſtöber ſchwerer Schneeflocken ein ſehr ſtarker Regen, während der Tag mehr und mehr ſich neigte, und ich das Ufer nicht mehr unterſcheiden konnte. Ich blickte umher, um den Weg nicht zu verfehlen, auf dem ich gekommen war; allein die Dunkelheit nahm immer mehr überhand, und die Stille der öden Gegend wurde nur von dem Geſchrey unterbrochen, das von Zeit zu Zeit der verwundete Vogel ausſtieß. Es ſchien, als ob die ganze Natur in bangem Schweigen einem großen Ereigniſſe entgegenharre. Ich ſtand voll Ungewißheit, welche Richtung ich einſchlagen ſollte, und wagte weder vor- noch rückwärts einen Schritt zu thun, als plötzlich ein Getöſe ſich vernehmen ließ, das mehr und mehr dem Orte ſich näherte, wo ich, vor Schrecken erſtarrt, mich befand. Einem dumpfen und verworrenen Gemurmel folgten donnerähnliche Schläge, und ein Krachen, als wären Felſen geborſten; dann fühlte ich mit Entſetzen das Eis unter meinen Füßen ſchwanken, und einige Augenblicke darauf riß es ſich krachend in weite Spalten auf,

aus denen die Waſſer des Sees ſchäumend hervorſprudelten und bald die ganze Fläche ringsumher überſtrömten.

Noch einmahl verſuchte ich es den Weg und die Richtung nach dem Ufer zu finden; allein ich ſtieß bald an eine jener Stellen von dünnem Eis, die man Luftlöcher nennt, und mußte einen weiten Umweg um dieſelbe machen. Indeß gewann ich doch wieder einige Faſſung, und beſchloß mit größerer Kaltblütigkeit, keinen Schritt mehr weiter zu gehen, bevor ich mich nicht ſicher von der Richtung überzeugt hätte, die ich nehmen müßte, um der drohenden Gefahr zu entgehen. Allein wohin ſollte ich mich wenden? Vergebens ſtrengte ich meine Augen an, um das Land zu unterſcheiden; nur das Geräuſch des Windes in den Zweigen der Bäume verrieth mir, daß das Ufer nicht mehr fern ſeyn könne. Allein dichte Säulen von Schnee und Gerieſel wirbelten auf dem See daher, und hüllten mich von Zeit zu Zeit in völlige Dunkelheit, ſo daß ich mich wie von einem böſen Geiſte in der Irre umhergeführt ſah, und in die äußerſte Verzweiflung gerieth. Vergebens feuerte ich einige Mahl meine Flinte ab, in der Hoffnung, von unſern Leuten am Ufer gehört zu werden und ein Zeichen zu erhalten. Alles umſonſt. Indeß nahm der Sturm furchtbar zu, und das Krachen des Eiſes donnerte rings um mich her. Der Kopf ſchwindelte mir vor Furcht und Ermüdung: ich warf meine Flinte weg, und fing an wie wahnſinnig dem Wind und Regen entgegenzurennen. Überall krachte das Eis unter meinen Füßen, und ich ſah ein, daß mir der Tod gewiß ſey, ich mochte nun bleiben oder fliehen.

Indeß brach die Nacht vollends herein, und erſchöpft von der äußerſten Ermüdung und dem Fieberwahnſinn, der mich ſchüttelte, warf ich mich, in meinen Mantel gehüllt, auf dem Eiſe nieder. In dumpfer Verzweiflung jeder Hoffnung auf Rettung entſagend, und des nahen Verderbens gewärtig, fühlte ich deutlich, wie die ſchwache Eisdecke, auf der ich lag, von dem Waſſer unten immer dünner und dünner geleckt wurde. Gegen Mitternacht legte ſich der Sturm, die Wolken zertheilten ſich, der Mond erſchien am Horizont, und warf ein mattes Licht in die pechſchwarze Finſterniß, die ſeit Untergang der Sonne geherrſcht hatte. Das donnernde Krachen des Eiſes aber dauerte noch immer fort, als ich das Eis unter mir in Bewegung kommen fühlte. Voll Entſetzen ſprang ich auf, und ſah nun, daß die ganze Oberfläche des Sees in wildem Aufruhr durch einander wogte. Es ſchwindelte mir vor den Augen und Alles ſchien ſich mit mir im Kreiſe zu drehen. Das Geheul des Windes, das Knirſchen und Krachen der ungeheuren Eisblöcke, die auf einander ſtießen, war furchtbar. Zuweilen trafen zwey Schollen zuſammen, klammerten ſich an einander, und dämmten andere, die hinter ihnen einhertrieben, und ſich nun über einander in die Höhe ſchoben, indem ſie Pyramiden und Thürme von den wunderlichſten Geſtalten bildeten, die rieſengroß aus dem Dunkel der Nacht emporwuchſen, immer höher wurden, aber plötzlich, wie von einem Zauberſtabe berührt, unter ſchrecklichem Getöſe verſchwanden.

Der Eisblock auf dem ich mich befand, war zum Glück ſehr groß und dick; andere kleinere Schollen häuften ſich um ihn her an, und bildeten allmählig einen Klumpen von fünf bis ſechs Fuß Höhe, auf dem ich nun ſtand, und von allen Schauern der Todesfurcht geängſtigt, in das grauenvolle Schauſpiel um mich her hinausſtarrte. Bald fing der Wind noch heftiger an zu wehen, und trieb das Eis nach der untern Ausmündung des Sees. Meine Angſt hatte ſich etwas beruhigt, als meine Eisinſel einen ſo furchtbaren Stoß erhielt, daß ich das Gleichgewicht verlor, und faſt in das Waſſer herabgeſtürzt wurde. Nicht ohne viele Anſtrengung raffte ich mich wieder auf, und ſah nun zu meiner größten Freude, daß ich in der Strömung des Fluſſes hintrieb, und daß das Waſſer, das mich vom Ufer trennte, noch einige dreyßig Klafter weit mit Eis bedeckt war. Nach einiger Zögerung wagte ich hinüberzuſpringen, und flog mehr, als ich lief, über die Eisfläche hin, ſo ſehr fürchtete ich, ſie möchte unter meinen Füßen weichen. Bald ſah ich mich am Ufer, und in Sicherheit. Allein meine Leiden waren hier noch nicht zu Ende. Der Tag brach an; doch nirgends war eine Spur von Menſchen oder Thieren wahrzunehmen. Unabſehbare Waldungen breiteten ſich vor mir aus, die ich nicht zu betreten wagte, aus Furcht mich darin zu verirren. Ich verfolgte den Lauf des Fluſſes, und erblickte eine halbe Stunde ſpäter eine Rauchſäule, die ſich über die Bäume des Forſtes erhob. Sogleich richtete ich meine Schritte nach ihr hin, und ſah bald eine Gruppe von Indianern, die um ein großes Feuer gelagert waren. Ich wurde mit einer Gleichgültigkeit aufgenommen, die mir wenig Muth einzuflößen im Stande war; doch nahm ich in ihrem Kreiſe Platz, und verſuchte mich in allen Mundarten, die ich kannte, verſtändlich zu machen. Es gelang mir bald, und ich erzählte ihnen nun das Abenteuer, das mich zu ihnen geführt hatte. Als ich zu reden aufhörte, nahmen ſie ihre Pfeifen aus dem Munde, und ſahen mich mit Blicken des Zweifels an, die

zu gut verriethen, wie wenig ſie meiner Erzählung Glauben zu ſchenken geneigt waren. Ich bath ſie mir etwas zu eſſen zu geben, und nachdem ſie einige Augenblicke mit einander geſprochen hatten, reichten ſie mir ein wenig Pemikan, aber mit ſichtbarem Widerwillen, und keineswegs mit der unter den Indianern üblichen Gaſtfreundlichkeit.

Die Indianertruppe, die ich in der Stellung der gleichgültigſten Theilnahmloſigkeit um mich her gekauert ſah, beſtand aus fünf Männern, zwey Weibern und zwey Kindern. Niemand von ihnen ſchien Luſt zu haben, ſich mit mir in ein ferneres Geſpräch einzulaſſen, und ich überließ mich den ſorgenvollſten Gedanken. Nur einer von den Indianern heftete auf mich einen ſo nachdenklich forſchenden Blick, daß ich endlich darauf aufmerkſam wurde, und daraus auf keine gute Vorbedeutung ſchloß. Die Rothhaut war indeß ſehr zurückhaltend und ſchien mich zu kennen, obgleich ich mich durchaus nicht entſinnen konnte, ihm irgendwo ſchon begegnet zu ſeyn. Nachmittags ſchickten ſich die Indianer an, aufzubrechen, und machten ſich auf den Weg, ohne mich eines Wortes zu würdigen. Ich ſah ſogleich ein, daß es ihnen nicht darum zu thun war, mich mitzunehmen, und ich näherte mich daher dem Indianer, der dem Zuge vorausging, und ſagte ihm, daß ich ihm folgen würde, da ich nicht wiſſe, wo ich mich befinde, und nicht allein in dem Walde zurückbleiben wolle. Der Indianer blieb ſogleich ſtehen, heftete ſeine Augen auf mich und ſagte etwas unwillig: „Wo iſt deine Flinte? Wo iſt dein Meſſer? Wo iſt dein Tomahawk?“ — „Ich habe ſie auf dem Eiſe verloren,“ erwiederte ich. — „Hüte dich,“ entgegnete der Indianer, „den großen Geiſt durch deine Lügen zu erzürnen. Dieſer Mann kennt dich,“ fuhr er fort, indem er auf den Indianer zeigte, der mich ſo ſcharf ins Auge gefaßt hatte. „Wir wiſſen, wer du biſt. Ihr ſeyd gekommen, mit uns zu handeln, und wahrſcheinlich ſind deine Brüder hier herum in der Nähe verſteckt. Entferne dich; die Erfahrung hat uns die weißen Männer fürchten gelehrt. Wir wollen mit euch keinen Handel treiben. Wir wollen von eurem Feuerwaſſer weder verrathen noch berauſcht werden; entferne dich, und keiner von uns wird dir ein Leid zufügen.“

Ich befand mich in großer Verlegenheit, auf dieſe Anrede zu antworten; ich wiederhohlte meine Erzählung, betheuerte die Wahrheit meiner Worte, und verſicherte, daß keiner von meinen Gefährten in der Nähe ſey, und daß ſie waffenlos, wie ich ſey, nicht das Mindeſte von mir zu befürchten hätten. Der Indianer hörte mich gelaſſen an, und ſchien zu glauben, daß ich die Wahrheit geſagt habe. Der junge Menſch, der mich vorher mit ſo vieler Aufmerkſamkeit betrachtet hatte, trat nun hervor, und ſagte: „Der fremde Mann möge uns folgen; der Schatten meines Vaters würde mir Vorwürfe machen, wenn ich ihn verließe. Folgt einmahl dem Rathe Thakaverantes.“ Der erſte Indianer gab mir hierauf mit der Hand ein Zeichen, daß ich folgen könne, und der ganze Zug ſetzte ſich nun in Bewegung. Zwar war nirgends eine Spur von gebahntem Wege zu entdecken; allein unſer Anführer zog mit uns, ohne die geringſte Unſchlüſſigkeit zu verrathen, mitten durch den dichten Wald, wobey er nur manchmahl ein wenig langſamer ging, um einen Blick auf die Bäume zu werfen, dann aber mit der frühern Schnelligkeit weiter ſchritt. Niemand ſprach ein Wort, und nur das Geräuſch der abgefallenen Blätter unter unſern Füßen unterbrach die Stille dieſer Wildniß. Obgleich von der Furcht befreyt, Hungers ſterben zu müſſen, konnte ich doch nicht ohne große Beſorgniß an meine Lage denken; denn die Hoffnung, nach unſerer Anſiedlung zurückkehren zu können, ſchien mit jedem Schritte mehr und mehr zu verſchwinden. Außerdem fühlte ich mich äußerſt erſchöpft, und die Hinderniſſe, die wir auf einem ſolchen Wege zu überwinden hatten, vermehrten noch meine Ermüdung; allein deſſenungeachtet durfte ich nicht wagen, einen Augenblick anzuhalten, aus Furcht, die Indianer aus dem Geſichte zu verlieren.

(Der Beſchluß folgt.)

Der arme Leyrer.

Die Wolken zieh'n, die Stürme brauſen,
Und alles ſtarrt in eiſ'ger Rub';
Da dringt es durch des Sturmes Sauſen
Mit hellem Ton durch Luft und Wind:
„Heiſſa tralla, Heiſſa tralla!“
Der Leyrer ſteht am Pflock gelehnt,
Und ſcheut nicht Nacht, nicht Sturm, nicht Kälte;
Und ob er auch nach Rub' ſich ſehnt —
Er muß ja für die Seinen ſorgen.
Und Allen die vorübergehen,
Ruft laut er zu ſein heißes Flehen:
„Fünf Kinder warten mein daheim,
O! gebt ein klein Geſchenk mir nur!
Heiſſa tralla, Heiſſa tralla!“
Und finſt'rer wird's, und kälter immer,
Und Niemand hört den Leyrer an;
Sein gellend Lied tönt wie Gewimmer,
Wie bebt er auch — der arme Mann!
Da brauſt der Sturm, die Woge ſteigt,
Seht, ſeht! wie ſich ſein Haupt ſchon neigt —

Es feiert am Auge ihm das Naß —
„O gebt dem armen Leyrer was!
Die Hand erſtarrt beym Drehen ſchier,
O gebet nur ein wenig mir!
Heiſſa tralla! Heiſſa tralla!“
Doch Niemand hört den Leyrer an,
Und Niemand ſieht den alten Mann.
Und wie er ſteht,
Und wie er dreht,
Da packet ihn des Froſtes Macht,
Und weit aus ſchaut er, in die Nacht.
Da bricht das Lied auf einmahl ab,
Nicht tönt es mehr: Heiſſa tralla;
Nicht hört man ihn mehr bittend rufen:
„Fünf Kinder warten mein daheim,
O gebt ein klein Geſchenk mir nur!“
Er ſtehet todt am Pflock gelehnt,
Die rechte Hand am Spiele noch,
Und in der linken Hand den Hut,
Wo er die Gaben ſammelt' ein.
Er hat ſich ja nach Rub' gelehnt
Und jetzt mit Gott und Welt verſöhnt.

Ihr armen Kleinen wartet nicht!
Nicht ſtillt der Vater eure Noth;
Und nicht mehr tönt's: Heiſſa tralla,
Denn ach! der Leyrer iſt ja todt. Heinrich Proch.

Miscelle.

Straßburg treibt einen lebhaften Conſcriptionshandel. Es gibt dort eine Handelsgeſellſchaft, die aus vielen Dörfern umher junge Burſche engagirt, indem ſie ihnen 3- bis 400 Franken verſpricht, wenn ſie bey der nächſten Conſcription in Paris als Erſatzmänner eintreten. Bis dahin werden ſie in Straßburg beſtens genährt und gepflegt. Der Straßburger Lieferant erhält in Paris für den Kopf 1000 Franken, die Pariſer Entrepriſe läßt ſich ihn oft mit 2000 Franken bezahlen, und nach Abzug der Nahrung, der Reiſe auf der Diligence, des Handgeldes hat die Handelsgeſellſchaft in Straßburg, ſo wie die Pariſer, dennoch bedeutend gewonnen.

Notizen.

Hermann van Aken's Menagerie *).

Der ungeheure Beyfall, welcher der einzig in ihrer Art merkwürdigen und ſeltnen Thierſammlung des Hrn. van Aken hier in Wien zu Theil wird, zu dieſem der Umſtand, daß der Eigenthümer dieſer Menagerie den Beſuchern derſelben zugleich Proben der Zahmheit ſeiner Thiere liefert, mögen das Erſcheinen dieſes Aufſatzes motiviren, der Einiges nachholen ſoll, was uns das erſte Mahl zu bemerken die Kürze unſerer literariſchen Stunden nicht geſtattete. Mit Vergnügen ergreift Referent dieſen doppelten Anlaß, um auf einen Gegenſtand zurückzukommen, über den man des Guten nie zu viel weder ſagen noch ſchreiben kann. Die Art, wie ſich der Beyfall und Antheil des Publicums an dieſer, in Europa berühmt gewordenen Thierſammlung, nun auch in Wien, und zwar zum zweyten Mahle und im erhöhten Maße ausſpricht, wird auch die Art unſeres Lobes rechtfertigen, welches wir Hrn. van Aken als Tribut unſerer aufrichtigen Bewunderung zollen. Seit Hr. van Aken ſeine Menagerie dem Wiener-Publicum zur Schau eröffnet hat, ſteigerte ſich der Beſuch derſelben bis zu dem Eintritte einer wenig freundlichen Witterung, die zwar auf das fahrende Publicum keinen ſo großen Einfluß ausübt. Hr. van Aken erfreute ſich bereits der höchſten Ehre, ſeine koſtbare Thierſammlung Sr. Majeſtät dem jüngeren König von Ungarn, ſo wie mehreren durchlauchtigſten Gliedern des Allerhöchſten öſterreichiſchen Kaiſerhofes vorzuſtellen. Mehrere der hohen und höchſten Herrſchaften geruhten dieſe Menagerie nicht Einmahl, ſondern wiederhohlt zu beſichtigen, woraus ſich der Antheil des angeſehenen und gebildeten Publicums für dieſe Thierſammlung bekräftigt. Die Stunden der Fütterung ſind wohl am zahlreichſten beſucht, und gewähren ein weit erhöhteres Intereſſe für die Phantaſie des Zuſchauers, als die Stunden während der Sieſta der wilden Thiere, wo im Gegenſatze der Verſtand thätig wird, und Zeit gewinnt, wiſſenſchaftliche Beobachtungen zu machen, naturhiſtoriſche Notizen für den Schatz ſeines Wiſſens zu ſammeln, und Reflexionen anzuſtellen, welche hier eine objective Anregung erhalten. Wer dieſe Thiere in dieſen zwey Zeitperioden der Ruhe und der gefräßigen Bewegung betrachtet, verſchafft ſich den Doppelgenuß eines Anblicks, für den es keinen Vergleich gibt. Ein noch höheres Staunen wird den Zuſchauer feſſeln, wenn der muthige van Aken in das Behältniß des gefangenen aſiatiſchen Rieſenlöwen ſich begibt, und mit ihm alle Künſte einer Zähmung durchmacht, bey welcher das in ſeiner Art großartige Genie van Aken's ſich als Überwinder, Herr und Lenker der roheſten Naturkraft eines reißenden Thieres zeigt. Van Aken ſpielt mit ſeinem Löwen, wie mit einem Pudel, und beynahe möchten wir ihn geduldiger nennen, als einen ſolchen. Iſt doch dieſer Löwe gehorſamer als manches verwöhnte Schooßhündchen einer Stadtdame! In dieſen Augenblicken mahlte ſich Referent das Bild aus, wo der edelſtolze Löwe im Coventgarden-Theater zu London in dem Stücke „Alexander der Groſſe“ den Triumphwagen des macedoniſchen Königsſiegers zog, mitten im Gewühle einer Umgebung von mehreren hundert Schauſpielern und dem lärmenden Spiele eines Siegesmarſches, unter dem Commando ſeines Herrn, des muthigen van Aken! Dieſer factiſche Beweis der Zähmung dieſes Thieres ſtellte ſich ſchon damahls in ihrer Vollendung dar. Wer wollte läugnen, daß ein Löwe, wenn er auf Theaterbretern erſcheint, nicht zahm ſey? Unſer Löwe iſt aber auch kein Couliſſenreißer; obwohl ſeiner Natur nach ein reißendes Thier, führte er ſeine Rolle mit der Ruhe durch, wie ſie eines Aken'ſchen Löwen würdig war! — Wir ſchließen dieſen Nachtrag mit dem Wunſche, daß Herr van Aken ſich eines immer potenzirten Zuſpruches erfreuen möge. Die außerordentlichen Auslagen der Alimentation einer ſo groſſen Thierſammlung, ſein Verdienſt um die Zähmung und Wartung der Thiere, eben ſo ſein wahrhaft gebildetes und anſpruchsloſes Benehmen im Umgange und in der Belehrung des Publicums, welches die Menagerie beſucht, verdienen unſtreitig eine Unterſtützung von Seite des Wiener Publicums, welches ſtets an dem wahrhaft Sehens- und Merkwürdigen den innigſten Antheil nimmt. G. P.

*) Anhang zu dem in Nr. 40 des Sammlers erſchienenen Aufſatze über van Aken's Menagerie.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den 54 4. May 1833.

Drey Schreckenstage auf Labrador.

(Beſchluß.)

Erſt nach Sonnenuntergang wurde Halt gemacht. Die Männer errichteten eine Hütte, während die Weiber ein Feuer anzündeten. Man hatte mit Einbruch der Dämmerung einen Rehbock erlegt, und einer der Indianer ging nun daran, das Thier auszubrechen und eine Keule davon für das Abendeſſen zuzubereiten. Sobald das Fleiſch gebraten war, ſetzten Alle ſich um das Feuer, Jeder erhielt ſeinen Antheil, und ich ſelbſt hatte mich über den meinigen nicht zu beklagen. Allein meine Gefährten blieben ſo ſtumm wie zuvor, und nachdem das Eſſen zu Ende war, füllten die Indianer ihre Pfeifen und fingen an mit der größten Gleichgültigkeit zu rauchen, während ſie es den Weibern überließen, die Thierfelle auf dem Boden auszubreiten, die zum Nachtlager beſtimmt waren. Ich ſelbſt ſetzte mich in einiger Entfernung unter einen Baum, indem ich aufmerkſam die Indianer beobachtete, die ſich auf ihren Thierfellen ausſtreckten, um zu ſchlafen, und die Nacht war ſchon ziemlich weit vorgerückt, als auch ich in einen tiefen Schlaf verſank.

Ungefähr gegen Ein Uhr des Morgens wurde ich durch eine Hand geweckt, welche ſanft die meinige ſchüttelte, und als ich die Augen aufſchlug, ſah ich den Indianer vor mir ſtehen, der anfangs mir nicht hatte erlauben wollen, ihm zu folgen. Dieſer Indianer, der ſich Utaliſſi nannte, legte einen Finger an ſeine Lippen, um mir ein Zeichen zu geben, ſtille zu bleiben, dann winkte er mir aufzuſtehen und ihm zu folgen. Ich gehorchte, und er führte mich hinter einen großen Baum in einiger Entfernung von der Hütte, wo die Indianer ſchliefen. „Fremdling, höre mich,“ ſagte er hier mit leiſer Stimme, „ich habe verſprochen, daß dir kein Leid widerfahren ſoll, und werde mein Wort halten. Thakaverante, der verlangte, daß du uns folgen ſollteſt, erzählte uns, ſein Vater ſey vor einem Jahre von zwey weißen Männern getödtet worden, die unter deinem Befehle ſtehen, und nun iſt ihm in dieſer Nacht zweymahl der Geiſt ſeines Vaters erſchienen, und hat ihm befohlen, dich zu tödten. Zwar legte er ſich wieder zum Schlafen nieder; allein wenn ihm ſein Vater zum dritten Mahle dieſen Befehl ertheilt, ſo wird er dich ſicher erſchlagen. Ich rathe dir daher, uns augenblicklich zu verlaſſen, wenn du der Gefahr entgehen willſt, die dir droht.“

„Was ſoll ich thun?“ rief ich. „Der Tod erwartet mich, ich mag nun bleiben oder fliehen; es iſt mir unmöglich allein den Weg nach unſerer Anſiedlung wiederzufinden.“

„Wohlan,“ ſagte Utaliſſi, „ich werde dich zu retten ſuchen. Der Sturm hat nicht weit von hier eine alte Eiche umgeſtürzt, deren Wurzeln weit über das Gebüſch umher emporſtehen. Du kannſt ſie von hier aus ſehen. Halte dich links an dieſen Bäumen hin, und du wirſt die alte Eiche finden. Dort erwarte mich.“

Sogleich drang ich durch das Dickicht fort, und fand die bezeichnete Eiche früher, als ich geglaubt hatte. Mit der größten Ungeduld erwartete ich Utaliſſi, der mir keine beſtimmte Zeit angegeben hatte, wo er mich treffen wollte. Ich verſank in die kummervollſten Gedanken, und wäre beynahe wieder vom Schlafe beſchlichen worden, als ein Geräuſch ſich in meiner Nähe hören ließ. Die Furcht, Thakaverante möchte kommen, durchſchüttelte mich unwillkührlich mit einem heftigen Schauer, als ich aber die Augen nach der Stelle richtete, woher das Geräuſch kam, erblickte ich einige Schritte von mir fünf oder ſechs Damhirſche, die an einem kleinen Bache ihren Durſt ſtillten. Dieſe ſcheuen Thiere betrachteten mich ruhig, und entfernten ſich endlich langſam wieder. Inzwiſchen verfloß Stunde um Stunde; der Mond ging unter, neue Sterne begannen am Himmelsgewölbe zu leuchten, und Utaliſſi erſchien noch immer nicht. Endlich erblichen die Sterne und ein leiſes Gemurmel des Windes in den Zweigen und hier und dort der kurzabgebrochene Laut eines Vogels verkündigte den Anbruch des Tages. Ich ſah einen Wolf bedächtlichen Schrittes langſam durch den Wald hinſchreiten. Endlich ging die Sonne auf, aber ein dichter Nebel hüllte noch Alles ein, bis die letzten Schatten der Nacht verſcheucht waren. Eine bittere Kälte ſchüttelte meine Glieder, und um mich ein wenig zu erwärmen, ging ich ſchnell an der Eiche hin und her, entfernte mich dabey aber unvermerkt von dem zur Zuſammenkunft mit Utaliſſi beſtimmten Orte. Gegen Mittag erhob ſich ein heftiger Wind, der den Nebel vertrieb, und nun ſah ich, daß ich die Eiche aus dem Geſichte verloren hatte. Meine Unruhe darüber wurde noch durch die Heftigkeit des Sturmes vermehrt, der ſo gewaltig durch die Bäume brauſte, daß ich jeden Augenblick befürchten mußte, von einem herabfallenden Aſte getroffen, und verwundet zu werden. Ich verwünſchte das Mißgeſchick, das mich verleitet hatte, die Eiche zu verlaſſen, deren mächtiges Wurzelgewebe mir den ſicherſten Schutz gewährt haben würde; doch wagte ich nicht, ſie aufzuſuchen, aus Furcht, mich noch weiter zu verirren. Meine Verzweiflung ſtieg immer mehr, als ich einen Flintenſchuß hörte. Es wäre mir nicht möglich, die Freude und Überraſchung zu ſchildern, die ich in dieſem Augenblick empfand. Bald vernahm ich einen zweyten Schuß, mehr in der Nähe. „Utaliſſi! Utaliſſi!“ rief ich, und einen Augenblick darauf ſtand der Indianer vor mir.

„Warum bliebſt du nicht an dem beſtimmten Orte?“ ſagte er. „Ich fürchtete, du habeſt dich verirrt, und feuerte daher zweymahl meine Flinte ab, um dir ein Zeichen zu geben, daß ich dich ſuche.“ — Ich erzählte ihm nun, wie es zugegangen, daß ich mich von der Eiche entfernte. „Du haſt jetzt nichts mehr zu fürchten,“ ſagte er hierauf. „Thakaverante iſt todt; ich habe ihn erſchlagen.“ Ich bemerkte in dieſem Augenblicke zwar einige Blutflecken auf Utaliſſi's Kleidern, allein er ſchien ſo ruhig und unbefangen, daß ich an der Wahrheit ſeiner Worte zweifeln wollte. „Ich täuſche dich nicht,“ nahm der Indianer wieder das Wort, „vernimm, warum ich Thakaverante tödten mußte. Er erwachte ein wenig nach Mitternacht, und da er dich nicht mehr fand, ſo argwohnte er, daß ich dich vor der drohenden Gefahr gewarnt. Er machte mir Vorwürfe, daß ich dich ſeiner Rache entzogen habe, und ich läugnete es nicht. In ſeinem Zorn ſchlug er mich ins Geſicht. Du weißt, daß kein Indianer dieſe Beleidigung erträgt; ich verſetzte ihm mit meinem Tomahawk einen Schlag auf den Kopf, und tödtete ihn dann vollends mit dem Meſſer. Unſere Freunde ſchliefen indeß noch in der Hütte; ich bedeckte die Leiche mit dürren Baumblättern, um ſie ihnen zu verbergen, und entfernte mich dann in den Wald. Einige Zeit nach Aufgang der Sonne ſchickten ſie ſich zum Aufbruche an, und riefen Thakaverante und mir. Da ſie keine Antwort erhielten, vermutheten ſie wahrſcheinlich, daß wir vorausgegangen ſeyen, und machten ſich gleichfalls auf den Weg. Ohne den Nebel und den Sturm würde ich dich ſchon früher gefunden haben. Ich will dir jetzt Thakaverante's Leiche zeigen; folge mir!“

Utaliſſi gab mir hierauf ein Stück Pemikan, und nachdem er ſelbſt etwas zu ſich genommen hatte, führte er mich zu einem Haufen von Zweigen und Blättern, die er hinwegräumte und unter denen Thakaverante's Leiche verborgen war. Ich bebte vor Entſetzen zurück, allein der Indianer faßte mich beym Arme und ſagte mir, ich ſolle ihm die Leiche zum Feuer tragen helfen. „Was willſt du thun?“ fragte ich ihn. „Weißt du nicht, erwiederte er, „daß Alles, was ein Indianer beſitzt, nach ſeinem Tode mit ihm begraben werden muß? Jeder Raub, den man an ihm beginge, würde den Zorn des großen Geiſtes erregen.“ — Nachdem wir nun die Leiche ans Feuer gebracht hatten, ordnete Utaliſſi ſorgfältig die Kleider des Todten, ſteckte ihm den Tomahawk in den Gürtel, und entfernte ſich dann, um im Walde die Rinde von gewiſſen Bäumen zu ſuchen, womit er das Grab verzieren wollte. Ich blieb allein zurück. Die Nacht war düſter und traurig hereingebrochen. Das Feuer warf einen röthlich matten Schein umher. Ein tiefer Schauer ergriff mich; ich wagte kaum einen Blick

um mich her, und konnte das Auge nicht von der Leiche wenden, die auf dem Rücken vor mir lag; die langen ſchwarzen Haare verworren über die Bruſt und Schultern herabhängend, Geſicht und Kleider mit Blut befleckt; die Hände und Glieder krampfhaft zuſammengezogen, verriethen den harten Todeskampf, der dieſem Leben ein Ende gemacht. So oft das Feuer mit ſeiner flackernden Helle die entſtellten Züge des Todten überlief, war es mir, als bewege und rühre er ſich, und ſicher wäre ich aufgeſprungen und entflohen, wenn mich nicht das eigene Entſetzen wie verſteinert feſtgehalten hätte. Die Streitart Utaliſſi's, die im Walde an den Bäumen wiederhallte, brachte mich wieder etwas zur Beſinnung, und verſcheuchte die grauenvollen Bilder meiner erregten Einbildung. Endlich kehrte er zurück, und wir gruben dann unter einer großen Eiche ein Grab, in das wir Thakaverante verſenkten. Dann ſetzten wir uns ans Feuer, um den Aufgang des Mondes zu erwarten. Utaliſſi willigte ein, mich bis zu unſerer Anſiedlung zu begleiten, wozu er ſich um ſo bereitwilliger finden ließ, weil er wenigſtens ein halbes Jahr ſeinen Aufenthalt irgendwo anders nehmen mußte, um nicht den Verwandten Thakaverante's Verdacht zu geben, daß er ſein Mörder ſey, und ihrer Blutrache anheim zu fallen.

Nach Mitternacht brachen wir auf und ſetzten unſern Weg bis zum Morgen fort, wo wir am Ufer des Fluſſes ankamen, wo ich die Indianer getroffen hatte. Utaliſſi hatte hier bald eine Art Kanot zu Stande gebracht, und am folgenden Tage fuhren wir den Fluß aufwärts bis an den See, wo unſere Anſiedlung lag.

Dreyſylbige Charade.

Die Erſte.

Zankend zum Pantoffelritter
Spricht das Weibchen drohend mich;
Iſt Gehorſam ihm auch bitter,
Schweigend, glaubt mir! fügt er ſich.

Flüſternd zum Geliebten, leiſe
Spricht das Mädchen bittend mich,
Denn durch ungeſtüme Weiſe
Stört ſchon manche Wonne ſich.

Die Zweyte und Dritte.

Jedem Weſen werth und theuer
Und dem Böſen nur zur Laſt,
Iſt in uns der Freuden Feuer
Und der Leiden Pein umfaßt.

Beyde liegen in dem Walten
Höh'rer Mächte theils bedingt,
Doch wer recht und klug will ſchalten,
Auch das Beſſ're meiſt erringt.

Das Ganze.

Blumen, Früchte, Thiergeſtalten
Und des Hausraths bunte Welt
Sieh'ſt in mir du ſich entfalten,
Vor dein Auge hingeſtellt.

Zwar nur durch des Pinſels Mächte
Abgetauſchet der Natur,
Doch die wahre Kunſt, die ächte,
Übt hier hoher Täuſchung Spur.

F. W. Jaggi.

Der Alchymiſt in Eſthland.

An der Meeresküſte von Eſthland ſieht man jetzt zuweilen Leute ſchen unter den Kalkſteinfelſen umherſchleichen, und mit den Augen und Händen im Strande wühlen. Sie ſuchen weder nach Schiffstrümmern, die der Sturm an die Küſte geſchlagen, noch nach Bernſtein, ſondern nach nichts Geringerem als nach purem — Golde! Seit man im Ural und anderwärts in Sibirien Lagen goldhaltigen Sandes entdeckt, wo früher keine Spur davon geweſen, meint man im ganzen ruſſiſchen Reiche, es müſſe ſich überall Gold finden laſſen. Die kleinen Bäche, welche zwiſchen jenen Kalkfelſen ins Meer fallen, werden indeß noch aus einem ganz beſonderen Grunde für Goldſand mit ſich führend gehalten. Die reiche, ſehr ſchöne und galante engliſche Herzoginn von Kingſton wurde bekanntlich in den Siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vom brittiſchen Oberhauſe wegen geſetzwidriger Handlungen gerichtet und aus England verwieſen. Sie kam nach St. Petersburg im Jahre 1777. Nach einigen Jahren fand ſie es für gut auch dieſe Reſidenz zu verlaſſen und kaufte in Eſthland die Güter Fokkenhof — dem ſie den Nahmen Chudleigh gab — Toila und Ontika, etwa 40 bis 50 Werſte jenſeits Narva an der Meeresküſte gelegen. Auf dieſen Gütern, nahmentlich auf dem erſtern, hatte ſie vermittelſt ihres großen Vermögens mancherley Einrichtungen zu ihrer perſönlichen Bequemlichkeit und zur Verbeſſerung der Landwirthſchaft getroffen. Unter andern legte ſie eine Apotheke an, der ein Chemiker, Nahmens Meyer, vorſtand. Dieſer alte Mann galt in der Umgegend — da er ziemlich ungeſellig war — für einen Träumer, Alchymiſten oder etwas dergleichen. Die Herzoginn indeſſen wollte ihm wohl. Sie machte öftere Reiſen nach dem Auslande, beſonders hielt ſie ſich bisweilen mehrere Monathe in Calais in Frankreich auf, und ließ ſich alsdann Berichte über den Zuſtand ihrer Güter und über alle Vorfälle zuſenden. Auch der Chemiker Meyer mußte ihr ſchreiben. Während ihres letzten Aufenthalts in Ca-

lais — im Jahre 1788 — starb sie daselbst. Als man ihr Testament öffnete, fand man darin unter andern ein Legat von 30,000 Rubeln: dem Apotheker in Chudleigh, „für das auf meinen Gütern in Esthland entdeckte und mir zugeschickte Gold.“ Der Mann erhielt nach einigen Zögerungen das Vermächtniß ausgezahlt. Allein seine Umgebungen verlachten ihn als einen Schwärmer oder Betrieger, der die Herzoginn hintergangen habe, da man es für unmöglich hielt, daß in Esthland Gold gefunden werden könne. Der Mann ließ ruhig über sich lachen und behielt sein Legat. Es ist indeß eben so wenig ausgemacht, ob er damahls Gold gefunden, als ob die, welche jetzt darnach suchen, schon ihre Taschen gefüllt. Viel merkwürdiger aber ist, da diese Sache längst bekannt war, daß kein romantischer Schriftsteller den geheimnißvollen Alten am Strande von Esthland zum Helden einer Erzählung gemacht hat.

Notizen.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin.

Über die Oper Melusine, Text von Grillparzer, Musik von Conradin Kreutzer, herrscht in allen Berlinerblättern dieselbe Meinung. Die Tondichtung von dem verdienstvollen, und geschätzten Compositeur, der uns schon so viel Ausgezeichnetes lieferte, und die wahre Art des Gesanges so genau versteht, ist voll Leben und Melodie, hauptsächlich aber mit genauer poetischer Auffassung des Textes componirt. Ein Beweis dieser Meinung ist, daß der Compositeur, bey der ersten, zweyten und dritten Vorstellung, mehrere Mahle gerufen wurde, und die Ouverture jedes Mahl wiederhohlt werden mußte.

Daß die Dichtung weniger ansprach, war hauptsächlich das schlechte Arrangement, die Tänze, Gruppirungen, Decorationen, Maschinerien, und überhaupt das Unpoetische der Auffassung in der Scenirung Schuld, worüber auch ein Artikel in der preußischen Staatszeitung das Nöthige sagt. Was die Aufführung betrifft, so gab Dlle. Hähnel die Melusine, und ließ wenig zu wünschen übrig. Wenn auch in ihrem Gesang und Spiele mitunter das nothwendige Feuer, welches diese Rolle erfordert, zuweilen vermißt wurde, so ist doch diese äußerst verdienstvolle Sängerinn eine der ersten Zierden der dortigen Bühne, welche jede Rolle mit Verstand und Liebenswürdigkeit zu behandeln weiß. Hr. Holzmiller gab den Ritter, und sang seine Parthie durchgehends gut und mit schöner kräftiger Stimme; nur ist er als Schauspieler noch bedeutend zurück. Herr August Fischer (Diener Troll) genügte ebenfalls vollkommen, was den Gesang betrifft; für dergleichen komische Parthien jedoch fehlt ihm der natürliche, ungezwungene Humor. Die Rollen der Bertha und des Grafen waren in sehr schlimmen Händen, was um so mehr zu bedauern, da eben diese Bertha die lieblichsten Nummern zu singen hat. Das Orchester war sehr brav, der Chor aber viel zu schwach. Aus diesem allen geht hervor, daß in der Composition ein ungewöhnlicher Effect liegen muß, um über alle diese Widerwärtigkeiten dennoch den Sieg davon zu tragen. Im Allgemeinen ersieht man aus sämmtlichen hiesigen Journalen, daß die Tondichtung originell, melodienreich, singbar, und größtentheils voll dramatischen Effects, so wie die Instrumentirung gut berechnet, nicht überladen und dem Sänger untergeordnet, auch kein Haschen nach Effect, wie es der Zeitgeschmack mit sich bringt, vorherrschend ist. Was Grillparzer's Dichtung betrifft, so macht man ihr den Vorwurf, daß das Ganze zu lyrisch behandelt sey, auch wollte man einen fühlbaren Mangel an interessanten Situationen bemerken. Wenn man aber den allgemeinen Mangel an besseren Originaldichtungen der deutschen Oper bedenkt, so sollte man billigermaßen, nicht zu strenge in das Gericht gehen, überhaupt lag die Schuld größtentheils an dem unvollkommenen Arrangement. Auch wird die poetische Tendenz, das Allegorische und Zarte, was eigentlich in diesem Gedichte liegt, nicht leicht von dem Publicum im Allgemeinen gehörig aufgefaßt, verstanden und gewürdigt, am allerwenigsten in dem Königsstädtertheater, wo doch eigentlich nur Possen, und allenfalls komische Opern entschiedenes Glück machen.

Dem Vernehmen nach, wird Hr. Capellmeister Kreutzer bald wieder in Wien eintreffen, und dann auf dem Josephstädtertheater sein neuestes Werk, das Nachtlager in Granada, Text von Hrn. Carl Freyherrn von Braun, zur Aufführung bringen. Das Buch ist getreu nach Kind's Bearbeitung mit Sachkenntniß und musicalischem Geiste aufgefaßt, und die Composition leidet an dem ersten Erfordernisse einer Oper, nähmlich an Melodie, keinen Mangel, und soll überhaupt vollkommen des geschätzten Meisters würdig seyn. Es mag wohl wenige bessere Opernstoffe geben als diese interessante Dichtung, welche Kind so rein poetisch ins Leben gerufen hat. G. A.

Schauspiele.

Am 27. April wurde zum Vortheile des Schauspielers und Regisseurs Wilhelm Kunst im Theater an der Wien zum ersten Mahl gegeben: „Emmerich der Riesenthurm, oder: Das Turnier zu Udinsk.“ Großes romantisches Schauspiel in vier Aufzügen. Zwey deutsche Ritter verlassen ihr Vaterland, um an dem Turniere des Gaugrafen Jaroslaw zu Udinsk in Pohlen Theil zu nehmen. Der Preis des Siegers ist die Hand der Tochter des Gaugrafen. Einer der Deutschen erkämpft sich den schönen Siegeslohn, der ihm aber von einem ränkevollen Nachbar des Grafen geraubt wird, endlich aber wieder in seine Hände geräth. Sapienti sat. Das Stück gehört jener Gattung von Ritterkomödien an, die auf keinen eigentlichen dramatischen Werth Anspruch machen, und nur für das sogenannte Sonntagspublicum berechnet sind. Die beyden ersten Acte bewegen sich indessen auf eine Weise, die nicht ermüdet. Hr. Kunst in der Titelrolle hielt das ganze Stück aufrecht, selbst im dritten Acte, wo die ersteren Scenen beynahe zum Zischen Anlaß gaben. Hr. Kunst wurde beynahe bey jedem Acte gerufen. Auch die übrigen Mitwirkenden hatten sich ein großes Verdienst um das Gelingen der Darstellung erworben. Wir nennen darunter vorzüglich: Mad. Pann und Dlle. Fren, dann die HH. Werle, Bosard, Lukas und Spielberger. G. P.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mod. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinſtag, den 55 7. May 1833.

Der Beherrſcher von Solo.

Während ihres Aufenthaltes zu Java unternahmen die Herren Tyerman und Bennet einen Ausflug nach Solo, deſſen Beherrſcher den Nahmen eines Kaiſers führt, aber nur mit dem Scheine der Gewalt bekleidet iſt, da die Holländer die eigentlichen Herren der Inſel ſind. Indeß unterhält dieſer Fürſt doch einen ſehr glänzenden Hofſtaat, von dem die Reiſenden folgende Schilderung entwerfen: Wir hatten Gelegenheit, den Kaiſer die Moſchee beſuchen zu ſehen, wobey er in einem prächtigen Wagen fuhr, dem ein großes Gefolge von Soldaten und Dienerſchaften mit fliegenden Fahnen und kriegeriſcher Muſik voraus und hintennach zog. Der jüngere Bruder des Kaiſers ſtieg zuerſt aus dem Wagen und trug einen goldenen Spucknapf vor ihm her. Der Kaiſer ſelbſt, der ein ſchöner junger Mann von ungefähr achtzehn Jahren iſt, war mit einem langen, ſehr weiten Gewande von ſchwarzer Farbe bekleidet, das ihm bis auf die Ferſen hinabreichte; Beine und Füße trug er entblößt. Er ſchritt mit einer ſehr würdigen Haltung einher, und hielt in der rechten Hand einen Säbel in vergoldeter Scheide. Während die Fürſten ſich in der Moſchee befanden, wurde uns der Eintritt nicht geſtattet, obgleich man uns vorher erlaubt hatte, das Innere des Gebäudes zu beſichtigen. Der Ort, wo der Gottesdienſt verrichtet wird, hat hundert und zwanzig Fuß im Gevierte, eine geräumige äußere Gallerie ungerechnet, die rings umherläuft. Außerhalb befindet ſich ein großes Waſſerbehältniß, wo die Gläubigen ſich die Füße waſchen, bevor ſie das innere Heiligthum betreten. In letzterem ſelbſt gewahrten wir keine weitere Merkwürdigkeit, als eine ungeheure Trommel, die wir darin aufgehangen ſahen, ohne ihre Beſtimmung erfahren zu können. — Abends wurden wir von dem holländiſchen Gouverneur und General de Kock prachtvoll bewirthet; es fand ſich bey dieſem Feſte eine große Anzahl Civil- und Militärbeamte mit ihren Frauen ein. Alle ſchienen an unſern Berichten über die Fortſchritte der Miſſionen großen Antheil zu nehmen. Da wir den Wunſch geäußert hatten, dem Kaiſer vorgeſtellt zu werden, ſo verſchaffte uns der General am folgenden Tage dieſe Ehre.

Als wir im erſten Hofe, der zum Pallaſte des Fürſten gehört, abgeſtiegen waren, durchwandelten wir zwey andere Höfe, die mit Tauſenden von Zuſchauern angefüllt waren, unter denen von eingebornen Soldaten Ordnung gehalten wurde. Im vierten oder fünften Hofe, wo ſich der Pallaſt befindet, präſentirten die Soldaten das Gewehr und ſenkten die Fahnen, eine Ehrenbezeigung, die dem Gouverneur und dem Generale galt, in deren Gefolge wir uns befanden. Nach der Hofſitte des Landes ſaßen Alle mit untergeſchlagenen Beinen und den Leib bis auf die Hüften ganz entblößt. Im vierten Viereck erblickten wir den Kaiſer auf ſeinem Throne,

der auf vier Pfeilern ruhend, ziemlich niedrig, ohne Arm- oder Rückenlehne, auf einer vom Boden vier Stufen erhöhten Plattform stand. Als wir uns ihm näherten, erhob er sich und schritt bis an den Rand der Plattform vor, faßte die Hand des Generals Kock und des Gouverneurs, und grüßte die übrigen Europäer, die sich in ihrem Gefolge befanden, mit vieler Anmuth. Der General Kock nahm, als Vicegouverneur aller niederländischen Besitzungen auf Java, auf einem Prachtsessel seinen Sitz zur Rechten des Kaisers, und der Gouverneurresident einen gewöhnlichen Stuhl zu seiner Linken ein. Der Plattform gegenüber wurden auf jeder Seite zwey Reihen Stühle aufgestellt, zur Rechten, für die holländischen Officiere und uns, zur Linken für die Hofleute und den Adel des Landes. Der Kaiser trug ein schwarzes Kleid, das von der Hüfte an, wo es aufhörte, bis an den Hals hinauf geknöpft war; das Sarang, eine Art Röckchen von dunkelfarbiger Leinwand mit weißen Flecken, reichte bis auf das halbe Bein herab. Die Strümpfe waren von heller Farbe und auf den schwarzen Schuhen befanden sich goldene Schnallen. Auf dem Haupte trug er einen kegelförmigen Hut ohne Krämpe von Chokoladefarbe und mit Schnüren besetzt. Den einzigen besondern Schmuck, der an dem Monarchen zu bemerken war, bildeten drey funkelnde Sterne von Edelsteinen auf seiner Brust. Der Thron, von vier Fuß im Gevierte, war mit einem gelben Seidenstoffe bedeckt, der mit Fransen besetzt und mit prächtigen Blumen von Gold durchwirkt war. Die Füße des kaiserlichen Stuhles waren gleichfalls vergoldet; übrigens war er gerade hoch genug, um nach europäischer Sitte darauf sitzen zu können. Der Kaiser benahm sich auf diesem Throne, der weder Arm- noch Rücklehne hatte, um sich darauf zu stützen, mit hoher Würde.

Als Alle Platz genommen hatten, unterhielt sich der Kaiser einige Minuten lang sehr huldvoll mit seinen Gästen, dem General und dem Gouverneur. Hierauf wurden nach einander Thee, Kaffee, eingemachte Früchte und Wein herumgereicht. So oft der Kaiser trank, berührte er mit seinem Becher die unmittelbar zu seiner Rechten und Linken sitzenden Personen, und warf dann einen huldvollen Blick auf die übrige Gesellschaft, als wollte er auf ihre Gesundheit trinken. Die Thürflügel, die zur Linken, einige zwanzig Schritte vom Throne, in die anstoßenden Gemächer führten, standen offen, und man konnte die Verzierungen und Geräthschaften derselben sehen, die von der größten Pracht zeugten. Plötzlich trat aus diesen Sälen eine Menge Tänzerinnen hervor, die niedergekauert sich auf ihren Fersen fortbewegten, wobey ihnen ihre langen Gewänder und ihre beschwerliche Stellung sehr hinderlich waren. Neben ihnen stellte sich ein Orchester von javanesischen Musicanten und einer großen Schaar von Sängern auf, nachdem sie auf einer Plattform zunächst der Thüre, dem Angesichte des Kaisers gegenüber, sich niedergelassen hatten. Zur Rechten kam eine andere Schaar von eingebornen Musicanten zum Vorschein, aber mit europäischen Instrumenten. Die Tänzerinnen schienen nicht über fünfzehn oder sechzehn Jahre alt: die entblößten Theile ihres Körpers, wie Gesicht, Hals, Arme und Füße, waren durch eine aus Santalholz gezogene und mit wohlriechenden Stoffen vermischte Flüssigkeit, mit einer zartgelben Farbe geschminkt.

Als die Musicanten zu spielen begannen und die Sänger ihre Stimmen vernehmen ließen, erhoben sich die Tänzerinnen langsam, und machten mit Kopf, Armen und Händen alle Arten anmuthiger und ausdrucksvoller Bewegungen. Dabey beobachteten sie stets eine sehr gesetzte Haltung, wurden nie ungestüm und führten alle Bewegungen gleichzeitig aus. Wenn Musik und Gesang einen lebendigern Schwung nahmen, richteten sich auch alle ihre Stellungen und Bewegungen darnach, und nur ihr Gesicht veränderte nicht einen Augenblick den Ausdruck einer völlig gleichgültigen Ruhe. Bey den meisten Figuren bedienten sich die Tänzerinnen einer sehr schönen Schärpe oder Leibbinde, deren beyde Ende bis auf die Füße hinabreichten; manchmahl breiteten sie diese herabhängenden Schleifen der Schärpe aus, indem sie durch eine leichte und flüchtige Berührung den Saum derselben aus einander zogen; bald warfen sie die eine oder die andere über die Schultern oder den Arm, bald hielten sie dieselben wie einen Schleyer vor das Gesicht. Der reich verzierte Stoff, der ihre Hüften umgürtete, hatte eine lange Schleife, die bis auf die Erde hinabfiel und eine Art Schleppe bildete. Die Tänzerinnen machten in ihren verschiedenen Gruppen davon eben so Gebrauch, wie von den Enden der erwähnten Schärpe, indem sie mit den Fußzehen oder der Ferse sie von einer auf die andere Seite zu werfen wußten. In keiner ihrer Bewegungen ließ sich auch nur die leiseste Unanständigkeit wahrnehmen, und man konnte nichts weniger Anstößiges sehen, als diese sanften und ruhig abgemessenen Gliederbewegungen und Leibesstellungen, die sie nach dem Ausdrucke der Instrumente und der Stimmen richteten.

Eine halbe Stunde später erhob sich der Kaiser, und man hieß uns ihm folgen. Zu unserer größten Überraschung wurden wir in einen andern Hofraum ge-

führt, dem ähnlich, den wir so eben verlassen hatten. Hier fanden wir mehrere Reihen von Tischen in Gestalt eines T aufgestellt, die mit allen Arten von Fleischspeisen, Backwerk und Früchten besetzt und nach europäischer Sitte gedeckt waren. Die Schüsseln waren so dicht an einander aufgestellt, daß keine mehr Raum gefunden haben würde, und dazwischen sah man Gefäße, mit prachtvollen und wohlriechenden Blumen gefüllt, eingereiht. Der Kaiser nahm an einer Tafel in der Mitte Platz, und der General und Gouverneurresident nahmen zu seiner Rechten und zu seiner Linken Platz; die übrige Gesellschaft, Fremde wie Eingeborne, ließen sich an den übrigen Tafeln nieder. Dieses Frühstück, wie man es nannte, war in jedem Betracht prachtvoll. Alles ging mit einer Ordnung vor sich, wie im Pallast eines europäischen Prinzen. Eine Menge von Dienern besorgte die Aufwartung. Ein Orchester, das aus andern Musicanten bestand, spielte während des ganzen Festgelages verschiedene muntere Stücke auf, und wahrscheinlich uns, als Abgeordneten einer englischen Gesellschaft zu Ehren, das „God save the king.“ In einiger Entfernung tanzten die Mädchen, von Spielleuten und Sängern begleitet, wie zuvor. Der Kaiser erwies jedem seiner Gäste die Ehre, mit ihm Wein zu trinken. Auch drey oder vier Gesundheiten wurden ausgebracht und von der ganzen Gesellschaft getrunken.

Der Kaiser erhob sich abermahls, und wir folgten ihm in den Tanzsaal. Die Mädchen, die bisher getanzt hatten, entfernten sich und wurden durch andere ersetzt, die auf gleiche Weise gekleidet waren. Nachdem sich Alle auf ihre Fersen gesetzt hatten, trat ein altes Weib ein, die vor einer Jeden ein Instrument niederlegte, das einem Bogen glich, dazu einen Pfeil von ungefähr zwey Fuß Länge, der mit einem rothen Lack überzogen und vergoldet war und auf die Sehne gelegt wurde. Gleich darauf erhoben sich die Tänzerinnen und wiederhohlten alle von den vorigen ausgeführten Gruppen und Stellungen, aber mit dem Bogen in der Hand, was die mahlerische Wirkung ungemein erhöhte. Die Räder und Federn der besteingerichteten Maschine hätten nicht mit größerer Genauigkeit die Bewegungen ausführen können, und wir dürfen auch noch hinzufügen, daß kein Automat sich seiner Bewegungen weniger bewußt seyn möchte, als es diese Tänzerinnen, ihrem Gesichte nach zu urtheilen, schienen. Man sagte uns, daß die Musikstücke und Gesänge, nach welchen die Tänzerinnen ihre Schritte und Figuren ausführten, national seyen, und sich auf die Mythologie und Kampfübungen der Eingebornen bezögen. Als es endlich Zeit schien, uns zu entfernen, standen wir auf, und nachdem wir dem Monarchen eine lange und glückliche Regierung gewünscht hatten, erwies er uns die Gnade, seine Hand fassen zu dürfen. Diesen Beweis seiner Freundschaft ertheilte er uns mit einer ungemein huldvollen Freundlichkeit, wie er überhaupt in seinem ganzen Benehmen eben so viel Würde als Sicherheit und Herablassung zu vereinigen wußte. In dieser Beziehung würde es ihm kein Monarch der Christenheit zuvorgethan haben. Auch die nächsten Verwandten, die Minister und die Vornehmsten vom Adel wohnten diesem Feste bey. Wir brachten ungefähr drey Stunden in dem Pallaste zu. Unsere Neugierde war zufrieden gestellt; allein wir empfanden ein trauriges Gefühl, wenn wir diese eitle und kalte Pracht mit den einfachen Sitten und dem sanften und bescheidenen Wesen der Könige von Eimeo, Huaheine und andern Inseln des großen Oceans verglichen, die ein wahrhaft patriarchalisches Leben führen.

Ein Freund des Verstorbenen.

Es gibt viele Menschen, die bey beschränkten Mitteln doch stets die Dehors zu beobachten wissen, im grellen Gegensatze zu jenen, welche bey ziemlichem Einkommen nie bey Casse sind. — Ich kenne einen, nein — ich kenne mehrere Leute der erstern Gattung, hier einer zur Probe. Er ist ein Mann, der sich gerade das Dürftigste beyzuschaffen in der Lage ist. Nun ist er aber von einer maliciösen Gicht geplagt, die ihm Tag und Nacht nicht Ruhe läßt. Sein Arzt verordnet ihm fleißiges Spazierenfahren. Dieß wäre in so ferne gut, als man dabey die Schuhe schont, allein wie es einrichten, daß es nichts kostet. Unser Mann sinnt lange nach, plötzlich hat er das rechte Mittel gefunden! Das Todtenzettel muß ihm zu seinen Spazierfahrten helfen. Er betritt täglich früh, der erste Gast, das Caffeehaus „Marqueur, das Todtenzettel!“ — Hier werden die Dahingeschiedenen fleißig durchstudiert und nach ihrem Range auf den Leichenzug geschlossen. Einer wird stets für den folgenden Tag ausgesucht, sich genau Nahmen, Alter, Charakter und hauptsächlich die Wohnung notirt. Zu Hause wird das schwarze Kleid in gehörigen Stand gesetzt, und wo möglich etwas Näheres über den werthen Dahingeschiedenen erspäht. Er hat darin einen wunderbaren Tact, Dinge zu erfahren, die vielen Andern verborgen blieben. —

An dem Tage der Bestattung begibt er sich in die Kirche, schicklich angezogen, gesenkten Hauptes mit

trauriger Miene und weißer Halsbinde. Indem er auf den Sarg wartet, mischt er sich unter die Menge, knüpft ein Gespräch an, und sucht wo möglich noch mehrere Notizen über den Verstorbenen zu sammeln, er erzöhlt dessen Heirath, er hat auf der Hochzeit getanzt. Sobald der Todte erscheint, werden seine Augen feucht, und er gebiethet Stille, sich neuerlich in eine traurige Stellung versetzend.

Während der Ceremonie spricht er von den Tugenden des Verstorbenen, frägt nach den Umständen seiner Krankheit; sein Schnupftuch ist beständig benetzt; im Nothfalle hält er sogar eine kleine Rede. Dieß ist jedoch ein delicater Fall, den er gerne vermeidet. Endlich hebt man den Sarg, trägt ihn auf den Wagen, die Umstehenden drängen sich an. Unser Freund, mit seinem stattlichen Aussehen, seinem schwarzen Kleide und seinen weißen Haaren gebiethet Ruhe, und steigt in eine der ersten Equipagen. Man fährt hin und zurück, der Freund des Verstorbenen wischt sich die Augen, und — seine Spazierfahrt ist glücklich von Statten gegangen.

Nun war es gerade die dreyhundert sieben und dreyßigste Promenade, die der gute Mann auf diese Art improvisirt hatte. Der Wagentritt war bereits herabgelassen, er grüßte den Pfarrer und wollte hineinsteigen. Da zupfte ihn ein kleiner Mensch mit schielenden Augen und katzenbuckeliger Nase, in einen schwarzen Mantel gehüllt. Es war der Erbe.

Mit wem habe ich die Ehre?

„Ein Freund des Verstorbenen," antwortet unser Held sehr kaltblütig.

Sie kannten meinen Cousin wohl sehr genau?

„Ich war sein Freund."

Er hat nie von Ihnen gesprochen. Sie speisten auch selten bey ihm.

„Er war dessen ungeachtet mein Freund."

Das ist sonderbar. Sie waren vielleicht auch sein Arzt?

„Getroffen."

Ach, mein Herr, wie bin ich Ihnen verbunden.

„Wahrlich, Sie haben keinen Grund dazu." —

Der Erbe wollte ihn umarmen, aber ein langer bleicher, hagerer Mann kam dazwischen, der sich die Krankheit des Verstorbenen zueignete. Es scheint, daß seine Rechnung noch nicht bezahlt war. Er vertheidigte seine Ehre vor dem Sarge. Er hatte die Beweise unter den Händen.

Hier wurde die Geschichte verwickelt. Unser Freund entwischte zur Vermeidung von Collisionen durch die Sacristey, und der wirkliche Arzt sprang in den Wagen, um seinem Schuldner die letzte Ehre zu bezeigen.

Auflösung

der dreysylbigen Charade im vorigen Blatte:

Still-Leben.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Am 30. April d. J. beschloß Hr. Kunst als Carl Moor in Schiller's „Räubern" die Reihe seiner Debüts. Dieselbe Antrittsrolle wurde auch die Austrittsrolle des Hrn. Kunst, der, einem ehrenvollen Rufe in die österreichischen Provinzen und in das Ausland folgend, uns auf zwey Monathe verläßt, um dann dem Theater an der Wien ganz anzugehören. Hr. Kunst debütirte in folgenden Stücken: „Räuber" (zweymahl), „Irrenhaus zu Dijon" (zweymahl), „Robert der Tieger," „Richard in Palästina," „Hamlet," „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand," „Abällino," „Ritter Eisenfaust," „Barbarey und Größe," „Unkas und Cora" (in der verunglückten Einnahme des Hrn. Werle), „Emmerich der Riesenthurm" (zweymahl) und im „Käthchen von Heilbronn," in welchem letztgenannten Stücke auch Dlle. Weick, vom k. k. Theater in Pesth, ihre Gastspiele mit dem Käthchen begann. Hr. Kunst bewährte in allen seinen Darstellungen die alte Meisterschaft, die in einem ungeheuren Andrange des Publicums bey jedem Auftritte des Hrn. Kunst, die unwidersprechlichste Bestätigung fand. Sein Carl Moor, Everard, vor Allem sein Hamlet, sind Leistungen, die ihm das anerkannteste Urtheil bey dem deutschen Publicum sichern, und einen unauslöschlichen Eindruck in der Seele des Zuschauers zurücklassen. Wer Hrn. Kunst als Hamlet gesehen, wird sich gern des Vorurtheils entschlagen, welches die Gegner dieses Künstlers zu unterhalten nicht ablassen. Zeigt sich schon bey allen seinen Darstellungen das Gepräge des künstlerischen Studiums, so ruht sein Hamlet auf einer tief durchdachten Auffassung, die ihre geistige Operation nach Außen in jeder Nüance, in jeder Miene, wir möchten sagen, in jedem Schritte kund gibt. So wie Kunst in dieser Rolle die Darstellung im Geiste des reinen Verstandes, im Sinne der Philosophie gibt, eben so versteht er die Saiten der Herzen zu rühren, oder durch Empfindung Mitempfindung zu wecken, durch Leid Mitleid zu erregen. Der Wahnsinnige im Irrenhause sey uns ein Beleg für die letztere Ansicht, Kunst's „Wetter von Strahl" für die erstere. Die Scene im 5. Acte zwischen Käthchen und Strahl, wo ihr derselbe seine Liebe offenbaret, erhält durch Kunst's Wohllaut den Ausdruck der höchsten Empfindung, die eine bewundernswerthe Gradation bekommt. Wir glauben aber, daß der Darsteller nur einem solchen Käthchen, wie Dlle. Weick, gegenüber, eine solche Stärke der Empfindung, einen solchen Grad der Wärme im Spiele entwickeln könne. Dlle. Weick mußte in dieser Rolle allgemein befriedigen. Das unbewachte Gefühl des Zuhörers wird von ihrer Darstellung hingerissen, das kein strenges Raisonnement aufkommen läßt. Dlle. Weick ist das leibhaftige Käthchen, wie sich's Holbein gedacht haben mag. Bey dem Umstande, daß der Charakter bey der größten Imagination doch nicht ohne Schatten ist, wird die etwas idealisirte Darstellung des Käthchens bey Dlle. Weick nicht befremden. Das Publicum rief die Gastspielerinn und Hrn. Kunst wiederholt vor. Von den Mitspielenden waren Dlle. Kondorussi (Kunigunde), dann die Hrn. Hopp (Gottschalk), und Besard (Rheingraf von Stein), ausgezeichnet. G. P.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Nit. v. Seyfried.

Verleger: A. J. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Nr. 1 Jahrgang 1898 Ausgegeben am 1. Juni 1898

Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Bayern

Herausgegeben im Königlich Bayerischen Staatsministerium des Innern

Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Gemeindeverfassung vom 29. April 1869 betreffend. Vom 17. Mai 1898.

Wir Otto, von Gottes Gnaden König von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Bayern, Franken und in Schwaben, etc. etc.

Haben mit Zustimmung Unserer getreuen Stände des Reichs beschlossen und verordnen, was folgt:

Art. 1. Das Gesetz über die Gemeindeverfassung vom 29. April 1869 wird in folgenden Artikeln abgeändert:

Art. 2. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden sind Körperschaften des öffentlichen Rechtes und haben das Recht der Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten.

Art. 3. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden sind befugt, Ortsstatute zu erlassen, welche mit den Gesetzen und Verordnungen nicht im Widerspruche stehen dürfen.

Art. 4. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindesteuern zu erheben.

Art. 5. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeanstalten zu errichten.

Art. 6. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindevermögen zu erwerben und zu besitzen.

Art. 7. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindebeamte anzustellen.

Art. 8. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeschulden zu machen.

Art. 9. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeunternehmungen zu betreiben.

Art. 10. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverbände zu bilden.

Art. 11. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeversammlungen abzuhalten.

Art. 12. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindevertretungen zu wählen.

Art. 13. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindevorsteher zu wählen.

Art. 14. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeausschüsse zu wählen.

Art. 15. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeinderäte zu wählen.

Art. 16. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungen zu wählen.

Art. 17. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu wählen.

Art. 18. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu ernennen.

Art. 19. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu entlassen.

Art. 20. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu versetzen.

Art. 21. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu pensionieren.

Art. 22. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu disziplinieren.

Art. 23. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu suspendieren.

Art. 24. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 25. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 26. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 27. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 28. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 29. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 30. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 31. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 32. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 33. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 34. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 35. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 36. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 37. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 38. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 39. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 40. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 41. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 42. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 43. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 44. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 45. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 46. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 47. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 48. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 49. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 50. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 51. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 52. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 53. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 54. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 55. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 56. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 57. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 58. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 59. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 60. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 61. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 62. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 63. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 64. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 65. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 66. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 67. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 68. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 69. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 70. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 71. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 72. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 73. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 74. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 75. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 76. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 77. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 78. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 79. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 80. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 81. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 82. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 83. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 84. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 85. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 86. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 87. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 88. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 89. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 90. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 91. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 92. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 93. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 94. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 95. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 96. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 97. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 98. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 99. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 100. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 101. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 102. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 103. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 104. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 105. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 106. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 107. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 108. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 109. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 110. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 111. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 112. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 113. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 114. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 115. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 116. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 117. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 118. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 119. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 120. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 121. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 122. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 123. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 124. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 125. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 126. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 127. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 128. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 129. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 130. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 131. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 132. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 133. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 134. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 135. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 136. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 137. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 138. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 139. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 140. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 141. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 142. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 143. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 144. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 145. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 146. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 147. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 148. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 149. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 150. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 151. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 152. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 153. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 154. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 155. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 156. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 157. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 158. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 159. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 160. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 161. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 162. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 163. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 164. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 165. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 166. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 167. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 168. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 169. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 170. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 171. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 172. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 173. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 174. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 175. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 176. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 177. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 178. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 179. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 180. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 181. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 182. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 183. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 184. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 185. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 186. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 187. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 188. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 189. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 190. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 191. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 192. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 193. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 194. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 195. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 196. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 197. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 198. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 199. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 200. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 201. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 202. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 203. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 204. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 205. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 206. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 207. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 208. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 209. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 210. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 211. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 212. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 213. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 214. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 215. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 216. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 217. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 218. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 219. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 220. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 221. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 222. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 223. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 224. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 225. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 226. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 227. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 228. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 229. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 230. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 231. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 232. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 233. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 234. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 235. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 236. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 237. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Art. 238. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu begnadigen.

Art. 239. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu amnestieren.

Art. 240. Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Die Gemeinden haben das Recht, Gemeindeverwaltungsbeamte zu rehabilitieren.

Jahre lang der beſte Ringer, Renner und Springer zwiſchen Worlov und Jedburgh. Von ſeiner Hand getrieben flog der gewichtige Ball wie ein Vogel durch die Luft, er war der Normann bey allen Spielen, allen gymnaſtiſchen Übungen. Leicht wie eine Feder ſchwang er den ungeheuren und ſchweren Hammer mit großer Geſchicklichkeit um ſein Haupt herum, ſo daß alle mit ihm Wetteifernden erſtaunt zurückwichen, und ſämmtliche Zuſchauer in lauten Jubel ausbrachen.

Peter hatte frühzeitig geheirathet, aber die Ehe hatte ſeinen frohen, kühnen Sinn nicht gebeugt. Wer da glaubt, daß der Eheſtand die Lerche in eine Eule verwandle, beleidigt die lieblichen Weſen, welche uns die düſteren Stunden erhellen, und den Gatten nur von den Schlacken reinigen, die den Mann entſtellen. Faſt zwanzig Jahre waren über dem Haupte des Ehepaares dahingegangen, aber noch immer war Jeanette eben ſo ſanft und freundlich, noch immer Peter eben ſo froh und kühn wie vormahls. Neun liebliche Kinder ſaßen rund um ihren friedlichen Herd, während das jüngſte noch auf dem Schooße der Mutter ſpielte. Peter hatte nie den Kummer gekannt, er war geſegnet in ſeinem Weibe, ſeinen Kindern und ſeinen Heerden; er war reicher geworden als ſeine Vorfahren, er war von ſeinen Nachbarn, ſeinen Untergebenen und ſeinen Hirten geliebt, Niemand beneidete ihm ſeine Wohlhabenheit. Da aber ward plötzlich ſeine Glückſernte geſtört, ſein Freudenkelch in einen Wermuthbecher umgewandelt.

Es war Weihnacht, und noch nie war am 25. December die Sonne trüber aufgegangen. Eine einzige große Wolkenmaſſe hielt den Himmel umzogen; wochenlang ſchon war der Boden mit blendendem Schnee bedeckt, und da es jetzt den ganzen Tag über regnete, gewannen die Fluren ein gar trauriges, trübſeliges Anſehen. Der Wind heulte furchtbar, und hallte vielfach von den Felſen wieder, gleichſam als hauſe dort eine Legion unſichtbarer Dämonen. Die ſonſt gähnenden Abgründe waren mit Schnee angefüllt, und unabläſſig ſtürzten von den rieſigen Felſengipfeln große Schneemaſſen donnernd in die Tiefe hinab. Die Bäche waren zu Flüſſen geworden, und die Flüſſe flutheten wie wilde Ströme ſchäumend über die Ebenen dahin. In dem Pachthofe zu Marſchlaw aber loderte das Feuer hell freundlich, der Herd ſeufzte unter den Anſtalten zu einem frohen Feſte, und heitere Geſichter wandelten von Gemach zu Gemach.

Peter Elliot feyerte nähmlich den Weihnachtstag und feyerte ihn zweyfach, weil es der Geburtstag ſeines älteſten Sohnes Thomas war, der heute in ſein neunzehntes Jahr trat. Mit der innigen Liebe eines Vaters hing Peter an allen ſeinen Kindern, Thomas aber war die Freude ſeiner Augen. Einladungskarten hatten damahls noch keinen Eingang in das Gränzgebirge gefunden, aber Peters Gaſtfreyheit war bekannt, und ſo fand man ſich gern bey ihm ein. Die Gäſte waren verſammelt. Die Küche war im Hauſe der einzige Ort, geräumig genug, ſie ſämmtlich zu faſſen, das weiße Tiſchtuch ward auf einen langen, eichenen Tiſch gelegt, welcher ſich von England bis nach Schottland hinein erſtreckte. Auf der engliſchen Seite der Tafel dampften ein ungeheurer Plumpudding und das Lendenſtück eines fetten Ochſen, auf der ſchottiſchen aber das geſchmackvolle und wohlgewürzte Eingeweide eines Schafes, ſo wie Kopf und Füße desſelben Thieres, während der mittlere Raum des Tiſches mit Speiſen beſetzt war, die man in beyden Ländern um dieſe Zeit zu genießen pflegt.

Sämmtliche Gäſte hatten ihre Plätze eingenommen, nur ein Sitz ſtand noch leer da, nähmlich der Stuhl rechts neben Peter. Dieſer hatte ſo eben ſeine Hand erhoben, um als Hausvater die Speiſen vorzuſchneiden, als ſein Blick auf den leeren Stuhl fiel, das Meſſer entſank ſeiner Hand und der Ausdruck der Angſt überflog ſein Geſicht, als ob er plötzlich von einem unſichtbaren Pfeil getroffen worden.

„Jeanette,“ fragte er, „wo iſt Thomas? Hat ihn Niemand von Euch geſehen?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Wie iſt es möglich, daß er bey ſolchem Wetter ausbleiben kann, und an ſolch' einem Tage? Entſchuldigt mich einen Augenblick, Ihr lieben Freunde, ich muß hinaus und ſehen, ob ich ihn nicht finden kann. Ich kann das Mahl nicht mit frohem Herzen beginnen, ſo lange dieſer Stuhl leer iſt.“ Mit dieſen Worten begab er ſich hinaus.

Ein Augenblick folgte dem andern, aber Peter kehrte noch immer nicht zurück. Die Gäſte wurden hungerig, ſtill und verdrießlich, weil das treffliche Mahl vor ihnen unſchmackhaft wurde. Miſtreß Elliot, deren Gutmüthigkeit alle ihre andern vorzüglichen Eigenſchaften noch übertraf, that alles Mögliche, die unzufriedene Verſammlung zu beruhigen und den böſen Eindruck zu verwiſchen, deſſen Spuren ſie auf den Geſichtern ihrer Gäſte bemerkte.

„Was auch mein Mann nur vor hat,“ ſprach ſie, „ſo davon zu laufen, da er doch weiß, daß das Eſſen verdirbt; der Thomas aber ſoll's auch bekommen, wußte er doch, daß um ein Uhr angerichtet werden ſollte.

Habt Ihr nichts von ihm gesehen?“ fragte sie dann leise, zu einem reizenden schwarzlockigen jungen Mädchen von ungefähr siebzehn Jahren gewandt, wobey sie sich bemühte, ihren Mund zu einem Lächeln zu verziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Täuschung.

Liebe hast du mir versprochen,
Und ich glaubte dich so treu;
Nun hast du dein Wort gebrochen,
Arg ist's — doch am Weib nicht neu.

Nur mit Blicken, nicht mit Worten
Schwurst du Mädchen mein zu seyn —
Und in unbewachte Pforten
Meiner Brust zog Liebe ein.

Und nun einer andern Sonne
Bist du freundlich zugekehrt —
Dich betrübt's nicht, wenn die Wonne
Auch in einer Brust zerstört.

Doch darf ich zu rechten wagen?
O, du brachst ja nicht ein Wort.
Blick und Händedruck doch klagen
Vor der Liebe Richterort.

Drücke nur die Hand mir herzlich,
Ist's auch nicht wie sonst gemeint.
Ach, ich fühl' es ja nun schmerzlich,
Daß ein Händedruck nicht eint.

Wende beym Begegnen feindlich
Nicht von mir dein Angesicht,
Denn ein Blick, wenn noch so freundlich,
Weißt es ja, er bindet nicht!

Sieh, ich träume sehr lebendig,
Und so will ich träumen süß,
Daß dein Lieben noch beständig,
Daß dein Herz mich nicht verstieß.

Aber du so süß versenket
In dem wiederhohlten Traum,
Was den Freund im Innern kränket,
Herzlos höreſt du es kaum!

Seltsam! wenn sie auch gesunken
Ist die Flamme um ein Haus,
Leuchtet hie und da ein Funken
Aus der Asche noch heraus!

Und so stürzt mein Glück zusammen —
Bist du gleich nicht gut, nicht mild;
Wie Aneas aus den Flammen
Trag' ich ein geliebtes Bild.

Ludw. Aug. Frankl.

Miscelle.

Es gibt Facta, die aus einem Compendium in das andere als ausgemachte Wahrheiten übertragen werden, und die nichtsdestoweniger falsch sind. Wer hat z. B. nicht gehört oder gelesen, daß das Kamehl einen großen Vorrath von Wasser in seinem Magen aufbewahre, und daß die Karavanen auf ihren Zügen durch die Wüsten, wenn Wassermangel bey ihnen eintritt, ein Kamehl schlachten, um dieses Wasser, das ganz rein und wohlschmeckend seyn soll, zu trinken. Jede Naturgeschichte erzählt dieß als eine ausgemachte Sache, und doch stellt Burkhardt es ganz in Abrede. Wenigstens will er niemahls davon etwas gehört haben; so oft auch auf seinen Zügen mit den Beduinen durch die arabische Wüste Wassermangel eingetreten sey, habe man doch nie Kamehle geschlachter, um diesem abzuhelfen, und wenn ein Kamehl zur Nahrung geschlachtet worden sey, habe er nie einen solchen Wasserbehälter in dessen Magen gefunden.

Eben so verhält es sich mit der, fast in allen historischen Lehrbüchern enthaltenen Behauptung, der bekannte Bartholomäus de las Casas habe, um die eingebornen Amerikaner von den Sclavendiensten zu befreyen, wozu die Spanier sie nach der Eroberung von Amerika anhielten, den letztern gerathen, die viel stärkern Neger als Sclaven zu benutzen, und dieß sey der Ursprung des Negerhandels. Und doch ich auch dieses falsch. Neuere Untersuchungen haben bewiesen, daß der Negerhandel schon lange vorher bestand (die Portugiesen führten seit 1503 regelmäßig Neger aus ihren afrikanischen Besitzungen als Sclaven nach Amerika ein), und daß der ehrwürdige Las Casas unschuldig daran war.

Notizen.

Schauspiele.

Im k. k. Hofburgtheater wurde zum ersten Mahle gegeben: „Die Krone von Cypern,“ Schauspiel in fünf Aufzügen, von Ed. von Schenk. Mad. Schröder, königl. bayerische Hofschauspielerinn, trat in der Rolle der Civa als Gast auf.

Während Heinrich, König von Cypern, sein Schwert im gelobten Lande mit Ruhm bekränzte, warf sich sein Bruder Amalrich, welchen er daheim als Statthalter seines Reiches zurückgelassen, zum Usurpator der Krone Cyperns auf. Der zur Bestrafung dieses Frevels rückkehrende Heinrich fiel unter Mörderdolchen, und das Schiff, welches seine Gattinn Stephania und den einzigen Sohn Hugo nach der Heimath trug, wurde gleichfalls von bezahlten Piraten angefallen; im Augenblicke aber, als eben die erkornen Opfer den Todesstreich erwarteten, kam ein zweytes feindseliges Räuberschiff, und führte nach kurzem Kampfe allesammt als Gefangene davon. Stephania mit Hugo kam in den Besitz des Sultans von Ägypten, ohne jedoch Stand und Nahmen ihrem Herrn kund zu geben, der bald glühende Leidenschaft für Stephanien empfand. Seinen Bewerbungen erst Festigkeit, dann Trotz entgegensetzend, ward sie zuletzt eines Tages plötzlich ihres liebsten, einzigen, des in schöner Blüthe aufwachsenden Knaben Hugo, beraubt. Alle Bitten waren fruchtlos; er sollte von mahomedanischen Lehrern erzogen werden; im Augenblicke des Schei-

dens noch grub ſie ihm mit dem Meſſer ein blutiges Kreuz in den Arm, und ermahnte den Knaben, ſeines Gottes gedenk zu ſeyn. Keine Spur konnte Stephania nun mehr von ihrem Kinde finden, und es rief ſie eine geheime Stimme nach Cypern. Als Magd verkleidet langt ſie in der Hauptſtadt an, und verdingt ſich als Dienerinn des Schloſſes, ſie die königliche Witwe, die nach fünfzehnjähriger Schmach nun noch ihrer Leiden kein Ende ſieht. Amalrich regiert nähmlich als Tyrann: gehaßt, aber gefürchtet. — Inzwiſchen erſcheint der Großcomthur des Johanniterordens mit einem Gefolge von mehreren Rittern und Knappen, begehrt eine Unterredung mit Amalrich, und ſagt es dieſem rund heraus, das Gerücht gehe im Volke, es ſeyen Heinrichs königliche Witwe und Sohn noch am Leben, ja der Orden hätte Gewißheit darüber erhalten. Amalrich, der in den Rittern vom Spitale ſchon lange die gefährlichſten Widerſacher ſeiner Ruchloſigkeit kennt, hat inzwiſchen Anſtalten getroffen, ſich des Comthurs und ſeiner Begleiter auf immerhin zu entledigen. Eine herbeygerufene Flotte der Saracenen lauert auf den Moment der Einſchiffung der ſchwach bewaffneten Ordensmacht, als Civa (unter dieſem Nahmen dient Stephania im Pallaſte) plötzlich in die Verſammlung ſtürzt, berichtet, eine Flotte der Ungläubigen entfalte ihre Wimpel nach dem Hafen, und nun Volk und die Ritter von St. Johann ihre Waffen ergreifen, deren vereintem Angriff bald der Hathmend weichen muß. — Ein ſchlimmeres Ereigniß noch für Amalrich war es, daß der Großcomthur bey dieſer Gelegenheit Stephania erkannt, und bey einer kurz darauf in geheimer, in der alten Gruft der Könige von Cypern veranſtalteten Unterredung nicht nur ſeinen Glauben an Hugo's gerettetes Leben beſtätigt fand, ſondern es ſich aus den Thatſachen klar erwies, es ſey dieſer Prinz als Knappe im Gefolge der Ordensritter, der ſich auch bey dem Angriff auf die Saracenen als Held ausgezeichnet, und als Führer des Volkes ſich deſſen Liebe erworben hat. Das Wiederſehen Stephanlens und Hugo's iſt von dem glühendſten Entzücken begleitet — Der günſtige Zufall will, daß in der Gegend von Famagusta gerade das Winzerfeſt gefeyert wird, wo das Volk ohne Argwohn ſich zahlreich verſammeln kann. Pano, ein Winzer, Freund und Beſchützer Civens, bringt nun, mit in das Geheimniß gezogen, Hugo in die fröhliche Geſellſchaft der Winzer, erforſcht leicht ihre wahre Geſinnung, und ſtellt ihnen unter Jubel in ihm den ächten jugendlichen König und vor Kurzem Waffenbruder vor. Ein Aufſtand erfolgt, die Ritter des Hoſpitals unterſtützen die gerechte Sache, und Amalrich wird um ſo leichter überwunden und gefangen, da ihn ſeine größte Stütze, der Fürſt von Iblim, im Augenblicke der Noth verläßt. Dieſer nähmlich hatte erfahren, daß Hugo ſeine Tochter liebt, und glaubt auf dieſem Wege der Ehre höchſtes Ziel zu erreichen. Noch zum Schluſſe aber wird er von dem entfeſſelten Amalrich erdolcht. Froher Jubel des befreyten Volkes krönt das blutige Schauſpiel. —

— Hr. von Schenk, der Dichter des „Belliſar," hat ſich durch eben dieſes Trauerſpiel eine Art deutſcher Berühmtheit als dramatiſcher Dichter erworben. Der Stoff noch mehr als die nicht in allen Theilen glückliche Behandlung, hat jenem Trauerſpiel einen populären dichteriſchen Reiz verliehen, und die ſchöne bilderreiche Sprache des Verfaſſers das Ihrige gethan, dem declamatoriſchen Pomp der Schauſpieler Eingang zu verſchaffen. Was uns betrifft, ſo haben wir von Schenk's kleines Stückchen: „Albrecht Dürer," vor einigen Jahren im k. k. Hofburgtheater gegeben, immer für das beſte gehalten, ſo wie wir uns dießmahl leider in der unangenehmen Lage ſehen, die „Krone von Cypern" in die letzte Stelle der Leiſtungen jenes Verfaſſers zu rangiren. So alltäglich und verbraucht iſt die Fabel dieſes Schauſpiels, daß wir kaum begriffen, welche Abſicht der Dichter (wenn nicht etwa die, eine ziemlich brillante tragiſche Mutterrolle zu ſchreiben) bey Dramatiſirung eines ſolchen unfruchtbaren Stoffes haben konnte. Eine Intriguengeſchichte, wie ſie ſchon Kotzebue in ſeinem „Grafen von Burgund," nur mit einer gewiſſen bürgerlichen Gemüthlichkeit und daher wenigſtens die Thränendrüſen erregend, dargeſtellt, wie ſie ähnlich in „Johanna von Montfaucon" und den meiſten ritterlichen Intriguenſtücken vorkommen, bildet den Inhalt, der weder durch frappante Verkettung und unvorgeſehenen Ausgang das materielle Intereſſe befriedigt, noch durch großartige Charaktere, oder eine andere tiefmoraliſche Intention das Gemüth erhebt, als daß zum Schluſſe, wie gewöhnlich, der Tyrann unterliegt, die Unſchuld ſiegt. Amalrich iſt aber auch ein Tyrann im wahren Sinne, und Hugo eine Unſchuld. Es pflegt bey, in moraliſcher Hinſicht verdammlichen Charakteren oft eine gewiſſe Erhabenheit im Böſen, ein wildes, großartiges Naturell, das wie eine Lawine im Sturze, ein Strom im Austritte Verderben bringen muß, eine Art feſſelndes Staunen in uns zu erregen. Auch dieſe Art Charaktere können ein Gegenſtand von hohem künſtleriſchen Intereſſe ſeyn, und Shakespeare's „König Richard" dürfte, ein unerreichtes Beyſpiel, davon zeugen. Wie aber iſt, wie handelt Amalrich? Er iſt nur Meuchelmörder, nie bietet er der Gefahr ſelbſt die Stirne, um ſeinen Willen mit der Kraft zu beſiegeln. Kein wie immer geartetes Ziel ſcheint ſich ſeine heiße Sucht nach der Krone vorgeſteckt zu haben; er ſcheint nur König ſeyn zu wollen, um König zu ſeyn. Während er mitunter einige prahlende Worte ſpricht, wagt er es nicht einmal mit den Hoſpitalitern im eigenen Gefühle der Kraft, ſondern er ruft Saracenen herbey, um eben ſo ſeine politiſche wie moraliſche Nichtswürdigkeit und Schwäche darzuthun. Sein endlicher Fall aber durch die Treuloſigkeit eines Günſtlings, der zum neuen König übergeht, weil dieſer ſeine Tochter liebt, klingt in der That wie Parodie und übt eine mehr komiſche Wirkung. Wie der Mann, ſo ſein Ende. Hugo ſelbſt vermag ſchon aus dem Grunde kein ſelbſtſtändiges Intereſſe zu erwecken, weil er außer jenem Gefechte gegen die Saracenen, das aber auf der Bühne nicht vorkommt, durchaus nicht handelnd auftritt, und ſein ſentimentales Verhältniß zu des Seneſchalls Tochter, die er ſieht und liebt, nicht geeignet ſcheint, uns große Begriffe von ſeinen Herrſcherfähigkeiten beyzubringen. Mit der Romantik iſt es dem Herrn Verfaſſer überhaupt nicht ſonderlich in dieſem Werke gelungen. Das Zweygeſpräch in der Könige Gruft ſollte z. B. dadurch an poetiſcher Wirkung gewinnen; allein die Wahrſcheinlichkeit und Abſichtlichkeit zerſtört dabey das Meiſte. Stephania ſelbſt muß ſchon durch den einzigen Umſtand ſehr viel verlieren, daß ſie, ihres Sohnes Aufenthalt und Nähe wegen, Ägypten verließ, um einer unſichern, ſympathetiſchen Stimme nach Cypern, ohne Zweck und Abſicht zu folgen. Der Großcomthur und mit ihm der ganze Orden St. Johanns erſcheinen in einem ſehr matten, unhiſtoriſchen Lichte. Im Dialog entwickelte der Dichter dagegen viel Poeſie. Der Beyfall des Stückes war mäßig. In der Darſtellung zeichnete ſich vor Allem Mad. Schröder als Stephania aus, welche Rolle allein der Dichter dankbar geſtaltete. Die Künſtlerinn leiſtete in der Scene, als ſie ihren Sohn findet, gleichſam ein Gegenſtück jenes berühmten Moments, wo ſie in, der „Braut von Meſſina" das Tuch von Manuels Leiche zieht. Sie wurde ſtürmiſch gerufen. Noch waren die H. H. Anſchütz, Fichtner, Heurteur, Coſtenoble und Dlle. Piſtor beſchäftiget.

Ermin.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Illustrirte Welt. Jahrg. XV. 1865/66. 1. März-Heft.

Die Kinder-Welt.

Die Kinder-Welt ist ein Paradies, in welchem Alles, was wir Erwachsenen Sorge nennen, nicht existirt. Wie Vögel, die ihr Futter nicht zu suchen brauchen, weil es ihnen in den Schnabel fliegt, so sind die Kinder, denen Alles, was sie bedürfen, ohne ihr Zuthun zufällt. Sie haben nichts zu thun, als sich zu freuen, und sie thun es. Sie sind glücklich, weil sie nicht wissen, daß es Unglück gibt, und wenn sie es wissen, so ist es ihnen nur ein Märchen, das sie sich gern erzählen lassen, weil es ihnen Gelegenheit gibt, Mitleid zu üben, und weil sie wissen, daß es nicht wahr ist. Sie sind glücklich, weil sie nicht wissen, daß es Sünde gibt, und wenn sie es wissen, so ist es ihnen nur ein Märchen, das sie sich gern erzählen lassen, weil es ihnen Gelegenheit gibt, Mitleid zu üben, und weil sie wissen, daß es nicht wahr ist. Sie sind glücklich, weil sie nicht wissen, daß es Sünde gibt, und wenn sie es wissen, so ist es ihnen nur ein Märchen, das sie sich gern erzählen lassen, weil es ihnen Gelegenheit gibt, Mitleid zu üben, und weil sie wissen, daß es nicht wahr ist.

die Hände ringend, „mir hat es geahnet, glaubt mir, mir hat es geahnet! Ich freute mich so auf den heutigen Tag, da aber war's mir immer, als stiege eine düstere Gestalt drohend vor mir auf. Ach, jetzt weiß ich, was mir ihr Erscheinen verkündete — mein Kind, mein Thomas, mein theurer Sohn, der Stolz meines Alters, er ist für mich dahin, dahin auf immer!"

„Ich weiß es, liebe Nachbarinn," versetzte Adam Bell, „es ist leicht zu sagen „beruhigt Euch„ wenn man selbst nicht aufgelegt ist; nach unsrer einfachen Art zu denken aber sind wir auch stets geneigt, gleich das Schlimmste zu glauben."

Zwölf Reiter und ein halb Duzend Fußgänger machten sich jetzt nach allen Richtungen hin auf den Weg, während der letzte Schimmer eines trüben Tages der gänzlichen Finsterniß wich. Die Weiber und Töchter der Gäste blieben allein bey der trostlosen Mutter zurück, welche ihre übrigen weinenden Kinder abwechselnd an ihr Herz drückte, und sie bath, nicht zu weinen, da der Bruder ja bald zurückkehren werde; aber es stahlen sich dabey Thränen über ihre Wangen hinab, und die Kinder in ihren Armen weinten, weil sie ihre Mutter weinen sahen. Ihre Freundinnen bemühten sich, ihr Hoffnungen einzuflößen, und ihr Trost zu spenden; nur eine verharrte in tiefem Schweigen, es war Adam Bell's Tochter, welche am Tische neben der Hausfrau gesessen, sich jetzt aber in eine Ecke des Gemachs zurückgezogen hatte. Sie bedeckte ihr Gesicht mit einem thränenfeuchten Tuche, ihr Busen hob sich krampfhaft, und schwere, von dem jüngern Theile der Anwesenden keineswegs unbeachtete Seufzer, entstiegen dann und wann ihrer Brust.

Endlich kam Mistreß Elliot zu ihr hin und erfaßte zärtlich ihre Hand: „Deine Seufzer, Elisabeth," sprach sie, „schneiden mir durchs Herz, wie vermag ich, dich zu trösten! Komm, liebes Kind, laß uns das Beste hoffen, ich bitte dich darum, ich die trauernde Mutter, die da hoffte, dich und ihn — — ach, ich vermag es nicht auszusprechen. Laß uns festhalten an die frommen Worte: Wen der Herr liebt, den züchtigt er, — sein heiliger Wille geschehe!"

Mitternacht kam heran, und ohne etwas in Erfahrung gebracht zu haben, kehrten die fortgeeilten Gäste einer nach dem andern zurück. So wie man nahende Schritte vernahm, schwieg alles mäuschenstill, dann aber jammerte immer wieder und wieder die Mutter: „Ach nein! nein! das ist nicht der Gang meines Sohnes!" Nichts desto weniger aber hielt sie ihren Blick scharf auf die Thür gerichtet, bis diese geöffnet wurde und der Eintretende kopfschüttelnd versicherte, keine Spur von dem Vermißten aufgefunden zu haben.

Alle waren jetzt heimgekehrt, der Vater allein ausgenommen. Der Sturmwind heulte noch fürchterlicher als zuvor, und peitsche den Regen gegen die Fenster; die Waldströme rauschten gewaltig und gaben der Nacht noch mehr Furchtbarkeit. Alles saß traurig und schweigend da, und im Gemache war nichts vernehmbar, als das Schluchzen der unglücklichen Mutter, das Weinen der Kinder und die Seufzer der beklagenswerthen Elisabeth, deren kummerschweres Haupt an der Brust ihres Vaters ruhte.

Endlich verkündete das Gebell des Hofhundes, daß Jemand nahe; alles horchte angstvoll hin, aller Blicke richteten sich auf die Thür — Peter trat ein, aber er war — allein.

„Ach Jeanette, Jeanette!" rief er, indem er die ihm entgegeneilende Gattinn in die Arme schloß, „welcher Schlag hat uns getroffen!"

Darauf schweifte sein forschender Blick durch das Gemach und sein Antlitz ward noch bleicher als zuvor, als er noch immer den leeren Stuhl gewahrte, den einzunehmen Niemand gewagt hatte. Stunde folgte auf Stunde, aber die Gäste brachen noch immer nicht auf, sondern mischten ihre Seufzer mit den Thränen der Ältern.

(Die Fortsetzung folgt.)

In ein Stammbuch mit einem gemahlten Veilchenstrauße.

So wie die Veilchen sich im Strauße einen,
So soll sich Freude Dir an Freude reih'n;
Und mußt du manchmahl auch ein Thränchen weinen,
So soll dieß nur der Thau der Veilchen seyn.

Denn wie der Thau die Blum' auf's Neu' belebet,
Die, schon von Hitze matt, das Köpfchen senkt,
So ist die Thräne, die im Auge bebet,
Ein Quell der künft'gen Freud', von Gott geschenkt.

Heinrich Proch.

Neueste Reise im englischen Guyana.

Im J. 1830 und 1831 unternahm Herr Hillhouse, gegenwärtig ein Beamter in der englischen Colonie von Demerari, von einigen Freunden begleitet, einen Ausflug nach dieser Niederlassung, wobey er als der Erste den Lauf des Flusses Mazarouni untersuchte, und einen den Europäern noch völlig unbekannten Landstrich durchwanderte, in welchem er eine Völkerschaft traf, die noch

nicht in die mindeſte Berührung mit den civiliſirten Nationen gekommen war. „Eines Abends,“ hieß es in einem Bruchſtücke dieſer Reiſe, das im Journal der geographiſchen Geſellſchaft in London mitgetheilt iſt, „hörten wir in dem Walde, in einiger Entfernung von dem Fluſſe, den wir langſam hinaufſchifften, ein furchtbares Geheul von einem Menſchen; hiedurch herbeygelockt, ſtiegen wir ans Land, und fanden bald darauf einen Arrauak-Indianer, der ſich in einer Hängematte zwiſchen zwey andern Hängematten ſchaukelte, worin zwey Leichen ausgeſtreckt lagen. Indem er ſeine Hängematte auf alle mögliche Weiſe in Schwung ſetzte, bewegte er auch die andern hin und her, wobey er in einem fort ein lautes Geſchrey ausſtieß. Um die Urſache ſeiner herzzerreißenden Klagen befragt, erwiederte er, daß dieſe Leichen ſeine Brüder und an Wunden geſtorben ſeyen, die ſie in einem Kampfe mit einem feindlichen Stamme, der während der Nacht über den Fluß gegangen war, erhalten hatten. Hierauf ſtieg er aus ſeiner Hängematte, legte die Leichen auf den Boden, ſchnitt Zweige von dornigen Gewächſen ab, und geißelte die Todten, ſo lange er nur einen Arm rühren konnte, indem er ſein klägliches Geſchrey fortſetzte, nicht anders, als ob dieſe Geißelung ihm ſelbſt angethan würde; dann nahm er das Fett von einem friſch geſchlachteten Schweine und rieb damit Mund und Geſicht der Leichen ein, ohne ſeine Wehklagen zu unterbrechen; endlich als er ſah, daß ſeine entſeelten Brüder fortwährend fühllos blieben, öffnete er ihnen die gebrochenen Augen, die er, wie das Geſicht der Leichen, mit Dornen durchſtach — was einen gräßlichen Anblick gewährte. Nachdem er ſie mit einem Tuche bedeckt hatte, ſenkte er ſie in eine Grube und bedeckte ihre Ruheſtätte mit Laub.

„Die Arrauaks glauben an ein höchſtes Weſen, den Schöpfer aller Dinge, deſſen Bruder die Welt regiert; auch an ein böſes Weſen glauben ſie, das ſie ſich durch die Beſchwörungen ihrer Peeyen (Piayen) oder Zauberer geneigt zu machen ſuchen. Dieſe Wundermänner bedienen ſich einer Kalebaſſe, mit Kieſeln gefüllt, durch deren Geklapper ſie den böſen Geiſt von dem Lager des Kranken verſcheuchen zu können vorgeben. Nach den Überlieferungen dieſer Indianer über die Schöpfung, ſetzte ſich der große Geiſt auf eine Baumwollenſtaude, löſte Stücke der Rinde von dieſem Baume, die ſogleich beſeelt wurden und die Geſtalten verſchiedener Thiere annahmen. Der Menſch war das letzte beſeelte Weſen, das erſchuf; Gott ließ ihn in einen tiefen Schlaf verſinken, und nachdem er ihn während dieſes Schlafes berührt hatte, fand der Mann bey dem Erwachen die Frau an ſeiner Seite.“

(Der Beſchluß folgt.)

Sprüchwort-Charade.

Achte wohl der erſten Beyden
Flüchtig eilend, kurze Zeit,
Nur der Träge mag vermeiden,
Was in ihnen ſich ihm beut.

Er nur harret müßigen Sinnes
Auf des nächſten Tages Dritt',
Achtend nicht des Thatgewinnes,
Sucht's in der Viert' und Fünften Mitt'.

Doch dieß ſchnöde Paar erſcheinet
Nicht ihm durch des Schickſals Macht,
Was er müßig hat verſäumet,
Ruht nun in der Sechſten Nacht.

F. W. Zaggi.

Notizen.

Concert des Hrn. Joſeph Slawik.

Am 28. April ſpielte Hr. Joſeph Slawik in dem, von ihm im k. k. großen Redoutenſaale veranſtalteten Concerte ein neues Concert, beſtehend aus einem Allegro mit einer Fermate, Adagio und Rondo, dann Paganini's Rondo mit Glöckchenbegleitung, und zum Schluſſe Bravourvariationen, ebenfalls von ihm componirt.

Wer ſchon auf einer ſolchen Stufe ſteht, wie Slawik, und von dem der Ruf ſagt, daß er ſeinem Inſtrumente Schwierigkeiten aufbürdet, welche faſt außer deſſen Bereiche zu liegen ſcheinen, ſo daß wenigſtens alle Mittel und Kräfte, (und unter dieſen ſolche, welche man früher kaum für möglich hielt) zur Hervorbringung deſſen, was die Compoſition verlangt, erfordert werden; ferner von dem man auch ſagt, die Macht der Violine ſo weit erſchöpft zu haben, daß er in der Bravour ſelbſt Paganini überflügelt: ſolch ein Künſtler kann nur mit Zagen vor das Publicum hintreten, welches eine Vollendung erwartend, dieſe auch fordert, und das in ſolchen Fällen durch die mindeſte Täuſchung in eine ungünſtige Stimmung verſetzt wird. Slawik's Compoſition iſt von der Art, daß er allein vielleicht erſt in einigen Jahren in Sicherheit ſie exequiren kann, ja er hat ſich Schwierigkeiten eigenſinnig geſchaffen, vielleicht nur um der Behauptung willen, ſie ſeyen doch zu löſen. So ſtand die Sache, nähmlich: das Publicum ſah einem Cometen entgegen, dieſer hatte ein Chaos zu durchſtreifen, und ſollte immer leuchten! — Slawik wurde enthuſiaſtiſch empfangen, was ihm gewiß ſein Herz erleichterte, und begann. Den erſten Satz des Concertes hat Slawik ſchon öffentlich geſpielt, allein durch die damit vorgenommene Umarbeitung ward er neu und zu einem Meiſterwerke geſtaltet; eben ſo gelungen ſind das Adagio und Rondo. Schön und ergreifend iſt der erſte Satz in Fis-moll, der zarte und melodienreiche Hauptgedanke hüllt ſich in unglaubliche Bravour, ohne den Geſang zu verlieren; der Übergang in Fis-dur zeichnet ſich durch eine heterogene Anhäufung der ſchnellſten Paſſagen aus, faſt durchaus vierſtimmig; — man hört die Töne rollen in Terzen, Septen, Octaven, Decimen, ſo wie das rapideſte und zugleich netteſte Staccato, feſt und fliegend, mit ſeltener Reinheit. Staunen muß man, wie Slawik Decimen nicht im chromatiſchen Laufe, ſondern ſprungartig im ſchnellſten Tempo beſtimmt und ſicher durchführt. Dieſe Schwierigkeit wird um ſo

einleuchtender, wenn man die verſchiedenen Diſtanzen der Decimen in den verſchiedenen Lagen der Violine erwägt. Die Fermate, das Echo des Gehörten und der Vorklang des Kommenden, regte alle Affecte auf; ſie war ein Recitativ der Leidenſchaften, mit Gefühl geſpielt und auf dasſelbe heftig wirkend. Darin ſchwang ſich Slawik auf den ſteilſten Gipfel ſiegreicher Bravour, und erſchöpfte alle Kräfte der Violine. Es erklangen Arpeggen von der erſten in die ſiebente Lage mit den heterogenſten Fingerſätzen im raſendſten Zeitmaße, ſo wie Doppeltremolandos, Accorde, halb feſt, halb Flageolet, und Doppeltriller, die in Flageolet-Triller übergingen. Alles dieß und das Einfallen des Ritornell ſchloß den erſten Satz des Concerts wahrhaft impoſant. Das folgende Adagio in A-dur, iſt hinſichtlich der Compoſition und des Vortrags, die ſchönſte und gehaltvollſte Leiſtung, die wir je in dieſer Art hörten. Slawik legte ſo viel Schmelz und Eleganz in ſein Spiel, daß gewiß viele ſeiner Gegner, welche ein delicates und gefühlvolles Spiel ihm abſprachen, entzückt und bekehrt wurden. Das Rondo in Fis-moll, das in Fis-dur endigte, muß in Betreff der Originalität, Schönheit, Eleganz und Kühnheit Slawik's eminenteſten Leiſtungen beygezählt werden. Die lieblichſten Geſangſtellen umſchließt ein Gewebe von Schwierigkeiten, ohne daß ſie darin untergehen, und er ließ ſie mit einer Sicherheit und Leichtigkeit erklingen, und trug ſie ſo zart und nett vor, als wäre es Kinderſpiel. Atlas ſpielt mit dem Erdball, der ſonſt auf ſeinem Rücken laſtet, dieß Bild fiel uns unwillkührlich dabey ein. Hier herrſcht ein bewundernswerther Contraſt zwiſchen ſanfter Melodie und den koloſſalſten Paſſagen; phyſiſch faſt unmöglich erſcheinende Stricharten folgen einander, als Arpeggen mit ſpringendem Bogen, denen ſich ein feſtes Staccato anſchloß. Decimen und Pizzicati zwiſchen dem Anſtreichen der Töne, darauf kamen Doppeltriller, und alles dieß in dem möglichſt ſchnellſten Tempo, Schlag auf Schlag, wie aus einem Guſſe; nur Slawik vermag ſolch eine Compoſition ſo herrlich durchzuführen, was das Publicum mit ſtürmiſchem Beyfalle und zweymahligen Vorrufen würdigte. — Erwartungsvoll und neugierig ſah man dem Rondo Paganini's mit Glöckchenbegleitung, vom Concertgeber geſpielt, entgegen, welches Slawik aus dem Gedächtniſſe nachſchrieb, und nur darum ſpielte, wie er ſelbſt geſtand, um durch dieſe Lieblingscompoſition an den großen, unerreichbaren Meiſter Paganini leiſe zu erinnern, wobey er auf die Nachſicht des Publicums rechnete. Deſto ehrenvoller iſt der Ausſpruch der Kunſtkenner für ihn, die einſtimmig erklärten, daß bey manchen Stellen er wie Paganini zu entzücken wußte. Im Ganzen nahm er das Tempo zu langſam, auch ſchien er einige Übergänge, die den Reiz dieſes Tonſtückes ſo ſehr erhöhten, nicht im Gedächtniſſe behalten zu haben, ſo wie er überhaupt dasſelbe nicht mit der Leichtigkeit behandelte, welche dieſe Compoſition zu verlangen ſcheint. Paganini ſpielte in doppelter Bedeutung. Zur Entſchuldigung für Slawik dient allerdings der Umſtand, daß Paganini's Compoſitionen eine dünnere Beſaitung und Höherliegen derſelben erfordern, um ſie in der gehörigen Vollendung vorzutragen, daher man wohl die Folgerung wagen durfte, daß ſelbſt Paganini einen ſchweren Standpunct hätte, um Slawik's Compoſitionen auf ſeiner Violine ſo kraftvoll und gediegen durchzuführen. Zum Schluſſe ſpielte der Concertgeber Bravour-Variationen. Die Violine war b ſtatt a, alſo um einen halben Ton höher geſtimmt. Er ſpielte in E-dur, das Orcheſter in F-dur. In der Introduction entwickelte Slawik eine Anmuth und Grazie des Vortrags von ergreifender Art; das war Geſang, und ſo ausgeführt, daß Slawik auch in dieſem Genre bald keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten hat. Das Thema ſelbſt athmete Originalität und Sicherheit, und Slawik verſetzte in den Variationen desſelben, wobey er in einem Acteme der Zeit unmöglich ſcheinendes hervorbrachte, und ſtets einen reinen, zarten Schmelz beybehielt, das Publicum in einen Jubel, der gar nicht enden wollte. Darauf folgte ein Adagio, welches eben ſo rührte, als die nachherigen Arpeggen durch Neuheit frappirten, und einen Beyfallsſturm erſchufen, wie wir ihn lange nicht hörten. Die Variationen ſchloſſen mit dem Thema der Polonaiſe in A-dur, und mit einem ſtupenden Doppelgriff-Staccato, das von der höchſten Höhe der E-Saite das ganze Reich der Töne der Violine durchlief, und eine Wirkung hervorbrachte, worin Staunen, Freude und Bewunderung Hauptbeſtandtheile waren. Slawik feyerte einen Triumph und mit Recht, denn das Spiel des Adagio und Rondo ſeines Concerts und der Variationen war vollendet. Das Publicum rief ihn nach Paganini's Rondo zweymahl, am Schluſſe dreymahl, und jedesmahl tönte ihm bey ſeinem Erſcheinen ein Jubel entgegen, der aus gerührten Herzen drang und der dem Künſtler den ſchönſten Lohn und die feurigſte Ermunterung iſt, auf der Klippenbahn der Kunſt immer aufwärts zu klimmen. Slawik ſteht in ſeinem Genre der letzten Stufe nahe, und hat ſeit einem Jahre Unglaubliches geleiſtet. Sein Nahme wird in kürzeſter Zeit eine Berühmtheit erlangen und nur im Vereine mit den erſten Meiſtern auf ſeinem Inſtrumente genannt werden. Allein wer mit ſolchem Eifer den genialen Funken in ſeiner Bruſt nährt, in dem muß er zur Flamme werden, wodurch die Kunſt geläutert hervorgeht. Slawik verdient in jeder Beziehung den glänzenden Erfolg, der ihm heute zu Theil ward.

In dem erſten Intervalle hörten wir den jungen Claviervirtuoſen Kontski Variationen von ſeiner Compoſition präcis, nett, kraftvoll und mit Geſchmack vortragen. Seine linke Hand iſt beſonders kräftig, ſein Ton iſt rund, und jede Paſſage gut ausgearbeitet; dazu kommt Gleichheit und Ausdauer, daher war auch der Applaus, der ihn zweymahl vorrief, nur verdient. Als zweyte Intervalle declamirte Mad. Schröder die Frühlingsfeyer von Klopſtock. Nur dem Vortrage ſolch einer Dichterinn iſt es möglich, einer Ode einen dramatiſchen Effect abzugewinnen, und damit ein ganzes Publicum zu entzücken. Sie bewährte ſich wieder als unerreichbare Künſtlerinn, und wurde zweymahl mit tobendem Beyfalle vorgerufen. Die Ouvertüre vom Hrn. Anſelm Hüttenbrenner, Director des Steyermärkiſchen Muſik-Vereins, hatte ſich keiner günſtigen Aufnahme zu erfreuen, welches jedoch mehr der Exequirung als der Compoſition ſelbſt zuzuſchreiben iſt, denn nach unſerer Anſicht, iſt ſie mit Sachkenntniß geſchrieben, und enthält manchen tiefen und kräftigen Gedanken, ſo zwar, daß nach öfterem Hören, bey ſtärkerer Beſetzung der Blasinſtrumente und des Baſſes, und überhaupt bey größerer Präciſion in der Ausführung dieß Werk nicht nur befriedigen, ſondern auch ſogar einen vorzüglichen Platz in der Reihe dieſer Compoſitionen einnehmen wird. Sowohl die Gallerie als der Saal war gedrängt voll.

Joh. Nep. Hofzinſer.

Literariſches.

Vom Verfaſſer des Habsburgliedes, Ludwig Auguſt Frankl, erſcheint bis Ende May ein Band „Epiſch-lyriſcher Dichtungen.“ Sein Talent hat ſich ſo kräftig und mit ſo ernſtem Charakter angekündigt, daß wir geſpannt ſeinem neuen Producte entgegenſehen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1168.

Der Sammler

Dinſtag, den 58 14. May 1833.

Der leere Stuhl.

(Fortſetzung.)

„Nachbarn,“ nahm endlich Adam Bell das Wort, „morgen beginnt ein neuer Tag, wir wollen hoffen, daß er uns beſſere Kunde bringe; unterdeſſen laßt uns die heilige Schrift zur Hand nehmen; laßt uns niederknien und bethen, daß, was auch immer geſchehen mag, der Ewige droben über den Sternen Hülfe und Troſt herabſenden möge auf die trauernde Familie, und auf uns, ihre theilnehmenden Freunde.“

„Amen!“ ſprach Peter, die Hände ringend, während Adam Bell die Bibel von dem Geſimſe nahm und das Capitel vorlas: „es iſt beſſer weilen in dem Hauſe der Trauer, als in dem Hauſe der Feſtlichkeit;“ und weiter: „wohl mir, daß ich betrübet wurde, denn zuvor wandelte ich auf einem Irrpfade.“

Der Morgen erſchien, brachte aber keine Kunde von dem vermißten Sohne. Nach einem ſchwermuthsvollen Abſchiede begaben ſich die Gäſte hinweg; der troſtloſe Vater und ſeine Knechte aber brachen wieder auf, um in der ganzen Umgegend neuerdings die ſorgfältigſten Nachforſchungen anzuſtellen.

Tage, Wochen, Monathe und Jahre ſchwanden dahin. Die Zeit hatte die Angſt der Ältern in eine heilige Ruhe umgewandelt; der Verluſt ihres Erſtgebornen war von ihnen keineswegs vergeſſen, war gleich von ihm keine Spur wieder aufzufinden geweſen. Die allgemeine Vermuthung war, daß er in irgend einem ſchneebedeckten Abgrunde den Tod gefunden; und die wenigen Übrigen, welche ſeiner noch gedachten, ſprachen von ſeinem Verſchwinden, wie von einer wunderbaren Begebenheit, meinten aber: er ſey ja ſtets ein wilder, tollkühner Burſche geweſen.

Weihnacht folgte auf Weihnacht; Peter Elliot feyerte dieſes Feſt ſtets als den Geburtstag des Sohnes, den er nicht mehr beſaß. Während der erſten Jahre nach Thomas Verſchwinden herrſchte nur Traue: und Schwermuth unter denen, welche ſich zu Marſchlaw niederſetzten, um das Feſtmahl einzunehmen, und zu des Hausherrn rechter Hand ward dann jedes Mahl der leere Stuhl hingeſtellt. Als aber die jüngeren Kinder heranwuchſen, ward die Erinnerung an ihren auf ſo geheimnißvolle Weiſe verſchwundenen Bruder weniger peinigend. Die Weihnacht ward wieder ein Feſt der Freude, bey welchem ſie ſich mit ihren jugendlichen Gefährten luſtig machten, während die Ältern an ihrer Fröhlichkeit mit einem halb heiteren, halb ſchmerzlichen Lächeln Theil nahmen.

So waren zwölf Jahre vergangen, und neuerdings erſchien der Weihnachttag. Derſelbe war dießmahl das Gegenſtück ſeines oben beſchriebenen Vorfahren. Die Berge hatten ihr Sommergrün noch nicht ganz abgeſtreift, die Sonne hatte zwar ihre drückende Hitze, kei-

neswegs aber ihre Herrlichkeit, ihren Glanz eingebüßt, ſondern ſchaute wieder auf die Erde, ſo, als ob ſie an ihrer Heiterkeit Theil nähme, während der blaue Himmel der ruhigen Oberfläche des Meeres glich, wenn der Mond ſeine Silberſtrahlen hineinſenkt. Viele Gäſte hatten ſich, wie gewöhnlich, dießmahl zu Marſchlaw eingefunden. Elliot's Söhne und mehrere junge Leute tummelten ſich auf einer nahe bey dem Hauſe gelegenen Wieſe herum, ſchwangen den Hammer, oder beluſtigten ſich mit anderen Spielen, während der Hausherr und der ältere Theil der Geſellſchaft als Zuſchauer umherſtanden, und ſich mit der Erinnerung an ihre eigene Jugend ergötzten.

Johnſon, der Pachter der Schäferey, ein kräftiger Mann von 32 Jahren, trug in allen Spielen den Preis davon. Jedes Mahl wenn einer ſeiner Söhne von jenem übertroffen wurde, kochte dem alten Elliot das Blut in den Adern und verdrießlich murmelte er dann vor ſich hin: „Wäre mein Thomas noch da, keiner in der Gegend hätte ihm den Preis abgewinnen können.“

Während er ſich in ſolchen Betrachtungen verlor, und bey ihm ſchon der Gedanke zu erſteigen begann, dem Johnſon ſelbſt den Sieg abzukämpfen, trat plötzlich ein kräftiger, von der Sonne gebräunter, dem Anſcheine nach fremder Seemann ohne Umſtände heran, und richtete mit über einander geſchlagenen Armen einen lächelnden, geringſchätzenden Blick auf den ſiegestrunkenen Johnſon; Aller Augen ſchaueten fragend auf den Fremden. Er mochte ungefähr 5 Fuß 4 Zoll meſſen, ſeine ganze Geſtalt war ein Modell muſculöſer Kraft, ſein Geſicht war offen, ſein krauſes ſchwarzes Haar hing ihm in dichten Locken um die Schläfe, und ein ſtarker Backenbart gab den ſonſt angenehmen Zügen ein etwas rauhes Anſehen. Ohne um Erlaubniß zu fragen, trat er jetzt vor, erfaßte den Hammer mit kräftiger Fauſt, ſchwang ihn mehrmahls um das Haupt und ſchleuderte ihn dann wenigſtens fünf Yards weiter, als es Johnſon gethan.

„Trefflich, herrlich!“ ſchallte es aus Aller Munde. — Des alten Elliot's Herz hob ſich lebhaft, es drängte ihn vorwärts, dem Fremden die Hand zu drücken, plötzlich aber trat ihm eine Thräne in das Auge. „Das war gerade ein Wurf, wie ihn mein Thomas gethan haben würde,“ murmelte er vor ſich hin, „mein theurer, verlorner Thomas!“ und um ſeine Bewegung zu verbergen, wandte er ſich raſch und trat in das Haus zurück.

Nach und nach trug der Fremde in allen Spielen über Alle, die ſich ihm zu widerſetzen wagten, den Preis davon, bis ein Bothe verkündete, daß das Mittagsmahl bereitet ſey. Einige Gäſte ſaßen ſchon am Tiſche, Andere nahmen ihre Plätze ein; neben Miſtreß Elliot aber ſetzte ſich, wie gewöhnlich, Miß Eliſabeth Bell, welche noch immer in großer Schönheit prangte, hatte der Kummer gleich ihren Zügen den Stempel der Schwermuth aufgedrückt. Johnſon, niedergeſchlagen, weil er im Spiele beſiegt worden, nahm Platz ihr zur Seite. In früherer Zeit hatte er Thomas Elliot als ſeinen Nebenbuhler betrachtet, und da er wußte, daß Adam Bell ſeiner Tochter mehrere tauſend Pfund als Ausſteuer mitgeben würde, ſetzte er, trotz der Abneigung der Tochter und der Kälte des Vaters, ſeine Bewerbungen eifrig und unermüdet fort.

Peter hatte ebenfalls ſeinen Platz eingenommen, und neben ihm ſtand, wie immer an dieſem Tage, der leere Stuhl, der Stuhl ſeines Erſtgebornen, auf dem ſeit deſſen Tode oder Verſchwinden Niemand wieder geſeſſen hatte.

„Kinder,“ nahm er jetzt das Wort, „hat denn Niemand von Euch den fremden Seemann eingeladen, und ihn aufgefordert, Theil an unſerem Mahle zu nehmen?“

„Wir fürchteten, es würde einen Streit zwiſchen ihm und Johnſon ſetzen,“ erwiederte einer der Söhne.

„Da bin ich unverlangt,“ rief jetzt plötzlich der Fremde, indem er eintrat, „der Wind ſoll aus einem ganz neuen Striche blaſen, wenn ich hier die Freude und das Vergnügen der Geſellſchaft ſtöre.“

„Ihr ſeyd ein fremder, junger Mann,“ erwiederte Peter, „ſonſt würdet Ihr wiſſen, daß eigentlich heute kein Freudentag für mich iſt — aber ich verſichere Euch, Ihr ſeyd dennoch herzlich willkommen. — Friſch, Burſche,“ fuhr er, zu den Knechten gewandt, fort, „ſchnell einen Stuhl für den Herrn da.“

„Ein ſauberer Herr das,“ murmelte Johnſon zwiſchen den Zähnen.

„Es bedarf keines Stuhles, hier ſteht ja einer,“ rief der Seemann, und bevor Peter es zu verhindern vermochte, hatte er ſich in den geehrten, zwölf Jahre lang leer gebliebenen Stuhl geworfen. Eine Gotteslästerung von der Kanzel herab hätte auf eine fromme Gemeinde keinen furchtbareren Eindruck machen können, als ihn dieſe Entweihung des Seſſels auf die Bewohner von Marſchlaw hervorbrachte.

„Verzeiht mir, Herr, —verzeiht—“ ſprach Peter mit bebender Stimme, „wahrlich, hier könnt Ihr nicht ſitzen!“

„Ach lieber Mann, ſteht auf," rief Miſtreß Elliot, „nehmt meinen Stuhl, nehmt jeden Stuhl, den Ihr wollt, da aber könnt Ihr nicht ſitzen! Seit dem Tode meines lieben Kindes hat dort kein Menſch geſeſſen; ihn von Jemand anders beſetzt zu ſehen, kann ich nicht ertragen."

„Ihr wußtet das freylich nicht," nahm der Hausherr wieder das Wort, „das war ſonſt ſein Platz — zwölf Jahre ſind es jetzt — gerade an dem heutigen, ſeinem Geburtstage! da kam er um, der Himmel weiß wo! — Er entſchwand uns, wie die Wolke über unſerem Haupte, um nie zurückzukehren. Darum berückſichtigt das Gefühl des Vaters, Herr! den Stuhl beſetzt zu ſehen, zerſchneidet mir das Herz."

„Gebt mir Eure Hand, würdiger Mann," verſetzte der Seemann, „ich ehre Euer Gefühl, aber der Thomas Elliot war mein Freund, und auf ſeine Ordre werfe ich Anker in dieſem Stuhl. Ich weiß, eine volle Freudenladung kann leicht das Herz zerſchmettern, darum ſage ich Euch nur ſo viel, der Thomas iſt nicht todt."

„Nicht — todt — Herr," erwiederte Peter, indem er die Hand des Fremden erfaßte und ſo eifrig ſprach, daß ſeine Worte faſt unverſtändlich wurden, „was — was ſagt Ihr, mein Thomas lebt?"

„Er lebt?" rief die Mutter, indem ſie raſch herzutrat und die andere Hand des Fremden erfaßte, „ich ſoll mein Kind wiederſehen? — Möge der Segen des Himmels und der eines gebrochenen Mutterherzens den Überbringer einer ſolchen Kunde belohnen!"

(Der Beſchluß folgt.)

An Carl Ruß *).

O, ſelig Der, dem eine Kunſt gegeben,
Er führt durch ſeine Schöpferphantaſie
Die ewig heit're in das ernſte Leben,
Er ruft ſie aus dem Reich der Harmonie.
Und Wer im ſtillen, engen Kreis der Seinen
Die Häuslichkeit, des Menſchen reinſte Luſt,
Mit ſeinem hohen Streben kann vereinen,
Bewahrt ein zweyfach Glück in ſeiner Bruſt.

Und Wem ein Geiſt voll Heiterkeit beſchieden,
Sieht ſtets vor ſich das Leben rein und klar;
Aus ſeinem Innern weichet nie der Frieden,
Mit ihm verband er ſich auf immerdar.
Es trübt ſich der kryſtall'ne Strom des Lebens
Dem hellen Aug', des heitern Geiſtes nie;
Eint dieſem ſich ein Hochgefühl des Strebens,
Dann gibt es eine reine Melodie.

Wer mit dem künſtleriſchen Zauberſtabe
Die alten, ernſten Geiſter ruft herauf
Tief aus der Weltgeſchichte düſt'rem Grabe, —
Vor deſſen Blick ſchließt ſich die Menſchheit auf;
Ein Spiegel iſt uns jedes ſeiner Werke
Von einer ſchon dahingeſchwund'nen Zeit,
Ein wahres Bild von Größe und von Stärke,
Ein Stern vom Himmel der Vergangenheit.

Und alle dieſe Lebensſaiten klingen
Melodiſch rein, du Glücklicher, für dich;
Und ihre holden Töne, ſie verſchlingen
Zu wunderherrlichen Accorden ſich.
O möchten dieſe immer dich geleiten
Dahin auf dieſes Lebens ſteiler Bahn;
O möchte der verſchmelz'nde Klang der Saiten
Dich führen fernerhin hinan, hinan!

Gottfried Neumann.

*) Erſten Cuſtos an der k. k. Gemäldegallerie im Belvedere.

Neueſte Reiſe im engliſchen Guyana.

(Beſchluß.)

Als Herr Hillhouſe und ſeine Gefährten den Eſſequibo entlang fuhren, ſtießen ſie auf einen Indianer, der zu einem karaibiſchen Stamme gehörte und ſie zu ſeinem Häuptlinge führte. Dieſer nahm ſie freundlichſt auf, und bewirthete ſie mit Fiſchen, die in einer ſehr ſchmackhaften Brühe gekocht waren, und dem Gaumen der Reiſenden ſehr zuſagten. Hierauf legte man ihnen zwey Menſchenhände und ein Stück Menſchenfleiſch vor. „Die Reiſenden glaubten anfangs, daß es vielleicht Fleiſch von einer ihnen unbekannten Affenart ſey, enthielten ſich jedoch davon zu koſten. Der Häuptling dagegen nagte die Knochen der Hände mit großem Wohlbehagen ab, indem er ſeine Gäſte fragte, wie ihnen die Fiſche und die Brühe dazu geſchmeckt. Sie antworteten, beydes ſehr gut; worauf er entgegnete: „Das kann ich wohl denken, denn Menſchenfleiſch gibt die beſte Brühe; dieſe Hände und die Fiſche wurden mit einander gekocht. Dieſe Macuchis hier, unſere Sclaven, haben wir zu Gefangenen gemacht, und von Zeit zu Zeit ſchlachten wir eines oder das andere von ihren Weibern." Hillhouſe und ſeine Gefährten durchrieſelte bey dieſen Worten ein kalter Schauer; indeß hielten ſie es doch für klug, ihre Gefühle zu bergen, und ehe ſie ſich zur Ruhe begaben, deren ſie höchſt bedürftig waren, ſahen ſie in der That die Weiber der Macuchis in einem großen Pferch eingeſchloſſen, der mit dichten Palliſaden aus ſtarkem Bambusrohr umgeben war, ſo daß die Männer, Väter und Brüder dieſer Unglücklichen ſehen konnten, wenn eine derſelben geſchlachtet und von dieſen ſcheußlichen Kannibalen gegeſſen wurde. Herr Hillhouſe verſank mit ſeinen Gefährten in einen tiefen Schlaf, nur Herr Smith, der ſeine Kräfte weniger erſchöpft fühlte, und befürchtete, es möchte den edlen Häuptling ein Gelüſte anwandeln, weißes Menſchenfleiſch zu koſten, blieb zur Sicherheit der Übrigen die ganze Nacht wach. Am folgenden Tage

beſuchten die Reiſenden eine tiefe Höhle, wo ſich eine Quelle befand, in der ſie ſich baden wollten. Die Indianer ſuchten ſie davon abzuhalten, indem ſie ſagten, daß eine ſolche Unklugheit Jedem, der ſich darin bade, binnen Jahresfriſt das Leben koſten würde. Taub gegen ihre Vorſtellungen badeten ſich Herr Smith und der Lieutenant Gullifer dennoch; und die Warnung der Indianer ging nur allzu getreu in Erfüllung, denn noch vor Verlauf von zwölf Monathen unterlagen beyde einem Seitenſtechen, gegen das die Kunſt vergeblich ihre Mittel erſchöpfte.“

Auflöſung

der Sprichwort-Charade im vorigen Blatte:

Heute roth, morgen todt.

Notizen.

Literatur.

Der durch ſeine Leiſtungen im Felde der ſchönen Wiſſenſchaften eben ſo wie als gelehrter Botaniker und praktiſcher Gartenfreund rühmlich bekannte Hr. J. B. Rupprecht hat ein neues, intereſſantes Werk vollendet, auf das gegenwärtig im Comptoir dieſer Blätter Subſcription angenommen wird. Es iſt eine erſchöpfende Monographie über das „Chryſanthemum indicum,“ einer höchſt merkwürdigen, ſchönen Blumenpflanze, die aus Indien über England in das übrige Europa gebracht worden, und durch ihre Pracht ſo wie durch den Umſtand, daß ſie noch im ſpäten Herbſte ihre Blüthenfülle entwickelt, gegenwärtig das lebhafteſte Intereſſe aller Gartenfreunde rege macht. Hr. Rupprecht ſelbſt beſitzt davon vielleicht den ausgezeichnetſten Vorrath in ganz Wien, und hat durch jahrelange Verſuche die Cultur dieſer Blume auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht. Selbſt Se. Majeſtät der jüngere König von Ungarn beglückten im verfloſſenen Spätherbſte, als eben die Blüthezeit derſelben war, den Garten des Hrn. Verfaſſers mit Allerhöchſtihrer Gegenwart, und geruhten Ihren Beyfall darüber zu äuſſern. — Das Werk ſelbſt, wovon weder im Engliſchen noch Franzöſiſchen ſich ein ähnliches findet, iſt als eine vollkommen erſchöpfende Monographie anzuſehen, die ſich außer allen nöthigen hiſtoriſchen Nachweiſungen, durch eine aus eigenen Beobachtungen und Verſuchen herrührende gründliche Zuverläſſigkeit auszeichnet, und wegen ihres angenehmen, an der rechten Stelle ſogar blühenden Styls auch den Layen anſprechen wird. Der Subſcriptionspreis iſt vorläufig auf 1 fl. 30 kr. pr. Band feſtgeſtellt, wird aber nach Maßgabe, als die Zahl der Unterzeichneten ſich vermehren dürfte, noch ermäßiget werden.

Dramatiſche Literatur.

Die rühmlichſt bekannten und jederzeit mit dem höchſten Vergnügen aufgenommenen Luſtſpiele des thätigen Dichters und Schriftſtellers Hrn. Herzenskron ſind ſo eben unter dem Titel: „Dramatiſche Spiele“ bey Franz Tendler erſchienen. — Wir haben wohl nicht zu bemerken, wie beſcheiden dieſer Titel iſt; da jeder literariſch Gebildete den Werth dieſer wahrhaft achtungswerthen Pieçen zu ſchätzen weiß. Es wird nicht bald einen Dramaturgen geben, der in ſeinen Luſtſpielen die feine franzöſiſche Nüancirung ſo leicht und angenehm mit deutſchem Witze zu vereinen weiß, als der Hr. Verfaſſer. Wir machen daher nur auf die geſammte Herausgabe dieſer Spiele aufmerkſam, die in der That an Fülle des converſationellen, guten Tons, ſo wie an dramatiſchem Werthe einzig in ihrer Art ſind, daher auch der Erfolg auf den Repertoiren des In- und Auslandes glänzend zu nennen iſt.

Calpurnius.

Nachrichten von fremden Bühnen.

Paris.

Die Directoren verſchiedener hieſigen Theater haben einer Reclamation wegen Verminderung der Steuer an die Armen, nachſtehende Überſicht ihrer Einnahmen, 30 Monathe vor, und 30 Monathe nach der Julyrevolution beygefügt. Dieſe ſtatiſtiſche Angabe iſt ſehr intereſſant, und wir theilen ſie deßhalb unſerm Publicum mit.

Théâtre français.

30 Monathe vor dem July 1830 . . .	1,108,769	Fr.	20 Cent.
30 Monathe nach demſelben	612,366	„	45 „
Weniger	496,402	„	75 „

Italieniſches Theater.

30 Monathe vor dem July 1830 . . .	1,616,913	„	— „
30 Monathe nach demſelben	1,094,562	„	15 „
Weniger	522,350	„	85 „

Gymnaſe.

30 Monathe vor dem July 1830 . . .	1,692,363	„	65 „
30 Monathe nach demſelben	1,106,686	„	90 „
Weniger	555,676	„	75 „

Variétés.

30 Monathe vor dem July 1830 . . .	1,215,925	„	20 „
30 Monathe nach demſelben	894,519	„	65 „
Weniger	321,405	„	55 „

Gaité.

30 Monathe vor dem July 1830	950,833	„	70 „
30 Monathe nach demſelben	624,418	„	95 „
Weniger	326,414	„	75 „

Total der verminderten Einnahme bloß allein bey dieſen fünf Theatern: Zwey Millionen, zweymahlhundert zwey und fünfzigtauſend und fünfzig Francs, fünf und ſechzig Centimes.

Was die übrigen Theater betrifft, ſo waren ihre Verluſte ſo groß, daß ſie zuſchließen mußten.

Das Odeon wurde von der Regierung aufgegeben.

Die komiſche Oper hat dreymahl fallirt, die Nouveautés zweymahl, Porte St. Martin einmahl, Ambigu-Comique viermahl, Theater Molière zweymahl.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Nit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den 59 16. May 1833.

Der leere Stuhl.

(Beſchluß.)

„Wie wär' es möglich?“ rief die Mutter auf's Neue, „ſprecht, ſprecht, bey Eurer Hoffnung auf Seligkeit, täuſcht mich nicht!“

„Euch täuſchen?“ rief der Seemann, indem er die Hände der beyden Alten herzlich drückte, „ich ſage Euch, der Thomas lebt und iſt geſund.“

„Nein, nein!“ rief jetzt auch Eliſabeth, indem ſie ſich von ihrem Stuhle erhob, „er täuſcht uns nicht, aus ſeinen Zügen ſpricht keine Falſchheit.“ Mit dieſen Worten wollte ſie ſich dem Fremden nähern, Johnſon aber ſchlang den Arm um ſie und hielt ſie zurück.

„Laß ſie, du Landratte!“ rief jetzt der Seemann, indem er heftig aufſprang und das ſchöne Mädchen mit ſeinen Armen umſchloß; „Betty, Betty, theures Mädchen!“ fuhr er fort, „erkennſt du denn deinen Thomas nicht? — Vater — Mutter — erkennt Ihr mich denn nicht? Habt Ihr denn wirklich Euren Sohn ſo ganz und gar vergeſſen? Haben zwölf Jahre gleich ſeine Züge verändert, ſo iſt ſein Herz doch daſſelbe geblieben!“

Vater, Mutter und Geſchwiſter umſchlangen ihn, und weinten und lachten und richteten hundert Fragen an ihn. Er ſchloß einen Jeden in ſeine Arme, und drückte ihn innig an ſein Herz. „Geduld,“ ſprach er, „Geduld, ein andermahl werde ich Eure Fragen beantworten, nur heute nicht.“

„Ja, ja mein Kind, du haſt Recht, Niemand ſoll dir heute eine Frage thun,“ verſetzte die Mutter, „aber ſage mir nur, welche Bewandtniß hatte es eigentlich mit deinem Verſchwinden, und wo biſt du ſo lange geweſen?“

„Das iſt eine lange Geſchichte,“ erwiederte Thomas, „ich würde in einer ganzen Woche mit dem Erzählen nicht fertig werden; aber ich will mich kurz faſſen. Ihr wißt, wie die Schleichhändler verfolgt wurden, und wie ſie ihren Branntwein in unſerem Hauſe verſtecken wollten, der Vater litt es aber nicht; da ſchwuren ſie ſich zu rächen — und ſie haben ſich gerächt. Heute vor zwölf Jahren verließ ich das Haus, um Eliſabeth und ihrem Vater entgegenzugehen; ich war aber noch nicht weit gegangen, als plötzlich unweit der Schlucht ein halbes Dutzend Kerls über mich herfielen und ihre Piſtolen mir auf die Bruſt ſetzten, mir die Hände auf den Rücken banden, und mich in ihre Höhle ſchleppten. Hier war ich nicht lange ihr Gefangener geweſen, als der ſich von den Bergen herabwälzende Schnee die Öffnung der Höhle faſt verſtopfte. Die Schleichhändler brachen daher mit mir auf, und ſchon am nächſten Morgen befand ich mich am Bord des Schmugglerſchiffes. Nach einer Woche übergaben ſie mich einem holländiſchen Kriegsſchiffe, und ſechs Jahre mußte ich auf

demſelben wie ein Sclave arbeiten, bis unſer Schiff den Befehl erhielt, ſich mit der Flotte zu vereinigen, welche gegen den tapfern Duncan von Caperdown zu kämpfen beſtimmt war. Der Gedanke, daß ich nun gegen meinen Landsmann, gegen mein eigenes Fleiſch und Blut kämpfen ſollte, ſchnitt mir durch das Herz, und unter dem Schutze des Pulverdampfes der erſten Ladung ſprang ich über Bord und ſchwamm der engliſchen Flotte zu. Nie in meinem Leben werde ich vergeſſen, wie mir zu Muthe war, als meine Füße zum erſten Mahl das Verdeck einer engliſchen Fregatte betraten. Ich nahm ſogleich lebhaften Antheil an dem Gefechte, und als es zu Ende war und ich mich nun wieder unter meinen Landsleuten befand, und Alles meine Sprache redete, war es mir, mein Seel', als müſſe ich auch Vater und Mutter, und meine liebe Eliſabeth am Bord der engliſchen Fregatte wieder finden. Ich hoffte Euch ſämmtlich ſchon in einigen Wochen wieder zu umarmen, aber ſtatt nach Alt-England ging es nach der entgegengeſetzten Seite hin. Nur ein einziges Mahl hatte ich Gelegenheit zu ſchreiben; wir ankerten vor einem franzöſiſchen Fort, neben uns lag ein ſegelfertiges Packetboot; ſchon hatte ich eine halbe Seite geſchrieben, da ward ich von unſerm Lieutenant in das Boot gerufen, um eine Recognoscirung anzuſtellen, wir wagten uns aber zu nah an's Ufer und wurden zu Gefangenen gemacht. Die Geſchichte meiner Gefangenſchaft und meiner Flucht will ich Euch ein andermahl mittheilen, genug ich entfloh, und da bin ich nun, den leeren Stuhl wieder einzunehmen."

Sollten unſere geneigten Leſer noch etwas mehr von unſerem guten Thomas und den Seinigen zu wiſſen wünſchen, ſo möge es Ihnen zur Nachricht dienen, daß Adam Bell ſchon in den erſten Tagen des neuen Jahres die Hand ſeiner Tochter Eliſabeth in die des wackern Seemanns legte, und daß Peter Elliot nun ſeinen leeren Stuhl wieder beſetzt ſah, und ein Jahr ſpäter ſchon einen kleinen Enkel auf ſeinem Schooße wiegte. —

Oeſt'reichiſchi Gſchdanz'ln.

Von F. W. Jaggi.

I.

I kenn' enk a Deandl
Wia Mülli und Bluad,
Sie ſiabd mi von Hearz'n
Und blaibd miar a guad.

Sie hâd eutern Berg drent
A wunda'ſchens Haus,
Åba' draialei Sach'n,
De traib'n mi dſölm aus.

Sie hâd enk an Bödarn,
An zwidaran Mân,
Und an auſchiachi Mahm,
Schaud Neamed ned ân;
Kihmd aner a ibri,
So blaibd eàr ned g'ſund,
Es beiſd'n bei'n Gâdern
Der graupati Hund.

I wollt', daß dear Böda
Bâld baiſſad in's Gràs,
Und dear Daiſi da'trängad
De Mahm in an Fâß;
Nâcha hölfad mein Dea'ndl
Miar ſchon aus da' Nod,
Und ſchlâgad den Bummerl
Mid'n Zaunſtecka tod.

II.

Kunnt i nuar des Bacherl ſeyn,
Wo du hâſd eini g'ſchaud,
Des Bild, des ghearad ewi mein,
Das du miar ânvadraud.

Derfad i âls Kampl nuar
In dein Hoar umſchdiarn,
Von miar fintaſd ja kan Schbuar,
I bad mi drein va'liarn.

War i glaim'lſt nuar da' Schlâf,
So bringad i's do z'wegn,
Mi gânz hamli bei da' Nâchd
Auf dein Augerl z'legn.

III.

Brauni Hoar und blowi Aug'n
De ſiach i ſo gearn,
Se ſan ân an finſtern Himmel
De ſtaindlinga' Schdearn.

A großi Gſchdâld, a klaner Fuaß,
A Hând, weiß und lind,
Schau! de muaß i ja buſſ'n
Du âlla'liabſts Kind!

Drum ſey nid wundarli,
Grain' ned mit miar,
Daß du des Ålls haſd,
Wås kån i dafiar? —

Oliver Cromwell als Romanenheld.

Die Bildung, die ein Dichter braucht, um einen hiſtoriſchen Roman zu ſchreiben, kann bey den engliſchen Literaten weit eher vorausgeſetzt werden, als bey denen unſeres Vaterlandes. Die Verfaſſung Englands, ſein Welthandel, ſeine Colonien, das öffentliche Leben, und die unzählige Menge viel gereiſter und erfahrener Männer, eröffnen eine Verbindung mit allen Völkern der bewohnten Erde, und ſomit ein Intereſſe für ihre Geſchichte, welches wir Deutſchen, deren Wirkungskreis ſelten über die Gränzen unſeres Vaterlandes hinausreicht, nur mit großen Bemühungen uns zu eigen machen können. Dieſe Erfahrenheit, dieſer Reichthum an Materialien, dieſe Richtigkeit der Landſchaft- und Volksbilder geben den engliſchen Werken dieſer Gattung auch ohne beſonderes Talent einen Vorzug, den ſelbſt die Phantaſie nicht erſetzen und die Beleſenheit nicht ſchaffen kann.

Walter Scott und Cooper haben für dieſe Gattung des Romans ſo mannigfaltige Vorbilder gegeben, ſich in der älteren und neueſten Geſchichte ſo vielfach bewegt, und faſt an allen Orten der Welt ihre Helden auftreten laſſen, daß für einen neuen hiſtoriſchen Roman nur eine geringe Auswahl von Stoff bleibt und Reminiscenzen auch ſelbſt bey den Nebendingen ſchwer zu vermeiden ſind.

Die engliſche Geſchichte iſt indeſſen ſo reich an geſchloſſenen hiſtoriſchen Bildern und außerordentlichen Charakteren, daß ein talentvoller Schriftſteller, wenn auch nicht neue hiſtoriſche Figuren, doch leicht neue Standpuncte derſelben ausfinden, und mit Zuthun einer reichen Ausſtattung daraus einen für die Leſewelt ſehr brauchbaren Roman zuſammenſtellen kann.

Von dem als fleißigen und geſchickten Überſetzer bekannten Johann Sporſchil iſt jetzt ein aus dem Engliſchen entlehnter Roman „der Bukkanier“ *) erſchienen, der ſich zu Zeiten Cromwell's begibt, und den Kampf des Hauſes Stuart mit der engliſchen Nation uns wieder vergegenwärtigt. Dieſer Kampf, der mit wichtigen Ereigniſſen der neueſten Zeit ſo viel Ähnliches hat, und damahls wie jetzt, manchem Abenteurer Gelegenheit gab, ſich aus der Unbedeutenheit zu emancipiren und eine hiſtoriſche Rolle zu ſpielen, hat auch in dieſem Werke den Verfaſſer veranlaßt, einen Bukkanier auf die vielfachſte Weiſe in die Geſchichte jener bewegten Zeit zu verflechten, und dem Ganzen dadurch einen romantiſchen Gehalt zu geben. Ein großes Geſchick und eine geübte Feder verräth überall der Reichthum intereſſanter Situationen mit denen jede, ſelbſt die einfachſte Begebenheit ausgeſtattet iſt.

Über die Tendenz des Ganzen läßt ſich um ſo weniger ſagen, da das ganze Werk noch nicht vollſtändig, ſondern bis jetzt nur die beyden erſten Theile erſchienen ſind. Selbſt als pragmatiſche Geſchichte betrachtet geben ſie indeſſen eine unterhaltende Lectüre, die ihr Anſprechendes vorzüglich der Lebendigkeit zu danken hat, mit der die hiſtoriſchen Figuren in dieſem Gemählde behandelt ſind.

Eine Probe davon mag folgende kurze Charakteriſtik der äußern Erſcheinung Oliver Cromwell's geben.

„Das Gemach, in welches er ſo unvermuthet geführt wurde, war mit alten Tapeten behangen und auf die ſeltſamſte Weiſe eingerichtet. Robin hatte geringe Luſt, die Verhältniſſe und Anordnung des Zimmers zu prüfen, ſondern folgte zitternd ſeinem Führer, bis er mit ihm, einem langen ſchmalen Tiſche gegenüber, anhielt, an deſſen äußerem Ende, die Hand auf eine Schichte Bücher geſtützt, der Protector ſtand — Oliver Cromwell.

Es war unmöglich, ihn zu betrachten, ohne zu fühlen, daß er ein Mann ſey, geboren zu herrſchen und zu unterjochen. Sein Antlitz, obſchon etwas aufgedunſen und röthlich, war ſcharf gezeichnet und ausdrucksvoll, und ſeine Haltung ſtolz und majeſtätiſch. Wie ſeine Feinde auch über ſein Äußeres und die häßliche Warze, welche ſeine hohe und hervorragende Stirne entſtellte, ſpotten mochten, hätten ſie doch alle vor dem Donner ſeines Zornes gebebt, wenn er von der dunklen Stirn zermalmend hervorbrach, und das ſtolze, graue Auge Blitze flammte. Sein Anzug beſtand aus ſchwarzem Sammt, und darüber war ein Kragen von der feinſten Leinwand, geſtickt und mit Spitzen beſetzt, ſo umgelegt, daß ſein kräftiger, muscu-löſer Nacken ſich ſehr zum Vortheil ausnahm. Sein Haar, welches bey dem Lichte ſo dunkel und glänzend ausſah, als in ſeinen jüngeren Jahren, war aus der

*) Der Bukkanier. Hiſtoriſcher Roman aus den Zeiten Cromwell's. Aus dem Engliſchen von Johann Sporſchil. Zwey Theile. Braunſchweig, Verlag von Fr. Vieweg und Sohn. 1833.

mächtigen Stirne gekämmt, und fiel auf beyden Seiten nieder. Er trug fürwahr das Gepräge eines äußerst starken Mannes, — starken Geistes, starken Körpers, stark in der Schlacht, stark im Rathe. Es war an ihm keine andere Schwäche, außer daß seine Phantaſie, im Bunde mit ſchwärmeriſche Exaltation, ihn geneigt machte, an abergläubiſche Träume zu glauben."

Charlatanerie.

Unter den meiſten der Indianerſtämme von Louiſiana leben Gaukler, die ſich auch auf die Heilung von Krankheiten verſtehen wollen; geſundet der Kranke, ſo werden ſie reichlich beſchenkt, mißlingt aber die Cur, ſind ſie ſelbſt großer Gefahr ausgeſetzt, und büßen es oft mit ihrem Leben. — Eine andere Art Wundermänner haben bey ihrer Kunſt nicht ganz ſo viel zu wagen. Dieß ſind Greiſe, die müßig umherziehend, ſich angeblich auf das Wettermachen verſtehen, und nach Verlangen mit Regen oder Sonnenſchein aufwarten. Die Indianer wenden ſich im Frühjahr gewöhnlich an dieſe Zauberer, um ſich für ihre Pflanzungen gutes Wetter zu verſchaffen. Bedürfen ſie des Regens, ſo nimmt der Zauberer einen Mund voll Waſſer und ſpritzt dieſes durch ein Rohr, deſſen Ende mit einem Seiher, wie eine Gießkanne, verſehen iſt, in die Luft nach der Gegend hin, wo er etwa eine Wolke aufſteigen ſieht; zu gleicher Zeit erhebt er ein furchtbares Geſchrey, wodurch er die Wolke auffordert, dem Lande ihren Schooß zu öffnen. Bedarf man ſchöner Witterung, dann beſteigen dieſe Wetterpotentaten das Dach ihrer Wohnung und gebiethen den Regenwolken, ſich zu entfernen. Heitert ſich der Himmel auf, ſo tanzen ſie ſingend um ihre Götzenbilder, verſchlucken Wolken von Rauchtabak, und biethen ihre Kalumets dem Himmel. Während der Übung dieſer Zauberkünſte beobachten ſie ein ſtrenges Faſten. Erfolgt, was man gewünſcht, ſo werden dieſe Charlatane ſehr gut belohnt, im entgegengeſetzten Falle aber müſſen ſie auch auf die gröbſten Mißhandlungen gefaßt ſeyn.

Edmund.

Notizen.

Literatur.

Wien, wie es iſt, *) ein Gemählde der Kaiſerſtadt nach authentiſchen Quellen von Adolph Schmidl. Wien bey Carl Gerold. 1833.

Nur ein Kind kennt ſeine Mutter, nur ein Öſterreicher das liebenswürdige, trauliche Auſtria; nur ein Wiener kann uns ſeine Geburtſtadt treu im Bilde wiedergeben; denn er ſieht ſie nicht mit den Augen, mit denen er eine ihm fremde Stadt beurtheilt; er trägt ſie mit ſich im Buſen, und wenn er zwanzig Jahre ihren Anblick entbehren muß: das erſte Wiederſehen läßt ihn jede Gaſſe, jedes Haus, jeden Winkel wieder erkennen, wo er Freude und Schmerz, Wohl und Weh' erlitt. Denn:

„Das iſt's ja, was den Menſchen zieret,
Und dazu ward ihm der Verſtand,
Daß er's im innern Herzen ſpüret,
Was er erſchafft mit ſeiner Hand!"

Um ſo unendlich ſchwerer iſt es, da bereits eine ſolche Unzahl der berühmteſten Gelehrten den gleichen Stoff mit gleicher Liebe für den Gegenſtand bearbeitete, die Sache neu aufzufaſſen, und von einer neuen, reichen Seite ergriffen, gemüthlich, erſchöpfend und gediegen zu vollenden. Der Hr. Verfaſſer löſte ſeine ſchwierige Aufgabe mit Geduld und unermüdlichem Eifer; die Ausführung zeugt von jener eiſernen Beharrlichkeit, an der vielleicht Hunderte geſcheitert wären. Niemand wird es verkennen, daß Hammer, Hormayr, Majlath, Pezzl, und viele der älteſten authentiſchen Topographen die vorzüglichſten Quellen ſind, nach welchen ſich der Verfaſſer hauptſächlich hielt, wenn er ſie auch nicht immer als genau nachzuahmende Vorbilder betrachtete. Vorzüglich müſſen wir den angenehmen flieſenden Styl preiſen, der uns durch das Ganze freundlich hindurchgeleitet, und uns an den liebenswürdigen Autor des „Schneebergs und ſeiner Umgebungen," und in neueſter Zeit an den heitern Volksdichter erinnert. — Das Vaterland erwartet in dem jungen Manne, der Solches zu leiſten fähig iſt, einen tüchtigen und wackern Vertheidiger ſeiner äſthetiſchen Literatur; — wenn er auch noch manche Mängel abzuſtreifen haben wird, bis er das ſichere Geleiſe eines dauernden Rufes errungen hat. Wir wünſchen ihm, obgleich als alte Bekannte dennoch ganz unparteyiſcher Weiſe Glück zu dieſer erfreulichen Erſcheinung.

Calpurnius.

*) Wer erinnert ſich bey dieſem Titel nicht an das bey Gödſche in Leipzig 1833 erſchienene: „Öſterreich, wie es iſt?"

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Im Comptoir des Oeſterr. Beob. iſt ſo eben erſchienen und zu haben: Die Magyaren-Sprache in ihren Grundzügen beleuchtet, von P.— 8. Wien 1833. Koſtet auf Poſtpapier in Umſchlag geb. 2 fl. C. M.
Daſſelbe Werk in ungriſcher Sprache, ebenfalls auf Poſtpapier in Umſchlag geb. 2 fl. C. M.

Samstag, den 27. März 1858.

Die Welt von heute.

Wien, 26. März.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Carl Rokitansky, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Skoda, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Hyrtl, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Dietl, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Engel, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Oppolzer, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Arneth, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Hamernjk, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Jäger, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Hebra, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Duchek, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Helm, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Schuh, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Rosas, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Wattmann, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Schrötter, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Brücke, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Stellwag, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Hebra, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Duchek, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Helm, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Schuh, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Rosas, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Wattmann, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Schrötter, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Brücke, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Se. Majestät haben Allergnädigst geruht, den Hofrath und Professor der Medicin an der Universität zu Wien, Dr. Joseph Stellwag, zum Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes auf Lebenszeit zu ernennen.

Iſabel; wußte ich doch, daß du ſo ſprechen würdeſt.“ — „Ich habe ſchon gedacht,“ fuhr Iſabel fort, „bey Miſtreß Arnott könnten wir wohl Lucy am ſchicklichſten unterbringen.“ — „Gute Iſabel, nein, wir müſſen ſie bey uns behalten.“ — „Großmutter!“ — „Und warum nicht, liebes Kind?“ Iſabel wußte recht gut warum nicht; aber ſie hütete ſich wohl, es zu ſagen, und ſo brachte ſie denn den plauſibelſten Grund vor, den ſie auffinden konnte. „Sie wiſſen doch, Großmutter, wie peinlich es für eine Perſon iſt, unter Verwandten in abhängigen Verhältniſſen zu leben.“ — „Iſabel, dieß kommt ganz auf die Menſchen an. Biſt du immer gut, immer aufmerkſam gegen ſie, ſo wird die kleine Lucy, oder ihr liebes Geſicht müßte lügen, dankbar und recht gerne bey uns ſeyn; ſie bleibt hier auf jeden Fall.“ — „Finden Sie nicht auch,“ ſagte Iſabel zu mir, als wir allein waren, „daß die Großmutter ſchon kindiſch wird? Wie war ſie nur heute ſo eigenſinnig wegen Lucy!“

Tags darauf entging mir nicht, wie Iſabel eine ganze Reihe kleiner Kränkungen durchzumachen hatte, deren ſchuldloſe Urſache ihre Baſe war. Einmahl konnte wohl nichts ſtärker nach dem Lande ſchmecken — das Wort gemein und ein ſo liebliches Geſchöpf, wie Lucy, möchte ich nicht zuſammen nennen — aber wahr iſt es, anſtößiger konnte nicht leicht etwas ſeyn, als der Anzug unſerer Dame vom Lande. Unſere Geſchichte ſpielt in einer Zeit, wo die ſinnreichen europäiſchen Webſtühle ſich noch nicht in tauſenderley Geweben verſuchten, wo die leichte Seide und der zarte Barege noch lange nicht ſelbſt, den beſchränkteſten Mitteln zu hoch waren. Es war die Zeit der baumwollenen Stoffe, des Bombazins, und ſo trug denn unſere Baſe vom Lande eine ſchwarze, ſchillernde, geſteifte Cambreſine, einen ſorgfältig gefältelten Kragen und weiße wollene geſtrickte Strümpfe. Es war damahls Mode, die Haare glatt herab, mit Locken und Bändern nach antiken Muſtern zu tragen, aber Lucy's Kopfputz ſtrebte empor wie ein Thurm und war oben mit einem Kamm von Horn befeſtigt. Iſabel verwandte zu viel Zeit, Geld und Geiſtesarbeit auf ihren Putz, als daß ſie nicht auf Eleganz hätte Anſpruch machen ſollen, und ſo konnte man ſich denn keinen größern Contraſt denken, als wenn beyde Baſen im Salon neben einander ſaßen, Iſabel, aufs modiſchſte geputzt, mit dem Arbeitskörbchen voll zierlicher Kleinigkeiten, und Lucy in der eben beſchriebenen Kleidung in emſiger Arbeit am groben baumwollenen Strickſtrumpf. Aber dieſer Einfalt zum Trotz ſprach etwas von der Ariſtokratie der Natur aus den ſchönen zarten Zügen, dem ernſten Auge, der hohen, ſinnigen Stirne, und es that mir ordentlich wehe für meine Freundinn Iſabel, wenn ich ſie, ſo oft unten an die Thüre gepocht wurde, unruhig und verlegen werden ſah; offenbar war ihr bange, ihre Couſine möchte einem oder dem andern ihrer faſhionablen Bekannten auffallen. Iſabel war lange nicht Weltdame genug, dachte auch zu edel, um ſich, wie es die ächte Dame von bon ton macht, über dieſe Verlegenheit mit den gewöhnlichen Späßen über Baſen vom Lande wegzuhelfen.

Es war ein wahrer Tag der Prüfung für Iſabel. Der Himmel war heiter, die Luft herrlich, Alles lockte zum Spaziergang, und es war nicht anders, als ob alle unſere Bekannten, beſonders die Zarten unter ihnen, welche ſich vor dem rauhen Wind fürchteten, ſich das Wort gegeben hätten, einander in unſerem Salon zu treffen. Miſtreß Tudor ſaß an ihrem gewöhnlichen Platz in der Sophaecke, ſie ermangelte nicht, als ſtrenge Beobachterinn der Form, einem jeden Beſuch Miß Lucy Atwell, die Nichte der Miſtreß Williamſon, vorzuſtellen, und jedes Mahl legte Lucy, nach ihrem Muſterbuche der guten Lebensart ihre Arbeit bey Seite, ſtand auf und machte ihren Knicks; und obgleich ſich Iſabel Mühe gab, unbefangen zu lachen und zu ſchwatzen wie ſonſt, ich las auf ihrem Geſichte wie in einem Spiegel, was bey jedem Worte, bey jeder Bewegung der armen Lucy in ihrer Seele vorging. Iſabel vermied in ihrer Anglomanie ſorgfältig jeden Amerikanismus und die conclutes, die calculates, die, ſo wenig Fragen man auch an ſie richtete, in jeder Antwort der armen Lucy wiederkehrten, thaten ihrer Baſe in den Ohren weh. Kaum kann ich jetzt glauben, daß meine Freundinn Iſabel, das edle Weib, das ich ſeither mit den größten Widerwärtigkeiten habe kämpfen, in der finſterſten Nacht der Trübſal ruhig habe ausharren ſehen, im achtzehnten Jahre, um der erzählten kleinen Ärgerniſſe willen Thränen, bittere Thränen vergoß. Aber ſo war es. Indeſſen floſſen dieſe Thränen insgeheim; nur ich wußte darum und die Großmutter, mit der ſie noch einen kleinen Wortwechſel wegen Lucy's Entfernung in ein anderes Haus hatte. Miſtreß Tudor antwortete ihr gelaſſen, blieb aber feſt bey ihrem erſten Entſchluſſe. Abends, zur Zeit, wo man gewöhnlich aus einander ging, lud uns die gute alte Dame in ihr Zimmer ein. Es kam dieß öfters vor, und es war uns jedes Mahl eine große Freude, denn in ihrem Zimmer war ſie, war Alles freyer, ungezwungener, herzlicher als im Salon. Miſtreß Tudor ließ unten an der Treppe ihren einzigen Fehler ihren Stolz: in ihrem Zimmer war ſie die ächte Großmutter, gütig, liebreich, geſprächig. Es war ſpät, faſt zur Geiſterſtunde, glaube ich, als Iſabel, Lucy und ich unſere niedrigen Stühle um

Miſtreß Tudor's bequemen Lehnſtuhl herſtellten. Es war kein Öhl mehr in der Lampe, im Camin brannte ein Scheit, wie alles Holz um Mitternacht brennt, mit ſeltſam wechſelnden züngelnden Flammen, und im ſchwankenden Schein bewegten ſich an der Wand ſo ſeltſame, ſo abenteuerliche Figuren, daß ſich ſtärkere Geiſter als wir hätten fürchten können. Man kam, ich weiß nicht wie, auf Geiſtergeſchichten. Miſtreß Tudor war das Orakel des nachwachſenden Geſchlechts; in ihrem Kopfe ſpukten alte, ſeltſame, längſtvergeſſene Geſchichten, vorzüglich aber beſaß ſie einen Schatz von Wundererſcheinungen, die keine andern Archive mehr hatten, als ihr Gedächtniß.

(Die Fortſetzung folgt.)

Homonyme.

Der ein Räuber bald, und bald ein Mehr,
Ja, ſelbſt gefeſſelt ſah ich ihn ſchon,
Immer doch entzückte er mein Ohr
Durch den ſüßen, kräft'gen Himmelston.

Das, mein Wiener! ſiehſt du nicht gar oft,
Im Spazieren manchmahl unverhofft,
Menſchen ſcheut es, fürchtend für ſein Leben,
Weil es ihm, dem Herrn, iſt untergeben.

Könnt' ich Den nur immer hören,
Wollt' ich Das wohl gern entbehren.

M. D. Ettinger.

Reiſeerinnerungen.

Nach Alex. Dümas.

Um vier Uhr Nachmittags trat ich in den Saal des Gaſthofs zu Martigny. Meinen Wanderſtab neben dem Camin in die Ecke lehnend, bemerkte ich gegen den mich begrüßenden Wirth: „'S iſt ein derber Weg von Bex hieher.“

„Sechs kleine hieſige Meilen.“ — „Welche ungefähr zwölf franzöſiſche ausmachen,“ fuhr ich in ſeinem Nahmen fort, „und von hier bis Chamouni?“

„Neun Meilen.“

„Beſorgen Sie mir einen Führer für morgen um 5 Uhr.“

Der Wirth erkundigte ſich noch, ob ich zu Fuße reiſe, und flößte ihm mein Bejahen vielleicht Reſpect vor meinem Marſchvermögen ein, ſo benahm es ihm auf der andern Seite den vor meinem Beutel, denn er fragte, ob ich an der Wirthstafel ſpeiſe? — Da dieß in der Schweiz ziemlich theuer iſt, indem jede Mahlzeit unabänderlich vier Franken koſtet, ſo war ich allerdings früher damit umgegangen, daran zu ſparen, konnte aber keinen andern Ausweg zur Beſchwichtigung meines Gewiſſens und zur Befriedigung der in ihren Forderungen eiſenfeſten Wirthe finden als den, daß ich für ungefähr ſechs Franken zu mir nahm, wodurch mich die Mahlzeit nur 40 Sous zu ſtehen kam. Ich antwortete jetzt wohlgemuth: „Alle Mahl!“ und vernahm darauf ein wenig erſtaunt, daß ich es gut getroffen habe, indem noch Bär da ſey. „So?“ entgegnete ich ohne ſonderliche Freude darüber und fragte: „Iſt der Bär gut?“

Der Wirth nickte ſo beredt, daß er mir gar nicht zu verſichern brauchte, ich werde nichts Anderes mehr eſſen mögen, nachdem ich ſeinen Bär gekoſtet. Bis zur Tafel war jedoch noch über eine Stunde Zeit, die ich zur Beſchauung des alten Schloſſes anwenden wollte. Den dazu angebothnen Führer und Erklärer lehnte ich ab, weil ich mich ſelbſt hinfinden könne und wiſſe, daß Peter von Savoyen, genannt der Große, das Schloß gegen Ende des 12ten Jahrhunderts erbauen ließ.

„Der Herr kennt unſere Geſchichte ſo gut wie wir,“ bemerkte der ehrliche Mann und glaubte gewiß, mir eine rechte Höflichkeit geſagt zu haben. „Unſer Örtchen war ſonſt gar berühmt,“ fuhr er fort, „ es hatte einen lateiniſchen Nahmen, beſtand große Fehden, und ein römiſcher Kaiſer hat hier reſidirt.“

„Ganz richtig,“ rief ich nachläſſig hin, „hier iſt das Octodurum der Alten, und die jetzigen Bewohner ſtammen von den Veragrern her, die Cäſar, Plinius, Strabo und Livius erwähnen und Halbgermanen nennen.“ Ich fuhr noch ein wenig in dieſem Tone fort, ſo daß der Wirth endlich ganz verdutzt ausſah, und trollte mich dann meines Weges. — Zu meinem großem Erſtaunen fand ich bey der Rückkehr an der Wirthstafel nicht bloß alle Eßwerkzeuge im Gange, ſondern auch alle Plätze beſetzt. Betroffen ſah ich mich nach dem mir folgenden Wirthe um und fragte ſehr kleinlaut: „Wo bleib' ich?“

„Hier,“ lautete die Antwort, und die Hand des Wirths deutete dabey auf ein lockend ſervirtes Tiſchchen, „einen Herrn wie Sie konnte ich nicht unter all' dem Volke da eſſen laſſen.“ — Bald ſtanden vier Schüſſeln vor mir, und in ihrer Mitte ein Beefſteak, deſſen einladendes Äußere dem beſten engliſchen nichts nachgab. Ich widmete ihm ſogleich eine nähere Aufmerkſamkeit, während der Wirth mir geheimnißvoll zuraunte: „Ein beſſeres gibt's in der Welt nicht.“ — „Wie ſo?“ — „'S iſt von Bärlende.“

Es lag mir gerade nicht viel an dieſer Aufklärung, indeſſen, dachte ich, du mußt das Ding doch koſten. Nachdem ich mir das gerühmte Gericht von beyden Seiten beſehen hatte, ſchnitt ich ein Stückchen, wie eine Olive groß, davon ab und führte es zögernd zum Munde, mehr aus Gefälligkeit gegen den Wirth, der ungeduldig mein Urtheil darüber erwartete und ſich an meiner Überraſchung weiden wollte. Und die meinige war in der

That groß. Indeſſen traute ich meinen Geſchmacksnerven nicht ſogleich, ſondern probte erſt nochmahls mittelſt eines doppelt ſo großen Stückes, ehe ich verwundert fragte: „Das iſt alſo Bärfleiſch?“

„Ja wohl,“ betheuerte der Wirth, und ich befriedigte ihn durch die Verſicherung, es ſchmecke mir vortrefflich. Seine Gegenwart wurde jetzt bey den andern Gäſten nöthig, und als er kurze Zeit darauf wieder zu mir zurückkehrte, befanden ſich nur noch zwey Biſſen auf meinem Teller. „'S war ein fameuſes Thier, dem Sie da die letzte Ehre erzeigen,“ hob er an, „wog 320 Pfund und wurde nur mit vieler Mühe erlegt.“

„Das glaube ich gern,“ gab ich zur Antwort, den letzten Biſſen zum Munde führend.

„Die Hälfte des Jägers, der ihm zu Leibe ging, hat dieſer Patron noch vor ſeinem Ende verzehrt.“

„Verwünſcht!“ rief ich aus, und der Reſt des Fleiſches quoll mir aus dem Munde; „der Spaß iſt etwas zu derb während des Eſſens.“

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

Concert.

Am 28. April fand im gräfl. Schönborn'ſchen Palais (Alſerverſtadt, Herrngaſſe) ein Privatconcert des Pianiſten, Hrn. Johann Promberger, Sohn, Statt, welches nicht nur allein bezüglich deſſen anerkannten Virtuoſität, ſondern auch dadurch ein noch geſteigerteres Intereſſe gewann, daß er bey dieſer Veranlaſſung drey ſeiner Schülerinnen, — unſeres Wiſſens wenigſtens, — zum erſten Mahle öffentlich vorführte. —

Die von einer gewählten Geſellſchaft beſuchte Nachmittagsunterhaltung wurde mit einer recht verſtändig angelegten, planmäßig und im edlen Style ausgearbeiteten Ouvertüre (D-dur), von der Compoſition des Concertgebers, eröffnet, und vollkommen gelungen ausgeführt durch ein, meiſt aus Kunſtfreunden conſtruirtes Orcheſter, welchem unſer geſchätzter Hofcapelliſt, Hr. Leopold Janſa, als energiſcher Dirigent vorſtand. Dann erſchien, von ihrem Mentor geleitet, Fräulein Cornelia von Lonkey, ein liebliches Kind im Flügelkleide, und ſpielte mit demſelben das ſchöne Notturno a quattro mani von Hummel, ſo zart, innig und ausdrucksvoll, dabey aber auch mit einer Gewandtheit, Präciſion und Tactfeſtigkeit, die weit über ihr Alter reichte, und der elfenartigen Erſcheinung Aller Herzen gewann. Die ungemein diſcrete Begleitung der beyden obligaten, ſo wirkſam verwendeten Hörner darf nicht mit Stillſchweigen übergangen werden. — Als Intermezzo ſang Fräulein Amalie Mayer die Sortita der Ninette aus Roſſini's Gazza ladra. Eine helle, klangreiche, ſchon erfreulich gebildete Stimme, reine Intonation, und gutes Portamento erwarben ihr wohlverdienten Beyfall. — Nun trug Hrn. Promberger's zweyte Eleve, Fräulein Joſephine Mawruch, J. N. Hummel's wohl ſchon oft, ſtets mit erneuertem Vergnügen gehörtes Rondeau in A-dur vor. Doch nur der Sinn des Geſichtes konnte uns vergewiſſern, daß hier eine jungfräuliche, und keine geübte, vom kühnen Männergeiſte beſeelte Hand alſo ſelbſtſtändig in des Tonreichs unermeßlichem Gebiethe herrſche; — dieſer exacte Anſchlag, dieſe haarſcharfe Abſtufung in des Colorites feinſten Tinten, dieſe Rundung der Paſſagen, dieſes tiefe Gefühl ſind ächte Attribute der Meiſterſchaft, und unſere Kaiſerſtadt ſieht durch dieſe Neophite die ſo vollzählige Liſte ihrer Virtuoſinnen abermahls höchſt wünſchenswerth vermehrt. Wörtlich in der That trifft da auch das alte Volks-Proverbium zu: „der Apfel fällt nicht weit vom Stamme;“ denn ihr Hr. Vater, der würdige, gelehrte Arzt und Profeſſor der Klinik am hieſigen Univerſalſpitale, iſt nicht allein Polyhymniens allerwärmſter Verehrer, ſondern übt auch — trotz ſeiner angeſtrengten, vielſeitigen Berufsgeſchäfte, — mehrere Zweige der göttlichen Kunſt in einem weit höheren Grade, denn gewöhnlicher Dilettantismus, — ja, deſſen mehrfältige, eben ſo beſcheidene, als wahres Talent und Geſchick beurkundende Verſuche in der Geſangscompoſition wurden durch den entſchieden günſtigſten Erfolg gekrönt, — und ihre Frau Mutter, gegenwärtig nur mehr waltend im Ehrfurcht gebiethenden Kreiſe patriarchaliſcher Häuslichkeit, zählte C. M. von Weber, während ſeines Operndirectorats in Prag, zu ſeinen lernbegierigſten und anſtelligſten Zöglingen. — Nach dieſer kleinen Abweichung, wozu uns innige Hochachtung für die, in jeder Beziehung ſo höchſt verehrungswürdige Familie gleichſam unwiderſtehlich hinriß, ergreifen wir neuerdings den losgelaſſenen Faden. — Hr. Gerl, vom k. k. Hofoperntheater, trug die Cavatine des Podeſtà, aus oben benannter Oper, mit lohnender Anerkennung vor. Sein Baßorgan iſt angenehm, kräftig, von bedeutendem Umfang; Volubilität und Vortrag deuten auf italieniſche Schule hin. — Fräulein Eliſe Feigl war das dritte Blättchen des ſo reizenden Trifoliums. Die Variationen über die Ariette: „Au claire de la lune,“ von Moſcheles, biethen, wie bekannt, der Schwierigkeiten mancherley; allein unſere Mignon war und blieb sans peure, et sans reproche, und die niedlichen kleinen Fingerchen kamen mit Allem zurechte, — freylich, wie ſich's von ſelbſt verſteht, im nicht überſchnellen Zeitmaße. — Das Schlußſtück des genußreichen muſicaliſchen Goûté's bildete ein Divertiments über Motive aus Bellini's mit Recht beliebter: Straniera, für Pianoforte und Violoncell, vom Concertgeber componirt, und mit Hrn. Andreas Seid, wetteifernd um die Siegespalme, vorgetragen. Die Introductionsbarcarole, Alaidens ſchwärmeriſche Romanze, Bruchſtücke ihrer melodiſchen Duetts mit Arthur und Waldeburg, beyde Favorit-Jägerchöre, die treffliche Cabaletta des Trio, die Wahnſinnsſcene, u. m. a. ſind fragmentariſch excerpirt, theilweiſe variirt, und durch analoge Zwiſchenſätze zu einem ſehr anſprechend geformten Ganzen verbunden; beſonders wirkungsreich iſt das Violoncell in ſeiner, der vox humana ſo ſpiegelähnlichen Tenorregion zu ariosen Cantilenen benützt, und Hrn. Seid muß nachgerühmt werden, daß er mit artiſtiſcher Vollendung und geläutertem Geſchmacke die Intentionen des Tonſetzers erfaßte, der uns nunmehr — als ſolcher, ſo wie als ausübender Künſtler und trefflicher Lehrmeiſter, dreyfach werth geworden iſt. — Sämmtliche Clavierſtücke wurden auf einem eleganten Flügelpianoforte von Hrn. Schweighofer (in der Währingergaſſe), einem Stiefbruder des Concertgebers, producirt, welches Inſtrument durch einen vollen, in der Höhe, ſo wie in der Tiefe durchaus gleichen, und ebenmäßigen Metallton, durch präciſes, Anſprechen, und — nach dem Thatbeſtand zu ſchließen, — auch durch leichtes Tractament, ſeinem Erzeuger, einem vielverſprechenden Anfänger, der während mehrjähriger Reiſen ſeine Kenntniſſe in Europa's Hauptſtädten bereicherte, ganz vorzugsweiſe zur Ehre gereicht.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Freitag, 4.6. — 62 — 11. März 1853.

Die Bettler von Paris.

Paris, 28. Februar. Die Bettler von Paris, auf die Polizeiverordnungen, Gefängnisse, Strafen und Zwangsarbeit keinen Eindruck machen, haben sich in einer Weise vermehrt, daß sie selbst den Gleichmuth der Pariser Polizei stören. Es ist Thatsache, daß sie, seit Paris wieder Residenz ist, sich um mehr als ein Drittel vermehrt haben. Es ist ferner Thatsache, daß sie, seit Paris wieder Residenz ist, sich in einer Weise vermehrt haben, daß sie selbst den Gleichmuth der Pariser Polizei stören

gewesen war, und jetzt, da er von einem fernen Hügel zum letzten Mahle das Dach sah, unter dem seine beyden jungen Töchter schutzlos wohnten, ewigen Haß den Engländern schwur. Diesen Schwur — er hat ihn nur zu furchtbar treu gehalten. — Doch zurück zu Mac Arthur. Das Kriegsglück hatte sein Leben in die Hände dieser Töchter des Yeoman, Anna und Emma Blunt gegeben. Eine ungeschickte Behandlung von Seiten des Wundarztes verschlimmerte seine Wunde, und mehrere Wochen lang war der schöne tapfere Officier der zarten weiblichen Pflege so ganz bedürftig als ein Kind.

Die beyden Schwestern hatten nichts mit einander gemein, als ihre zärtliche Liebe zu einander; ihr Äußeres und ihr Charakter waren so verschieden, als gehörten sie zweyerley Racen an; so verschieden, z. B. du Isabel von Lucy bist. Ja wirklich, wenn ich mir ihre Gesichter so vorstelle — ihr könntet zu ihren Porträts sitzen. Emma, idealisch schön, dem Schneeglöckchen vergleichbar, oder vielmehr dem süßen Bilde alles Seelenadels, alles Zarten im Weibe, der Madonna, glich meiner lieben Lucy, ja sie war auch so bescheiden, so schüchtern, auch ihr jagte das geringste Lob das Blut ins Gesicht, selbst wenn es aus dem Munde einer alten Frau kam. Und du, liebe Isabel — doch du kannst das Schmeicheln nicht leiden; genug: Anna hatte eine hohe, stolze Stirne, ein lebhaftes, leuchtendes Auge, aus dem Liebe lachte, glühenden Purpur auf den Wangen, den Wiederschein eines feurigen Gemüths; kurz, ein Gesicht, eine Figur, wie sie ein Mahler zu einer Semiramis, Zenobia, Clotilde gewählt hätte.

„Großmutter," rief Isabel, „sprechen Sie von zwey Pächterstöchtern?" — Allerdings, liebe Isabel. Übrigens, mußt du wissen, hatte die Schönheit der beyden Mädchen durch harte Arbeit nicht gelitten. Ihr Vater war sehr wohlhabend; es waren seine einzigen Kinder, er hatte ihre Mutter längst verloren, und so strenge er war, nichts gespart, um ihnen alle Bildung zu verschaffen, die damahls im Lande zu erwerben war. Ihr könnt euch denken, daß, als der romantisch gestimmte Mac Arthur aus seiner langen Bewußtlosigkeit erwachte und die schönen Gestalten um sein Kopfkissen schweben sah, in eine noch größere Gefahr gerieth, als durch das Schwert ihres Vaters. In der Blüthe der Gesundheit, bey ungedämpftem Feuer hätte den jungen Officier nothwendig Anna vorzugsweise anziehen müssen, aber in Emma's Sanftmuth, in ihrer unermüdeten Wachsamkeit, der leisen Flötenstimme, der ewig gleichen Ruhe, lag etwas, das ihr als Krankenwärterinn so schön stand, das zu Arthurs niedergeschlagenem Gemüthe so gut stimmte, daß sein Herz gefesselt wurde, und er im Laufe einer langsamen Wiedergenesung sich endlich völlig gefangen gab.

Emma wäre nicht das Mädchen mit dem zartfühlenden Herzen, ja sie wäre kein Weib gewesen, wenn sie dem anziehendsten Manne, den sie in ihrem Leben gesehen, nicht Liebe mit Liebe hätte vergelten sollen. Sie that es mit einer Gluth, einer Hingebung, deren die Männer selten, wenn überhaupt je fähig sind. Der ungeduldige, leidenschaftliche Liebhaber drang auf unverzügliche Verbindung. Seine Absichten waren durchaus ehrenhaft; um Emma's willen war er entschlossen, seine hohe Geburt, die Wünsche seiner abwesenden, aber leider stolzen Mutter zu vergessen, um der Liebe willen sich über die Pflichten seines Standes, das Urtheil der Welt wegzusetzen. Aber Emma's Grundsätze waren ganz andere. Sie hätte, um das Glück, Mac Arthurs Weib zu werden, jeder Lebensfreude entsagt, sie hätte ihr Leben für ihn gegeben; aber von dem Pfade der kindlichen Pflicht wäre sie kein Haar breit gewichen. Sie wollte ihn nicht ihren Geliebten nennen, bevor sie nicht die Einwilligung ihres Vaters erhalten hätte. Das war nun etwas ganz Neues für den hitzigen jungen Mann, der sich von jeher von nichts anderm als seiner Neigung hatte bestimmen lassen; Emma's Entschluß war ihm äußerst zuwider, und es kränkte ihn ordentlich, daß er die Einwilligung des Vaters abwarten sollte. Indessen blieb ihm nichts anders übrig, er schrieb an Amos Blunt einen dringenden Brief, Emma fügte in bescheidenen, aber bestimmten Worten eine Nachschrift bey, und ein treuer Amerikaner ward ausersehen, die Bothschaft dahin, wo sich Amos Blunt aufhielt, fast hundert Meilen weit, zu bringen. Unter den damahligen Umständen war das eine weite, unsichere Reise, und während der ewig langen Wochen verlor Mac Arthur die Geduld ganz und gar. Während dieser Zeit der tödtlichen Spannung that die schüchterne Emma unbewußt voraus, was der väterliche Wille ihr gebiethen sollte: sie entzog sich mädchenhaft scheu allen Beweisen der Zärtlichkeit von Seiten ihres Liebhabers. Diese Zurückhaltung erschien dem letztern nur als Kälte, als Ziererey, und er fühlte sich dadurch noch tiefer in seinem Stolze, als in seiner Liebe gekränkt.

Während Emma, eine eigentliche Märtyrinn, sich in ihr Zimmer verschloß, hatte Mac Arthur, der das Haus noch nicht verlassen konnte, seinerseits keine andere Gesellschaft als Anna. Mit der Gesundheit erwachte auch die moralische Kraft wieder in ihm, und nicht lange,

ſo däuchte es ihm, als ob Anna's munterer, leichter Sinn mit ſeinem eigenen Charakter ungleich beſſer harmonirte, als das ſchüchterne Weſen der Schweſter. Anna's Schönheit war blendender, ſie war im Umgange lebendiger, einnehmender, und als der väterliche Spruch das unwiderrufliche Nein verlangte, ward es von dem jungen Officier gleichgültig, ich fürchte faſt mit geheimem Wohlgefallen aufgenommen. Arme Emma! Die zurückhaltende, kalte Emma fiel ohnmächtig ihrer Schweſter in die Arme, und ſchwebte mehrere Tage zwiſchen Leben und Tod.

(Die Fortſetzung folgt.)

Räthſel.

Nenne mir den Wunderquell,
Deſſen Wäſſer, klar und hell,
Aus der Seele Tiefen kommen,
Aus der Böſen, wie der Frommen.
Mächtig fluthen ſie nach oben
Von des Herzens tiefem Schacht,
Sind zu tadeln, ſind zu loben,
Je wie ſie der Strom gebracht.
Durch der Seele reinen Spiegel
Dringen ſie ans Licht hervor,
Fließen auf die Roſenhügel,
Deren Schmelz ſich krank verlor;
Gleiten ſanft zu fremder Erde
Auf dem Weg der Sympathie,
Daß auch dort ihr Quell nun werde
Und ergieße ſich wie ſie.
Und wo zweyer Herzen Wellen
So zum Strom vereint ſich ſchwellen,
Da bricht ſich der Gottheit Walten
In den roſ'gen Thaugeſtalten
Jener Quelle, glanzerfüllt,
Und die Fluth — das Mitleid ſtillt.

F. W. Jaggi.

Auflöſung

der Homonyme im vorigen Blatte:

Wild.

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore.) Bellini's Oper: „Norma," welche ſelbſt in den Hauptſtädten Italiens anfänglich etwas lau aufgenommen wurde, und erſt in den folgenden Darſtellungen die Gunſt des Publicums errang, fand auf dieſer Bühne gleich am erſten Abende eine enthuſiaſtiſche Aufnahme. Dieſe Anerkennung macht dem Kunſtgefühle unſers Publicums Ehre, welches die großen Schönheiten dieſes Tonwerkes, gehoben durch eine muſterhafte Aufführung, ſogleich herausfand. Es iſt auch eben nicht zu verwundern, wenn ein italieniſches Publicum etwas ſtrenger urtheilte. Bellini's Muſik zur Norma iſt nicht von der Art, wie man ſie in Italien zu hören gewohnt iſt. Auffallend bleibt es, daß, während die minder begabten italieniſchen, und leider auch manche deutſche und franzöſiſche Componiſten nichts Beſſeres thun zu können glauben, als ſclaviſch in die Fußſtapfen des „Schwanes von Peſaro" zu treten, und ihm einige Trillerketten, Rouladen und Crescendo's abzutauſchen, ein junger italieniſcher Tonſetzer, in der Heimath des Gefeyerten ſelbſt es wagte, von dem Geiſte Mozart's und Gluck's überſchattet, die Muſik in ihre Würde wieder einzuſetzen, und höchſtens dort Nachahmer zu werden, wo er ein großartiges Original fand, wie z. B. im Introductionschor der Norma, welcher jenem der Belagerung von Corinth ziemlich nahe ſteht. Obwohl dergleichen Nachahmungen in Bellini's Werke eben nicht ſelten vorkommen, ſind ſie doch mit Geſchick an die rechte Stelle geſetzt. Was er aber als ſein Eigenthum anſprechen kann, iſt mehr als hinreichend, ſeinen Ruhm für alle Zeiten zu gründen. Die ſchöne Arie Sever's, worin er dem Vertrauten ſeine Liebe und ſein Misgeſchick mittheilt, das Duett der Norma mit Adalgiſen, während welchem Letztere mit Kindesſinne und Gemüthlichkeit ihrer zweyten Mutter ihre Neigung bekennt, und Norma in der Rückerinnerung an ihr eigenes Geſchick ſchweigt und trauert; das Schlußterzett des erſten Actes, das an dramatiſcher Steigerung wohl unübertrefflich genannt werden darf; ferner im zweyten Acte der feurige Schlachtenchor (eine Nachbildung des Chores der Scythen in Gluck's Iphigenia), die Duette der Norma mit Adalgiſa und Sever, ein Canon dieſer drey Perſonen, ſind Meiſterſtücke, welche den Erfolg dieſes Tonwerkes überall ſicher ſtellen, wo die Hauptrollen ſo gut beſetzt werden können, als es bey uns der Fall war. Mad. Ernſt legte in ihre Parthie ſolche Energie und Gefühl, und wußte beyde ſo künſtleriſch zu mäßigen, daß das Publicum ihr die Palme des Abends zuerkannte. Die ſeltene Ausdauer dieſer Sängerinn, die Leichtigkeit, mit welcher ſie die größten Schwierigkeiten beſiegt, ſind Eigenſchaften, welche dieſelbe ſehr ſchätzbar machen. Dlle. Löwe war als Adalgiſa ungemein zart und wirkſam. Sie legte in ihre Darſtellung jene Innigkeit, welche die Rolle erfordert, und beſonders wurden die ſchönen Stellen, worin ihre Stimme mit jener Norma's verflochten iſt, ſehr übereinſtimmend und harmoniſch vorgetragen. Den Meiſterſänger Wild zu loben, hieße Eulen nach Athen tragen. Dieſer ächt dramatiſche Sänger wird noch lange Vorbild und Muſter für Alle ſeyn, welchen an der dauernden Gunſt des Publicums gelegen iſt. Der Liebende, der Zürnende, der Held, der Verſöhnte, wird von ihm mit gleich glücklicher Haltung dargeſtellt; er weiß zu rühren, zu erſchüttern, wie die Situation es fordert. Die herrliche Baßſtimme des Hrn. Staudigel war in der Introduction und in dem Arieſo mit Chor im zweyten Acte von durchgreifender Wirkung. Es ſpricht für ſein Verdienſt, daß Jedermann bedauerte, keine umfangreichere Parthie in ſeinen Händen zu ſehen. Der Chor, beſonders jener der Männer, fand viele Gelegenheit zur Auszeichnung; er wirkte kraftvoll, mit richtigem Ausdrucke. Das Orcheſter, mit Ausführung einer Inſtrumentation von ſeltener Schönheit beauftragt, durchdrang ſeine Aufgabe. — Das Buch möchten wir kaum mittelmäßig nennen; manches darin iſt unklar, mehreres übel oder gar nicht motivirt; die Übertragung iſt gelungen. — Der Beyfall, den dieſes Werk errang, war entſcheidend. Nach allen größeren Muſikſtücken wurden die Sänger gerufen, eben ſo nach den Act-

schlüssen, nach dem ersten, dem eigentlichen Glanzpuncte der Oper, sogar zweymahl. Der Ausstattung ist lobend zu erwähnen. Decorationen und Costüme waren neu.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Wenn mancher Vorwurf der Direction dieser Bühne wegen Mangel an neuen theatralischen Erscheinungen in dieser Zeitperiode gemacht wurde, so dürfte dieser Umstand nicht der mindern Thätigkeit, vielmehr unserer herrschenden Modekrankheit, Influenza, zugeschrieben werden, welche die Theaterdirectionen oft in peinliche Verlegenheiten setzte. Täglich mehrte sich die Zahl der plötzlich erkrankten Schauspieler, und dieß bot doch den bisher minder beschäftigten brauchbaren Individuen, Gelegenheit dar, Direction und Publicum von ihren Kräften und eifrigem Streben vollkommen zu überzeugen.

Bey der Aufführung von Raimund's „Barometermacher auf der Zauberinsel" hatte im Erkrankungsfalle der Dlle. Jäger, die Rolle der Kammerzofe Linda Dlle. Herbst übernommen, welche ihre Aufgabe auf die kurze Zeitfrist genügend löste. Wenn es dieser jugendlichen Schauspielerinn gelingt, Gelegenheit zu mehrerer Übung, als bisher der Fall war, zu erhalten, welches nur in dem Willen der Direction steht; ob sie dem Localfache eine talentvolle Jüngerinn schenken und erziehen wolle, so versprechen wir uns, bey ihrem lobenswerthen Fleiße, eine erfreuliche Zukunft. Was die ungenirte Bewegung für eine Localspielerinn betrifft, so ist der in dieser Beziehung auszusprechende Tadel bey ihr bloß Mangel an Übung.

Die Vorstellung des Zauberspieles: „der Sieg des guten Humors," gewährte dießmahl ein eigenes Interesse. Die erste Localschauspielerinn, Mad. Rohrbeck, und der Schauspieler, Hr. Schaffer, erkrankten; ihre Parten übernahmen Dlle. Schadezky und Hr. Brabbée. Von Dlle. Schadezky war es allerdings ein gewagter Schritt, die Rolle der Muriesa, worin Mad. Rohrbeck excellirte, so schnell zu studieren; allein sie war eifrigst bemüht, nach Möglichkeit das Beste zu leisten, vermied sorgfältig alle leeren nichtssagenden Gesticulationen, und führte die ganze Rolle recht wacker durch. Selbst im Gesange, worin sie bedeutend zurück war, lieferte sie Proben ihres Fleißes und Eifers. Allgemeiner Beyfall und die Ehre mehrmahligen Hervorrufens lohnten das verdienstliche Streben. Hr. Brabbée (Jokus), hatte keine so günstige Gelegenheit zu wirken. — Im „Mädchen aus der Feenwelt" sahen wir Dlle. Schadezky als Lottchen, welche auch hierin die Kritik in jeder Hinsicht befriedigte, denn Gemüth und Wärme zeichnete ihre Leistung aus. —

Hr. Blankovsky, welchen wir bisher nur in Nebenrollen verwendet sahen, trat in dem Drama: „die Waise und der Mörder" als Valentin auf. Schönes Organ, dialektfreye Aussprache, ein verständiges Auffassen seiner Rolle, wirksame Darstellung der effectreichen Scenen, welche einen höhern Aufschwung der Leidenschaft erfordern, z. B. im zweyten Acte in der Erkennungsscene mit Victorin, gewannen ihm sogleich allgemeine Theilnahme. Die ruhig reflectirenden Stellen und sanfteren Gefühlsergießungen wurden mit zu viel declamatorischem Aufwand vorgetragen. Er wurde nach der Vorstellung mit Mad. Scutta (Victorin) gerufen. — In dem Schauspiel „Preciosa" ward uns neuerdings Gelegenheit dargebothen, Mad. Scutta in der Titelrolle ausgezeichnet zu schauen. Die früheren Repräsentantinnen, Dlles. Erhart und Hillmer, suchten mehr durch glänzende Garderobe, als durch nüanciertes Spiel aufzufallen. Nur Mad. Scutta, mit Recht jenen Schauspielerinnen beygesellt, die mit dem Gefühle zu denken pflegen, konnte die sanfte mädchenhafte Schwärmerey, welche die Grundfarbe dieses Charakters bildet, auf eine vorzügliche Weise gelingen. Hr. Blankovsky erschien als Don Francisco de Carcano, und verdient bemerkt zu werden. Mad. Schack als Zigeunermutter Wiarda, und Hr. Lang als Schloßvogt Don Pedro, spielten mit Wahrheit und Natur; beyde wetteiferten um den Lohn der Ehre, welche ihnen auch durch Vorrufen zu Theil ward. Don Alonzo war Hr. Brabbée, dem wir in dieser Rolle mehr ungezwungenes Spiel empfehlen. —

Am 9. May d. J. wurde zum Vortheile des Capellmeisters Wenzel Müller zum ersten Mahle gegeben: „Die Erscheinung um Mitternacht, oder der Geist des Widerspruches." Zauberburleske mit Gesang in 3 Acten vom Verfasser der „Nina" mit Musik vom Benefizianten.

Jeremias Jämmerlich, gewesener Haarpudermacher (Hr. Schuster Ign.), wird uns als ein äußerst liederlicher Patron geschildert, welcher sogar den Rock vom Leibe verspielt. In der Mitternachtstunde erscheint der Geist seines Weibes Walburga (Mad. Schack), und legt ihm zu ihrer Erlösung die schwere Bürde auf, seine Tochter Lenchen (Dlle. Jäger) binnen 12 Stunden zu verheirathen, widrigens er nolens volens als Frauenzimmer herumwandeln müßte. Daß sich unser presque collet gestellter Haarpudermacher jämmerliche Mühe gab, seine Tochter an Mann zu bringen, können sich unsere Leser leicht denken, allein — es gelang ihm nicht. Der Ausspruch seines geistigen Weibes ging richtig in Erfüllung, und nun fing die eigentliche Jeremiade an. Genug, die beyden gespenstigen Weiber wurden am Ende erlöst, und Lenchen heirathet ihren Jacob (Hrn. Ziegler). Ohne dem Verfasser seine frühern Verdienste beeinträchtigen zu wollen, ist aus dieser Inhaltsanzeige zu entnehmen, daß sich derselbe in der Wahl und Ausführung seines Stoffes vergriffen, wodurch der ungünstige Erfolg sich leicht erklären läßt. Eine magere Handlung ist eben keine Assecuranz für die Brandschäden eines schwachen Bonmotsfeuers. Kommt nun noch hinzu, daß die eingeschobenen Episoden gedehnt und zwecklos sind: so geht ganz klar hervor, daß es dem Ganzen an einer gehörigen Verbindung fehlen müsse. Wir sprechen daher den Wunsch aus, daß der Hr. Verfasser uns künftig mehr qualitativ als quantitativ sein Talent bekunden möge. Er wird sicher die Erfahrung gemacht haben, daß die Schöpfung eines guten Productes, wie wir deren von ihm mehrere kennen, mehr Zeit erfordert, als er auf diese theatralische Novität verwendet haben mochte. Wir sagen das mit aller Achtung von einem Dichter, der schon so manches Treffliche geleistet, und welcher durch seine Productivität in der Folge seinen Ruhm schmälern würde. Von den Darstellern waren nur Hr. Schuster, Dlle. Jäger und Mad. Schack besonders beschäftigt, deren Bemühung in ihren undankbaren Parten lobend erwähnt zu werden verdient. Außer der Ouvertüre, welche Beyfall fand, wollte die Musik des Hrn. Capellmeisters Wenzel Müller, als eine Zusammensetzung oft gehörter Melodien, nicht ansprechen. Der Benefiziant erfreute sich einer ergiebigen Einnahme. Joh. Nep. Hraschigg.

Berichtigung.

Die im Sammler vom 20. April als Gerücht enthaltene Anzeige, daß Dlle. Zeiner gesonnen sey, ihr Engagement im Hofburgtheater nach Ablauf ihres Contractes zu verlassen, zeigt sich als ungegründet.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Zeitung für Einsiedeln

Donnerstag, 11. 82 21. März 1850.

Die Welt vom Norden.

Die Welt vom Norden ergießt sich in Italien, wie die Welt vom Süden in Deutschland. Wenn Deutsche nach Italien gehen, so sind sie, wie Goethe sagt, nicht mehr Deutsche, sondern Menschen; wenn Italiener nach Deutschland kommen, so sind sie Italiener geblieben. Diese Verschiedenheit ist natürlich. Wenn nämlich der Deutsche nach Italien geht, so geht er in ein Land, das ihm fremd ist, das ihn anzieht, weil es fremd ist, das ihn anzieht, weil es ihm fremd ist, das ihn anzieht, weil es ihm fremd ist, das ihn anzieht, weil es ihm

ſter nicht vom Pfade der kindlichen Pflicht zu verlocken. „Was nützt es aber," fragte Mac Arthur, „den Vater anzugehen? iſt doch ſein alter Haß gerechtfertigt durch...." hier ſank ſeine Stimme zum leiſen Flüſtern herab, „durch etwas, das nur ein Engel vergeben kann. Emma beſann ſich einen Augenblick und ſagte dann entſchoſſen: „Ich gehe ſelbſt zu ihm." — „Sie Emma! unmöglich! das darf nicht ſeyn! wie viele Gefahren!" „Keine, die mich abhalten könnte! Ich gehe! Der Vater iſt furchtbar ſeinen Feinden, ſtreng gegen Jedermann, aber mir hat er nie etwas abgeſchlagen, um was ich ihn ſelbſt bath. Ich weiß gewiß, ich werde ihn erweichen. Nichts mehr Mac Arthur, nein! ich will Ihren Dank anhören, wenn ich wieder da bin. Geben Sie mir ſicheres Geleite, ſo weit Ihre Poſten reichen; bin ich einmahl unter meinen Landsleuten, habe ich nichts mehr zu fürchten."

Trotz aller Vorſtellungen von Seiten Anna's und Mac Arthurs, rüſtete ſich Emma eilends zu ihrem abenteuerlichen Vorhaben. Eine kleine Abtheilung des regulären Heeres nebſt einem zahlreichen Haufen Milizen, wobey ihr Vater war, hatte ſich dem Orte bis auf fünfzig Meilen genähert, aber um ein junges Mädchen unter den damahligen Umſtänden zu dieſer Reiſe zu vermögen, brauchte es das erhebende Bewußtſeyn einer guten That und den hohen Muth der Unſchuld. Welche Gefahren drohten der Armen auf dem beſchwerlichen Wege! Indeſſen kam ſie am dritten Tage wohlbehalten bey den amerikaniſchen Vorpoſten an. — Gleich nach der erſten freudigen Überraſchung machte ſie den Vater offen, wahr, lebendig mit dem Zweck ihrer Reiſe bekannt. Blunt's Wuth kannte keine Gränzen, er befahl ihr, bey ſeinem Zorne, Mac Arthurs Nahmen nie mehr zu nennen; er rief: wie ſich Arthur betragen, ſo, und nicht anders habe er es von einem engliſchen Schurken erwartet. Jeder Seufzer, der Emma entſchlüpfte, ſteigerte ſeine Wuth, er ſchwur, den Schimpf, der ihr widerfahren, der ſeinem Hauſe widerfahren, zu rächen, und häufte endlich ſchreckliche Flüche, die, wie das arme Mädchen meinte, kein Ende nehmen wollten, auf Anna's Haupt, wenn ſie nicht plötzlich alle Verbindung mit Mac Arthur abbreche und ihm auf ewig entſage.

Die zitternde Emma zerfloß in Thränen; ſie kannte ihren Vater, und ſo war jetzt ihr einziger Gedanke, die Schweſter vor dem furchtbaren Fluche zu bewahren, der der frommen Seele ſo gräßlich war, als des Himmels Zorn. Sie machte ſich ſogleich wieder auf den Weg, aber verſchiedene Umſtände verzögerten die Heimreiſe. Als ſie an den Ort kam, wo Mac Arthurs Leute ſie in Empfang nehmen wollten, war weit und breit kein Engländer. Ein amerikaniſcher Officier, ein Freund ihres Vaters, hielt ſie an, und ließ ſie durchaus nicht weiter. Täglich, ſagte er, ziehen ſich die Engländer enger zuſammen, faſt ſtündlich fallen Scharmützel vor, und ohne die augenſcheinlichſte Gefahr könne ein Mädchen den kurzen Weg bis zu ihres Vaters Hauſe nimmermehr zurücklegen. Sie wurde bey einer anſtändigen Familie untergebracht, aber das Gefühl perſönlicher Sicherheit konnte ihre gräßliche Unruhe nicht beſchwichtigen. Sie kannte Mac Arthurs Leidenſchaftlichkeit zu gut, als daß ſie hätte hoffen dürfen, er werde geduldig ihrer Rückkehr harren; ſie fürchtete, ihre Schweſter, lebhaft und leichtſinnig, wie ſie war, möchte, zumahl ſie wohl ſicher darauf baute, daß Emma's Schritt gelingen werde, den Bitten des Geliebten nachgeben. Drey Wochen lang ſchwebte ſie in dieſer Angſt, quälte ſie der Gedanke, daß ſie der Schweſter den väterlichen Fluch bringe. Endlich konnte ſie ihren Weg fortſetzen, und kam glücklich in der Vaterſtadt an. Sie ſah ſogleich, daß ſich Alles verändert hatte. Die Uniformen, welche eine Zeitlang den kleinen Ort belebt hatten, waren verſchwunden; es war ſo ruhig auf den Straßen, wie an einem Sonntagsmorgen. An Fenſtern und Thüren zeigten ſich ein Paar wohlbekannte Geſichter, aber ſie ſah ſich nicht um, fragte nicht, und trieb ihr Pferd vorwärts. Sie ſtieg an der Thüre ihres Hauſes ab, eilte die Treppe hinauf, warf einen ängſtlichen Blick in den Salon, rief Anna; der Gedanke, ſie könnte mit Mac Arthur entflohen ſeyn, verdrängte jetzt alle andern; ſie öffnete die Thür von Anna's Zimmer; — da ſaß ſie, ſchluchzend, in Thränen gebadet. Als ſie Emma erblickte, ſchrie ſie laut auf vor Überraſchung und Freude, aber ihr erſtes Wort war: „Emma, Schweſter, er iſt fort, mein Gemahl iſt fort!" — „Dein Gemahl?" rief Emma, und lange Zeit war ſie keines andern Wortes mächtig. — Es war gegangen, wie ſie gefürchtet hatte. Ihr Ausbleiben hatte Mac Arthurs Geduld erſchöpft, und er hatte Anna beredet, ſich heimlich mit ihm trauen zu laſſen, und zwar nur eine Woche nach ihrer Abreiſe. Emma machte ihrer Schweſter keine Vorwürfe; was ihr Leichtſinn über ſie bringen mußte, — nicht um das Gewicht einer Feder hätte ſie es ihr ſchwerer machen mögen; im Gegentheil war ſie jetzt aufs eifrigſte darauf bedacht, die ſchlimmen Folgen möglichſt abzuwenden. Außer dem entſchiedenen „Nein" erwähnte ſie gegen Anna von des Vaters Äuße-

rungen nichts. Schon jenes war hart genug für Anna, da aber ihre Verbindung ſtreng gehrim geblieben war, hoffte ſie, ihm die Sache verbergen zu können, und Emma ſann, der Schweſter zu Liebe, zum erſten Mahle in ihrem Leben auf Liſt und Verſtellung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Im Tanze.

Im Tanze entſchweben die fröhlichen Stunden,
Die uns die Freude mit Roſen umwunden;
Doch oft hat der Sturm dieſe Roſen entlaubt,
Und manche ſenkt traurig das liebende Haupt.

D'rum gibt's auch im Tanze oft düſtere Stunden,
Die uns die Sehnſucht mit Blümlein umwunden;
Und mag man ſich noch ſo im Wirbel dreh'n,
Die Sehnſucht wird nimmer und nie vergeh'n.

Heinrich Proch.

Reiſeerinnerungen.

(Beſchluß.)

„Ich ſpaße gar nicht," betheuerte der Wirth und erzählte nun Folgendes über die letzten Tage des Herrn Petz. — Der Bär, von dem Sie den Reſt geſpeiſt haben, kam alle Nächte in den Garten eines armen Bauers in Foully, einem nahen Dorfe, und fraß das Obſt von den Bäumen. Beſonders einem Birnbaume edler Art ſprach er ſehr zu, und der Bauer, der ſich von guten Freunden und Nachbarn beſtohlen glaubte, legte ſich deßhalb eines Nachts mit ſeiner mit Salz geladenen Flinte auf die Lauer. Um 11 Uhr benachrichtigte ihn ein fernes Brummen, daß ein Bär im Gebirge ſey, und eine Viertelſtunde ſpäter ertönte dieſelbe Muſik ſo nahe vor ſeinen Ohren, daß er, die Zeit zur Flucht für zu kurz haltend, ſich platt auf den Boden warf und ſich damit tröſtete, daß der Bär wohl ſeinen Birnen, nicht aber ſeiner Perſon den Beſuch abſtatte. Und ſo war es auch. Geradesweges marſchirte er auf den erwähnten Birnbaum zu, erkletterte ihn und verließ ihn wohlgeſättigt erſt nach einer Stunde, die dem an der Erde liegenden Landmanne ſehr lang vorkam.

Nachdem der ungebethene Gaſt ſich hinreichend entfernt hatte, ſprang jener mit dem Vorſatze auf, es ſolle ihm ſo wohl nicht wieder werden, ging in ſein Haus und legte ſich aufs Ohr.

Am folgenden Morgen ſprach ein Nachbar bey unſerm Landmanne ein, und fand ihn mit Zertheilen des Zahnes einer Heugabel beſchäftigt. Er war nicht ohne Abſicht gekommen, und wollte zur gemeinſchaftlichen Jagd auf den auch ihm in den Weg gekommenen Bären einladen, für den, wie er gleich errieth, die Eiſenſtücke beſtimmt waren, welche jener zurichtete. Es kam jedoch nicht zur Vereinigung, denn der Erſtere wollte die auf einen erlegten Bär geſetzte Prämie von 80 Franken allein verdienen, und die Nachbarn trennten ſich nach einem kleinen Wortwechſel. Gegen Abend ſaß der Eigner des Obſtgartens ſchmauchend vor ſeiner Thür, als jener nochmahls zu ihm herantrat, verſichernd, er kenne das Lager des Thieres, wolle aber dennoch die Jagd mit ihm unternehmen. „Jeder auf eigene Fauſt," war Alles, was er zur Antwort erhielt.

Um 10 Uhr ſah die Frau des muthigen Jägers, wie er ſein Gewehr nahm, das er vorher mit doppelter Ladung und drey Stücken Eiſen verſehen hatte, einen grauen Sack zuſammenrollte, und mit beyden das Haus verließ. Auch der Nachbar, mit dem Gange des Thieres wirklich bekannt, hatte ſich mit ſeinem Gewehre aufgemacht, und in einiger Entfernung vom Obſtgarten, vor dem halbwegs von da bis an den Berg befindlichen Föhrenwalde, in den Hinterhalt gelegt. Er ſah jenen aus dem Hauſe kommen, zu einem vom Berge herabgerollten Felſenblocke gehen, der mitten im Garten lag, in den Sack ſchlüpfen, den er ſich unter den Armen zuband, und dann ſo dicht an den Felſen anſchmiegen, daß bey der Ähnlichkeit der Farbe und dem zweifelhaften Lichte der Sommernacht nichts mehr von ihm zu entdecken war. Eine Viertelſtunde ſpäter kam der Bär brummend ſeines Weges, ging aber dießmahl entfernter als gewöhnlich von des Nachbars Verſteck vorüber, ſo daß dieſer keinen Schuß wagen konnte, allein nur 10 Schritte weit von dem Felſenblocke im Obſtgarten, und ohne ſeines Gegners Anweſenheit zu ſpüren, nach dem beliebten Birnbaume. Kaum hatte er ſich aber aufgerichtet, den Baum zu erklettern, und die Bruſt dadurch dem Schützen bloß gegeben, als es neben dem Felſen blitzte, und zuerſt der Knall des ſtark geladenen Gewehres, dann das Gebrüll des ſchwer getroffenen Thieres im Thale wiederhallte. Letzteres machte ſich ſogleich auf den Rückweg, ging eben ſo dicht am Felſen vorbey wie vorher, ohne den jetzt ganz in den Sack gekrochenen Feind zu bemerken, und geradesweges auf ſeinen zweyten Gegner los, dem dabey nicht ſonderlich wohl zu Muthe war. Keine 30 Schritte mehr war der Bär von ihm entfernt, als er ſich ins Gras warf, die Wunden leckte und jenem Zeit gab, ſich zu faſſen. Eben wollte er das Gewehr anlegen, als das Thier plötzlich die Naſe gegen den vom Dörfchen her wehenden Wind erhob, und brüllend umkehrte, gerade auf den im Sacke verſteckten Jäger zueilend. Erſchrocken ſprang der Andere auf, und rief

aus Leibeskräften, jenen vor der Gefahr zu warnen, zugleich dem Bär auf dem Fuße folgend. Es war umsonst. Jener hatte sein Gewehr nicht wieder laden können, und ein entsetzlicher Schrey benachrichtigte den Nachbar, es sey um ihn geschehen. Im Fluge herbeyeilend, erkannte er bald das gewaltige Thier, wie es den unglücklichen Landmann zerfleischte, und mit seinen Tatzen zermalmte. Vier Schritte nur befand er sich von der traurigen Scene, wagte aber nicht zu schießen, weil er fürchtete, seinem vielleicht noch lebenden Nachbar das Garaus zu geben. Zitternd stand er einige Augenblicke, kaum sich ermannend, zog er des Bären Aufmerksamkeit durch einen Steinwurf nach seiner Seite. Hoch richtete sich die Bestie auf, um auf den neuen Gegner loszustürzen, schon fühlte er des Thieres Brust die vorgehaltene Flinte berühren, da drückte maschinenartig die Rechte am Schlosse, und verendend stürzte das Ungethüm auf den Rücken nieder.

Ohne weiter auf den erlegten Bär zu achten, sprang der glückliche Jäger zu seinem Nachbar; er erkannte ihn nicht mehr. Fast der ganze Kopf war verschwunden, das Übrige nur ein Gemenge von Blut, Fleisch und Knochen. — Die Doppelschüsse hatten das ganze Dörfchen geweckt, man kam mit Laternen und Waffen dem Rufenden zu Hülfe, alle Bewohner sammelten sich im Obstgarten, auch des Unglücklichen Frau kam endlich und fand nur noch die Überreste ihres lange nicht hinlänglich gerächten Gatten.

Der Nachbar überließ der Armen das Thier und die von ihm verdiente Prämie, im ganzen Rhonethale wurde für sie gesammelt, wobey gegen 700 Franken einkamen, alle Gastwirthe haben eine Liste für sie angelegt, und wenn der Herr sie vielleicht durch seinen werthen Nahmen vermehren wollte, so würde Gottes Lohn gewiß nicht ausbleiben.

„Gebt her, gebt her!“ rief ich, ungeduldig, mein Scherflein beyzusteuern. Als ich meinen kleinen Beytrag unterzeichnet hatte, trat ein untersetzter blonder Bursche auf mich zu; es war der Führer nach Chamouny, der mich um die Stunde des Aufbruchs befragte. Meine Antwort war kurz und bündig: „Um 5 Uhr früh und zu Fuß.“ A. K.

Auflösung
des Räthsels im vorigen Blatte:
Thränen.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Josephstadt.) Auf dieser Bühne wurden während einiger Wochen zwey, zwar oft gehörte, doch noch immer den Reiz der Neuheit behauptende Opern gegeben, nähmlich: Don Juan und Tancred. Wenn das Edle in der Tendenz stets wahrhaft ehrende Anerkennung verdient, so muß man der Direction dieses Theaters seinen Dank freudig aussprechen, und sie scheut kein Opfer, um ihn zu verdienen. Mit der schönen Tendenz aber, verbindet sich hier auch Kraft und Gediegenheit der Ausführung, eine Thatsache, die den Kenner fesselt, den Layen anzieht. „Was du gibst, gebe recht,“ ist ein Wahlspruch, der, obschon wenig genug beherzigt, doch immer geistigen und materiellen Vortheil in das Kunstleben bringt. So vereinigten sich denn auch die geachtetsten Kräfte dieses Institutes, um etwas Ganzes, Bedeutendes zu gestalten, und es gelang. Insbesondere sind wir mit der Ausführung des Don Juan höchst zufrieden. Hr. Pöck leistet in Spiel und Gesang das Vortrefflichste, und bedenkt man, daß wir gewohnt sind, diesen Part im Tenor von Wild gesungen zu hören, so muß die Anerkennung, ja der rauschende Beyfall, welchen sich Hr. Pöck zu erringen wußte, bezeichnend seyn, um seine Vorzüglichkeit auszusprechen. Donna Elvira (Mad. Zimmer), und Leporello (Hr. Preisinger) mögen wohl nächst ihm das meiste Verdienst an dieser Production besitzen, obschon jeder Beschäftigte an seiner Stelle, in Begeisterung für das Meisterwerk erglüht war. — Tancred läßt sich minder gut an. Ohne den einzelnen Darstellern die Ursache zuschreiben zu können, suchten und fanden wir sie in der beschränktern Gesammtstellung dieser Bühne; Rossini schrieb diese Oper für Massen, so wie beynahe alle seine tragischen Opern berechnet sind. Möge es der Direction daher gefallen, uns „l'Inganno felice,“ „il Matrimonio segreto“, „la Pietra del paragone,“ u. s. w. vorzuführen, welche gewiß sich zu Cassestücken erheben werden.

Über die neu angelangten Mitglieder im Schauspiel wie in der Oper enthalten wir uns noch des Gesammturtheils, hoffend, sie bald besser und in eigenen Sphären kennen zu lernen. Bis jetzt bemerkten wir wenig unbedingt Ausgezeichnetes, aber viel Achtenswerthes. Kräfte für eine große neue Oper wären versammelt, und wir erwarten von der Thätigkeit und Einsicht der Direction viele Neuigkeiten, — variatio delectat.

— g —

Auszeichnung.

Se. k. k. Apostol. Majestät haben dem Capellmeister Ignaz Ritter von Seyfried die Bewilligung zu ertheilen geruhet, das ihm von der königl. Schwedischen Gesellschaft der Musik verliehene Ehrendiplom annehmen zu dürfen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Ritter v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den 63 25. May 1833.

Die Baſe vom Lande.

(Fortſetzung.)

Der Vater konnte jetzt ungehindert zurückkehren; er kam den folgenden Tag, und ſein Grimm gegen den Feind wuchs mit jedem Schritte, den er that. Er merkte nichts, aber ſo liebreich, ſo gut wie ſonſt war er nicht mehr gegen die Töchter. Nie ſpielte er auch nur mit einem Worte auf den verhaßten Gaſt an; kam aber etwas vor, das ſich im Geringſten auf ſeinen Aufenthalt im Hauſe bezog, ſo runzelte er die Stirne, wurde plötzlich bleich, biß ſich in die Lippen und überzeugte ſeine zarten Töchter nur zu gut, daß ſein Haß ſo wild und glühend war als je.

Mehrere Monathe nach Mac Arthurs Abzug kam ein kleiner krüppelhafter Junge, der auf einem Hofe in der Nähe wohnte, mit einer hübſchen Flöte am Halſe, in Blunt's Haus. „Ach Jerry, guter Junge," ſprach der Alte freundlich zu ihm, denn er war gleich dem Löwen gütig gegen jede ſchwache, wehrloſe Creatur, „ach, Jerry, das iſt die kleine Flöte, die wir Nachts beym Mondlichte herüberhören, und auf der uns am Tage, wo wir einzogen, ein ſo hübſcher Willkomm geblaſen wurde. Laß ſehen, Jerry!" Jerry reichte ihm das zierliche Inſtrument; Emma und Anna zitterten.

„Ach, Herr," ſprach Jerry, „den Capitän hättet Ihr auf der Flöte ſollen ſpielen hören; von ihm habe ich ſie für Miß Anna's Ring, den ich gefunden." Im Augenblick lag des armen Jungen Flöte zertrümmert am Boden und zugleich fiel ein forſchender Blick voll Wuth auf Anna und fand den unglücklichen Ring. Lieben Kinder! den Auftritt kann ich nicht beſchreiben. Blunt war in ſeinem innerſten Gefühle verletzt, alle ſeine wilden Leidenſchaften loderten in hellen Flammen auf. Emma, unbeſorgt um ſich ſelbſt, machte weinend der Schweſter Fürſprecherinn, aber ihre Stimme verhallte wie das Schreyen eines Kindes im Brüllen des Oceans. Anna wurde aus dem väterlichen Hauſe gejagt; er befahl ihr, ſich nie wieder vor ihm blicken zu laſſen, und überhäufte ſie mit den ärgſten Schimpfnahmen. Sie fiel auf der Thürſchwelle ohnmächtig in die Arme ihrer Schweſter, die trotz des gemeſſenen Befehls des Vaters nicht von ihr wich, und der letzte Ton, den das arme Mädchen hörte, war der väterliche Fluch.

Emma ſorgte für die Schweſter mit faſt mütterlicher Zärtlichkeit. Sie verſchaffte ihr eine anſtändige Wohnung und erhielt ſie mit ihrer Hände Arbeit, denn der unbeugſame Blunt hatte ihr ſtreng verbothen, dem Kinde, das er verflucht, auch nur einen Schilling zu geben. Dieſem grauſamen Befehle Folge zu leiſten, war die härteſte Prüfung für Emma, ihr weiches Herz litt unendlich bey dem Gedanken, daß ſie alle die Bequemlichkeiten, den Überfluß im väterlichen Hauſe mit der unglücklichen Schweſter nicht theilen konnte.

Drey Monathe, nachdem Anna aus dem väterlichen Hauſe gejagt worden war, gebar ſie einen Sohn; aber, als ſollte das Maß ihres Elends gerüttelt voll werden, er kam blind zur Welt. Des unglücklichen Kindes zu pflegen, war das einzige Geſchäft der leidenden, gebeugten Mutter, die in der Zeit, die hinter ihr lag, nur Kummer und Reue, vor ſich nur Verzweiflung ſah. Fünf ewig lange Jahre waren ohne die mindeſte Nachricht von ihrem Gatten verfloſſen. Zeitungen waren damahls ſelten, in den kleinen Ort kamen vollends wenige; in dieſen forſchte Emma aufs emſigſte, konnte aber nie die geringſte Spur von Mac Arthur entdecken. Er konnte umgekommen, konnte nach England zurückgekehrt ſeyn, konnte, das Schlimmſte von Allen, ſein Weib vergeſſen haben. — Die beſänftigende Zeit vermochte nichts über Amos Blunt's Herz; ſie grub ſeinen ſtarren Entſchluß nur noch tiefer in dasſelbe ein. Sein Vermögen hatte zwar durch den Krieg nothwendig gelitten, indeſſen war er immer noch wohlhabender, als alle ſeine Nachbarn. Emma ſollte einſt all ſein Gut erben, und ſo fand denn das fromme, liebenswürdige Mädchen mehr als einen eifrigen Werber. Aber ſie war taub gegen alle Vorſchläge; ihr Herz kannte nichts als die Pflichten gegen ihren Vater, die Liebe zu ihrer Schweſter und die innigſte Zärtlichkeit für den kleinen Blinden. Es war, als ob das Kind den Trübſinn von der Mutter geerbt hätte; ſtundenlang blieb es auf einem Flecke unbeweglich auf dem Boden ſitzen; hörte es aber Emma's Tritt, ſo wurde alles lebendig an ihm; es ſtreckte die Arme aus, ſuchte ihre Lippen, alle ſeine Glieder, alle ſeine Geberden hießen ſie willkommen, nur der ſchimmernde Juwel nicht, in deſſen Waſſer ſich die Seele ſpiegelt.

Mittlerweile legte die Macht, vor der ſich jede Creatur beugt, ihre eiſerne Hand auf Amos Blunt. Er bekam ein langwieriges, aber tödtliches Übel, und er wußte, daß er ſterben müſſe. Längſt ſchon hatte er ſein Teſtament gemacht; alles, was er beſaß, ſollte Emma bekommen, aber unter der Bedingung, nie, unter welcher Geſtalt es auch ſeyn möge, ihrer Schweſter einen Pfennig zu geben. Handelte ſie dieſer Bedingung zuwider, ſo ſollte ſein Vermögen in jährlichen Renten zu hundert Dollars unter ſolche Krieger vertheilt werden, welche in dem Heere ſeit Beginn des Krieges gedient hatten und beweiſen konnten, daß jeder zehn Engländer ums Leben gebracht habe.

Zu den zärtlichſten, beharrlichſten Liebhabern Emma's gehörte ein gewiſſer Harry Lee. Er war der Liebling des alten Blunt, er hatte an ſeiner Seite gefochten und geſiegt, und ihm vor ſeinem Tode Emma zum Weibe geben zu können, war ſein innigſter Wunſch. Er drang dieſerhalb täglich mehr in die Tochter. Emma, die übrigens für Harry aufrichtige Freundſchaft empfand, antwortete anfangs immer nur: „Vater, Harry weiß, daß ich ihn nicht lieben kann.“ „Nun was iſt es denn?“ erwiederte der Alte, „daß du ſo ſprichſt, weiß Harry wohl, nun ja; aber er will dich ohne dieß; aus einer gehorſamen Tochter wird eine gute Hausfrau, und ich ſage immer zu Harry, die Liebe ſey nichts mehr und nichts weniger als ein Strohfeuer.“ Auftritte ähnlicher Art wiederhohlten ſich unter mancherley Form ſo oft, daß Emma wohl ſah, es ſey der liebſte Wunſch des Vaters, ja ſein einziger auf Erden; und ſo kam ſie auf den Gedanken, ſie könnte vielleicht, wenn ſie ihr Herz bezwänge, den Vater vermögen, daß er von ſeiner Strenge gegen Anna nachlaſſe. Es war ein ſchweres Opfer, das ſchwerſte für ein Weib; aber Emma war ein edles Geſchöpf.

„Großmutter!“ rief Iſabel, „zu edel, viel zu edel! Ich kann nicht glauben, daß dieß eine wahre Geſchichte iſt, kann nicht glauben, daß ein Weib, nach dem man ihr gethan, was Emma erlitten, ſolche Opfer bringt!“ — „Ich glaube es, ja, ich glaube es,“ ſprach Lucy Atwell mit ſtrahlendem Geſicht; „ich weiß eine Frau, die — meine Mutter,“ ſetzte ſie leiſe hinzu und ſenkte ihr Haupt auf Miſtreß Tudor's Knie.

Wir waren alle gerührt von dem Zolle kindlicher Achtung, den ſie unwillkührlich der Mutter brachte, um die ſie auch tiefe Trauer trug, und es entſtand eine ziemliche Pauſe, bevor Miſtreß Tudor mit zitternder Stimme fortfuhr: „Trotz deines Unglaubens, Iſabel, iſt es eine nur zu wahre Geſchichte. Emma bereitete ſich zu einem ſtürmiſchen Auftritte vor, und mit einem Geſicht, auf dem der ganze Adel ihrer Seele thronte, und einer Stimme, der ein feſter Wille Kraft verlieh, trat ſie vor den Vater und ſagte, ſie unterwerfe ſich ſeinem Willen, ſie wolle Harry Lee heirathen, wenn er in ſeinem Teſtamente für Anna ſorge und ſeinen ſchrecklichen Fluch zurücknehme, der bereits ihr ſchuldloſes Kind getroffen und an ihrem Leben zehre. Der Alte hörte ſie an, ohne ſie zu unterbrechen, und gab keine Antwort; Todesbläſſe überzog ſein Geſicht, große Schweißtropfen rollten über ſeine Stirne, ſeine Bruſt arbeitete gewaltig; es war, als wollte der furchtbare Kampf ſeiner Gefühle den morſchen Lebensfaden vollends abreißen. Emma gerieth in die heftigſte Unruhe, ſie wagte es nicht, weiter in ihn zu dringen, bevor ſie ihn beruhigt und wieder zu ſich gebracht hätte.

Dieſer Zuſtand dauerte wechſelnd zwey Tage lang. Der Vater ſprach kein Wort zu Emma, er ſah ſie nicht an, aber ſeine Hand drückte ſanft die ihrige, wenn ſie ihm die Stärkungsmittel reichte, auf die ſie noch ihre letzte, freylich ſchwache Hoffnung baute, denn der Arzt verkündete ſein nahes Ende. Er erhohlte ſich, wie es gewöhnlich geſchieht, vor dem letzten Kampfe, ſah Emma zum erſten Mahl, ſeit ſie dieſe furchtbare Seite berührt, ins Geſicht, und befahl ihr, ihm ein gewiſſes verſiegeltes Papier aus ſeinem Schreibtiſche zu bringen. Sie gehorchte; es war ſein Teſtament. Er zerriß es mit ſeinen zitternden Händen und ſprach: „Das Geſetz mag walten für euch Beyde.“ — Emma fiel ihm zu Füßen; „theurer Vater,“ rief ſie, „ſprecht, daß Ihr ihr vergebt!“ — „Ich kann nicht, Emma, nein, aber — Gott habe ich gebethen, daß er ihr vergebe; jetzt liebes Kind, bethe für deinen Vater.“ Emma begann das Gebeth aller Gebethe, das Vaterunſer, zu ſprechen, und der Greis ſprach mit ſchwacher, erloſchener Stimme jedes Wort nach. Als ſie an die Worte kam: vergib uns unſere Schuld, wie wir — „Halt“, rief er da heftig, denn jetzt zum erſten Mahle ward ihm ihre Bedeutung klar; „halt! nein, ſo kann ich nicht ſprechen!“ In dieſem Augenblicke ſtürzte die arme Anna, ihr Kind auf dem Arm, an das Bett, fiel neben der Schweſter auf die Knie, und ihre zuckenden Lippen verſuchten das Gebeth zu ſprechen. Blaß, abgezehrt, hohlen Auges, — war dieß die roſige, die lebensluſtige Anna? Ja, mußte der Vater denken, des Himmels Strafgericht iſt über ſie gekommen. Er ſeufzte aus tiefſter Seele — „Ach ich vergebe, aber“, — dabey ſchloß er die Augen, — „vergeſſen kann ich nicht,“ — und ſo im Kampfe zwiſchen dem ſtarren irdiſchen Sinn und der himmliſchen Liebe ſchied er dahin.

(Der Beſchluß folgt.)

Phantaſien

von August Schilling.

I.

Ich kenne einen Garten,
Dort geht mein Sehnen hin,
Dort iſt es ſüß und heimlich,
Dort iſt es ſchön und grün!

Dort blühen viel Cypreſſen
Und Blumen aller Art,
Levkoien, weiße Roſen
Und Nelken rein und zart!

Und Trauerweiden neigen
Die Blätter ſanft hinab,
Und tiefer unter'm Hügel
Dort liegt ein ſtilles Grab.

Und in dem Grabe ruhet,
So ſtill und ungeſtört,
Die ich am liebſten hatte,
Die Freude mir gewährt!

Und ſeit ſie dort entſchlafen,
Kenn' ich die Freude nicht,
D'rum kömmt's, daß mir der Garten
Das Herz im Buſen bricht!

Der Garten macht mich traurig;
Doch geht mein Sehnen hin,
Weil ich in dieſem Garten
Bey meiner Liebſten bin!

II.

Ich habe eine Liebſte,
Ein himmliſches Idol!
Sie glüht in meinem Buſen,
Sie macht mir weh und wohl!

Und wenn der Gott des Mohnes
Mir meine Augen ſchließt,
Dann iſt es die Geliebte,
Die mich ſo ſehnend küßt.

Sie wecket ſüßen Schauer,
Entzückensvolle Gluth
In allen meinen Nerven,
Das iſt ſo ſüß und gut!

Ich muß vor Wonne weinen,
Wenn mich mein Lieb' umarmt,
Sie kann ſo innig lieben,
Daß mir das Herz erwarmt!

Doch wenn ich's recht erwäge,
So weine ich vor Weh',
Vor Wehmuth und vor Trauer
Aus unnennbarer Höh'!

Vor Schmerz kann ich kaum athmen,
So wie vereinſamt ſtill
Getäuſchte Liebe weinet,
Wenn ſie ſich loſen will!

Und wenn mein Liebchen flieget,
Dann bin ich ſtarr und kalt,
Die Wirklichkeit der Dinge
Ergreift mich mit Gewalt!

Dann ruf' ich: „Komm, mein Liebchen!
„Und hull' mich wieder ein;
„Ich will nicht, wie die Menſchen,
„So wach und böſe ſeyn!“

Mir iſt ſo wohl und wehe,
Mir iſt ſo weh' und wohl!
Die Dichtung iſt mein Liebchen,
Und Träume mein Idol.

III.

Kein Leben ohne Liebe
Und ohne ſie der Tod!
Die Liebe tröſtet, rettet,
Wenn uns Verzweiflung droht!

D'rum ſchließ' ich meine Lieder
In ſtiller Wehmuth nun,
Was Menſchen nicht vermögen,
Das kann die Liebe thun!

August Schilling.

Der Morqual.

Dieß gröſte aller lebenden Geſchöpfe wurde gegen Ende des vorigen Jahres an den Ufern des Forth bey Nord-Berwick ans Land geworfen. Das Skelett dieſes rieſenhaften Seeungeheuers, deſſen Größe Jedem unglaublich ſcheint, der es nicht geſehen, wird präparirt, und hoffentlich ſo zubereitet, daß Freunde der Wiſſenſchaft es ganz nach Wunſch in Augenſchein nehmen können. Die Fiſchbeingräten ſind mit großer Mühe und

Sorgfalt bearbeitet, und werden in ihrer natürlichen Stellung wieder in den Rachen eingesetzt. In dieser Stellung gewähren sie einen höchst merkwürdigen Anblick; denn unmöglich kann man sich durch Beschreibung einen Begriff von der ungeheuern Masse dieser Barren (über zwey Tonnen Last), und zugleich von ihrer schönen und zweckmäßigen Form machen. Der Schädel wurde vertical gespalten, um den ungeheuern Kopf (er wiegt mehr als acht Tonnen) besser bewegen zu können. Durch diese Spalte sieht man die Höhlung, welche das Gehirn enthielt, und so wird man endlich die Mittheilungsorgane des Gefühls eines Thieres, dessen Gliedmaßen uns durch ihre Dimensionen in Erstaunen setzen, einigermaßen kennen lernen. Man hat bereits Ergebnisse erlangt, welche die meisten Zergliederer überraschen dürften. Die Höhlung (welche dem wissenschaftlichen Publicum in einer Nachbildung mitgetheilt werden soll) wurde nach der von Sir William Hamilton zuerst angegebenen Weise und in seiner Gegenwart ausgemessen. Das auf diesem Wege ermittelte Gewicht des Gehirns betrug 54 Pfund. Das Gehirn des von Herrn Hunter untersuchten kleinen Wallfisches, der nur 17 Fuß lang war, wog etwa $4\frac{5}{8}$ Pfund. Das Gehirn des Elephanten wiegt zwischen 6 und 7 Pfund, und das des Menschen 3 bis 4 Pfund. Bey manchen warmblütigen Thieren — zu denen der Wallfisch bestimmt gehört, — steht also das Gehirn in einigem Verhältnisse zur Körpergröße, bey andern wieder nicht; die Gesetze und die Natur dieses Verhältnisses sind demnach nicht ermittelt. — Die von einem erfahrnen Südseefischer aufgestellte Meinung, daß dieser Wallfisch in der Südsee zu Hause sey, und auf seiner Wanderung sich so weit von seiner Heimath verirrte, zeigte sich jetzt als irrig, da der Bau des Skeletts von dem eines Südsee-Wallfisches, den Baron Cuvier von seinem Freunde Delalande zugesandt erhielt und beschrieb, wesentlich verschieden ist; eben so wenig gleicht er dem im Rathhause zu Bremen aufbewahrten Wallfische, und so ist es sehr wahrscheinlich, daß diese Gattung noch von keinem Naturforscher beschrieben, ja auch nur gesehen wurde. Die volle Länge des Norqual maß 80 Fuß. Capitain Scoresby erzählt zwar, er hätte von einem Wallfische gehört, der über 100 Fuß lang seyn sollte, allein höchst wahrscheinlich war dieser nicht genau gemessen worden. Der Wallfisch, den Sir Robert Sibald vor etwa hundert Jahren untersuchte, war 78 Fuß lang. — Vierzehn Mann konnten zu gleicher Zeit im Rachen stehen, und stieg die Fluth, fuhr man mit einem kleinen Boot bequem hinein. Abs.

Notizen.

Literarisches.

In der Arnold'schen Buchhandlung (Dresden und Leipzig) ist ein Bändchen „Gedichte" erschienen, die einen jungen vaterländischen Sänger, Adolph Ritter v. Tschabuschnigg, zum Verfasser haben, und schon deßhalb einigermaßen unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Unsern verehrten Lesern wird dieser Nahme auch schwerlich ganz unbekannt seyn; denn seit ein Paar Jahren enthielten hiesige Zeitschriften und Taschenbücher häufige Proben seiner poetischen Weihe*). Im Ganzen ist ein liebliches, warmfühlendes Talent unverkennbar, in einer gebildeten Glätte (einige nicht wohl correcte Stellen ausgenommen) fließen seine Verse dahin, und haben immer reines, unverfälschtes Gefühl zum Gegenstande. Dagegen aber mangelt dem Dichter so ziemlich alle objective Anschauung; seine Phantasie entbehrt des kühnen Fluges, sein Geist tiefer, markiger Gedanken. In der sich meistens auf jene moderne Sentimentalität von Liebe, Sehnsucht, Wehmuth u. dgl. verflachenden Weise, die immer nur Einen Punct des Herzens individualisire, und sich daher nicht leicht über das eigene Interesse des Dichters selbst erhebt, geht leider in unserer Zeit so manches Talent verloren, das wohl auch eines kräftigeren Aufschwunges fähig wäre. Wo sich Hr. von Tschabuschnigg mit einiger Energie aus diesem beengenden Kreise gewagt, sind seine Poesien auch von besserer Wirksamkeit, worunter z. B. die Ballade: „Die sieben Grafen von Kuenring" sogar ausgezeichnet, nur daß wir einen Vers, wie: „auf Pergamen herab, hab' ich's verschrieben hier," unmöglich gut heißen können, wo widrige Assonanzen die Aussprache erschweren. Schön ist auch durch seine gemüthliche Wahrheit und Einfalt die Piece: „die Schildwache;" ingleichen die Lieder: „in einer Gesellschaft," „Ermunterung zur Freude," „Allerseelentag," „das stille Grab," u. a. Dagegen sind wieder manche, denen durchaus alle Grundidee, und daher mit dem Motive der Begeisterung auch die begeisternde Wirkung fehlt. Wir zählen beyspielsweise darunter: „An Laura," wo auch überdieß das Sapphische Metrum nicht in seinem wahren Geiste gehandhabt, ja unrichtig in den Versen:

„Noch glüht dein May, die Wange' leuchtet, Sehnsucht
Flammt dir im Blick', die strengen Schwestern zischen," —

dann: „die zwey Wanderer," „der Scheideabend," und so viele, wo der Dichter sich vielleicht wohl eines individuellen Interesses bewußt seyn mag, es aber nicht ausgesprochen hat.

Das Büchlein ist sehr elegant ausgestattet in Druck und Papier, und die Schlußverse scheinen zu sagen: „Ende gut, alles gut." Wir schließen sie hier an:

Spruch.

Glaube an Gott bis über'n Tod,
Hoffnung in Noth,
Eine Dame im Herzen,
Trotzigen Muth in Schmerzen,
Heiße Hand den Freunden,
Kaltes Schwert den Feinden,
Über Alles die Treue,
Über Nichts eine Reue!

*) Nahmentlich im Jahre 1830 enthielt der Sammler mehrere Gedichte des Hrn. v. Tschabuschnigg. Anm. d. Red.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler.

Dinſtag, den 64 28. May 1833.

Die Baſe vom Lande.

(Beſchluß.)

Miſtreß Tudor machte eine Pauſe und die Zuhörer blieben ſtille ſitzen, mächtig ergriffen durch die Schilderung von Leidenſchaften, zu gewaltig für ihre junge Erfahrung, ja für ihre Einbildungskraft. Iſabel äußerte zuerſt ihre Neugierde, wie es weiter gehen werde; ganz beſonders intereſſirte ſie Mac Arthur als engliſcher Officier. „Großmutter," ſprach ſie, „ich hoffe, das Schauerlichſte von der Geſchichte iſt vorbey; Anna muß ſterben, das ſehe ich ſchon; armes, armes Mädchen! Gewiß litt ſie mehr, als ſie verdiente! — Ich ſehe ſchon, wie es kommt. Mac Arthur kehrt zurück, findet ſeine Frau todt, und heirathet Emma." — „Aber," ſagte Lucy, „das kann ja nicht ſeyn; ſie hat ja verſprochen, Harry Lee zu heirathen?" — „O das iſt ein guter Junge, gewiß gibt er ihr ihr Wort zurück, und das iſt ja etwas ganz Anderes nach Anna's Tode. Aber, Großmutter hatte ja anfangs geſagt, es ſey eine Geiſtergeſchichte, ach, der arme Geiſt, den haben wir ganz vergeſſen! Aber jetzt weiß ich ſchon, Anna's Geiſt erſcheint Emma, und befiehlt ihr, Mac Arthur zu heirathen; oder vielleicht der Geiſt des Alten, — nein, nein, der ſoll nicht wiederkommen!" — „Gott, Iſabel," ſprach die Großmutter, „wenn du nicht anders lieber ins Blaue hinein ſchwatzeſt, als meine Geſchichte anhörſt, ſo fahre ich fort, und ich will dich zum Voraus verſichern, daß der Geiſt des Alten nie wieder das Licht erblickte. Ich wundere mich, wie du dir einfallen laſſen kannſt, daß Mac Arthur einer Heiligen, wie Emma, werth ſeyn könne; weil du aber für ihn eingenommen biſt, ſo ſage ich dir, daß deine Vorausſetzungen nicht ganz unrichtig ſind. Er hielt ſich in der Folge ſo, wie ich, wie ſeine Mutter es nur wünſchen konnte."

Er war, wie er vermuthet hatte, zur Armee im Süden geſchickt worden. Lange erhielt ſich die Liebe zu ſeinem jungen Weibe in ſeinem erſten Feuer; aber er bekam nicht die mindeſte Nachricht von ihr, und zwar, weil ſie die Briefe und das Geld, das er ihr ſchickte, niemahls erhielt. Nach zwey Jahren verwiſchte ſich allgemach der Eindruck der kurzen Verbindung mit Anna. Er zeichnete ſich in der militäriſchen Laufbahn aus, ſtand ſehr hoch in der Gunſt ſeines Generals, und ging mit lauter jungen, luſtigen, vornehmen Officieren um, denen es aber, fürchte ich, nur zu oft an Grundſätzen fehlte. Er überließ ſich ſeinem natürlichen Stolze und ſeinen Leidenſchaften, und ich kann nicht verſchweigen, daß er insgeheim mit Verdruß und Ärger des Ehebandes gedachte, das er in ſo niedriger Sphäre geknüpft. Da meldete ſich aber der heilſame Warner, deſſen die menſchliche Tugend ſo ſehr bedarf, der Himmelsbothe, Krankheit. Das zehrende Fieber des Süden entzog ihn auf ein paar Monathe der Welt, und erſt mit dem

Frieden kam ihm die Geſundheit wieder, und damit die Kraft, einen Vorſatz auszuführen, der auf dem Krankenbette in ihm zur Reife gekommen war.

Ein paar Wochen nach Amos Blunt's Tode hielt Mac Arthur auf einem hübſchen Pferde, das aber durch eine weite Reiſe ſehr abgemattet ſchien, an einer Schenke, ein paar Meilen von jener kleinen Stadt, wo meine Geſchichte bisher geſpielt hat. Es war ſchon ſpät in einer milden, ſternenhellen Nacht. Ein Paar Leute ſaßen unter dem Vordache der Schenke; der Reiſende wollte ſich nach der Familie ſeiner Frau erkundigen, aber ſein ſchon geöffneter Mund ſchloß ſich unwillkührlich und er fragte nur: „Wie weit iſt es nach der Stadt * *?“ — „Fünf Meilen und mehr.“ Er zwang ſich und fragte weiter: „Wohnt nicht hier in der Gegend ein gewiſſer Amos Blunt?“ — „Ja, eben in der Stadt hat er gewohnt. Der Alte iſt todt, aber von der Familie findet Ihr noch Jemanden im Hauſe.“ Mac Arthur drehte raſch ſein Pferd herum, und gab ihm die Sporen; er fürchtete ſich vor jedem Wort weiter. So ritt er hin, bald raſcher, bald langſamer, je nachdem in ihm Hoffnung oder Furcht die Oberhand gewann. Trübe düſtere Bilder gingen an ihm vorüber; das Leben erſchien ihm jetzt, nach Jahren, ohnehin in ganz anderen Farben, und die Stimme des Gewiſſens ließ ſich peinigend hören, indem er auf ſein bisheriges Leben zurückblickte. Das Gefühl, womit er jetzt in der Erinnerung ſeiner jugendlichen Leidenſchaftlichkeit und ſeines Unbeſtandes gedachte, gränzte an Selbſtverachtung, und der Gedanke an ſeine leichtſinnige Heirath, ſeine ſtrafbare Vernachläſſigung war ihm höchſt quälend. Er fühlte es, er verdiene die Strafe des Himmels, und es war ihm, als gehe er ihr entgegen.

Die Straße ſchlängelte ſich an einem Berg hinauf; das Sternlicht brach durch rieſengroße Fichten, und der Epheu und die Zwergeichen neigten ihre reichbelaubten Zweige auf den Weg nieder. Im Gehölz ſummten und ſchwirrten Schwärme von Herbſtinſecten, und die eintönigen Laute, zumahl wenn eben, wie hier, die Natur ſich ihres Schmuckes zu entkleiden beginnt, und ſich zum Schlafe anſchickt, ſtimmen ja immer das Gemüth trübe; Mac Arthur erſchienen ſie als Weſen ſchlimmer Vorbedeutung, und in einem Ziegenmelker (whippoorwill), der, — es war im September, — ſich von ſeinem Schwarme verloren hatte, und auf einer vom Blitze halb zerſchmetterten Eiche ſein Klagelied ſang, ſah ſeine aufgeregte Einbildungskraft einen Unglücksvogel. In welch ſüße Phantaſien hätten dieſe Stimmen des Waldes einen glücklich Liebenden gewiegt, der auf den Flügeln der Hoffnung wiederkehrt!

Als Mac Arthur den Gipfel des Berges erreicht hatte, öffnete ſich das weite Amphitheater, in deſſen Mitte die Stadt lag, vor ſeinen Augen. Eben war der abnehmende Mond aufgegangen, aber eine Maſſe dicker Wolken verhüllte ihn, und nur ihre ſilberglänzenden Ränder verriethen ſein Daſeyn. Über dem Monde, hoch in der Luft, ſtand ein ſeltſames Meteor, eine goldene Nebelſäule, von welcher, wie von einem Nordlichte, Lichtbündel ausfuhren, und die ſich allmählig hoch oben am Sternengewölbe verloren. Die Erſcheinung war ſchön, aber ungewöhnlich, und Mac Arthur erſchien ſie übernatürlich und unheilweiſſagend; das menſchliche Gefühl iſt ja ſo geneigt, alle Naturerſcheinungen nach ſeiner Stimmung zu deuten, und in allen ſieht es eine Hand, welche in furchtbaren Charakteren einen Schickſalsſpruch an die Wand ſchreibt.

Alles, was ſeiner Frau hatte zuſtoßen können, ging vor Mac Arthur's geängſtigter Seele vorüber; aber der Gedanke, ſie könnte todt ſeyn, könnte die Gränze überſchritten haben, über welche das Wort der Vergebung, der Liebe nicht mehr herüberdringt, beherrſchte alle andern.

Der Mond trat jetzt majeſtätiſch aus dem Gewölke hervor und goß ſein reines, ſilbernes Licht auf den Pfad. Er ritt über eine rohe Brücke, lenkte von der Straße ab, und als er den Gipfel einer kleinen Anhöhe erreicht hatte, ſah er Amos Blunt's Haus deutlich vor ſich. Es war ganz ſo, wie er es verlaſſen hatte; ein weitläufiges, unregelmäßiges Gebäude, zahlreiche Nebengebäude und ein Hof, den ein paar Syringenbäume kärglich beſchatteten; kein Laut um das ganze Gehöfte, kein tröſtender Lichtſchimmer hinter den Fenſtern; alles düſter, todtenſtille. Ehe er an das Haus kam, mußte Mac Arthur an einem Platze vorüber, an den ſich ſeine ſüßeſten Erinnerungen, jetzt ſeine bangſten Beſorgniſſe knüpften. Es war ein artiges Raſenſtück, etwa zwanzig Klafter breit, dicht am Wege mit jungen Ahornbäumen, Epheu und Linden beſetzt; alte herrliche Ulmen beſchatteten das kleine geweihte Plätzchen, und trennten es von der Straße. So rauh auch Amos Blunt war, ſo wenig er vom Gefühle für Naturſchönheiten wußte, dieſes hübſche Plätzchen war ihm in ſanftern Stunden, wie ſie jeder Menſch hat, lieb geworden, und er hatte es zur letzten Ruheſtätte ſeiner Familie auserſehen. Oft war Mac Arthur mit den beyden Schweſtern hier geweſen; hier hatte der Vater, da ſie noch Kinder waren, die Mutter

begraben; wenn hier beym Anblick ihres Grabes ihre Augen feucht wurden, ſo war es ſüße Wehmuth, was ihre Seele fühlte, nicht Schmerz, und oft hatte er an dieſer Stelle mit den Schweſtern vom Tode geredet, wie die Jugend davon ſpricht. Ein kalter Schauer rieſelte ihm durch die Glieder, als er dem kleinen Gitterthore nahe kam, durch das er, wie er wußte, jeden Grabhügel deutlich ſehen konnte. „Ich ſehe nicht hin," dachte er bey ſich, „nein, ſo will ich mein Schickſal nicht erfahren." Aber es war, als feſſelte ihn ein Zauber an die Stelle, und unwillkührlich wandte er den Kopf. Da ſah er, wie eine Geſtalt auf ein ſichtbar friſches Grab zuging. Sie war in ein Leichentuch gehüllt, ſie hatte ganz den Wuchs und den Gang ſeiner Frau. Jetzt war ſie am Grabe, jetzt legte ſie ſich auf die Erde nieder, und ſank mit dem Haupte auf das Grab. Mac Arthur war nicht abergläubiſch, ſein ganzer Charakter, ſeine Erziehung ließen dieß nicht zu, und ſo war denn ſein erſter Gedanke, ſeine aufgeregte Einbildungskraft ſpiele ihm hier einen Streich, und das Phantom ſey eine Geburt ſeiner trüben Ahnungen, der Nacht, des Orts und ſeines aufgeregten Gewiſſens. Er ſprang vom Pferde, wandte den Blick von der Erſcheinung ab, um ſich an den gewohnten Gegenſtänden umher zu überzeugen, daß er wache, und ging dann entſchloſſen auf das Grab zu. Die Geſtalt lag noch am Boden. Er näherte ſich, bis er ihre Züge unterſcheiden konnte. Nein es war kein Hirngeſpinſt, es war das Bild ſeiner Frau, wie ſie geweſen, als er ſchied, nur todtenbleich und das Siegel des Kummers auf der Stirn. Im Geſicht lag der Friede des Todes, aber nicht ſeine Starrheit; die Augenlieder waren ſanft geſchloſſen, wie im natürlichen Schlafe. Ein Arm lag gebeugt über dem Grabe, als umfaßte ſie im Gefühle ruhigen Beſitzes einen geliebten Gegenſtand, und am Finger ſchimmerte ihr Brautring. Mac Arthur betrachtete anfangs die Erſcheinung mit zweifelhaften Blicken, aber nach und nach ergab ſich ſeine Vernunft dem Zeugniſſe der Sinne, und tief ergriffen ſank er in die Knie und bethete zum Himmel, daß er ihm offenbaren möge, was die Erſcheinung bedeute. Dann blickte er wieder auf die regungsloſe Geſtalt; die Angſt, die Bangigkeit wichen, ein unbeſchreibliches Gefühl von Wehmuth kam über ihn, und er überließ ſich laut ſeinem Schmerze. Da plötzlich war es, als erwachte die Geſtalt bey dieſen Lauten, ihre Lippen, ihre Wangen färbten ſich, und Anna, die lebendige Anna lag vor ihm. Sie ſah ſich ſcheu, erſchrocken um, ihr erſter Blick fiel auf das Grab, dann heftete er ſich ſtarr auf ihren Gatten; ein Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt, und ſie fiel bewußtlos in ſeine Arme. Sie lebte, er hatte ihre Lippen Worte der Verzeihung ſtammeln hören. Er ſprang auf, faßte ſie in die Arme, und trug ſie in das väterliche Haus. Emma war wach geworden und ſtand an der Thür.

Was brauche ich jetzt noch viele Worte zu machen? Ihr habt wohl ſchon errathen, daß unter dem Grabhügel der blinde Knabe ruhte. Er war Tags zuvor begraben worden. Die arme, troſtloſe Mutter hatte ſich, wie ſie wohl zuweilen that, im erſten tiefen Schlafe nach mancher durchwachten Nacht vom Lager erhoben, und war, in ihr Betttuch gehüllt, träumend an das Grab gegangen, wo das Kind ihres Herzens ruhte.

Wir ſchwiegen eine ganze Weile, einerſeits freute es uns, daß die Geſchichte ein glücklicheres Ende genommen hatte, als wir geglaubt, andrerſeits fühlten wir uns getäuſcht, weil es keine Geiſtergeſchichte war. Iſabel nahm, wie gewöhnlich, zuerſt das Wort wieder: „Und Mac Arthur, Großmutter, blieb er nun immer gut und treu?" — „Immer, liebe Iſabel; er führte ſeine Frau nach England, ſie wurde von ſeiner Mutter herzlich aufgenommen, und ſeit dem immer mit aller Liebe behandelt." — „Und Emma," fragte Lucy, „die edle Emma, heirathete ſie wirklich, wie ſie verſprochen?" — „Allerdings, und ſie lernte ihren trefflichen Mann täglich mehr kennen und lieben, und machte die Erfahrung, daß es zu wahrem dauerhaften Glücke nicht immer einer ſchwärmeriſchen Liebe bedarf." — „Aber," fragte Iſabel, „wie vergalt Anna ihrer edlen Schweſter, wie konnte ſie ihr vergelten?" — „Es gibt Gefühle, Iſabel, es gibt Thaten, bey denen ſich nicht Gleiches mit Gleichem vergelten läßt; aber Anna gab ihr Beweiſe ihrer Liebe und Dankbarkeit, ſo viel ſie in ihren beyderſeitigen Verhältniſſen nur immer konnte. Emma war zufrieden damit, denn als ſie ſchnell durch Unglück ihr Vermögen verlor, als ſie bald darauf auf dem Sterbebette lag, vermachte ſie ihre einzige Tochter ihrer Schweſter, in der feſten Überzeugung, daß ſie ſie halten werde, wie ihr eigen Kind, und lieben wie ein ſolches."

Iſabel warf einen durchdringenden Blick auf Miſtreß Tudor, und ſprang auf. „Großmutter!" rief ſie erſchüttert, „ich ſehe ſchon, Sie haben uns die Geſchichte unſerer Mütter erzählt."

Es war ſo ziemlich klar, daß ſie recht gerathen hatte; ſie trat zu Lucy und ſchloß ſie in ihre Arme. Ich ſah in Iſabels lebendigen Zügen Gedanken um Gedanken aufſteigen, und in inniger ſchweſterlicher Liebe zu Lucy verſchmel-

Der Sammler.

Donnerſtag, den 65 30. May 1833.

Die Perlen.

Ein Genrebild.

Seinem Geſchicke kann Niemand entgehen, und das gerade iſt oft unſer Geſchick, daß uns ſelbſt betrifft, was wir am meiſten haſſen, daß ſich uns aufdrängt, was wir am meiſten zu vermeiden ſtreben, daß uns heimſucht, was gerade uns am fernſten liegt. Das ſind eigentlich triviale Bemerkungen, aber in unſerem verdorbenen und verderbten geſellſchaftlichen Leben ſind eben die erſten und am häufigſten vorkommenden Wahrheiten zu trivialen Bemerkungen geworden, die Niemand hören mag, weil ſich die Meiſten dadurch unangenehm berührt fühlen. — Ich will noch eine Erfahrung hinzuſetzen, die ich öfter gemacht, und die ſich wunderbar bewährte; ſie wird außergewöhnlicher klingen als das Obengeſagte, aber ich ſpreche ſie mir und vielleicht noch Manchem aus der Seele.

Es gibt auf Erden eine Nemeſis, und die Mythe der Alten iſt unbenannt, aber gewaltig iſt das romantiſche Chriſtenthum hinübergetreten, weil die Menſchen, mögen ſie einen andern Glauben annehmen, mit Mühe und Kampf, wie der Wüſtling eine neue Lebensweiſe, oder leicht und mit Behagen der Eitelkeit und des Egoismus, wie die Gefallſüchtige ein neues Kleid, doch immer Menſchen bleiben. Dieſe Nemeſis iſt eine wunderliche, ſeltſame; ſie rächt nicht immer Sünden, aber immer Gemeinheit, die wir gegen Andere ausgehen ließen, an uns ſelbſt. — Auch iſt im Grunde die Gemeinheit die größte Sünde, denn ſie iſt kein Kind der Leidenſchaft.

Und jetzt zu meiner wahren Geſchichte. Ich ſtudierte in den Jahren 1817 bis 1819 in Berlin, und wohnte in demſelben Hauſe, Zimmer an Zimmer mit einem jungen Manne aus der franzöſiſchen Schweiz, der ſich der Diplomatie widmete, der Sohn eines ſehr wohlhabenden Handelsherrn, und ein höchſt talentvoller und liebenswürdiger Jüngling war. Die ſtrengſte, großartigſte Redlichkeit machte einen Grundzug ſeines Charakters aus, und Niemand war ein eifrigerer Wächter und Anwalt für das unter meinen damahligen Commilitonen oft über die Gebühr auf die Spitze geſtellte point d'honneur, als gerade er. Nicht als ob er übertrieben empfindlich und verletzbar geweſen wäre, im Gegentheile Niemand verzieh williger und leichter, aber in zweifelhaften Fällen, die die Ehre betrafen, unterſchied er mit haarſcharfer Dialektik, wie Raimund Lullus, oder irgend ein anderer Scholaſtiker glorreichen Andenkens in Sachen der Philoſophie, und ich ſollte meinen, daß er die Ehre ſo genau in ihren kleinſten Theilen zu definiren wußte, machte ihm ſelbſt die größte. — Für die Leſerinnen, und warum nicht auch für den Leſer, will ich noch hinzuſetzen, daß er ein ſehr ſchöner Mann war, und die feinſten Sitten der feinen Welt

Wirthinn nie, ſo lange dieſe am Leben, aufgeben würde. Als die ehrliche Frau, die ſich immer wie eine Mutter unſer angenommen, mich wiederſah, fing ſie an zu weinen und ſagte nach den erſten Begrüßungen: „Ach, der gute Herr Enguerrand!“

„Was iſt mit dem?“ fragte ich erſchreckt.

„Das wiſſen Sie nicht?“ — erwiederte ſie. — „Ach, im Auguſt ſind es gerade zwey Jahre, daß er ſich oben auf Ihrem Zimmer todtgeſchoſſen.“

„Todtgeſcho“ — — rief ich, das Wort erſtarb mir im Munde.

„Ja, leider! leider! Und er mußte ſich noch ſo lange quälen. Sechs Stunden hat er noch gelebt, daß Ihrem und ſeinem Freunde, dem Doctor L., der nicht von ſeinem Bette wich, der helle Angſtſchweiß vor der Stirne ſtand.“

Ich war furchtbar erſchüttert und eilte auf der Stelle zu L., den ich gerade traf, als er einen Krankenbeſuch machen wollte. Ich mußte mich zu ihm in den Wagen ſetzen, und fragte nun ängſtlich: „Was weißt du von Enguerrand?“

„Er hat ſich todtgeſchoſſen,“ — entgegnete L. mit ſeiner gewohnten Ruhe, die ihm ſchon früher den Nahmen des Phlegmatikers verſchafft hatte. — „Aber weßhalb?“ rief ich. — „Das will ich dir ſagen,“ fuhr er gelaſſen fort. „Du weißt, er hatte eine Liebſchaft mit der Goldſchmiedstochter; es war ihr aber kein Ernſt; ſie heirathete einen reichen Mann, der des Vaters Geſchäfte übernahm, und machte Enguerrand weis, ſie werde dazu gezwungen. Der arme Junge beſchließt nach Lauſanne zurückzugehen, und bittet ſie, Abſchied von ihr nehmen zu dürfen. Sie gewährt ihm das, und thut unglücklich und zärtlich gegen ihn. In der höchſten Aufgeregtheit fleht er ſie um ein Erinnerungszeichen an; ſie hat nichts ihm zu geben; er aber reißt ihr eine Schnur Perlen vom Halſe, und ſtürzt fort, ohne darauf zu achten, daß ſie ihm ängſtlich etwas nachruft. Noch in derſelben Stunde verläßt er Berlin. — Kaum in Lauſanne angekommen, wird er vor den Magiſtrat geladen und ihm eröffnet, er werde angeklagt, einer Dame gewaltſam eine Schnur ächter Perlen entwendet zu haben. Man zeigt ihm das Protokoll, und ſiehe da, jene Dame hat zu den Acten gegeben, er ſey ihr auf einem Spaziergang begegnet, habe ihr das Halsband vom Halſe geriſſen, und ſey damit fortgeeilt, glücklicherweiſe aber von ihr erkannt worden. — Daß die Perlen ächt geweſen, hatte er nicht einmahl geahnt; ſie waren aus dem Laden ihres Vaters, und die eitle Närrinn hatte ſich damit geſchmückt. Sie opferte nun Enguerrand, um ſelbſt nicht das Opfer zu werden. — Unſer Freund ſtellte augenblicklich Caution, reiſte hieher zurück, ſandte ihr die Perlen, bath ſich eine Quittung von ihr aus, die ſie wirklich gab, und erſchoß ſich nun, den Zettel in der Hand. Leider hatte er ſich ſchlecht getroffen, und mußte ſich noch ſechs lange Stunden quälen. — —

Mich ſchauderte.

„Merkwürdig aber iſt doch,“ erzählte L. gelaſſen weiter und nahm dabey eine Priſe, „daß der Vater der Schönen gleich darauf plötzlich ſtarb, ihr Mann ihr Vermögen ſammt dem ſeinigen durchbrachte und davonlief, und ihr von allen den Herrlichkeiten nichts blieb als eine beſcheidene Rente und jenes verruchte Perlenhalsband, das ihr Niemand abkaufen will, denn die Geſchichte iſt ruchbar geworden.“

„Nun ſage mir Einer, daß es keine Nemeſis gibt!“ rief ich aus.

„Freylich gibt es eine Nemeſis,“ antwortete L. phlegmatiſch, ließ halten und ſtieg aus, denn wir waren vor der Wohnung ſeines Patienten angelangt. —

Vernichtet blieb ich im Wagen ſitzen.

O. L. B. Wolff.

Das beſchwichtigte Gewiſſen.

Als der im Auguſt vorigen Jahres an der Cholera verſtorbene Dr. Adam Clarke (berühmter Orientaliſt), welcher zum Methodiſtenvereine gehörte, das Examen beſtand, welches der Erlaubniß zum Predigen vorausgeht, ſetzte ihn die übliche Frage: „haben Sie Schulden?“ in Verlegenheit. Er hatte nähmlich an demſelben Tage, auf der Straße von einem Bettler angeſprochen, ohne Geld bey ſich zu haben, von ſeinem Begleiter einen halben Penny geliehen und dieſen noch nicht zurückerſtattet, weil er den Darleiher nicht wiederſah. Was ſollte er alſo antworten, wenn jene Frage an ihn gerichtet wurde, da ihm ſein Gewiſſen verboth, nein zu ſagen, und er gleichwohl einſah, daß, wenn er bejahte, man weiter fragen würde: „wie viel ſind Sie ſchuldig?“ und ſeine Angabe: „einen halben Penny,“ ihn lächerlich machen würde. Er wußte ſich nicht zu rathen und zu helfen, und die Frage wurde eben an ihn geſtellt. Mit ihr fiel ihm die vermittelnde Antwort ein: „nicht einen Penny.“

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Dlle. Weick, vom k. ſt. Theater in Peſth, gab hier noch außer dem „Käthchen von Heilbronn“ die Agnes in Ziegler's dreyactigem Luſtſpiele: „Der Mann im Feuer,“ oder: „Scherz und Ernſt,“ das Clärchen in Holbein's einactigem „Verräther,“ die Metta im „Schloß Greiffenſtein“ der Madame Birch-Pfeiffer, und endlich zu ihrer Einnahme die Pauline in dem gleichnahmigen Weiſſenthurn'ſchen fünfactigen Schauſpiele. Dlle. Weick bekundete in allen ihren Gaſtſpielen die talentvolle, kunſtbegabte Darſtellerinn ſentimentaler, naiver Charaktere. Auf eine höchſt ausgezeichnete Weiſe verſteht Dlle. Weick die Saiten des Herzens zu rühren, und dem oft monotonen Charakter Wendungen zu geben, die ihm das Intereſſe des Publicums gewinnen müſſen. Oft zwar ſcheint die jugendliche Künſtlerinn die Gränzlinien des Wahren hierin überſchreiten zu wollen, wie wir dieß in dem Ziegler'ſchen Luſtſpiele zu bemerken Gelegenheit hatten, wo der ſeelenvolle Ausdruck der Worte uns mit dem widerſprechenden Mienenſpiel und den oft zu heftigen Bewegungen des Körpers an dem Charakter irre gemacht hätte, wenn er nicht vom Dichter gar ſo offen gezeichnet worden wäre. Die Geſellſchaft des Theaters an der Wien unterſtützte die Gaſtſpielerinn in dieſem Stücke auf das vortheilhafteſte. Mad. Febringer (Martha), dann die HH. Lukas (Graf Drü), Spielberger (Oberſt) und Boſard (Fleiſcher) waren von dem Geiſte ihrer Rollen ganz durchdrungen. Die vorzüglichſte Leiſtung der Dlle. Weick war unſtreitig die Pauline. Es hatte ſich zwar eine kleine Zahl Zuſchauer zu dieſer Darſtellung verſammelt, und ſomit die Beneficiantinn keine beſonders ergiebige Einnahme gemacht; indeſſen, der Beyfall des Publicums begleitete das ganze Schauſpiel, und jede Scene deſſelben. Bey dieſer Rolle vermied die Gaſtſpielerinn jede Klippe, die der Einheit des Charakters hätte anſtößig werden können, und machte das ganze Verdienſt ihres Studiums und Talentes geltend. Den bereits erwähnten Vorzug in ihren Darſtellungen konnte man in dieſer Rolle ohne die mindeſte Abweichung von der Wahrſcheinlichkeit auf das glänzendſte bemerken. Daß Dlle. Weick bey jeder ihrer Gaſtrollen gerufen wurde, darf kaum erwähnt werden, da dieſelbe einſt ein beliebtes Mitglied des Theaters an der Wien war. — Ausgezeichnet in der Darſtellung waren an dieſem Abende auch Mad. Pann (Gräfinn Wangen), Dlle. Kondoruſſi (Gräfinn Baldern), und die HH. Lukas (Strahlheim) und Werle (Kronau).

Zum Vortheile des Chor-Perſonales gab Hr. Director Carl den 3. d. M. einmahl wieder den Staberl in „Staberl's Verlegenheiten.“ Carl's Darſtellung in dieſer Rolle iſt die Univerſalmedicin gegen üble Laune, Schwermuth, Tiefſinn, Hypochondrie und wie alle die Plagen heißen. Carelle machte den Schluß als Policinello in der bekannten Pantomime, worin wir Dlle. Wirdiſch und einen braven Grotesken von München, Hrn. Ekner, zu ſehen Gelegenheit hatten.

Zum Vortheile des Schauſpielers Stahl trat am 7. d. M. der berühmte Hr. Alexandre in der Komödie: „Les ruses de Nicolas“ auf, und ſpielte ſpäter noch zweymahl in deutſcher Sprache in demſelben Stücke. Es iſt über dieſen Künſtler ſo viel Lob poſaunt worden, daß wir wirklich in Verlegenheit ſind, noch etwas über ihn zu ſagen. Wir wollen ihn darum ſtillſchweigend ehren, zum Unterſchiede der Vielredner, die ſein Genie gefunden. —

Den 10. May gab Hr. Scholz Raimund's „Diamant“ zu ſeiner Einnahme. Er als Florian und Hr. Neſtroy (Longimanus), unterhielten das Publicum. Eine Dlle. Bianchi wollte ſich als Mariandel bemerkbar machen; inzwiſchen konnte ſie es zu keinem Aufſehen bringen, obwohl ſie keine der talentloſeſten Mariandeln iſt. Die Abdankung des Hrn. Scholz war recht ergötzlich.

Bey Aufſtellung eines ſogenannten lebendigen Theaters, und arrangirt von Director Carl, erſchien am 20. d. M. ein neues, dreyactiges Spectakelſtück, betitelt: „Ori, der braſilianiſche Affe,“ oder: „Das Zigeunerweib.“ Bey dieſer Art Stücke darf die Kritik nicht ſchneidend ſeyn, da die Stücke ſelbſt ſchon genug zerſchnitten ſind. Die Dinge geſchehen, damit der Affe ſeine Sprünge mache, die denn auch von einer Weiſe ſind, daß ſie überraſchen, wenn überhaupt noch Affendarſtellungen überraſchen können. Carelle verſteht auch hierin zu effectuiren. Carl's Arrangement hält das Stück, welches von ſeinem Verfaſſer ohne aller Prätenſion geſchrieben wurde, was denn jedes ſtrenge Urtheil entwaffnet.

G. P.

Correſpondenz-Nachrichten.

Klagenfurt, im May 1833.

Unſere Direction hätte nicht beſſer für ihre Caſſe, und für das Vergnügen unſeres theaterluſtigen Publicums ſorgen können, als durch die Gaſtdarſtellungen des Hrn. Wilhelm Kunſt. Ungeachtet der eingetretenen ſehr ſchönen Witterung, und der in den Schauſpielhäuſern läſtigen Hitze, wird das Theater bey dem Auftreten dieſes Künſtlers von einer ſolchen Maſſe Menſchen beſucht, daß es noch einmahl ſo groß an Raum ſeyn dürfte. Ich enthalte mich jeder Kritik über die Leiſtungen des geſchätzten Gaſtes, der in Ihrem Blatte ſchon früher in all den Rollen, in denen wir ihn hier ſahen, Beurtheiler fand, und geſtalte ſomit meine Correſpondenz zu einem bloßen Referate im eigentlichen Sinne des Wortes. Den 5. d. M. gab Hr. Kunſt den Everard im „Irrenhaus zu Dijon.“ Er wurde mit einem beyſpielloſen Sturme des Beyfalls empfangen, und nach jedem Acte gerufen. Den 7. erſchien er im „Bild;“ den 9. in der „Ahnfrau;“ den 11. im „Leben ein Traum;“ den 12. in „Robert der Tieger;“ den 14. im „Hamlet,“ welches Stück zu deſſen Einnahme Statt fand, und bereits zwey Stunden vor der Aufführung eine zahlloſe Menge Menſchen in das Theater gelockt hatte. Hr. Kunſt wurde nach jedem Acte gerufen. Als derſelbe am Schluſſe erſchien, und dem Publicum ſagte, daß er noch viermahl gaſtiren werde, brach der Beyfall in einem ſolchen Grade aus, daß man auch den Director Funke vorrief, der dem Publicum den Genuß dieſer unvergleichlichen Gaſtſpiele verſchafft hat. Den 18. gab Hr. Kunſt den Rudolph in der „Hedwig,“ und den Ublen in der „eiferſüchtigen Frau.“ Über den Erfolg der letzten Gaſtrollen, und ein Mehreres hoffe ich Ihnen, verehrteſter Hr. Redacteur, nächſtens berichten zu können. Der Antheil des hieſigen Publicums an dieſem Gaſte iſt ſo groß, daß ich es für Pflicht halte, die Freunde des Künſtlers in Wien davon in Kenntniß zu ſetzen.

Ein Theaterfreund.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Ritter v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1103.

Digitized by Google

Tabula Hydrometrica.

Pag. 1. Aqua Fontana quæ ad Urbem Romam ducitur.
2. Aqua Virginea quæ ad Urbem Romam ducitur.
3. Aqua Alsietina quæ ad Urbem Romam ducitur.
4. Aqua Claudia quæ ad Urbem Romam ducitur.
5. Aqua Anio Nova quæ ad Urbem Romam ducitur.
6. Aqua Marcia quæ ad Urbem Romam ducitur.
7. Aqua Tepula quæ ad Urbem Romam ducitur.
8. Aqua Julia quæ ad Urbem Romam ducitur.
9. Aqua Anio Vetus quæ ad Urbem Romam ducitur.
10. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
11. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
12. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
13. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
14. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
15. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
16. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
17. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
18. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
19. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
20. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
21. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
22. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
23. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
24. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
25. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
26. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
27. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
28. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
29. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
30. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
31. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
32. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
33. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
34. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
35. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
36. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
37. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
38. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
39. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
40. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
41. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
42. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
43. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
44. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
45. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
46. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
47. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
48. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
49. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
50. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
51. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
52. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
53. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
54. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
55. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
56. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
57. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
58. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
59. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
60. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
61. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
62. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
63. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
64. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
65. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
66. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
67. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
68. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
69. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
70. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
71. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
72. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
73. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
74. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
75. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
76. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
77. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
78. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
79. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
80. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
81. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
82. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
83. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
84. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
85. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
86. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
87. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
88. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
89. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
90. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
91. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
92. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
93. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
94. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
95. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
96. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
97. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
98. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
99. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.
100. Aqua Augusta quæ ad Urbem Romam ducitur.

Das
Gemmifer.
Ein
Musterbuchungsbuch.
Zum
Einf- und Verkaufe Zeitgemäß.
1868.

Wien.
Verlag von Ad. Werner's Buchhandlung.
(Ad. Werner & Comp.)

Digitized by Google

Der Sammler.

Sonnabend, den 66 1. Juny 1833.

Vierteljähriger Pränumerationsbetrag 6 fl. Wiener-Währung, bey Anton Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Die Dame, die im Jahr 1833 in der Mode ist.

Ich sage im Jahre 1833; denn die Dame, welche im Jahre 1833 in der Mode ist, war es 1832 nicht, und wird es eben so wenig 1834 seyn.

Wissen aber auch meine werthen Leser, wie eine Frau in die Mode kommt, und was sie dann ist? Ich will es Ihnen sagen.

Sechs, sieben jener Schmetterlinge vom besten Tone, welche ihre etwaige Bildung so sorgfältig verstecken, als andere Menschenkinder ihre Gebrechen und Mängel, ein halbes Dutzend jener Liebenswürdigen in seidenen Strümpfen, mit Lorgnette und gelben Handschuhen, thun sich zusammen und erkiesen sich eine Herrscherinn. Von dieser Stunde an wird die Auserwählte überall erhoben, gepriesen, angebethet; man folgt ihr, wie ihr eigener Schatten, man liest einen Befehl in jedem ihrer Blicke, und fliegt, ihn zu vollziehen, kurz, unter Hunderten von Weibern sieht man nur Eine. In der Oper treten diese ersten Vasallen ihrer Krone zumahl in ihre Loge, unter dem Vorwande, ihren Respect zu bezeigen; sie sprechen laut, die Dame lacht laut, das Parterre sieht sich um, ärgerlich über den Lärm, aber bald besänftigt, da man die allerliebste Dame gewahr wird. Und da fragt denn einer: „Wer ist die Frau?" — „Madame so oder so; Sie wissen doch, die erste Modedame unserer Stadt." — „Die hübscheste ist sie eben nicht, sollte ich meinen." — „Ich sagte nicht die hübscheste, ich sagte nur, sie sey in der Mode; das ist doch wahrhaftig zweyerley." — „Um Vergebung, das wußte ich nicht." — „Der Herr ist vom Lande," sagt der dem Fragenden zur Seite Stehende zu seinem Nachbar rechts. „Oder aus China," erwiedert der Nachbar lachend.

Um in die Mode zu kommen, — und dieß ist kein so leichtes Ding, — muß man etwas über zwanzig, und etwas unter dreyßig Jahre alt seyn; beleibt oder mager, das ist einerley, blond, schwarz oder braun, an der Farbe liegt nichts, roth meinetwegen ausgenommen; nur hält eine Braune ein paar Stunden länger als eine Blonde. Die Dame in der Mode ist immer elegant, aber einfach gekleidet, und von Steinen ist keine Rede; diese behält man vorsichtigerweise in Reserve, um noch zu glänzen, wenn das Regiment zu Ende ist. Einen eigenen Kleiderkünstler hat so eine Dame nicht; sie selbst erfindet einen Schnitt, oder bringt ihn doch auf. Einmahl indessen, aber nur ein einziges Mahl, läßt sie ein Kleid bey Beer machen; doch Beer wiederhohlt sich, und der Gedanke, sie könnte auf einem Ball drey Kleider finden, welche Familienähnlichkeit mit dem ih-

rigen hätten, iſt beynahe im Stande, ſie außer ſich zu bringen.

Die Modedame erſcheint auf dem Ball; man engagirt ſie beym Ausſteigen, auf der Treppe, im Vorzimmer; ſie iſt Tags zuvor, vor zwey Tagen, auf dem letzten Ball ſchon bey ihrem Erſcheinen engagirt worden; wenn ſie in den Saal tritt, iſt ſie zu mehr Touren verſagt, als heute die ganze Nacht getanzt werden. Wer daher ungeſchickterweiſe ſogleich auf ſie zueilt, muß hören: „Ich bin engagirt, mein Herr.“ — „Alſo auf den zweyten, Madame.“—„Bereits vergeben.“—„Auf den dritten.“— „Ich habe mich auf zehn verſagt, und tanze ſchwerlich ſo viel.“ —„So kann ich doch die Ehre haben einen Walzer —“ — „Ich bin auf alle engagirt.“ — „So beglücken Sie mich wenigſtens mit einer Galoppade.“ — „Die tanze ich nur Einmahl, und mein Galloppeur ſteht hier.“ — „Ich bin ſehr unglücklich,“ ſeufzt der Arme, die Dame bemerkt es nicht. Und nun entſteht ein Gewühl um die Gefeyerte, daß ſie kaum athmen kann; ſie wird von ſo viel Seiten engagirt, daß ſie gar nicht mehr antwortet, überſchüttet mit Complimenten und in Weihrauch faſt erſtickt. Charmant! Aber ſie bleibt nur kurz auf einem Ball, erſcheint wie ein Blitz, blendet, und weg iſt ſie! Daſſelbe Experiment wiederhohlt ſie auf zwey, drey Bällen, und kommt bey guter Zeit nach Hauſe, bevor die Abſpannung und der Tanz den Glanz ihrer Augen getrübt, ihre Haare aus der Ordnung gebracht, und ihrem Kleide den friſchen Schimmer genommen haben. Man muß ſagen können: ſie war nur einen Moment da; ſie kann vor Einladungen nicht zu ſich kommen, es liegt ſo viel auf ihr, kaum, daß man ſie zu ſehen bekommt; aber nie, nie war ſie ſo liebenswürdig als dieſen Abend.

Unſere Dame ſteht ſpät auf, und bringt den Morgen zu Hauſe zu. Sie beſorgt ihr Hausweſen, wenn ſie dazu nicht eine Mutter oder Schwiegermutter hat, oder ſie mahlt, muſicirt; denn im neunzehnten Jahrhunderte treiben die Frauen gar mancherley, und machen kein Hehl daraus. Gegen vier Uhr ſteigt ſie in den Wagen, und fährt, wohin? natürlich in den Prater. Am Eingang hält ein elegant gekleideter Reitknecht ein Pferd für ſie am Zügel; und nun geht es dahin, links und rechts courbettirende Cavaliere, die Tänzer vom vorigen Abend, die bekannten ſechs, ſieben Schmetterlinge. Iſt es ſchlimmes Wetter, ſo macht Madame Beſuche oder kauft ein, oder ſie begibt ſich in die Kunſtausſtellung. Darüber kommt die Speiſeſtunde herbey; darauf ins Schauſpiel, in die Oper, von da auf den Ball, und ſo fort bis zum Frühjahr, wo dann jede Frau, die etwas auf ſich hält, jede Frau, der an ihrem Rufe einigermaßen gelegen iſt, die Stadt verläßt, aufs Land geht, und erſt zu Anfang des Winters, hübſcher, blühender als je, zurückkommt.

Aber ach! ihr Thron iſt beſetzt, ihr Scepter zerbrochen, ihr Regiment zu Ende! Doch hat ſie das voraus, daß ſie nicht verbannt iſt; offen kann ſie die Orte beſuchen, die Zeuge ihres Ruhmes waren, und die Triumphe ihrer Nebenbuhlerinn gemüthlich betrachten, oder vor Neid darob berſten, ganz nach Belieben. Sie kann zwar Verſuche zur Wiedereroberung ihres Reiches machen; aber ach! Niemand drängt ſich mehr in ihre Loge; ſie iſt voll, aber die Thür bleibt zu, und auf dem Balle ſind die Tänzer nichts weniger als zudringlich. Gerade ſo viele Engagements als Cotillons, wenn es hoch kommt, eines darüber. Fährt ſie in den Prater, umwirbeln keine dichte Staubwolken mehr ihren Wagen; gerade ſo viel Staub, daß man nicht recht ſieht! Es iſt zum Verzweifeln.

Hat der Gemahl der weiland Modedame ſein Vermögen behalten (und dieß iſt in der gegenwärtigen Zeit eben nicht der häufigſte Fall), ſo glänzt ſie jetzt noch durch den übertriebenſten Luxus, durch eine Toilette in beſtem Style; aber vor ihren Ohren heißt es: „Da iſt Madame ſo und ſo; ſie machte voriges Jahr Furore, jetzt iſt ſie nur noch eine höchſt elegante Dame.“ Oder aber der Mann iſt um ſein Vermögen gekommen, was ſehr leicht ſeyn kann, denn in einem Jahr kann viel geſchehen; dann fragen wohl zufällig ein paar Alte mit verzweifelt ſtarkem Gedächtniß einen Faſhionable: „Sagen Sie doch, was iſt aus Madame * * geworden? und erhalten zur Antwort: „Aus Madame * *? wahrhaftig, ich weiß nicht, wen Sie meinen.“ — „Warum nicht gar!“ — „Auf Ehre!“ — „Ey! die kleine Blondine (oder Brünette, was ſie eben war), die mit Keinem als mit Ihnen galoppirte.“ — „Ach ja, jetzt erinnere ich mich!“ — „Ihr Mann hat umgeworfen, glaube ich; aber ſie“ — „Wahrhaftig ich weiß nicht, was aus ihr geworden iſt, man ſieht ſie nirgends. Bitte um Vergebung, da kommt die Göttinn des Tages; ich bin mit ihr engagirt.“

Zweyſylbige Charade.

Hoch über der Gletſcher Eis ſtarrenden Saum
Da zuckte der Blitze Getümmel,
Und finſt'rer ſtets wurde des Horizonts Raum,
Und der Donner rollte am Himmel.

Als wollte der Regen ein Meer sich erbau'n
Aus friedlichen Thalesgründen,
So strömte er nieder auf Flur und Au'n,
Ein Opfer sich aufzufinden.

Flieht! rief es, flieht Leute mit Weib und Kind!
Die Sündfluth, von Neuem sie nahet,
Wer schnell in der Flucht die Rettung nicht find't,
Des Todes Nacht ihn umfahet!

Und leer steh'n die Hütten, die Häuser all',
Die Menschen, die Heerden entweichen,
Und der Ströme wüthender Wasserfall,
Er dreht den Berg zu erreichen.

Nur in einer Hütte, da ächzt es und stöhnt,
Da mag keine Rettung sich zeigen;
Im Bette ein krankes Mägdlein lehnt,
Vermag d'raus nicht aufzusteigen.

Sie ahnet nicht, welche Gefahr sie bedroht,
Die Krankheit beraubt sie der Sinne,
Das Fieber färbt ihre Wange roth,
Halb hat sie der Tod schon inne.

Da keucht es herbey aus dem nahen Wald',
Ihr Buhle ist's, der ihrer denket,
Und die Erste befällt ihn schwer und kalt,
Wie den Schritt nach der Hütte er lenket.

Die Schauer der Gräu'l, er achtet sie nicht
Und eilt über Klippen und Klüfte,
Die Rettung des Mägdleins nur im Gesicht,
Nicht des Wolkenbruchs eisige Lüfte.

Sie machen erbeben nicht seinen Leib,
Nicht starren die nervigen Sehnen,
Er denkt nur an sie, sein künftig Weib,
Die Zweyt' entquillt heiß seinen Venen.

Da prasselt des Blitzes Feuer herab
Auf des Liebchens Krankenbette,
Und die friedliche Hütte, sie wird ihr Grab,
Und zur Höll' ihm die Liebesstätte.

So nah' an dem Orte der Rettung schon,
Und doch vergebliche Schritte!
Der Vorsehung spricht er frevelnd Hohn
Und vergißt der brünstigen Bitte.

An der Leiche der Geliebten er steht
Und ringet die Hände im Jammer,
Und das Ganze ihm über die Stirne geht,
Und nicht pocht mehr des Herzens Kammer.

F. W. Jaggi.

Wie man Spanien bereisen müsse.

Am ersprießlichsten müßte eine Reise ringsumher an den Küsten der Halbinsel seyn, wozu denn auch der nördliche Abhang der Pyrenäen zu rechnen wäre, mit Excursionen in die isolirten Alpengebirge der Pyrenäen und Sierra nevada, hier besonders nach der Hochebene von Granada. Auf diese Weise würde Spanien freylich als ein Land erscheinen, wo das landschaftliche Schöne entschieden vorherrscht — als ein „schönes Land." Auch abgesehen davon würde er Spanien in mancher Hinsicht von seinen merkwürdigsten und anziehendsten Seiten kennen lernen, da schon Andalusien allein mit seinem Sevilla, seinem Cordova, dann Granada und Valencia die Blüthe des spanischen Volkslebens, die größte Fülle und Mannigfaltigkeit der Denkmähler der Kunst in allen ihren Zweigen enthalten; und dennoch kann nur der sich rühmen, Spanien in seinem eigenthümlichen Charakter zu kennen, der durch einen der Puertos, wo möglich aus den, mit kühnen Gebirgsformen abwechselnden, anmuthigen Thälern und fruchtbaren Küstenflächen des Südens nach den weiten, kahlen, eintönigen Hochebenen des Binnenlandes hinaufgestiegen und in diesen, trotz alles anfänglichen Widerwillens, sich eingewohnt hat. Denn mögen diese Gegenden auch noch so wenig schön seyn, so sind sie doch gerade wesentlich spanisch, und dann gibt es außer der eigentlichen landschaftlichen Schönheit noch eine andere, die wir kaum recht zu bezeichnen wüßten, die aber jedem nur einigermaßen geographischen Geiste gerade in diesen so entschieden ausgebildeten und hervortretenden und alles zufälligen Schmuckes beraubten geographischen Formen ansprechen müssen, wie etwa den Anatomen ein schöner Schädel. Außerdem aber hat auch in diesem Theile Spaniens das Volksleben seinen ganz eigenthümlichen Charakter, und wer Burgos, wer Toledo, wer die alten Klöster von Miraflores, Sahagun ꝛc., wer das Escorial, und die römischen Ruinen von Merida nicht kennt, der darf sich nicht schmeicheln, einen Begriff von der spanischen Kunst zu haben.

Die treuen Freunde.

Nach dem Griechischen.

Ein so selt'nes Freundespaar
Trefft ihr im Leben nicht, fürwahr!
Im Norden nicht, Süd, Ost und West,
Seit Pilades und seit Orest,
Als unser junger Arzt Olind,
Und — Pax, der Todtengräber, sind! —

Joh. Langer.

Notizen.

Schauspiele.

Im k. k. Hofburgtheater wurde zum ersten Mahle gegeben: „Liebe und Liebeley," Lustspiel in vier Aufzügen von Römer. —

Der Inhalt dieses, vom Publicum sehr günstig aufgenommenen Stückes dreht sich, wie schon aus dem Titel zu ersehen, um die beyden Gegensätze einer wahrhaften, tiefgefühlten, von allem Prunke der Modestitter fernen Neigung, und jenem gleißen-

den Gefühle, das ſich durch fade Schmeicheleyen, und ſogenannten feinen Ton dafür geltend machen will, während Convenienz, Vortheil oder gar Betrug ſeine Triebfeder und Abſicht ſind. Flora von Möllersdorf, von Natur ein liebenswürdiges, gutes Mädchen, iſt denn auch von dem Zauber der modernen Welt gebannt, und die Liebesbetheurungen eines gewiſſen Baron Julius Bremont finden bey ihr um ſo leichter Eingang, als dieſer ein Liebling in den feinen Zirkeln der Stadt, und Betrieger genug iſt, um ihr die zarteſte Aufmerkſamkeit zu heucheln, während ſein Sinn nur nach dem reichen Antheil ihrer Mitgift ſtrebt. Flora's Vater will zwar dieſe Verbindung nicht zugeben. Er hat eine Vermählung zwiſchen ihr und dem jungen Hermann von Saltern mit dem Oheim desſelben, welcher ſein Jugendfreund, ſchon früher beredet und beſchloſſen. Oheim und Bräutigam werden zur Stunde erwartet und dem Mädchen aufgebothen, ſie freundlich zu empfangen. Flora fühlt natürlich keine Luſt dazu; im Gegentheile, ſie ſucht abſichtlich durch abſtoßende Behandlung den ihr ſchon, ehe ſie ihn geſehen, unangenehmen Werber von ſich zu entfernen. Der Oheim, Jakob von Saltern, iſt ein Mann nach dem guten, alten Schlage, nichts weniger als in den modernen Sitten erfahren, und im Zuſchnitt der Kleider und der Redensarten mit dem guten Tone ſehr contraſtirend. Hermann iſt zwar auch ſchlicht und einfach, doch von natürlichem Gemüth und ächter Geiſtesbildung. Flora findet ſich einigermaßen betroffen, als ſie ihn auf harte Weiſe in Verwirrung zu bringen und von ſich abzuwenden den Verſuch macht. Hermann hat ſie trotz dieſer, wie er erkennt, nur angenommenen und eingeimpften Schwächen, ſchon beym erſten Anblick unendlich lieb gewonnen, und faßt den ſtarken Entſchluß, auszudauern und ſie davon zu befreyen. Bey einer Theegeſellſchaft aber wird er von dem eifernden Baron auf ſo auffallend wiederhohlte Art lächerlich gemacht, daß Wuth ſich ſeiner bemeiſtert, und er den Baron mit Gewalt das Zimmer zu verlaſſen zwingt, wofern nicht Ärgeres ſich zutragen ſolle. — Damit iſt natürlich der Bann der ganzen vornehmen, feinen Welt über ihn geſprochen; er ſelbſt erkennt, wieder zu ſich gelangt, den Fehler und fühlt alle Anſprüche verwirkt auf Flora's Hand, die er ſo unendlich liebt. Sein Schmerz iſt um ſo größer, als er Theilnahme bey jener furchtbaren Gemüthsſtimmung in ihren Zügen geleſen. Allein der alte Möllersdorf liegt auch an der Krankheit der Vornehm- und Wichtigthueren darnieder, er hält ſein Haus beſtimmt, weiſet ſeinen alten Freund mit dem Neffen noch für denſelben Tag über deſſen Schwelle und beſteht nun auf der Heirath Flora's mit dem Baron Bremont, die er früher zu Gunſten Hermanns nicht zugeben wollte. Dieſer ſucht eine letzte Unterredung mit der aufgegebenen Geliebten zu gewinnen, und nimmt ihr das Verſprechen ab, da er zu ſehr von den ſchlechten Abſichten Bremont's überzeugt iſt — ihn erſt genau zu prüfen, ehe ſie ihm ihre Hand reiche. Die Gelegenheit dazu findet ſich bald. Der Baron iſt ein Abenteurer ohne Geld, und machte ſeither einem alten reichen Fräulein, Eliſe Bernburg, die Cour mit Heirathsverſprechungen, um Geld von ihr zu erhalten. Dieſe verfolgt ihn mit Vorwürfen ihrer Eiferſucht in den Garten, wo Flora iſt, die ſich in den Salon zurückzieht, und nun die Schändlichkeit ihres Anbethers kennen lernt. Als Bremont merkt, daß Flora zugegen und Alles gehört haben müſſe, glaubt er ſich durch einen kecken Handſtreich zu retten, dringt in den Salon, ſperrt die Thüre, entſchuldigt ſich — will ſie zu einem Kuß der Verſöhnung zwingen — allein Flora ruft um Hülfe. Hermann erſcheint, ſprengt die Thüre, allein der Baron entſpringt durch ein Fenſter. Von nun an iſt der gegenſeitige Bund der Seelen zwiſchen Hermann und Flora begründet. Indem der alte Saltern nun auch noch die Wechſel und Liebesbriefe Bremont's an das alte Fräulein Bernburg an ſich brachte, und nebenbey erfuhr, daß Bremont weder ein Baron ſey, noch dieſen Nahmen führe, ſondern eigentlich Schafberg heiße, iſt es ein Leichtes, ihn zur ſchriftlichen Entſagung Florens zu bewegen, zumahl er, obwohl etwas ungern, doch die reiche Bernburg zur Frau bekömmt. So iſt es natürlich auch der alte Möllersdorf zufrieden, die Leute werden glücklich, und die Liebe hat geſiegt, während die Liebeley entlarvt und beſtraft wurde.

Wiewohl die Elemente der Handlung zu dem Luſtſpiele keineswegs neu genannt werden können, ſind ſie doch zu dem ſchönen beabſichtigten Zweck, der im wahren Sinne ein moraliſcher, ſo gut gewählt, ſo ſinnig verbunden und geordnet, daß wir das Ganze gerne vorziehen einem originellen Bombaſt, oder einer Spielerey mit lauter koketten Modethorheiten, wovon die neueſten franzöſiſchen Luſtſpiele häufig ſtrotzen. Es iſt ächt deutſcher Sinn, deutſches Gemüth, welches in der Dichtung des talentvollen Verfaſſers weht, und wir erkennen auch in der Art und Weiſe der Behandlung des Stoffes, daß der Verfaſſer mit geübter, erfahrungsreicher Hand den dramatiſchen Griffel zu führen verſtehe. Wenn wir vielleicht die Scene, wo Flora, in dem Salon verſteckt, dem Zweygeſpräch zuhört, aus dem Grunde weggewünſcht hätten, weil dergleichen ein alltäglicher Kunſtgriff in Verlegenheit gerathener Theaterſchriftſteller iſt, und wir dieſes treffliche Stück auch hierin alles Vorwurfs frey ſehen möchten — wenn wir glauben, daß Hermanns Liebe für Flora allzu plötzlich mit aller Gluth erwacht ſey, was vielleicht eben bey der ächten Liebe, wenn man ihr nicht einen romantiſchen Anſtrich gibt, nicht der Fall — ſo iſt im übrigen ſchwerlich an dem Werke etwas zu tadeln. Auch die Durchführung der einzelnen Scenen (wie z. B. gleich die, wo Flora Hermanns Reden auf dem Clavier begleitet, oder die Theegeſellſchaftsſcene) iſt meiſterhaft, voll gemüthlicher Wahrheit, und mitunter recht humoriſtiſch. Die Charaktere, wiewohl in ihrer Art auch nicht neu zu nennen, ſind mit feſter, ſich treu bleibender Hand hingeſtellt. So dürfte dieſes Luſtſpiel, das an die guten Werke einer gediegenern Zeit, als im Allgemeinen die unſere iſt, erinnert, ohne Zweifel eine angenehme Bereicherung des Repertoires ſeyn und bleiben.

Hr. Wilhelmi als Jakob Saltern, erwarb ſich lauten überſtrömenden Beyfall. Er iſt aber auch in dieſer Gattung gutmüthiger, barſcher und gerader Charaktere von jeher ausgezeichnet. Hr. Coſtenoble gab den Möllersdorf mit ähnlicher Virtuoſität, wie den Müllersheim in Bauernfeld's „Liebesprotokoll." Hr. Fichtner iſt in der Darſtellung von Natur-Jünglingen gleichfalls als unübertrefflich bekannt, und ſo war er dießmahl. Hr. Herzfeld als Bremont darf vorzüglich jene Scene, wo er den Abſagebrief ſchreibt und die Bernburg zu heirathen verſpricht, zu den beſten Leiſtungen zählen. Die Art und Weiſe, wie er hier mit gedrücktem Tone ſprach, war meiſterlich. Dlle. Müller war in dem erſten Theile ihrer Parthie ausgezeichnet, weniger, wo Flora wirklich zu lieben beginnt. Mad. Poller als die Bernburg ſtellte ihre Rolle wieder mit jener ſichern Hand hin, wie wir es an dieſer ausgezeichneten Künſtlerinn jederzeit gewohnt ſind.

Ermin.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Im Comptoir des Oeſterr. Beob. iſt ſo eben erſchienen und zu haben: Die Magyaren-Sprache in ihren Grundzügen beleuchtet, von P. — 8. Wien 1833. Koſtet auf Velinpap. in Umſchlag ſteif geh. 2 fl., auf Poſtpap. in Umſchlag geh. 1 fl. 30 kr. C. M. — Daſſelbe Werk in ungriſcher Sprache, ebenfalls auf Velinpap. in Umſchlag ſteif geh. 2 fl., auf Poſtpap. in Umſchlag geh. 1 fl. 30 kr. C. M.

Die Mandrills.

Von Dr. Alfred Brehm.

Die Mandrills sind Affen, welche gewöhnlich für Pavianen gehalten werden. Sie ähneln den Pavianen in der That sehr, unterscheiden sich aber durch ihren Körperbau, durch ihre Lebensweise und durch ihr Wesen so wesentlich von ihnen, daß sie unbedingt als eine besondere Gattung betrachtet werden müssen. Sie sind kräftig gebaut, aber nicht plump, wie die Paviane, sondern schlank und gewandt, haben einen mittellangen Schwanz, kurze Backentaschen, ziemlich lange Arme und Beine, Gesäßschwielen und Gesäßschwielen, Backenbärte und Mähnen, wie die Paviane, aber keine Backentaschen, und ihre Schnauze ist nicht so stark entwickelt, wie bei diesen.

Die Mandrills bewohnen Westafrika, und zwar vorzugsweise die Küstenländer. Sie leben, wie die Paviane, in großen Gesellschaften, welche sich in Familien sondern, und sind ebenso wie diese Tagtiere, welche ihre Nahrung, bestehend in Früchten, Kerbtieren und kleinen Wirbeltieren, auf der Erde suchen. Sie sind ebenso wie die Paviane Baumsteiger, welche sich nur dann auf Bäume begeben, wenn sie Nahrung oder Ruhe suchen, und sie sind ebenso wie diese Felsenbewohner, welche sich in Höhlen und Klüften ihre Schlafstätten wählen. Sie sind ebenso wie die Paviane Vielfraße, welche sich mit Gier über alles Genießbare hermachen, und sie sind ebenso wie diese Diebe, welche mit großer Geschicklichkeit und Frechheit Gärten und Felder plündern. Sie sind ebenso wie die Paviane Raufbolde, welche sich mit Wut bekämpfen, und sie sind ebenso wie diese Feinde, welche sich mit Grimm verfolgen. Sie sind ebenso wie die Paviane Tiere, welche sich durch Geschrei verständigen, und sie sind ebenso wie diese Affen, welche sich durch Mienen und Gebärden ausdrücken

tung der ſchwingenden Scheibe, die elfenbeinerne Kugel in das Mahagonybecken. — Tiefe Stille ringsum! Aller Augen haften bange an der Kugel und harren ihres unwiderruflichen Spruchs. Sie kreiſt acht-, zehnmahl pfeilſchnell im Becken umher, neigt ſich mit abnehmender Kraft gegen die Mitte, und hüpft endlich in eines der numerirten Fächer der Scheibe. Die Nummer wird laut ausgerufen, und der Bankier ſchaufelt gemächlich die Einſätze herein, oder ſtößt prunkend den Gewinnenden den Goldhagel hinaus.

Alles dieß ſieht ſich ganz artig an; auf keinem Geſicht ein Zucken der Verzweiflung, hell fällt das Licht gerade herunter auf den luſtigen grünen Teppich, wo das friſchgemünzte Geld gleich Diamanten funkelt; die angenehme Wärme im Saale durchdringt meine im Decemberfroſt draußen erſtarrten Glieder, die Scham, das Bangigkeitsgefühl ſchmelzen allgemach dahin, und es wird mir ganz behaglich zu Muthe. Jetzt erſt ſehe ich mich neugierig nach den Spielern um: die Hälfte derſelben gehört dem Mittelſtande an; ein Viertel jener dürftigen Claſſe, bey der der Rock eben nicht ſchmutzig iſt, aber viel zu lange gedient hat, jener Menſchenraſſe mit hohlen Augen und abgezehrtem Geſicht, die von der Hand in den Mund lebt; das letzte Viertheil endlich ſind gemeine Arbeiter. Die zarte Jugend ausgenommen, ſind es Leute jeden Alters; hin und wieder ſchimmert ſogar ein kahler, weißer Schedel aus der Menge, zum Beweis, daß man an dieſem Orte ſo gut alt wird als anderswo. Auf der Straße wäre mir keines dieſer Geſichter aufgefallen, aber auch hier iſt nichts Beſonderes darin zu leſen; wie alle Blicke nur auf einen Punct gerichtet ſind, auf den grünen Teppich, ſo mahlt ſich auf allen Geſichtern eine und dieſelbe Leidenſchaft; Habgier ſpricht aus ihnen, aber ruhige, ſtille Habgier. Schon eine kurze Erfahrung überzeugte mich, daß der unterdrückte Affect nur von Zeit zu Zeit gleich einem Gewitter ſich entladet; dann kommt jene erſchreckliche Bläſſe zum Vorſchein, jener ſtiere Blick auf das letzte ſpringende Silberſtück, gegen das der Eigner Elend und Verzweiflung verwechſelt. Ich hatte auch nicht anders gedacht, als der grüne Teppich werde von den Spielern mit Gold und Bankzetteln bedeckt, an einem Abend könne einer ein reicher Mann und ein Bettler werden, und dieß war es eigentlich, was meiner Einbildungskraft ein ſo furchtbares Bild gegeben hatte. Aber nein, hier ein Zweyfrankſtück, dort ein Fünffrankſtück, dieß und mehr nicht iſt der jedesmahlige Einſatz; die Roulette iſt kein Rieſenthier, das in gräßlichem Heißhunger Alles auf einmahl verſchlingt; nein, ein Schneeball iſt es, der ſich weiter wälzt und dabey unfehlbar größer und größer wird. Hin und wieder reißt ein Felsſtück, oder was es iſt, auf ſeiner Bahn Stücke davon ab; aber er rollt abwärts, das Eingebüßte iſt bald erſetzt, und die Maſſe wächſt, wächſt ins Rieſenmäßige. Für jetzt aber hatte ich noch keine Ahnung, wie ſchrecklich wahr letzteres Gleichniß iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Waldconcert.

Herr Frühling gibt jetzt ein Concert
Im Saal zum grünen Wald,
Geladen wird von ihm dazu
Sehr höflich Jung und Alt.

Die Demoiſelle Lerche ſingt
Das allererſte Stück,
Und wie ſie, ſtillvertrauend, hoffe,
Mit ihrem alten Glück.

Ein niegehörtes Solo trägt
Sodann Herr Gukguk vor,
Doch wagt er aus Beſcheidenheit
Sich nicht aus Buſch und Rohr.

Schwarzplättchen wird nach kleiner Friſt,
So viel ſie's nur vermag,
Erluſtigen die Hörer all'
Mit lautem Trillerſchlag.

D'rauf folgt ein ſcherzhaft Quodlibet,
Betitelt: Lieb und May,
Herr Kibitz, Specht und Stiglitz iſt
So wie Herr Fink dabey.

Auch wirkt die Dame Droſſel mit,
Frau Elſter und Herr Stahr,
Und ungenannter Herrn und Frau'n
Noch eine ganze Schaar.

Auf dieſes folgt noch ein Concert
Von Fräulein Nachtigall,
Das Accompagnement dazu
Iſt von Herrn Wiederhall.

Und wenn ſich euer Ohr dem Sang
Noch leihen mag und will,
Folgt noch zum Schluſſe ein Terzett
Von Froſch, Cicad' und Grill'.

Auch bleibt zu melden, daß der Saal
Ganz neu erſt decorirt,
Und reich mit Blumen aller Art
Geſchmückt und ausſpalirt.

D'rum komme, wer ein ächter Freund
Von Sang und Klang und Scherz,
Das Legegeld dafür iſt bloß
Ein freyes, frohes Herz.

Joh. Nep. Vogl.

Das Pariſer Unternehmen zu Dienſtleiſtungen aller Art.

Unter dem Nahmen Administration des services publics réunis hat ſich zu Paris eine Geſellſchaft gebildet, welche eine hinlängliche Menge von Arbeitern unterhält, um gewiſſe Dienſte, die Jemand verlangt, ſogleich um einen gewiſſen, voraus bekannten Preis verrichten zu laſſen. Da der Nutzen einer ſolchen Anſtalt von Jedermann erkannt werden wird, der nicht Hauswirthſchaft und eigene Dienerſchaft hält, und der folglich allen den zahlloſen Unannehmlichkeiten und Gefahren, die aus der Immoralität vieler Lohn- und anderer Bedienten entſpringen, ausgeſetzt iſt, ſo dürfte die Errichtung ähnlicher Anſtalten an manchen Orten gewiß wünſchenswerth ſeyn. Um zu zeigen, was die Pariſer Geſellſchaft leiſtet, theilen wir folgenden Auszug mit. Sie beſorgt durch ihre Wagen, die ſogenannten Petites - Messageries, alle Sendungen, und man bezahlt für ein Gewicht von 25 Pfunden, 35 Centimen oder 7 Sous; für 25 bis 100 Pfund, 45 Cent.; für 100 bis 200 Pfund, 55 Cent. Enthält die Sendung Geld, ſo zahlt man für 50 bis 100 Fr., 25 Cent.; für 100 bis 200 Fr., 30 Cent.; für 1000 bis 10,000 Fr., 60 Cent., wobey die Geſellſchaft die Summe garantirt. Das Austragen von Viſitenkarten, Anzeigen ꝛc. koſtet per 100 Stück 4 Fr., per 1000 Stück 25 Fr.; das Austragen von Zeitſchriften u. dgl. koſtet, wenn es weniger als 300 Exemplare ſind, 1½ Centimen das Stück; ſind es 300 bis 1000 Exemplare, ſo koſtet es nur 1 Cent., und ſind es 1000 bis 5000 Exemplare, nur ¾ Cent. das Stück. Das Fortſchaffen einer Laſt auf dem Rücken koſtet 60 Cent., mit dem Schubkarren (bis an 600 Pfund) 1 Fr. 50 Cent.; mit dem Karren 2 Fr., mit den Armen 40 Cent. Das Sägen einer Fuhre Holz kommt auf 60 Cent., das Tragen und Aufrichten derſelben im Keller oder im erſten Stockwerke auf 60 Cent., und in jedem höhern Stockwerke koſtet es 25 Cent. mehr. Das Reinigen der Stiefeln und Kleider eines Mannes in ſeiner Wohnung koſtet monathlich 2 Fr. 50 Cent.; für eine Dame oder ein Kind kommt dieſes Reinigen hingegen nur auf 1 Fr. 50 Cent. Das Abziehen eines kleinen Weinfaſſes koſtet 1 Fr. 70 Cent.; eines Stückfaſſes 2 Fr. 50 Cent. Das Aufreiben des Fußbodens koſtet 20 Cent. die Quadratklafter; abonnirt man ſich aber auf viermahliges Aufreiben im Monath, ſo koſtet es nur 90 Centimen; ein achtmahliges Aufreiben im Monath kommt auf 1 Fr. 10 Cent., und ein fünfzehnmahliges auf 1 Fr. 75 Cent. die Quadratklafter zu ſtehen. Das Auswaſchen von 100 Flaſchen koſtet von 60 Cent. bis zu 4 Fr. 20 Cent. Ein Diener koſtet für eine Stunde 50 Cent., für 3 Stunden 1 Fr. 25 Cent., für einen halben Tag von 6 Uhr Morgens bis Mittag 2 Fr. 25 Cent., und für den ganzen Tag von 12 Stunden 4 Fr.

Auflöſung

des zweyſylbigen Räthſels im vorigen Blatte:

Angſtſchweiß.

Notizen.

Concert des Hrn. Lafont.

Dieſes fand am 16. May im Saale der Muſikfreunde um die Mittagsſtunde Statt. Ch. Ph. Lafont iſt aus der franzöſiſchen Schule, die ausgezeichnetſte in der Welt, hervorgegangen. Sie lehrt einen großartigen, ſchönen Ton, kräftige und kühne Beſiegung mäßiger Schwierigkeiten, und die eleganteſte Bogenführung, ſo wie überhaupt eine Herrſchaft über das Inſtrument, als Erzeugerinn eines auf die Empfindung des Zuhörers mächtig wirkenden Vortrags. Der Urahn der Violinſpieler, Viotti, erhob dieſe Schule auf den Punct der Vollendung, welchen Ruf die Schüler desſelben, Rode, Kreutzer, Baillot, Lafont, Libon u. a. m. kräftig aufrecht zu erhalten verſtanden. Lafont hat nach Rode den größten europäiſchen Ruf errungen, und mit Recht. Compoſition und Spiel hauchen Geſang, und zwar von einer Schönheit, wovon wir eine höhere Stufe uns nicht denken können. Der Schmelz ſeines Tones in ſilberheller Reinheit entzückt. Sein Adagio bezaubert und rührt. Daß es dem Tone an Großartigkeit gebricht, iſt natürlich, dafür gewinnt er an einem Klang, denn der nahe am Sattel durch ſcharfen Bogenſtrich erzeugte große Ton läßt immer etwas Pikantes zurück. Lafont huldigt wenig dem Doppelgriff-Geſange, und zeigte uns kein liegendes Staccato mit der Spitze des Bogens; alles dieß, obwohl Eigenthümlichkeiten der franzöſiſchen Schule, wäre an Lafont zu vermiſſen, wenn nicht dafür die erquickende Schönheit ſeines Spieles reichlich entſchädigte. Lafont ſpielte das von ihm componirte Concert mit einer Leichtigkeit und Ruhe, die dem Zuhörer wohl that; nichts ſtörte, jede Note war in unglaubliche Zartheit gehüllt, und ſein Adagio iſt der Athem der empfindenden Seele. Die Paſſagen zeichnete die präciſeſte Nettigkeit aus, Harmonie ſprach aus ſeinen Octaven, ſein fliegendes Staccato, die geſtoßenen Noten, und alle Stricharten zeigten die genaueſte mathematiſche Berechnung zur Hervorbringung der hellſten Reinheit. Sein Spiel iſt vollendet, und ganz geſchaffen, jede Saite im Gemüthe des Zuhörers mitempfindend erklingen zu machen. Seine Töne ſind Sphärenklänge, und wie erzeugt? Mit einem Erguß des Gemüths hingezaubert. Es ſcheint, als ob er ſeine Empfindung dem Bogen einzudrücken wüßte, der magnetiſch den Ton entlockt, den wir plötzlich hören, ohne eine Vorbereitung zu deſſen Werden zu vernehmen. Plötzlich klingt er abgeſchloſſen, ſchön und rein, und dieſe Bravour in dem harmoniſchen Verein-

zeln der Töne erscheint vorzüglich beym Wechseln derselben in der seltensten Vollendung. Das Rondo athmet Liebenswürdigkeit, Scherz und Laune, es koset; auch darin zeigte sich die klügste Mäßigung, um die Gränzlinie des Schönen nicht haarbreit überschreiten zu müssen; jeder Klang ist Silber, jeder Bogenzug enthält Schmelz und Alles haucht den ergreifendsten Einklang. Dasselbe gilt von den Variationen, componirt von dem Concertgeber und Henry Herz. Hr. von Bocklet spielte die Clavierstimme. Beyde Künstler wetteiferten um die Lorbeerkrone der Vollendung, und der gerechte Kunstrichter mußte sie Beyden reichen. Lafont spielte sie mit Staccati und Trillern, wie wir sie nie schöner, netter und graziöser hörten; Bocklet enthüllte eine Kraft in Passagen, und eine Grazie im Vortrage seltener Art. Jeder war Herrscher über sein Instrument, und wußte einen Effect hervorzubringen, daß stürmischer Beyfall erschallte, und beyde Künstler zweymahl vorgerufen wurden. Zum Schlusse spielte der Concertgeber eine Art Phantasie, in welcher mehrere Motive aus der „Stummen" verwebt waren. Vorzugsweise übertraf das Schlummerlied an Schmelz, Eleganz und Ausdruck alles bis jetzt Gehörte. Die reichste Phantasie konnte sich die Zartheit, welche Lafont entwickelte, so wie die bewundernswerthe Gleichheit der Töne in den von ihm benützten Lagen der Violine, kaum idealisiren. Sein Crescendo, Decrescendo und Pianissimo ist ebenfalls von ergreifender Wirkung; kurz, Lafont ist Meister eines Spieles, das den Anforderungen der Kunst eben so genügt, als es alle Herzen ihm gewinnt. Der Lorbeer, den dieser gefeyerte Künstler schon vor ungefähr 18 Jahren grünend um sein Haupt gewunden fühlte, treibt stets neue Blüthen, Blüthen, die unverwelklich ihn umschlingen, und ihm einen ewigen Ruhm sichern werden. Der Beyfall, den Lafont einerntete, war stürmisch. Als Interwalle sang Dlle. Botgorschek eine Arie, und wußte durch ihre kräftige und sonore Stimme allgemeine Anerkennung zu erringen. —

Seitdem hörten wir Lafont am 18. May im k. k. Hoftheater nächst der Burg, wo ihm die hohe Gnade zu Theil ward, vor dem Allerhöchsten Hofe zu spielen. Er trug dasselbe Concert und die Phantasie vor, und both alle Kunstkraft auf, die Schönheit seines Spiels auf die höchste Stufe zu erheben. Folge davon war allgemeines Entzücken, und die lebhafteste Anerkennung durch tobenden Applaus. Schade, daß gegen den Schluß der Phantasie eine Störung sich ergab. — Zwey treffliche Lustspiele, nähmlich: „Zwey Jahre verheirathet" und „der Pflegesohn," füllten die übrige Zeit aus. Im ersten schimmerten Dlle. Müller und Hr. Korn als Sterne erster Größe, so wie im zweyten Mad. und Hr. Fichtner ihre Vorzüglichkeit glänzend bewährten.

Joh. Nep. Hofzinser.

Concert

der Mad. Sophie Schröder, k. bair. Hofschauspielerinn,

am 20. May d. J.

Sophie Schröder, welche die Bewohner dieser Residenz, ja ganz Deutschland, durch eine Reihe von Jahren mit manchem hohen, ja wahrhaft unvergeßlichen Kunstgenuß entzückt hatte, fand auch bey ihrem letzten Zuspruche bey uns jede Anerkennung, welche das menschliche Herz der Kunst zollen, oder die Großartigkeit und Geisteskraft eines Künstlers erringen mag. Daß der Schmerz der Künstlerinn, der sie über der Nothwendigkeit, so viele warme und aufrichtige Freunde zu verlassen, ergriff, Theilnahme in jeder Brust erweckte, daß der allgemeine Enthusiasmus daher eben in dem Augenblicke ihres Scheidens den höchsten Gipfel erreichte, lag in der Regbarkeit einer aus der gebildetsten Classe zusammengeströmten Versammlung. Die ungewöhnliche Dauer der Akademie hinderte nicht, daß die Menge, wie festgebannt, und an ihren Worten hängend, sie noch mit dem Schlage 3 Uhr umgab. Ihr war es ja gelungen, ihre Zuhörer der Außenwelt vergessen zu lassen.

Der großartig dramatisirte, und höchst mahlerisch schildernde Vortrag von Bürger's „Leonore," in welchem selbst die stärksten Farben mit der zartesten Vorsicht aufgetragen wurden, riß zur Bewunderung hin. Von nun an folgten Schiller'sche Dichtungen:

„Die Waffen ruhen, des Krieges Stürme schweigen."

„So lebt denn wohl ihr Berge," ꝛc.

Beydes Monologe aus der „Jungfrau von Orleans;" Chöre aus der „Braut von Messina" (declamirt von Hrn. Anschütz), und endlich das Lied von der Glocke, mit Ausnahme der letzten Nummer sämmtlich von Mad. Gollenhofer-Müller, k. k. Hofharfenspielerinn und Kammervirtuosinn, auf der Harfe begleitet. Die beyden Monologe aus der „Jungfrau" lieferten, von Mad. Sophie Schröder declamirt, alle Conturen von dieser Gottbegeisterten. Die Chöre aus der „Braut von Messina" ließen hingegen, wegen ihrer mehr reflectirenden als schildernden Natur, selbst bey dem feurigen Vortrage des Hrn. Anschütz, ihre willkührliche Zusammenstellung nicht ganz vergessen. — Mad. Gollenhofer hätte uns mehr, denn eine bloße Begleitung zudenken sollen, und wir sehen einer künftigen Production dieser Meisterinn, in der es ihr gefallen wird, selbstständig zu wirken, mit großer Erwartung entgegen. — Das Lied von der Glocke führte in seinen raschwechselnden Lebensscenen die schönste Gelegenheit herbey, das Talent der großen Künstlerinn vielseitig zu bewundern. Der Charakter der Dichtung, welche deutsches Bürgerleben in seiner edelsten Einfalt, in seiner vollen Schönheit und Würde verklärt, — ein Bild, wie keine Literatur auf Erden aufzuweisen hat, ward in ihrer innersten Eigenthümlichkeit erfaßt. Alle Saiten des Herzens wurden allmählig angeschlagen, und die Versammlung brach in lauten, enthusiastischen Beyfall aus. Hierauf sprach Sophie Schröder ihre Abschiedsworte, gedichtet von Eduard Anschütz. Die große Künstlerinn ward von der Wahrheit ihrer eigenen Rede, von der Bedeutung des Augenblickes tief ergriffen; — möge sie bald bey uns wieder zusprechen!

Musikstücke waren folgende vorgekommen: Dlle. Botgorschek sang eine Arie mit schöner, kräftiger Stimme, welche unsere Aufmerksamkeit anregte; sie erntete unzweydeutigen Beyfall. Dem. Sab. Heinefetter ließ sich in einer Arie, und später in einem Liede vernehmen (Text von Joh. N. Vogel, Compositen von Lachner, auf dem Waldhorn begleitet von Lewy), in beyden mit gewohnter Virtuosität. Auch die Clavierproduction gehörte zu den gediegensten Erscheinungen dieser Art. Dlle. Nina Sedlaek spielte Hummel's neuestes Concert mit so viel Präcision, Dauer und Ausdruck, daß man in diesem meisterhaften Vortrage den Genius, dem sie ihre erste Leitung verdankt, (Moscheles) ohne Mühe wieder erkannte. Das Instrument von Graf war eines der besten, welche aus der Werkstätte dieses Meisters hervorgegangen.

Bey solcher Gediegenheit der Leistungen dürfte es nicht nöthig seyn insbesondere anzuführen, wie das Publicum jede einzelne mit lebhaftem Beyfall begleitete. T.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Nat. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler.

Mittwoch, den 68 5. Juny 1833.

Die Roulette.

(Beſchluß.)

Aus Neugier ſtudierte ich nun den ziemlich verwickelten Gang der Maſchine; es entging mir nicht, daß die Bank im Vortheile war, übertrieben konnte ich indeſſen dieſen Vortheil nicht finden, denn ich war im Kopfe bald mit der trügeriſchen Rechnung fertig, da der Zufall doch dem Geſetze der Wiederkehr und des endlichen Gleichgewichts unterworfen ſey, ſo könne der Spieler mit ſeinem Einſatz den Zeitpunct abwarten, wo die Wahrſcheinlichkeit des Treffens momentan überwiegend auf ſeiner Seite iſt, und dieß werde die Chancen, welche der Bankier ſich vorbehalten, ſo ziemlich ausgleichen. Ja, gerade dieſe unſelige Vorſtellung iſt es, was die Spieler befängt; denn der berechnenden Spieler ſind hier ungleich mehr als der Wagehälſe. Dieſe Vorſtellung liegt all ihren ſinnreichen, aber irrigen Syſtemen zum Grunde, ſie iſt ein wahres chroniſches Übel, das hinterliſtig Wohlſtand und Leben untergräbt. Eine unüberſteigliche Schranke macht alle Rechnungen der Art zu nichte, nahmentlich die feſte Gränze, welche Gewinn und Verluſt nicht überſchreiten dürfen.

Wie geſagt, dieſe Vorſtellung übte ihren Zauber auf mich ſelbſt, und ſo fing ich an im Kopf mitzuſpielen, nachdem ich mehrere Umſtände abgewartet, welche zuſammen die Wahrſcheinlichkeit bedeutend auf meine Seite zu bringen ſchienen. Lange ſpielte ich ſo, und war immer glücklich. Ich werde warm und immer wärmer, und endlich kann ich dem Drange, aus dem Spaße Ernſt zu machen, nicht länger widerſtehen. Ich fange an zu ſetzen, indeſſen ſehr wenig; das Glück bleibt mir fortwährend gewogen, und drohte einmahl meinem luftigen ſyſtematiſchen Gebäude der Einſturz, unverſehens ſtand es ſolider als jemahls wieder da. Mehr brauchte es nicht, mich vollends ins Feuer zu ſetzen. Ich komme nach Hauſe mit meinem Gewinn, der im Verhältniß zu der Summe, welche ich aufs Spiel geſetzt, gar nicht unbedeutend und immerhin geeignet war, mir Muth zu machen. Ich war einmahl nahe daran geweſen, meinen Einſatz völlig zu verlieren, und ſo ſchien mir dieſe Erfahrung ſehr vollſtändig und des weitern Nachdenkens werth. Ich brachte einen Theil der Nacht damit zu, mit der Feder in der Hand mein Syſtem regelmäßiger und in größerem Maßſtabe, nähmlich ſtufenweiſe bis zu der Summe von fünfhundert Francs auszuführen. Nicht als ob ich dabey ganz verblendet geweſen wäre; nein, ich hielt meinen Calcul durchaus nicht für unfehlbar; ich glaubte, er könne in der Wirklichkeit zu Schanden werden, aber die Möglichkeit erſchien mir höchſt entfernt, höchſt unwahrſcheinlich, und trat der Fall je ein, ſo war ich ja ſchon durch vorgängigen Gewinn gedeckt. Ganz ruhig war ich bey der Sache nicht, aber ich tröſtete mich mit dem gemeinen Gedanken: nun, verlierſt du

auch, es bringt dich nicht um und du ſpielſt dann nicht mehr!

Wer ſollte es glauben? ſiebenundzwanzig Abende hinter einander, wo ich jedes Mahl drey, vier Stunden ſpielte, gewann ich fortwährend. Da dieſer Gewinn mit meiner außerordentlichen Vorſichtigkeit bey denjenigen Einſätzen, wo die Wahrſcheinlichkeit des Treffens am geringſten war, im Verhältniß ſtand, ſo konnte es keine große Summe ſeyn, indeſſen belief ſie ſich immerhin auf dreytauſend ſechshundert Francs. Schlecht müßte man den ſchwachen, gebrechlichen Menſchen kennen, wollte man glauben, ein jugendliches Gehirn habe ſich von einem Glücke, das ja eben durch Geiſteskraft gebannt ſchien, nicht betäuben laſſen. Ich ließ mich hinreißen. War ich doch hinter das Geheimniß gekommen, um deſſen willen ſo mancher bleiche Alchimiſt die Kohlen angeblaſen, um deſſen willen ſich ſo mancher ſogenannte Weiſe den Kopf zerbrochen. Die feinſten Lebensgenüſſe gaukelten meiner Einbildungskraft vor, ja meine Bethörung ging wirklich ſo weit, daß mich nur Ein Gedanke unheimlich verfolgte, die Furcht, ein Befehl der Regierung möchte plötzlich die Spielhäuſer ſchließen.

Am achtundzwanzigſten Tage — ich zählte genau nach, denn gerade an einem Monath wollte ich die Richtigkeit meines Calculs erproben — am achtundzwanzigſten Tage laſſe ich mich munter, wie gewöhnlich, am grünen Teppich nieder, wo die Quelle rann, aus der ich das Glück ſchöpfen wollte, das man mit Gold erkauft. Mit Schadenfreude und innerlichem Triumph ſah ich, wie die Bankiers nach den beyden kleinen Täfelchen ſchielten, welche ich vor mir liegen hatte, als wollten ſie hinter den Zauber kommen, der ſo unfehlbar Stück für Stück von ihrem Goldklumpen anzog. Endlich tritt der Zeitpunct ein, wo verſchiedene Nummern lange nicht mehr herausgekommen ſind, wo alſo die Wahrſcheinlichkeit für mich iſt und ich nach meinen Regeln das Spiel beginnen muß. Ich komme auf das Drittheil, auf die Hälfte, auf drey Viertheile meines Calculs herunter, und es wird mir nicht ganz wohl zu Muthe; noch ein paar Nummern — keine trifft! Endlich die letzte Nummer; trifft ſie nicht, ſind fünfhundert Francs verloren! Ich horche ängſtlich hin; der Spruch des Schickſals erfolgt: fünfhundert Francs ſind dahin!

Dieſer Schlag bringt mich aus der Faſſung; es drängt mich, ein wenig Luft zu ſchöpfen im Saale, und ich greife nach dem ſchlechten Bier, das hier unentgeltlich abgegeben wird. Nach einigen Minuten habe ich mich mit dem Gedanken an einen Verluſt, der kaum in fünf, ſechs Abenden wieder einzubringen iſt, etwas vertrauter gemacht und betrete wiederum, freylich nicht mehr mit dem alten Selbſtvertrauen, das Schlachtfeld. Ich will kurz ſeyn: das Unglück verfolgt mich, und ohne daß ich von den ſelbſt entworfenen Regeln ein Haarbreit abweiche, verliere ich noch zweymahl den vollen Betrag des Einſatzes. Gerade ſo viel hatte ich mitgebracht: fünfzehnhundert Francs; an Einem Abend waren ſie hin!

War ich raſch für die Sache ins Feuer gerathen, ſo ſank mir der Muth noch weit ſchneller. Alſo von der Höhe, auf der ich ſo ſelbſtgefällig geſtanden, muß ich herab, und ungleich raſcher, als ich ſie erſtiegen! Ja, ich mag ſinnen, wie ich will, es iſt klar: was heute geſchehen iſt, kann morgen wieder geſchehen, kann ſehr oft geſchehen, und darüber kann ich mich zu Grunde richten. Es wäre vernünftig geweſen, ich hätte mir den Fall zur Warnung dienen laſſen; aber da ließ ſich die tückiſche Stimme der Hoffnung lauter und immer lauter vernehmen; ich ſpielte fort, und um den Leſer nicht mit Wiederhohlung derſelben Auftritte zu ermüden, ſage ich nur, daß ich in Kurzem nicht allein die gewonnene Summe wieder verloren hatte, ſondern daß, nach einigen unbedeutenden Schwankungen, auch alles Geld, das ich vor dem Spiele beſeſſen, etwa zweytauſend Francs, vom großen Schlund verſchlungen war.

Es wäre ſchwer zu beſchreiben, wie ſchauerlich ſeltſam ſich während der letzten Spieltage Alles, Menſchen wie lebloſe Gegenſtände, vor meinen Augen verzerrte. Ich lebte beſtändig wie in einem fratzenhaften Traume, und das überreizte, fiebernde Gehirn gebar wahnſinnige Bilder. Wo ich hinſah, ſtanden Nummern, rollten Elfenbeinkugeln und hüpften in die Fächer; wo ich ging und ſtand, hörte ich die eintönigen, ſchleppenden Rufe der Bankiers. Nachts wurde mein Zuſtand vollends unerträglich; war der Spuk bey Tage läſtig, ſo ward er im Traume grauſenhaft, und wenn mit dem Tageslicht die Vernunft erwachte, ſo überfiel mich das unendlich bittere Gefühl, daß ich durch die Ungewißheit des Beſitzes um jeden Genuß gebracht, daß ich eigentlich unglücklich ſey. Aber trotz dem konnte ich nicht zu dem Entſchluſſe kommen, umzukehren, und ein wahnſinniges Gelüſte trieb mich unwiderſtehlich, all mein Geld aufs Spiel zu ſetzen. Ja, kann man es glauben? am Ende ward der Wunſch in mir rege, es möchte Alles dahin ſeyn, damit ich von dieſer furchtbaren Angſt erlöſt wäre, und da ich alle Methode beym Spiel aufgab, ſo ging er auch bald in Erfüllung.

Ich hatte hundert Francs von meiner Schwägerinn zu erheben: auch ſie müſſen d'ran, der Tropfen muß in den Ocean rinnen. Ich gehe zu ihr, und während ſie ihre Commode öffnet und das Geld ſucht, betrachte ich das friedliche Feuer im Kamin, das reinliche Gemach, deſſen Schmuck ihre Luſt iſt, das aufgeſchlagene Buch neben der häuslichen Lampe, und da wird mir zu Muth, als ſey ich ein Weſen aus einer andern Welt, ein Auswurf der Menſchheit. Ja, von ſolchen Genüſſen weiß ich nichts mehr; der Friede auf ihrem Geſicht, der Friede, den die Luſt dieſes Zimmers athmet, Gott! wie weit iſt er von meiner Bruſt! Mit zitternder Hand nehme ich das Geld, das bald ein Abgrund verſchlingen ſoll. Das gute Weib! ſie gab es mir in fünf neugeprägten Goldſtücken; ſie machte mich aufmerkſam darauf und meinte, ſo etwas bewahre man gerne auf. Ich war erſchüttert — und lief geradewegs ins Spielhaus. Eine innere Stimme ſagt mir, ich werde unfehlbar dieſes mein Letztes verlieren, aber ich will wiſſen, woran ich bin; und keine Zögerung! ein einziger Wurf ſoll die Entſcheidung geben! Ich trete hinzu, werfe meine fünf Goldſtücke auf den Teppich: verloren.

Mag man es für Erdichtung halten oder nicht, ich betheuere, ein eigenthümliches, ſchwermüthiges Gefühl der Freude ſtieg in meinem Herzen auf. Ich war empfindlich beſtraft für meine Tollheit, ich hatte die Züchtigung verdient, und meine Seele war damit wieder frey; ja, ich trat wieder ins Leben ein, ich genoß wieder wie Menſchen genießen, konnte mich freuen eines ſchönen Morgens, der frohen Geſichter der Freunde, des ſüßen Lächelns der Geliebten; ich war von einer Krankheit geneſen und fühlte den unſchätzbaren Werth der Geſundheit.

Ich ſetze den Fuß über die Schwelle des verfluchten Hauſes, den feſten Entſchluß im Herzen, es nimmer wieder zu betreten, da tritt an der Thüre ein ziemlich anſtändig gekleideter Mann, dem die Freude, die aus meinen Augen ſtrahlte, Muth machen mochte, demüthig vor mich hin und ſpricht mich um eine Unterſtützung an. Ich war nicht in der Stimmung, wo man eine Bitte abſchlägt, und griff inſtinctmäßig in die Taſche. Geſegneter Zufall! im Winkel der Weſtentaſche fühle ich ein kleines Geldſtück; es iſt ein Franc. „Hier!“ rufe ich und drücke ihm die Münze kräftig in die Hand. Aus dieſem Hier ſprach ſo viel Freude und Jubel, daß der Elende, der an dieſer Thüre auf die Großmuth glücklicher Spieler ſpeculirte, ſicher nicht anders dachte, als die Taſchen ſtrotzen mir von gewonnenem Golde. Dieſer Mann iſt ſchwerlich etwas Anderes, als ein Opfer des Spiels, und ſomit predigte der Bettler vor dieſer Thüre denſelben Text, der mir eben geleſen worden war. Ich habe mir die gedoppelte Warnung zu Nutzen gemacht, und möge hin und wieder ein Spieler, dem dieſe Zeilen vor Augen kommen, ſich mein Beyſpiel zu Herzen nehmen.

Heldenthaten.

Nach dem Griechiſchen.

Wie? — Siebzehn Menſchen ruhen hier im Grabe!
Sagt ſchnelle, welch' ein groſſer Held
Hat mit dem tapfern Schwerte ſie gefällt? —
„Es war ein Held der Pharmacie,
Ein Sohn des Äskulap mit ſeinem Schlangenſtabe,
Der, — um ſein Lob dort zu verkünden, — ſie
Vorausgeſendet in die andre Welt.“

Joh. Langer.

Tipu-Sahib's Tieger in London.

Unter den Felisarten gibt es eine, die ſich von den übrigen dadurch unterſcheidet, daß ſie faſt gar nicht ihre Krallen einziehen, oder, wie man ſagt, ein Sammtpfötchen machen kann (Guépard oder Felis jubata). König Franz I. von Frankreich beſaß ein ſolches Thier, das zur Jagd abgerichtet war, und das einer der königlichen Jäger gewöhnlich auf der Kruppe ſeines Pferdes mitführte. Geßner, der Zeitgenoſſe dieſes Königs, erwähnte dieſes Thieres; man hielt aber ſeine Beſchreibung für wenig mehr, als ein ihm aufgebundenes Mährchen, und obgleich ſpätere Reiſende im Orient, wie Bernier, Tavernier u. a. gleichfalls von dem Tiegerwolf ſprachen und Alles beſtätigten, was Geßner von ihm geſagt hatte, ſo beſchäftigte die Aufmerkſamkeit der Gelehrten ſich doch erſt wieder mit dieſem Thiere, als nach der Eroberung von Seringapatam zwey ſolche Tieger, die Tipu-Sahib gehört hatten, nach England gebracht wurden. Dieſe beyden Thiere kamen von ihren beyden frühern Wärtern begleitet an, denen ſie wie der beſte abgerichtete Hund gehorchten. Man ſchickte ſie nach Windſor, und die beyden Indier bathen dringend, man möchte ſie nicht in Käfige einſperren, ſondern frey im Park jagen laſſen, wie ſie es zu thun gewohnt ſeyen; die Wärter bothen dabey ihren Kopf zum Pfande, daß die Thiere kein Unheil anrichten würden. Georg III. mochte den „gräulichen Katzen“ nicht wohl trauen, und befahl, daß die Tieger den gewöhnlichen Wärtern der königlichen Menagerie übergeben werden und die Indier wieder in ihre Heimath zurückkehren ſollten. Nicht ohne tiefe Be-

trübniß konnten ſich die guten Hindus von den beyden Thieren, die ſie lange gepflegt hatten, trennen; ſie behaupteten, die Wärter der königlichen Menagerie wüßten nicht ſanft genug mit den Tiegerwölfen umzugehen, und würden ſie bald wieder verwildern machen.

Was ſie vorausgeſehen hatten, traf auch wirklich ein; die beyden in einem und demſelben Käfig eingeſchloſſenen Thiere wurden in kurzer Zeit ſo wild, daß Niemand mehr ihnen nahe kommen durfte, und als an einem ſchönen Morgen ihre Thüre ſchlecht verſchloſſen wurde, ſo brachen ſie aus, und ſchnitten, als man ſie wieder in ihren Käfig treiben wollte, ſo bedrohliche Geſichter, daß Niemand ſich ihnen zu nähern wagte. Nun befahl der König ſie zu erſchießen; allein zufällig erfuhren es die Hindus, die damahls gerade ſich einzuſchiffen im Begriffe waren, und bathen inſtändig, man möchte ſie zuvor noch einen gütlichen Verſuch mit ihren ehemahligen Zöglingen machen laſſen. Man willigte ein, und die Hindus kamen auf einige Zeit wieder nach Windſor zurück. Als man die Pforte des Hofes öffnete, trat Einer von den Hindus ein und rief den ihm zunächſt befindlichen Tieger bey ſeinem Nahmen. Allein das Thier wollte ſeinen alten Freund nicht mehr erkennen und knurrte mit grimmigem Geſicht. Der Hindu erſchrak und kehrte ſogleich um; allein bald ſammelte er wieder Muth, trank ein Glas Branntwein, und ging dann von ſeinem Gefährten begleitet nochmahls in den Hof. Jeder von ihnen hatte eine Capuze in der Hand, womit man den Kopf der Tieger zu bedecken pflegte, etwa wie man dem Falken eine Kappe aufſetzt, bevor man ihm die Beute zeigt. Der Tiegerwolf, der zuerſt Zeichen ſeines Grimmes von ſich gegeben hatte, knurrte noch mehr, als man auf ihn zuging, und als der Hindu, der voranſchritt, ihm nahe kam, ſtürzte er ſich auf ihn, und umkrallte und zerfleiſchte ihm den Arm; allein im Augenblick, wo er den Kopf erhob, bedeckte ihn der andere Hindu mit der Kappe, und ſogleich erinnerte ſich das Thier ſeiner alten Gewohnheit, kauerte auf die Hinterfüße nieder, und leckte ſeinem Wärter, den er eben voll Wuth angefallen hatte, die Hand. Dem andern Tieger brauchte man bloß die Kappe zu zeigen, als er ſich auch ſogleich unterwarf. Beyde Thiere wurden nun wieder in ihre Käfige gebracht; allein man war hartherzig genug, die Hindus, die ihr Leben daran gewagt hatten, um das ihrer Pfleglinge zu retten, abermahls von ihnen zu trennen.

Notizen.

Topographiſche Handelskarte des öſterr. Kaiſerſtaates.

Unter dieſem Titel iſt ſo eben eine Karte von Öſterreich nebſt einem topographiſch-ſtatiſtiſch erläuternden Handbuche erſchienen, welche wegen ihrer Nützlichkeit und des hohen Grades von Vollendung in Entwurf und Ausführung, mit Recht die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Der Ökonom der k. k. vereinten Cameral-Gefällenverwaltung für Tyrol und Vorarlberg, Hr. Fr. W. Klenner, iſt Verfaſſer derſelben, welcher ſich ſchon durch frühere Werke im Commerzialfache den ehrenvollſten Ruf erworben hat. Die Karte beſteht aus vier Blättern, und ihre ganze Länge von Oſt gegen Weſt beträgt 57½, und ihre Höhe 35½ Wiener Zoll. —

Man darf ſagen, daß hier nichts vermißt wird, was nur immer für den geſchäftsthätigen Kaufmann, für das k. k. Militär zum Behufe der Anordnung ſeiner Marſchrouten, für den wißbegierigen Reiſenden, oder überhaupt für Denjenigen Intereſſe hat, welcher die Kenntniß ſeines Vaterlandes rückſichtlich der Verwaltung ſowohl, als ſeiner ſtatiſtiſchen Verhältniſſe für Etwas achtet. — Außer der genauen Bezeichnung der neuen Cameral-Bezirksverwaltung in allen ihren Zweigen und Unterabtheilungen kommen auch alle Zollämter der Monarchie, die Hauptmauthen der angränzenden und entfernteren Staaten, die Jahrmarkt- und Badeörter, Geſundheitsquellen und alle ſtatiſtiſch merkwürdigen Puncte des Inlandes vor. Eben ſo alle Kunſt- und Commerzialſtraßen, alle Haupt- und Nebenflüſſe, und die dermahl beſtehenden Poſten des In- und Auslandes. (Die Karte überſchreitet nähmlich um ein ſo Bedeutendes die Gränzen der öſterreichiſchen Monarchie, daß ihr Areal 6700 geographiſche □ Meilen in ſich faßt). Im türkiſchen Reiche, wo bekanntlich keine Poſten beſtehen, ſind die gewöhnlichen Nachtſtationen mit den für die Poſten angenommenen Zeichen angedeutet. Unſtreitig hat ſich Hr. Klenner durch die Ausführung dieſes großen Unternehmens ein Recht auf den Dank jedes Vaterlandsfreundes erworben. Neun Jahre beſchäftigte ihn das ausgedehnte Werk, und nur einem ſo raſtloſen Eifer, und ſeiner perſönlichen Lage, die ihm die zuverläſſigſten Quellen öffnete, konnte es gelingen, ſo Vorzügliches zu leiſten. Leider hat ihm ſeither ein allzufrüher Tod unmöglich gemacht, die Früchte ſeines Fleißes und ſeiner pecuniären Aufopferung zu ernten. Wir wünſchen, daß dieſe im vollen Maße der hinterlaſſenen Familie zu Gute kommen mögen.

Die Karte nebſt dem erläuternden inhaltreichen Handbuche (26 Median-Druckbogen) iſt zu haben im k. k. Ärarial-Druckerey-Verſchleiße, oder in der Wohnung der Frau Witwe (Grünangergaſſe Nr. 833, 2. Stiege, 2. Stock.)

Noch müſſen wir bemerken, daß Stich und Druck ein Non plus ultra in dieſer Gattung genannt werden müſſen, wodurch ſich die Herren Wobich und David, erſterer beym Central-Cataſter, letzterer im topographiſchen Büreau angeſtellt, als Künſtler (vom erſten Range in Zeichnung und Kupferſtich erwieſen haben.

Ermin.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Ritter v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der goldne Becher.

Es war ein armer Knabe klein, so klein,
Er hatte nicht Haus noch Hof, nicht Stein noch Bein,
Wanderte aus Land, und es war ihm Heimat überall,
Und es war ihm Vaterland jedes Tal

Während mir mein Freund die Vergnügungen dieſes Salons mit den lebhafteſten Farben ſchilderte, ließ ich meine Augen in der Geſellſchaft umhergleiten, welche ungefähr aus dreyßig bis vierzig Perſonen beſtand. Meine Blicke verweilten jedoch am liebſten bey dem lieblichen Kleeblatt auf dem erwähnten Canapée. Sie hatten das Stammbuch noch vor ſich. Es waren drey Engelsgeſtalten im vortheilhafteſten Lichte placirt. Beſonders die Mittlere, die Muthwilligſte aus dieſem lieblichen Triumvirate, war ungemein hübſch. — Nicht gar groß, blond, Hals und Geſicht blendend weiß und Purpurlippen. Ganz das Bild der ſchönſten Camellie. — Und dann eine Taille, eine Haltung, ein Füßchen, man mußte dieſe niedliche Geſtalt nur ſehen, um zu glauben, wie lieblich ſie war. Die beyden andern Mädchen waren auch recht ſchön, aber in keinem Vergleiche mit meiner Erwählten. Endlich wendete ich mich an meinen Freund, ihn fragend, wer denn dieſe Engelsgeſtalt ſey.

„Ah, charmant!“ ſagte Adolph, „es iſt das Fräulein Florine von B***, das hübſcheſte Mädchen von Paris. Voll Witz, voll Talente! Sie ſpielt köſtlich Fortepiano, iſt für die italieniſche Muſik leidenſchaftlich eingenommen, die erſte Tänzerinn auf jedem Ball, die beſte.....“

„Genug,“ unterbrach ich ihn, „du beeiferſt dich ſo ſehr, daß du ſie bereits auf uns aufmerkſam gemacht haſt; ſie ſieht uns an! Gehen wir in die nächſte Fenſterbrüſtung!“

„Warum denn, lieber Heinrich? du biſt viel zu ſcheu. Das iſt gerade der günſtigſte Augenblick, dich ihr vorzuſtellen.“

„Um keinen Preis, Adolph,“ erwiederte ich, ihn mit Gewalt in das an den Salon ſtoßende Cabinet ziehend.

„Weißt du auch, Heinrich, daß Florine ſchon mehr als einmahl Gelegenheit gefunden hätte, ſich zu verehlichen, wenn ſie nur gewollt hätte? Aber ſie iſt eine kleine Spröde, ein Trotzköpfchen. Dem zehnten Mann gibt ſie gar kein Gehör.“

„Gut, Adolph,“ ſprach ich nun entſchloſſen, „es gilt den Verſuch. Ich möchte doch gerne ſehen, wie ſie mich empfängt.“

„Soll ich dich ihr vorſtellen?“

„Ich bin's zufrieden.“

Wir gingen auf die Fräulein beherzt los. „Meine Damen,“ begann Adolph mit ſeiner Lorgnette ſpielend, „ich habe die Ehre, Ihnen hier Herrn von Beaumont vorzuſtellen, Lieutenant vom Marinecorps und mein beſter Freund. Er mahlt wie ein Engel, und ſpricht beynahe ſo gut engliſch als die beyden Lady's.“ Er verſchwand mit einer leichten Verbeugung.

Die Tirade meines Gönners hatte mich verwirrt gemacht, ich wurde zinnoberroth, und war nicht im Stande ein vernünftiges Wort vorzubringen. Ich wollte eben mit einem Gemeinſatze beginnen, um nur etwas zu ſagen, als mir die hübſche Franzöſinn ſelbſt entgegenkam. Von dieſem Augenblicke an hatte ſie mich ganz gewonnen.

„Wie finden Sie dieſe Jo, mein Herr?“ flötete Florine; „man kann nicht bald etwas ſo Schönes ſehen. Ich glaube, nur ein vollendeter Künſtler kann ſolche Züge wiedergeben.“

„Wenn es auch dem Künſtler gelang, etwas Ausgezeichnetes zu liefern, ſo bin ich doch weit glücklicher zu nennen,“ erwiederte ich, „da die Natur mir ein Bild vor Augen ſtellt, das bey weitem dieſe Jo an Reiz und Anmuth übertrifft!“

Sie erröthete und blätterte ſchnell um. Ein kleines Seeſtück mit Unwetter war das nächſte Bild.

„O, ſchwaches Fahrzeug!“ ſagte ſie, mit einem kleinen Anfluge von Schrecken. „Sieh her, Jenny!“

Sie beſahen es alle drey ſehr eifrig.

„What is the name of that little boat?“ fragte mich Jenny, mit ihren leuchtenden Augen aufblickend.

„Mein Fräulein! — Verdammter Adolph, mit deiner engliſchen Sprache! — Miss! das iſt — it is a cutter!“ Mir ward heiß bey dieſen mühſam hervorgeſuchten Worten.

Die hübſche Franzöſinn lächelte, und zeigte dabey ihre niedlichen Zähne. Sie lachte mich vielleicht aus. Wäre ſie nicht da geweſen, mit den beyden Engländerinnen hätte mein Bischen Engliſch ſchon ausgereicht, aber vis-à-vis von ihr, da wollte es durchaus nicht gehen. Wären nur die hübſchen Zähne nicht geweſen. — Glücklicherweiſe meldete in dieſem Augenblicke ein Bedienter, daß ſich die Fräulein an den Theetiſch begeben ſollten. — Sie erhoben ſich und ſchwebten dahin, den Boden kaum berührend. Am Theetiſch kam ich neben Florinen zu ſitzen. Ich trank ein paar Taſſen Thee; es wurde mir entſetzlich heiß, natürlich, die Nähe Florinens und die paar engliſchen Worte hatten mich ſchon in Feuer gebracht. Ich trank dennoch fort, alle Welt hatte bereits aufgehört zu trinken, bis auf mich und einen alten Herrn. Adolph hatte ſich in eine Fenſterbrüſtung poſtirt, und ein intereſſantes Zweygeſpräch begonnen, ich trank noch immer fort. Der alte Herr hatte ſchon ſei-

ne Taſſe weggegeben, ich trank noch immer fort. Es ward mir ſehr ſauer; allein kaum hatte ich meine Taſſe auf den Tiſch geſtellt, als ein ſchöner Arm ſogleich befliſſen war, ſie wieder bis an den Rand zu füllen. Ich ſtürzte den Inhalt hinab, gleich wieder neue Füllung. Der Schweiß ſtand mir auf der Stirne, ich war ganz gebadet, ertränkt. Fräulein Florine präſentirte mir jedes Mahl mit ſchlauem Lächeln die Zuckerdoſe, ſie war beynahe ſchon leer. Mein ſcheinbar nicht zu ſtillender Durſt nach Thee mußte bereits mehreren der Anweſenden aufgefallen ſeyn. Ich war der Verzweiflung nahe. Ich ſetzte die Taſſe wohl zehnmahl weg, richtete meine Cravatte, beſchäftigte mich mit Fräulein Florine, gleich war die Taſſe wieder voll. Ich dachte endlich, das iſt wohl ſo eine engliſche Mode, die Leute das erſte Mahl, als man ſie empfängt, in Thee zu baden. Ich konnte es nicht mehr aushalten.

Endlich bey der fünfzehnten Taſſe richtete die Frau vom Hauſe ein paar engliſche Worte an mich, die mir meine muthwillige Nachbarinn ſogleich überſetzte, und mich dadurch aus keiner geringen Verlegenheit brachte.

„Milady bittet um Entſchuldigung," ſagte Florine, „aber es iſt kein heißes Waſſer mehr im Salon, allein wenn Sie es wünſchen, ſo wird gleich welches gebracht."

„O ich bitte! — Es wäre zu viele Güte." Ich konnte nicht Worte genug finden, um ſchnell zu ſagen, daß ich ſchon ſeit einer halben Stunde übergenug Thee getrunken hätte."

Florine lächelte, lachte endlich laut. „Wiſſen Sie denn nicht," ſagte ſie, „daß in einer engliſchen Theegeſellſchaft man den Löffel in die Taſſe legt, und nicht auf die Untertaſſe, wenn man nicht mehr zu trinken wünſcht."

„Warum ſagten Sie mir das nicht früher, mein Fräulein?"

„Aber, mein Herr, ich dachte, Sie wünſchten noch Thee. Es machte mir Vergnügen, Sie ſo herzhaft trinken zu ſehen."

„Ich danke ſchön," entgegnete ich ein bischen unmuthig.

„Und die Zuckerdoſe war ſchon bey der zwölften Taſſe leer, und Sie tranken dennoch fort. — Man wird jetzt tanzen, mein Herr, Sie ſind wohl auch Muſiker? Es ſind hier charmante Galoppen."

„Ich ſpiele die Flöte, mein Fräulein, ich werde ein wenig verſuchen." Am Pianoforte lag eine recht hübſche Flöte, ich ſpielte einige chromatiſche Fragmente, war aber feſt entſchloſſen, Fräulein Florine nicht zum Tanzen aufzumuntern, da mich die Muthwillige fünfzehn Taſſen Thee trinken ließ. Ich legte bald die Flöte weg und ging meinen Hut zu ſuchen.

Adolph wollte mich durchaus zurückhalten, ich konnte aber unmöglich bleiben, ungeachtet der glänzendſten Verſprechungen eines köſtlichen Abends.

Als ich im Vorzimmer meinen Mantel umnahm, hörte ich Florine, welche zu Adolph ſagte: „Ihr Freund hat ein tüchtiges Schwitzbad genommen, es wird ihm gut thun."

„Oh," erwiederte er, „er liebt ihn ungemein. Die Seeleute ſind gewohnt, viel Thee zu trinken." Wart, Spitzbube, dachte ich, ohne die fünfzehn Taſſen Thee hätte ich mich tüchtig in Florine verliebt, es iſt vielleicht ſo beſſer.

Lauträthſel.

Mein A kann Leib und Seel' erquicken,
Mein E gibt ſich im Leben kund;
Mein O kann manchen Kopf verrücken;
Mein J und E macht Herzen wund.

M.

Miscelle.

Die Banane oder der Piſang bildet eines der vorzüglichſten Nahrungsmittel von einem großen Theile des menſchlichen Geſchlechts innerhalb und zunächſt den Wendekreiſen. In den Äquinoctialländern Aſiens und Amerika's, in dem Tropenlande Afrika's, auf den Inſeln des atlantiſchen Meeres und der Südſee, wo immer die geringſte Hitze des Jahres 75° Fahrenheit überſteigt, bildet der Anbau dieſer Frucht eines der wichtigſten Geſchäfte der Einwohner jener Himmelsſtriche. Alle heißen Länder ſcheinen ihrem Fortkommen günſtig, und ſie wurde ſogar auf Cuba angepflanzt, in Gegenden, wo das Thermometer auf 45° F. ſinkt. Der Baum, der dieſe nützliche Frucht trägt, wächſt zu beträchtlicher Größe. Die Frucht hat ungefähr einen Zoll im Durchmeſſer und acht bis neun Zoll Länge, und iſt auf einer Seite etwas eingebogen. Wenn ſie reift, wird ſie gelb und füllt ſich mit einem überaus ſüßen Mark. Wild wachſende Bananen werden nicht gefunden. Die ganze Arbeit, die ihr Anbau erfordert, beſteht übrigens in weiter nichts, als daß man die mit reichen Früchten beladenen Zweige abſchneidet, und um die Wurzeln des Baumes die Erde ein- oder zweymahl des Jahrs auflockert. Auf einem Grundſtücke von wenig mehr als viertauſend Quadratfuß können mehr als dreyßig bis vierzig Bananenbäume ſtehen. Ein Fruchtbüſchel eines einzigen Baumes kann hundert ſechzig bis hundert achtzig Bananen enthalten, und ſiebzig bis achtzig Pfund wiegen. Allein das Gewicht

einer ſolchen Fruchttraube auch nur auf vierzig Pfund angeſchlagen, würde eine Bananenpflanzung obiger Art mehr als viertauſend Pfund Nahrungsſtoff liefern. Herr von Humboldt berechnet, daß 33 Pfund Weizen und 99 Pfund Kartoffeln denſelben Raum erfordern, auf welchem 4000 Pfund Bananen wachſen, folglich das Erzeugniß von Bananen ſich zu dem von Weizen wie 133 zu 1, und zu dem von Kartoffeln wie 44 zu 1 verhält. Die Leichtigkeit des Anbaues der Bananen hat ohne Zweifel dazu beygetragen, in den Tropenländern die Menſchen auf einer niedrigern Stufe der Bildung zu erhalten, da, wie man zu ſagen pflegt, die Noth die Mutter der Künſte iſt; oder vielmehr die gütige Vorſehung wollte dem Menſchen unter einem Himmelsſtriche, der an ſich ſchon zu einem dolce far niente einladet und ſogar nöthigt, die Mühſeligkeit erſparen, die das Erbtheil der Menſchen dießſeits und jenſeits der Wendekreiſe iſt. Allein da es uns zum Looſe gefallen iſt, unſer Brot im Schweiße unſers Angeſichts zu verdienen, während jenen paradieſiſchen Schlaraffenländern, im eigentlichen Sinne des Worts, das Brot, die Kleidung und die Butter auf den Bäumen wächſt, — bekanntlich wächſt außer den Piſangfrüchten dort auch der Brotbaum, — ſo können wir mit Recht, wie alle Menſchen, die etwas durch ſich ſelbſt geworden ſind, und der Natur nicht mehr verdanken, als ihre Geburt, ſtolz ſeyn darauf, daß wir nicht ſind, wie andere Leute, wie jene Indianer oder Mohren, die in ihren Hütten ſitzen, ſich höchſtens die Mühe geben, nicht zu verhungern, d. h. die Bananen von den Bäumen zu ſammeln, zu eſſen und zu ſchlafen. Die durch keine Noth zum Nachdenken aufgeſtachelte Trägheit des Tropenmenſchen hat ihn Jahrhunderte lang auf der Stufe gelaſſen, die ihn nur wenig über das Thier erhebt, während die Induſtrie des Europäers ihn unter ſeinem unfreundlichen Himmel und auf ſeinem kärglichen Boden zu allen Segnungen und Genüſſen des geſellſchaftlichen Lebens, den edlen Beſtrebungen, Tugenden, intellectuellen Reichthümern, — und freylich auch den Laſtern der Civiliſation — geführt hat. Doch was ſind alle Laſter der Civiliſation gegen die Gräuel des heidniſchen Aberglaubens, die Herabwürdigung des weiblichen Geſchlechts und die Menſchenfreſſerey?

Notizen.

Correſpondenz-Nachrichten.

Klagenfurt.

Hr. Kunſt, Regiſſeur des Theaters an der Wien, hat ſein hieſiges Gaſtſpiel beendet. Es währte länger, als anfangs beabſichtiget war, jeder Abend, an welchem er erſchien, war uns ein Feſtabend, welcher Rückerinnerungen zurückließ, die nicht ſo leicht der Seele entſchwinden. Ich gebe Ihnen kein Detail ſeiner Darſtellungen, auch keine Beurtheilung derſelben, denn Sie haben das Glück, den Künſtler ſelbſt zu beſitzen, ihn alſo ebenfalls zu kennen und zu ſchätzen. In dem hieſigen Blatte Carinthia fand Hr. Kunſt an dem k. k. Bibliothekar Hrn. Budik einen geiſtreichen tiefeindringenden Kritiker, der ihm ſein volles Recht widerfahren ließ und in der Stunde des Abſchieds ihm einen gelungenen Scheidegruß widmete, der vielleicht auch die Theilnahme Ihrer Leſer erregen wird, weßhalb ich Ihnen denſelben beylege.

Du ſcheideſt! — einmahl muß der Vorhang fallen
Des heitern Spiels, — es ruft die Pflicht Dich fort,
Doch lange wird's im Herzen wiederhallen,
Wie Du es ſprachſt, das große hehre Wort. —
Verfliegen mag das bunte Farbenſpiel,
Die Zeichnung bleibt — in ihr lag Dein Gefühl.

Nicht groß, fürwahr, iſt jetzt die Künſtlergilde!
Was uns der kalten Wirklichkeit entreißt,
Fehlt oft des Mimen mißverſtand'nem Bilde —
Gefühl des Schönen in der Dichtung Geiſt.
Doch was Du ſprichſt, iſt ſeelenvoller Klang,
Nur ſo wird Dichterſprache zum Geſang.

Der eitle Schmuck kann zwar das Auge blenden,
Doch dringt er nicht in's Herz, und hält's nicht warm.
Führt die Natur uns nicht mit ſichern Händen,
Bleibt ſelbſt der Farbe hellſter Schimmer arm;
Denn dem Gemüth dünkt nur das Wahre ſchön,
Und wer es rühren will, muß es verſteh'n.

Du haſt's gerührt! — Aus tiefſter Seele gingen
Der Klage Töne, wie des Zornes Wuth;
Und freudig nah'n wir, Dir den Kranz zu ſchlingen,
Empfang ihn freundlich als ein werthes Gut.
Und kommſt Du wieder, — wieder biſt Du werth,
Du ſiehſt es ſelbſt, wie man die Kunſt hier ehrt.

Literariſches.

Wie das künſtleriſche und literariſche Wirken unſeres Vaterlandes auch von dem auswärtigen Deutſchland mit Intereſſe und Achtung aufgenommen wird, wo es in würdiger Leiſtung oder Forſchung ans Tageslicht tritt — dieß beweiſt unter Anderm ein neuerlicher Aufſatz in dem mit dem Morgenblatte zugleich erſcheinenden Kunſtblatte über die „Mittheilungen aus Wien," herausgegeben und redigirt vom herzogl. Anhalt'ſchen Rathe Fr. Pitzligg, welchen unſere verehrten Leſer auch unter dem angenommenen Nahmen Ermin kennen. Durch beynahe vier volle Blätter entwickelt der Berichterſtatter die Rubriken über hieſige bildende Kunſt und ihre Erzeugniſſe, excerpirt dieſelben ziemlich weitläufig, und macht ſie, neben wenigen eigenen Ergänzungen, zur Grundlage ſeines Urtheils. — Auf dieſe Art wäre nun die gediegene periodiſche Schrift ein Organ geworden, deſſen Stimme wiedertönt auch in den übrigen deutſchen Landen, und es wird die ohne Prunk und Lobhudeley geſpendete Anerkennung vaterländiſcher Verdienſte ſich fortpflanzen und zu gemeinnütziger Nachahmung ſo wie zum Ruhme unſers theuren Öſterreichs führen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Freitag, den 11. 70 11. Juni 1886.

Die Schule und Theater.

Von Dr. Ludwig Pietsch.

Die Schule hat mehrfach, als Theater-Kritiker, mit dem Theater zu thun gehabt. Sie hat mich, wie Sie wissen, nicht immer freundlich behandelt. Sie hat mich, wie Sie wissen, mehrfach ausgelacht. Sie hat mich, wie Sie wissen, mehrfach ausgepfiffen. Sie hat mich, wie Sie wissen, mehrfach ausgezischt. Sie hat mich, wie Sie wissen, mehrfach ausgebuht. Sie hat mich, wie Sie wissen, mehrfach ausgetrommelt. Sie hat mich, wie Sie wissen, mehrfach ausgeklatscht. Sie hat mich, wie Sie wissen, mehrfach ausgeschrieen. Sie hat mich, wie Sie wissen, mehrfach ausgestampft. Sie hat mich, wie Sie wissen, mehrfach ausgeschimpft. Sie hat mich, wie Sie wissen, mehrfach ausgepocht. Sie hat mich, wie Sie wissen, mehrfach ausgeschnarrt. Sie hat mich, wie Sie wissen, mehrfach ausgeschnarcht. Sie hat mich, wie Sie wissen, mehrfach ausgeschnalzt

Üppigkeit angehaucht, welcher ſeinen reizenden Schleyer ſelbſt auf die proſaiſcheſte und alltäglichſte Gegend dieſes herrlichen Landes breitet.

An der verhältnißmäßigen Kühle des ſchönen Abends ſich labend, trat Sir Looper, ein junger Arzt, der vor einigen Tagen von Surat angelangt war, um ſich der Geſandtſchaft des Sir Thomas Roe *) anzuſchließen, aus ſeinem Zelte, welches in geringer Entfernung unter dem Schatten einiger prachtvollen Mangobäume aufgeſchlagen war, um ſeine Blicke auf eine Scene zu heften, die geeignet war, ſein empfängliches, jugendliches Gemüth zur höchſten Bewunderung hinzureißen. Er ließ die Schaar ſeiner Begleiter, womit in dieſem Lande der Unterwürfigkeit jeder Mann von einigem Einfluſſe umgeben iſt, zurück, und erging ſich etwas weiter vorwärts am Ufer des Sees, um von der erwähnten mahleriſchen Berggruppe einen beſſern Proſpect zu gewinnen, vielleicht auch um zuweilen einen Blick auf die reizende Geſellſchaft der Brahman'ſchen und Hajepoot'ſchen Jungfrauen zu werfen, die fröhlich am Geſtade plauderten, und neugierig durch die Falten ihrer Doputta's (Schleyer) den ſchlanken, wohlgebildeten Fremdling betrachteten.

Während der junge Arzt ſo beſchäftiget, und ſich ganz ſeinem Vergnügen überlaſſend, um die Grundfläche eines Uferfelſens bog, wurde er plötzlich durch den nahenden Fußtritt eines Mannes aus ſeinen Träumen aufgeſchreckt, aber die Geſtalt und Haltung des Fremdlings verſcheuchten alſobald jede Beſorgniß. Er war vollſtändig gekleidet, und der gekrümmte Silberſtock in ſeiner Hand bezeichnete ihn als einen ſogenannten Chokedar oder Spießträger, deren ſich Perſonen vom Range zu bedeutendern und vertrauten Geſchäften bedienen. Er trat demüthig in gebeugter Stellung heran, und ſeine ehrfurchtsvoll gekreuzten Arme zeigten an, daß der Zweck ſeiner Bothſchaft keineswegs drohender oder herausfordernder Art ſey.

„Wer ſeyd Ihr, Freund, und was wollt Ihr von mir?“ fragte der Engländer, als der Chokedar ſtillſchweigend und eine Anrede erwartend vor ihm ſtand.

„Dein Sclave iſt der Diener eines Herrn, deſſen Nahme nicht ausgeſprochen werden darf,“ war die Antwort, „und er kömmt zu den Füßen des großen Frankenarztes.“

„Und wär' ich Jener, den ihr meinet, ſo möchte ich wiſſen, wozu man meiner benöthigt.“

„Deinem Sclaven möge es vergönnt ſeyn, den Beyſtand der Gegenwart *) in einem höchſt betrübenden Falle anzuflehen. Jemand befindet ſich in krankem Zuſtande, und bedarf unmittelbare Hülfe. Der Segen Allah's wird auf die Gegenwart niederthauen, und dein Lohn unendlich ſeyn!“

„Doch wer iſt dieſer nahmenloſe Kranke? und wohin fordert man, daß ich kommen ſoll? So gerne ich Unglücklichen meinen Beyſtand gönne, kann ich doch nichts thun, ohne nähere Anzeigen zu erhalten, und die Klugheit verbiethet mir, mich in die Macht eines Fremden zu begeben, der ſeinen Nahmen, Stand und Wohnung mir verbirgt.“

„Dein Sclave wagt es zu bemerken, daß es ihm ſtreng gebothen worden, weder Nahme noch Wohnung anzugeben, denn hier hängt Leben und Tod von tiefer Verſchwiegenheit nicht minder, als von Eile ab. Aber Mylord, ſeyd verſichert, daß man keine übeln Abſichten habe. Mein Leben iſt in Mylords Hand, aber mein Kopf bürgt für mein unverbrüchliches Schweigen. Doch während Mylord zaudert, naht der Engel des Todes. Möge Er alſo einwilligen, und nicht länger ſäumen.“ Der Bothe ward immer ernſter und dringender.

Sonderbar! dachte der Engländer. Wäre es Jemand von Rang oder Einfluß, der meine Hülfe in Anſpruch nimmt — weßwegen ſollte er ſeinen Nahmen nicht wiſſen laſſen wollen? Zwar man fordert ſelbſt unter uns von Ärzten oft das tiefſte Geheimniß, und in dieſem Lande des Schleyers und der Intrigue ſollte dieß nicht eben ſo gut der Fall ſeyn? Wer kann beſtimmen, welche Gründe dieſe Heimlichkeit zur Nothwendigkeit erheben mögen? Geſetzt es wäre irgend ein weibliches Weſen in dieſem Falle! — und bey dieſem Gedanken ſchlug ſein Herz ſtärker, denn unſer junger Arzt, ein enthuſiaſtiſcher Bewunderer des ſchönen Geſchlechtes, hatte überdieß einen ſtarken Hang zum Romantiſchen. „Ein Weib,“ rief er aus, die neue Spur im Geiſte verfolgend, „ein krankes Frauenzimmer, deſſen Übel vielleicht tiefer ſitzt, als im Körper, tiefer, als es ihr zuträglich ſeyn mag. Es iſt nicht das erſte Mahl, daß ein junger Arzt gerufen wurde einen Puls zu fühlen, der von anderer Gluth bewegt wurde, als jener des Fiebers; — oder, könnte die Krankheit nicht auch bloßer Vorwand ſeyn, um eigenthümliche Zwecke zu erreichen?“ — Und der flüchti-

*) Geſandter Jacob I. von England an Jehangur Padſhah den Großmogul im Jahre 1675.

*) Ein Titel bey den Hindoſtanen.

ge Blick, den der junge Mann mit Wohlgefallen auf ſeine hübſche Figur, ſo wie eine Art leichten Erröthens, verriethen die menſchliche Eitelkeit, welche, wie eine Schlange unter Roſen, ihr Haupt unter manchen beſſern Gefühlen emporſtreckt.

So geſchah es denn, daß, wie er es ſich auch ſelbſt verbergen mochte, die Gefälligkeit des jungen Arztes mehr dieſer romantiſchen Idee, als dem wirklichen Triebe Hülfe zu leiſten entſprang. Nicht als wäre dieſer plötzliche Entſchluß bloß Folge einer geckenhaften Eitelkeit geweſen, es war vielmehr der Hang zum Abenteuerlichen, und ein glühendes Temperament im Spiele, welche den Jüngling bereits vermocht hatten, ſich in ſo entfernte Gegenden zu begeben, und ein zu jener Zeit noch ſo fremdartiges Land ſich zu ſeinem Aufenthalte zu wählen. Aber es war genug, und ohne ferneres Nachdenken zeigte er ſich bereit, dem Bothen zu folgen, doch äußerte er den Willen, ſeine Leute früher von ſeiner Entfernung zu benachrichtigen.

„Gut, Mylord," erwiederte der Mann, „ein Palankin iſt bereits von deinem Sclaven zur Stelle geſchafft worden."

„Der Palankin auch! — dann wahrlich ſcheint jede Vorbereitung getroffen worden zu ſeyn," murmelte der Doctor, während er ſich zu ſeinem Zelte begab, und ſeinem freyen Diener ankündigte, daß er eines Amtsgeſchäftes willen ſich vielleicht auf längere Zeit entferne, und man daher über ſeine Abweſenheit beruhigt ſeyn könne.

Einige Minuten darauf begab er ſich an die Stelle, wo er den Chokedar zurückgelaſſen hatte, und dieſer führte ihn ſogleich zu einer kleinen Höhle unter Ruinen, wo ein Palankin mit der hinlänglichen Anzahl von Trägern bereit ſtand. Wenn ein augenblicklicher Zweifel noch den raſchen Entſchluß des Engländers erſchüttert hätte, ſo verſchwand dieſer gänzlich bey dem Anblicke der offenbar zu ſeiner höchſten Bequemlichkeit getroffenen Anſtalten; denn der Palankin war mit allen Zeichen einer Perſon vom Range ausgeſchmückt, und die Träger einfach aber ſehr geſchmackvoll gekleidet. Er ſetzte ſich daher ganz vertrauensvoll in die Sänfte, die Vorhänge wurden zugezogen, der Palankin aufgehoben, und der junge Arzt mit großer Schnelligkeit davongetragen.

Ungeachtet der Folge von Gedanken und Betrachtungen, die ſeine Seele durchkreuzten, unterließ unſer Engländer es nicht, den Weg, welchen die Sänftenträger machten, beobachten zu wollen, doch ſeine gänzliche Unkenntniß der Localität, und der unvollkommene Anblick der Gegenſtände, welcher ihm durch die Lücken der Vorhänge gegönnt war, vereitelten ſeine Bemühungen. Er konnte nur bemerken, daß der Pfad lang und uneben war, ſich durch Erdriſſe und Felſenhügel wand, oder auch gelegentlich an einem Sumpfe, Graben, Garten oder an Ruinen vorbeyſtreifte, und dieß ging ſo eine volle Stunde fort, nach welcher Zeit ſeine Blicke wieder auf Häuſer und Mauern fielen. Doch hatte es ſchon ſo weit herangedämmert, daß nichts mehr zu unterſcheiden war. Zugleich ließ auch der geheimnißvolle Schleyer, der das Ereigniß bedecken ſollte, wahrſcheinlich den Gebrauch der Fackeln nicht zu, obſchon das häufige Stolpern der Träger die Mühe ſattſam beurkundete, welche ihnen das Gehen auf dem rauhen Pfade verurſachte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Madonna-Bild.

Sterne flimmern, ach wie ſchaurig
Iſt der Erde ſtumme Nacht,
Und mein Leben bleich und traurig
Wie der Mond, der oben wacht.

Grab und Ferne, Mond und Sterne
Ewig ſehn' ich mich nach euch,
Ging ſo gern mit euch, ſo gerne,
Denn ihr führt in's blaue Reich!

Oben fänd' ich Herzen wieder,
Bin ja hier ſo ganz verarmt,
Tauſend Lichter blicken nieder,
Kein's ſich meiner Nacht erbarmt! — —

Gott! was ſeh' ich? — Mondesſtrahlen
Fallen dort auf's heil'ge Bild!
Himmelsbothen! ja ſie mahlen
Silber in dein Antlitz mild!

Und ich Frevler konnte klagen,
Daß kein Stern in meiner Nacht?
Dank den Strahlen, die mir ſagen,
Wie die Liebe oben wacht!

Heilige! vergib dem Blinden,
Schließ ihm nicht den Himmel zu,
Mutter! laß mich Gnade finden,
Ew'ge Liebe trägſt ja Du!

Gott! nun ſeh' ich Deine Sterne
In des Menſchen Herz geſenkt,
Wer ſie draußen ſucht und ferne,
Der verlor, was Du geſchenkt.

Nicht die Sterne, die wir ſehen,
Führen uns in's blaue Reich,
Sterne ſind's, die nicht vergehen,
Nicht ſo hoch, und nicht ſo bleich:

Denn es ſind des Glaubens Strahlen,
Fallen auf der Liebe Bild,
Und der Hoffnung Farben mahlen
Uns dieß Bild in's Herz ſo mild —

Ja ſo mild! wie blaß und trübe
Erd' und Leben um uns weint,
Dieſes Bild der ew'gen Liebe
Ewig klar und himmliſch ſcheint.

Edmund v. Bäumen.

Der afrikaniſche Salzſee.

In Folge unterirdiſcher Salzquellen liegt, mitten in einer ausgedehnten Ebene von beträchtlicher Höhe über dem Meeresſpiegel, ein See von ovaler Form und etwa drey engliſche Meilen im Umfang, deſſen Waſſer ſo ſalzig wie das der See, und deſſen ganzer Grund, nach Barrow, mit einer Salzkruſte bedeckt ſeyn ſoll. An der einen Seite iſt ein ſanft abhängiges Ufer von grünem Raſen, an den andern Seiten ſind die Ufer höher, ſteiler, und durchgehends mit einem üppigen Holz- und Pflanzenwuchs bedeckt. Rings umher, am Rande, hatte ihn auf einem großen Theil der Oberfläche eine dicke Salzlage überzogen, welche mit kleinen ſchneeweißen Kryſtallen beſtreut war, ſo daß das Baſſin ausſah, wie ein theilweiſe gefrorner Teich, der mit Reif oder feinen Schneeflocken bedeckt iſt. Dieſes winterliche Anſehen des Sees contraſtirte wunderbar mit der üppigen Vegetation an ſeinen Ufern, wo Holzungen vom ſchönſten Immergrün und ſchlanke Akazien mit blühenden Stauden und köſtlichen exotiſchen Pflanzen von ungemeiner Größe abwechſelten, wie die Petulacacia afra (das Lieblingsfutter des Elephanten), der Craſſen-Baum, der ſcharlachrothe Cotelydon, mehrere Gattungen der Lilien, wovon einige ihre dicken Blumenbüſche über den Rand des Sees hinausneigten, andere ihre ſtolze Tiara von blutrothen Blumen bis zu einer Höhe von 12 — 15 Fuß emporſtreckten, und über alle hinaus die gigantiſche Euphorbia, die ihre blätterloſen Arme weit über den Staudenwald emporhob. Das Ganze, von der untergehenden Sonne mit glühendem Roth übergoſſen, machte eine wunderbar herrliche Wirkung.

S.

Auflöſung

des Lauträthſels im vorigen Blatte:

Laben, leben, loben, lieben.

Notizen.

Literatur.

Wiener Geſellſchafter zur Erheiterung für Gebildete. Herausgegeben von And. Schumacher. Verlag von Franz Tendler.

Hievon ſind bereits zwey Hefte erſchienen, und wir haben mit Vergnügen daraus entnommen, daß der Hr. Herausgeber mit dieſem literariſchen Unternehmen es ſich angelegen ſeyn läßt, das Publicum mit einer glücklichen Auswahl von neueſten Geiſtesproducten zu unterhalten. Wir heben nur einige aus. Die metriſchen Leiſtungen von Bauernfeld, R. v. Braunthal, Ch. W. Huber, F. Raimund, Joh. N. Vogl, F. D. Weigl, und vom Herausgeber ſelbſt verdienen angerühmt zu werden. Darunter zeichnen ſich die lyriſchen Gedichte, und die beyden Balladen von J. N. Vogl, die eine, im erſten Hefte, unter dem Titel, „das Mütterchen an der Kirchthüre," und ſein „Hadmar von Kuenring"; dann Ch. W. Huber's Kaſſide, „Göthe's Apotheoſe" betitelt, aus. — An der Spitze der proſaiſchen Erzeugniſſe dürfte unſtreitig das Fragment über „chriſtliche und antike Sculptur," von u — er wegen ſeines belehrenden Inhalts, ſtehen. Die Novelle von J. Stoy, „der Ritt zum Tode," und ſein Mährchen, „die Jagd des Böſen" ſind mit Fleiß ausgeführt; die „Gründung von Achen" von — l iſt zu bekannt; „die Schwalbe," eine Novelle von Fitzinger, geht ihr in jeder Beziehung voran; doch wäre allen dreyen eine lebhaftere Darſtellungsweiſe zu empfehlen. Die Lebensſkizzen Poquelin's und Prehauſer's, die eine ohne Bezeichnung des Verfaſſers, und die andere von Tſchiſchka, füllen ihren Platz gut aus. Recht unterhaltend iſt das Urtheil des Hrn. Stegmayer über die Improviſatoren. Wenn man eine Art von Kunſt — vorausgeſetzt, daß das Improviſiren auch in das Gebieth der Kunſt gehört — auf's Haupt ſchlagen will, ſo entſpricht es unſerer Bildung und unſerem Geſchmacke am beſten, wenn wir den Kämpen mit heiterem lachenden Geſicht, und nicht, wie wir erſt kürzlich, bey Beurtheilung eines Virtuoſen, anderswo zu bemerken Gelegenheit hatten, mit dem Ausſehen eines grimmigen Samſon, in die Schranken treten ſehen. — Des Herausgebers, „Gauſlhladderin," iſt recht humoriſtiſch, und gut, und ihr zur Seite nehmen Pachhueber's Meinungen, die er uns in vertrauten Briefen eröffnet, eine würdige Stelle ein. Möge daher Hr. Schumacher, deſſen Talente zur Begründung und Erhaltung einer Lectüre, wie die gegenwärtige, ganz geeignet ſind, auf der vorgezeichneten Bahn fortſchreiten; wir hoffen, daß ſein Bemühen von gutem Erfolge begleitet, und durch die Unterſtützung der ausgezeichneten Männer, deren einige wir am Titelblatte bemerkten, eine weite und ehrenvolle Ausdehnung erhalten werde, um ſo mehr, da uns, bey der Reichhaltigkeit der Hefte, der Preis jedes einzelnen von 30 kr. C. M. äußerſt mäßig dünkt.

S.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mot. Bl.: J. Nik. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Die Schlacht von Magenta.

Von Moltke.

Es ist nicht die Absicht meiner Schrift, eine vollständige Geschichte des italienischen Krieges von 1859 zu geben, sondern nur die Ereignisse zu beleuchten, welche für die Kriegführung von Interesse sind. Ich werde daher die Schlacht von Magenta nicht in ihrem ganzen Verlaufe, sondern nur in ihren Hauptmomenten schildern. Dazu gehören die Stellungen, welche die Armeen vor der Schlacht einnahmen, und die Absichten, welche sie verfolgten.

Die Franzosen hatten ihre Armee in Genua ausgeschifft und dann in zwei Massen getheilt. Die eine, unter Mac Mahon, war über Alessandria, die andere, unter Niel, über Casale gegen Vercelli vorgegangen. Die Sardinier hatten ihre Armee in einer Linie von Casale bis Valenza aufgestellt, um den Uebergang über den Po zu vertheidigen. Diese Linie war ungefähr 10 Meilen lang. Sie hatte in der Mitte eine Reserve, welche bei Vercelli stand. Die Oesterreicher hatten ihre Armee in Lombardo-Venetien in vier Armeekorps getheilt, welche in einer Linie von Pavia bis Peschiera standen. Diese Linie war ungefähr 20 Meilen lang. Sie hatte in der Mitte eine Reserve, welche bei Mailand stand. Die Armee hatte also eine Stellung eingenommen, welche ungefähr doppelt so lang war, als die der Sardinier. Sie hatte ferner eine Stellung eingenommen, welche ungefähr doppelt so lang war, als die der Franzosen. Sie hatte endlich eine Stellung eingenommen, welche ungefähr doppelt so lang war, als die der Franzosen und Sardinier zusammen.

Diese Stellungen waren, wie man sieht, sehr ungleich. Die Franzosen und Sardinier hatten ihre Armeen in einer Linie von ungefähr 10 Meilen Länge aufgestellt, während die Oesterreicher ihre Armee in einer Linie von ungefähr 20 Meilen Länge aufgestellt hatten. Die Franzosen und Sardinier hatten ihre Armeen in einer Linie von ungefähr 10 Meilen Länge aufgestellt, während die Oesterreicher ihre Armee in einer Linie von ungefähr 20 Meilen Länge aufgestellt hatten. Die Franzosen und Sardinier hatten ihre Armeen in einer Linie von ungefähr 10 Meilen Länge aufgestellt, während die Oesterreicher ihre Armee in einer Linie von ungefähr 20 Meilen Länge aufgestellt hatten.

Diese Stellungen waren, wie man sieht, sehr ungleich. Die Franzosen und Sardinier hatten ihre Armeen in einer Linie von ungefähr 10 Meilen Länge aufgestellt, während die Oesterreicher ihre Armee in einer Linie von ungefähr 20 Meilen Länge aufgestellt hatten. Die Franzosen und Sardinier hatten ihre Armeen in einer Linie von ungefähr 10 Meilen Länge aufgestellt, während die Oesterreicher ihre Armee in einer Linie von ungefähr 20 Meilen Länge aufgestellt hatten.

ten Gang, welchen ein hölzernes Gitter ſchloß, und bey dem hellen Scheine der Fackeln, welche nun angezündet wurden, zeigte ſich am Ende des Ganges eine Thüre, vor welcher ein Purdeh oder Vohang von weiß und rothem Wollentuch jeden Blick in das Innere verhüllte.

Wieder durch Geberdenſpiel und im tiefſten Stillſchweigen erſuchte ihn der Chokedar zu warten, während er vorwärts ging, um ein Zeichen zu geben. Die Angſt des jungen Mannes wurde durch alle dieſe Förmlichkeiten etwas geſteigert, ſeine Neugierde war auf das Straffeſte geſpannt, und drohte in Ungeſtüm überzugehen, ehe der Purdeh leiſe weggezogen ward. Der Chokedar führte ihn vorwäts, verſchwand jedoch ſchon vor dem myſtiſchen Vorhange, und unſer Arzt befand ſich alsbald in einem andern ſchmalen Hofe, an der Hand eines dicht verſchleyerten Frauenzimmers, welches ihn eingelaſſen hatte.

Sogar der freudige Schauer, welcher ihn durchdrang, als er ſeine Lieblingsphantaſie in Erfüllung zu gehen bereit ſah, hinderte ihn nicht, einen Blick auf den neuen Schauplatz zu werfen. Er war gänzlich verändert, keine Spur der Verfallenheit und der Öde, die außerhalb geherrſcht hatte. Das nette Höfchen, blank und höchſt gefällig, hatte rings umher kleine Abtheilungen, welche durch ähnliche Purdeh's, wie die frühere Thüre, geſchloſſen wurden, und über das Ganze ſchwebte gleichſam ein Hauch der Anmuth und des Wohlbehagens. Schnell jedoch wandte er ſich von dem Lebloſen, um das weibliche Weſen in ſeiner Nähe aufmerkſamer zu betrachten, und überlegte eben, auf welche Weiſe er am glücklichſten ein Geſpräch anknüpfen könnte, als dieſe, ihm zuvorkommend, folgende Frage, doch in ſehr unterwürfigem Tone an ihn richtete:

„Mylord iſt ein Arzt?“

„Wohl Lady,“ erwiederte er.

„O du haſt lange gezaudert,“ begann ſie jetzt, „und die Zeit und Krankheit ſind ungeſtüm. Laß uns eilen!“

„Biſt du es denn, die mich hergerufen,“ ſagte der Engländer, in einem Tone, welcher einigermaßen ſeine Unbehaglichkeit über die Täuſchung ſeiner ſchmeichelnden Träume verrieth, „warum dieß Geheimnißvolle, warum wurde jeder nähere Umſtand bis auf den Nahmen mir entzogen, mich ſo verhindernd, mich mit dem Nothwendigen zu verſehen.“

„Wurde Mylord nicht ſogleich kund gegeben, daß ein Kranker ſeiner Hülfe benöthige? Zu einem ſolchen Geſchäfte muß ein großer Arzt jederzeit vorbereitet ſeyn.“

„So viel ſagte man mir, das iſt wahr,“ entgegnete der Engländer, „aber ich dachte — ich glaubte“ hier ſtockte er, „kurz, ich konnte mich nicht auf alles, was in manchen Fällen erforderlich ſeyn könnte, vorſehen.“

„Fremdling,“ ſprach ernſt die Verſchleyerte, „in Hindoſtan vertrauet man kein Geheimniß den Lippen der Dienerſchaar, kaum der Athem des Himmels darf dasjenige erfahren, was die Frauen betrifft. Wiſſe, daß dein Beyſtand nicht für einen gewöhnlichen Fall angeſucht worden iſt, jenes Leben, das am Rande des Abgrunds ſchwebt, gehört nicht gemeinem Weſen an, noch wird der Lohn deiner Mühe kleinlich ſeyn. Eine junge und reizende Dame kämpft mit dem Todesengel. Wir vertrauen, daß dein Eifer und deine Kunſt den Verderber hinwegſcheuche, und die ſinkende Roſenknoſpe der Jugend und Anmuth erhalten werde.“

Das Herz des jungen Mannes ſchlug höher, und raſch erwiederte er: „Ich bin bereit, führe mich ins Krankenzimmer; ich will das Möglichſte thun, um die ſieche Blüthe zu erheben!“

„Folge mir denn“ entgegnete die Frau, „ſprich nicht, thue nicht mehr, als deine Kunſt gebiethet, ſey beſcheiden und dein Lohn iſt ſicher; aber Vorwitz oder Unklugheit dürften unſelige Folgen nach ſich ziehen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Meine Blumen.

O ſeyd mir gegrüſſet, ihr lieblichen Sproßen
Der ſchaffenden Erde, des kühlenden Thau's,
Wie ſehen die keimenden freundlichen Roſen
So ſehnend aus ſchwellenden Knoſpen heraus.
O weilet noch länger im ſchützenden Haus!
Ihr müſſet zu kühn in die Welt euch nicht wagen,
Es könnte ein Wurm eure Blüthen zernagen! —
Ihr gleichet der Jungfrau — ſie iſt ſo wie ihr
In Anmuth und Unſchuld das Ziel frecher Gier,
Von kriechenden Schelmen und ehrloſen Dieben —
Sie ſchwören, euch ewig und innig zu lieben,
Zerfreſſen die Blüthe, vergiften das Herz,
Und Röslein muß ſterben in Wehmuth und Schmerz!!
Drum weilet noch länger im ſchützenden Haus,
Und wagt euch zu früh in die Welt nicht hinaus. —

Das Bräutchen in Haaren verſchleyert ſich ſinnig —
Und blickt aus der Hülle ſo ſchelmiſch und innig,
Und lockt den Geliebten und ruft: „ich bin dein“!
Doch naht er, ſo hüllet ſie neckend ſich ein. —

Der heilende Eibiſch — Camillen daneben,
Sie nützen und wirken ſo ſegnend im Leben,
Sie keimen ſo üppig und kräftig und friſch,
Und prahlen dabey nicht mit Farbengemiſch.

Dem redlichen Bürger möcht' ich ſie vergleichen,
Deß' nützliches Walten und Müh'n ſie erreichen.
Der Hahnenkamm bläht ſich mit eitlem Vertrauen,
Er iſt wie ein modiſches Herrchen zu ſchauen.

Friſirt und geleckt iſt das Köpfchen gar fein —
Die Kapſel iſt groß — doch der Inhalt iſt klein.

Die prahlende Tulpe, das Bild der Kokette,
Mit ſämmtlichen Blumen buhlt ſie in die Wette,
Und ſchaut im geſchmückten, buntfarbigen Kleid
Aufs duftende Veilchen mit Hochmuth und Neid.
Neugierig beſchaut ſie wohl hie und da Einer,
Doch pflücken und lieben wird ſie ſo leicht keiner.

D. F. Reiberſtorffer.

Die fiſchfangenden Kühe.

(Von Roulin in der „Revue des deux Mondes“ mitgetheilt.)

In einer der ſtaatswirthſchaftlichen Novellen, welche die Engländerinn Miß Martineau herausgab, um die wichtigſten Grundſätze der politiſchen Ökonomie unter dem Volke gangbar zu machen, in der Ella von Garveloch, findet ſich eine ſonderbare Gewohnheit berührt, die das Hornvieh in gewiſſen Gegenden annimmt, die an der See gelegen, einen nur wenig fruchtbaren Boden haben. Garveloch iſt ein Eyland, das zu einer an der Weſtküſte von England gelegenen kleinen Inſelgruppe gehört. Es iſt nur von geringem Umfang, ſehr gebirgig, und der Boden an ſich könnte nur eine ſehr geringe Anzahl von Menſchen ernähren; allein die Einwohner haben ſich einen kleinen Handel mit Barille eröffnet, die ſie aus der Verbrennung von Seegewächſen gewinnen, die das Meer ans Ufer ſpühlt; ein Theil der kleinen Bevölkerung nährt ſich vom Fiſchfang, und auch ihre Hausthiere leben zum Theil von Fiſchen.

Miß Martineau ſchildert uns im Eingange ihrer Novelle, wie der Eigenthümer der Inſel, von einigen Freunden begleitet, dort ankommt, und einer von ihnen die einzige Meierey beſucht, die damahls auf Garveloch zu ſehen war. „Habt ihr ſonſt kein Vieh,“ fragt der Fremde, „als dieſe zwey ungeſtriegelten Klepper und jene drey oder vier Kühe, die ich dort im Sumpfe weiden ſehe?“ „Ey, das wäre ſchön,“ erwiedert der Pächter, „wenn ich nicht mehr hätte; dort unten am Ufer iſt noch eine Heerde Kühe, welche fiſchen.“ — „Kühe, welche fiſchen, ſagt ihr? Wie meint ihr das?“ — „Ich meine es nicht anders, als ich es ſage; die Kühe ſind dort unten am Ufer und fangen ſich in den Untiefen Fiſche zum Futter.“ — Der Eigenthümer von Garveloch belehrt hierauf ſeinen Freund, daß alle Hausthiere, ſelbſt die Pferde, gern Fiſche freſſen, wenn an anderm Futter Mangel iſt, und daß vorzüglich auf dieſer Inſel das Hornvieh gewöhnt ſey, zur Zeit der Ebbe ſich an das Meer zu begeben, und die von dem zurücktretenden Gewäſſer in den Vertiefungen zurückgelaſſenen Fiſche aufzuſuchen.

Wahrſcheinlich hat mancher Leſer bey dieſer Stelle über die Leichtgläubigkeit der Miß Martineau gelächelt; allein dennoch iſt die Sache vollkommen richtig, und durch das Zeugniß alter und neuer Schriftſteller außer allen Zweifel geſetzt. In einem See Päoniens, berichtet Älian nach Zenothemis, gibt es gewiſſe Fiſche, welche das Rindvieh eben ſo gern frißt, als anderswo das Heu; nur muß man ſie ihm lebendig und noch zappelnd vorſchütten. Todte Fiſche läßt es unangerührt. Daß auch in den nördlichen und an der See gelegenen Gegenden von Europa, nahmentlich in Norwegen, Pferde und Ochſen mit Fiſchen gefüttert werden, bezeugt Therm Torfäus. Aus Mangel an anderm Futter bequemen ſich dieſe Thiere auch in heißen Ländern zu dieſem Fraße, und auf gewiſſen Puncten der Küſte von Indien gibt man, wie ein ausgezeichneter Ichthyologe, Hr. Valenciennes, bezeugt, den Pferden eine Art Saurus, der in großer Menge gefangen wird. In Ermanglung friſcher Fiſche begnügen ſich die Pferde ſogar mit eingeſalzenen, und jene, die Hr. Calonne im Jahre 1788 von Island nach Frankreich bringen ließ, hatten die ganze Dauer der Überfahrt hindurch keine andere Nahrung, die ſie auch noch, während ſie in Dünkirchen waren, zu ſich nahmen. In einigen Theilen Aſiens miſcht man, wenn ich mich recht erinnere, unter das Pferdefutter eine Art Kuchen von gekochtem und gehackten Fleiſche. Wenn dieß wirklich der Fall iſt, ſo konnte die Erzählung davon, bis ſie von Mund zu Mund zu den Ohren der Griechen kam, ſich leicht in die Fabel von den Menſchenfleiſch freſſenden Roſſen des Diomedes umgeſtalten. Fleiſch freſſende Pferde ſind mir noch nicht vorgekommen, allein ich erinnere mich ſehr gut, vor fünfzehn Jahren bey einem Schlächter der Rue Croix des Petits-Champs einen ungeheuer großen Hammel geſehen zu haben, der ſich gewöhnlich in der Fleiſchbank aufhielt, und der am fetten Rückenſtücke eines Ochſens mit ſo großem Appetit wie an einem Büſchel Gras nagte. Der engliſche Reiſende W. Moocroft ſah in Ladak eine Raçe kleiner Hammel, die ſo zahm wie unſere Hunde häufig in die Häuſer kamen, um ſich Futter zu ſuchen. Da ſie an den kahlen Granitfelſen, auf denen man ſie weiden ließ, wenig zu nagen und zu beißen fanden, ſo verſchlangen dieſe Thiere gierig alles, was von der Mahlzeit ihrer Herren übrig gelaſſen wurde; leckten die Fleiſchtöpfe aus, laſen die Fleiſchabfälle auf, und nagten einen Knochen ſo rein ab, wie nur ein Hund.

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Wir sahen auf dieser Bühne schnell auf einander folgend, einige theatralische Producte, welche, wenn sie auch auf andern Bühnenbretern oftmahls umherwandelten, dennoch für dieses Volkstheater als Novitäten gelten können.

Bey der Aufführung des einactigen Lustspiels von Hrn. C. Blum: „Der Oberst“ nach dem Französischen bearbeitet, war von Seite der Gesellschaft alle Thätigkeit wirksam, weshalb auch dieses Stückchen allgemein unterhielt und beyfällig aufgenommen ward. Viele Stücke, welche über den Rhein zu uns gelangen, sind von der Art, daß sie eine ziemliche Dosis Unwahrscheinlichkeiten bergen; die HH. Castelli, Lembert, Kurländer u. a. m. waren jedoch als Bearbeiter größtentheils so glücklich, jeder schwachen Seite mit dem besten Erfolge zu Hülfe gekommen zu seyn, das Mangelhafte zu verbessern ohne dem Guten etwas zu nehmen. Die Erfindung dieses Süiets ist im Grunde genommen eben so wenig neu, als die Handlung überraschend genannt werden kann; es liegt daher bloß die Geschicklichkeit zum Grunde, die sich darbiethenden Scenen so lebendig und geistreich zu bearbeiten, die einfachsten Situationen so wirksam zu benützen, daß die Theilnahme der Zuschauer auch nicht einen Augenblick durch Langeweile abgespannt wird. Dieses Verdienst gebührt auch Hrn. Blum. Der Dialog ist mit einer Sorgfalt behandelt, die dem Fleiße des Bearbeiters eben so sehr zur Ehre gereicht, als der muntere Witz, welcher das Ganze belebt, und dieß wird das niedliche Stückchen bey jeder gelungenen Darstellung amusant machen. — Mad. Scutta (Elise von Lüsai) war allerliebst als Husaren-Oberst, wacker in militärischer Haltung und vortrefflich in ihrem Spiele. Hr. Brabbée (Rittmeister) fasste seinen Charakter verständig auf, nur ließ er sich zuweilen von zu regem Eifer übermannen. Beyde errangen den ungetheilten verdienten Applaus und wurden am Schlusse vorgerufen. Hr. Schaffer (Herr v. Floricour), dann Dlle. Hillmer (dessen Gemahlinn) füllten ehrenvoll ihre Plätze aus. —

Das beliebte, bereits auf den meisten Bühnen Wiens gegebene Schauspiel: „Der Wald bey Hermannstadt“ erschien zum Benefiz der Schauspielerinn Dlle. Jeanette Hillmer. Hr. Hölzl, Schauspieler vom Josephstädtertheater, gastirte aus besonderer Gefälligkeit für die Beneficiantinn.

Die Aufführung dieser Gattung theatralischer Dichtungen liegt zwar nicht in dem Bereiche dieser Bühne, indem der größere Theil der Schauspieler sich außer dem eigentlichen Wirkungskreise bewegt, daher die Kritik genöthiget ist, keinen zu strengen Maßstab an ihre Beurtheilung zu legen. Wir machen billig unsere Forderungen nach den uns wohlbekannten Kräften der Individuen. Unser Gast Hr. Hölzl (Kowar) bewies durch die Vollkommenheit seines Spieles Charakterstudium und Routine im Conversationsfache; einige leicht zu vergebende Mängel wirkten nicht störend auf sein sonst eminentes Spiel. Er wurde mit ehrender Theilnahme begrüßt, seine Darstellung fast in jeder Scene beklatscht und er am Schlusse vorgerufen. Auch Mad. Hillmer (Siwa) hielt sich im zweyten Acte recht wacker. Wenn diese Schauspielerinn manche Paradoxen in ihrem Spiele ablegen möchte, dürfte die Kritik besser befriediget werden. Dlle. Hillmer (Elisene) hat den darzustellenden Charakter gut aufgefaßt und wiedergegeben, besonders verdienstlich war sie im dritten Acte, nach welchem sie vorgerufen wurde. Hr. Brabbée (Sokol) gab seiner Partdie das ächte Colorit und gefiel allgemein. Obwohl Hr. Blankovsky (Dobroslaw) sich nicht in seiner eigenthümlichen Sphäre befand, so zeigte er sich doch theilweise genügend. Hr. Schaffer (Unbekannter) gab das Wenige seiner Rolle mit vielem Fleiße, wofür ihm auch die verdiente Anerkennung nicht entging. Bedauerlich bleibt es immer, wenn Rollen, die vortheilhaft besetzt werden könnten, in Hände gegeben werden, in denen sie untergehen müssen. Diesen Beweis lieferte Mad. Thal als Oldfriede, die bis zu Ende der Vorstellung nicht im mindesten befriedigen konnte; denn bey ihrer äußerst mangelhaften Darstellung war auch keine Idee von der Rolle übrig geblieben. Hr. Fermier (Herzog) wirkte nach Kräften, so wie die HH. Kemetner, Fenzl M. und Ziegler in ihren Nebenrollen bemerkt zu werden verdienten. Die Aufführung des Ganzen war zwar nicht so gelungen wie in: „Waise und Mörder,“ jedoch verkannte man nicht das eifrige Streben der Einzelnen und rief am Schlusse Hrn. Hölzl, die Beneficiantinn und Hrn. Brabbée vor; das Haus war nicht besonders stark besucht.

Die Vorstellung: „Domi der amerikanische Affe oder Negerrache,“ welche am 1. Juni d. J. zum ersten Mahle auf dieser Bühne Statt hatte, ergötzte wirklich das Zwerchfell des zahlreichen Auditoriums. Dieses Melodrama hat sich vor wenigen Jahren im Theater an der Wien zum Repertoirestück erhoben, worin die HH. Springer und Scholz die eigentlichen Anziehungskräfte waren. Auch hier konnte die Darstellung fast durchgängig befriedigen. Hrn. Fenzl's vortreffliche Leistungen in der Affenmaske glauben wir dadurch mit dem größten Lobe belohnt zu haben, wenn wir sagen, daß nur der Meister Hr. Carelle ihn zu übertreffen vermag. Er ward nach jedem Acte lebhaft vorgerufen und im zweyten Acte in der Schlangenscene und jener mit dem Kinde mit einem Beyfallssturme überschüttet. Hr. Scutta (Hausinspector) wußte seine Rolle zur Aufheiterung des Publicums so geltend zu machen, daß er viele Theilnahme erhielt. Die schwierige Scene seiner Trunkenheit im letzten Acte konnte er nicht so effectvoll darstellen, war jedoch verdienstlicher als Hr. Brabbée (Zeno), der sich auffallend linkisch benahm. Das eingelegte Duett aus „Amintha“ von Hrn. Scutta und Dlle. Herbst (Hyacinthe), mit lebendiger Darstellung begleitet, gefiel dermaßen, daß sie den stürmischen da Capo's und Applaudissements nachgeben mußten, und dasselbe zu noch größerer Ergötzung mit verändertem sehr ansprechendem Texte wiederhohlten. Mad. Scutta (Adelaide) und Mad. Schack (Frau Agrippina) wirkten nach Maßgabe ihrer Aufgabe glücklich zusammen. Hr. Blankovsky (Neger) sprach gut, ließ aber in Gang und Haltung Manches zu wünschen übrig. Besonders brav war die kleine Erhart (Richard), ein allerliebstes Kind, welches in seinen kleinen Parten stets anziehend wirkt. Über das Chorpersonale müssen wir unseren Tadel dahin aussprechen: daß einige sich oft wie Puppen präsentiren, während andere durch muthwillige Übertreibung aufzufallen suchen. Das Arrangement vom Pantomimenmeister Joh. Fenzl ist überraschend, geschmackvoll, und verdient die ehrenvollste Erwähnung. Die Schlußscene des Schiffbruches war für den beschränkten Raum der Bühne imposant, nur vermißten wir bey den Matrosen jene Regsamkeit, die den Schlußeffect bedeutend wirksamer gestaltet haben würde. Die Musik der Ouverturen und Melodrame vom Capellmeister Lindpaintner wurde unter der Leitung des thätigen Directors Hrn. von Marinelli von dem Orchester verdienstlich executirt und beyfällig aufgenommen. Wenn der Zeitpunct günstig wäre, könnte dieses Spectakelstück viele Wiederhohlungen erleben.

Joh. Nep. Hraßnigg.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Illustrirte Welt.

Stuttgart, Juli 1858. 15. Heft 1858.

Die Schlacht von Magenta.

Mit Illustrationen.

Die Kaiser von Frankreich und Oesterreich haben sich persönlich an die Spitze ihrer Armeen gestellt, eingedenk, daß sie gegen Napoleon I. kämpfen, der sich in Italien eine Krone erobert hatte. Napoleon III. hat sich in Italien eine Krone erobert, und Franz Joseph will sie ihm wieder entreißen. Der Kaiser der Franzosen hat die Oesterreicher, die Italien von Piemont befreien wollten, angegriffen, und Franz Joseph will sie wieder befreien. Er hat seine Macht in Italien verstärkt, um Napoleon zu vertreiben, und Napoleon hat seine Macht verstärkt, um Franz Joseph zu vertreiben.

Die Kaiser haben sich persönlich an die Spitze ihrer Armeen gestellt, eingedenk, daß sie gegen Napoleon I. kämpfen, der sich in Italien eine Krone erobert hatte. Napoleon III. hat sich in Italien eine Krone erobert, und Franz Joseph will sie ihm wieder entreißen. Der Kaiser der Franzosen hat die Oesterreicher, die Italien von Piemont befreien wollten, angegriffen, und Franz Joseph will sie wieder befreien. Er hat seine Macht in Italien verstärkt, um Napoleon zu vertreiben, und Napoleon hat seine Macht verstärkt, um Franz Joseph zu vertreiben.

Die Kaiser haben sich persönlich an die Spitze ihrer Armeen gestellt, eingedenk, daß sie gegen Napoleon I. kämpfen, der sich in Italien eine Krone erobert hatte. Napoleon III. hat sich in Italien eine Krone erobert, und Franz Joseph will sie ihm wieder entreißen. Der Kaiser der Franzosen hat die Oesterreicher, die Italien von Piemont befreien wollten, angegriffen, und Franz Joseph will sie wieder befreien. Er hat seine Macht in Italien verstärkt, um Napoleon zu vertreiben, und Napoleon hat seine Macht verstärkt, um Franz Joseph zu vertreiben.

Die Kaiser haben sich persönlich an die Spitze ihrer Armeen gestellt, eingedenk, daß sie gegen Napoleon I. kämpfen, der sich in Italien eine Krone erobert hatte. Napoleon III. hat sich in Italien eine Krone erobert, und Franz Joseph will sie ihm wieder entreißen. Der Kaiser der Franzosen hat die Oesterreicher, die Italien von Piemont befreien wollten, angegriffen, und Franz Joseph will sie wieder befreien. Er hat seine Macht in Italien verstärkt, um Napoleon zu vertreiben, und Napoleon hat seine Macht verstärkt, um Franz Joseph zu vertreiben.

ches dieſer ſich, ſeiner beſſern Einſicht zum Trotze, errichtet hatte, aber die Zeit war zu kurz, um über ihre Bedeutung nachzudenken, denn ein zweytes, noch peinlicheres Ächzen drang dazwiſchen hindurch, und machte jenen Berathungen ſchnell ein Ende. Die Verſchleyerte erſchien wieder, und machte ihm ein Zeichen, ihr zu folgen, was er denn auch ohne Zaudern that. So traten ſie durch einen Säulengang in eine Halle, wo er bey dem glimmenden Scheine weniger Lämpchen noch eine verſchleyerte Geſtalt beobachtete, und in demſelben Augenblicke rauſchte ein Vorhang zur Seite, ihm eine Scene eröffnend, welche all ſeine Aufmerkſamkeit und Empfindung verſchlang.

Das Gemach, welches ihn jetzt aufnahm, war nicht beſonders geräumig, aber mit allen Schätzen morgenländiſcher Üppigkeit und Pracht verſehen. Die Marmorſäulen und die Wände waren blau mit Gold, und die Bogengänge mit ſilbergeſtickten Vorhängen drapirt. Silberne Lampen, mit wohlriechendem Öhle gefüllt, verbreiteten einen ſanften Schein durch Hüllen von feinem Mouſſelin; der Boden war mit den zarteſten Matten Bengalens bedeckt, worüber noch Teppiche von makelloſer Weiße gebreitet lagen. Bloß auf einer Seite konnte die Luft ins Gemach dringen, und der ſüße Duft, der von dorther die Sinne betäubte, zeugte von den Roſenbeeten, welche jene durchſtreift haben mußte, ehe ſie ſich in dieſen reizenden Aufenthalt wagte. Bald aber hafteten die Blicke des jungen Engländers an anziehenderen Gegenſtänden. Auf einem Ruhebette nähmlich, etwas erhaben und von himmelblauen Vorhängen umgeben, ruhte, wie es ſchien, ein menſchliches Weſen. Jene Draperien waren zurückgeſchlagen, wahrſcheinlich um etwas friſche Luft einzulaſſen, aber nichts deſto weniger blieb es ſchwer, beynahe unmöglich, die dort Ruhende zu ſehen, denn zwey verhüllte Frauengeſtalten hielten einen Shawl vorgeſpannt, während zwey andere mit großen und blüthenvollen Palmzweigen Luft zufächelten, und eine Fünfte die Inſecten zu verſcheuchen ſich beſtrebte.

Vielleicht jedoch war der Gegenſtand, welcher hauptſächlich, wenn auch nicht am angenehmſten, die Blicke des Engländers beſchäftigte, die Geſtalt eines jungen Mannes, welcher an der Seite des Bettes ſtand, als er eintrat, und einen Blick auf ihn warf, in dem ſich Ungeduld und unterdrückter Mißmuth in ſonderbarer Miſchung mit ängſtlicher Neugierde mahlten. Nicht ohne unbehagliche Empfindungen betrachtete unſer Arzt den ſchönen, jugendlichen Mann mit den edeln aber ernſten Zügen, der ihm ſo unvermuthet hier, in den ſtreng bewachten und verpönten Frauengemächern begegnete. Es war mehr der ſtolze, gebiethende Blick, als irgend eine ſonſtige Auszeichnung, der ihm den Mann von hohem Range verrieth. Die drohende Bewegung, die jener machte, konnte den Engländer nicht eben über ſeine perſönliche Sicherheit ermuthigen, aber ein Zeichen ſeiner Führerinn ſchien den Fremden ſchnell zur Beſinnung zu bringen; die Hand zog ſich vom Griffe des reich verzierten Khnejars zurück, und der ehrfurchtsvolle Gruß des Engländers wurde durch ein ſtolzes Nicken erwiedert.

Kurz darauf wandte ſich die Begleiterinn zu Letzterem mit den Worten: „Arzt der Franken, deine Kranke iſt hier, deine Hülfe iſt höchſt nöthig, darum zaudere nicht, ſie zu gewähren, oder iſt ſonſt etwas nöthig, erkläre es, damit es dir gereicht werde.“

„Laßt mich die Kranke ſehen,“ verſetzte der Engländer.

„Das wolle Gott verhüten!“ ſagte die Frau, „warum willſt du ſie ſehen?“

„Und hälteſt du es für möglich, daß ein Arzt einen Kranken heile, den er nicht geſehen hat, und mit deſſen Krankheit er gänzlich unbekannt iſt?“

„Wir wiſſen nicht, wie weit die Macht Mylords ſich erſtreckt,“ war die Antwort der Führerinn, „aber man ſagt, ſie ſey ſo gewaltig, daß er durch ſein Wort und ſeine Arzney dem Kranken die Geneſung verleihen kann, und wäre er tauſend Meilen von ihm entfernt.“

Der Arzt lächelte über die Trefflichkeit einer ſolchen Methode. „Wer dir ſo etwas ſagte,“ erwiederte er hierauf, „hat dich belogen, ſolche Macht hat kein Menſch; wäre es ſo, was hättet ihr meiner hier bedurft. Um nützen zu können, muß ich die Kranke ſehen, die Symptome ſammeln, und ſelbſt dann ſteht die Hülfe in Gottes Hand.“

„Ach, ſo etwas fürchteten wir, und deßwegen wurdeſt du hieher geführt. Aber in Hindoſtan iſt es nicht ſo. Ärzte ſehen hier ſelten ihre weiblichen Kranken, und fürwahr, Schande über das Weib, welches ſich vor einem Manne entſchleyert, iſt es nicht ihr Gatte. Aber unſere Ärzte haben gefehlt, und all unſer Vertrauen ruht auf dir. Doch laß mich dir das Nähere mittheilen, vielleicht genügt dir das. Die Dame, die hier ruht, iſt jung, ſehr jung, und wird vielleicht bald Mutter ſeyn, aber ihr Körper glüht in Hitze, und ihr Mund erbebt im Fieber. Wie meinſt du? iſt dir dieß nicht hinreichend, um Mittel anzugeben?“

„Ich ſage dir nein,“ erwiederte der Engländer nicht ohne Unmuth, „was du eben geſagt haſt, macht es mir nur noch nöthiger, mich durch eigene Anſchauung zu belehren. Entweder laſſe mich die Kranke ſehen, oder entlaſſe mich nach meiner Wohnung, ehe meine Abweſenheit Lärm und Nachforſchungen verurſacht.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Schlagender Beweis.

Chevreul, Frankreichs großer Chemiker, hat nun erwieſen,
Daß in der Menſchen Fleiſch Kupfer er habe entdeckt.
Warum behaupten denn nun die Böſen, von vielem Trinken
Sey B—s Naſe ſo roth — iſt ſie's vom Kupfer doch nur.

E.

Die fiſchfangenden Kühe.

(Beſchluß.)

Wenn in Südamerika ein Heuſchreckenſchwarm ſich auf eine Gegend niederläßt, ſo zehrt er in kurzer Zeit alles Grün mit Stumpf und Stiel auf, ſo zwar, daß auch nicht ein Blatt an einem Gewächs übrig bleibt, mit Ausnahme gewiſſer Pflanzen, die wie die Kürbiſſe mit rauhen Haaren beſetzt ſind. Dauert der verheerende Zug dieſer Thiere länger fort, ſo verſchlingt endlich das Vieh, aus Hunger zur Verzweiflung gebracht, in Ermanglung des gewöhnlichen Futters, die Heuſchrecken ſelbſt. Die Milch der Kühe erhält davon einen biſamartigen ſehr widerlichen Geſchmack, den auch die von den Hühnern gelegten Eyer annehmen, während dieſes Geflügel von dem Heuſchreckenmanna ungemein fett wird.

Doch um wieder auf die Fiſche zurückzukommen, ſo begreift ſich wohl leicht, daß wenn grasfreſſende Thiere ſich an ein ſolches Futter gewöhnen können, es den fleiſchfreſſenden noch weniger Mühe koſten wird, im Nothfalle ſich auf den Fiſchfang zu verlegen. In verſchiedenen nördlichen Ländern, nahmentlich in Kamtſchatka, werden die halbwilden Hunde, deren ſich die Einwohner den Winter über zum Vorſpann ihrer Schlitten bedienen, im Sommer, wo man ſie nicht mehr brauchen kann, aus dem Hauſe gejagt und gezwungen, ſich ſelbſt ihren Unterhalt zu ſuchen. Die meiſten von dieſen Thieren begeben ſich hierauf ans Meeresufer, wo man ſie den ganzen langen Tag bis an den Bauch im Waſſer die Bewegungen der Fiſche belauern ſehen kann, wobey ihnen keiner entgeht, der in den Bereich ihrer Zähne kommt. Wenn der Herbſt herannaht, kehren die Hunde dahin zurück, wo ſie hergekommen ſind, und finden ſtets die Wohnung ihrer alten Herren wieder.

Der Fuchs fiſcht auf dieſelbe Weiſe wie der Hund, d. h. indem er den Fiſch mit den Zähnen zu faſſen ſucht, ſelbſt auf Gefahr in die Schnauze gebiſſen zu werden. Die Katze hingegen bedient ſich ihrer Pfote, indem ſie durch einen raſchen Griff den Weißfiſch oder Gründling, der ſich dem Ufer zu ſehr genähert hat, ans Land zu werfen ſucht. Bey den Müllern findet man häufig Katzen, die darin eine große Geſchicklichkeit beſitzen. Zwar thun ſie es nicht aus Noth, ſondern wie der Kater des Marquis von Carabas ſagte, als er ein großer Herr wurde, bloß zum Vergnügen. Einige von ihnen bringen ſogar ihre Beute nach Hauſe; im Allgemeinen aber ſcheuen die Katzen, ſich naß zu machen, und können ſich bey ihrem Fiſchfang nicht entſchließen mehr als die Pfote ins Waſſer zu tauchen; indeß ſah man auch welche, die in der Verfolgung der Fiſche untertauchten, und die Zeitung von Plymouth berichtet in einem Blatte vom Januar 1828 ein merkwürdiges Beyſpiel hievon: „In der Batterie von Devil's-Point befindet ſich gegenwärtig eine Katze, die mit außerordentlichem Muth und Erfolg Fiſche fängt. Alle Tage taucht ſie ins Meer und bringt im Maule lebendige Fiſche ans Land, die ſie für die Soldaten in der Wachſtube niederlegt. Sie iſt gegenwärtig ſieben Jahre alt, und verſieht dieſen Dienſt eines Fiſchlieferanten ſchon ſehr lange. Wahrſcheinlich hat die Jagd der Waſſerratten dieſes Thier gewöhnt, die den Katzen eigenthümliche Scheu vor Näſſe zu überwinden; ſie hat es darin ſo weit gebracht, daß ſie ſich im Waſſer ſo ſehr wie ein neufundländer Hund gefällt. Alle Tage ſtreicht ſie am Rande der Felſen hin, die das Meer beſpühlt, und lauert auf Fiſche, jeden Augenblick bereit, ſie bis auf den Grund zu verfolgen.“

Es iſt wahrſcheinlich, daß alle Felisarten, ſelbſt die größten, es unter gleichen Umſtänden wie die eben erwähnten Katzen machen; wenigſtens iſt es bey dem amerikaniſchen Schaguar eine hergeſtellte Thatſache. Über denſelben Gegenſtand finde ich in meinem eigenen Tagebuche folgende Bemerkung aufgezeichnet: „Am 7. März 1824 langten wir im Dorfe San Carlos, das am Zuſammenfluſſe des Orenoco und Meta liegt, an; wir fanden am Ufer den Meſtizen Ciriaco, den Gründer des Dorfes San Simſon, allein wir verweilten nur kurze Zeit bey ihm, weil wir noch vor Einbruch der Nacht das Dorf beſehen wollten. Abends ſuchte uns Ciriaco wieder auf, um von uns zu erfahren, wie uns ſeine kleine Niederlaſſung gefallen habe; wir ſprachen

lange darüber, und hatten oft Gelegenheit, seinen Fleiß und seine Einsichten zu bewundern. Als das Feuer angezündet war, wechselte unsere Unterhaltung den Gegenstand bey der Ankunft des Piloten der „Lancha," des Supercargo und zweyer Matrosen. Die Tieger, der ewige Stoff der Abendunterhaltung, kamen auch wieder an die Reihe. Der Pilot hatte an einer Schnellströmung (Randal) des Orenoco eine Tiegerinn gesehen, die, von ihren Jungen begleitet, Forellen fischte, indem sie dieselben im Sprunge haschte, den sie machten, um über den Wasserfall wegzusetzen. Die Jungen, unter die sie ihre Beute vertheilte, hielten sich fern und unbeweglich, um die Fische nicht scheu zu machen; allein als sie gesättigt waren, näherten auch sie sich dem Wasser, bevor sie nach dem Gehölze zurückkehrten, und suchten es ihrer Mutter nachzumachen. Ciriaco erzählte hierauf den Zweykampf eines Tiegers mit einem Crocodille, von dem er Augenzeuge war. Ich gebe seine Mittheilung hier wieder, ohne sie verbürgen zu wollen, obgleich ich beyfügen kann, daß der Erzähler mir ein sehr wahrheitliebender Mann schien. „Ich hielt mich," sagte er, „am Ufer verborgen, indem ich lauerte, wenn eine Schildkröte ans Ufer käme, um ihre Eyer zu legen *). Plötzlich sah ich längs dem Ufer einen Tieger heranschleichen, der sich herbeymachte, um einem Kaiman, der sich am Gestade sonnte, den Weg nach dem Flusse abzuschneiden. Wirklich erhaschte er ihn auch auf den ersten Sprung; allein der Kaiman stürzte sich mit ihm ins Wasser, und da der Tieger seine Beute nicht fahren lassen wollte, so verschwanden beyde zugleich im Flusse. Es dauerte geraume Zeit, und ich glaubte den Tieger schon ertrunken, als ich ihn wieder auf der Oberfläche erscheinen sah, aber allein. Er wälzte sich auf dem Sande und stürzte sich dann wieder ins Wasser, wo er abermahls lange nicht wieder zum Vorschein kam, bis er zum zweyten Mahl ohne seine Beute ans Land stieg. Erst nach dem dritten Untertauchen schleppte er den Kaiman erwürgt ans Ufer **).

*) Dieß thun die Schildkröten nur in der Nacht; wenn sie aber durch etwas daran gehindert werden, so drängt es sie so sehr ihre Eyer zu legen, daß sie auch in der größten Sonnenhitze ans Land steigen, und dann oft ersticken.

**) Eine ähnliche Geschichte erzählt Capitän Alexander in seinen jüngst zu London erschienenen, „transatlantischen Skizzen."

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Josephstadt.) Nachdem wir auf dieser sonst so thätigen Bühne einige Zeit lang nichts Bedeutendes im Fache der Oper zu erwähnen hatten, wurde die fast verschollene Composition Paisiello's: „Die Müllerinn" aus ihrem Schlummer hervorgerufen, in welchen sie bereits ein Jahrzehend mit Recht versenkt ist. Denn außer einigen wenigen ansprechenden Melodien, die sich wohl noch hören lassen, hat der alte, unsern Ohren entfremdete Styl, und eine gewisse all zu beschränkte Einfachheit, welche mit Cadenzen, mitunter auch Fugen ein wenig ergötzliches Spiel treibt, für unsere, an Lebendigeres und Wirkungsvolleres gewöhnten Organe keinen Reiz mehr. Dieß bestätigte auch der schwache Erfolg a posteriori; ohne Dlle. Sab. Heinefetter und Hrn. Preisinger hätte diese Reprise kaum mehr als eine Vorstellung erlebt. Dlle. Heinefetter fühlte mit feinem Tacte die Gebrechen der Musik und suchte durch einige eingelegte Gesangsstücke etwas Frische hineinzubringen, was ihrem wunderbaren Vortrage denn auch gelang. Mit der Wahl derselben so wie mit der Art, wie sie eingelegt wurden, sind wir nicht ganz einverstanden. Der ohnehin genug schlaffe Gang der Handlung mußte etwas passender unterbrochen werden. Übrigens steht Dlle. Heinefetter als Gesangskünstlerinn in der Reihe der Ersten Europa's da. Welche Frische, Schalkheit, Zaubereyy gaukelte nicht um die lieblichen Variationen: Nel cor più non mi sento, welch ungeheures Studium und welche Kunstfertigkeit entwickelte sich in den zuletzt vorgetragenen Variationen von Rossini! Welche Sängerinn möchte sich so leicht vermessen, ihre chromatischen Läufe, ihre äußerst eleganten und gedrängten Figuren, ihre perlenartigen Triller nachahmen zu wollen? Gewiß Dlle. Heinefetter ist im italienischen Gesange sehr groß, und die Natur selbst scheint ihre tiefe, volle, fast hohle, biegsame Glockenstimme zum eleganten Vortrage geschaffen zu haben. Nächst ihr ist es die bescheidene, doch effectreich komische Kraft des Hrn. Preisinger, die den Fall des Stückes verhinderte. Er ist ein herrlicher, routinirter, und dabey höchst anständiger Buffo, an dem sich Manche ein Muster nehmen dürfen. Seine komische Arie (O närrische Leute) machte Furore und er mußte sie drey Mahl wiederhohlen. Die HH. Pöck, Demmer und die Dlles. Kratky und Dielen wirkten in ihren Parthien und besonders in den Ensemblestücken mit gewohntem Fleiße mit.

—g—

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Die P. T. Herren Pränumeranten, welche diese Zeitschrift fortzusetzen gedenken, werden ersucht, den weiteren vierteljährigen Pränumerationsbetrag mit 6 fl. W. W. zu entrichten.

Freitag, den 72 18. Juni 1886.

Die Schlacht bei Aspern.

Von Dr. Hermann Müller.

Am 18. Mai 1809 war der Kaiser Napoleon mit der Hauptarmee in Wien. Von allen Seiten strömten ihm Truppen zu, um sich zu einer Armee zu vereinigen, welche stark genug sein sollte, um den Feldzug, der in Spanien begonnen hatte, auch in Deutschland zu Ende zu führen. Der Kaiser hatte sich in Wien niedergelassen, weil er hoffte, daß Österreich, das seine Armee in Böhmen und Galizien stehen hatte, durch den Verlust seiner Hauptstadt zum Frieden gezwungen werden würde. Aber Österreich hatte sich nicht gefügt, und Napoleon mußte sich entschließen, den Krieg fortzusetzen. Er wollte die Donau überschreiten und in Ungarn einrücken, um die Österreicher zu zwingen, ihre Armee aus Böhmen zurückzuziehen.

Die Donau ist an dieser Stelle ein breiter Strom, der in mehrere Arme geteilt ist. Zwischen diesen Armen liegen Inseln, die mit Gebüsch bewachsen sind. Die Brücken, welche über die Donau führen, waren von den Österreichern abgebrochen worden, und Napoleon mußte sich daher entschließen, eine Brücke über die Donau zu schlagen, um seine Armee über den Strom zu bringen. Er ließ sie bei Ebersdorf schlagen, einem Dorfe, das am linken Donauufer liegt. Gegenüber, am rechten Donauufer, liegt das Dorf Aspern. Napoleon ließ seine Armee über die Brücke gehen und stellte sie in einer Linie auf, welche sich von Aspern bis Ebersdorf erstreckte. Sie bildete einen Halbkreis, dessen Mittelpunkt Aspern war. Die Österreicher, welche sich bei Aspern befanden, mußten sich zurückziehen, und Napoleon besetzte das Dorf mit seinen Truppen.

Die Österreicher hatten sich in der Nähe von Aspern gesammelt, um die Franzosen wieder zu vertreiben. Sie griffen das Dorf an und eroberten es. Napoleon ließ es wieder nehmen. Es wurde in dieser Weise mehrmals genommen und wieder verloren. Die Österreicher hatten ihre Hauptmacht auf dem linken Flügel ihrer Aufstellung, Napoleon auf dem rechten. Sie wollten die Franzosen von der Donau abdrängen, um sie zu vernichten. Napoleon wollte sie zurückdrängen, um sie über die Donau zu werfen. Die Österreicher hatten 90 000 Mann, Napoleon 80 000. Die Österreicher hatten 300 Kanonen, Napoleon 150. Die Österreicher hatten 30 000 Reiter, Napoleon 12 000. Die Österreicher hatten 10 000 Mann Landwehr, Napoleon nur 2000. Die Landwehr ist eine Truppe, welche nicht so gut ist wie die Linientruppen. Sie besteht aus Leuten, welche nicht so lange gedient haben wie die Linientruppen. Sie sind nicht so gut ausgebildet und nicht so gut bewaffnet. Sie sind auch nicht so gut gekleidet. Sie haben keine Uniformen, sondern nur Röcke, die sie sich selbst machen lassen. Sie haben auch keine Gewehre, sondern nur Flinten, die sie sich selbst kaufen müssen. Sie haben auch keine Kanonen, sondern nur Gewehre

demnach meine eigene Bahn gehen, oder entlaßt mich zu meinen Freunden!“

Der feſte männliche Ton, in dem dieſe Worte geſprochen wurden, ſchien ſeine Wirkung nicht zu verfehlen, denn der hochfahrende Trotz jenes Mannes verlor ſich immer mehr aus deſſen Zügen. Auch die Vorſtellungen der Frau wurden ernſtlicher und dringender, aber Beyde hätten keine bedeutende Änderung hervorgebracht, hätte nicht in dieſem Augenblicke die arme Dulderinn ſelbſt durch ein ſchmerzvolles Stöhnen ihre Sehnſucht und die Nothwendigkeit ſchleuniger Hülfe an den Tag gelegt. Ihr Widerſtreben gegen Enthüllung, — welches bey den hindoſtaniſchen Frauen ſo weit geht, daß ſie oft dieſer vermeinten Schmach den Tod vorziehen, — wurde von der Pein ihrer körperlichen Leiden überwunden, und ſie ächzte: „O Erbarmen, Erbarmen! ich ſterbe.“ Schon die ſchwache, tonloſe Stimme, womit ſie dieſe Worte ſtammelte, ſchien auf die gefürchtete Kataſtrophe hindeuten zu wollen.

„Wohl denn,“ ſagte der Morgenländer haſtig, „ſieh', betrachte ſie, berühre ſie ſelbſt, aber rette ihr Leben!“

Der Arzt trat nun ganz nahe, und indem er die Menge von Verhüllungen betrachtete, welche die Kranke faſt erdrückten, rief er aus: „Befreyet ſie von dieſen Laſten, und gebt ihr Luft, wenn ſie wieder geneſen ſoll!“ Sein Befehl wurde ausgeführt, und nun lag die ſchöne, aber geſenkte Blume Hindoſtan's vor ihm, wo die holdeſte Anmuth dazu beytrug, ihren hülfloſen Zuſtand zu einer ſchönen Aufgabe für ſeine lindernde Kunſt zu machen. Ihre zarte, ſchlanke Geſtalt, deutete auf frühe Jugend; — in Europa konnte ſie für ſechzehnjährig gelten, aber in der glühend reifenden Sonne Hindoſtans mochte ſie kaum das vierzehnte Jahr erreicht haben. Der Geſchmack des Nordens würde vielleicht ihre Geſichtsfarbe für zu dunkel erklärt haben, und doch bildete der roſige Glanz ihrer vom fieberiſchen Kreislauf glühenden Wangen einen reizenden Contraſt mit den ſchwarzen, flammenden Augen in ihrem ſprechenden Antlitz und den Rabenlocken, die einen nach dem Modelle der mediceiſchen Venus gebildeten Kopf umwogten. Der Nhut oder Naſenring, das Stirnband von Perlen, die ſmaragdenen Ohrgehänge, und die köſtliche Halskette zitterten ruhelos hin und wieder auf dem reizenden Körper, den der heftige Anfall durchbebte.

Der Engländer ſtrengte ſeine ganze Geiſteskraft an, um hier die zweckmäßigſte und ſchleunigſte Hülfe zu treffen. Er vermied jedoch, ſo viel er es vermochte, jede genauere Unterſuchung, welche die Eiferſucht des morgenländiſchen Ehegatten nur noch mehr gereizt haben würde.

Da er ſich auf einen ſo wichtigen und dringenden Fall keineswegs vorgeſehen hatte, ſo fand er es für nöthig, einen Bothen nach ſeiner Wohnung um Arzneyen zu ſenden, indeß er ſchnell einen Kräutertrank zu bereiten Sorge trug. Sein menſchenfreundlicher Eifer und ſeine zartfühlende Discretion brachten einen ſo günſtigen Eindruck hervor, daß ſelbſt der Aſiate ihn dankbar und vertrauend anblickte, und ſich, gleichſam beſchämt, und wünſchend ihm einen Beweis ſeines Vertrauens zu geben, einige Schritte vom Lager entfernte. Nach genommenem Tranke wurde die Leidende ruhiger, und fiel endlich in eine Art von wohlthuendem Halbſchlummer, ein Umſtand, der das Vertrauen zu unſerem Arzte bey den Anweſenden bis zur Anbethung ſteigerte.

Der Bothe kehrte endlich mit den paſſenden Arzneyen zurück, welche, kaum angewendet, die wohlthätigſte und glücklichſte Wirkung hervorbrachten. Das Stürmen des Blutes hörte auf, eine ſanfte gleichförmige Wärme verbreitete ſich über den ſchönen Körper, die Haut glänzte ſchon von einzelnen koſtbaren Schweißperlen, und der milde Gott des Schlummers ſchüttelte gewaltiger ſein rettendes Füllhorn, als eine eben ſo unerwartete als furchtbare Störung jede Frucht dieſes unſchätzbaren Momentes zu vernichten drohte.

Draußen im äußern Hofe tönte es wie ein dumpfes Brauſen, bald darauf vernahm man ein Gemiſch von rauhen Männerſtimmen mit Weibergekreiſch, das immer näher zu kommen ſchien, und die kaum errungene Ruhe der Leidenden zu ſtören drohte. Entrüſtet ſprang der Morgenländer empor. „Ha! wie, ihr Schurken,“ rief er hinaus, „was ſoll das heißen? Alleh Buſh? Mee Huſſein, Hunde, was iſt das für ein Lärmen?“ Aber die drohende Frage blieb unbeantwortet, Schwertergeklirr und harte Streiche vergrößerten den Tumult. Seinen Säbel aus der Scheide reißend, ſtürzte Jener nun aus dem Gemache, während die Frauen ſich kreiſchend um das Lager ihrer erſchöpften Gebietherinn drängten. Aber bald darauf erſchien er wieder, ſich vor einem Haufen bewaffneter Türken mit blauen Gürteln und Turbanen zurückziehend. „Dah Allah!“ ſchrie die Führerinn des Arztes verzweifelnd, „wir ſind verloren, man hat uns entdeckt; Allee yar, Allee yar! habe Erbarmen!“

Die Unverletzlichkeit des Harems in Aſien iſt ſo groß, daß ſelbſt die rohen Männer dieſer Schaar es nicht

wagten, die Schwelle zu überschreiten. Aber ihr Anführer war minder gewissenhaft. „Im Nahmen des Khans,“ rief er, „nehmt den Prinzen gefangen.“ Die Männer stürzten, dem Befehle folgend, auf ihn los, aber der Prinz zückte in höchster Wuth den Säbel, denn von nicht minderem Range war der junge Mann, und traf alle Anstalten sich zu vertheidigen. Man vermied es sichtlich, ihn zu verletzen, und suchte bloß, ihn durch die Mehrzahl zu übermannen, aber lange vergebens. Bereits waren mehrere Opfer seines blinden Grimmes gefallen, als ihm seine Waffe entrissen, und er alsbald niedergeworfen und gebunden wurde. Sein Toben der Verzweiflung, so wie das Getümmel des Kampfes hatten die Kranke erweckt, aber als sie den jungen Mann blutbespritzt und gefesselt sah, wand sich ein herzzerreissender Schrey aus ihrer Brust: „Weh Frelzoe mein geliebter Herr!“ rief sie jammernd, und eine wohlthätige Ohnmacht entzog ihr den Anblick, ihn wehrlos, aber knirschend und verzweiflungsvoll fortgeschleppt zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Knappen Klage.

Schon wird es still, vom Himmel sinkt die Nacht,
Und Dunkel hüllt den ganzen weiten Plan,
Die Welt erliegt des Schlafes heil'ger Macht, —
Nur mir Verlass'nem will kein Schlummer nah'n!

Du schönster Stern im hellen Sternenmeer,
Du nur, o Venus, kennst mein schweres Leid!
Du blickst allein auf meine Schmerzen her!
Ach, diese Schmerzen heilet keine Zeit!

Schon ist's ein Mond, daß ich beym Festturnier
Die Holde sah, die Quelle meiner Qual,
Daß ich sie sah, sie, aller Jungfrau'n Zier,
Daß mich durchzuckte heißer Liebe Strahl.

Kühn war mein Aug', es hob sich bis zu ihr,
Doch sank es schnell leisezitternd erdenwärts,
Der Liebe Pfeil drang in den Busen mir,
Durch meine Sehnen floß ein glüh'nder Schmerz.

Sie kennt mich nicht, mich übersah ihr Blick,
Ich bin zu nichtig für den hohen Strahl;
O, eines Blickes, eines einz'gen Glück,
Ich zahlt' es gern mit ew'ger Todesqual! —

Ich mußte schauen, wie den Lorbeerkranz
Aus ihrer Hand der Sieger stolz empfing;
Auf seinen Wangen brannte Purpurglanz,
Indeß vor Schmerz der Athem mir verging.

Mich faßte wild ein eisigstarrer Krampf,
In meinen Händen zitterte das Schwert;
O, warum, Schicksal, hast du mir den Kampf,
Den Kampf um jenen Siegeskranz, verwehrt!

Durchflammt von Liebe, hätt' ich hingestreckt
Die Ritter all' im heißen Schwertertanz,
Der Sel'gen Wonne hätte mich bedeckt,
Mir wäre worden jener Siegeskranz! —

Seit jenem Tag, als ich die Holde sah,
Als sie den Preis um's Haupt des Siegers wand,
Ist stets Verzweiflung meinem Herzen nah,
Verfluch' ich tobend meinen niedren Stand.

Doch, bin ich auch nur arm an stolzem Gut,
Wenn auch ein Knapp', ein ganz geringer, bloß,
Es ist mein Theil die tiefste Himmelsgluth,
Es macht die Lieb' entschlossen mich und groß!

Die Trommel ruft hinaus in's weite Feld,
Es tönt ihr Ruf vom Schlachtgefilde her;
Leb wohl, leb wohl, du freudenlose Welt!
Leb wohl, o Lieb! — ich kehre nimmermehr!

Carlopago.

Der Ohio sonst und jetzt.

Es war im October, als ich mich in einem Boote, mit zwey Negern bemannt, von dem Dorfe Shippingport aus, auf dem Ohio einschiffte. Die Ufer des Ohio, dieses Königs der Flüsse, waren schon in herbstliche Tinten getaucht; fast von allen Bäumen hingen lange Festons mit den verschiedenartigsten Trauben herab; andere waren mit Früchten beladen, deren glänzender Carmin mit dem schon vorherrschenden Gelb der Blätter, zwischen dem die noch wenigen grünen hie und da hervorblickten, herrlich sich mischte, und von der Spiegelfläche des Stromes strahlte eine Farbenpracht wieder, die kein Landschaftsmahler darstellen, kein Dichter beschreiben kann. Die Tage waren noch warm, die Sonne hatte jene goldglühende Farbe angenommen, die zu dieser Jahreszeit das eigene Phänomen hervorbringt, das hier der „indianische Sommer“ genannt wird, und der Mond hatte kaum die Hälfte seiner Scheibe gefüllt. Wir glitten den Fluß hinab, auf dem keine andern Wellen zu bemerken waren, als die der Schlag unserer Ruder hervorbrachte; wir standen versunken in dem Anblicke der wilden, großartigen Scenerie, die uns umgab. Hier und da erschien ein großer Catfisch auf der Oberfläche des Wassers, der einen Rudel kleiner Fische verfolgte, die, zugleich emportauchend, gleich silbernen Pfeilen dahinschossen, und von ihrem Verfolger erhascht wurden, der nun mit einem Schlage seines Schweifes unsern Blicken entschwand. Andere Fische machten ein dumpfes Geräusch unter unserm Boote; dieß rührte, wie wir fanden, von dem weißen Bars her; denn als wir unser Netz ausgeworfen,

und mehrere Fiſche dieſer Gattung gefangen hatten, war einige Zeit Ruhe.

Die Natur ſcheint bey ihren Einrichtungen dieſen Theil des Landes mit beſonderer Vorliebe bedacht zu haben; man mag den Ohio auf- oder abwärts befahren, ſo ſieht man faſt längs der ganzen Ausdehnung des Fluſſes die eine Uferſeite abwechſelnd von hohen Hügeln und einer wellenförmigen Oberfläche, und die andere, ſo weit das Auge reicht, von ausgebreiteten Ebenen des herrlichſten Alluviallandes begränzt. Inſeln von verſchiedener Größe und Geſtalt entſtiegen dem Schooße des Waſſers, und die Krümmungen des Stromes führen oft an Stellen, wo man nicht auf einem Fluſſe von bedeutender Länge, ſondern auf einem See von mäßiger Größe ſich zu befinden glaubt. Einige dieſer Inſeln ſind von bedeutendem Umfange; andere hingegen ſo klein und unbedeutend, daß ſie nur um des Contraſtes willen und um das Intereſſante der Scenerie zu erhöhen, da zu ſeyn ſcheinen. Dieſe kleinen Inſeln werden bey Überſchwemmungen oft unter Waſſer geſetzt, wo dann häufig ungeheure Maſſen von Treibholz auf ihrer Oberfläche zurückbleiben. Wir dachten mit Bedauern an die Veränderungen, die dieſe herrlichen Ufer wohl bald durch die Cultur erleiden würden.

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore.) Hr. Henry, welcher während ſeiner letzten Urlaubzeit das Ballet „Wilhelm Tell," das er vor 22 Jahren ſchon im Theater an der Wien producirt hatte, im Theater alla Scala zur Aufführung brachte, hatte dort mit demſelben ſo entſchiedenes Glück gemacht, daß er nichts Beſſeres thun zu können glaubte, als es auch auf unſere Hofopernbühne zu verpflanzen. Die Vorliebe der Italiener für eine ſchöne pantomimiſche Handlung, erleichterte ihm allerdings ſeinen großen Erfolg in Mailand. In Wien liebt man, — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe hier unerörtert — den Tanz mehr als die Handlung. Zwey Pas und einige nicht ſehr großartige Chortänze genügen unſern Wünſchen noch nicht, auch wenn erſtere ſo ſchön componirt und ſo trefflich ausgeführt ſind, wie es bey Mad. Mattis, Dlle. Schlanzoffski, den HH. Crombé und Mattis der Fall war. Die Pantomime bleibt doch immer die Grundbaſis dieſes neuen Ballets, und was ſie durch die Bekanntſchaft mit dem Stoffe an Deutlichkeit gewinnt, verliert ſie wieder durch den mangelnden Reiz der Neuheit. Man kann den Balletmeiſter über die Ausführung ſeiner Aufgabe nur loben; er hat von dem Hiſtoriſchen und von der Sage benützt, was ſeinem Werke mit Vortheil anzupaſſen war; die Handlung wird ihrem Schluſſe raſch entgegengeführt; die Pantomime iſt faſt überall von ausgezeichneter Wirkung, und wo Spectakel hingehört, fehlt es auch daran nicht. Vielleicht wäre der Schluß impoſanter geworden, wenn ein großes Ballfeſt auf Geßler's Schloſſe Statt gehabt hätte, und durch den Angriff der Schweizer geſtört worden wäre. So etwas, obſchon oft dageweſen, verfehlt bey guter Ausführung, woran nicht zu zweifeln, nie ſeine Wirkung. Das Publicum erkannte die neuen Verdienſte, welche Hr. Henry ſich um ſein Vergnügen und um die Kunſt erwarb, mit lautem Beyfalle und mehrmahligem Hervorrufen. Unter den Spielenden zeichnete ſich vorzüglich Hr. Stöckel (Tell) und Dlle. Muratori (Tell's Gattinn) aus. Erſterer, im Beſitze der dankbareren Rolle, wurde nach einer Scene gerufen, und am Schluſſe von dem Balletmeiſter noch einmahl vorgeführt. Hr. Stöckel beſitzt ſchöne Anlagen für die Pantomime, eine vortheilhafte Geſtalt iſt keine geringe Stütze ſeiner Bemühungen. Sämmtliche neue Decorationen gewährten einen anmuthigen Anblick; beſonders eine Schweizergegend, die ausgezeichnet genannt werden darf. Das Veſtiar iſt eben ſo geſchmackvoll als kleidſam. Die Direction hat nichts vernachläſſiget, den Erfolg dieſes Werkes zu ſichern, und dieſe Abſicht auch in ſo fern erreicht, daß das Publicum ſich mit dem Geleiſteten ſehr zufrieden zeigte, und beſonders die Solotänzer nach ihren Pas wiederhohlt zu ſehen verlangte.

Correſpondenz-Nachrichten.

Grätz, im Juny 1833.

Werther Herr Redacteur!

In aller Eile muß ich Ihnen doch einige Worte über das Erſcheinen des Hrn. Kunſt in unſerer Stadt ſchreiben. Nachdem der gefeyerte Gaſtſpieler ſich in Klagenfurt am Schluſſe ſeiner Darſtellungen von Blumenkränzen und Gedichten überſchüttet ſah, und daſſelbe darauf mit dankbarer Erinnerung an die ihm dort zu Theil gewordene Huld und Auszeichnung verließ, langte derſelbe Mittwoch den 29. May hier an, und trat noch an demſelben Tage im Hamlet auf. Der Empfang des Künſtlers war außerordentlich. Viele wollten die Darſtellung Hamlets hier noch nie ſo vollkommen geſehen haben. Der Gaſt wurde ſechsmahl gerufen. Den 31. May gab Hr. Kunſt den Carl Moor, eine Leiſtung, in der er alle ſeine Rivalen beſiegt. Sonntag den 2. d. M. wurde Abällino gegeben. Trotz des ſchönen Wetters lockte das Gaſtſpiel des Hrn. Kunſt viel Publicum in das Theater. Den 4. gab man das Irrenhaus zu Dijon; das Haus war, im eigentlichen Sinn des Wortes, geſteckt voll. Die Darſtellung war ausgezeichnet; Dlle. Bervilon als Eneſtine erhielt viel Beyfall. Den 8. erſchien zur Einnahme des Hrn. Kunſt: Emmerich der Rieſenthurm, ein Machwerk, worin der Gaſt für das Mangelhafte des Stückes durch ſein treffliches Spiel entſchädigt. Noch gibt Hr. Kunſt den Richard in Paläſtina, und hat bereits mit Hrn. Director Pellet einen zweyten Gaſtrollen-Cyclus verabredet. Eſilair's vorausgegangene Gaſtſpiele waren in pecuniärer Hinſicht für die Caſſa nicht ſo vortheilhaft, als die des Hrn. Kunſt, der ein wahrer Caſſemagnet der Theaterdirectionen iſt. Den 5. d. M. iſt Hr. Rettich ſammt Frau (geb. Glev) hier angekommen. Beyde beginnen ihre Gaſtrollen in dem Luſtſpiel Donna Diana.

Mit Achtung

Ihr ergebener N. N.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den 74 20. Juny 1833.

Die Töchter des Khans.

(Fortsetzung.)

Dieſes war kaum geſchehen, ſo nahten ſich auf einen Wink des Anführers Einige dem Lager, um, wie es ſchien, die Bewußtloſe gleichfalls in Verwahrung zu bringen.

Das konnte der Engländer in ſeinem gewohnten Rechtlichkeitsgefühle nicht mit anſehen, und mit jener edlen Gluth, die den unverdorbenen Menſchen ſtets zum Schutze des Wehrloſen gegen rohe Willkühr begeiſtert, zog er ſein Schwert, und ſich in drohender Stellung vor das Lager hinpflanzend, rief er entſchloſſen: „Zurück, ich ſchütze die Kranke mit meinem Leben!“

„Und wer biſt du, elender Franke,“ erwiederte der Hauptmann, ihn meſſend, „daß du es wagſt, den Befehlen des mächtigen Mohabut-Khan zu widerſtreben?“

„Ich bin ein Menſch,“ ſagte der Engländer, „und dulde nicht, daß ein ſchwaches Weib, krank und entkräftet, von ſo rohen Beſtien gemißhandelt werde!“

„Weiche,“ ſchrie Jener, „oder dein toller Schädel ſoll ſein Gehirn auf das Krankenlager ſpritzen. Ergreift den ungläubigen Hund,“ fuhr er zu ſeinen Leuten gewendet fort.

Aber der Engländer war, obſchon ſein Stand es nicht verrathen mochte, im Kampfe nicht ungeübt. Er vertheidigte ſich vorſichtig, aber wacker, als plötzlich ein gebiethendes „Halt“ ſeine erbitterten Gegner ſich zurückzuziehen zwang.

Ein hochgewachſener Türke in prächtiger, von Gold ſtarrender Kleidung war es, der ungeſehen das Gemach betreten, und jene Zögerung veranlaßt hatte. Schon ſein Äußeres verkündete hohen Rang und Macht. Die Folge beſtätigte dieſe Vermuthung, denn ſämmtliche Krieger warfen ſich, als ſie ihn erblickten, ehrfurchtsvoll und faſt zitternd zu Boden.

„Was bedeutet dieß Waffengetöſe, und warum ſeyd ihr noch hier?“ donnerte er die bebenden Moslimen an, „ſind meine Befehle nicht ſo ſchnell vollzogen, als ich ſie gab? Sprecht, Sclaven, oder —“

„Sonne deiner Knechte,“ erwiederte der Anführer, Ferezol iſt bereits verhaftet, und wir wollten ſo eben, deinem Winke gemäß, auch Jene mit uns nehmen, als der tolle Franke es wagte, ſich deinem erhabenen Willen zu widerſetzen.“

Bey dieſen Worten überzog eine dunkle Gluth die grellen Züge des Khans, — er war es wirklich, und maß beynahe ſprachlos vor Zorn und Erſtaunen den Engländer vom Kopfe bis zu den Füßen. Endlich rief er: „Wie, fränkiſcher Hund, du konnteſt dich erfrechen, mir zu trotzen?“

„Herr!“ ſprach dieſer feſt, — denn die ernſten, ſchnell wechſelnden Ereigniſſe hatten einen, bisher noch ſchlummernden Muth in ihm geweckt, — „ich bin Arzt,

und es iſt meine Pflicht, die Kranke vor einer gewaltſamen That zu ſchützen, die ihr kaum glimmendes Leben nothwendig zerſtören müßte!“

„Du lügſt,“ ſchrie der Khan, „du biſt kein Arzt, du biſt ein Spießgeſelle des Räubers und der Verworfenen, die ſich meine Tochter nennt. Doch du Ungläubiger ſollſt nicht die Schmach Mohabut-Khans verbreiten. — Sclaven, legt ihm den Kopf vor die Füße!“

„Meine Fatime!“ ertönte es jetzt, und ein engelſchönes Mädchen ſtürzte unter dem Gefolge hervor, und ergriff den Arm des Khans. — „O ſchont ſeiner, mein Vater, er will, er wird Fatimen heilen!“

„Zurück, thörichtes Mädchen! laß mich meine Nachgiebigkeit gegen dich nicht bereuen! — Moslims! thut, wie ich befahl!“

Der unglückliche junge Mann war bald überwältigt, gebunden, und man ſchickte ſich an, das unbeſonnene aber unſchuldige Opfer menſchlicher Theilnahme hinzurichten. Das Mädchen ſank in Ohnmacht, und der Jüngling bethete halb bewußtlos. Da ertönte draußen Hufſchlag, wie von vielen Reitern, und der engliſche Conſul, Lord Roe, mit ſeinem Gefolge trat ins Gemach. Des Arztes treuer Diener folgte ihm auf dem Fuße.

„Da ſehen Ew. Herrlichkeit,“ ſchrie er athemlos, und zeigte auf den gebundenen und bereits knienden jungen Mann, „hatte ich nicht Recht?“

„Halt, im Nahmen des Moguls!“ rief entſetzt Lord Roe. Hierauf ſich zum Khan wendend, ſagte er ſtolz: „Wie habt Ihr das Recht, einen Mann von meinem Gefolge, und meinen Leibarzt hinrichten laſſen zu wollen? Ihr ſollt mir dieß bey Euerm Beherrſcher ſchwer verantworten!“

Der Khan erbleichte ſichtlich, und nachdem er einige Minuten geſchwiegen, ſagte er endlich mit leidlicher Faſſung, daß er den jungen Mann im innern Frauengemache getroffen, und derſelbe ſich über die Weiſe ſeines Hierſeyns und über ſeine Stellung nicht hinlänglich zu rechtfertigen vermochte, ja ſich vermeſſen in ſeine eigenen Familienangelegenheiten gemengt habe.“

Mittlerweile hatte man den Arzt entfeſſelt, welcher von der furchtbarſten Todesangſt noch betäubt, und ſeine eigene Rettung kaum faſſend, kaum ſeiner Sinne nicht Meiſter werden konnte. Aber in ſeinem innern Weſen klang noch jene weiche Stimme wieder, die für ihn um Gnade flehend, wie der Ruf eines Engels beſchwichtigend in ſein verzweifelndes Gemüth gedrungen war. Er konnte ſich nicht ſchnell genug ſammeln, um dem ernſt-fragenden Blicke des Conſuls zu antworten.

„Herr!“ begann jetzt die Führerinn an ſeiner Stelle „nicht ſeine Schuld iſt's, daß er ſich im Harem Ferezols befindet. Wir riefen, ja wir zwangen ihn hieher, um die ſchönſte Blume des Orients vom Welken zu retten. Daß er ſich den Befehlen dieſes ungerechten Mannes widerſetzte, dazu bewog ihn der Engel des Mitleids, der in ihm ſeine Wohnung aufgeſchlagen. Herr, ſchütze ihn, deinen edlen Diener, und uns, und Allahs Füllhorn ſoll dich dafür lohnen! “

Während ſie ſo ſprach, richtete jenes holde Mädchen an der Seite des Khans ihre Blicke auf den Jüngling, indem zarter Purpur ihre Wangen röthete. Sie begegnete den ſeinigen, die mit inniger Dankbarkeit, ja Entzücken auf ihren reizenden Formen hafteten, und ihr alles ausſprachen, was in ſeinem Gemüthe vorging. Dieſer Augenblick gegenſeitiger Aufregung und reich an Gefühlen war für Beyde mit unverlöſchlichen Eindrücken begleitet, ſo wie überhaupt ein raſcher Wechſel von Empfindungen jedes Zuſammentreffen bedeutender und höher geſtaltet.

„Höre,“ begann jetzt der Conſul zum Khan, „du biſt als Vater ſchwer beleidigt, und dein iſt das Recht, zu ſtrafen, wie es dir gefällt. Aber, kann es dich befriedigen, ein in ſchwerer Krankheit wehr- und bewußtloſes Weſen durch rauhe Behandlung zu tödten? Vertraue deine Tochter der Kunſt dieſes gelehrten jungen Mannes; für ihre ſichere Verwahrung bürge ich. Iſt ſie wieder hergeſtellt, dann verfahre mit ihr nach deiner väterlichen Einſicht.“

Der Geſandte Englands ſtand zu jener Zeit mit dem Großmogul Hindoſtans im beſten, ja innigen Verhältniſſe, und der Khan, der ſeiner voreiligen Anmaßung wegen ſchwere Verantwortung fürchtete, war froh, ſo leichten Kaufes wegzukommen, und gab leicht ſeine Einwilligung. So geſchah es, daß kaum eine halbe Stunde nach dieſer tumultuariſchen Scene im Gemache, und ringsumher die tiefſte Stille herrſchte, welche nur durch den einförmigen Schritt der Schildwachen im Hofe unterbrochen wurde.

Der engliſche Arzt hatte nun volle Muße, für die Erhaltung der Dame ſeine Kunſt aufzubiethen, und ſich ſelbſt die ſeinem Körper und Geiſte ſo nöthige Ruhe zu gönnen. Sieben Tage dauerte die Krankheit, ehe ſie ihrem Ende ſich nahte. Während dieſer Zeit wurde er mit allen Bequemlichkeiten verſehen, jedoch wurde es ihm nicht geſtattet, den innerſten Hof zu überſchreiten. Die lange Weile plagte ihn wenig, und wiederhohlte Beſuche, welche ſeine liebliche Fürſprecherinn in dieſer Zeit

bey ihrer Schweſter abſtattete, gaben ihm Gelegenheit, den vortheilhaften Eindruck zu bemerken, welchen er auf das Mädchen gemacht hatte, und ihr ſeine dankbare Neigung, zuweilen ſogar ein innigeres Gefühl ſinnig zu erkennen zu geben, was er, da die Frauen ihm, als ihrem Retter, höchſt ergeben waren, ohne Gefahr wagen zu können glaubte. Er fand in kurzer Zeit ſein Streben erwiedert, und mit jener Gluth, welche die Liebe in den natürlichen Töchtern des Orients entzündet, gelobte ſie ihm ewige Treue.

In dieſen Tagen erfuhr er auch das eigentlich obwaltende Verhältniß. Frelzoe, der Sohn des Sultans Schosroo, hatte ſeine Augen auf Fatime, die blühende Tochter Mohabut-Khans, eines der Erſten am Hofe des Großmoguls, geworfen, und die glühendſte Liebe zu ihr gefaßt. Vermöge ſeines Standes hatte er keine Hoffnung ſie zu beſitzen. Er ergriff daher ein ſchnelles, aber gefahrvolles Mittel, — er entführte ſie. Lange hatten ſie in ſicherer Verborgenheit gelebt, als, vielleicht ſelbſt durch den Transport des jungen Arztes, ihr Aufenthaltsort entdeckt wurde, und die eben erzählten Ereigniſſe zur Folge hatten. Der treue Diener des Engländers hatte ob ſeiner Entführung Argwohn geſchöpft, und den Conſul zu einer Eile bewogen, durch welche der Jüngling vom gewiſſen Tode gerettet worden war.

Die Kranke war endlich geneſen, aber der edle Arzt, damit nicht zufrieden, beſtürmte den Conſul um ſeine Verwendung zur Wiedervereinigung des unglücklichen Paares. Nur ungern, und nach vielem Dringen, wurde ihm dieſe, jedoch nur bedingungsweiſe zugeſagt.

(Der Beſchluß folgt.)

Homonyme.

1.

Mich zieret nicht das Glanzgepränge
Auß'rer Säulenreihe zwar,
Doch biethe ich in meiner Enge
Reinlichkeit und Ordnung dar.
Traulich kann zum Nachbar ſprechen
Hier der Nachbar, früh und ſpät;
Wem an Geld es mag gebrechen,
Der bey mir zur Miethe geht.

2.

Fleiß'gen Landmanns reichen Segen
Berge ich im ſtillen Thal,
Und zu mir auf blum'gen Wegen
Führt den Wand'rer ſeine Wahl.
Was ich habe, Trank und Speiſe,
Meines Wirthes Willkomm-Wort,
Biethet gaſtfreundlicher Weiſe
Ihm mein freundlich heitrer Port.

3.

In den Mauern, die uns ſchützen,
Bin ich, Wiener! dir bekannt;
Und mit bärt'gen Bärenmützen
Seh' ich täglich mich bemannt.

4.

Willſt du in ein Herz dich ſchleichen,
Süßer Mien' und Worte voll,
Helf' ich dir dieß Ziel erreichen,
Fördre deiner Liebe Wohl.

5.

Und in Baierns Königthume
Steh' ich, eine kleine Stadt,
Zwar geſchichtlich nicht von Ruhme,
Doch mit Poſtchauſſeenpfad.

6.

Höher ſtell' im ſechſten Sinne
Ich dem Blicke mich wohl dar,
Hab' der Herrſcher Hoheit inne
Und die höchſte Macht ſogar.

7.

Doch noch höher als die Throne,
So auf dieſe Welt geſtellt,
Bin ich, der am Himmel wohne,
Den Planeten zugeſellt.

F. W. Jaggi.

Bemerkung über die Engländer.

Warum ſind die Engländer ſo ſchlechte Tänzer? — Weil es ihnen an Übung fehlt. Die Häuſer ſind ſo leicht und elend gebaut, daß, wenn Jemand im dritten Stockwerk einen tüchtigen Sprung wagte, er Gefahr liefe gleich einer Bombe in die Küche hinabzufallen. — Warum haben die Engländer ſo wenig Geſticulation und laſſen die Arme faſt immer an den Seiten herabhängen, als wären ſie angeleimt? — Deßhalb, weil ihre Gemächer ſo klein ſind, daß jede Geſticulation faſt unmöglich iſt, will man nicht etwas zerbrechen oder Jemand beläſtigen. — Die Engländer wollen immer etwas Neues haben und ſind in dem einzigen Puncte den Kindern ähnlich, daß ſie wenig darauf ſehen, ob etwas gut oder ſchlecht ſey, ſobald es nur neu iſt. Sie zahlen für ihre Zauberlaterne, und ſie zahlen gut, aber dafür wollen ſie auch immer neue Figuren haben. Dieß unerſättliche Gelüſt zu befriedigen iſt nun das Streben von Allen, ſo der Journaliſten wie der Anekdotenſammler, der Geſchichtſchreiber wie der Reiſebeſchreiber, der Advocaten wie der Literaten. Das Princip der Schnelligkeit beſchädigt auch bey den Engländern die Solidität, wie es überhaupt ſeine Kehrſeite ſchon ſehr auffallend macht.

Notizen.

Schauspiele.

Im k. k. Hoftheater nächst der Burg wurde zum ersten Mahle gegeben: „Rache für Rache;“ Lustspiel in fünf Abtheilungen, nach dem Französischen frey bearbeitet von Lembert. —

Wir finden uns dießmahl, gegen unsere Gewohnheit, veranlaßt, den Lesern nur wenige Andeutungen von dem Inhalte des zu besprechenden Lustspiels mitzutheilen. Ein dramatischer Kern, ein Embryo, das sich in Folge der ausbildenden poetischen Wärme zum organischen Ganzen, dem Leben und Bewegung inwohnt, gestaltete, findet sich in der Intrigue nicht; daher sie sich denn lediglich von zufälligen Standpuncten auffassen, und in abgerissenen Bildern wiedergeben läßt. Ein solcher Umstand ist z. B., daß der junge Julius von Solst sich von seinem älteren aber nicht vernünftigeren Freunde, Baron Rosenbrand, zweymahl dazu mißbrauchen läßt, sich in Damenkleider zu stecken, und ihm Gelegenheit zu geben zur würdigen Rache an den Damen Pauline Wolkenschild und Gräfinn Falkenwerder, die seine Bewerbungen nicht bereitwillig erhört hatten. An den Damen, die Beyde ältliche Männer haben, waren denn nun freylich auch wenige strenge Grundsätze in Gefahr, erschüttert zu werden; denn der junge Solst, der in Kleidern ihres Gleichen sich in ihre Gesellschaft log, schien ihnen auch angenehm und willkommen, als sie den Betrug bereits erfahren. Darüber mußte Rosenbrand doppelt entrüstet seyn; er zieht jede Gelegenheit herbey, sich recht eingreifend zu rächen. Die Damen, nahmentlich die unversöhnliche Pauline, thun deßgleichen, die zuletzt die Wohlwollende spielt, und dem derangirten Grafen zu einer reichen Frau verhilft, aber seiner Eitelkeit und seinen Grundsätzen dadurch den empfindlichsten Schlag versetzt, daß sich ihre Betheuerung, das Mädchen sey eben erst aus der Pension gekommen, und habe noch Niemanden geküßt, dahin widerlegt (natürlich erst nach erfolgter Vermählung), daß sie eben auch mit Julius von Solst in einem Liebesverhältnisse gestanden. Dieser Umstand hat eine Ausforderung zur Folge, aber die Ausforderung hat keine Folge. So weit läßt es der intriguirende Genius (Pauline Wolkenschild), der hierin auch wieder als schützender Genius auftritt, nicht kommen. Dieser Theil der Handlung geht in einem Badeort vor, worin sich aus Zufall alle handelnden Personen des Stückes begeben hatten. Baron Rosenbrand ist als Ehemann ein recht solider Philosoph geworden, und wünscht auch die beyden leichtsinnigen Frauen zu bessern, wovon die eine, Gräfinn Falkenwerder, noch immer nicht von dem jungen Solst lassen will, wiewohl ihm sein Vater eine liebenswürdige Braut bestimmt hat, die auch Julius von Herzen liebt. Die gereizte Gräfinn macht ihm sogar noch darüber, und in Gegenwart seines Vaters, die bittersten Vorwürfe, gleich einem betrogenen Mädchen, dessen Neigung in allen Ehren tugendhaft gewesen. — Baron Rosenbrand projectirt zu diesem Behufe eine Komödie bey sich, deren Inhalt natürlich die sich eben zugetragene Wahrheit, nicht Dichtung ist, und die von den wirklichen Personen selbst, den beyden Damen und ihren überlisteten Ehemännern exequirt werden soll. Sie wissen jedoch nichts von einander als Mitspielende. Es wird Probe gehalten; die beyden Künstlerinnen sind die ersten im Probesaal. Als sie aber ihre Männer kommen hören, verstecken sie sich aus Angst einer falschen Deutung hinter zwey entgegengesetzte Schirme. Die Ehemänner merken ein Versteck, gehen aber auf die beyden Schirme zum Glücke so los, daß jeder die Frau seines Freundes erblickt, schweigt, und nur mit lustigem Lachen seine Entdeckung begleitet. Später verständigen sie sich freylich, und sind äußerst entrüstet; allein Rosenbrand, nachdem er die Leichtsinnigen genugsam gezüchtigt und gebessert meint, wendet die Sache, erklärt, dieß sey ja Alles nur Komödie, und die Damen hinter dem Schirm in ihrer Rolle gewesen.

Wie unbefriedigend von moralischer Seite dieser Ausgang sey, wiewohl er übrigens recht sinnreich erfunden, ist nicht schwer einzusehen, so wie, daß die ganze Handlung ziemlich uneins in ihrem inneren Zusammenhange, und zum Theil aus Elementen zusammengesetzt ist, welche, wenn sie der wahre Spiegel des Pariser Lebens, in der That den herrschenden Zeitgeist nicht beneiden läßt. Wir wollen hier dem talentvollen Bearbeiter, wiewohl er uns durch den Beysatz frey einiges Recht dazu gegeben, nicht in Verantwortung ziehen, oder behaupten, als hätte überhaupt durch irgend eine Bearbeitung viel Besseres geleistet werden können. Vielmehr sind wir der Überzeugung, daß alle angedeuteten Übelstände mit der Wesenheit dieses Lustspiels unzertrennlich verknüpft sind, und das die mancherley einzelnen Schönheiten im Dialog und pikanten Scenen, ihm als überwiegendes Motiv zur Bearbeitung gegolten haben. Inzwischen ist gerade auch aus diesem Beyspiele klar, daß das französische Conversationsstück, welches in seinem pikanten Genre, man möchte dagegen declamiren was immer, im höchsten Grade ausgezeichnet war, nun allmählig mit völliger Auflösung bedroht ist, und wie in Paris alles häusliche Leben aufhört, jede gesellige Vereinigung zum Tummelplatze der Leidenschaften wird, Moral wenig, Ungebundenheit Alles gilt, auch in den neuesten Erzeugnissen des heiteren Scherzes im höchsten Grade kokette Frauen, alte geprellte Ehemänner und zügellose Jungen durchaus in den Vordergrund getreten sind, und alles Interesse beherrschen und in Anspruch nehmen. Wir fürchten so nicht mit Unrecht, daß fernerhin Übertragungen in unsere Sprache, auf unsern Bühnen weit kärger veranlaßt, ihr Glück weit seltener werden dürfte, als seit mehr denn zwanzig Jahren, wo nahmentlich die Bearbeitungen des Hrn. v. Kurländer das Repertoir mit einem wahren Schatze heiterer Lebensgemählde bereichert hatten. — Wir wollen uns inzwischen damit trösten, daß in Zukunft vielleicht Thalia reicher mit heimischem Lorbeer die Schläfe vaterländischer Dichter schmückt; sie mögen ihre Schwingen regen, ihr Flug wird uns allen willkommen seyn.

Die Darstellung von derley Lustspielen ist schon rücksichtlich ihrer Feinheit und Delicatesse im k. k. Hofburgtheater fast immer nur im Superlativ zu loben. Hr. Korn als Rosenbrand erinnerte durch sein frisches Spiel auch ganz an die alten glänzenden Zeiten, wo sich eben das schöne Ensemble dieser Hofbühne in voller Blüthe gebildet hat. Bey Hrn. Fichtner wollen wir weniger den Umstand zu seinem Lobe hervorheben, daß er in der Erscheinung als Dame sich höchst zierlich benahm und auch ziemlich glücklich sprach, als sein sonstiges festes, sicheres Spiel in Kleidern, die ihm zukommen. Dlle. Müller war als Pauline Wolkenschild unübertrefflich, wie sie es denn in dieser Gattung Charakteren fast immer ist. Mad. Anschütz als ihre Doppelgängerinn, eiferte an Auszeichnung rühmlich nach. Die HH. Costenoble und Wilhelmi, als Ehemänner, spielten ihre Parthien so gut, als es nur seyn konnte.

Ermin.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Die P. T. Herren Pränumeranten, welche diese Zeitschrift fortzusetzen gedenken, werden ersucht, den weiteren vierteljährigen Pränumerationsbetrag mit 5 fl. W. W. zu entrichten.

Sonntags-Blatt.

Sonntag, den 75 30. Juni 1850.

Der Schatz des Königs.

Von Ludwig Bechstein.

Es war ein König, der hatte einen Schatz, den er in seinem Leben nicht gesehen hatte, weder in Gold, noch in Silber, noch in Edelsteinen, noch in Perlen, noch in Kostbarkeiten, noch in Geschmeiden, noch in Waffen, noch in Rüstungen, noch in Kleidern, noch in Leinwand, noch in Tüchern, noch in Teppichen, noch in Vorhängen, noch in Betten, noch in Polstern, noch in Kissen, noch in Decken, noch in Pelzwerk, noch in Hermelin, noch in Sammet, noch in Seide, noch in Atlas, noch in Damast, noch in Brokat, noch in Gold- und Silberstoffen, noch in Spitzen, noch in Stickereien, noch in Bändern, noch in Schnüren, noch in Fransen, noch in Quasten, noch in Knöpfen, noch in Schnallen, noch in Ringen, noch in Ketten, noch in Armbändern, noch in Halsbändern, noch in Diademen, noch in Kronen, noch in Scepter, noch in Reichsapfel, noch in Schwert, noch in Degen, noch in Dolch, noch in Säbel, noch in Spieß, noch in Hellebarde, noch in Streitaxt, noch in Streitkolben, noch in Morgenstern, noch in Lanze, noch in Pfeil, noch in Bogen, noch in Armbrust, noch in Köcher, noch in Harnisch, noch in Panzer, noch in Helm, noch in Schild, noch in Beinschienen, noch in Sporen, noch in Stiefeln, noch in Schuhen, noch in Pantoffeln, noch in Handschuhen, noch in Strümpfen, noch in Hosen, noch in Wamms, noch in Rock, noch in Mantel, noch in Hut, noch in Barett, noch in Federbusch, noch in Haube, noch in Schleier, noch in Kopfputz, noch in Haarputz, noch in Haarnadeln, noch in Kamm, noch in Spiegel, noch in Fächer, noch in Schminke, noch in Puder, noch in Pomade, noch in Wohlgerüchen, noch in Parfümerien, noch in Essenzen, noch in Wasser, noch in Salben, noch in Pillen, noch in Arzneien, noch in Medicamenten, noch in Tinkturen, noch in Pflaster, noch in Verbandzeug, noch in Binden, noch in Charpie, noch in Schwämmen, noch in Lanzetten, noch in Schröpfköpfen, noch in Blutegeln, noch in Instrumenten, noch in Bestecken, noch in Messern, noch in Gabeln, noch in Löffeln, noch in Tellern, noch in Schüsseln, noch in Platten, noch in Terrinen, noch in Saucieren, noch in Leuchtern, noch in Lampen, noch in Kronleuchtern, noch in Kerzen, noch in Wachsstöcken, noch in Lichtputzen, noch in Lichtscheren, noch in Lichtschirmen, noch in Lichtschirmen, noch in Lichtschirmen

ſich ehrfurchtsvoll vor Jenem, indem er verwundert ausrief: „Lord Roe hier?“

„Sieh da!“ erwiederte ſeinerſeits der Lord, nachdem er dem Spanier herzlich die Hand gedrückt hatte, „Sultan Frelzoe in Europa, in Sicilien! Euch hätte ich wahrlich am wenigſten hier zu treffen erwartet.“

„Ja Mylord!“ ſagte Frelzoe, denn er war es, „wir treffen uns beyde unverſehens. Aber ich wollte ſchon lange das Abendland ſehen, und benützte dieſe Gelegenheit, um der Hochzeit meines edlen Retters beyzuwohnen!“

„Wie Sir Cooper,“ fragte verwundert der Lord, „Ihr wollt Euch vermählen, und wo iſt Eure Braut.“

„Hier Mylord,“ entgegnete Sir Cooper, der engliſche Arzt, als welchen ſich der Spanier zu erkennen gab, faßte die Hand ſeiner ſanft erröthenden Nachbarinn und ſtellte ſie dem Conſul vor.

„Wie iſt mir denn?“ rief dieſer überraſcht aus, „iſt das nicht — —“

„Sprechen Sie es nur aus, Ew. Herrlichkeit,“ fiel Cooper ein, „die jüngere reizende Tochter Mohabut-Khans, früher Guleganz, jetzt als Chriſtinn den Nahmen Marie führend, ſteht vor Ihnen.“

„So betrog mich meine Ahnung doch nicht,“ lächelte der Lord.

„Keineswegs, Mylord. Schon als der Khan noch lebte, ward unſerer Liebe Bund feſt geſchloſſen. Jener edle Türke, und ſeine gleich edle Gemahlinn,“ er zeigte auf Fatime, „belohnten durch ihren Rath und ihren Beyſtand dasjenige reich, was mir Menſchenpflicht an ihnen zu üben befahl. Endlich ſtarb jener, und meine Marie verließ Glauben, Vaterland und Freunde, ſich mir ganz hingebend, und ihr unermeßliches Erbe mit mir, ſolcher Liebe Unwürdigen theilend!“

„O ſtille doch, mein Eduard!“ zürnte jene ſanft, „mache die Laſt unſerer Dankbarkeit nicht noch ſchwerer!“

Dieſer drückte ſie feurig an ſeine Bruſt, und fuhr fort: „So, Mylord, hat mir der Orient der irdiſchen Güter köſtlichſtes gewährt: Freundſchaft, Liebe, Unabhängigkeit. So bin ich auch im Stande meinem treuen Diener, jetzt meinem Haushofmeiſter, ſeine Liebe zu vergelten. Aber wer, Mylord, gibt mir Mittel, unſere Schuld an Sie, unſern Schutzgeiſt, abzutragen, dem wir Leben...“

„Nichts mehr davon!“ ſagte dieſer halb zürnend, „wenn Ihr mich nicht verſcheuchen wollt. Laßt mich im Anſchauen Eures Glückes ſchwelgen, und mein Alleinſtehen in der Welt in Eurem Kreiſe vergeſſen. Meine Würde habe ich niedergelegt, und will fortan nur der Natur und der Freundſchaft leben.“

Gerührt umſchlang er ſie bey dieſen Worten. Fünf glückliche Menſchen ſchloſſen ſich, von den heiligſten Gefühlen durchglüht, an einander, dazwiſchen leuchtete verklärend der Wiederſchein des Abendroths im Meere, und duftende Orangenblüthen umwogten berauſchend ihre Häupter. Sigm. Schleſinger.

Herz und Thräne.

Die Welle ſchläft am Uferſtrand,
Der Schiffer ruht im Kahn,
Die Sterne hoch vom Himmelsrand
Seh'n ihn ſo friedlich an.

Der Krieger träumt im Friedenspart
Schon neue Lorbeern ſich,
Dem Sclaven rollt die Kette fort,
Die ſanft dem Schlummer wich.

Ein Bergmann nur der ſchläft euch nicht
In ſeinem engen Schacht,
Den ruft zur Ruh' kein Mondenlicht,
Der ruhet nie bey Nacht.

Der pochet dumpf und hämmert bang,
Und wieder oft ſo ſchnell,
Und hämmert er auch Jahrelang,
Er kömmt nicht von der Stell'.

Und was er euch zu Tage bringt,
Es glänzt ſo hell, ſo klar,
Und ob's auch nimmer golden klingt,
Mehr wiegt's wie Geld fürwahr.

Die Freuden ſpiegelt es ſo rein,
Die Leiden mahlt es ab
In nie geſchauten Farbenſchein,
Den ihm kein Künſtler gab.

Schafft dieſen Demant nimmermehr
Der Bergmann aus dem Schacht,
Dann pocht zum letzten Mahl er ſchwer,
Und ſchläft in ew'ger Nacht.

Der Bergmann, ſeht, der iſt das Herz,
Das hebt die Thränenfluth
In's Auge ſinkt bey Luſt und Schmerz,
Bis es auf ewig ruht.

Dr. Rudolph Puff.

Geſelliges Leben in England.

(Aus engliſchen Blättern.)

Das, was man anderswo, z. B. in Frankreich und Deutſchland, unter geſelligem Leben verſteht, iſt in England nicht zu finden. — Nähert man ſich den höhern Claſſen in der Jahreszeit, wo das Weſtende von London bevölkert iſt, und beobachtet die Art, wie die höhern Claſſen ſich unterhalten, ſo findet man ſie in großen Maſſen in der Oper, dem franzöſiſchen Schauſpiele, den Concerten und in Privathäuſern verſammelt, in jenen die Zimmer durchbrauſenden Geſellſchaftsſtro-

men, welche man routs zu nennen pflegt. Iſt das Wetter warm, ſo trifft man Verſammlungen der großen Welt bey ländlichen Feſten. Aber was man unter „geſelligem“ Leben verſteht, unter „ächter Geſelligkeit,“ das findet man hier nirgends.

Begeben wir uns nun eine Stufe tiefer hinab zu den Familien der Juriſten, Ärzte, Seeleute, Krieger, Kaufleute, Gewerbtreibenden u. dgl., ſo finden wir daſelbſt im Allgemeinen ein ſehr zurückgezogenes Leben. Ausgenommen eine gewiſſe jährliche Anzahl von Mittags- und Abendparthien, wo gute Speiſen, alter Wein, Muſik und Tanz die Unterhaltung ausmachen, iſt auch hier von geſelligem Leben nichts zu entdecken.

Was die öffentlichen Inſtitute anbetrifft: Royal Society u. ſ. w., wo gemeinſchaftliche Liebe zu Kunſt und Wiſſenſchaft die Geiſter, ohne Unterſchied des äußerlichen Standes, vereint, ſo iſt auch hier von freyer und traulicher Unterhaltung, dieſem weſentlichen Erforderniſſe des geſelligen Verkehrs, nichts zu merken.

Auch die Clubbs, deren es eine Menge gibt, haben für jenen Gegenſtand bisher noch wenig erwirkt. Sie geben verheiratheten Männern Gelegenheit, fern von ihren Familien delicat zu ſpeiſen, ohne große Koſten alle mögliche Zeitblätter zu leſen u. ſ. w. Das iſt Alles. Die Annäherung zu allgemeiner Unterhaltung hat wegen einer geheimen Abneigung der Britten vor Bekanntſchaften, welche ohne regelmäßige, langſam vorbereitende Schritte geſchloſſen werden, noch immer nicht vorwärts kommen wollen.

Geſelligkeit in der wahren Bedeutung des Worts, findet ſich in England demnach weniger als ſonſt irgendwo in der Welt. Die Haupturſache deſſen dürfte folgende ſeyn: Man lebt in England auf einem ſo theuren Fuße, wie nirgends auf dem Feſtlande ſich etwas Ähnliches findet. Man wendet das Vermögen an bloßen Schmuck der Wohnungen. Außerdem muß man Equipage halten; ein koſtſpieliger Anzug darf nicht fehlen; die Speiſen und Getränke ſind drey- und viermahl theurer als auf dem Feſtlande. Obwohl die Britten ein reiches Volk ſind, leben ſie in ihrem häuslichen Cirkel doch mit ſo großem Aufwande, daß dadurch die Mittel zu einem geſelligen Leben abſorbirt werden, und ſie zu einem ungeſelligen Zuſtande, in welchen man ſie erblickt, gleichſam ſich gezwungen ſehen.

Wenn man unter „Geſelligkeit“ die öftern und zwangloſen Beſuche und Zuſammenkünfte mancher Familien, die unter gleichen oder ähnlichen Umſtänden leben, und die nun ſich frey über allerley Gegenſtände gemeinſchaftlichen Intereſſes unterhalten, ihren Geiſt und Charakter entwickeln und durch ihr Beyſpiel einen wohlthätigen Einfluß auf die Sitten des Landes haben, verſteht: ſo findet in England eine ſolche Geſelligkeit nicht Statt.

Dennoch ſind die Grundſtoffe hiezu allerdings vorhanden. Die Erziehung der Söhne und Töchter iſt ſeit dem letzten Frieden ungemein verbeſſert worden (wozu auch die family-library und die society for the diffusion of useſull knowledge bedeutend beygetragen hat), die Bildung der Officiere im Landheere und auf der Flotte hat ſichtbare Fortſchritte gemacht, der heutige Britte iſt ein ganz anderer als der vor einigen Jahrzehenden; aber — das große Hinderniß eines harmoniſchen Zuſammenwirkens aller dieſer ſchönen, ſocialen Elemente entſpringt noch immer aus dem oben erwähnten Syſteme des „häuslichen Aufwandes,“ worin man unnöthig und unnatürlich ausſchweift. Man opfert die Behaglichkeit leider der Prunkſucht auf, und macht lieber Bankerott, als daß man ſich bey Zeiten einſchränken ſollte.

Auch das Theater hat ſeinen wohlthätigen Einfluß verloren, ſeitdem die guten Stücke und die guten Schauſpieler von der Bühne verſchwunden, und dagegen alle Theile des Theaters mit jenen unglücklichen Schlachtopfern des Laſters ausgefüllt ſind, welche das Schauſpielhaus zu einer Art von orientaliſchem Bazar machen. Seitdem haben die rechtlichen Familien ſich entfernt, und das Theater ſinkt täglich tiefer. C. N.

Mein Auge.

Wenn ich kurze Zeit nur ſehe
Fleißig auf mein Büchlein hin,
Thut mir gleich mein Auge wehe,
Und ich fühle Thränen drin.

Gar verworrene Geſtalten,
Bunte Puncte, ſchwarz und grün,
Vor dem Auge ſich entfalten —
Und ich muß das Leſen fliehn.

An dem Fenſter gegenüber
Sitzt ein wunderſchönes Kind,
Seh' ich Stunden auch hinüber,
Wird mein Auge doch nicht blind.

Weil nun jedes Erdenweſen
Selbſterhaltung mächtig treibt,
Kommt es, daß, anſtatt zu leſen —
Drüben ſtets mein Auge bleibt.

M. D. Ettinger.

Auflöſung

der Homonyme im vorigen Blatte:

Hof.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Den 15. d. M. zum Vortheile des Capellmeisters Adolf Müller zum ersten Mahle: „Das steinerne Herz.“ Zauberposse mit Gesang in zwey Aufzügen. Musik vom Benefizianten.

Der Verfasser (Hr. Johann Eduard Gulden) hat bereits auf dem früheren Schauplatze seines volksdichterischen Wirkens, in dem Theater in der Leopoldstadt, von dem Publicum jene Beweise von Aufmunterung und Beyfall erhalten, welche im aufrichtigen und ungeheuchelten Sinne gezollt wurden. Es konnte dem besseren Geschmacke des Publicums nicht entgehen, daß der in Rede stehende Volksdichter, wenn auch manchen Manieren unserer modernen Volkspoesie nachgebend, sich doch einer moralischen Tendenz seiner Stücke nicht entschlug, und bey ihrer Herbeyführung eine Kraft entwickelte, welche selbst die etwaigen Schwächen der Nebenwerke zu bemänteln im Stande war. Gulden's Talent bekundete sich nahmentlich in der Goldgrotte und in seinem Zauberkranz. In diesen Pieces sprachen sich besonders schöne Ideen aus. Auch das steinerne Herz reiht sich würdig an diese Stücke an. Wenn unvorgesehene, unabweisbare, später jedoch beseitigte Umstände und Zufälle den Werth einer Sache in Frage zu stellen suchen, so darf die Antwort nicht ohne Überlegung geschehen, auf keinen Fall zu einem Vorurtheile ausarten. Es ist nicht zu läugnen, daß der zweyte Act weniger gelungen sey, als der erste; inzwischen fehlt es jenem eben so wenig an witzigen Wortspielen und komischen Situationen, wie diesem, nur daß sie im ersten Aufzuge eine schnellere Folge erleiden. Die zweyte Aufführung des Stückes trug die Farben einer größeren Rundung, der Vorwurf, den wir eben gemacht, wurde nun geringfügig. Der Dialog strotzt von Wortwitz, worin der Verfasser überhaupt Meister ist. Die Rolle des Hrn. Scholz (Martini) ist sehr dankbar, und wird von dem beliebten Komiker mit allem Aufwand seiner vis comica gegeben. Das Lied im ersten Acte mußte derselbe auf stürmisches Verlangen wiederhohlen. Eine Repetitions-Strophe ist besonders witzig. Hr. Nestroy (Nazi), dem der Gnomenfürst ein steinernes Herz gegen die Leiden der Menschheit gewährt, da ihm sein mitfühlendes Herz nur mit Undank belohnt wurde, zeigt sich in seiner Darstellung in einer neuen vortheilhaften Sphäre. Ein Lied im zweyten Acte wurde da capo verlangt. Dlle. Kondorussi (Salerl) war allerliebst. Der locale Dialect klingt aus ihrem Munde recht artig. Noch etwas Gesang, und Dlle. Kondorussi ist eine Localkomikerinn wie eine unserer Besten. Mit Auszeichnung nennen wir noch die Dlles. Frey und Grünthal, dann die HH. Hopp, Röder und Stahl. Ersterer trug viel zum Gelingen der Nebenscenen bey. Die Musik von dem beliebten Capellmeister enthält gelungene Nummern im Style der Volkscomposition. Das Ganze hatte sich einer beyfälligen Aufnahme zu erfreuen. Wir können den Verfasser auf dem neuen Schauplatze seiner Thätigkeit nur aufmuntern, und ihm zurufen: „Omne initium grave.“ G. P.

Lanner's Isabellen-Walzer.

Wenn auch die Tanzmusik, als ein untergeordnetes Genre, keiner strengen Kritik unterliegt, so ist es doch billig, eine vorzügliche Erscheinung in diesem Gebiethe herauszuheben, und, als einer höhern Stufe sich nähernd, kritisch tiefer zu behandeln. Überhaupt gebühret Demjenigen, der im Stande ist ein beschränktes Feld fruchtbringend und schön zu bebauen, gewiß eine ehrende Beachtung, und er verdient eben so erhoben zu werden, als wir den tadeln müssen, der eine weite, mit gutem Boden versehene, und an herrlichen Früchten oft schon reiche Fläche entweder ganz verwahrlost, oder zum gemeinen Stoppelfeld erniedrigt. Lanner hat das Gebieth der Tanzmusik mit seinen Producten stets zu verschönern getrachtet, jetzt aber mit den, als Titel prangenden Walzern, wahrhaft zum Paradiese gemacht. Die Eigenthümlichkeit dieser Musik, die auf leichten, durch bestimmten Rhythmus sich empfehlenden, die Bewegung erregenden und unterstützenden Melodien, mit leicht in die Ohren fallenden, doch nicht gemeinen Motiven, ohne ermüdende Wiederhohlung beruht, hat Lanner vollkommen aufgefaßt und sinnig in seinen Walzern ausgedrückt. Er weiß seine Composition stets so einzurichten, daß sie gefallen muß; seine Melodien sind von der Art, daß der Gleichgültigste, der in unaufmerksamer Behaglichkeit sein Cigarrchen raucht, plötzlich zu lauschen anfängt, und sich an dem originellen, süßen Klang erquickt. Lanner ergreift das Gemüth, er wirkt auf das Blut, das lustiger durch die Adern fließt, und der Miene eine wohlthuende Heiterkeit einhaucht; man wird angenehm aufgeregt, und hört und will immer hören. Seine letzten Producte, die „Blumen der Luft“ und die „Isabellen-Walzer,“ welche Ihrer Majestät, der verwitweten Königinn beyder Sicilien, und Infantinn von Spanien, Maria Anna Isabella, gewidmet sind, dürfen den gelungensten Compositionen dieser Art mit vollem Rechte beygezählt werden. Die letzteren haben einen genialen Aufflug; schon die Introduction wäre eines erhabenen Tonstückes würdig, und sie selbst sind gleichsam über ihre Sphäre, dennoch fest an den Charakter haltend, den sie als Walzer behaupten sollen, daher hier Lanner denselben eine doppelte Vorzüglichkeit zu verleihen wußte. Die Composition, voll trefflich verketteter, schöner, kräftiger, frappanter, auch bizarrer, doch stets melodischer Gedanken, erhielt vielen Beyfall (besonders der 4. und 5. Walzer), und mußte wiederhohlt werden. Wir treten gewiß keinem Componisten von Walzern zu nahe, wenn wir behaupten, daß Lanner durch Erfindung und Geschmack alle seine Collegen überragt; sey es, daß Strauß mehr die Füße hebt, Lanner belebt durch Einwirkung seiner lieblichen Melodien das ganze Seyn, und in der allgemeinen Aufregung müssen die Füße natürlich mitbegriffen seyn! — Lanner versteht die Instrumentation im ziemlich hohen Grade, weiß Schmelz mit Kraft zu vereinen, und gab überhaupt seiner Musik einen höheren Gehalt. Am selben Abende, — am 8. Juny (der Ertrag dieser Unterhaltung im Paradiesgärtchen gehörte zur Hälfte dem Bürger-Spitalfonde, zur Hälfte dem Compositeur), — spielte Lanner ein neues Quodlibet unter dem Titel: „Melorama,“ das als eine neue, originelle Zusammenstellung beliebter Thematen allgemein ansprach. Zur Verherrlichung des Ganzen wurde das Publicum mit einem kleinen Feuerwerk überrascht, wobey das Herz der Wiener seine volle Befriedigung fand. Drey Bäume waren aufgestellt, die sich spalteten und die Nahmenszüge Sr. Majestät, unsers allverehrten, heißgeliebten Kaisers und Ihrer Majestät der Kaiserinn (F. C.), dann Sr. Majestät des jüngern Königs von Ungarn und Ihrer Majestät der Königinn (F. A.) und Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Franz Carl sammt Seiner durchlauchtigsten Gemahlinn (F. S.) im Feuerglanze glänzend zeigten. Ein Ruf der innigsten Freude und des herzlichen Entzückens erschallte. Schade, daß die eingetretene kritische Witterung Manche abschreckte, und die erheiternde festliche Unterhaltung nicht so besucht war, wie sie es verdient hätte. — Joh. Nep. Hofzinser.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mod. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Freitag, den 70 21. Juni 1861.

Kurze Übersicht.

Inland. Die Verhandlungen, welche die Regierung mit den Vertretern der Landgemeinden, Städte und Bezirke, über die Grundlagen der Gemeinde-Ordnung pflegt, sind nunmehr beendigt. Die Gemeinde-Ordnung wird nächstens dem Landtage vorgelegt werden. Die Regierung hat sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, die Gemeinde-Ordnung in Kraft treten zu lassen, ohne die Zustimmung des Landtages abzuwarten, wenn dieser nicht bis zum 1. Januar 1862 seine Zustimmung ertheilt haben sollte. Es kann sonach die Gemeinde-Ordnung mit dem 1. Januar 1862 in Kraft treten, wenn der Landtag nicht bis dahin seine Zustimmung ertheilt hat.

Ausland. Die Nachrichten aus Neapel sind nicht günstig. Es heißt, daß Garibaldi, der sich in Caprera befindet, nicht mehr Lust habe, sich an der Spitze der Freischaaren zu stellen, und daß Cialdini, der Sardinien in Neapel vertritt, sich mit Garibaldi überworfen habe. Ferner heißt es, daß Garibaldi sich nicht mehr mit Victor Emanuel, sondern mit Mazzini verbinde. Die Nachrichten aus Neapel sind nicht günstig. Es heißt, daß Garibaldi, der sich in Caprera befindet, nicht mehr Lust habe, sich an der Spitze der Freischaaren zu stellen, und daß Cialdini, der Sardinien in Neapel vertritt, sich mit Garibaldi überworfen habe. Ferner heißt es, daß Garibaldi sich nicht mehr mit Victor Emanuel, sondern mit Mazzini verbinde.

Die Nachrichten aus Neapel sind nicht günstig. Es heißt, daß Garibaldi, der sich in Caprera befindet, nicht mehr Lust habe, sich an der Spitze der Freischaaren zu stellen, und daß Cialdini, der Sardinien in Neapel vertritt, sich mit Garibaldi überworfen habe. Ferner heißt es, daß Garibaldi sich nicht mehr mit Victor Emanuel, sondern mit Mazzini verbinde.

Die Nachrichten aus Neapel sind nicht günstig. Es heißt, daß Garibaldi, der sich in Caprera befindet, nicht mehr Lust habe, sich an der Spitze der Freischaaren zu stellen, und daß Cialdini, der Sardinien in Neapel vertritt, sich mit Garibaldi überworfen habe. Ferner heißt es, daß Garibaldi sich nicht mehr mit Victor Emanuel, sondern mit Mazzini verbinde.

konnte ſich einen deutlichen Begriff machen, wie Camilla einſt die Erde leicht beflügelten Schrittes ſtreifte, und als ſie nun mit einer ſanft melodiſchen Stimme ſich trauernd darüber beklagte, daß ihre werthen Gäſte ſie ſo früh verließen, ſchlug mir das Herz mit der Heftigkeit eines liebenden Jünglings, wünſchend, ich ſey um fünfzig Jahre jünger, um es mit dem ihrigen vereinen zu können. — Welch himmliſches Geſchöpf! —

Doch ſachte! ſachte! man irrt ſich wohl zuweilen; ich fand ſchon manchen Gelehrten ohne Wiſſenſchaften, manchen für Weiſe geltenden Mann ohne Grundſätze, Philoſophen ohne ..... Überzeugen wir uns näher von der himmliſchen Abkunft meines Engels! —

Die Geſellſchaft entfernt ſich, und ſtürmiſch reißt die Schöne an dem Glockenzuge.

„Er wird alſo ewig ein Vieh bleiben," donnerte ſie einem Bedienten entgegen, der augenblicklich erſchien, „hab' ich ihm nicht hundertmahl wiederhohlt, daß ich heute keine Damengeſellſchaft annehme?"

„Ich war in Geſchäften des gnädigen Herrn ausgeſchickt," antwortete der Diener.

Er hat vor allem Andern meinen Befehlen zu gehorchen, das merke er ſich, oder ich jage ihn fort!"

„Jungfer Liſette hatte den Auftrag meine Stelle zu vertreten," entgegnete entſchuldigend Johann.

„Sage er ihr, daß ich ſie ſprechen will, und räſonnire er nicht."

Die Stimme, womit dieſer Befehl ertheilt wurde, gewann immer mehr und mehr an kreiſchend gellender Stärke, und ich hatte Mühe mich an den melodiſchen Klang zu erinnern, der einige Minuten früher aus derſelben Kehle drang. Nun erſchien Liſette, die Gebietherinn empfing ſie mit folgenden Worten:

„Warum haſt du Frau von N. vorgelaſſen?"

„Ich traute mich nicht die Freundinn der gnädigen Frau abzuweiſen."

„Du wirſt von Tag zu Tage tölpiſcher! Löſche dieſe Lichter aus, eines iſt hinlänglich!"

„Euer Gnaden ſagten vor einiger Zeit zu Frau von N. in meiner Gegenwart, daß Sie eine ſo theure Freundinn zu jeder Stunde gerne ſähen."

„Still, impertinente Creatur! Du biſt unerträglich! Marſch fort!"

Dieſe Worte von einer Ohrfeige begleitet, welche die luſtige Geſtalt mit ziemlicher Derbheit der armen Liſette applicirte, empörten mich dergeſtalt, daß ich mich augenblicklich entfernte. Ein ſchönes und zugleich böſes Weib iſt ein Mißgriff der Schöpfung! Dieſe, z. B. trägt das Bild eines Engels zur Schau, während ſie den Teufel im Innern beherbergt, ſie kramt vor den Augen der Beſuchenden all' ihr Porzellaingeſchirr, all' ihren Schmuck und Reichthum aus, und doch iſt ſie vom Geiz ſo durchdrungen, daß ſie die unbedeutendſten Kleinigkeiten unter Schloß und Riegel verwahrt. Hunderttauſend Thaler Einkünfte haben ihr noch nie das Vergnügen verſchafft, einen Unglücklichen zu unterſtützen, ihr Herz, unempfänglich für zartere Gefühle, iſt dazu verdammt, ohne wahre Freunde zu leben. — Hurtig! fort von dieſem Anblicke! denn ich will das ſchöne Geſchlecht achten, und könnte ich hier dem Bedürfniſſe meines Gefühls wohl Folge leiſten?

Ich beeilte mich nun, Frau von S. meinen Beſuch abzuſtatten. In dem Vorzimmer fand ich zwey alte Diener, deren glücklich heitere Miene ein ſprechender Zeuge langer und mit Vertrauen und Zuneigung ihrer Herrſchaft belohnten Dienſte war; ſie ſelbſt, gewohnt ihre Abendgeſellſchaften zu Gunſten der Morgenſtunde abzukürzen, erhebt ſich ſo eben vom Diwan; die Menge entfernt ſich, ich folgte ihr ins Schlafgemach, und mit wahrer Rührung ſah ich hier die Dame (ihr Gemahl war Miniſter) eine Mutter der Leidenden werden.

„Gnädige Frau," redete ſie eine bejahrte Kammerjungfer an, „die arme Frau, welche ihres Mannes Leben Ihrer gütigen Fürſorge verdankt, iſt geſtern Abend entbunden worden, — ich habe ihr gebracht —"

„Schon gut, nimm aus der Schublade dort das Wickelzeug für ſie!"

„Ein armes Mädchen war heute Abend hier, Euer Gnaden Hülfe anzuflehen. Sie konnte vor Schluchzen und Weinen kaum ſprechen, allein nichts konnte ſie bewegen, mir ihr Anliegen mitzutheilen; ſie beharret darauf es nur Euer Gnaden ſelbſt zu eröffnen. Mit vieler Mühe habe ich ihre Behauſung erforſcht, ſie wohnt in einem fünften Stockwerke, wenn Euer Gnaden befehlen, ſo werde ich morgen früh zu ihr gehen."

„Nein, meine Gute! Du hörteſt ja, ſie will mit mir ſelbſt ſprechen! Laſſe mir ihre Adreſſe hier, lege mir mein Percalkleid, ſchwarze Strümpfe und den grauen Hut zurecht, dann kannſt du ſchlafen gehen."

„Wollen ſich Euer Gnaden denn nicht eher auskleiden laſſen?" — „Ich danke dir, ich werde noch lange wachen." —

Unmöglich konnte ich hier, wo ganz ſicher noch manche fromme Betrachtungen und Plane gemacht wurden, länger zur Laſt fallen, darum entfernte ich mich eiligſt.

Des andern Tages wird ſie nun, die vortreffliche

Dame, ſchon um ſechs Uhr früh ausgehen, Kranke zu beſuchen, Betrübte zu tröſten, Unglücklichen zu helfen, und heimgekehrt um zehn Uhr, wirft ſie ſich nun in ein elegantes Negligé, erſcheint beym Frühſtücke, und ſchmeichelt ſich mit der Hoffnung, unentdeckt zu bleiben, aber die Dankbarkeit hat ſie längſt verrathen! — Der Armen Segnungen begleiten ſie auf jedem Schritt, und zollen ihr jene allgemeine Achtung und Verehrung, welche ſie in jeder Hinſicht ſo vollkommen verdient. —

O, wie iſt nicht die Wohlthätigkeit der Frauen viel milder, ihr Mitleid viel rührender als jenes der Männer! ja gewiß, ſie ſind dazu geboren, um durch Sanftmuth zu unterjochen, ihr Element iſt Liebe, und verſteht ein Weib ſtufenweiſe die ergebene Tochter, tugendhafte Gattinn und zärtliche Mutter zu ſeyn, ſo iſt es ein Meiſterſtück der Schöpfung!

(Der Beſchluß folgt.)

Zweyſylbige Charade.

Geſchwerte Erſte, o ſey mir willkommen!
Du tröſtender Engel in quälender Zeit!
Du tätteſt die Bruſt, die ſo arg mir beklommen,
Machſt kühner mein Hoffen, trägſt raſch es und weit.

Was nie noch gelang mir im kräftigen Streben,
Und was meine Seele zu wünſchen geſcheu't,
Du bringſt es in roſiges Wirklichkeitsleben,
Du, die man ſo ſchnöde dem Tode anreiht.

Dein Sterben iſt Leben, und Licht wird dein Schatten,
Du förderſt der Phantaſie zaubernde Kraft,
Und wenn auch die Pulſe im Kreislauf ermatten,
Oft haſt du der Seele doch Regung verſchafft.

Glich ich in der Zweyten dem ärmlichſten Wichte,
Dein Zauber geſtaltet zum Purpur ſchnell ſie,
Nur wenn ich's betrachtet beym ſonnigen Lichte,
Da, freylich, da war es derſelbe noch nie.

Da ſah ich die Täuſchung der Erſten und lachte,
Behaglich umfangen vom Ganzen, und gern
An die kommende Täuſchung der Erſten ich dachte,
Wenn Luna erglänzet und funkelnder Stern.

F. W. Jaggi.

Der Ohio ſonſt und jetzt.

(Beſchluß.)

Als die Nacht einbrach, und wir an den breiten Stellen des Fluſſes die jenſeitigen Ufer nicht mehr unterſcheiden konnten, wurden wir ſehr bewegt, und dachten der Zukunft. Das Klingen der Glöckchen verkündete uns, daß die Heerden von Thal zu Thal zögen, um ihr Futter zu ſuchen, oder nach der fernen Heimath zurückzukehren. Das Geſchrey der großen Eule, das dumpfe Rauſchen ihres Flügelſchlags, als ſie gemächlich über den Strom flog, ſo wie die Töne des Horns unſers Bootsmanns, die das Echo immer leiſer und leiſer zurückgab; alles dieß war von einer magiſchen Wirkung. Als der Tag anbrach, begannen die Sänger des Waldes ihr Lied, deſſen wiederhallende Töne das lauſchende Ohr immer ſanfter und ſanfter berührten; hie und da ſtieß das Auge auf die einſame Hütte eines Anſiedlers, die das Beginnen der Civiliſation bezeichnete. Ein Hirſch, der durch den Strom ſchwamm, war ein Anzeichen, daß dieſe Hügel bald mit Schnee bedeckt ſeyn würden. Wir überhohlten mehrere langſam fahrende flache Boote; einige waren mit Producten jener Gegenden beladen, die von den kleinen Flüſſen, die in den Ohio ſich ergieſſen, bewäſſert werden; andere kleinere waren mit Auswanderern verſchiedener Gegenden angefüllt, die eine andere Heimath ſuchten. Die Ufer waren in dieſer Jahreszeit mit Wild bedeckt; ein wildes türkiſches Huhn, ein Haſelhuhn oder eine blaugeflügelte Ente konnte man ſich jeden Augenblick verſchaffen, und ſo landeten wir, ſo oft es uns beliebte, machten Feuer auf, und hielten, da wir mit dem nöthigen Geräthe verſehen waren, oft eine gute Mahlzeit. So vergingen mehrere glückliche Tage, und wir näherten uns der Heimath, als wir eines Abends nicht weit vom Pigeon Creek (einem kleinen Strome aus dem Staate Indiana, der in den Ohio fällt) ein lautes und ſeltſames Getöſe hörten, das dem Kriegsgeſchrey der Indianer ſo ſehr glich, daß wir unſere Ruder in Bewegung ſetzten, um ſo ſchnell und ſtill als möglich nach dem entgegengeſetzten Ufer zu kommen. Das Geſchrey wurde ſtärker, wir glaubten ſogar den Ruf: „Mörder!“ zu unterſcheiden, und da wir wußten, daß mehrere Plünderungen durch Parteyen mißvergnügter Eingebornen im Lande verübt worden waren, ſo fühlten wir uns eine Zeit lang nicht in der behaglichſten Stimmung. Wir wurden jedoch bald beruhigt, da wir gewahrten, daß jenes ſonderbare Geſchrey von einer Anzahl enthuſiaſtiſcher Methodiſten herrührte, die deßhalb ſo weit von der Straße abgegangen waren, um hier eine ihrer jährlichen Zuſammenkünfte unter freyem Himmel im Schatten eines Buchenwaldes zu halten. Ohne weitere Unterbrechung erreichten wir nun Henderſon, das zu Waſſer ungefähr zwey hundert Meilen von Shippingport entfernt iſt.

Wenn ich an jene Zeiten zurückdenke, und mich des großartigen, herrlichen Anblicks erinnere, den dieſe damahls größtentheils unbewohnten Ufer bothen; wenn

ich jener dichtbelaubten hohen Waldgipfel gedenke, die, unberührt von der Axt des Ansiedlers, längs den Hügeln sich ausbreiteten, und über den Rand des Flusses hereinhingen; wenn ich daran denke, wie theuer die Sicherheit der Schifffahrt auf diesem Strome mit dem Blute so vieler braven Virginier erkauft wurde; wenn ich jetzt keine Urbewohner des Landes mehr hier sehe, und denke, daß jene Heerden von Elennthieren, Hirschen und Büffeln, die einst auf diesen Hügeln und in diesen Thälern weideten, deren verschiedene Salzquellen sie in großen Zügen besuchten, nicht mehr existiren; daß dieser große Theil der Union, statt im Naturzustande sich zu befinden, jetzt mehr oder weniger mit Dörfern, Meiereyen und Städten bedeckt ist, wo man das Geräusch der Hämmer und Maschinen hört; wenn ich sehe, wie die Wälder durch die Axt bey Tag und durch Feuer bey Nacht fast gänzlich verschwunden sind; wie Hunderte von Dampfbooten den majestätischen Fluß auf- und abfahren; wie Handel und Wohlstand sich überall verbreiten; wenn ich die Überzahl der europäischen Bevölkerung bey Ausrottung der Wälder Hand anlegen, und in diesen dunkeln Verstecken Civilisation aufblühen sehe; wenn ich endlich daran denke, daß diese außerordentlichen Veränderungen in dem kurzen Zeitraume von zwanzig Jahren Statt hatten: so kann ich mich kaum überzeugen, ob das, was ich sehe, Traum oder Wirklichkeit ist.

Notizen.

Vaterländische Literatur.

Ein neues Heft von den „Mittheilungen aus Wien“ (herausgegeben und redigirt von Franz Piennigg, Rathe Sr. Durchlaucht des ältestregierenden Herzogs zu Anhalt) ist vor wenigen Tagen an das Tageslicht getreten. Der Herausgeber hat den Verlag geändert — er ist selbst Verleger des von ihm verfaßten Werkes geworden, nach dem billigen Grundsatze, daß, wer gesäet, auch ernten solle. Es ist bey dem anerkannten Werthe dieser Schrift, und bey der Mannigfaltigkeit ihres Inhaltes, der Interesse für alle Classen von Lesern hat, an dem lohnenden Erfolge auch gar nicht zu zweifeln; zumahl die so thätige F. Beck'sche Universitätsbuchhandlung den Commissions-Betrieb übernommen hat.

Unbeschadet der Gediegenheit der früher erschienenen Hefte, ist das gegenwärtige, welches in einer neuen Folge (Jahrgang 1833) wieder als Erstes auftritt, unstreitig von noch allgemeinerem Interesse. — Braunthal's Parallel: Wien und Berlin, gehört zu den geistreichsten Skizzen dieses Schriftstellers. In der „Geschichte des k. k. Hofburgtheaters im Jahre 1832“ hat sich der Herausgeber wieder ganz als jener scharfsinnige Beobachter der Bretterwelt erwiesen, so wie er in dem Aufsatze: „Der Lothringer Saal, und Amerling's neuestes Bildniß Sr. Majestät Franz I., zu unserem Erstaunen, nicht geringe Kenntnisse auch in der bildenden Kunst an den Tag legt. — Kurländer's „Briefe aus und über Wien“ sind schon in dem früheren Hefte mit solcher Vorliebe gelesen worden, daß diese Fortsetzung höchst willkommen seyn muß für alle Herren und Frauen von gutem Ton. — „Der Fasching unter der Erde“ (eine Schilderung des Annakellers und des Elysiums im Seitzerhofe) ist dem Vernehmen nach von Lembert, und kann als eine anziehende Darstellung des Wienerlebens gelten. — Von Hofziuser finden wir eine längere Abhandlung: „Das Concertwesen und die Concertspieler in Wien,“ die eben so erschöpfend in ihren Ansichten als angenehm im Vortrage ist. — Die Perle des ganzen Heftes ist jedoch die Beurtheilung der „Gemählde-Ausstellung des Kunstvereines für 1833,“ welche durch tiefe Wissenschaft und Unparteylichkeit die volle Würdigung jedes Kunstfreundes sich erringen wird. — Von dem neu engagirten k. k. Hofschauspieler La Roche findet sich eine eben zeitgemäße Biographie vom Herausgeber, wobey wir unter anderen einen störenden Druckfehler in dem Geburtsjahre (1766 statt 1796) bemerkten. Eine Aufzählung der jetzigen Bevölkerung von Wien nach allen Details, beschließt das interessante Ganze. —

Correspondenz-Nachrichten.

Klagenfurt, im Juny 1833.

Da ich Ihnen, verehrter Hr. Redacteur, in meinem ersten Correspondenzschreiben einen Bericht über den zweyten Gastrollen-Cyklus des Hrn. Kunst bey uns versprochen habe, so will ich denn meinem Worte in einigen Zeilen nachkommen. Kunst fand bey uns ein äußerst empfängliches Publicum; dieses und die Direction sah ihn ungerne scheiden. Der Abschied, die Art desselben, war auch das glänzendste Argument der ungeheuern Beliebtheit des Gastes. Nachdem derselbe noch in der „Hedwig,“ „eifersüchtigen Frau,“ „Räuber,“ „Kabale und Liebe,“ „Abällino,“ „Hamlet“ aufgetreten war, bereitete sich dem gefeyerten Künstler in seiner letzten Auftrittsrolle, Richard, eine Scene, die nie aus dem Bewußtseyn der Anwesenden und des Gastes schwinden wird. Am Schlusse zweymahl gerufen, erhielt Hr. Kunst eine ungewöhnliche Anerkennung. Blumenbouquets und Kränze flogen auf die Bühne, und aus allen Logen wurden Gedichte in das Parterre geworfen. Es war ein unvergeßlicher Abend! Von den hiesigen Mitgliedern verdienen bey den Gastspielen des Hrn. Kunst die HH. Funk, Gehrig, Blum und Köppl, so wie die Schauspielerinnen Rott und Blum alles Lob.

Ein Theaterfreund.

Grätz, im Juny 1833.

Die Gastspiele der Mad. Rettich und ihres Gatten haben den zweyten Gastrollen-Cyklus des Hrn. Kunst unterbrochen. Da der geschätzte Gast diesen zweyten Cyklus erst am 20. d. M. hätte beginnen sollen, und um diese Zeit schon seiner Gastrollen-Verbindlichkeit in Baaden nachkommen mußte, so unterblieb derselbe. Das Publicum hat Hrn. Kunst hier glänzend aufgenommen. Am letzten Abend wurde er zweymahl am Schlusse gerufen, und als er die Hoffnung aussprach, einmahl wiederzukommen, brach das ganze Haus in einen Beyfallssturm aus.

* * *

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler.

Donnerstag, den 77 27. Juny 1833.

Paris im Mondeslicht.

(Beſchluß.)

Ich ſetze meinen Fuß nun weiter, und gewahre an der Ecke der Gaſſe eine niedliche Dame, welche behende aus ihrer äußerſt eleganten Equipage hüpft, von einem jungen Manne begleitet, der ihr in das Haus nachfolgt. — Der helle Mondesſchein läßt mir Beyder Antlitz deutlich ſehen, und reines, ungetrübtes Glück iſt deſſen Ausdruck. Das intereſſante Pärchen iſt ſeit einem halben Jahre verheirathet; das Weibchen lebhaft, luſtig, geiſtreich und gefühlvoll; der Mann gerade, bieder, großmüthig und in geordneten Vermögensumſtänden; kein Wölkchen hat ihren Bund noch getrübt. — Mich lüſtert es, ſie näher kennen zu lernen, und ich folge ihnen alſo ins Schlafgemach.

„Theurer Hippolyte! der Ball war herrlich, ich habe mich ungemein gut unterhalten," ſprach das ſchöne Weibchen, indem ſie das Roſendiadem aus den üppig ſchwarzen Haaren wand, „war ich nicht reizend angezogen? Alles hat mich bezaubernd ſchön gefunden!"

„Ja, liebe Adele! das warſt du auch, die Lobeserhebungen, ſo dir von allen Seiten zu Theil wurden, waren meiner Eigenliebe wie meinem Herzen gleich ſchmeichelhaft und wohlthuend."

Adele. Du wirſt alſo nie eiferſüchtig ſeyn, liebes Männchen?

Hippolyte. Ich werde mich davor hüten, denn was ich liebe, achte ich zu ſehr!

Adele. Sage lieber, du wirſt zu zärtlich geliebt.

Während dieſem ſüßen Geſpräche ſah ich das Stubenmädchen verlegen um die Gnädige herumſchleichen, um derſelben einen Blick abzulauern, ohne daß der Herr Gemahl es merken ſollte, endlich benützte ſie einen günſtigen Augenblick die Gebietherinn ins Nebenzimmer zu berufen. — Adele brach in ein lautes Lachen aus, und ſchlüpfte zur Thüre hinaus, die gewandte Juſtine ihr nach, und überreichte ihr ſodann mit vorſichtiger Heimlichkeit einen Brief.

Juſtine. Er will nicht länger warten, Euer Gnaden!

Adele. Ums Himmeswillen! welche Verlegenheit!

Juſtine. Er droht Ihnen einen Streich zu ſpielen, wenn Sie nicht längſtens bis morgen früh endigen.

Adele. Gerechter Gott! — er würde mich unglücklich machen. Iſt es möglich, kann er ſo zudringlich grauſam ſeyn! Mein armer Mann! welcher Kummer für ihn, wenn er wüßte. . .

„Mein Nachtleibchen, Juſtine!" rief hier der Herr Gemahl inzwiſchen, und ergriff das Stubenmädchen, als ſie es brachte, haſtig am Arme, führte ſie an

das andere Ende des Zimmers, wo er ihr eine Geldbörse in die Hand drückte, etwas ins Ohr flüsterte, und dann wieder vor den Spiegel trat, die Halsbinde abzulösen.

Welche verabscheuenswerthe Ehe! sagte ich zu mir selbst; — eine Neuvermählte untreu, und der junge Ehemann ein Verführer.....

Zum Glücke nehmen Somnambules ihre voreiligen Urtheile gern und sogleich wieder zurück, darum thue auch ich ein Gleiches. Das Briefchen, welches ich für jenes eines Anbethers gehalten hatte, war nicht mehr noch weniger als die Rechnung eines Kaufmanns, welchem Adele für mehrere ihrem Gemahle gemachte Geschenke 1500 Franken schuldig war. Die Geldbörse, welche Hippolyt dem Stubenmädchen zugesteckt, enthielt den Preis eines Putzartikels, den sich Adele gewünscht hatte, und womit er sie am folgenden Morgen überraschen wollte.

Die Scene verändert sich nun, ich setze meinen Wanderstab weiter in die Gasse chaussée d'Antin, trete in den geräumigen Hof eines Pallastes, der mir einen Minister zu beherbergen geeignet schien, doch fand ich mich getäuscht, die Inhaberinn desselben war eine Dame nach der Mode jetziger Zeit.

Durch mehrere Vorzimmer gelange ich endlich in einen prachtvoll erleuchteten Saal, und durch diesen in ein Schlafgemach, wo ein der schönen Bewohnerinn günstiges Helldunkel herrschte. — In einem reich verzierten Ruhbette lag sie hingestreckt, von Anbethern umringt, denen sie wechselweise Gehör gönnte. So viel ich aus dem leisen Geflüster derselben vernehmen konnte, hatten Nervenzustände die Schöne plötzlich überfallen, und von ihren Mädchen zu Bette gebracht, gestattete sie den bemitleidenden Theilnehmern freyen Zutritt, die mit zärtlicher Freundschaft sich um ihr Befinden erkundigten. — Bald warf sie einem eine Rose zu, bald reichte sie diesem die Hand, flüsterte jenem ein paar Worte ins Ohr, nickte einem Vierten huldvoll zu, und lachte auf ein bloßes Ja oder Nein, um ihre schönen Zähne zu zeigen. Da sprach ein junges Herrchen vom Balle bey dem Gesandten, daß es so eben die Mitternachtstunde geschlagen habe, und Alles brach schnell auf, die Schmetterlinge flogen davon, die Rose blieb allein.

Von dort schleiche ich nun in ein kleines schmutziges Sackgäßchen und belausche dort eine Scene anderer Art. — In einem fünften Stocke brannte noch um Mitternacht ein mattes Licht im engen aber reinen Stübchen, ein altes Mütterchen saß im Großvaterstuhle und ein junger Mann von fünf und zwanzig Jahren tritt eben ein. Hören wir ihr Gespräch ein wenig an.

„Du kommst spät nach Hause, mein Kind; ich fing schon an unruhig zu werden.“

„Ich mußte warten, die Person, für welche ich arbeite, war im Theater, und weiß Gott wo noch sonst, jetzt erst konnte ich sie sprechen; allein warum warten Sie auf mich, theure Mutter? das lange Wachen schadet Ihnen!“

„Du weißt, ich kann nicht zu Bette gehen, ohne dir gute Nacht gesagt zu haben.“

„Hier, liebe Mutter! ein warmes Tuch und einen kleinen Vorrath von Zucker und Kaffeh, den ich für Sie gekauft.“

„Guter Alphons! du denkst nur immer auf mich, und läßt es dir darüber am Nöthigen fehlen.

„Das Nöthigste für mich wäre wohl Sie im Überflusse zu sehen, allein ich bin weit entfernt solches Glück jemahls zu erreichen.“

„O! guter, einziger Sohn! unmöglich kann so viel Liebe, so viel Tugend unbelohnt bleiben! Gerechter Himmel! — nur so lange laß mich noch leben, um diesen Lohn des besten Sohnes zu erwarten. — Gute Nacht, theures Kind! arbeite mir ja nicht länger als bis zwey Uhr.“

„Ich verspreche es Ihnen um so gewisser, da ohnehin nicht mehr Öhl in der Lampe, als gerade nöthig ist. —

Alphons setzt sich nun ans Schreibepult. — Das Manuscript, an welchem er schon zwey Monathe arbeitete, ist der Vollendung nahe und wird großes Aufsehen in der literarisch-politischen Welt machen. Ohne Zweifel wird der Beamte, welcher Alphonsen den Auftrag zu jenem Werke gab, dadurch zum Chef seines Bureau's ernannt, während jener mit dem Rufe eines talentvollen jungen Mannes vorlieb nehmen wird.

Dreysylbige Charade.

Der Ersten zauberkräft'ge Macht
Hielt mich in ihren Armen,
Kühn hat sie schwärmen mich gemacht,
Und heiß mein Blut erwarmen.
Mich däucht', der Zweyt' und Dritten gleich,
Trüg' ich der Hoheit Siegel,
Und mächtig war ich, groß und reich,
Ja mehr: ein Weisheitsspiegel.
Doch bald entschwand des Zauders Trug,
Ich mußte wacker niesen,
Und daß des Ganzen Qual ich trug,
Nahm ich ein Dutzend Prisen.

J. W. Jaggi.

Etwas über die Reſte der Indianerſtämme in Nordamerika.

(Zur Berichtigung mehrerer Irrthümer.)

Keine Menſchenrace hat wohl ein ſolches Volk aufzuweiſen, welches verſchiedene Sprachen redet, verſchiedene Klimate bewohnt, und dennoch im Übrigen eine ſo wunderbare Übereinſtimmung zeigt. Man entdeckt leicht einen großen Unterſchied in der Natur, in Körper- und Geiſteskraft; der Wilde von Canada und der vom Rio del Norte haben aber das nähmliche Geſicht, die nähmliche Geſtalt, und man könnte mit Recht ſagen: gleiche Naturtriebe; ſie ſind unſtreitig alle von einem gemeinſamen Stamme. Wie wunderlich träumten diejenigen, welche annahmen, irgend eins dieſer Völker habe ſeine Abſtammung von den Walliſern oder von den Juden! Eine genauere Unterſuchung ihrer Sprachen hat bewieſen, daß ſie viel weniger von einander abweichen, als ſonſt allgemein angenommen wurde. In der Wortfolge, in dem Bau der Zeitwörter, in den Zahlverhältniſſen, zeigt ſich eine auffallend große Gleichförmigkeit. Übrigens haben ſie auch eine Zeichenſprache, welche unter allen Stämmen, von Canada bis zum weſtlichen Ocean, verſtanden wird. Eine Menge dieſer Zeichen erwecken bey denjenigen, welche verſchiedene Sprachen reden, genau dieſelben Begriffe, und wenn man nur vier dieſer Dialekte reden kann, wird man vom Maine bis Mexico ſich den Wilden verſtändlich machen.

Das Empfindungsvermögen dieſer Wilden iſt nicht ſo lebhaft und zart als das andrer Völker. Von allen Leidenſchaften ſcheinen ſie nur für den Zorn empfänglich. Beyſpiele von Frauen, die in ihrer Liebe zu Weißen ſo viel Gluth und Beſtändigkeit gezeigt, wie man erzählt, könnten wohl vorgekommen ſeyn; allein dieß waren Ausnahmen von dem herrſchenden Charakter. Sie ſcheinen ſelbſt für ihre Stammgenoſſen keiner tiefern Zuneigung fähig. Ein düſteres, in ſich verſenktes Volk, zeigen ſie für einen neuen, auffallenden oder wunderbaren Gegenſtand ſehr wenig Intereſſe. Ihr ſteter Aufenthalt in Wäldern, zwiſchen Felſen, in nackten Einöden, unter dem Heulen der Winde; die Gefahren, welche ſie unaufhörlich umgeben, ihre unſichere Exiſtenz, welche ſie als einen gezwungenen, unnatürlichen Zuſtand betrachten; — dieß Alles gibt ihren Zügen einen finſtern Ernſt. Findet ſich hier und dort ein junger Mann, den die Jugendfriſche zu einem Springinsfeld macht, ſo gilt er für einen albernen Menſchen ohne alle Würde, und ein duckmäuſeriger, ſchweigſamer Jüngling wird ihm vorgezogen. Sie ſprechen ſehr wenig mit einander, und wollen überhaupt mit der Außenwelt ſo wenig als möglich in Berührung kommen.

Ihre Tapferkeit und Ausdauer, welche ſo großen Ruhm erlangt haben, ſcheinen ſich nur auf eine ſtärkere Doſis phyſiſcher Unempfindlichkeit zu gründen; ihre Nerven ſollen bey keiner chirurgiſchen Operation erbeben, und überhaupt zeigt ſich bey ihnen nicht ſo große Neigung zum Krampf als bey den Weißen. Als jener Wilde, ſeine Unempfindlichkeit gegen den Froſt zu erklären, den Weißen darauf aufmerkſam machte, wie wenig ſein eignes Geſicht davon litte, weil es ſtets entblößt ſey, fügte er wie Diogenes hinzu: „Mein ganzer Körper iſt Geſicht.“ Dieſe zunehmende Unempfindlichkeit, von Geſchlecht auf Geſchlecht ſich fortpflanzend, durchdringt endlich das ganze Gewebe der animaliſchen Natur, und der Leib des Wilden ſcheint weniger empfindlich zu ſeyn, als der Huf eines Pferdes. Kein gewöhnliches Reizmittel treibt ſie zum Handeln. Sie ſcheinen auf das Meiſte, was uns rühren kann, mit Stolz herabzuſehen. Ihre grauenerregenden Kriege, die fürchterliche Wuth in Schlachten, die teufliſche Raſerey der Rache, der Wechſel von Hoffnung und Verzweiflung beym Spiele, dem ſie noch bey weitem mehr ergeben ſind, als die Weißen, die viehiſche Aufheiterung durch Berauſchung, — dieß ſind ihre Reizmittel, welche ſie energiſch oder fröhlich machen. Dann ſchwingen ſie das Tomahank mit einer Wuth, welche keine Schonung kennt, und die Zuckungen ihrer Opfer erfüllen ſie mit ſchrecklicher Freude. Auch darf uns ihr feindlicher Sinn gegen ihre Gränznachbarn nicht wundern, da es nicht unbekannt iſt, wie oft ſolche Feinde über ihre Frauen und Kinder hergefallen ſind.

Den rothen Indianern kann man die ſchwarzen Bewohner der Freyſtaaten gegenüberſtellen, die ſich jetzt in den Südprovinzen ungemein ſtark vermehren, und die Aufmerkſamkeit aller denkenden Perſonen der Republik beſonders auf ſich ziehen. In der indianiſchen und afrikaniſchen Race ſind zwey wahre Extreme der menſchlichen Natur zu erkennen. Der Neger, leicht erregbar und für alle Leidenſchaften höchſt empfänglich, iſt beſonders auch zu ſanften und zärtlichen Gefühlen geneigt. Man erlaſſe ihm nur Schmerzen und Hunger, und ſeine Fröhlichkeit wird durch nichts geſtört. Kann er nur einen Augenblick von der Arbeit ausruhen, ſo ſingt er, tanzt und ſpielt ſeine Fiedel. Hat er ſich den Tag über geplagt, ſo wan-

delt er in der Nacht von einer Pflanzung zur andern, macht Beſuche und gibt Feſtgelage. In jedem Jahre haben die Neger zwey oder drey Feyertage, ihre Saturnalien. Dann ſchließen ſich Hunderte von Schwarzen beyder Geſchlechter dem Könige des Feſtes an, welcher ein junger, durch Wuchs, Weiße der Augen und Schwärze des Geſichts ausgezeichneter Neger ſeyn muß. Anſtatt der Krone trägt er eine pyramidaliſche Mütze aus Goldpapier, von der zwey ungeheure Troddeln herabhängen. Seine unzähligen Geſticulationen und Taſchenſpielerſtreiche ſind von bezaubernder Wirkung auf die Menge. Sie tanzen, ihre Fähnlein flattern, und die Glöckchen an ihrem Körper klingen. Nirgends ſieht man luſtigere Geſichter, Beweiſe größerer Gleichgültigkeit gegen Vergangenes und Zukünftiges, und ausgelaſſeneres Hingeben an die Freude des Augenblicks. Man ſieht zuweilen ganze Gruppen der muſſigen und ſchweigſamen Indianer dem luſtigen durch die Straßen tanzenden Zuge folgen, und ihre düſtere Miene kaum zu einem Lächeln ſich verziehen, während ſelbſt die Herren der Neger über dieſe Grimaſſen in convulſiviſches Gelächter ausbrechen.

Auflöſung
der zweyſylbigen Charade im vorigen Blatte:
Schlafrock.

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore.) Hr. Auguſt Fiſcher, vom Berliner Königsſtädt'ſchen Theater, debütirte in der Holtei-Gläſer'ſchen Oper: „Des Adlers Horſt.“ Dieſe Oper hatte in Berlin und Leipzig außerordentlich gefallen, und ſteht fortwährend auf dem Repertoire jener Bühnen. Es war daher ſehr begreiflich, daß ſie auch dem hieſigen Publicum zur Prüfung und Beurtheilung vorgelegt wurde, um ſo mehr, da der geſchätzte Gaſtſpieler ſie zum erſten Auftritte gewünſcht haben ſoll. Der Erfolg war jedoch nicht der erwartete. Im Buche finden ſich nicht ganz leicht verdauliche Unwahrſcheinlichkeiten, auch fehlt es an der ſo nöthigen Steigerung des Intereſſe; beſonders ſchleppend iſt der größere Theil des zweyten Actes durch epiſodiſche Scenen, die einen komiſchen Anſtrich haben, aber nur langweilig ſind. Der dritte Aufzug leidet an den Gebrechen der Monotonie; zwey Perſonen füllen ihn dürftig aus. Es iſt nirgend dramatiſches Leben vorhanden, und der Componiſt hatte daher gewiß kein leichtes Stück Arbeit. Er machte es ſich auch ziemlich bequem, behalf ſich mit ſogenannten Volksmelodien und mit den Jodlern, die für Berlin vielleicht einigen Reiz der Neuheit haben mochten, uns jedoch, als Alltagsſpeiſe, nicht mehr intereſſiren, als das Rindfleiſch. Doch hat Gläſer in einigen Nummern bewieſen, daß er auch Beſſeres leiſten könne; ein Sextett, das Finale des zweyten Actes, und der ganze dritte zeugen von Studium und Eindringen in die Geheimniſſe des dramatiſchen Effectes; die Auftrittsarie des Hrn. Fiſcher iſt in ihrem erſten Theile ſehr melodiös und anſprechend, im Allegro aber eine zu ſichtbare Nachahmung von Caſpars Arie im „Freyſchütz.“ Das Publicum, vielleicht durch die wirklich matte Ouverture in üble Laune verſetzt, ſchien wenig geneigt, dem vorhandenen Guten ſein Recht widerfahren zu laſſen, zeigte ſich aber deſto gereizter gegen das Mittelmäßige und Schwache. Die Oper erhielt nur geringen Beyfall, und ſcheint nach drey Vorſtellungen zurückgelegt worden zu ſeyn. Der Gaſt, Hr. Auguſt Fiſcher, mußte natürlich unter dieſer Mißſtimmung leiden; doch wurde er beym Auftreten, während ſeiner Arie, und in den Scenen des dritten Actes lebhaft applaudirt, und am Schluſſe gerufen. Die übrigen Rollen enthalten wenig Kern; die Darſteller mühten ſich vergebens ab.

Hrn. Fiſcher's zweyte Gaſtrolle war „Don Juan.“ Hr. Wild iſt im Beſitz dieſer Rolle; wer dürfte ſich rühmen, ſein glücklicher Nacheiferer zu ſeyn?

Dlle. Fournier als Julie.

(In Romeo und Julie.)

Wie einſt die Göttinn mit dem Anmuthsgürtel
Des Schaumes wechſelvollem Spiel' entſtieg,
So ſah ich heut', verjüngt im holden Reiz,
Die Anmuth auch des Liedes Wellen tragen:
Das Bild der Huld, wie es der Britte ſchuf,
Der Liebe Gluth im Keime ſchon bewahrend,
Du biſt's! — den Seelenwerth im Gliederbau geprägt,
Erſcheinſt du ſiegend durch die Gegenwart.
Nicht die Natur allein, die, Anmuth ſpendend,
Den Blüthenkranz des Lebens dir gewunden,
Sie auch, die Kunſt, die Pſychens Flug belauſcht,
Wie ſie des Gottes Armen ſich entſchwungen,
Verlieh den Reichthum dir, mit vollen Händen,
Das edle Bild verklärend zu vollenden.

So glänzt das Aug' in feuchtverklärtem Strahle,
Wenn kühn die Seele ihre Schwingen hebt,
Wie ich das deine ſah, als Romeo,
Des Liebestraumes Deutung die erſchienen;
Dein Wort, kein Nachhall, ſchwach bezeichnend den
Gedanken, lebet im beſchwingten Ton:
Dem Herzensſchlage gleich, des Lebens Bild
Und Schall. — Nicht loben will allein das Lied;
Will mahnen auch: die Wahrheit ſey die Muſe
Die zehnte, und die erſte auch an Rang,
Die dich geleite ſtets zum ſchönen Ziel.
Die Mimenkunſt, die in dem Kreis des Scheines
Abſpiegelnd die Natur, nur täuſchen mag,
Muß mit der Wahrheit Schmuck das Wolkenbild
Bekleiden, daß das Herz ſich ihrem Glanz
Erſchließ'! — Sie hebe dich mit Götterhänden
Das edle Bild verklärend zu vollenden.

—e—r—

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mot. Bl.: J. Nik. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1103.

Der Sammler.

Sonnabend, den 78 29. Juny 1833.

Aus dem Leben eines französischen Officiers.

Wahre Anekdote.

Das Kriegsgericht war aus; ein junger Mensch, höchst verdächtig, beym Plündern eines Caffenwagens geholfen zu haben, war von demselben frey gesprochen worden, und er hatte seine Befreyung vom Tode bloß der Fürsprache des vorsitzenden Obersten zu verdanken gehabt. „Sie waren heute sehr mild gestimmt, Herr Oberst!“ redete ihn einer der Beysitzenden an, „und doch schien der Soldat schuldig zu seyn. Seine Vertheidigung war wenig überzeugend, die Betheurungen seiner Unschuld hatten nur schwachen Halt, doch nahmen Sie ihn auf alle Art in Schutz, während Sie sonst unerbittlich gegen alle Plünderer und Marodeurs sind.“ —

„Sie können Recht haben,“ nahm der Oberst das Wort, „es ist möglich, daß der Beklagte schuldig ist, aber eine innere Stimme spricht laut für ihn. Mich hat dieser Criminalfall aufs lebhafteste beschäftigt, er führte mir einen Vorfall meines frühern Lebens vors Gedächtniß, dem ich zwar eigentlich alles verdanke, was ich habe und bin, der aber auch, trotz aller meiner Unschuld, mich in der Blüthe der Jugend einem schmählichen Tode entgegenführte. Bloß ein glücklicher Zufall rettete mein Leben, indem er mir Gelegenheit zur Flucht zum Feinde gab.“ — Die Versammelten hörten dem alten Krieger mit Erstaunen zu und drangen in ihn, dieses Abenteuer aus seinem Leben zum Besten zu geben.

„Wenn Sie glauben,“ sagte der Oberst, „daß hier eine romantische Verwickelung zu Grunde liegt, so werden Sie sich getäuscht finden. Die Begebenheit, die mich dem schmählichsten Tode nahe brachte, ist höchst einfach, und ich erzähle sie Ihnen bloß deßhalb, um einen Beweis zu geben, wie vorsichtig man im Aburtheilen über alles Verdächtigscheinende seyn muß. Es ist Ihnen allen bekannt, daß ich kein geborner Franzose bin; das Städtchen B..... ist meine Vaterstadt, und dort wurde ich bis in mein achtzehntes Jahr von meinem, der herrnhutischen Secte zugethanen Vater mit einer Strenge erzogen, die die Liebe meiner Mutter nur wenig mildern konnte. Mit jedem Jahre wurden die Gesinnungen meines Vaters gegen mich feindseliger, und da ich, je älter ich wurde, die Gebräuche der Herrnhuter nur immer lächerlicher fand und dieses leichtsinnig manchmahl äußerte, so ging seine barbarische Strenge gegen mich nach und nach in finstern Haß über. Schon lange stand der Entschluß bey mir fest, das väterliche Haus zu verlassen, und da einst mein Vater auf einige Tage verreist war, so nahm ich schriftlich von meiner guten Mutter Abschied, packte meine wenigen Kleider zusammen und wanderte, im frohen Gefühle der Freyheit, der Elbe zu. Ich hatte damahls mein achtzehntes Jahr erreicht, die Welt lag offen vor

mir, und keine Sorge ergriff mich der Zukunft wegen. Es war gerade im Frühlinge 1792; der Herzog von Braunſchweig ward am Rheine erwartet, und die franzöſiſchen Prinzen rüſteten ihr Corps in Coblenz aus. Seit ich den Thüringerwald hinter mir hatte, ſchwand mein Geld zuſehends, die überflüſſigen Kleider waren verkauft, und bald ſah ich mich genöthigt, einem Werber des Condé'ſchen Corps Gehör zu geben, der mich nach Coblenz ablieferte. Ich war der franzöſiſchen Sprache ſchon ziemlich mächtig, konnte mit der Feder gut umgehen, und ſo wurde ich im Hauptquartiere theils als Schreiber, theils als Dolmetſcher angeſtellt, und man war ſo wohl mit mir zufrieden, daß ich beym Beginnen des Feldzugs unter die Grenadiere der Garde eingeſtellt wurde; ein erleſenes Corps, das der Marſchall Herzog von Broglio als Oberſter befehligte. Bey dieſen Grenadieren war außer mir noch ein Deutſcher, ein Märker von Geburt und ein höchſt einſchmeichelnder Menſch; er ſchloß ſich feſt an mich an und theilte faſt jedes Mahl ſein Quartier mit mir."

„Eines Abends lagerte das Heer unweit des Feindes um und in einem Dorfe. Wir Grenadiere hatten einige Scheuern inne, hinter denen mehrere Wagen aufgefahren waren, deren Führer ſich vom großen Parke entfernt hatten, um am andern Morgen dem Gedränge zu entgehen. Ungefähr um Mitternacht weckte mich der Märker und winkte mir leiſe zum Thorwege hinaus; alles lag im tiefen Schlafe, die Lagerwache war weit von uns entfernt, und wir alſo ganz unbemerkt. „Siehſt du dort die Chaiſe," flüſterte mir mein Camerad zu, „die ſo einſam und verlaſſen hinter den andern ſteht, als ob nichts aus ihr zu ſtehlen ſey? und doch beherbergt ſie ein Käſtchen mit Louisdoren, das mir vom Payeur her recht wohl bekannt iſt und das den Hauptheil der Kriegcaſſe ausmacht. Der Wagen iſt leer, das Kiſtchen ſteht auf dem Kutſchbocke und iſt bloß mit Stricken angebunden; ein Schnitt, und es iſt in unſern Händen — dann raſch ins nächſte Städtchen, Poſt genommen, und zurück ins liebe Vaterland." — Ich erſchrak über dieſen Vorſchlag und both alle Rednerkünſte auf, um ihn davon abzubringen, aber vergebens. „Wenn du nicht mit von der Parthie ſeyn willſt," ſagte er, „ſo lege dich ſchlafen, ich will es allein ausführen, und denke das Geld auch ohne dich genießen zu können." Schon wendete ich nach der Scheuer um, aber noch einmahl kehrte ich zu ihm zurück, um ihm ſeinen Vorſatz auszureden, doch als ich an ihn herankam, war er ſchon bis dicht an die Kutſche geſchlichen. Aber eben als ich zu reden anfangen wollte, that ſich das Leder am Wagen aus einander, ein Schuß blitzte mir entgegen, und der Märker ſank todt in meine Arme. Ich ſchrie laut auf, ließ den Todten niederfallen und floh in die Scheuer zurück; aber ehe ich ſie noch erreichte, wurde Lärm im Lager. Von dem Schuſſe aufgeſtört, riefen alle Schildwachen an, und da ihnen niemand antwortete, gaben ſie Feuer. Alles ſchrie, man ſey überfallen, alles eilte zu den Waffen, und in der allgemeinen Verwirrung kam ich unbemerkt in Reih und Glied. — Bald kehrte ſich das Mißverſtändniß auf, der Zahlmeiſter erzählte den Vorfall, man fand den Leichnam und beruhigte ſich; aber der Payeur behauptete: es ſeyen der Räuber zwey geweſen, und er habe wahrſcheinlich den andern auch verwundet, da beyde zuſammengeſtürzt zu ſeyn ſchienen, wenigſtens müſſe er mit dem Blute des andern beſpritzt ſeyn. — Der Marſchall von Broglio gerieth in die furchtbarſte Wuth, daß bey den Grenadieren der Garde ein ſolches Bubenſtück vorfallen könne, er ließ uns unter die Waffen treten und ſchwur den aufknüpfen zu laſſen, der verwundet oder mit Blut beflecke ſey. — Denken Sie ſich meine Todesangſt, denn ich konnte faſt nicht zweifeln, daß Blut an mir zu finden ſey, und was konnte mir meine Unſchuld helfen!"

„So verging eine tödtlich lange Stunde, da wurde noch einmahl Lärm im Lager. Adjutanten kamen geſprengt, alles trat ins Gewehr, und wir marſchirten ab. Noch war der Tag nicht angebrochen, und unſer Weg führte durch einen langen, tiefen Hohlweg in den Ardennen, den wir zurücklegen ſollten, bevor ihn der Feind beſetzte. Wir hatten die Bayonnete aufgepflanzt, da wir in der Nähe des Feindes waren; mehrere fielen über die Steine, die man in der Nacht nicht ſehen konnte, und mir fuhr der Gedanke durch den Kopf dieſen Umſtand zu benutzen, um mich gegen alle Folgen des nächtlichen Abenteuers zu ſchützen. Ich ſtolperte, wie halb im Schlafe, that, als wollte ich mich an dem Gewehre meines Vordermannes erhalten und ſtach mir ziemlich geſchickt ſein Bayonnet ſo tief in die Hand, daß das Blut floß. Ich rief nach einem Wundarzte, und da der in der Nacht weiter nicht helfen konnte, ſo band ich mein Schnupftuch um die Hand und ſetzte nun den Marſch etwas beruhigter fort. Der Tag brach an, die Durchſuchung begann beym erſten Halt, ich war am Rockärmel etwas blutig, aber das Blut war noch nicht ganz trocken, und meine Wunde war offenbar die Urſache davon. Ich hätte nicht einmahl die Liſt anzuwenden gebraucht, denn zu meinem großen Erſtaunen

war weiter auch nicht eine Blutſpur an mir zu finden. Dennoch war ich der Gegenſtand des Verdachtes geworden; man wußte, daß ich ſehr vertraut mit dem Todten geweſen war, und man mochte wohl auch eine Ahnung von meiner Liſt haben; der Marſchall äußerte dieſes halblaut, und meine ſcheue Miene war auch nicht gemacht, den Argwohn zu beſiegen. Indeſſen war zu weiterer Unterſuchung jetzt keine Zeit, der Marſch wurde wieder angetreten, bald ſchlug ſich unſere Vorhut mit der Nachhut Dumouriez; der Marſchall war an der Spitze, und wir ſahen ihn den Tag über nicht wieder. Abends bezogen wir ein Lager, und ich war eben aus meinem Zelte in die Nähe eines Feuers getreten, als der Adjutant den Capitain meiner Compagnie rief und ihm den Befehl zu meiner Verhaftung überbrachte. Der Hauptmann erhob ſich von ſeinem Sitze am Feuer und rief den Feldwebel; aber ich wartete klüglich nicht, bis man mich finden würde, ſondern lief den franzöſiſchen Wachtfeuern zu. — Meine Condé'ſche Uniform machte anfangs die republicaniſchen Officiere bey den Vorpoſten ſtutzig, aber mein fremder Accent und die aufrichtige Erzählung meines Lebens beſeitigte bald den Verdacht, daß ich ein Ausgewanderter ſey, und ſchon am andern Tage ward ich einem republicaniſchen Bataillon einverleibt. — Von jener Zeit an ſteht der Grundſatz feſt bey mir, nie nach dem Scheine zu urtheilen, und jeden ſo lange für unſchuldig zu halten, bis ſeine Schuld aufs klarſte erwieſen iſt."

G. J.

Elegie auf den Tod eines Vogels.

Ruh' in Frieden, du, mein treuer Sänger,
Deine Pilgerbahn haſt du vollbracht;
Nur zwey Jahre, — ach warum nicht länger —
Bin ich auf dein Morgenlied erwacht.

Saßeſt friedlich auf dem Kirchthurm dorten,
Den die Luſt zum Wohnſitz dir erkor;
Eh' die Morgenglocke wach geworden,
Sangſt du ſchon dein munt'res Lied mir vor.

Lieblich drangen deine Silbertöne,
Tröſtend oft mir in die wunde Bruſt:
Stumm und todt ſind Sänger und Geſänge,
Und dahin iſt meine kurze Luſt.

Angelo, der Mörder meiner Freude,
Traf mit einem Todespfeil dein Herz*);
Weiß nicht, ach, wie ſchwer ich von dir ſcheide,
Fühlt nicht meinen tiefen Seelenſchmerz.

Lange noch denk' ich an den Genoſſen
Meiner freudeloſen Einſamkeit —
Mir auch hat ein Pfeil die Bruſt durchſchoſſen,
Und die Wunde heilet keine Zeit.

S. Theodor.

Auflöſung

der dreyſylbigen Charade im vorigen Blatte:

Nachtkönig.

*) Unwiſſend traf der Schütze den Liebling ſeines Freundes.

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldſtadt.) Dlle. Auguſte Sutorius und Hr. Hausmann, beyde Mitglieder der Breslauer Bühne, traten bisher in einigen Gaſtrollen auf. Dlle. Sutorius war unter Hensler's Direction im Joſephſtädter Theater ein Günſtling unſeres Publicums im Soubrettenfache, denn ihr anmuthiges Äußere, ihr ſprechender Blick, ihr reintönendes Organ und freundliches Mienenſpiel, begünſtigten ſchon damahls ihre Darſtellungen auf das vortheilhafteſte. Als Präciosa in Wolff's romantiſchem Schauſpiele gleichen Nahmens, entwickelte die Debütantinn alle Vorzüge für gefühlvolle Parthien; ſie empfand nicht nur die Gefühle der Liebe im tiefſten Sinne, ſondern wußte, als eine älternloſe Waiſe, ihrer wehmüthigen Stimmung der Sehnſucht nach einem ihr entriſſenen, unbekannten Glücke Raum zu geben. Sie ward während der Vorſtellung und am Schluſſe vorgerufen. Hr. Hausmann (Schloßvogt) outrirte zu ſehr, und vermochte dadurch bey ſeiner erſten Gaſtrolle auf uns keinen günſtigen Eindruck zu machen. Übrigens laſſen ſich wenig Schauſpieler nach der erſten Bekanntſchaft beſtimmt beurtheilen, man kann höchſtens eine Meinung über ſie ausſprechen.

Die Poſſe: „Herr Joſeph und Frau Baberl" bewies neuerdings ihre komiſche Kraft. Dlle. Sutorius trat als Frau von Springerl, jedoch mit minder glücklichem Erfolge auf. Die Rolle der Sophie, dieſer von dem Autor bis zum Muthwillen verzeichnete Charakter, der über die Gränzen der weiblichen Zartheit und Delicateſſe ſtreift, kann nur dann in ihrer Darſtellung ſich einer beſonderen Auszeichnung erfreuen, wenn dieſe localkomiſche Parthie bis in die kleinſten Nüancen repräſentirt wird. Dlle. Sutorius faßte ihre Rolle verſtändig auf, konnte ſie aber nach der Idee des Verfaſſers, wegen Mangel an dem nöthigen Localſpiele, nicht wiedergeben. Die HH. Schuſter (Springerl), Fermier (Herr Joſeph) ſpielten auf eine ſehr verdienſtvolle und beyfallswürdige Weiſe. Dlle. Jäger und Hr. Landner unterſtützten ſie trefflich durch ihre launigen Darſtellungen.

„Domi, der amerikaniſche Affe," zum achten Mahle, und zum Vortheile des Pantomimenmeiſters Hrn. Joh. Fenzl und deſſen Bruder Hrn. Joſ. Fenzl, Mitglied der Pantomime, gegeben, verſammelte ein zahlreiches Publicum. Die Benefizianten erwarben ſich wechſelſeitig in der Affenmaske die erfreulichſten Beyfallsſpenden, und erhalten durch ihre ſehenswürdigen Leiſtungen dieſes alte bekannte Product länger, als wir vermutheten, auf dem Repertoir. Nicht minder wirkte die drollige Trockenheit und Ruhe des Komikers, Hrn. Scutta, als Hausinſpector; er ſcheint wirklich bey jeder Wiederhohlung mehr zu gefallen, wozu beſonders der glückliche Gedanke, ſich wirkſame Liedchen mit veränderten Repetitionsverſen einzulegen, weſentlich beytragen mag. Statt des Duetts aus „Aminthe" trug er zur Abwechslung ein witziges Liedchen aus

der „eleganten Bräumeisterinn“ vor, und wurde unter anhaltendem Applaus dreymahl vorgerufen. Die Übrigen befriedigten größtentheils wie früher in ihren Darstellungen. —

In dem einactigen Stücke: „Nehmt ein Exempel d'ran“ spielte Dlle. Sutorius als Frau recht artig und gefäl. Hr. Brabbée (Mann) war sichtbar bemüht seinem Vorgänger in dieser Rolle nahe zu kommen.

Über die erste Darstellung von Angely's „Fest der Handwerker,“ worin Dlle. Sutorius und Hr. Hausmann als Gäste mitwirkten, sprechen wir uns also aus. Auf unserem Hofoperntheater erlebte dieses heitere Gemählde ungemein viele Aufführungen, zu welchen eine zahllose Menge Zuschauer herbeyströmten, um sich an diesem Feste zu ergötzen. Hr. Börner war auch als Maurerpolier Kluck classisch, und nicht so leicht dürfte ihm ein Rival zur Seite gesetzt werden können. Neugierde und Erwartung lockte auch hier ein zahlreiches Auditorium ins Schauspielhaus. Man sah und hörte Hrn. Hausmann in der dankbaren Rolle des Maurerpoliers, und — was diesen auswärtigen Lesern dieser Zeilen, da er ein Liebling der Breslauer ist, sonderbar erscheinen wird, — gefiel nicht, wenigstens nur einem sehr kleinen Theile des hiesigen Publicums; der Wiener, ein liberaler Mann, achtet aber vorzugsweise Gastfreundschaft, und diese nicht tadelnswerthe Eigenschaft übt er gewöhnlich bey Gästen von Talenten aus, die auf unsern Bühnen noch nicht heimisch sind, mit unserem Publicum sich noch nicht befreundet haben. Auf diese Art geschah es, daß Hr. Hausmann von Seite des Publicums und der Kritiker mit freundschaftlicher Nachsicht aufgenommen und beurtheilt wurde. Unser Gast hatte sich hiedurch den schwierigsten Standpunct erwählt, daß er als Rival unseres in dieser Darstellung eminenten Hrn. Börner auftrat. Sein zu leiser Vortrag, wodurch an draſtischer Wirkung Vieles verloren ging, deutete allerdings auf sichtbare Vollkommenheit. Die Beyfallsspenden, deren sich Hr. Hausmann erfreuen konnte, waren zwar spärlich, aber sie sind ihm für glänzendere Gastvorstellungen vorbehalten. Die lieblichste Erscheinung bey diesem Feste war gewiß Dlle. Sutorius (Lenchen), welche den Berliner Dialekt mit vieler Eigenthümlichkeit vortrug, und durch ihr angenehmes Spiel recht vortheilhaft wirkte, wofür sie allein der ungetheilte Beyfall lohnte. Die Darstellung der Übrigen, die HH. Lang (Tischler), Brabbée (Zimmermann) ausgenommen, ging nicht über das Mittelmäßige. Mad. Hillmer (Gastwirthinn), und Dlle. Schadezky (Mad. Krepelka), kränkelten an einem Umstande, ihre Sprache und Bewegung war zu heftigen Affecten ergeben, die grell auf die Zuschauer wirkten.

Von dem durch einige dramatische Dichtungen für unser Hofburgtheater nicht unrühmlich bekannten C. W. Koch erschien eine neue Posse in einem Acte, betitelt: „Das Haus im Gebirge.“ Der Verfasser trat hier als Baumeister eines Gebäudes auf, das in allen seinen Theilen unvollkommen und zweckwidrig vollendet worden ist. Wahrscheinlich unbewandert mit der Umgegend, wohin er dies Häuschen verpflanzte, wählte der Bauherr eine seichte, in Massen von Steinklippen gebauene Grundfeste, gab so das schwache Gebäude ohne Stützpfeiler den Orkanen preis, welche solches leicht zu zertrümmern vermögen. Das hiezu verwendete Materiale, alt, vielseitig verbraucht, kann dem Bauwerke kein langes Daseyn fristen. Die hiebey verwendeten Individuen betrieben rastlos und sachkundig ihre Geschäfte, ohne sich einer beyfälligen Anerkennung erfreuen zu können, denn Niemand hatte Gelegenheit sich auszuzeichnen. Die HH. Scutta, Fermier, Landner, Brabbée und Dlle. Hillmer verdienen genannt zu werden. Die Aufnahme dieser Posse ließ ziemlich kalt.

Joh. Nep. Hraſtnigg.

Nachrichten von fremden Bühnen.

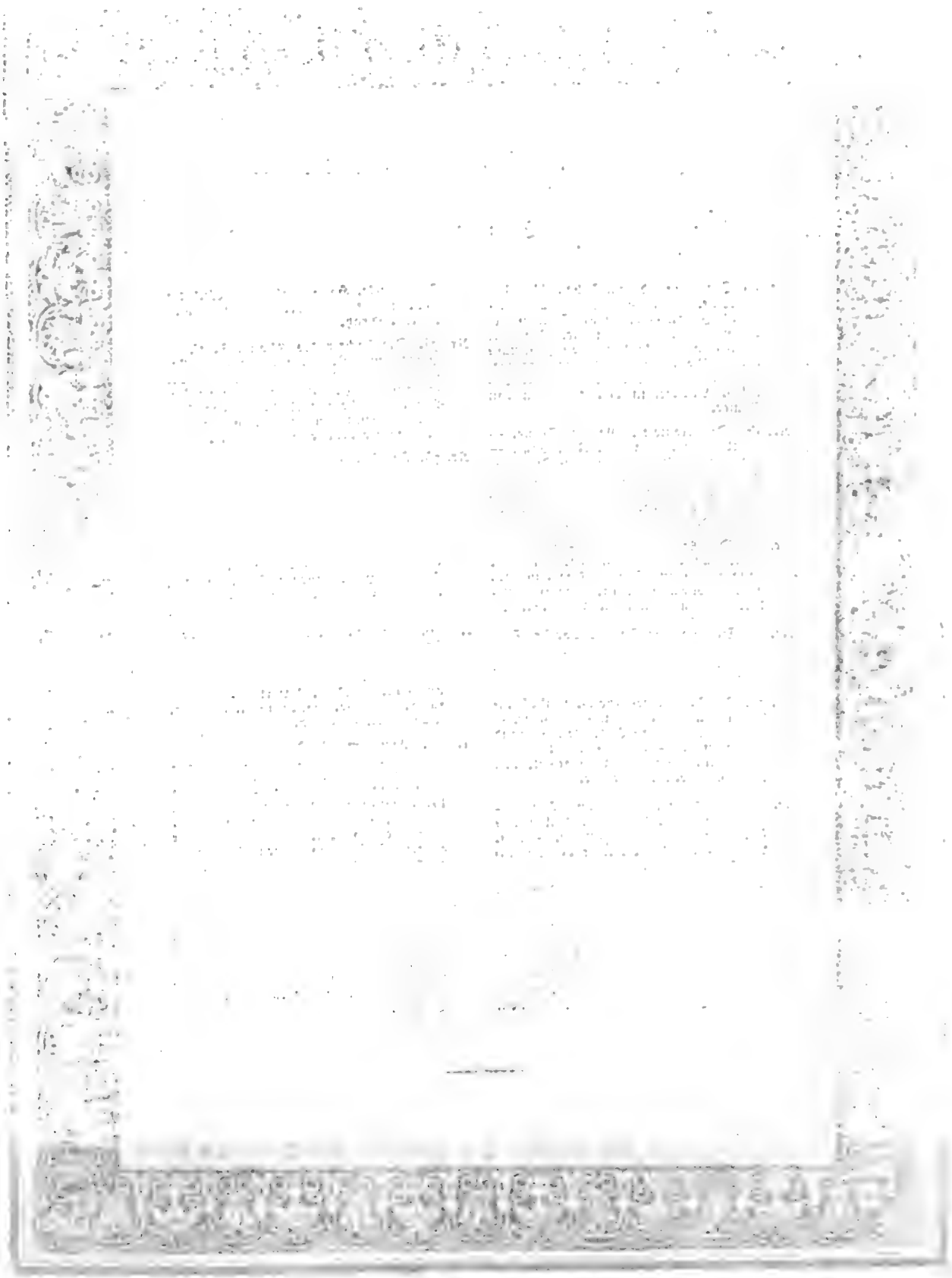
London.

Mit großem Beyfall ist Mozart's „Zauberflöte“ von der deutschen Operngesellschaft am 27. May auf dem Coventgarden-Theater aufgeführt worden. Mad. Schröder-Devrient sang die Pamina, Hr. Dobler den Sarastro, Hr. Haitzinger den Tamino, Hr. Meissinger den Mohren und Mad. Stoll-Böhm die Königinn der Nacht. Das Haus war außerordentlich gefüllt, und der Beyfall enthusiastisch. Da sich jetzt Alles zu den italienischen und deutschen Opernvorstellungen drängt und die englischen Theater sehr darunter leiden, so ist eine Mißstimmung der dadurch Betheiligten sehr begreiflich. Der Courier enthält in dieser Beziehung folgenden Artikel: „Wir haben Briefe von verschiedenen Personen erhalten, welche ihre Glossen über die heutigen Vorstellungen auf unsern drey Haupt-Theatern machen. Im Opernhaus in Coventgarden werden Vorstellungen in fremder Sprache gegeben, und in Drurylane singt eine fremde Sängerinn (Mad. Malibran). Unsere Correspondenten fordern uns auf, das, was sie „die Herabwürdigung des National-Drama“ nennen, zu tadeln, und uns gegen die fremden Vorstellungen auf unsern National-Theatern aufzulehnen. Was nun die Herabwürdigung des National-Drama's betrifft, so glauben wir, daß jede solche Herabwürdigung nicht den Theater-Directoren, sondern dem Publicum zur Last zu legen ist. Niemand kann voraussetzen, daß die Pächter von Coventgarden und Drurylane nicht von dem Wunsche geleitet werden, das englische Drama aufrecht zu halten; das ist gar nicht ihre Sache; sie sehen nur auf Geldverdienst, und zu dem Ende führen sie dem Publicum vor, was das Publicum sehen will. Wenn das Publicum das National-Drama aufrecht erhalten will, warum schlägt es nicht dazu den einfachsten Weg ein? Warum läßt es die deutschen und italienischen Opern nicht leer und besucht dagegen die Vorstellungen unserer Landsleute? Die Directoren würden sich mit Vergnügen diesem Geschmacke fügen, wenn er nur an den Tag gelegt würde. Man muß immer daran denken, daß die Leitung der Theater in England nicht Sache der Regierung, sondern eine Speculation von Privatunternehmern ist; und ihr Augenmerk ist daher nur darauf gerichtet, das launische Ungeheuer, Publicum genannt, zufrieden zu stellen, weil sich darauf der Gewinn der Speculation gründet. Wir bedauern den Verfall des National-Drama, weil wir die Vorstellungen der Werke unserer dramatischen Dichter für geeignet halten, den Geschmack zu reinigen und eine gute moralische Wirkung hervorzubringen. Aber wir begreifen nicht was die Theaterunternehmer dabey thun können: und wenn das Publicum jetzt Shakespeare nicht sehen, sondern die Schröder und die Malibran hören will, so darf man Hrn. Bunn nicht tadeln, daß er dem Geschmack des Tages huldigt. Wir prophezeyen indeß, daß diese Wuth nicht lange dauern wird; es ist mehr die Neuheit, welche überrascht, als das Verdienst, wodurch diese fremden Opern das Publicum anziehen. Nachdem es diese leichte fremde Speise eine zeitlang gekostet und genascht haben wird, kehrt es ohne Zweifel zu dem reichhaltigeren Gastmahl der Vernunft, der Poesie und der Leidenschaft unseres unsterblichen Shakespeare zurück.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Die P. T. Herren Pränumeranten, welche diese Zeitschrift fortzusetzen gedenken, werden ersucht, den weiteren vierteljährigen Pränumerationsbetrag mit 6 fl. W. W. zu entrichten.



Digitized by Google

PAGE

Introduction 1

Chapter I. Of the Nature of Sensation 3

Chapter II. Of the Nature of Perception 5

Chapter III. Of the Nature of Memory 7

Chapter IV. Of the Nature of Imagination 9

Chapter V. Of the Nature of Abstraction 11

Chapter VI. Of the Nature of Reasoning 13

Chapter VII. Of the Nature of Judgment 15

Chapter VIII. Of the Nature of Taste 17

Chapter IX. Of the Nature of Moral Sense 19

Chapter X. Of the Nature of Conscience 21

Chapter XI. Of the Nature of Will 23

Chapter XII. Of the Nature of Liberty 25

Chapter XIII. Of the Nature of Necessity 27

Chapter XIV. Of the Nature of Habit 29

Chapter XV. Of the Nature of Custom 31

Chapter XVI. Of the Nature of Association 33

Chapter XVII. Of the Nature of Attention 35

Chapter XVIII. Of the Nature of Reflection 37

Chapter XIX. Of the Nature of Consciousness 39

Chapter XX. Of the Nature of Self-Knowledge 41

Chapter XXI. Of the Nature of Self-Love 43

Chapter XXII. Of the Nature of Benevolence 45

Chapter XXIII. Of the Nature of Gratitude 47

Chapter XXIV. Of the Nature of Resentment 49

Chapter XXV. Of the Nature of Forgiveness 51

Chapter XXVI. Of the Nature of Repentance 53

Chapter XXVII. Of the Nature of Pride 55

Chapter XXVIII. Of the Nature of Humility 57

Chapter XXIX. Of the Nature of Shame 59

Chapter XXX. Of the Nature of Modesty 61

Chapter XXXI. Of the Nature of Vanity 63

Chapter XXXII. Of the Nature of Ambition 65

Chapter XXXIII. Of the Nature of Envy 67

Chapter XXXIV. Of the Nature of Jealousy 69

Chapter XXXV. Of the Nature of Hatred 71

Chapter XXXVI. Of the Nature of Love 73

Chapter XXXVII. Of the Nature of Friendship 75

Chapter XXXVIII. Of the Nature of Enmity 77

Chapter XXXIX. Of the Nature of Pity 79

Chapter XL. Of the Nature of Compassion 81

Chapter XLI. Of the Nature of Sympathy 83

Chapter XLII. Of the Nature of Antipathy 85

Chapter XLIII. Of the Nature of Curiosity 87

Chapter XLIV. Of the Nature of Wonder 89

Chapter XLV. Of the Nature of Admiration 91

Chapter XLVI. Of the Nature of Contempt 93

Chapter XLVII. Of the Nature of Ridicule 95

Chapter XLVIII. Of the Nature of Laughter 97

Chapter XLIX. Of the Nature of Tears 99

Chapter L. Of the Nature of Sighs 101

Chapter LI. Of the Nature of Groans 103

Chapter LII. Of the Nature of Cries 105

Chapter LIII. Of the Nature of Exclamations 107

Chapter LIV. Of the Nature of Interjections 109

Chapter LV. Of the Nature of Words 111

Chapter LVI. Of the Nature of Language 113

Chapter LVII. Of the Nature of Grammar 115

Chapter LVIII. Of the Nature of Rhetoric 117

Chapter LIX. Of the Nature of Logic 119

Chapter LX. Of the Nature of Metaphysics 121

Chapter LXI. Of the Nature of Ethics 123

Chapter LXII. Of the Nature of Aesthetics 125

Chapter LXIII. Of the Nature of Theology 127

Chapter LXIV. Of the Nature of Religion 129

Chapter LXV. Of the Nature of Faith 131

Chapter LXVI. Of the Nature of Hope 133

Chapter LXVII. Of the Nature of Charity 135

Chapter LXVIII. Of the Nature of Conclusion 137

Der

Sammler.

Ein

Unterhaltungsblatt.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1833.

July.

Wien.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß's sel. Witwe.

In Commission bey Anton Doll.

Digitized by Google

Der Sammler

Dinſtag, den 79 2. July 1833.

Vierteljähriger Pränumerationsbetrag 6 fl. Wiener-Währung, bey Anton Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Waiſenknabe.

Novelle.

1.

Es begann bereits zu dämmern, als ein einſamer Wandersmann den Felſen hinauf nach einem Hüttchen klimmte, welches die deckende Baumrinde nur wenig gegen Wetter und Sturm ſchützen mochte. Es war ein Mann von feinem Anſehen, gut gekleidet, und in den Jahren, wo der Ernſt des Lebens den leichten, alles überſpringenden Frohſinn meiſt ſchon verdrängt hat. Mühſam ſtieg er die Stufen hinauf, ruhte oftmahls aus, blickte in der Gegend umher, und dann umzog zuweilen ein freundliches Lächeln ſein ernſtes Geſicht.

Jetzt hatte er das Hüttchen erreicht, welches auf einem Vorſprung des Felſens weit über dem ſich hier ſcharf herumbiegenden Thale einſam ſtand. Er trat ein, eilte nach einer Lucke, aus der man die andere Seite des Thales überſehen konnte, und blieb im Anſchauen verſunken ſtehen. Die Ausſicht both einen herrlichen Anblick. Der brauſende Strom, in welchem das Flößholz von Fels- zu Felsſtück herabſtürzend, unaufhaltſam mit fortgeriſſen wurde; die hohen Felswände, auf deren Gipfel die majeſtätiſchen Tannen im Abendwinde ſchwankten; die heimziehende, unten im Thale mit ihrem Geläute die Stille des Abends feyerlich unterbrechende Heerde; das freundliche Landhaus, welches in der Ferne, da, wo der Fluß durch Felſen in anderer Richtung ſich Bahn gebrochen hatte, auf einem mit Obſtbäumen bepflanzten Hügel ſtand; der Kirchthurm, der hinter dem Hügel hervorblickend ſeine golden glühende Spitze zeigte: alles dieſes, von dem Purpurlicht der Abendſonne beleuchtet, mußte das fühlende Herz ergreifen.

Auch der Wandersmann ſchien von dieſem herrlichen Anblicke entzückt; ſein Auge ſah unverwandt über das Thal, und eine Thräne drängte ſich hervor.

„Heimath! Heimath!“ rief er aus, und ſtreckte die Arme der Gegend zu, wo die Spitze des Thurmes im Abendgolde erglühte, „Wiege froher Kindheit, du führſt dem Lebensmüden alle Erinnerungen freundlich wieder vor, du führſt ihn an den Buſen der Vergangenheit zurück, und wenn auch die einſt geliebten Herzen ſchon lange unter dem Hügel ruh'n, wenn auch kein freundliches Auge mehr liebend uns winkt, wie in den Tagen der Jugend, und, ſtatt der Wonne, der Kummer uns das eigene trübt, ſo ſtehen doch ſo manche Freunde noch unverändert, begrüßend um uns: jene Felſen, jener Thurm, dieß Landhaus, dieß Hüttchen, Alles, Alles ruft mir freundlich: Willkommen! zu.“

„Sey auch mir willkommen nach dreyßig mühevoll durchlebten Jahren! ſey dem Ältern- und Heimathloſen gegrüßt, freundliches Land, wo dem verwaiſten Knaben ein fühlendes Herz, ein ſchützendes Dach ward, als er in dieſer Hütte ausgeſetzt, einen Erbarmer fand,

der mit väterlicher Liebe für ihn sorgte. Auch heute dir noch Dank, edler Mann, der sich des Hülflosen annahm, und ihn an seiner Brust zum Menschen bildete!“

Wehmüthig blickte er hinüber, wo unfern der goldenen Spitze der Edle schlummerte, trat dann von der Lucke hinweg, und blickte in der Hütte umher. Sein Auge schien etwas unter der Menge von Inschriften, welche die Breterwand bedeckten, zu suchen. Plötzlich erheiterte sich sein Gesicht. „Hast du mir auch dieß gelassen, du sonst Alles zerstörende Zeit!“ sagte er, sein Auge auf einige an der Wand geschriebene Zeilen heftend, „ich danke dir!“ Sein Blick ruhte lange auf den ihm wohlbekannten Zügen; dann las er:

„So muß ich wirklich scheiden, scheiden von dir, du liebes Hüttchen, das Grab meines Wohlthäters verlassen, und auch sie, die mit ihrem kindlich frommen Herzen an mir hing? — Nun so sey's, so lebe wohl Alles, was mir theuer, mir werth war im Leben! Dich, du kleine Hütte, möge der Ahorn vor dem Nordsturm schützen; das Grab möge der grüne Rasen decken, wenn meine Blumen auch längst schon verwelkt sind; und sie, die so liebend an mir hing, für sie, guter Gott, sende einen deiner Engel, ihr frommes Herz zu bewahren! Und ich? — ob ich wohl an diese Stelle je zurückkehren werde? — “

„Ich bin zurückgekehrt,“ sagte er ernst, „nun sind es dreyßig Jahre, als ich dieses stille Plätzchen verließ, und ich bin zurückgekehrt, versöhnt, den Frieden im Herzen, die Ruhe in der Brust, ein glücklicher Mann. Wäre es einst am Uralgebirge hier so leer geblieben, hier, wo es so stürmisch klopfte, als ich dieses Lebewohl niederschrieb. Nun, das Schicksal will sein Recht haben,“ fuhr er freudigen Antlitzes fort, und nahm die Hand von dem klopfenden Herzen; „Alles kann der Mensch nicht verlangen, und mir ward dennoch viel.“

Noch einmahl blickte er in der Hütte umher, nahm seinen Knotenstock und wanderte den Berg hinunter.

Als er in das Wiesenthal trat, wurde es ihm beklommener. Oben hatte ihn die frische Abendluft erquickt, hier unten drückte die Schwüle eines heranziehenden Gewitters schwer auf ihn, und er verdoppelte deßhalb seine Schritte, um das nahe Dörfchen zu erreichen; als er sich aber einer schlanken Buche nahte, welche einsam gleich einem Hüter des Thales am Strome stand, hielt sein rascher Fuß an, und an ihr aufblickend, rief er freudig aus: „Wie stattlich bist du emporgeschossen, du alter Bekannter aus meiner Knabenzeit! Kaum daß deine jugendliche Krone mir Schatten gewähren konnte, wenn die Abendgluth auf diesem Steinsitze unsere Wangen röthete, und jetzt — hoch strebt dein Gipfel den Wolken entgegen; dein dunkles Laubdach, unter welchem die Sänger des Himmels ihren Gesang erheben, breitet sich aus und wölbt sich, wie eine heilige Kuppel. Wie herrlich, wie kühn hast du dich in den dreyßig Jahren emporgehoben, und ich? Kräftig, wie du, ging ich von hier, wie du, strebte ich aufwärts, entfaltete mich, und gehe jetzt schon wieder rückwärts dem Verdorren entgegen; kein Zweig breitet sich aus, kein Laubdach wölbt sich über mich, ich bin ein blätterloser Stamm.“

Dieser Gedanke mußte ihn wehmüthig ergriffen haben; ohne den herrlichen Baum noch einmahl zu betrachten, ohne das Auge nach der sinkenden Sonne zu richten, die sich flammendglühend hinter die Basaltfelsen senkte, wanderte er dem am obstumpflanzten Hügel freundlich vor ihm liegenden Dörfchen zu.

Je näher er seinem Ziele kam, je deutlicher die strohbedeckten Hütten vor ihn traten, desto lebhafter ward der Ausdruck seines Gesichts. Schwermuth wich der Theilnahme, und bald schien ihm jeder Baum, jedes Häuschen, jeder grüßende Bewohner seiner Beachtung werth, und er glaubte in jedem einen alten Bekannten zu finden.

So schritt er der Wohnung des Schulmeisters zu, welche auf der Höhe mit ihrem kleinen Blumengärtchen eine freundliche Aussicht ins Thal gewährte. Die Kirche mit ihrem hohen, spitzen Thurm, klein, aber freundlich, lag hinter ihr, und seitwärts der Friedhof mit seinen grauen Steinen und den grünen Ruhehügeln; dahin wollte der Wandersmann seine Wallfahrt richten. Als er jedoch am Schulhause vorüberging, hielt ihn ein ihn überraschender Anblick fest.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zweysylbige Charade.

Erste Sylbe.

Bewohner eines Reichs im Orient,
Im Singular, ist's, was das Wort benennt,
Bald hätte er die Kaiserstadt bezähmt,
Der uns an Sitten, Glauben, Sprache fremd;
Doch schützte Gottes Macht das Vaterland
Vor ihm — einst Feind der Christenheit benannt.

Zweyte Sylbe.

Dieß Wörtchen — o, wie ist's bedeutungsvoll!
Ihm weihen wir wohl oft der Thränen Zoll,
Wenn wir von ihm durch Länder weit getrennt,
Wo Niemand uns von dort als Freund erkennt.
Wie mächtig zieht's uns hin, wenn Gattinn, Kind
In seinem Kreis zurückgeblieben sind!

Erblickst du diese Sylb' mit „Weh“ gepaart,
Ist's eine Seelenkrankheit schwer und hart.
Der bied're Alpler, der vergebens sehnt
Sich nach dem Vaterland', sich elend wähnt
Im fremden Land' — und ach! vergebens hofft
Die Gletscher bald zu seh'n — erliegt ihr oft.

Das Ganze.

In einem deutſchen Bundesſtaate wohnt
Das Ganze, das am Staatenruder thront.
Des Fürſten, wie des Volkes Achtung werth,
Erprobt es ſich als Staatsmann, hochverehrt.
Den gleichen Nahmen trägt in unſerm Land'
Ein Biedermann, als groſſer Arzt bekannt,
Mit Ruhm ſteht er der Heilkunſt Leitung vor,
Zu der ihn unſers Kaiſers Huld erkor.

C. F. Müller.

Die Chinchilla.

Die Chinchilla, deren Pelzwerk man längſt ſchon kennt, iſt hinſichtlich ihrer Lebensart noch wenig bekannt. Es iſt eine Art Feldratte, deren Haare lang, dicht, ſeidenartig, ein wenig gekräuſelt, auf dem Rücken mit etwas Aſchgrau vermiſcht, und am Bauche noch etwas dunkelfärbiger ſind. Die Chinchilla iſt ungefähr 9 Zoll lang, den Schweif ungerechnet, der die Hälfte des Körpers mißt, mit langen und buſchigen Haaren behangen, und gewöhnlich nach dem Rücken zu emporgekrümmt iſt, doch nicht ſo ſehr wie der des Eichhörnchens. Die Vorderfüße ſind länger als die hintern, wodurch das Thier im Stande iſt, eine ſitzende Stellung anzunehmen, und ſich auf ſeinen Hinterpfoten aufrecht zu halten. Mit den gelenkſamen, aber kurzen Zehen ſeiner Vorderfüße kann es ſeine Nahrung faſſen und nach dem Munde führen. Es lebt in einer Art unterirdiſchen Bau in den Prairien der nördlichen Provinzen von Chili, nährt ſich von Zwiebelgewächſen, die dort im Überfluſſe wachſen, und wirft zweymahl des Jahres fünf oder ſechs Junge. Es iſt ſo leicht zähmbar und harmlos, daß man es mit der Hand greifen kann, ohne daß es beißt oder zu entkommen ſucht. Schiebt man es in den Buſen, ſo bleibt es darin ſo ruhig ſitzen, wie in ſeinem Bau. Da es äußerſt reinlich iſt, ſo kann man es liebkoſen, ohne ſich zu beſchmutzen, oder den Händen jenen ekelhaften Geruch mitzutheilen, der den meiſten Rattenarten eigen iſt. Die alten Peruaner, die mehr Gewerbfleiß beſaßen, als die gegenwärtig lebenden, wußten aus dem ſeidenartigen Haar der Chinchilla allerhand Decken und brauchbare Stoffe zu weben. Man findet dieſe Thiere in der größten Menge in der Umgegend von Coquimbo und Copiago. Die Jäger haben eigens darauf abgerichtete Hunde, welche die Chinchilla fangen, ohne ihr Fell zu beſchädigen. Das Fleiſch, das ſehr zart iſt, wird gegeſſen, und die Bälge werden nach St. Jago und Valparaiſo und von da nach Europa verſendet.

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. priv. Theater in der Joſephſtadt.) Am 20. d. J. wurde auf dieſer Bühne zum erſten Mahle gegeben: Robert der Teufel, Oper aus dem Franzöſiſchen; mit der Muſik von Meyerbeer; die neuen Decorationen von Neefe; das Coſtume neu nach Angabe und Ausführung des Garderobe-Inſpectors, Reinhofer; arrangirt und in die Scene geſetzt vom Regiſſeur, Friedrich Demmer, zu deſſen Benefice die erſte Vorſtellung Statt fand.

Den Inhalt dieſer Oper hier weitläufig anzuführen, halten wir bey der Bekanntheit der Sage und bey dem Umſtande für ganz überflüſſig, da die umſichtige Bühnendirection der beſſern Verſtändlichkeit wegen eigens gedruckte Programme vertheilen, und einen Auszug aus denſelben ſogar den Theaterzetteln einverleiben ließ. Die ächt poetiſchen Elemente der Sage hat Scribe's Dichtung zwar theilweiſe zur Hervorbringung des Effects mit gewandter Hand zu benützen gewußt; allein die Charakteriſtik hat er mit ächt franzöſiſcher Leichtigkeit behandelt, und erſt der Compoſiteur hat dieſe dem Werke einzuprägen verſtanden. Betrachten wir Robert, den Helden des Stückes, ſo finden wir zwar in ihm einen leichtſinnigen, ſchwachen Menſchen, dem aber eine ſolche Portion von Gutmüthigkeit und Weichheit beygegeben iſt, die wir in dem Teufelskinde nie zu finden wähnten, und Bertram, der Verderber, hat ein zu leichtes Spiel mit dieſem willen- und gehaltloſen Jünglinge. Nicht minder ſchwankt Iſabellens Liebe zwiſchen Robert und dem Prinzen von Granada. Alice, Roberts Milchſchweſter, wäre eigentlich die vernünftigſte Perſon des Stückes, wenn ſie eine beſſere Wahl mit ihrem Bräutigam getroffen hätte, denn Raimbaut erſcheint uns auch in großer Beſchränktheit. Doch wozu in die Mängel des Textes eingehen, wo wir die Größe eines muſicaliſchen Kunſtwerks zu bewundern haben? Ja, wir halten es für ſo genial und bedeutend, daß es den größten Erzeugniſſen der neuern Zeit angereihet werden muß. Es erhebt den deutſchen Stolz, daß ein Deutſcher an den Ufern der Seine ſo gewaltig aufgetreten iſt, und wenn nicht die herrſchende Vorliebe für leichte Tanzmelodien auf einmahl alles Gefühl für Tiefe und Gediegenheit (einſt Grundeigenſchaften des deutſchen Charakters) verſchlungen hat, ſo wird das Meiſterwerk des genialen Landsmannes, als Nationaleigenthum hochgeachtet, verdientermaßen gewürdigt und bewahrt werden, wie es mit Gluck's, Mozart's, Haidn's, Beethoven's, Weber's Werken der Fall iſt, und ſeyn wird, ſo lange noch eine deutſche Zunge das Lob ihrer Meiſterſchaft verkünden kann. Mit Verſchmähung gewöhnlicher Mittel hat Meyerbeer die Schöpfung ſeines Werkes unternommen, und in Form und im Weſen einen eigenthümlichen Weg ſich gebahnt. Bizarr erſcheint wohl oft mancher überraſchende Gedanke; dieſe Bizarrerie iſt aber ſo genial, wie ſie es ſtets bey wahren Künſtlern ſeyn muß. Tief eindringend in den Stoff, beherrſcht er ihn mit der Macht einer glühenden Phantaſie, und den Zauber der Erfindung ſeiner Töne krönt eine durchaus meiſterhafte, auf Wahrheit, nicht auf Effect allein begründete Inſtrumentirung. Es iſt kein Chaos von Gedanken: nein — ſo rapid ſich dieſe auch verfolgen, ſo tritt doch jeder derſelben verſtändlich und klar hervor. Gleich die Introduction aus F-dur verſetzt uns ganz in den Geiſt des an Abenteuerlichkeiten und Rauheit ſo reichen Zeitalters; die Romanzen Raimbaut's und Alicens machen uns vorhinein mit dem Charakter der Vortragenden vertraut. — In der Würfelſcene, dem Finale des erſten Actes, iſt der wiederkehrende Hauptgedanke meiſterhaft benützt. Iſabellens Arie im zweyten Acte iſt ein ächt franzöſiſches altes Lied, deſſen Vortrag jedoch, unſeres Erachtens nach, mehr Feuer, ja faſt Ungeſtüm bedingt. Überreich an Schönheiten iſt der dritte Act. Das Duett Raimbaut's und Bertram's iſt höchſt originell und effectvoll; die hierauf folgende Arie des letztern mit dem unterirdiſchen infernaliſchen Geiſterchore aus H-moll iſt eben ſo groß gedacht, als ausgeführt. Man ſagt uns, daß in Paris dieſer Chor unter der Bühne durch Sprachröhre geſungen werde; es dürfte den Verſuch

wohl lohnen, es die Wirkung auf dieſe Art nicht noch geſteigert werden könnte. Die hierauf folgenden Duette zwiſchen Alice und Bertram, zwiſchen dieſem und Robert ſind eben ſo viele Glanzpuncte, doch dürfte das Vocalterzett in As-dur dieſer drey Perſonen das Vorzüglichſte des ganzen Werkes genannt werden. Die Muſik des Geiſterbacchanals und die Verführungsſcene ſchließen ſich würdig an, und es wird nicht leicht einen zartern Gedanken geben, als das Violoncellſolo in der letztern, die Roberts Unentſchloſſenheit beſiegt. Im vierten Acte iſt ein Chor aus C-dur ausgezeichnet ſchön, und die Kirchenſcene mit dem herrlichen Terzett zwiſchen Robert, Alice und Bertram vollendet würdig das Meiſterwerk. Wie trefflich gedacht erſcheint es, wenn Alice das Vermächtniß der Mutter ableſt, und zwey unterirdiſche Trompeten, gleichſam wie ein Wiederhall aus ferner Welt, ihre Worte begleiten? — Jede Anhörung der Oper führt zur Entdeckung neuer Schönheiten, die erſt dann werden ganz gefühlt und genoſſen werden, wenn nicht die drückende Sommerhitze mehr den herrlichen Genuß ſelbſt dem Kenner verleidet.

Die Aufführung war und iſt des Werkes vollkommen würdig, wenn man die Opfer einer auf ſich ſelbſt zurückgewieſenen, unermüdlichen, nach dem Beſſern allein ſtrebenden Direction billigermaßen berückſichtigt, und wenn man nicht von der erbärmlich lächerlichen Idee eingenommen iſt, daß ſolche große Darſtellungen in den Rahmen einer kleinern Bühne nicht paſſen. Wenn dem alſo wäre, ſo müßten alle Provinzialbühnen den Hochgenuß Shakespear'ſcher, Schiller'ſcher, Göthe'ſcher ꝛc. Werke entbehrt haben, und nur den Beſuchern der Hofbühnen wäre es bis jetzt ſo gut geworden, Weber's „Freyſchützen," und „Oberon" zu genießen. Mag die Bühne, von der wir ſprechen, auch nicht die größte ſeyn, ſo hat ſie doch auch dieſesmahl wieder bewieſen, daß es ihr nicht an Kräften fehlt, und daß unermüdlicher Fleiß und hohe Schätzung des wahrhaft Guten bey ihr einheimiſch ſey. Denn trefflich eingeübt, ohne Störung ging die Darſtellung dieſes gigantesken Werkes vorüber. Der Tenoriſt Hr. Demmer war von ſeiner Aufgabe begeiſtert, und er verſtand es ſeinem ſchwankenden Charakter Haltung zu geben; manche Geſangsſtelle trug er trefflich vor; er ward verdientermaßen öfters gerufen. Hr. Pöck hat die Rolle Bertrams ſo meiſterlich aufgefaſt, daß er unwillkürlich an Göthe's Mephiſtopheles erinnert:

Bleich, faſt leblos iſt ſein Antlitz:
Er ſieht ſo ſpöttiſch drein
Und halb ergrimmt —
Man ſieht, daß er an nichts einen Antheil nimmt —
Dem ſteht's wohl an der Stirne geſchrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.

So ſteht er als Bertram vor uns, jede Verzerrung, jede Grimaſſe verſchmähend, mit der Kraft ſeiner herrlichen Stimme gibt er dieſer Rolle ihre Vollendung, und hat wohl nicht ſo leicht einen glücklichern Nebenbuhler zu fürchten. Mad. Zimmer iſt im Vortrage des Bravourgeſangs immer ausgezeichnet. Dlle. Segatta gibt die Alice im Spiel und Geſang mit wahrhaft enthuſiaſtiſcher Wärme, und ſie erntet nur verdienten Beyfall ein. Hr. Emminger (Raimbaut) trägt ſowohl ſeine Romanze aus C-dur, deren Mittelſatz in E-moll übergeht, als das Duett mit Bertram im dritten Acte mit Auszeichnung vor; wenn nun auch noch Mitglieder der erſten Gattung, wie die HH. Rott, Huber, Borſchitzki, Herz, Brava, es nicht verſchmähen, in einem ſolchen Werke im Chore mitzuwirken; wenn Neefe's herrliche Decorationen: das Lager mit der Ausſicht auf Palermo, der perſpectiviſche Saal, die Kirche mit ihren Gräbern im Mondlichte, das Frontiſpiz der Kirche mit den erleuchteten, bemahlten Glasfenſtern, allgemeine Überraſchung bewirken; das durchaus neue und reiche Coſtüme ſeinem Erfinder, dem Garderobe-Inſpector Reinhofer, viele Ehre macht; das Orcheſter unter der Leitung des rühmlich bekannten Hrn. Capellmeiſters Kinski nichts zu wünſchen, oder zu rügen übrig läßt, und alles dieſes durch unzweydeutigen Beyfall erkannt wird; ſo mag die der beſten Unterſtützung würdige Direction ſich immer über gewiſſe hämiſche Bemerkungen tröſten, und rüſtig fortfahren, der Kunſt ähnliche, würdige Opfer zu bringen. Wiens Publicum hat noch nie ſolches Beſtreben mit Gleichgültigkeit belohnt!

Carl Meiſl.

Correſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, im Juny 1833.

Die Leſer Ihres Blattes dürfte ein Artikel intereſſiren, der den 5. vorigen Monaths in der allgemeinen Theater-Chronik (herausgegeben von L. v. Alvensleben) in Nr. 72 erſchien. Man kann die Einrückung desſelben als eine Art Satisfaction anſehen, die der Redacteur Hrn. Kunſt leiſtete, der in ſeiner Zeitſchrift eine harte Anfeindung zu leiden hatte. Es gereicht Hrn. v. Alvensleben zur Ehre, daß er dem Artikel ſo bereitwillig den Eingang öffnete, und wirklich iſt derſelbe nicht nur das Organ des Wiener, ſondern auch des Leipziger Publicums. Ich theile Ihnen denſelben wörtlich mit: „Werther Herr Redacteur! (Alvensleben). „In Nr. 46 Ihrer dießjährigen allgemeinen Theater-Chronik befindet ſich ein perſönlicher Ausfall auf Hrn. Kunſt, der hier bey den zahlreichen Freunden dieſes Künſtlers eine gerechte Indignation erregt hat. Obwohl ich überzeugt bin, daß Hr. Kunſt in dieſer, ſeine Ehre gefährdenden Angelegenheit eine gerichtliche Genugthuung anſuchen wird, ſo hoffe ich doch, daß Sie in Ihrem Blatte, das dem unbekannten Einſender jenes Artikels Raum zu ſeinem Schimpfe gab, eine Vertretung gönnen werden, die auf dem Grundſatze: „audiatur et altera pars" beruht. Wenn Hr. Kunſt ſeine Verpflichtungen mit den Theaterdirectionen nicht hält, wie kömmt es, daß dieſelben mit ihm wieder neue eingehen? Iſt der Einſender der Anwalt der etwa betheiligten Directionen, ſo bringe er ſeine Klage vor ein Gericht, welches die pro und contra's ſtrenge prüft, nicht vor das Forum eines Journals, welches unmöglich mit allen Motiven einer Handlung, welche zu erweiſen iſt, vertraut ſeyn kann, ſomit oft eine lieblose Einſendung auf unrechten Glauben annimmt. Der Einſender läßt Hrn. Kunſt auch von Wien durchgehen, und wieder dahin zurückkehren. Zog ihn ſein Wunſch, oder der der Direction des Theaters an der Wien, oder vielleicht gar der des Publicums wieder hieher? Ich glaube, alle drey Wünſche veranlaßten ſein Erſcheinen. Kunſt fühlt ſich wieder in ſeiner Sphäre, Carls Caſſe hat ſeit der Zeit ſeiner Debuts einen außerordentlichen Zuſchuß erhalten, und das Publicum überſchüttet ſeinen Liebling mit einem Beyfalle, der durch die Gehäſſigkeit eines Leipziger Scribenten nicht geſchmälert wird. Kunſt's zahlreiche Verehrer in Wien wünſchen von Herzen, daß, wenn derſelbe ſchon wo durchgehen ſollte, er immer wieder nach Wien komme, wo das Publicum dieſer Kaiſerſtadt ihm ein freundliches Aſyl gewähren wird. Übrigens iſt demſelben auch das Publicum anderer ausgezeichneter Städte ein Schild gegen abgeworfene Steine geweſen, und ſelbſt in Leipzig, wo der Einſender ſein Gift gegen Hrn. Kunſt ſpeyt, wurde demſelben ein Beyfall zu Theil, der die liebloſen Beſchuldigungen lichtſcheuer Eulen zu Schanden macht. Genehmigen Sie die Verſicherung der Achtung eines Wieners. Wien im April 1833." — Dieſer Artikel hat hier allgemeine Billigung gefunden, um ſo mehr, da Hr. Kunſt*) hier der Liebling des Publicums war, und man ihn ungerne ſcheiden ſah!

* * *

*) Hr. Kunſt hat mit Anfang July d. J. ſein Engagement im Theater an der Wien angetreten. D. R.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mot. Bl.: J. Nit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den 80 4. July 1833.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

Unter einer hoch sich wölbenden schattigen Linde, die ihren Blüthenduft weit umher verbreitete, sah er einen alten Mann im Sorgenstuhl ruhen, dem ein junges sechzehnjähriges Mädchen gegenübersaß, bey deren Anblick das Blut ihm unwillkührlich auf die Wangen trat. Der Alte, ein Greis mit Silberhaar, sah heiter und ruhig vor sich auf einen Hund, den er streichelte; das Mädchen strickte und sah zuweilen ängstlich nach dem immer mehr sich nahenden Gewitter auf. Der Tisch war gedeckt; Milch, Erdbeeren, Butter und Brot standen darauf, und einige leere Stühle zeigten, daß außer den beyden noch mehr Tischgenossen erwartet wurden.

Der Fremde blieb lange unbeachtet, und hatte während dem sein Auge unverwandt auf die jugendliche Gestalt des Mädchens gerichtet, als der Hund ihn bemerkte, aufsprang, und bellend seine Gegenwart verrieth. Das Mädchen und der Alte sahen auf und erwiederten freundlich den Gruß des sich Nahenden.

„Verzeihen Sie, wenn ich so unbescheiden bin, zu Ihnen zu treten," sagte dieser; „ich bin ein Reisender, der dieß schöne Thal besuchen wollte, deßhalb seinen Reisewagen nach der Residenz vorausschickte, und jetzt durch das nahende Gewitter verhindert wird, seinen Weg zu verfolgen!"

„Nehmen Sie Platz," sagte der Alte, während das Mädchen ihm einen Stuhl anboth, „warten Sie das Gewitter bey uns ab, und hält es zu lange an, so daß Sie heute nicht mehr in die Residenz kommen können, so bitte ich, ein Nachtlager bey uns anzunehmen. — Erneſtine!" wandte er sich zu dem Mädchen, „geh hinein und sage deiner Mutter, daß ein Gast angekommen sey."

„Sie sind der Schulmeister dieses Orts?" fragte der Fremde, als das Mädchen sich entfernt hatte.

„Ich war es," erwiederte der Alte, „habe jedoch seit einiger Zeit das Amt meinem Schwiegersohn übergeben, und lebe nun in stiller Ruhe die wenigen Tage, welche mir Gott noch beschert. So manche Leiden stumpften den Geist ab, wenn auch der Körper trotz meinen Jahren noch kräftig blieb; da glaubte ich es meiner Gemeinde schuldig zu seyn, ihr einen auch an Geist tüchtigen Lehrer zu geben, und ich habe ihn mit Gott gefunden."

Ehe noch der Fremde um nähern Aufschluß über das Gesagte bitten konnte, trat eine schon bejahrte, aber immer noch schöne Frau aus dem Hause, und einen forschenden Blick auf den Fremden werfend, verneigte sie sich, und hieß ihn willkommen. Auch der Fremde sah sie aufmerksam an, vergaß den Gruß zu erwiedern, und schien bey ihrem Anblick ganz in Erinnerung versunken.

„Meine Tochter!" unterbrach der Greis die eingetretene Stille, „die Gattinn meines Nachfolgers im Amte." Bey diesen Worten schien der Fremde sich wieder zu

faſſen; er trat auf ſie zu, bath um Verzeihung, daß er des herannahenden Gewitters wegen ſie beläſtigen müſſe, und als hierauf ihr Gatte ebenfalls herbeykam, ſetzte ſich die Familie an den Tiſch zu ihrem frugalen Mahle; jedoch verließ eine gewiſſe Unruhe den Fremden nicht ganz; ſein Auge war bald auf die Frau gerichtet, welche unbefangen die Pflichten der Hausfrau übte, bald auf das junge Mädchen, welcher die Aufmerkſamkeit, die er der Mutter ſchenkte, nicht entgangen zu ſeyn ſchien.

Das Gewitter hatte ſich indeſſen verzogen, und erſt nach der freundlichen Einladung, trotz dem die Wanderung nicht von Neuem zu beginnen, und die Nacht bey ihnen zu bleiben, fragte der Alte ſeinen Gaſt um Nahmen und Stand.

„Ich heiße Schröder,“ erwiederte dieſer, „bin ein Deutſcher, aus Franken gebürtig, und habe ſeit mehreren Jahren in Rußland gelebt. Die Sehnſucht nach meinem Vaterlande ward mit jedem Jahre ſtärker, und bewog mich endlich, meine dortigen Beſitzungen zu verkaufen, und den Winter meines Lebens in meiner Heimath zuzubringen. Ich hatte von den ſchönen Gegenden dieſes Landes gehört; dieß Thal war mir beſonders gerühmt worden, und ſo konnte ich der Verſuchung, es zu durchwandern, nicht widerſtehen, und es freut mich um ſo mehr, daß ich es gethan, da ich hiedurch die Gelegenheit gehabt habe, eine mir ſo liebe Bekanntſchaft zu machen. — So ſchön ich auch dieß Thal finde, ſo ſcheint es mir doch ſehr einſam,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „und ich könnte Ihnen wohl wünſchen, daß Sie in jenem freundlichen Landhauſe auf der Höhe eine geſellige Familie gefunden hätten. Wem gehört es zu?“

„Dem Bankier Wagner,“ erwiederte raſch der Schulmeiſter, welcher bis jetzt noch kein Wort geſprochen hatte.

„Hat der Beſitzer Familie?“ fragte der Fremde weiter. „Zwey Töchter,“ erwiederte jener.

„Da wünſch' ich Ihnen Glück,“ ſagte der Fremde. „Ein freundſchaftlicher Umgang erhöht ſelbſt in dem Kreiſe der ſchönſten Häuslichkeit das ſtille Glück. Iſt Ihre eigene Familie groß?“

„Ich habe nur dieſes eine Kind und dieſe Enkelinn,“ antwortete der Greis, und ſein Geſicht umdüſterte ſich.

„Nur ein Kind?“ fragte der Fremde, und die Verwunderung, womit er die Frage that, mußte Allen auffallend ſeyn, und keiner beantwortete ſie; auch wiederhohlte er ſie nicht, und lenkte das Geſpräch auf andere Gegenſtände.

So verging der Abend. Der Fremde wurde der Familie immer werther; auch er ſchien ſich in ihrem Kreiſe wohler zu fühlen, und ſo trennte man ſich, ſicher gegenſeitig mit einander zufrieden.

2.

Am andern Morgen nahm der Fremde erſt ſpät ſeinen Knotenſtock, empfahl ſich der freundlichen Familie, verſprach während ſeines Aufenthalts in der Reſidenz noch einmahl zu kommen, und verbath ſich alle Begleitung. Als er an dem nahen Friedhof vorbeyging, konnte er der Sehnſucht nicht widerſtehen. Er öffnete die Gitterthür, ſchritt nach einer in der Mitte des Kirchhofs ſtehenden Linde, welche ein Grabmahl beſchattete, faltete die Hände, und ſprach ein leiſes Gebeth, brach dann einen Zweig des grünen Baumes und wanderte weiter. Der ihm ſehr wohl bekannte Weg führte durch die nicht unbeträchtlichen Anlagen, welche das Landhaus umgaben. Er trat durch das offene Portal, und ſchaute freudigen Blicks durch die hohe Kaſtanienallee, welche nach der Wohnung führte. Seine Jugend trat freundlich vor ihn; ſo manches Plätzchen, an dem er vorüberging, führte ihm eine liebe Erinnerung zurück; manches fand er nicht wieder oder fand es ganz verändert, und wenn auch ſchöner, that es ihm doch wehe.

Am ſchmerzlichſten fühlte er ſich bey dem Anblick des Landhauſes ſelbſt ergriffen. Statt dem einfachen Hauſe mit ſeinen beyden Erkern und dem breternen Thürmchen, von dem ihn ſo oft der goldene Seiger zum Heimgang gemahnt, ſah er jetzt eine im italieniſchen Style gebaute prachtvolle Villa; ſtatt des grünen, mit Linden umgebenen freyen Platzes, dem Tummelplatz ſeiner kindlichen Spiele, ſtatt des kleinen, umzäunten Hühnerhofs, fand er den großen Raum mit eiſernen Gittern umgeben, mit gelbem Sand beſtreut, und die ſchattigen Linden nicht mehr. Wo grüne Fliederhecken den Hofraum einſchloſſen, ſah er jetzt zwey geſchmackvolle Hallen, welche dem Anſchein nach zu Wagenremiſen und Pferdeſtällen dienten. Nichts war mehr, wie er es verlaſſen; Alles verändert, Alles umgeſtaltet. Er ſetzte ſich traurig auf eine Bank, und ſah wehmuthsvoll nach dem ſchönen Gebäude hin. „Der Segen, den mein Wohlthäter hier zurückließ, muß gute Früchte getragen haben,“ rief er endlich aus; „der Reichthum muß mit dem Überfluß hier eingekehrt ſeyn; denn es iſt wahrlich ein köſtliches Gebäude, welches ich hier vor mir ſehe; aber mir doch nicht ſo lieb und werth, wie das kleine alte Häuschen, das einſt hier ſtand, und in dem mir ſo manche freundliche Erinnerung geworden wäre. Es ſcheint zwar immer noch daſſelbe zu ſeyn; das Thürmchen iſt nur herabgeriſſen und ſtatt des einfachen

Kleides, mit dem es zwiſchen den grünen Linden anſpruchslos hervorblickte, hat man ihm das Prunkgewand einer florentiniſchen Villa übergeworfen. Nun! — die Menſchen vergehen, warum ſollten ihre Wohnungen ſich nicht auch verändern. — Aber," fuhr er fort, als er ſich von ſeinem Raſenſitz erhob, „ſollte auch des alten Vaters Lieblingsplätzchen, die dichte Jasminlaube, zerſtört ſeyn, wo wir uns um ihn zum Morgengebeth verſammelten, und er am Abend ſo gern ſaß mit ſeinem Sohne, mit mir ſprach, und die untergehende Sonne ihn ſo oft an ſeinen Heimgang erinnerte?" Mit ängſtlichem Herzen ging er zwiſchen den Blumenbeeten, welche das Haus umgaben, hindurch, ſah ſchüchtern nach dem Orte hin, wo die ſtille Laube einſt geſtanden, und fand ſie nicht mehr; ſtatt ihrer erhob ſich auf der nähmlichen Stelle ein kleiner, offener Tempel, in welchem er ein junges, einfach gekleidetes Mädchen ſitzen ſah, die aufmerkſam in einem Buche las. Beym Anblick dieſer ruhigen, im Leſen vertieften Geſtalt wurde der Schmerz, ſeine liebe Laube nicht wiederzuſehen, auf angenehme Weiſe gemildert. Er trat unwillkührlich einige Schritte näher, hielt aber ſchnell wieder an, und wäre doch des theuren Plätzchens, wohl auch des Mädchens wegen, ſo gern in den ſtillen Tempel eingetreten, wenn ihn nicht die Schicklichkeit davon abgehalten hätte. Sich jedoch ſogleich zu entfernen, wie er wohl geſollt, war ihm unmöglich, ſein Blick mußte noch länger auf dem Mädchen ruhen; es war ihm, als ob ſie ihm ſchon durch dieſen ſeinen Lieblingsort werth und theuer würde. Er trat, ſie beſſer beobachten zu können, hinter ein kleines Gebüſch, und als ſie nachdenkend die Augen aufſchlug, er ihr Geſicht ſehen konnte, das eben nicht ſchön zu nennen war, fühlte er ſich doch von einem ihm bisher unbekannten Zauber feſtgebannt.

Das Mädchen legte jetzt das Buch weg, warf noch einen Blick in das ſchöne Thal, welches man von hier aus ganz überſehen konnte, verließ den Tempel, und ſchritt geraden Weges auf ihn zu. Er ſah ſich genöthigt, aus ſeinem Verſteck hervorzutreten und ſie zu begrüßen; ſie erwiederte den Gruß höflich, ſchritt, ohne weiter auf ihn zu achten, an ihm vorüber dem Hauſe zu und verſchwand.

Lange noch ſtand der Wandersmann auf der nähmlichen Stelle; dann wandte er ſich plötzlich, ging, ohne durch irgend etwas, ſelbſt nicht durch Rückerinnerungen aufgehalten zu werden, durch den übrigen Theil des Parks, und eilte mit raſcheren Schritten, als gewöhnlich, der Stadt zu.

(Die Fortſetzung folgt.)

Miscelle.

In dem „American Journal of Science" iſt ein Schreiben des Richters Samuel Woodruff an Profeſſor Silliman enthalten, worin folgende merkwürdige, mit einer Klapperſchlange angeſtellte Verſuche berichtet werden: „Im Monath Auguſt vorigen Jahres ging ich mit einigen Freunden auf den Anſtand am Mahoning, um einige Hirſche zu ſchießen, die gewöhnlich an den Fluß kommen, um das an den Steinen wachſende Moos zu äſen. Wir nahmen unſern Stand fünfzig bis ſechzig Schritte weit vom Fluſſe und waren eine Stunde etwa auf der Lauer, als ſich ſtatt eines Hirſches eine Klapperſchlange blicken ließ, die ihre Höhle in den Felſen neben uns verlaſſen zu haben ſchien, und über das flache Sandufer dem Waſſer zukroch. Sie mochte unſere Stimme oder ſonſt etwas gehört haben, und legte ſich in geſtreckter Länge, den Kopf nach dem Waſſer zu, am Ufer nieder. Es fiel mir ein, daß ſich jetzt eine Gelegenheit biethe, die vielbeſprochenen Wirkungen des Weißäſchenlaubes auf die Klapperſchlange zu erproben, weßhalb ich meinen Freunden empfahl, die Schlange im Auge zu behalten, während ich mich aufmachte, eine Weißäſche zu ſuchen, die ich auch einige hundert Schritte vom Fluſſe fand, worauf ich mir einen acht bis zehn Fuß langen Schößling dieſes Baumes mit meinem Weidmeſſer abſchnitt. Auch einen Zweig von Zuckerahorn nahm ich zu mir und begab mich dann nach der Stelle zurück, wo ich die Schlange verlaſſen hatte, der ich mich nun von rückwärts näherte. Sobald ich ihr auf acht oder zehn Fuß nahe gekommen war, flocht ſie ſich ſogleich in einen Knoten zuſammen, hob den Kopf acht oder zehn Zoll vom Boden empor und ſtreckte mit funkelnden Augen ziſchend ihre Zunge aus. Ich berührte ſie zuerſt mit dem Weißäſchenzweige, indem ich die Blätter desſelben auf ihren Leib legte. Sogleich ſenkte ſie den Kopf zu Boden, rollte ihren Knoten auf, wälzte und krümmte ſich und ſchien in großer Beängſtigung. Zufrieden mit dieſem Verſuche, legte ich den Weißäſchenzweig bey Seite und nahm den Zuckerahorn zur Hand. Die Klapperſchlange erhohlte ſich ſogleich wieder und nahm ihre vorige drohende Stellung an. Ich ſtreckte ihr den Ahornzweig entgegen, auf den ſie augenblicklich losſtürzte, indem ſie voll der grimmigſten Wuth in die Blätter biß, dann ſich wieder zu einem Knoten aufringelte und mit der Schnelligkeit eines Pfeiles einen zweyten Anfall auf den Zweig machte. Nachdem ich ſie dieß mehrmahls hatte wiederhohlen laſſen, berührte ich ſie wieder mit der Weißäſche, worauf ihr ſogleich der Zorn verging und ſie ſich der Länge nach auf den Boden ausſtreckte,

ganz wie das erſte Mahl. Meine Freunde wollten dann verſuchen, welche Wirkung es hervorbringe, wenn man ſie ein wenig mit dem Zweig peitſchte, was auch geſchah, aber keineswegs ihre Wuth erregte, ſondern ſie vielmehr mit noch größerer Angſt erfüllte; und als ich etwas ſtärker auf ſie losſhieb, wühlte ſie ſich mit dem Kopf wiederhohlt tief in den Sand, als wollte ſie ſich einen Weg zur Flucht in die Erde bohren. Da wir uns durch dieſe Verſuche hinlänglich befriedigt glaubten, ſo hielten wir es für unnöthig dem Thiere das Leben zu nehmen, und wir verließen ſie, nachdem unſere Neugier geſtillt war, wie wir ſie gefunden hatten.

Auflöſung

der zweyſylbigen Charade im vorigen Blatte:

Türkheim.

Freyherr von Türkheim, großherzoglich badenſcher Staatsminiſter.
Freyherr Ludwig von Türkheim, berühmter Arzt, Hofrath und Vice-Director der mediciniſchen Studien in Wien.

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Eßlair's Gaſtdarſtellungen.

Der gefeyerte Künſtler iſt dem Publicum zu bekannt, als daß wir ihn mit einer Einleitung begrüßen ſollten, die bey den meiſten Urtheilen unſeres Journalweſens gegenwärtig an der Tagesordnung iſt. Ohne daher die früheren Gaſtrollen Eßlair's in dieſem Theater und im k. k. Burgtheater mit ihrem glänzenden Erfolg zu recapituliren, ohne auf die deutſchen Theater hinzuweiſen, bey denen der Gaſt in rühmlichem Andenken ſteht, wollen wir nur im Vorbeygehen Hrn. Director Carl unſern Dank für die Veranlaſſung dieſer genußreichen Gaſtſpiele zollen, und ſogleich unſere individuelle Meinung über Eßlair's Antrittsrolle ausſprechen. Der Künſtler gaſtirte am 20. v. M. zum erſten Mahle als König Lear in Shakeſpeare's gleichnahmiger Tragödie. Daß der Empfang außerordentlich war, und der rauſchende Beyfall gar kein Ende nehmen wollte, daß der Gaſt im Verlaufe des Stückes achtmahl gerufen wurde, und am Schluſſe ſeinen Dank mit innigen Worten ausſprach, bemerken wir vor der Hand, damit wir ſpäter in der Darſtellung Lear's durch keine Nebencitate beirrt werden, welche denn auch oft gerade nicht die gültigſten Documente für die Ächtheit und Vollkommenheit einer Leiſtung bilden, obwohl dieß hier der Fall iſt. — Der gewaltige Geiſt des großen, unſterblichen Dichterfürſten der Britten mag wohl in keiner ſeiner Charakterſchöpfungen von Eßlair ſo tief erfaßt, nirgend mit einer ähnlichen pſychiſchen Spürkraft bis in ſeine geheimſten Enden ergründet worden ſeyn, als im Lear, oder vielmehr Eßlair fand in dieſer Rolle den Grundſtein der geiſtigen Zeichnung des großen Seelenmahlers. Wir müſſen geſtehen, daß die Darſtellung, nahmentlich in den erſten Acten, über unſere Erwartung war. Eßlair's Lear gibt den Leſern Shakeſpeare's den Schlüſſel zu ſeiner beſſeren Auffaſſung, wohl verſtanden, in dieſer Rolle. Über das höchſte Vertrauen, mit dem Lear ſeine Länder unter ſeine zwey Töchter vertheilt, — über die ungerechte Zurückſetzung Cordeliens und die Verbannung des treuen Kent, — über den wortloſen, im Innern tobenden Schmerz, über den Jammertonen des durch Kinderundank zu brechen drohenden Vaterherzens, über den Ausbruch der Verzweiflung und des Wahnſinns, über den Zuſtand pſychiſcher und phyſiſcher Abſpannung und Auflöſung waltet Eßlair's Genius mit einer Wahrheitsfackel, die alle Nuancirungen des großartigen Bildes dem Kennerblicke des empfänglichen Zuſchauers beleuchtet. Man hat Eßlair bey ſeinen Darſtellungen oft einer gewiſſen Manier und des Mangels an künſtleriſcher Selbſtverläugnung beſchuldigt. Sein Lear beſitzt Momente, welche der Triumph dramatiſcher Wirkſamkeit, der Triumph der ſchauſpieleriſchen Perſonification genannt werden können. Der opponirende, jedoch geringe Theil des Publicums vermißte in der Darſtellung jenes Spiel der Empfindungen, welches mit den Herzen des leicht zu rührenden Geſchlechtes oft ein folterndes Spiel treibt, und da in der Tragödie Thränen entlockt, wo das tragiſche Princip gerade eine Erhebung des Geiſtes bezwecken ſoll. Aufrichtig geſagt, wir ſind keine Freunde eines ſolchen Rührſpiels, welches, unterſtützt von declamatoriſchem Redeſchmuck, nur die Modulationen eines verſchiedenbiegſamen Organs bewundern macht. Der Laie wird natürlich von ſolchen Mitteln auf Koſten ſeiner mehr ſinnlichen Eindrücke beſtochen, allein vor dem Kenner flieht der Schein einer ſolchen Vollkommenheit, wie der Nebel vor dem Sonnenlicht. Eßlair's Darſtellung im Lear verläugnet jedoch neben der verſtändigſten Beſonnenheit nicht die Wirkung auf das Gemüth. Er hat beyde Gaben in ſeiner Gewalt. Ein etwas inconſequenter Vorwurf ſollte den Künſtler in jenen Momenten treffen, wo er den Ton des Vaterfluches bis zur Erſchütterung ſpannte. Mit dem Donner des Himmels, der Lear's empörende Behandlung ſieht, ſoll ſich der Donner ſeines Fluches paaren, und wir können nicht genug ſtaunen, wenn man in dieſen Scenen die oft getadelte Ruhe Eßlair's verlangte! Schließlich geben wir unſere Verwunderung über Eßlair's wohl conſervirtes Organ zu erkennen, welches, vereint mit einem ſprechenden Mienenſpiel und einer Heroenhaltung, die ſchönſten Erinnerungen zurückruft. Von den Mitſpielenden können wir theilweiſe das Beſte ſagen. Die Erkennungsſcene zwiſchen Gloſter und Edgar fand ſtürmiſchen Beyfall, und verſchaffte den HH. Spielberger und Lucas die Ehre des Hervorrufens. Mad. Lucas (Goneril), Mad. Pann (Regan), und Dlle. Frey (Cordelia) gaben ihren Parthien die rechte Färbung; eben ſo Hr. Boſard (Edmund) und Hr. Frey (Kent). Hr. Röder (Narr) hatte lobenswerthe Momente; Shakeſpear's Narr wurde jedoch oft zum bloßen Spaßmacher. Ein Hr. Lengheim (König von Frankreich) wollte ſeine Behendigkeit zeigen, und agirte tapfer mit den Händen. — Zum zweyten Mahle gaſtirte Eßlair am 21. v. M. in Raupach's einactigem Schauſpiele: „Der Bettler“ als Walter, und in Schröder's dreyactigem Luſtſpiele: „Der Fähnrich“ als Baron Harrwitz. Beyde Piecen wurden beyfällig aufgenommen, die letztere hätte von einigen Längen und Breiten befreyt werden können. Die Darſtellung des Bettlers war meiſterhaft, der Eindruck auf das Publicum außerordentlich. Der ſchlichte, Vertrauen weckende Ton Eßlair's in dieſer Glanzrolle, die naturwahre Haltung iſt überraſchend. Der Gaſt erhielt lebhaften Beyfall, und wurde während des Actes und am Schluſſe mit Mad. Pann und Hrn. Boſard gerufen, die dem Künſtler ehrenvoll zur Seite ſtanden. Als Baron Harrwitz geſtaltete der Gaſt alle Zuſtände und Accidenzen dieſes bornirten Charakters zu einem äußerſt wirkſamen Ganzen. Der Beyfall war auch hier der Leiſtung adäquat, und Hr. Eßlair wurde am Schluſſe mit Dlle. Frey und Hrn. Lucas (Fähnrich) gerufen, worunter letzterer in der That der Auszeichnung werth war. Hr. Röder (Hauptmann) zeigte ſich lebendig und wirkſam im Spiele.

E. P.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.
Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Illustrirte Zeitung.

Nr. 1. Leipzig, 1. Januar 1843. Band I.

Am Neujahrstage, wo so Manche sich Glück wünschen, wollen wir Allen, die unsere Zeitung lesen, Glück wünschen zu dem Entschlusse, sich eine Zeitung zu halten, die ihnen Belehrung und Unterhaltung zugleich bietet. Wir wollen ihnen

meinem bedrängten Herzen nicht Troſt?“ rief ſie traurig und faſt ungeduldig.

„Suchen Sie ihn in ſich ſelbſt,“ erwiederte er ernſt, „finden Sie ihn nicht dort, ſo erwarten Sie ihn von der Zeit; ich glaube, Sie dürfen ihr vertrauen.“

„Gelobt ſey Gott!“ rief ſie, und ergriff leidenſchaftlich ſeine Hand, ſie an ihre Lippen zu drücken; er aber entzog ſie ihr unmuthig.

„Haben denn die Jahre noch nicht das wallende Blut beruhigt? hat das ernſte Schickſal noch nicht ſeine Gewalt an Ihnen geübt?“

„Kalter Mann!“ ſagte ſie nicht ohne Heftigkeit, „danken Sie Gott, daß er Ihnen die Ruhe, das eiſige Blut gab, leidenſchaftlos an Allem vorüberzugehen, kalt Alles an ſich vorübergehen zu laſſen; aber verdammen Sie nicht ein unglückliches Geſchöpf, an dem die Zeit ihre Kraft verlor, und dem dreyßig eintönige Jahre doch nicht die Saite des Herzens eintönig zu ſtimmen vermochten. Auch Ihre Stunde kann ſchlagen, auch Ihre Ruhe kann aus dem Gleichgewicht fallen, und dann erſt werden Sie fühlen, wie wehe Sie mir Unglücklichen thaten.“

„Das wollt' ich nicht,“ fiel er bewegt ihr in die Rede, „Wilhelmine, das wollt' ich nicht! — Warnen wollte ich, da Sie mit Ihrer Reizbarkeit der Gefahr ſo nahe ſind; dämpfen wollt' ich die Gluth, aber wahrlich Ihrem Herzen nicht wehe thun.“ Er reichte ihr die Hand; ſie drückte ſie an ihr Herz, und entfernte ſich ſchnell.

Ohne Jemand zu fragen, ohne nähere Erkundigung einzuziehen, durchſtrich ſie gedankenvoll die Stadt, eine Wohnung, wie der Herr befohlen, aufzuſuchen; doch bald hatte ſie den Zweck ihres Herumirrens vergeſſen; ſchon waren ihre Gedanken bey ganz andern Gegenſtänden, als ſie zufällig an einem ſchönen Gebäude die Anzeige angeheftet fand, daß hier das zweyte Stockwerk zu vermiethen ſey. Sie wurde hiedurch aus ihren Träumereyen geweckt; das Haus ſchien ihr paſſend. Sie trat ein; ein Bedienter führte ſie in die unbewohnten Zimmer, die ſie höchſt geſchmackvoll und ganz den Wünſchen und Bedürfniſſen Herrn Schröder's gemäß fand, erkundigte ſich noch nach Manchem, und bath dann den Diener, ſie zum Beſitzer des Hauſes zu führen, um das Nöthige wegen der Miethe mit ihm zu verabreden.

Sie wurde durch mehrere elegant eingerichtete Zimmer zu der Frau vom Hauſe geführt, und fand hier eine Dame ungefähr von ihrem Alter in höchſt geſchmackvollem Negligee, ein kleines Windſpiel neben ſich, nachläſſig auf einem Sofa ſitzen. „Sie haben die oberen Zimmer beſehen?“ fragte die Dame nach einer kalten Begrüßung.

„Ja, Madame!“

„Sind ſie nach Ihrem Geſchmack?“

„Vollkommen.“

„Das freut mich!“

„Dürft' ich Sie um den Preis bitten?“ fragte die Wirthſchafterinn. Die Dame nannte ihn; Wilhelmine fand ihn übertrieben hoch, und ſagte dieß unbefangen; die Beſitzerinn des Hauſes ſchien darüber entrüſtet.

„Ich bin keines Krämers Frau, und laſſe nicht mit mir handeln!“ fuhr ſie auf. „Wiſſen Sie, Madame,“ ſagte ſie dann, ſich langſam und mit affectirter Würde erhebend, „ich bin die Gemahlinn des Bankiers Wagner.“

Bey dieſen Worten färbten ſich Wilhelminens Wangen purpurn, ſie ſtutzte, warf einen durchdringenden Blick auf die Dame, und ſagte dann in gewiſſer Art verlegen:

„Verzeihen Sie! wenn ich mir es reiflich überlege, ſo hatte ich Unrecht; ich gebe mit Vergnügen, was Sie gefordert, und mein Herr wird es gewiß genehmigen.“

„Und wer iſt der Herr?“ fragte die Gnädige beſänftigt.

„Herr Schröder, aus Franken gebürtig, der ſich längere Zeit in Rußland aufhielt.“

„Verheirathet?“

„Nein, Madame, noch ledig.“

„Jung, alt?“

„Eine Thorheit zu begehen, zu alt, aber noch jung genug, einer Neigung fähig zu ſeyn,“ erwiederte Wilhelmine.

„So?“ meinte die Dame, und überflog die Geſtalt der Fremden mit einem höhniſch forſchenden Blick; „ſo? — nun glaub' ich von Allem unterrichtet zu ſeyn.“

„Ich glaube kaum,“ erwiederte die hoch Erröthete. „Über das Nähere wird der Herr ſelbſt mit Ihnen reden.“ Dieß ſagend, verbeugte ſie ſich mit Würde, warf einen ſtolzen Blick auf die Dame, und entfernte ſich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Sänger.

Ein Mahler zeichnet kühn ein Bild
Mit dunklem Hintergrund,
Im Farbenſchmelze ſanft und mild,
Als lebte es zur Stund.

Laut ſpricht es aus mit Kraftgefühl
Des Daſeyns Luſt und Schmerz,
Als ſey die Farbe Lebensſpiel,
Der Hintergrund — das Herz.

Er haucht ihm warme Töne ein,
Nicht allzu ſtark, nicht ſchwach,
Sie klingen laut und engelrein
In weichen Seelen nach.

Er gibt ihm auch ein Flügelkleid,
Es ſchwingt ſich himmelan,
Hoch über Land und Meere weit
Wählt es die eigne Bahn.

Und wo es ſchwebt, und wo es zieht,
Wird freundlich es begrüßt,
Und mancher pflegt's tief im Gemüth,
Als hätt' er's längſt vermißt.

Dem treuen Herold wird es gleich,
Der ferne Brüder eint,
Der ſie beruft zum Götterreich,
Wo nie ein Auge weint.

Der Mahler, der das Bild erſchuf,
Das in die Ferne zieht,
Es iſt der Sänger von Beruf,
Das Bild — ſein treues Lied.

Dr. Rudolph Puff.

Komiſcher Prozeß.

Ein gewiſſer Marſhall brachte vor dem Gerichtshof in London eine Klage an, gegen Margarethe Logan, jetzt verehelichte Dack, wegen Verletzung eines Eheverſprechens und der Zurückgabe verſchiedener Geſchenke, welche Beklagte während zwölf (!) Jahren von ihm empfangen hatte. Das Komiſchſte dabey aber iſt die Art und Weiſe, wie dieſe Geſchenke gegeben wurden, und von welcher Beſchaffenheit ſie waren.

„Ich ſprach," behauptet der Kläger, „mit Dlle. Logan über meine zärtlichen Gefühle, und ſie verſicherte mich, daß ſie mich liebte und ſchätzte. In der Hoffnung einer näheren Verbindung machte ich ihr vom 30. Auguſt 1820 bis zum 18. December 1832 folgende Artikel zum Geſchenke:

		Schill.	Pence.
Im J. 1820	Drey Ellen eines ſchwarzen Bandes à	4	6
„ „ 1821	Einen goldenen Ring mit fünf falſchen Türkiſſen .	7	6
Im J. 1821	Eine goldene Schnalle .	7	6
„ „ „	Ein Flacon	1	6
„ „ „	3 Ellen weiſſes Band . .	4	6
„ „ „	Eine Haarbürſte . . .	2	—
„ „ „	Einen Kamm	1	6
„ „ „	Einen Dictionnär mit ihrem Nahmenszuge . . .	15	—
„ „ „	Ein Kochbuch	8	—
„ „ „	Ein Paar Spornen (!) .	4	2

u. ſ. w.

So gibt der Kläger regelmäßig Tag für Tag die Geſchenke an, welche er der Treuloſen in 11 Jahren gemacht, und die einen Geſammtbetrag von 10 Pf. 10 Schilling geben. Dann zählt er die Liebespfänder auf, welche ihm Dlle. Logan gegeben, und ſchließt damit, daß dieſes Frauenzimmer „ohne Herz und Glauben" zum Schadenerſatz verhalten werden möge.

Die Dame erſcheint mit ihrem Gemahle, um ſelbſt ihre Sache zu verfechten.

Der Kläger ſetzt nun weitläufig aus einander, wie ſie ihm während dieſer zwölf Jahre ſo mannigfache Beweiſe ihrer Zuneigung gegeben. Zur Unterſtützung dieſer Angabe zieht er ſein Tagebuch hervor, worin Tag für Tag die Äußerungen ihrer Gegenliebe eingetragen ſind. Er zeigt auch unter andern ein paar Briefe von ihr, die aber eben nicht ſehr geeignet ſind, auf ihre heftige Liebe ſchließen zu laſſen. So ſchreibt ſie ihm z. B. am 20. Auguſt 1830, daß ſie ihn Abends in einem Garten erwarte, könne er aber nicht kommen, ſo werde ſie nicht ſonderlich darüber betrübt ſeyn.

Die ſchöne Engländerinn aber läugnet ohne Anſtand, dem Kläger je einen Anlaß gegeben zu haben, zu glauben, daß ſie thöricht genug ſey, ihre Tage mit einem ſolchen Menſchen verleben zu wollen. Was die Geſchenke anbelangt, habe er ſie faſt damit belagert, und ſie ſeyen entweder bereits vernichtet oder in andere Hände übergegangen.

Nachdem ſie dieſe Ausſage beſchworen hatte, endigte ſich der lächerliche Prozeß damit, daß Marſhall abgewieſen und zu den Koſten verurtheilt wurde.

— g —

Notizen.

Literatur.

Epiſch-lyriſche Dichtungen von Ludw. Aug. Frankl.

Der geiſtreiche Verfaſſer dieſer Dichtungen hat ſchon beym Eintritt in die literäriſche Welt ſich auf eine eigenthümliche Weiſe angekündigt und im Habsburgliede männlich dargethan, daß es ihm um etwas Höheres zu thun ſey, als im Charakter unſerer Zeit zu liegen ſcheint. Wenn er dieſes im verfloſſenen Jahre angedeutet; ſo ſehen wir es in ſeinem zweyten Werke erfüllt.

Das Buch zerfällt in zwey Theile; der erſte enthält: Erzählungen,

Balladen und Romanzen, der zweyte lyriſche Gedichte. Um auf den Charakter des epiſchen Theils zu reflectiren, müſſen wir eine allgemeine Bemerkung vorausſchicken. Byron war der Erſte, der das Grauenhafte der Natur und des Herzens darſtellte, ſelbſt ſeine helleren Anſchauungen des Lebens ſind nicht frey von jener Ironie, die ſich aus dem tieferen Blick in das Erdenwallen des Menſchen ergibt. Die Franzoſen folgten ihm und dehnten dieſe Tendenz faſt auf alle Dichtungsformen aus, z. B. auf ihre Dramen; doch ſie überſprangen darin die Gränze. Auch in Deutſchland fing dieſer Geiſt ſich zu regen an. Hoffmann, Spindler u. a. können hier die Claſſe bezeichnen. Unzählige Nachahmungen folgten, aber es waren — Nachahmungen. Dieſen finſtern Geiſt finden wir in den Dichtungen des Herrn Frankl wieder; aber ſeine poetiſche Kraft verſchmäht es, nur die Phantaſie des Leſers zu erregen und toll zu machen; immer iſt ſie eine ſolche, daß das Gemüth ergriffen, getragen und tragiſch erhoben wird. Es iſt aber jene Tragik, die den ſüßen Schmerz, die Wehmuth hervorbringt. Stellt er uns den Schrecken, das Entſetzen dar; ſo verkörpert er ſtets irgend eine Wahrheit der Natur oder des Menſchenherzens. Und dieſes möchten wir das Auszeichnende an ſeinem Genius nennen. Als Beleg unſerer Anſicht führen wir den letzten Mönch, den büßenden Juden, den Verjüngungstrank, die Mutter auf St. Bernhard und den Schüler der Kabalah an. Die Erfindung dieſer Stoffe iſt zugleich eine höchſt originelle. Die hiſtoriſchen Balladen ſind voll Kraft und die Wahl edel. Als die vorzüglichſten nennen wir Graf Frangipan, Zizka's Tod, Hulda von Rauhenſtein und die Pohlenfürſtinn. Doch müſſen wir mit Hr. Frankl rechten, daß er bey dieſen ausgezeichneten, in der neuern Literatur gewiß hervorragenden Arbeiten zwey zu unterdrücken nicht den Muth hatte, wir meinen die Geopferten und des Thürmers Nacht. Obwohl durch die Form gleich den andern trefflich, ſpricht ſich in ihnen der oben bezeichnete Charakter nicht aus.

Wir gehen nun zum lyriſchen Theile über und wir begegnen wieder einem ſelbſtſchaffenden eigenthümlich ſich darſtellenden Geiſte. Sonderbar genug entſpringt das Gefühl des Dichters faſt nie unmittelbar, gewöhnlich gehet eine Naturanſchauung voraus, dieſe ſendet ihre Radien, die in des Dichters Bruſt zum Brennpunct ſich vereinigen. Hier nennen wir als vorzüglich: Am Waſſerfalle, Grubenfahrt, Waldgang, Frühlingsauferſtehung, Waldgruß u. ſ. w. Wo aber das Gefühl ohne äußere Anregung ſelbſtthätig erwacht, iſt es wieder voll Gluth und Tiefe. Z. B. Entgötterung, Königstraum, Byron am Lethe u. v. a. Den Beſchluß des 232 S. ſtarken Buches machen Gelegenheitsgedichte. Wir zählen zu den vorzüglichſten: An den Freyherrn v. Jacquin (voll gediegener Gedanken), an Sophie Schröder, an Ida (ſehr zart), das Bild und Erlebtes. Ganz eigen hat uns dieſes Gedicht und des Dichters Loos als Epilog überraſcht, indem es uns belehrte, daß der Dichter, wenn er es will, auch recht humoriſtiſch ſeyn kann.

Dieſes über das Weſen der Dichtungen; die Form iſt jedesmahl die zweckmäßigſte und immer eine andere, ſo daß der Genius auf den Schwingen herrlicher Diction und des Wohllauts an dem Gemüthe des Leſers bald ſäuſelnd, und bald wie der Sturm gewaltig vorübergeht. Die Behandlung des Bildes iſt immer eine neue, z. B.

Ragen hoch des Kloſters Thürme,
So wie ſtiller Andacht Arme,
Stumm und lautlos in die Stürme,
In der Wolken Nacht und Tag.

S. 27

Das Schloß in ſeiner Pracht zu grüßen,
Nah'n aus dem Meer die Wellen klar;
Wie huldigend zu Königs Füßen
Sich nähert die Vaſallenſchaar.

S. 33

Ein Sterbelied von tauſend Schwänen
Ertönt das windbewegte Meer.

S. 45

Da — — —
Tritt ein Mädchen in die Kammer:
Dunkle Locken, bleiche Wangen,
Mondenlicht durch tiefe Nacht,
Schwarz der Augen helles Prangen,
Roth der Lippe weiche Pracht.

S. 53

Wie die Augen einer Leiche,
Die ſich im bangen Todeskampf nicht ſchleſſen,
Schau'n bleich die Sterne.

S. 71

Wie der Mantel raſch entſinket,
Steht er da im nächt'gen Kleide,
Des Maltheſers Kreuz d'rauf blinket,
Wie ein Leichenſtein der Freude.

Das Buch iſt dem berühmten Hofrath von Hammer zugeeignet und im Widmungsgedichte entfaltet der Dichter mit orientaliſcher Farbenpracht ſo viel Kühnheit der Gedanken und Bilder, daß dieſes Gedicht allein ihn zum Dichter, im edelſten Sinne des Wortes, ſtempelt. Wir ſcheiden mit der freudigen Überzeugung, die öſterreichiſche Litteratur wahrhaft bereichert zu ſeh'n, und wünſchen dem Hrn. Verfaſſer frohen Muth zum Fortſchreiten auf der rühmlich begonnenen Bahn. Dr. W...

Correſpondenz-Nachrichten.

Dresden.

Am 13. May wurde uns ein ſeltner Kunſtgenuß, von welchem ich um ſo mehr berichten zu müſſen glaube, da er uns durch ein jugendliches aber kräftiges Talent aus Ihrer Kaiſerſtadt bereitet wurde. Ich meine die liebliche Joſephine Eder. Sie ſpielte im Theater Adagio und Rondeau fürs Pianoforte, componirt von Sigm. Thalberg, dann ein Duo für Pianoforte und Violine von Herz und Beriot mit Hrn. L. Haaſe. Um die Grundcharakterzüge ihres Spiels herauszuheben, müſſen wir die Reinheit im Anſchlag, die Tiefe des Gefühls vorzüglich nennen und gewaltig reißt ſie hin, wenn es in ihr zu ſtürmen beginnt, bis ſie wieder auf flötenden Schwingungen das Gemüth in Ruhe wiegt. Wenn ſie auf der Bahn der Kunſt ſo fortſchreitet und nicht an der gewöhnlichen Klippe des Talentes, dem Fleiße, ſcheitert, ſo wird ſie eine leuchtende Welle auf dem Meere bleiben, das ſo viel befahren wird; wir glauben aber nicht fürchten zu müſſen, denn wer ſo feſt den Polarſtern der Kunſt ins Auge gefaßt hat, wie ſie, der geht nicht unter. Sie berechtigt bey ihrer Jugend zu den glänzendſten Hoffnungen.

Von Seite des Publicums wurde ihr die wohlverdiente Auszeichnung, viermahl gerufen zu werden, das Bravorufen wollte nicht enden. Möge ſie uns bald wiederkehren! ******f.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Sammler

Dinstag, den 82 9. July 1833.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

4.

„Haben Sie eine Wohnung gefunden?“ rief Schröder der Hereintretenden entgegen, die ihren Hut hastig abnahm, und in großer Gemüthsbewegung zu seyn schien.

„Ich habe eine sehr passende gefunden,“ antwortete sie, und schritt dabey heftig im Zimmer auf und ab.

„Was ist Ihnen begegnet?“ fragte er theilnehmend; „Sie sind außer sich, Ihr Auge glüht, ich fürchte —“

„Ich habe den zweyten Stock in dem Hause des Banquiers Wagner gemiethet.“ —

„Wilhelmine!“ rief Schröder erschrocken, „Sie —“

„Ich —“ unterbrach sie ihn, und ihr ganzes Wesen schien verändert, „ja ich habe dort Ihren, meinen Wohnplatz aufgeschlagen. — Ist es nicht die passendste Wohnung für uns? erreichen Sie nicht dort so ganz Ihren Zweck? — oder fürchten Sie mich? — O guter, edler Mann, fürchten Sie nichts! — Der gute Engel trug, seit Sie mich leiten, noch immer den Sieg über den bösen in mir davon, selbst heute, wo ich Sie sah. Ich glaube, so ist es am besten; dem Übel recht in der Nähe tobt der Schmerz am leichtesten aus. Überdieß sehe ich es als eine Schickung des Himmels an, der mich vor diese Wohnung führte, und mich dort eintreten ließ.“

Schröder schüttelte bedenklich den Kopf, doch dünkte es ihm fast selbst eine Schickung des Himmels. „Nun so sey's!“ sagte er gefaßt, „früher oder später muß der Knoten sich dort lösen.“

„Auch habe ich schon eine Menge Einkäufe im Möbelmagazin gemacht,“ begann sie weiter; „doch fürchte ich, das von Ihnen zur Einrichtung bestimmte Geld wird hiezu nicht reichen.“

„Das wäre mir unlieb,“ unterbrach er sie ernst.

„Sie müssen hier glänzend auftreten, nicht mehr, aber auch nicht weniger thun, als Ihre Lage es erlaubt,“ fuhr sie leidenschaftlich fort.

Schröder lächelte. „Die weibliche Eitelkeit,“ sprach er warnend, „spielt Ihnen einen Streich, Wilhelmine! Hüten Sie sich!“

„Nein, Herr Schröder!“ rief sie, und ihr Gesicht umdüsterte sich; „Eitelkeit ist nicht der Quell, aus dem meine Wünsche entspringen, Rache ist es.“

Er sah finster auf sie, stand auf, wandte ihr den Rücken und wollte gehen. „Ja, Rache!“ rief sie, und ihr großes, dunkles Auge ruhte starr auf dem Manne, der jetzt mitleidsvoll auf sie herabsah.

„Der gute Engel trägt in Ihnen nicht immer den Sieg davon,“ sagte er dann bewegt, nahm seinen Hut und verließ sie, um das Weitere wegen seiner neuen Wohnung in Ordnung zu bringen.

Er fand hier Niemand zu Hause; der Herr sey mit

dem Fräulein ſchon ſeit einigen Tagen auf dem Gute, ſo wurde ihm berichtet, und die gnädige Frau ſey ihm gleich nach Tiſche gefolgt; erſt in einigen Tagen würden ſie zurückkehren.

Schröder kehrte bey dieſer Nachricht nach dem Gaſthofe zurück, ergriff ſeinen Knotenſtock und ſagte dem alten Chriſtoph nur die wenigen Worte: „Ich gehe auf Wanderung!“ verließ das Haus, und nahm den Weg, den er erſt am Morgen gekommen war. Ehe die Sonne ſich hinter die Berge ſenkte, war er wieder in den Anlagen des Landhauſes.

Als er die Familie ſchon aus der Ferne im Tempel um den Theetiſch ſitzen ſah, hielt er, neben einem Ahorn ſich ſammelnd, ſeine raſchen Schritte an. Mit ruhigem Herzen hatte er den Weg zurückgelegt, mit klopfendem ſtand er hier, und die Erinnerung hielt ihn wie gebannt. — „Vorwärts, vorwärts!“ murmelte er dann vor ſich hin, „ſchweig, du klopfendes Herz! — Sollte ein Augenblick das Mühen von ſo vielen Jahren unnütz machen? Nein, nein! Der Friede Gottes hat mich in Siberiens Steppen begleitet, der Friede Gottes begleite mich auch in meine Heimath.“

Dieß ſagend ſchritt er dem Tempel zu, wo die Familie ihn ſchon bemerkt, und das junge Mädchen ſchon geäußert hatte, ihn früh im Park geſehen zu haben. Man hatte hierauf dem ganz einfach gekleideten Fremden einen Bedienten entgegengeſchickt, um ſich durch ihn eines vielleicht läſtigen Gaſtes zu entledigen.

„Wen ſuchen Sie, mein Herr?“ fragte ihn der in prachtvoller Livree gekleidete, ziemlich freche Diener.

„Den Banquier Wagner,“ erwiederte Schröder freundlich.

„Wenn Ihre Geſchäfte nicht ſehr preſſant ſind,“ fuhr der Dienſtfertige raſch, aber eben nicht in verbindlichem Tone fort, „ſo kommen Sie dem Herrn zu einer ſehr ungelegenen Stunde.“

„Meinen Sie?“ ſagte Schröder, und ſetzte unbekümmert ſeinen Weg fort, trat in den Tempel, neigte ſich flüchtig vor den Frauen; doch als er den Banquier begrüßen wollte, und ihn hiebey feſt ins Auge faßte, das bleiche, tief gefurchte Geſicht des ſonſt ſo ſchönen Mannes ſah, auf dem ſich jetzt alle Leidenſchaften ſo ſcharf ausdrückten, ſtockte er in ſeiner Rede; unwillkührlich ſtreckte er die Hand, wie zum Gruß, nach ihm, der verwundert, mit dem Ausruf: „mein Herr!“ einen Schritt zurücktrat.

„Entſchuldigen Sie,“ ſagte in dieſem Augenblick der Fremde, welcher durch das kalte „mein Herr!“ ſchnell ſeine Faſſung wieder erhalten hatte, „entſchuldigen Sie, daß ich Sie noch ſo ſpät ſtöre; ich bin der Kaufmann Schröder aus Rußland, für den das obere Stockwerk Ihres Hauſes gemiethet worden iſt, und komme, das Nöthige ſelbſt mit Ihnen zu verabreden; da ich gern auch das kleinſte Geſchäft beſtimmt abgemacht ſehe, und die Wohnung bald zu beziehen wünſche, ſo eilte ich hieher.“

„Iſt Ihnen der Preis nicht zu hoch?“ fiel ihm der Herr vom Hauſe in die Rede, nachdem er den einfachen Rock, das blautuchene Käppchen und den Knotenſtock des Fremden forſchend betrachtet hatte.

„Wäre er mir zu hoch,“ erwiederte Schröder lächelnd, „ſo hätte ich mich nicht zu Ihnen hieher bemüht.“

Man erſuchte ihn nun nach manchem fragenden Blick, den Mann und Frau ſich zugeworfen hatten, Platz zu nehmen, und Thee mit ihnen zu trinken. Er nahm die Einladung an, und hatte, während die Frau vom Hauſe die Unterhaltung faſt ausſchließend führte, Gelegenheit, die Familie, in deren Hauſe er wenigſtens ein Jahr verleben wollte, genauer zu beobachten. Der Banquier war ein Mann von einigen Fünfzigen, groß und ſchlank; ſein Geſicht wäre auch jetzt noch ſchön zu nennen geweſen, wäre nicht der Blick ſeines ſo lebhaften Auges unſtet, der ſchön geformte Mund immer zum ſarcaſtiſchen Lächeln verzerrt geweſen, und hätte nicht auf dem Ganzen das Gepräge eines Wüſtlings gelegen.

Seine Gattinn war wohl zehn, ihrem Anzug und dem friſchen Colorit ihrer Wangen nach, wohl an zwanzig Jahre jünger, als er. Nach dem neueſten Geſchmack äußerſt ſorgfältig gekleidet, hätten ihre anmuthsvolle Figur und die noch immer ſchönen Züge ihres Geſichts gefallen müſſen, wenn nicht eine gewiſſe Steifheit die Grazie verdrängt, und ein anmaßendes Weſen, das ſich in jeder Miene, in jedem Worte ausſprach, den wohlthuenden Eindruck verwiſcht hätte, den das Ganze dieſer noch ſchönen Frau erregen mußte.

Die älteſte Tochter, Euphroſine, war ganz das Ebenbild ihrer Mutter; eine nymphenhafte und doch volle Figur; ein ausdrucksvolles Geſicht, das durch die blühenden Farben einer blendenden Haut noch reizender wurde; große, dunkelblaue, ſchwärmeriſche Augen, welche tiefes Gemüth, Geiſt und Seele ausſprachen; eine Fülle blonder Locken, die ſich um die offene Stirn kräuſelten, war ihre Mitgift. Jedes Auge mußte mit Wohlgefallen auf dieſem Mädchen ruhen, das die Natur in einer poetiſchen Laune zu einem Ideal geformt zu haben ſchien,

und doch weilte das Auge eben ſo gern und vielleicht noch länger auf Mariens, der jüngeren Schweſter, anſpruchsloſer Geſtalt, deren braune Augen ſanft unter den kaſtanienbraunen Locken hervorblickten, deren Lilienhaut nur von einem matten Roſenſchimmer angehaucht ſchien, und deren Geſicht nur dann ſchön zu nennen war, wenn Verlegenheit, und dieß geſchah oft, es mit Roſengluth überzog; ihre Geſtalt war ſchlank, im zarteſten Ebenmaße, und wenn man in Euphroſine eine vollendete Grazie fand, ſchien Marie ein einfaches Hirtenmädchen zu ſeyn; wenn man in die Locken jener ein Diadem flechten mochte, ſo hätte man gern um das braune Haar dieſer Lieblichen einen Kranz einfacher Feldblumen gewunden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Sprüche für's Haus.

(Metriſch nach mehreren älteren proſaiſchen Aphorismen bearbeitet.)

Nicht minder groß, als ſtets mit Kraft zu handeln,
Iſt es, den Lebensweg auch dulden d wandeln.

Ein Mittel gab uns mild des Himmels Huld
Zur Lind'rung unſrer Leiden — die Geduld.

C. F. Müller.

Napoleon im Münzcabinet zu Paris.

Nach Dumerſan.

Es gibt manchmahl in einem Drama Scenen, wo eine untergeordnete Perſon durch ihr Zuſammentreffen mit dem Helden des Stückes Bedeutung gewinnt, und weit entfernt, von dem Grandioſen des Mitdarſtellers erdrückt zu werden, ſich vielmehr bis zu ihm erhebt, und einen Theil der Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, der mit dem Hauptdarſteller verbunden iſt.

Im Drama dieſer Welt, wo Jeder ſeinen Dialog nach Art des italieniſchen Theaters oder der Comedia dell' arte hält, liegt ein Verdienſt darin, zu improviſiren, und bey der Gegenrede nicht zu kurz zu kommen. Es geſchieht aber wohl auch, daß die Umſtände uns bis auf einen gewiſſen Grad erheben, und der Schauſpieler ſeiner Stellung den glücklichen Erfolg verdankt.

Ich war im Jahre 1810 zweyter Angeſtellter beym Münzcabinet, und Napoleon war franzöſiſcher Kaiſer. Das ſind doch wohl zwey ſehr weit von einander abſtehende Schauſpieler! Der Abſtand ward aber von Napoleon überſchritten, denn er beſuchte mit ſeiner neuen, jungen Gemahlinn das Münzcabinet.

Schon 1800 war er mit Joſephinen dort geweſen. Damahls war er nur noch Conſul und ich bloß dritter Angeſtellter. Jeder von uns war ſeitdem vorwärts gekommen, er allerdings etwas weiter als ich.

Der Generalſtab der kaiſerlichen Bibliothek war auf den Beinen, um den erhabenen Beſuch zu empfangen. Von dieſem ganzen damahligen Generalſtabe exiſtirt jetzt nur noch der ehrwürdige Herr Van-Praet; alle die Gelehrten, welche damahls die Aufſeher der Bibliothek ausmachten, Männer, durch jede Art von Verdienſt ausgezeichnet, haben ſeitdem die Nekrologen vermehrt und leben nur noch in Biographien, Leichenſteinen und ihrem Ruhme; manche aber noch im Andenken ihrer Freunde: ein engerer und minder glänzender Raum. Doch da möchte auch ich gern einen Platz finden, wenn die Reihe an mich wird gekommen ſeyn.

Alle dieſe Herren trugen die Uniform des Inſtituts, ſie waren Napoleons Collegen, waren es doppelt in dem Heiligthume der Wiſſenſchaft.

Denn da unterſcheidet ſich der Rang nur durch Kenntniſſe und perſönliches Verdienſt. Wenigſtens ſollte es ſo ſeyn. Jeder unter ihnen dachte unſtreitig in ſeinem Innerſten, daß er ſtärker ſey als Napoleon, der in der Numismatik, jener in der Urkundenkenntniß, der im Tartariſch-Mantſchu, und Alle rüſteten ſich unſtreitig darauf, ihre Gelehrſamkeit glänzen zu laſſen, dem berühmten Frager ex profeſſo zu antworten, und in ihre Antworten ein feines Lob mit einfließen zu laſſen.

Napoleon wußte auch das alles vorher, denn er kannte ſeine Leute.

Jetzt alſo zu dem, was im Münzcabinet vorfiel. Mein Bericht wird die ſtrengſte Wahrheit enthalten. Alles iſt noch meinem Gedächtniſſe gegenwärtig, als ob es erſt geſtern geſchehen. Ich habe noch des Kaiſers abſetzende Stimme, ſeinen kurzen Ton vor den Ohren, ich habe noch das ganze Spiel ſeiner Phyſiognomie vor den Augen. Nicht ein Wort in unſerer Unterredung werde ich verändern, denn er ſprach mit mir, er ſprach faſt nur mit mir!

Herr Millin, Oberaufſeher des Cabinets, führte die Kaiſerinn herum. Herr Goſſelin, ſein College, war dem Kaiſer zugegeben, und um Seine Majeſtät her drängten ſich die gelehrten Akademiker, die Herren Dacier, Langles und Dutheil. Ich ſelbſt befand mich nur mit in dieſer Gruppe, weil ich die Schlüſſel zu den Medaillenkäſten und den Fächern hatte, in welchen die geſchnittenen Steine und Alterthümer ſich befanden, um dem beſtallten Cicerone das Vorzeigen zu erleichtern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Notizen.

Nachrichten von fremden Bühnen.

Frankfurt, Juny.

„Hans Sachs," dramatisches Gedicht in vier Acten von Deinhardstein. Der treffliche Dramaturg, Prof. Zimmermann in Hamburg, nennt diese Poesie ein ächtes Nationalgedicht. Wer möchte ihm hierin nicht beypflichten? A. W. Schlegel hat den deutschen Dramatikern den Weg gezeigt, den sie, um ein wahrhaft nationales Schauspiel für uns zu begründen, zu betreten hätten. Keiner unter den Vielen hat mit so sichtbarem Erfolge für diesen Zweck gewirkt, wie Deinhardstein. Er hat uns einen hochachtbaren Charakter der deutschen Vorzeit vorgeführt, den treuinnigen, herzigen Sachs, den gemüthlichen Sänger an der Gränzscheide alter germanischer Bildung und der neuern durch die Alles umkehrende Reformation vorbereiteten Zeit. Sachs ist Eigenthum des deutschen Volks, mögen wir ihn, abgesehen von jeglichem Resultate seiner Dichtungen, für die Zukunft als Volksdichter, oder auch in seinen Verhältnissen zur Begründung und Beförderung deutscher Poesie betrachten. In einem, wie in dem andern Falle hat Sachs historische, und zwar nicht bloß literarisch-historische Bedeutsamkeit, denn sein gesunder, klarer Verstand, sein derber, kräftiger Witz, sein eifriges Streben, altväterische Zucht und Sitte, die ihm über Alles am Herzen lag, unverletzt zu erhalten, mochten in der aufgeregten Zeit der Revolutionen und Reformationen seines und des folgenden Zeitalters nicht wenig zur Bewahrung des alten deutschen Volkscharakters beytragen. Als Begründer deutscher Poesie ist er deßhalb bemerkenswerth, weil er diese so viel als möglich von den Fesseln, die ihr die Meistersängerschulen anlegten, zu befreyen und derselben eine idealere Richtung zu geben suchte, den Geist der Form verziehend.

Deinhardstein schildert in seinem Sachs nicht sowohl das äußere, wie das innere Leben des deutschen Dichters; er bietet ein Seitenstück zu Öhlenschläger's „Correggio," nur daß der Schluß lichter und freundlicher und für das Gemüth befriedigender ist, als der in dem Trauerspiele des Dänen. Das Volksleben in den alten Reichsstädten wird, wenn auch eben nicht auf eine erfreuliche, doch treffende Weise geschildert. Man sieht, wie hier der Genius beynahe dem kleinstädtischen Neide unterliegen muß, und lächelt wehmüthig zu dem reichsstädtischen Patriotismus. Kaiser Maximilian, der edle, ritterliche Theuerdank, ist mit ein paar kräftigen Pinselstrichen charakteristisch gezeichnet. Erschöpfen konnte hier der Dichter nicht, Maximilian tritt nur als Episode auf; indeß hat sich Deinhardstein durch wohl angebrachte Züge aus dem herrlichen Regentenleben dieses Fürsten gegen jeden etwaigen Vorwurf, daß sein Maximilian ein bloßer Gutmacher sey, wie z. B. die kais. Majestät im „Käthchen von Heilbronn," sorgfältig verwahrt. Wir wollen uns nicht weiter in die Charakteristik des übrigen Personals verlieren, sondern nur mit ein paar Worten der Kunigunde gedenken, die ein liebliches Bild zarter, inniger Weiblichkeit bietet, welche kaum natürlicher veranschaulicht werden kann, um so mehr, da der Dichter das anmuthige Gebilde selbst mit einigen kleinen, aber dem weiblichen Grundcharakter durchaus eigenen Schwächen ausgestattet hat.

Die letztere Rolle spielte am heutigen Abend Mad. Neumann-Haizinger, vom Hoftheater zu Karlsruhe, und zwar mit aller dieser Künstlerinn in so hohem Maße eigenen Natur, Laune und Anmuth. Mad. Haizinger versteht es, Leben in einen Charakter zu bringen. Da ist kein Wort, dem sie nicht die gehörige Bedeutsamkeit gibt, keine Nuance, die sie nicht auf die lieblichste Weise hervorhebt. In dieser Hinsicht ist diese Künstlerinn gewiß nicht zu übertreffen. Daß sie jedoch in der heutigen Rolle den kindlichen, gemüthlichen Grundton stets so festhielt, wie ihn der Dichter hingestellt hat, möchten wir nicht behaupten. Hie und da trat wohl das zarte, innige Wesen vor der Schelmerey und Schalkhaftigkeit in den Hintergrund, und man sah nicht immer das Herz vor der Kunst. Das „Bravo" bey dem Benehmen ihres Geliebten gegen Eoban tönte nicht gerade wie die Sprache kindlicher Naivität und Unschuld, sondern mehr wie die schelmischer Freude. Es mußte, so ausgesprochen und von solch' einem anmuthigen Spiel umhüllt, eine unwiderstehliche Wirkung auf das Publicum hervorbringen, welches auch in die enthusiastischsten Beyfallsbezeigungen ausbrach, aber es paßte in der Art wohl nicht für die innige Herzlichkeit und Einfalt Kunigundens. Der Dichter hat hier den Charakter vorgeschrieben, und die unparteyische Kritik muß diese Vorschrift beachten, selbst einer ersten deutschen Künstlerinn gegenüber. Wie Kunigunde ihren Vater schmeichelnd überredete, den Eoban fortzuschicken und ihr den Geliebten zu geben, konnte wieder die Schmeicheley und die Überredung nicht anmuthiger und natürlicher hervorgehoben werden. Aber relativ betrachtet, nähmlich in Beziehung auf den Richter, erschien das Benehmen fast zu bedacht; die Schmeicheley blickte zu sichtlich hervor, sie ergab sich nicht als ein unwillkührliches Resultat der Kindlichkeit. Die Worte Kunigundens, dem Kaiser gegenüber:

„Wenn Menschen sind, wie Ihr, Herr Kaiser, seyd,
Wie müssen Engel aussehn?" —

hätten vielleicht zarter, mit ehrfurchtsvoller Scheu und Einfalt ausgesprochen werden können. — Wir rügten hier einige Momente in dem Spiele der genialen Künstlerinn, welche, nach unserer Ansicht, Verstöße gegen die Dichtung enthielten. Ohne unser Urtheil als Norm festzustellen, glauben wir es der Wahrheit schuldig zu seyn, bey einer ersten deutschen Künstlerinn unverhohlen unsere Meinung auszusprechen; denn das wahrhaft Große muß der ganzen Schärfe der Kritik ausgesetzt werden. Übrigens sind wir des festen Glaubens, daß Mad. Haizinger in rein conversationellen Charakteren nicht zu übertreffen, ja nicht zu erreichen sey, daß sie aber im Niedlichen, in einfachen zartpoetischen Rollen eine würdige Rivalinn in unserer Lindner finde, welcher sogar einer der ersten deutschen Kritiker, der geistreiche und treffliche Schütze, Adolph Müllner, den Vorzug in dieser Art von Charakteren vor ihr einräumte. Im Übrigen müssen ihr wie der Lindner alle deutschen Schauspielerinnen, was das naive und kindliche Fach, das muntere, kecken Humor erfordernde betrifft, bescheidentlich den wohlverdienten Lorbeer überreichen, beyde als Meisterinnen anerkennen, und in beyder Spiele eine Schule für die Kunst erblicken. Ein zweyter Gast, Hr. Meyer, aus Karlsruhe, gab den Hans Sachs. Der talentvolle Darsteller hob das Kernhafte, Treue, Biedere des Charakters trefflich hervor, ohne durch eine süßliche, sentimentale Weise die Einfachheit veranschaulichen zu wollen. Sein Spiel war verständig und ohne alle Manier, natürlich und wahrhaft. Hie und da polterte er ein wenig; ein Fehler, der sich leicht beseitigen läßt. Einstimmiger wohlverdienter Beyfall wurde ihm zu Theil. Hr. Weidner, Steffen, war voll Komik und Wahrheit. Hr. Hassel, Eoban. Dieser Geck muß bestmöglichst natürlich veranschaulicht werden, soll er nicht ganz zur Verzerrung herabsinken. Die Gränze zwischen Komik und Übertreibung ist hier zu wenig streng geschieden. Hinzugethan darf nichts werden, soll die Wahrheit unentstellt bleiben. Wir zählen den Eoban zu den besseren Leistungen des Hrn. Hassel, obwohl er nicht stets frey von Übertreibung ist. Beyde Gäste wurden einstimmig gerufen. Mad. Neumann-Haizinger wurde während des Spiels mit Beyfall überschüttet und bey ihrem Auftreten mit allgemeinem Applaus begrüßt. Die Künstlerinn würde das Publicum recht sehr verpflichten, wenn sie als Baroninn Waldhüll in „das letzte Mittel" auftreten würde. Wir zählen diese Rolle zu ihren vorzüglichsten. M.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.
Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1103.

Illustrirte Zeitung. Nr. 1000. 1. Juni 1861.

Der Kaiser von China.

Der Kaiser von China, Hien-Fung, ist am 22. August 1831 geboren und folgte seinem Vater Tao-Kwang im Jahre 1850. Er ist der 9. Kaiser der Mandschu-Dynastie, welche seit 1644 in China regiert. Seine Residenz ist Peking, wo er in der Verbotenen Stadt lebt, einem ausgedehnten Palastbezirk, den kein Fremder betreten darf. Hien-Fung hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, vor allem mit dem Taiping-Aufstand, der fast das ganze Reich erschütterte. Auch die Einmischung der europäischen Mächte in die chinesischen Angelegenheiten hat ihm viel Sorgen bereitet. Er starb 1861 in Jehol, wo er sich während des Krieges mit England und Frankreich aufhielt.

Schweſter an den Tiſch ſich ſetzte, auf welchem die Stickerey lag, und ſich zur Arbeit anſchickte.

Euphroſine begann, nachdem ſie einige Zeit phantaſirt hatte, mit einer großen italieniſchen Arie, und trug ſie mit ſchöner, volltönender Stimme und wahrer Virtuoſität vor. Sie war in dem Vortrag Roſſiniſcher Muſik Meiſterinn, und man fühlte leicht, daß ſie wahrhaft Künſtlerinn ſey. Kaum hatte ſie die erſte Arie beendet, als ſie unaufgefordert eine zweyte, noch ſchwierigere mit noch mehr Kunſtfertigkeit vortrug, und eben ſo eine dritte. — Schröder war entzückt. Ohne Kenner zu ſeyn, liebte er Muſik leidenſchaftlich, getraute ſich aber nie, ſeine Schwäche wohl kennend, ein beſtimmtes Urtheil in ſeinem Innern auszuſprechen; deßhalb glaubte er auch noch nie etwas Vollkommneres, als Euphroſinens volltönende Stimme, gehört zu haben, obgleich ihm während ihres Geſanges gedünkt hatte, nicht jede der in ihm aufgeregten Empfindungen ſey ganz befriedigt worden. Er verſchloß dieſe Bemerkung weislich in ſich, drückte laut und mit Wärme ſeine Bewunderung aus, und nahte ſich dann Marien mit der Frage, ob ſie nicht auch muſicaliſch ſey.

Ehe noch die Erröthende hierauf antworten konnte, nahm die Mutter das Wort: „Die Kleine ſpielt, doch nur wenig, die Harfe, und ſingt auch zuweilen; doch müſſen Sie ſie nicht nach ihrer Schweſter hören. Die Talente ſind nicht immer gleich vertheilt.“

Obgleich verlegen, glaubte doch der Fremde, um Marie nicht wehe zu thun, mit ſeinen Bitten nicht einhalten zu dürfen. Er bath daher inſtändigſt, ſie möge die Harfe ergreifen, und ihn auch ihre Stimme hören laſſen. Die Mutter fügte ſeinen Bitten einen trockenen Befehl zu, und Marie nahm die Harfe, und begann mit ſichtbarer Verlegenheit das Gebeth aus dem Freyſchütz zu ſingen.

Als ſie die Harfe ergriffen, hatte ſie den leichten Florſhawl, den ſie bisher umgehabt, abgelegt, und Schröder bemerkte jetzt einen wunderlieblichen Arm, und die Hand, die früher im Garten der Handſchuh bedeckt hatte, erſchien, in die goldenen Saiten greifend, ſo blendend ſchön, daß Arm und Hand ganz ſeine Aufmerkſamkeit feſſelten, und er anfangs nur wenig die leiſe, bebende Stimme beachtete, mit der ſie das Lied vortrug. Als jedoch dieſer erſte Eindruck vorüberging, er auch auf den Geſang zu lauſchen begann, und ihre Stimme, wenn auch nicht mit der Euphroſinens zu vergleichen, mehr Haltung bekam, mußte er ſich geſtehen, daß, wenn die volltönende Silberſtimme der Künſtlerinn ihn entzückt, die reine Melodie, der einfache, aber ſeelenvolle Geſang Mariens ſein Herz ſonderbar bewege.

Die Mutter ſchien dieß nicht mit Wohlgefallen zu bemerken, denn als die Muſik beendet war, und die Töchter ſich entfernt hatten, begann ſie das Geſpräch ſogleich auf ſie zu lenken. „Der Himmel hat doch ſeine Gaben wunderbar vertheilt,“ ſprach ſie; „meine beyden Töchter haben von mir eine gleich ſorgfältige Erziehung genoſſen, beyde ſind von gleichen Meiſtern, nach gleichem Plane unterrichtet, und auf beyde hat es ſo verſchieden gewirkt. Sie werden ſchon in der kurzen Zeit bemerkt haben, wie ſehr ſie in Talenten verſchieden ſind. Euphroſine hat von Jugend auf Alles mit Leben und Luſt aufgefaßt und ſich eigen gemacht, wenn Marie nur gezwungen ihren Geiſt und ihre Anlagen langſam bildete. Jene iſt Künſtlerinn faſt in jedem Fach, wo dieſe kaum mittelmäßige Dilettantinn iſt. Euphroſine iſt im Mahlen ſo weit vorgeſchritten, wie in der Muſik. Sehen Sie, dieß Bild von mir hat ſie copirt, und die Copie ſteht dem Original nicht nach; auch iſt ſie Dichterinn und glänzt in manchem Almanach unter fremden Nahmen; alle weiblichen Arbeiten, das heißt, die eleganten, macht ſie in einer Vollkommenheit, die Sie überraſchen wird.“

„Und die häuslichen?“ fiel ihr Schröder etwas unbeholfen in die Rede.

„Wie können Sie ſo ſonderbar fragen?“ erwiederte die glückliche Mutter; „um die häuslichen Arbeiten, welche man der dienenden Claſſe überläßt, kann ſich doch ein ſo hoch gebildetes Mädchen nicht bekümmern.“

„Und die Hausfrau?“ unterbrach der Ungeſchickte die Mutter noch einmahl.

„Hoffentlich,“ erwiederte dieſe mit aufgeregtem Stolz, „wird meine Tochter keine Parthie machen, wo ſie nöthig hat, ſich ſo tief herabzuſtimmen, um ſich um die gewöhnliche Haushaltung bekümmern zu müſſen. Verſteht ſie in ihrem Hauſe einen gebildeten Kreis um ſich zu ſammeln, verſteht ſie dieſen Kreis angenehm zu unterhalten, und hier auf geiſtreiche Weiſe die Wirthinn zu machen, ſo muß der Mann zufrieden und ſtolz ſeyn, einen ſolchen Juwel zu beſitzen, und gerne kleine Opfer dafür bringen. Überlaſſe er es dem Koch für ſeinen Magen, der Haushälterinn für ſeine Bequemlichkeit zu ſorgen, ſorgt doch die Frau für ſeinen Geiſt und für ſeine höhere Bildung, die ſo oft bey den Männern in ihrem todten Geſchäftsleben untergeht.“

Schröder ſah die Dame verwundert an; er hatte ſelbſt in Siberiens Einöde ſeinen Geiſt immer mit der Zeit fortſchreiten laſſen, und ſeinen natürlichen Anlagen den höchſten Grad von Bildung zu geben geſucht. Er war daher gewiß mit der Zeit fortgeſchritten, und wußte wahrhaft geiſtige Bildung zu ſchätzen; aber dieſe Erziehungstheorie war ihm neu, und ſeine freymüthige Offenheit verhehlte es der Dame nicht, daß er hier nicht im mindeſten mit ihr einverſtanden ſey. Die gute Frau lächelte und meinte, in Rußlands Steppen hätte man wohl andere Begriffe von Lebensbeſtimmung und Lebensgenuß, als in dem aufgeklärten Deutſchland, und bey näherer Bekanntſchaft, bey mehrerem Umgang mit ihrer Familie hoffte ſie ihn bald eines Beſſern belehrt zu haben. Er verneigte ſich ſchweigend, zweifelte jedoch in ſeinem Innern an dieſer Umgeſtaltung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Roſenbild.

Ihr Fenſter das iſt der Rahmen,
Ihr Köpfchen das liebe Bild,
Das blickt mit den ſchwarzen Augen
Herunter ſo ſanft und mild.

Im Fenſter da ſtehen auch Blumen,
Die Blumen ſeh' ich faſt nie,
Denn zwiſchen den grünen Blättern
Erblick' ich als Roſe ſie.

Sonſt, wenn ich vorbeygegangen,
Gerichtet auf ſie den Blick,
Da iſt ſie verlegen worden,
Und zog ſchnell den Kopf zurück.

Doch kaum war ich noch vorüber,
Sah heimlich ſie ſchon heraus;
So ſind aber alle Mädchen —
Davon nehm' ich keine aus.

Jetzt hat ſich das Blatt gewendet,
Den Kopf zieht ſie nicht zurück;
Wenn ich mich dem Fenſter nahe,
Winkt mir ſchon ihr treuer Blick.

Und zwiſchen den grünen Blättern
Die Wangen als Roſen glüh'n,
Und ſeh' ich in ihre Äuglein —
Vergißmeinnicht ſeh' ich blüh'n.

Ihr Fenſter, das iſt der Rahmen,
Ihr Köpfchen das Roſenbild,
Das blickt mit den Sternenaugen
Herunter ſo ſanft und mild,
Das Roſenbild.

Heinrich Proch.

Napoleon im Münzcabinet zu Paris.

(Fortſetzung).

Gleich bey ſeinem Eintritte ins Münzcabinet waren Napoleon's Blicke auf eine Büſte von pariſchem Marmor gefallen, die in der Mitte eines großen Schrankes thront. Er blieb voll Staunen vor ihr ſtehen, weil er ſich ſelbſt zu ſehen glaubte. In der That gibt es auch viele Ähnlichkeit zwiſchen den Zügen des griechiſchen Arztes Moidos Aſiaticos und Buonaparte's, als er noch Conſul war. Dieſe ſeine anſcheinende Ähnlichkeit im Allgemeinen mit ſo vielen Portraitbüſten, die, im Einzelnen betrachtet, ihm gar nicht gleichen, iſt in der That etwas Merkwürdiges. Die Analogie von Napoleon's Kopfe mit dem mehrerer römiſchen, unter einander wieder ſehr verſchiedenen Kaiſerbüſten, iſt eine eben ſo intereſſante als ausgemachte Thatſache.

Nachdem Napoleon einen allgemeinen Überblick auf das ganze Cabinet geworfen hatte, ſchritt er dazu, einige Käſten, in welchen die Münzen ausgeſtellt ſind, näher zu betrachten. Bey der einen verweilend, fragte er ziemlich barſch meinen Collegen, der ihm zur Rechten ſtand: „Was iſt das?“

Ganz ſicher war mein College weit beſſer im Stande, ihm zu antworten, als ich, denn er war ein außerordentlich unterrichteter Mann und vollendeter Münzkenner; mochte er es nun aber nicht recht verſtanden haben oder durch den Ton, mit welchem Napoleon fragte, verſchüchtert worden ſeyn, kurz, er antwortete nicht, und Napoleon wiederhohlte nun noch ein wenig barſcher als das erſte Mahl, und ohne den Kopf auch nur im mindeſten zu wenden: „Was iſt das?“

Da ich meinen Collegen unruhig werden ſah, ergriff ich ſchnell das Wort und ſagte zuverſichtlich: „Sire, das ſind römiſche Aſſe. — Dieſe Bronzeſtücke ſind die erſten italieniſchen Medaillen. Sie courſirten zu einer Zeit, wo in jenem Lande weder Silber noch Gold geprägt ward.“ — Ich wiederhohle hier nicht Alles, was ich ihm darüber ſagte, genug, ich gab ihm mit wenigen Worten eine kleine Geſchichte des Aſſes und ſeiner Theile, minder detaillirt ohne Zweifel als die Abhandlung des berühmten Budäus, aber mehr als hinreichend für das Bedürfniß, das vielleicht ein franzöſiſcher Kaiſer fühlen konnte, zu wiſſen, was eine römiſche Münze ſey, die vor mehr als 2000 Jahren Cours hatte.

Napoleon, den es überraſchte, rechts gefragt zu haben, und die Antwort von links zu erhalten, ließ mich meine kurze Rede beendigen, wendete dann die

Augen nach mir hin und maß mein armseliges Individuum von oben bis unten, worauf er in seinen Fragen mit demselben „Was ist das?“ fortfuhr, ohne den kurzen und barschen Ton auch nur im mindesten zu ändern, aber indem er zum großen Staunen der Notabilitäten, die ihn umgaben, seine Fragen nur speciell an mich richtete.

Seine Fragen und meine Antworten würden nur geringes Interesse für den Leser haben, aber einige Umstände bey diesem Besuche sind wirklich anziehend. So ist es merkwürdig, daß mehrere berühmte Personen, deren Medaillen er zu sehen wünschte, Begründer von Dynastien waren. Er wollte des Seleucus Nicetos Kopf sehen, der Alexanders General war, König von Syrien ward, und seinen Nahmen der Ära der Seleuciden verlieh, den des Ptolomäus Lagus, mit dem die Lagiten anfingen, welche Ägypten beherrschten u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Kirchenmusik.

Warum soll es der Laie nicht wagen dürfen, über ein Kunstwerk zu schreiben, welches er zwar nicht kritisch zu zergliedern im Stande ist, welches aber dessenungeachtet ihn mit all jenen Eindrücken erfüllte, die ein Meisterwerk hervorzubringen im Stande ist? Was kümmert es den Beschauer eines prächtigen Gebäudes, nach welchen Regeln dasselbe zusammengefügt ward, wenn nur das Zusammengefügte ihm Bewunderung und Achtung für den Künstler und die Kunst einflößt. Wohl mag der Kenner doppelten Genuß aus der Betrachtung eines Kunstgegenstandes schöpfen, doch dürfte die Meinung nicht zu gewagt seyn, der Genuß des Kenners verhalte sich zu dem des Laien, wie die durch Ernst und Kälte gemäßigten Freuden des Alters zu den ungetrübten Freuden der seligen Jugendzeit.

Kann so mancher Recensent, dem die Laienschaft oft durch alle Wörter sieht, im Kennerione über Dinge schreiben, die ihm doch so fremd sind, wie spanische Dörfer, — wenn er nicht etwa schon zufällig welche gesehen, — so sey es mir auch vergönnt, ganz bescheiden zu erzählen, was ich vernahm, und was ich bey dem Vernommenen gefühlt.

Der rühmlich bekannte und von allen Freunden der Tonkunst geschätzte Capellmeister, Herr J. Ritter von Seyfried, brachte am 30. Juny in der Kirche der P. P. barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt eine Missa solemnis in D-dur von seiner Composition zum ersten Mahle zur Aufführung.

Das Kyrie, fromm und bittend, stimmt den Geist zur Andacht und öffnet das Herz, sich auszuschütten vor seinem Erlöser.

Im himmelanstrebenden Jubel ertönt das göttlich schöne Gloria. In der eingewebten Fuge scheinen alle die Millionen, die Gnade gefunden vor Ihm und Verzeihung ihrer Sünden, aufzujauchzen in Dankgebethen und Freudengesängen.

Im Graduale (D-moll) entwickelt sich ein feyerlicher Psalm in frommen Weisen, als sängen die Engel des Himmels dem Allmächtigen Loblieder.

Das ernste Credo stürmt erbauend und kraftvoll auf, bis es im wehmüthigen F-moll und im Grab und Verwesung hauchenden As-dur an die Leiden des Gottsohnes und seinen Versöhnungstod mahnend leise hinschwebt, plötzlich aber in D-dur rückkehrend — Seine Auferstehung mit lautem Siegesjubel verkündet.

Gleich gehaltvoll ist der prächtige und effectreich instrumentirte Freudenchor des Offertoriums. Majestätisch schwillt das Sanctus im tempo grave zu colossalen Tonmassen an, in denen die Töne der hier mit besonderer Wirksamkeit benützten Pauke wie ein fernes Glockengeläute melodisch verhallen.

Benedictus, Agnus und Dona reihen sich entsprechend und ausdrucksvoll dem Meisterwerke an.

Was die todten Buchstaben des Textes dem Auge sind, das sind diese Melodien dem Gefühle.

D. F. Reiberstorffer.

Dramaturgische Aphorismen.

Von J. N. Preyer.

Es ist unläugbar, daß das Schauspiel und die Schauspielkunst sehr im Verfalle sind. Beyde wurden durch Schiller und Göthe mächtig gehoben, und sind seit jener Epoche mächtig gesunken. Es ist wahr, daß noch hie und da ein mächtiges Ankämpfen gegen das Übergewicht jener Heere von Mißgeburten, die theils heimisch erzeugt, theils von der Seine herüber geschwärzt werden, sich äußert; aber es ist auch eine traurige Wahrheit, daß die bessern Stimmen wie in einer Wüste verhallen, während wir auf unseren Bühnen Erscheinungen sehen, die doch allein der Wüste angehören sollten. Wie lange ist es wohl, daß ein sogenannter Schauspieler Kunstreisen machte, um sich in den Sprüngen eines Löwen, Leoparden, Tiegers, u. s. w. Ruhm und Geld zu erwerben!

Man sage nicht, daß alle Theater voll seyen, und dieß ein Beweis wäre, das Schauspiel sey nicht verwaiset. Die Menge, wie sie den guten Geschmack nur langsam annimmt, so verliert sie ihn auch schnell, und gefällt sich nur zu sehr im Sinnenrely. Wie in den Sitten, demoralisirt sie sich auch sehr leicht im guten Geschmacke. Aber die wahre Kunst, die Tochter des Himmels, soll die Menschen zu sich emporheben, indem sie sich scheinbar zu ihnen herabläßt.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

In Comptoir des Oesterr. Beob. ist zu haben: E. Mayers, der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien gewidmetes, neuestes teutsches Gartenbuch; eine vollständige Anweisung zur Erziehung und Behandlung aller Gewächse im Küchen-, Obst-, Blumen- und Ziergarten, nebst Obst-Orangerie in Gartentöpfen, und Gartenkalender. Mit 66 Abbildungen. Neue wohlfeilere Ausgabe 1832. br. 2 fl. C. M.

Der Sammler.

Sonnabend, den 84 13. July 1833.

Der Waiſenknabe.

(Fortſetzung.)

Während dieſer Zeit hatte Schröder, von der Gegenwart ſo unvermerkt angezogen, ganz der Erinnerung entſagt, und nicht einmahl der Gartenſaal, in dem er ſich befand, obgleich er ſich ganz verändert, hatte ihn zu ihr zurückgeführt; doch jetzt, wo die Unterhaltung zu ſtocken begann, und kurz darauf ein Bedienter die Gnädige abrief, trat ſie in ihre Rechte, und er konnte ſich, jedoch nur mit Mühe, den alten Saal mit ſeinen in Öhl gemahlten Landſchaften auf den Tapeten, und ſeinem Plafond mit den vier Engeln, die vier Jahreszeiten vorſtellend, denken. Aber allmählig trat die Vergangenheit lebhaft vor ihn, und Alles erſchien ihm wieder, wie in jenen Zeiten glücklicher Kindheit: die hohen gepolſterten Stühle, der Lehnſtuhl, der da, wo jetzt der Armſeſſel der Mutter mit bunt geſtickten Chineſen prangte, ſonſt in ſtiller Einfachheit ſtand, die große Londner Pendeluhr, welche den Platz der elegant gezierten Etagere einnahm, der breite Schrank mit Taſſen und Gläſern, welche die Wand faſt ausgefüllt hatte, und an welcher das Fortepiano ſtand; auch der mit ſchmalem vergoldeten Rande und ſeinen Roſtflecken ihm wohl erinnerliche Spiegel, in welchem er ſo oft ſeine zerſtörte Friſur geordnet, und an deſſen Stelle ein großer Trumeau ihm nun ſein ganzes Conterfey zeigte: dieß Alles trat, freundlich begrüßend, ihm entgegen. Aber am wehmüthigſten wurde er ergriffen, als er ein ihm ſo Theures vermißte. Wo jetzt die Frau vom Hauſe in ihren jugendlichen Reizen prangte, hing ſonſt ein großes Familiengemählde, auf welchem ſein Wohlthäter mit ſeiner Gattinn, unter einer Linde ſitzend, abgebildet war. Der ſechsjährige Sohn ſchmiegte ſich an der Mutter Schooß, und in der Ferne, unter einem Roſenbuſch, ſaß, von der Gruppe entfernt, ein dreyjähriger Knabe, und hielt den nur mit ihrem Kinde Beſchäftigten eine wilde Roſe entgegen. Dieſer einſam ſitzende Knabe war er. Oft, wenn er dieß Bild betrachtet, hatte es ihn geſchmerzt, daß ihn der Mahler ſo fern von Vater- und Mutterbruſt, auf ein ſo einſames Plätzchen geſetzt hatte, wo Niemand den Verlaſſenen beachtete. Jetzt, obgleich das Bild nicht mehr vor ſeinen Augen ſtand, mußte er ſich doch ſagen, daß der Mahler auch hier der Wahrheit treu geblieben war; denn hatte ihn nicht das Schickſal fern von Vater und Mutter, ſelbſt fern von jener ihm wohlbekannten Linde und dem Roſengebüſch geführt? war er nicht ein einſamer, verlaſſener Pilger geweſen, der ſeine Wallfahrt allein beginnend, immer nur Andern Roſen biethend, nie eine Roſe von lieber Hand empfangen hatte? Ach mitten in dem Kreiſe eines regen Lebens, mitten in dem gaſtfreyen Hauſe ſeiner durchlebten Kindheit, fühlte ſich der gereifte ernſte Mann ſo einſam, ſo verlaſſen, und der Gedanke durchſchauerte

ihn: Du ſtehſt allein. Nicht Vater, nicht Mutter, nichts, was den Menſchen kettet, ward dir; keine Gattinn, keine Schweſter kein Bruder, die Natur hat dir nichts gereicht, als dein verlaſſenes Daſeyn; Dankbarkeit allein bindet ein zerriſſenes Gemüth und einen treuen Diener an dich, und ohne ſie, wovon der Eine dich nicht verſteht, die Andere dein theilnehmendes Herz mit ihren bittern Klagen oft verſtimmt, ſtändeſt du bey deinen mühſam erworbenen Schätzen, ein Bettler, allein da.

Dieſe Betrachtung hatte ihn ernſt geſtimmt, er ſchritt unmuthig im Zimmer auf und ab, blieb dann vor Mariens Nähtiſch ſtehen, heftete, jedoch gedankenlos, das Auge auf ihre Stickerey, und ergriff mechaniſch das in dem Fenſter liegende Buch, ſchlug es auf und war angenehm überraſcht, die Stunden der Andacht, die er wohl nicht in dieſem Hauſe anzutreffen hoffte, hier und eben hier zu finden. Ein freudiger Gedanke ſtieg plötzlich in ihm auf; doch Herr von Wagner, welcher ſo eben eintrat, und ihn mit höfiſcher Freundlichkeit einlud, ihm ins Speiſezimmer zu folgen, verſcheuchte ſchnell den Gedanken wieder, und Schröder erfaßte, nur mit Widerwillen, die Hand, welche jener ihm darboth.

Sie traten in das Eßzimmer, wo ſie die Frauen ſchon verſammelt fanden. Dem Fremden ward der Platz zwiſchen der Frau vom Hauſe und Euphroſinen; Marie ſaß ihm gegenüber, und ſo ſehr auch Mutter und Tochter ſich bemühten, die Unterhaltung zu beleben, ſo ſehr ſich auch der Banquier beſtrebte, durch mancherley Fragen über die nähern Verhältniſſe ſeines Gaſtes ſich zu unterrichten, blieb dieſer dennoch zerſtreut, antwortete einſylbig, und ſelbſt Mariens Blick, dem er zuweilen begegnete, konnte ihn nicht feſthalten. Hatte er doch in dieſem Zimmer ſo manche Jahre ſeiner Kindheit verlebt. Auf der nähmlichen Stelle, wo er jetzt ſaß, hatte er aufmerkſam den Unterricht des Greiſes genoſſen, der ihn am vergangenen Abend ſo freundlich aufgenommen; hier war der erſte Grund ſeines Wiſſens, der erſte Grund der ernſten religiöſen Gefühle gelegt worden, die ihn durchs ganze Leben ſo tröſtend begleitet hatten. Der Wandſchrank, aus welchem jetzt der Bediente verſchiedene Bedürfniſſe hohlte, hatte ſeine Bücher und ſeine Spielſachen verſchloſſen, und ſo war ihm die Thüre oft die Pforte ſeines kindlichen Himmels und ſeiner Hölle geweſen. Allmählig verloren ſich jedoch dieſe Bilder aus der Jugendzeit. Die am Tiſche eingetretene Stille, die lächelnden Geſichter, welche er um ſich ſah, mahnten ihn an die Schicklichkeit; er nahm mehr Theil am Geſpräch, und war nun über den Geiſt erſtaunt, den Euphroſine entfaltete, und wobey ſich zugleich ein tiefes Gemüth ausſprach, während die Mutter Alles nur von der äußern, glänzenden Seite auffaßte. Marie nahm nur wenigen Theil an der Unterhaltung; der Vater ſchien mit ſeinen Gedanken abweſend, und nur, als die Mutter, wie zufällig, ihm ſagte, daß die Chaiſe ihr zu mißfallen beginne, und er in Kurzem eine neue anſchaffen müſſe, nickte er bejahend, aber ſein Geſicht verzog ſich zu einem widrig ironiſchen Lächeln.

(Die Fortſetzung folgt.)

Napoleon im Münzcabinet zu Paris.

(Beſchluß.)

Nachdem er auch nach Medaillen von Cäſar und Pompejus gefragt hatte, war ich ſehr verwundert, daß er auch deren von Sylla ſehen wollte, denn er war eben gekrönt worden, und ich glaube nicht, daß er damahls den Gedanken hatte, abzudanken wie der römiſche Dictator. Übrigens war Sylla's Abdication auch nur eine ſcheinbare, denn nach Salluſt ſagte Lepidus, einer der nach dieſem erwählten Conſuln, von ihm: „Nur von ihm hängen die Geſetze, die Gerichtshöfe, die Schätze des Staates ab; er beſtimmt über Provinzen und Königreiche; er entſcheidet über Leben und Tod der Bürger.“

Das mußte wahrhaftig in Napoleon's Geſchmack ſeyn, der die Macht ſehr gut begriff.

Die andern Perſonen, deren Köpfe er zu ſehen wünſchte, waren Demetrius Poliorcetes (der Städteeroberer), Antiochus der Große, König von Syrien, Mythridates, König von Pontus, Phraetes II., König der Parther und Conſtantin, Gründer des orientaliſchen Kaiſerthums.

Die Münzen dieſer Genannten, die er ausgewählt zu haben ſchien, weil er ſie hatte ſehen wollen, wurden ihm bald darauf überreicht und ſchmückten dann eine Doſe, deren Werth unſchätzbar war. Ich weiß aber nicht, in weſſen Hände ſie gekommen iſt.

Es war damahls die Zeit der Doſen. Schon einige Jahre vorher hatte man den drey Conſuln auf Koſten des Münzcabinets dergleichen gegeben. Bonaparte's Doſe zeigte Pompejus, Cäſar und Auguſtus. Schmeichelhafte Anſpielungen hatten auf die für Cambacères einen Juſtinian und auf die für Lebrun einen Homer gebracht.

Doch zu Napoleon zurück. Er fragte auch nach

Münzen von Karthago. Unſtreitig ſtellte er bey ſich die Vergleichung zwiſchen dieſer Feindinn Roms und England an, und wiederhohlte ſich vielleicht ganz heimlich das delenda est Carthago des Cato.

Ein alter Seſſel, den man den Dagobert-Seſſel nennt, weil ihn eine Sage aus der Abtey von St. Denis ſo nannte, fiel Napoleon in die Augen. Er betrachtete ihn lächelnd und fragte mich, ob ich etwas Geſchichtliches über dieſes Alterthum wüßte. — „Sire!“ antwortete ich ihm, „ich weiß nicht, ob es wahr iſt, daß die Könige des erſten fränkiſchen Stammes darauf geſeſſen haben; ſehen Sie aber hier den Beweis, daß er wenigſtens einmahl einem Fürſten als Thron gedient hat.“ Und damit zeigte ich ihm eine 1804 geprägte Medaille, wo er ſelbſt auf dieſem Seſſel vorgeſtellt war, wie er das Kreuz der Ehrenlegion vertheilte. Dagobert's Seſſel war zu dieſer Feyerlichkeit von Paris nach Boulogne geſchafft worden. Napoleon hatte immer die Gedanken darauf gerichtet, ſeine neue Macht auf alte Grundpfeiler zu ſtützen.

In ſeinem Examen fortfahrend kam Napoleon auch zu einer ſchönen Waffenrüſtung, die man für die Arbeit von Benvenuto Cellini hält. Man hatte eine Trophäe daraus gemacht, die noch an einem Pfeiler des Cabinets aufgehangen iſt. Napoleon, der eine ſichtliche Vorliebe für Alles äußerte, was mit dem Kriege zuſammenhing, fragte mich, wem dieſe Rüſtung angehört habe? „Es iſt,“ — antwortete ich — „die Rüſtung Franz I. und man glaubt, daß es die ſeyn könne, die er zu Paris trug; denn man weiß, daß, da er ſich nicht dem Vicekönige von Neapel ergeben wollte, der für Carl V. befehligte, er ſich in die Hände des Grafen von Lannoy, aus einer der berühmteſten Familien in Flandern, lieferte, und von dort her iſt im Fructidor des Jahres III., nach den franzöſiſchen Eroberungen, dieſe Rüſtung nach Paris gebracht worden.“

„Kann ich ſie nicht näher ſehen?“ ſagte Napoleon.

„O Sire!“ — entgegnete ich halb leiſe — „Was könnten Sie nicht?“

Dieſe ſehr ungeſchickt angebrachte Schmeicheley ging vorüber, weil ich ſie mit einem halben Lächeln vorbrachte, das zu ſagen ſchien: ich weiß wohl, daß ich da etwas recht Gewöhnliches ſage, aber es iſt ein Räuchern wie jedes andere.

Man mußte die Rüſtung herabnehmen. Die Würde eines Oberaufſehers würde ſich dazu nicht herabgelaſſen haben, aber ich glaubte doch auch einem Aufwärter es nicht übertragen zu können. Ich ſtieg alſo auf einen Tritt. Einige Drahtfäden hielten den Helm feſt, und ich konnte ihn alſo nicht ſehr ſchnell herablangen.

Napoleon ſtreckte die Arme darnach aus, war aber eben nicht ſehr ungeduldig. Endlich nahm er mir ihn aus den Händen, und ſetzte ſich ihn auf den Kopf. Der Helm fiel ihm bis über die Ohren herein; da wiegte er mit dem Kopfe hin und her und ſagte: „Er iſt doch ſehr ſchwer!“ — „Ja,“ erwiederte ich alberner Weiſe — „Franz I. war auch viel größer als Sie!“ Kaum hatte ich dieſe Unbeſonnenheit losgelaſſen, als ich fühlte, wie leicht man ein Epigramm daraus machen könne. Eiligſt fügte ich daher hinzu: „Er war faſt ſechs Fuß hoch und galt im ganzen Königreiche für den Mann, der am größten gewachſen.“ Ich nahm mich wohl in Acht zu ſagen: „für den größten Mann.“

Napoleon wollte den Helm abnehmen; einige Haare von ihm waren aber in den Stickereyen des Futters und den Charnieren hängen geblieben. Er zog ſo heftig, daß die Haare darin blieben. Dann verlangte er das Schild, von mir. Dieſelben Umſtände, um es herabzunehmen, dieſelbe Langſamkeit meinerſeits, aber ſeine Ungeduld zeigte ſie ſchon lebhafter. Endlich ergriff er den Schild, den ich ihm oben von meinem Tritte herabreichte. Er drehte ihn haſtig um, und ich mit der Schnelle eines Blitzes fuhr mit meiner rechten Hand zwiſchen den Schild und das Geſicht, indem ich ausrief: „Sire, Sie werden ſich ein Auge ausſtoßen!“

Dieſes Aufſchreyen, beſonders dieſe Bewegung meiner Hand ſo nahe an ſeinem Geſichte, mein Geſt, der das Anſehen von etwas ſehr Unartigem und Beleidigendem trug — ich glaube nur die Wahrheit zu ſagen, wenn ich behaupte, daß der große Napoleon Furcht hatte; denn er trat einen Schritt zurück.

Er hatte nicht beachtet, daß aus der Mitte des Schildes eine Stahlſpitze ſieben bis acht Zoll lang hervorragte, die eben ſo gut eine Trutz- als Schutzwaffe daraus machte. Kurz, er ſchien verdrießlich geworden, unterſuchte das Schild nur obenhin, gab mir es wieder und ſetzte ſeine Promenade fort. Meine Rolle war ausgeſpielt. Ich ließ den Aufwärter Helm und Schild wieder aufhängen und folgte Napoleon, der bald darauf das Cabinet verließ. Er gab der Kaiſerinn den Arm, alle Welt ſtellte ſich zu beyden Seiten der Thüre auf, er nickte ſehr leichthin mit dem Kopfe, um von denen, die ihm zunächſt ſtanden, Abſchied zu nehmen; aber als er an mich kam, drehte er mir faſt abſichtlich den Rücken zu.

Ich geſtehe, daß mich das gewaltig ſtutzig machte. Ich

war noch ſehr jung, hatte noch zu wenig Erfahrung und Philoſophie, um nicht auf eine Handbewegung, auf ein wohlwollendes Augennicken des hochgefeyerten Mannes vielen Werth zu legen. Seitdem habe ich mehr als Bewegungen und Blicke, ich habe Worte erhalten, die mir aber auch nichts eingetragen haben. Aber nach einem faſt traulichen Geſpräch, nach einigen Zeichen des Beyfalls für einige ziemlich gute Antworten mit Verachtung ſich den Rücken zudrehen ſehen, das überraſchte mich doch. Ich hätte wiſſen ſollen, daß große Männer eben ſo gut ihre Kleinlichkeiten haben, wie hübſche Frauen, daß ſie eine Art von Coketterie beſitzen, die ihnen eingibt, ihr Gemüth nicht gern ohne Toilette ſehen zu laſſen.

Napoleon war gewiß nicht böſe auf mich, daß ich ihn daran verhindert hatte, ſich ein Auge auszuſtechen, aber wohl deßhalb, weil mein unbeſcheidenes Hinzuſtürzen ihm Furcht eingejagt, und man dieß bemerkt hatte. Er ſchien ſich wie Mahomed zu ſagen:

„Mein Reich iſt aus, wenn man den Menſchen in mir kennt.“

Wer weiß denn, ob ich nicht durch meine Bewegung das Schickſal von ganz Europa verändert habe. Ein einäugiger Napoleon hätte vielleicht die Sachen aus einem ganz andern Geſichtspuncte angeſehen.

Er würde dadurch eine Ähnlichkeit mehr mit Hannibal bekommen haben, den er vor andern Helden liebte, ſeit er, wie dieſer, auch über die Alpen gegangen war.

Notizen.

Schauſpiele.

Das k. k. Hofburgtheater hat, in ſo weit es nur immer thunlich, die heiße Temperatur abgeſchloſſenen Monaths, der für den Theaterbeſuch meiſtens ſo ungünſtig iſt, durch Abwechslung und Neuigkeiten im Repertoir minder fühlbar gemacht. Waren auch einige dieſer Neuigkeiten gerade keine Neuigkeiten, ſondern alte Stücke, die wieder einſtudiert und mit neuer Beſetzung gegeben wurden, ſo dürfen ſie doch eben deßhalb für probehaltige Waare gelten, und die Sehnſucht nach alten Bekannten rechtfertigt ſich mitunter beſſer als der Reiz immerwährender Novitäten. Recht erwünſcht z. B. kam dem Publicum die Reprise des mehrere Jahre nicht geſehenen Kotzebue'ſchen Luſtſpiels: „Sorgen ohne Noth, und Noth ohne Sorgen,“ welche in den letztern Tagen v. M. Statt fand, und ein ziemlich zahlreiches Reſtchen nicht auf dem Lande wohnender Theaterfreunde verſammelte. Die Farben, womit in dieſem Stücke die Charaktere der handelnden Perſonen veranſchaulicht ſind, erſcheinen zwar durchgehend in etwas grellem Lichte, und Handlung iſt nur gerade ſo viel darin, daß man das Ganze noch eine dramatiſche Compoſition nennen darf. Allein welcher geſunde, kräftige Witz liegt gerade in dieſen ungenirten, derben Formen, und die Satyre, die in reichen Adern durch das ganze Gewebe ihre pikante aber doch fröhliche Laune ſtrömt, iſt in ſo populärer Weiſe, wie außer unſerem oft angefochtenen Kotzebue, ſicher noch keinem deutſchen Luſtſpieldichter zu Gebothe geſtanden. — Für eine Zeit, die, wie die gegenwärtige ermattende Schwüle, etwas ſtärkere Reizmittel nöthig hat, um die Lachmuskeln in Bewegung zu bringen, war die Wahl einer ſolchen Reprise insbeſondere glücklich. — Die Darſtellung erhob das launige Gemählde, wie ein recht friſcher Firniß; und wer neben dieſem Stücke die Aufführung ähnlicher Poſſen, wie z. B. der „Wirrwar“, die „Pagenſtreiche“, „Schleichhändler“ u. ſ. w. geſehen, wird bekennen müſſen, daß das k. k. Hofburgtheater auch in dieſem Genre die vollkommenſten Leiſtungen aufzuweiſen habe. Der Preis dieſes Abends muß Hrn. Wilhelmi, als Freyherrn von Pelz, zuerkannt werden. Es ſtrömte aus ſeiner Darſtellung eine ſolche Fülle von Laune, daß ſie, insbeſondere im Vereine mit jener Kraft und Energie, welche in Ausdruck und Spiel dieſes einzigen Künſtlers liegt, unwiderſtehlich zu Frohſinn und Lachen mit ſich fortreißt. Das Publicum fühlte auch dieſe Wirkung, und fügte jedes Mahl den Lohn eines lauten Applauſes bey. — Hr. Coſtenoble, als Magiſter Schnudrian, ließ es an nichts fehlen, als würdiges Seitenſtück, aber im Gegenſatze durch trockene und ruhige Komik, ſich hervorzuthun, was dieſem in ganz eigener Art einen intenſiven Humor beſitzenden Künſtler, indem er ſelten von etwas heftigeren Mitteln Gebrauch zu machen pflegt, auch ſo ſehr gelingt, daß er nicht leicht einen Nebenbuhler auf den deutſchen Theatern haben dürfte. Hr. La Roche erſchien als Bebefroſt. Dieſer Charakter iſt in dem bisher genannten Kleeblatte wohl der undankbarſte, weil er von gar keiner Seite einige Wahrheit beſitzt. Es iſt wenig lächerlich oder komiſch, wenn man immer einen Menſchen ſich abquälen ſieht, daß ihm die Glücksgöttin wohlwill, ſo wie es auch wieder in dieſer Art von der ernſten Seite genommen durch die unbedeutenden und unrichtig geſtellten Verhältniſſe alle Wirkung verliert. Inzwiſchen leiſtete dieſer wackere Künſtler Alles, was nur immer durch eine gewiſſe Feſtigkeit im Spiele geleiſtet werden konnte. Die zwey jungen Leute: Lerche und Wachtel, wurden von den HH. Fichtner und Herzfeld mit völlig entſprechendem Colorit, das auch ganz in ihrer Individualität zu liegen ſcheint, geſpielt. Unter den Damen war Mad. Koberwein als Frau Linſe, wieder ſehr komiſch, in ihrer bekannten draſtiſchen Manier, und Dlle. Müller als Pauline, ließ ganz ihrer liebenswürdigen Schalkhaftigkeit den Lauf; während Dlle. Piſtor (Heloiſe) in ihre ſentimentale Rolle jenes, bey dieſer Künſtlerinn nie ſich verläugnende Gefühl legte. Unter den drey alten komiſchen Tanten zeichnete ſich Mad. Lembert, als Rebecca, vortheilhaft aus. —

Mit dem erſten Auguſt werden die Vorſtellungen im k. k. Hofburgtheater wieder beginnen, und es dürfte, wie man vernimmt, für Neuigkeiten von Intereſſe wieder recht lobenswürdig geſorgt ſeyn. Noch im genannten Monathe z. B. wird ein Trauerſpiel, „Die Geopferten“ betitelt, von dem als phantaſiereichen Dichter und geiſtreichen Schriftſteller bekannten Braun Ritter von Braunthal, zur Aufführung kommen. — Von den k. k. Hofſchauſpielern befinden ſich gegenwärtig auf Gaſtrollen: Hr. Anſchütz in Breslau; Hr. Wilhelmi in Prag; Hr. Wothe in Linz; Hr. Heurteur in Preßburg; Hr. Swoboda in Prag; Hr. Löwe in Peſth und Dlle. Piſtor in Brünn. —

Ermin.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

blick ungenützt vorübergehen zu laſſen, und trotz Herrn Schröder's Kopfſchütteln ging doch die Sache ſo raſch vorwärts, daß er ſchon in einigen Tagen, und ſelbſt noch ehe der Eigenthümer mit ſeiner Familie von ſeinem Landſitz zurückgekehrt war, einziehen konnte. Wilhelmine hatte bey dieſer Einrichtung die von Schröder dazu beſtimmte Summe bey weitem überſchritten. Er hatte als wohlhabend auftreten wollen; jetzt zeigte er ſich der Welt als einen reichen Mann. Als er die Zimmer durchſchritt, das koſtbare Porzellan, die Menge Silber ſah, welches hier aufgehäuft und ſo geordnet war, daß es recht in die Augen fallen mußte, konnte er ſeine Unzufriedenheit nicht verbergen, und meinte, der Grund, weßhalb ſie das Geld an dergleichen unnütze Dinge verſchwendet habe, ſey kein edler Grund, und er bezahle ihre Thorheiten nur ungern; denn bloß um den Hausherrn an Pracht zu übertreffen, habe ſie hier Summen verſchleudert, die ihre ſtrenge Wirthlichkeit ſonſt kaum auszuſprechen gewagt hätte.

Statt einer lebhaften Widerrede, an die der gute Herr nur zu gewöhnt war, nahm ihn Wilhelmine bey der Hand. „Alles haben Sie geſehen, lieber Herr,“ ſagte ſie freundlich, „nur Ihr Arbeitszimmer, an dem ich Sie abſichtlich vorbeygeführt habe, ſahen Sie noch nicht. Kommen Sie, vielleicht ſöhnt Sie das wieder mit mir aus.“ Sie öffnete eine Tapetenthür, und führte ihn in ein mit lauter altmodiſchen Möbeln ausgeſchmücktes Zimmer. Staunend ſah er ſich plötzlich in eine neue Welt verſetzt; herzlich drückte er ihre Hand, und ſein Auge ſah unverwandt nach dem, über dem grauplüſchenen Canapee hängenden Gemählde und dem verlaſſenen Knaben bey dem Roſengebüſche. Jedes Geräth, welches er hier fand, war ihm ein alter Bekannter: des Vaters Schreibtiſch, der Mutter Sorgenſtuhl, ſelbſt den kleinen Tiſch, deſſen Schublade einſt ſeine kindiſchen Schätze verwahrt hatte, fand er hier wieder.

„Hier iſt es mir wohl, Wilhelmine!“ ſagte er, ſich auf den Lehnſtuhl niederlaſſend, „für dieſe Freude danke ich Ihnen herzlich, und Alles iſt Ihnen vergeben; aber ſagen Sie mir nur, wie kommen Sie zu dieſen — für mich unbezahlbaren Schätzen?“

„Der Kammerdiener des Banquiers, mit dem ich bald bekannt wurde,“ erwiederte ſie, „öffnete mir dieß Eldorado, indem er mir auf dem Hausboden eine alte Rumpelkammer aufſchloß; ich wählte das Beſte aus, und ſchmückte Ihnen damit das Zimmer, nun gewiß, durch dieſes Eine die Pracht der andern verdunkelt zu haben. Aber,“ fragte ſie, indem ſie ſich neben ihrem Herrn einen Stuhl zurecht ſchob, klüglich den günſtigen Augenblick benützend, „wie fanden Sie die Familie? erzählen Sie mir, ich bitte, lieber Herr, erzählen Sie mir von der Dame, den Töchtern, und — auch von ihm.“

Schröder, deſſen Auge noch immer von einem theuren Gegenſtand zum andern umherſchweifte, bedurfte einer nochmahligen Erinnerung, um die Bitte ſeiner Wirthſchafterinn zu erfüllen. Endlich glaubte er doch, ihr dieſen kleinen Dank ſchuldig zu ſeyn. „Die Dame, wie Sie ſie nennen,“ begann er, „kennen Sie ſchon; ſie ſcheint mir eine Frau von Welt, herzlos und eitel, und trotz ihrem Verſtande eine Thörinn zu ſeyn. Euphroſine, die älteſte Tochter, iſt ſchön, ſehr ſchön, geiſtreich, talentvoll, nicht ohne Tiefe des Gemüths, und gewiß auch nicht ohne Herzensgüte.“

„Nun dann, ſo hätten Sie gefunden ...“ unterbrach ihn Wilhelmine raſch.

„Sie irren,“ erwiederte er lächelnd; „wäre ich auch ein Thor, in Ihre Lieblingsidee einzugehen, ſo würde es Euphroſine nie ſeyn. — Alle ihre guten Eigenſchaften ſind überſpannt, ihr Gefühl überreizt, ihre Talente mehr Kinder der Eitelkeit, als des Geſchmackes. Sie intereſſirt mich als ein ſchönes Bild, als eine Geiſtreiche, faſt zu Gebildete; aber bewahre Gott jeden ſchlichten Mann, der eine Frau für ſich, und nicht eine zu ſeiner Gefährtinn verlangt, die nur für die Welt, und nicht für ihn lebt, ſolch eine an Geiſt und Gemüth Überbildete zu wählen. Sie ſchwebt mit allen empfindſamen Narren in höhern Sphären, während der arme Tropf auf ſeinen geſunden Beinen, ohne daß ihm ein Flügelpaar wurde, einſam auf der Erde zurückbleibt. Nein, Wilhelmine!“ fuhr er fort, und der Ton ſeiner Stimme ward herzlicher, „da würde ich, wenn mich die Thorheit, meinen ungebundenen Verhältniſſen zu entſagen, erfaſſen ſollte, mein Auge lieber auf die weniger ſchöne, weniger talentvolle, weniger überbildete Marie werfen. Schon in dem Nahmen liegt für mich, wie Sie wohl wiſſen, ſo wie in dieſes Mädchens anſpruchloſer, zarter Weiblichkeit ein gewiſſer Zauber, der, wäre mein Herz noch der Liebe fähig, mich vielleicht feſſeln könnte.“

„Lieber Herr!“ ſagte Wilhelmine, den Stuhl näher rückend, indem ſie ſeine Hand zutraulich erfaßte, „es iſt ſo betrübt, ſeinen Lebenszweck verfehlt zu haben. Oft reißt uns das Schickſal mit ſich fort, und wir müſſen folgen, müſſen allein und verlaſſen die mühevolle Wanderung beenden, und dieß traurige Loos wird un-

ſerm Geſchlecht ſo oft; dann höhnt man uns über unſer Verlaſſenſeyn, und weiß oft nicht, welch' Opfer wir brachten, wie hart das Schickſal gegen uns war, und wie ungerecht die Menſchen ſind, die uns verſpotten. Wir ſollen im Leben unſere Empfindungen unterdrücken, ſollen harren, bis der Mann unſers Herzens ſich naht, und jeder Schritt, den wir vielleicht nur einen Augenblick zu früh ihm entgegenthun, führt die Verdammniß über uns. Aber auch ihr Männer ſteht einſam; mitten in eurer Freyheit und eurem thätigen Wirken, fehlt euch das Beglückendſte der Welt; auch ihr irrt zuweilen zwecklos dem Ende eurer Wanderung entgegen."

„Lieber Herr! Sie ſind das einzige Weſen, an dem mein armes, zerriſſenes Herz mit Liebe und Dankbarkeit hängt; Sie glücklich zu ſehen, iſt ja mein einziger, mein ſehnlichſter Wunſch. Faſſen Sie Muth! Wählen Sie ſich ein Mädchen Ihrer werth; beginnen Sie ein neues Leben; laſſen Sie die romantiſche Idee, die Sie durch Ihr ganzes Leben begleitet hat, fahren, und hätte ſie ſich in Ihren Lebensplan ſo tief gewurzelt, daß ſie unvertilgbar iſt, ſo wählen Sie unter den beyden Töchtern des Hauſes. — Sie ſchütteln bedenklich den Kopf. — Edler Mann, von Gott an Geiſt und Gemüth, an Geld und Gut ſo reich begabt, den der Friede eines guten Gewiſſens treu durch's Leben begleitet, und der in den Augen der Welt ſo glücklich, ſo beneidenswerth ſteht — in meinen Augen ſind Sie doch nur ein armer Bettler, der nichts hat, was ſein iſt, den ein alter Diener, der bald heimgehen wird, mühſam pflegt, und dem eine Unglückliche, von dem Frieden des Herzens nicht durch's qualvolle Leben begleitet, ſeine Tage mit ihren Thränen verbittert, deren zerriſſene Saite ihres Gemüths nur die Melodie ſeines Lebens verſtimmen kann, und die am Ende doch das einzige menſchliche Weſen iſt, das ihn verſteht. — Ach! ſuchen Sie ſich eine Gefährtinn; ketten Sie Ihr Herz an ein wahres Gut; laſſen Sie der Erinnerung ihr ſtilles Recht, aber räumen Sie ihr nicht das Recht ein, über Ihr Schickſal zu gebiethen."

„Sie irren, Wilhelmine! ich ſah ſie und blieb ruhiger, als ich geglaubt."

„Sehen Sie," unterbrach ſie ihn heftig, „habe ich nicht Recht? Die Phantaſie iſt eine lügenhafte Gauklerinn; ihre Farben ſind die Farben des Regenbogens; je näher man ihnen kommt, um ſie zu betrachten, deſto ſchneller ſind ſie verſchwunden. — Die Erinnerung verliert in der Nähe ihren Zauber. — Aber," fuhr ſie plötzlich in einem ganz andern Tone fort, und ihr ganzes Weſen ward bewegt, — „iſt ſie unverheirathet? pflegt ſie den Vater? lebt ſie im Vaterhaus?"

Die letzten Worte vermochte ſie kaum auszuſprechen.

„Sie iſt Gattinn, iſt Mutter!" antwortete Schröder. Mit freudigem Blick ſah bey dieſen Worten Wilhelmine ge'n Himmel, dann brachen plötzlich Thränen hervor, und ſie ſtürzte hinaus.

„Armes zerriſſenes Gemüth!" ſagte er, ſich der Thränen kaum erwehrend, „arme Unglückliche, wann wird dir der Friede des Herzens werden! — — Hier? — nein! und doch — wenn hier der Gram dein Herz ganz gebrochen hat, dann wird dir der ewige Friede zu Theil, und wohl dir! — denn nur im Grabe iſt für dich Ruhe." Sein Auge auf das Bild, auf den verlaſſenen Knaben heftend, ſaß er noch lange, düſtern Gedanken ſich überlaſſend, ehe er aufſtand, dieß ihm ſo werthe Zimmer zu verlaſſen. Aber Wilhelmine trat ihm entgegen, — „Sie haben mir ſo Manches mitgetheilt," ſprach ſie ruhig und heiter ſcheinen wollend, „und doch ſagten Sie mir nichts von ihm?"

„Wollen Sie auch dieſen Kelch noch leeren?" erwiederte er theilnehmend.

„Füllen Sie ihn und reichen Sie ihn mir!" ſagte ſie zitternd.

„Wir beyde ſind zu bewegt," ſprach er beſänftigend; „ein andermahl, Wilhelmine!"

„Herr —" bath die Aufgeregte, er aber verließ das Zimmer, und ließ ſie allein.

(Die Fortſetzung folgt.)

Dreyſylbige Charade.

Das erſte Paar.

Stolz, wie in der Bräute Haaren
Sich Rubin und Perlen paaren,
Schmückend mit des Feuers Glanz
Des Diadems ſmaragd'nen Kranz,
Alſo ſchmiegen purpurn wir,
Golden, glutherfüllte Zier,
Uns auf ſonn'gem Hügelland
An ſmaragdenes Gewand.

Die Dritte.

Und der Weidmann wallet heiter
Auf dem ſo geſchmückten Pfad,
Zieht durch Flur und Saaten weiter,
Bis ſein Ziel erſpäht er hat.
Da dröhn' ich aus Echo's Klüften,
Seinen Donner äffend nach,
Und es ſtürzt aus blauen Lüften,
Wenn im Tod' das Aug' ich brach.

Das Ganze.

Aufgeſtellt in Reih und Glieder,
Kampfgerüſtet ſteht das Heer,
Und ich mähe ſie danieder,
Trotzend Lanzen und dem Speer.

Nach der Erſtern ſchönem Bilde
Hat man ſchnöde mich benannt;
Segen führ' ich nicht im Schilde,
So wie ſie — Blut färbt das Land! —

F. W. Jaggi.

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthor.) Wir haben über drey Gäſte zu referiren, welche in letzterer Zeit auf dieſer Hofbühne ihre Talentproben ablegten. Den Reihen eröffnete Hr. Aug. Fiſcher, deſſen Debüt in dem verunglückten „Adlershorſt" wir ſchon beſprochen haben. „Don Juan," „Vampyr" und „Waldeburg" in der „Unbekannten" waren außerdem noch die Rollen, worin wir ihn ſahen. Die Wahl des Don Juan halten wir für einen Mißgriff; Geſtalt, Jugend, Spiel und Geſang muß ſich vereinigen, ſoll das Publicum ſich von der Darſtellung des Don Juan angezogen fühlen. Faſt jeder bringt manches Erforderniß mit, wenige alle; Hr. Wild gehört unter die Wenigen, darum ſollte man ihn auch im Beſitz dieſer Rolle ungeſtört laſſen, weil ja doch kein Anderer Nutzen und Ehre daraus ziehen kann. Im „Vampyr" war Hr. Fiſcher ſchon früher gern geſehen, und ward es auch jetzt, wenn ſchon hier am fühlbarſten wurde, daß ſeine Stimme an Klang und Kraft etwas verloren habe. Die letzte Rolle, Waldeburg, war auch die glücklichſte. Die melodiöſen Stellen, welche ſie enthält, wurden von ihm ſehr glücklich vorgetragen, und in der Arie des zweyten Aufzuges machte er Furore. Dieſe Vorſtellung mußte auf Verlangen wiederhohlt werden, und das Publicum ehrte den willkommenen Gaſt auch dießmahl durch Beyfall und wiederhohltes Vorrufen. Intereſſant war es, in der „Unbekannten" unſern geſchätzten Cramolini, dem die komiſche Muſe ſo freundlich lächelt, ſeine Schwingen zu höherem Fluge verſuchen zu ſehen. Er ſang den Arthur, und zwar mit ſolchem Glücke und ſo innigem Gefühl, daß bald das Erſtaunen der lauten Freude Platz machte, und dieſer Sänger faſt nach allen Abgängen wie nach den Actſchlüſſen gerufen wurde und den Chor, worin ſeine Mitwirkung entſcheidend iſt, wiederhohlen mußte. An dieſem Abende lernten wir den Werth dieſes Sängers, der ein Kleinod jedes Theaters genannt werden mag, im vollen Maße kennen. — Stuttgart ſandte uns zwey Gäſte: Den Tenorſänger Vetter und den Baritoniſten Pezold. Erſterer ſang bisher den Maſaniello, den Georges Brown und den Tamino. Hr. Vetter gaſtirte bey uns bereits vor vier Jahren. Bey dem damahligen Stande dieſes Theaters waren die Triumphe leichter zu erringen als jetzt; dieß gab ſich auch in dem Beyfall zu erkennen, der weit ſpärlicher floß als ehedem; aber freylich kann ein Zeitraum von vier Jahren in der Stimme eines Tenorſängers auch manches ändern. Maſaniello war keine glückliche Wahl. Die hohen Töne machen Hrn. Vetter Mühe und müde, und der geräuſchvollen Muſik entſpricht die Stärke ſeines Organs nicht. Der geſchickte, kunſtgeübte Sänger war dennoch nicht zu verkennen; das Schlummerliedchen trug er allerliebſt vor, und die Wahnſinnsſcene bewies, daß er in der Schauſpielkunſt bedeutend vorgeſchritten ſey. Georges Brown und Tamino ſagten Hrn. Vetter weit beſſer zu; beſonders weiß er in erſteren bedeutende Effecte zu legen. Hr. Pezold, den wir bisher nur als Vampyr ſahen, hat eine nicht eben große, aber angenehme, durchaus gleiche Stimme von gehörigem Umfang. Als Schauſpieler ſteht er ſehr hoch; wie er auch in Stuttgart im Schau- und Luſtſpiele ehrenvoll mitwirkt. Er wurde nach allen drey Actſchlüſſen gerufen. — Dieſe drey Gäſte bringen viele Abwechslung in das Repertoir, aber wie ſehr wir ihren Werth ſchätzen und anerkennen, müſſen wir doch geſtehen, daß die Operngeſellſchaft dieſes Theaters durch Vergleiche nur gewinnen kann und wir gerechte Urſache haben, uns über das, was wir beſitzen, zu erfreuen, ohne die andern Theater um das Ihrige zu beneiden.

Dramaturgiſche Aphorismen.

Von J. N. Preyer.

Wie wenig Glaubwürdigkeit die Tagesblätter (mit wenigen Ausnahmen) und die darin enthaltenen Kritiken und Recenſionen verdienen, braucht kaum bewieſen zu werden. Sie ſind der Abſatzort von Unkenntniß, Parteylichkeit, giftigem Tadel und Scheelſucht. Wehe dem Schauſpieler und Dichter, der darin ſein Höchſtes ſucht!

Wenn man gewiſſe Zeitſchriften lieſt, die von ewigen, nach einem Schnitte zugeſtutzten theatraliſchen Ruhmberichten ſtrotzen; wäre man geneigt zu glauben: daß heut zu Tage weder etwas Schlechtes mehr, noch Mittelmäßiges, ſondern bloß Vollkommenes beſtände, und die Homere vom Himmel fielen trotz dem bekannten: nemo nascitur Homerus. Allein, wenn man ſich die geringe Mühe gibt, und die Sache etwas näher beleuchtet, ſo ſteht entblößt die arge Täuſchung da. Es iſt dieß um ſo mehr ein ſchlimmes Zeichen, da die dramaturgiſche Kritik und Literatur faſt einzig in die Spalten dieſer Zeitſchriften verwieſen iſt, und ſie meiſtens allein über Leben und Tod entſcheiden.

Aus der Sucht nach dem Ausländiſchen und dem erſtorbenen Patriotismus entſteht: daß manches heimiſche Talent ununterſtützt, unbeachtet, unbelohnt bleibt, und daher muthlos verſchwindet. Noch lange entfernt iſt bey uns die Zeit, wo ein Dichter für ein Schauſpiel 14,000 fl. Conv. M. erhält, wie Meriton in England. Göthe und Wieland ausgenommen, hat noch faſt keinem deutſchen Dichter ſeine Muſe ein beneidenswerthes Loos geſchaffen, und nicht unintereſſant iſt die Parallele: daß, während Scribe an ſeinem Schriftſtellerantheil monathlich mehr als 4000 Fr. erhielt, und wahrſcheinlich noch erhält, Deutſchlands Schiller in Armuth ſtarb!

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Nit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Im Comptoir des Oeſterr. Beob. iſt ſo eben erſchienen und zu haben: Die Magyaren-Sprache in ihren Grundzügen beleuchtet, von P. — 8. Wien 1833. Koſtet auf Velinpap. in Umſchlag ſteif geb. 2 fl., auf Poſtpap. in Umſchlag geb. 1 fl. 30 kr. C. M. — Daſſelbe Werk in ungriſcher Sprache, ebenfalls auf Velinpap. in Umſchlag ſteif geb. 2 fl., auf Poſtpap. in Umſchlag geb. 1 fl. 30 kr. C. M.

Die Umschau

Übersicht über die Fortschritte und Bewegungen in Wissenschaft, Technik, Literatur und Kunst.

Inhalt. Die Ausgrabungen in Babylon. Von Professor Dr. Robert Koldewey. — Die Bedeutung der Kohlensäure für die Pflanzenwelt. Von Professor Dr. Hugo Fischer

gehenden Fenſter in Gedanken vertieft ſtand. „Marie!“ raunte ſie ihr zu, „die Mutter beobachtet dich.“

Die Schweſter erſchrak, verließ erröthend das Fenſter, und trat zu der Mutter, welche mit der Wirthſchafterinn im lebhaften Geſpräch begriffen war, das ſie jedoch bald beendete, und nachdem ſie Alles genau betrachtet, ſich wieder entfernte.

„Ich habe Beyde geſehen!“ kam Wilhelmine dem Zurückkehrenden entgegen; „ſie ſind ſchön; Euphroſine trüge bey mir den Preis davon, obgleich ich die Jüngere auch anziehend finde. Aber in Mariens Auge liegt etwas Verſtecktes, das ich noch nicht recht enträthſeln kann.“

„Wie wäre das möglich!“ unterbrach ſie Schröder, „dieß offene, klare Auge, in dem das Gemüth ſich ſo deutlich ausſpricht ...“

„Konnte meinem Blicke doch nicht begegnen,“ behauptete Wilhelmine. „Das Mädchen trägt ein Geheimniß in ſich, welches ihr vielleicht ſelbſt noch dunkel iſt.“

„Suchen Sie es zu erforſchen!“ fiel ihr Schröder haſtig in die Rede. Sie ſah ihn bey dieſen ſo raſch geſprochenen Worten ſtaunend an und ſchwieg.

„Herr von Wagner wünſcht Ihnen ſeine Aufwartung zu machen,“ berichtete in dieſem Augenblick der eintretende Diener und riß wahrſcheinlich ſeinen Herrn aus einer Verlegenheit, der: „er wird mir willkommen ſeyn,“ antwortete, und ſich dann ſchnell nach Wilhelminen wandte, die, bleich wie der Tod, ſich krampfhaft an eine Stuhllehne ſtützte. „Wollen Sie uns nicht verlaſſen?“ fragte er ſie.

„Ich bleibe! Einmahl muß es ſeyn, ſo ſey es jetzt!“ erwiederte ſie, als die Thüre ſich öffnete, und der Banquier eintrat. Starr war Wilhelminens Auge auf ihn gerichtet; Purpurröthe überflog ihr bleiches Geſicht, als er auch ſie begrüßte, und Schrödern fragte: „wer iſt die Dame, welche ich die Ehre habe, vor mir zu ſehen?“

„Meine Wirthſchafterinn,“ erwiederte dieſer, ihn ſcharf beobachtend, der gleichfalls ſein Auge lange auf Wilhelminen ruhen ließ, die, ohne ſeine Verbeugung zu erwiedern, ſchnell ſich wandte, und das Zimmer verließ.

„Eine ſonderbare Frau!“ nahm Wagner das Wort. „Sie heftet ihr Auge ſtarr, ja feindlich auf mich, erwiedert meine Verbeugung nicht, und verläßt das Zimmer ſo plötzlich und auf ſo auffallende Art. Eine ſonderbare Erſcheinung! — und zugleich iſt es mir, als ob ich dieſe Züge ſchon irgendwo geſehen hätte.“

„Wohl möglich!“ ſagte Schröder kalt; „ſie iſt viel gereiſ't, wer weiß, wo Sie ihr einmahl begegnet ſind.“

„Aus welchem Lande iſt ſie gebürtig?“ fragte der Banquier.

„Sie iſt eine Deutſche; das Unglück hat ſie verfolgt, und trieb ſie zu mir nach Sibirien,“ antwortete der Fremde.

„Das Schickſal iſt gegen Frauen ungalant,“ ſagte Wagner mit Ironie.

„Und wir ſind oft gegen ſie ungerecht,“ erwiederte Schröder, dieſe Worte ſtark betonend; doch bald brach er dieß Geſpräch ab, und es entſpann ſich zwiſchen Beyden ein dieſem ganz verſchiedenes.

„Ihr Landhaus hat eine der ſchönſten Lagen, die ich noch je geſehen,“ bemerkte Schröder. „Alles, was die Natur nur Reizendes dem Auge zu biethen hat, verlieh ſie dem Thal, über welches ihre Villa ſo ſtolz blickt. Wie beneide ich Sie! ich ſollte meinen, der Beſitzer eines ſolchen irdiſchen Paradieſes müßte glücklich ſeyn.“

Wagner ſchwieg, und ſchrieb mit ſeinem Fiſchbeinſtöckchen Zahlen auf den getäfelten Boden.

„Ihnen gab der Himmel viel,“ fuhr Schröder fort, ohne auf die Stimmung ſeines Hauswirths zu achten, „eine reizende Gattinn, wo Ihnen Gegenwart und Vergangenheit einen immer noch duftenden Kranz winden, herrliche Kinder, bey deren Aufblühen ſich Ihnen eine lachende Zukunft entfalten muß.“

„Sie ſcheinen Dichter zu ſeyn,“ nahm der Banquier das Wort, aber ein bitteres Lächeln verzog hierbey ſeinen Mund.

„Ihre Stellung gibt Ihnen Rang und Ehre,“ fuhr Schröder fort, ohne etwas über den Dichter zu erwiedern; „der Reichthum, der Sie überall umgibt, biethet Ihnen jeden Lebensgenuß, und Sie entbehren nichts, was das Leben wünſchenswerth macht.“ — Wagner ſeufzte.

„Haben Sie noch Geſchwiſter? Auch dieß zähle ich zu dem Glücke des Lebens.“

„Ich bin das einzige Kind meiner Ältern,“ erwiederte der Banquier.

„Auf jenem Bilde, welches durch Ihre Güte hier aufgehängt wurde, und das, ſo wie ich vernahm, Ihre Ältern und Sie ſelbſt als Knabe vorſtellt, ſitzt dort noch ein anderer, abgeſondert, und ſtreckt Ihnen eine Roſe entgegen; ich glaubte, es wäre einer Ihrer Brüder.“

„Nein,“ ſagte der Banquier trocken.

„Wer iſt der Knabe? ſein Geſicht iſt mir ſo anziehend; es liegt ſo viel Gutmüthigkeit darin.“

„Ein ausgeſetztes, von meinem Vater auf einem Spaziergang in einer Hütte gefundenes Kind. Des Vaters Milde nahm ihn auf, und er beging die Thorheit, ihn mit mir erziehen zu laſſen.“

„Wenigſtens eine edle Thorheit,“ unterbrach ihn Schröder, „doch ich bitte fahren Sie fort; das Schickſal der armen Waiſe erregt meine Theilnahme.“

„Der Knabe wuchs heran,“ fuhr der Banquier augenſcheinlich mit Unmuth fort, „und ward der Liebling meines Vaters, der in ihm große Talente zu erblicken glaubte. Er ließ ihn mehrere Jahre in der nahe gelegenen Stadt den Bergbau lernen, und als mein Vater ſtarb, und der junge zwanzigjährige Fant eine Liebeley mit der Tochter des Schulmeiſters angeſponnen hatte, entfernte ich ihn, gab ihm einige tauſend Thaler und Empfehlungsſchreiben mit.“

„Da haben Sie ſehr edel an dem jungen Manne gehandelt,“ unterbrach ihn Schröder, ſichtbar aufgeregt, und ſeine Wangen glühten; „doch was war ſein ferneres Schickſal?“

„Er ſoll in einer nahgelegenen Handelsſtadt das ihm zu ſeinem Fortkommen mitgegebene Geld verſpielt, und ſich dann weiter gebettelt haben, und ſeitdem hat der Undankbare nichts von ſich hören laſſen.“

„Der Undankbare!“ wiederhohlte Schröder. „Sind Sie aber auch von der Wahrheit dieſer Nachricht überzeugt?“ begann er nach kurzem Schweigen von Neuem.

„Ich habe meine Nachricht aus ſicherer Quelle,“ erwiederte Wagner.

„Es iſt doch ſonderbar,“ fuhr jener fort, und der Banquier begann unruhig zu werden.

„In meiner Jugend bin ich auf einen faſt ähnlichen Fall geſtoßen. In Petersburg lernte ich einen jungen Mann, aus Schleſien oder Sachſen gebürtig, kennen, der gleichfalls ausgeſetzt, und in einer Familie freundlich aufgenommen worden war. Die Gleichheit der Verhältniſſe beyder noch zu vermehren, hatte er, wie jener, den Bergbau gelernt, war nach dem Tode ſeines Wohlthäters von deſſen Erben ohne Urſache aus dem Hauſe geſtoßen worden, und nur mit dem Sparpfennig, der ihm geblieben, hatte er die Wanderung antreten müſſen. Wie edel haben Sie gegen jenen Hartherzigen gehandelt!“

„Wie hieß der junge Mann?“ fragte der Banquier zerſtreut.

„Ernſt Vaterlos hatte ihn ſein Wohlthäter taufen laſſen.“

„Was iſt aus ihm geworden?“ fuhr Wagner fort, und hohe Röthe überzog des Fragners Geſicht.

„Er ſtarb im Hoſpital im tiefſten Elende. Ich erfuhr ſein Schickſal zu ſpät, um zu helfen, denn ich kam erſt in dem Augenblicke ſeines Verſcheidens.“

„Gott Lob!“ rief Wagner aufſpringend.

„Gott Lob ſagen Sie?“ fragte Schröder, ſich gleichfalls von ſeinem Sitze erhebend, „wofür können Sie hier Gott danken? daß ein edles Gemüth zu Grunde gegangen? daß ein ſanftes Herz bis zur Verzweiflung getrieben, in ſeiner Todesſtunde zu Gott bethen konnte, er möge ſeinen Verfolger ſtrafen, ihn zum Bettler machen, und gleich ihm in Verzweiflung untergehen laſſen?“

„Schreckbar! ſchreckbar!“ rief der Banquier.

„Herr von Wagner!“ unterbrach Schröder dieſe unwillkührlichen Ausrufungen, „Sie ſcheinen in großer Bewegung zu ſeyn und nehmen viel Theil an dem Schickſal des Unglücklichen.“

„Sollte ich nicht?“ ſagte Wagner ſich faſſend, „ſollte ich ſo fühllos ſeyn, daß mich der Tod eines edlen Jünglings nicht rührte?“

Schröder erwiederte hierauf nichts; aber ſein Blick ſah ernſt und durchbohrend auf den falſchen Mitleidigen, der das Auge niederſchlagend, trotz ſeiner Gewandtheit die Verlegenheit nicht verbergen konnte, in die ihn dieſer Blick verſetzte. Er ſtammelte noch einige Worte und entfernte ſich unter einem ſchicklichen Vorwande.

„Vater! Vater!“ rief nun Schröder, die Arme nach dem Bilde ſtreckend, „armer Vater! ſchwebte dein Geiſt in dieſem Augenblicke um uns, wie ſchmerzlich müßte dir dieſe Stunde ſeyn!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Sprüche für's Haus.

(Metriſch nach mehreren älteren proſaiſchen Aphorismen bearbeitet.)

Kennſt du den Quell, aus dem uns Ruh' und Frohſinn fließen?
Der Seel' Geſundheit iſt's — ein fleckenlos Gewiſſen.
Der Wahn und Eigenſinn ſind Ältern vieler Leiden,
O fliehe ſie, ſuch' ihren gift'gen Hauch zu meiden.

C. F. Müller.

Die Eiſenbahn von St. Etienne nach Lyon.

Die Eiſenbahn beginnt in St. Etienne ungefähr an der Stelle, wo die alte Landſtraße ausläuft; da aber letztere in dieſem unebenen Lande eine Menge Windungen macht, ſo weicht die Eiſenbahn bald von ihr ab und kommt ihr nur von Zeit zu Zeit wieder nahe. Der Landweg iſt jetzt nur noch eine Vicinalſtraße, und vor Kurzem haben die Unternehmer der Diligencen ſich zu der Bekanntmachung gezwungen geſehen, daß vom 1. März 1833 an die Poſtwagenfahrt aufhören werde, weil ſie

nicht mehr im Stande seyen, die Concurrenz mit der Eisenbahn auszuhalten. Dieses Loos wartet aller Unternehmer von Landfuhrwerk, die Eisenbahnen werden sie sammt und sonders stürzen, und wer sich überzeugen will, daß der Kampf mit einer solchen Bahn ein ewig vergeblicher ist, der mache mit mir die Fahrt von St. Etienne nach Lyon.

Man denke sich einen Tag, wo einem recht wohl, recht behaglich zu Muthe ist; denn es gehört Körper- und Seelenruhe dazu, will man recht beobachten. Aber nun rasch! nur zweymahl des Tages fahren bis jetzt die Wagen auf der Eisenbahn — le chemin de fer part, sagt der Franzose —; über ein Kleines aber werden sie doppelt so oft die Fahrt machen. Geschwind! die Eisenbahn wartet auf niemanden länger als fünf Minuten, und man bedenke, kaum ist man abgefahren, so ist man fast schon am Bestimmungsort. Unter den mächtigen Schoppen hier stehen die Fuhrwerke; steigen wir ein! Der Wagen hat mehrere Abtheilungen: vorne sitzen wir zu unser sechs, jeder höchst bequem in einer Art Lehnstuhl; auf dem Bock befindet sich der Führer in Uniform, mit einer Trompete in der Hand; im Wagen selbst finden vierundzwanzig Personen bequem Platz, und hinten sitzen wieder sechs wie vorne, und auch hier wieder ein uniformirter Conducteur mit der Trompete. Die Reisenden werden aufgerufen, man setzt sich ein; der erste Wagen ist voll, ein zweyter füllt sich, ein dritter, ein vierter, so viel nun gerade Passagiere vorhanden sind. Ihre Zahl ist ungeheuer, denn, im Vorbeygehen gesagt, sie tragen bereits monathlich 45,000 Franken der Eisenbahn ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung
der dreysylbigen Charade im vorigen Blatte:
Traubenschuß.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Eßlair beschließ seine Gastdarstellungen am 28. und 29. Juny mit dem Kriegsrath Dallner in Iffland's: „Dienstpflicht" und als Wallo von Ortenburg in Ziegler's: „Maria, Landgräfinn von Thüringen" oder: „die Feuerprobe."

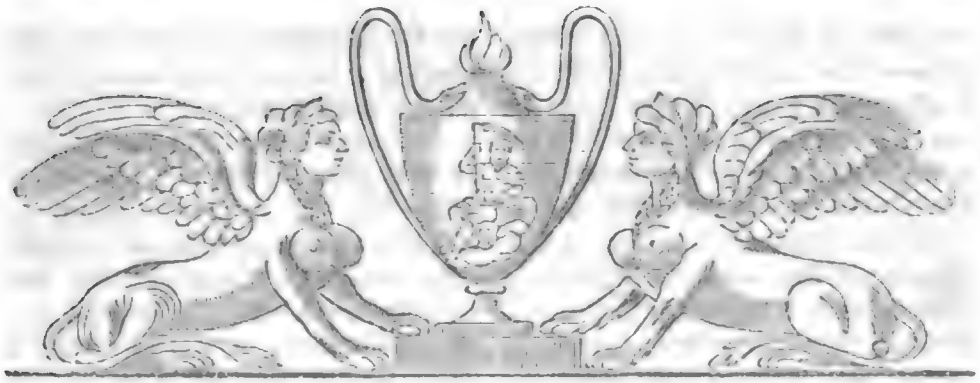
Der Kriegsrath Dallner ist jene Charakterdarstellung des großen Bühnenkünstlers, um derentwillen allein schon ihm das deutsche Publicum den Lorbeer um die Stirne winden müßte, wenn nicht überhaupt alle Rollen bey Eßlair das Gepräge der Wahrheit und Natur, der größtmöglichsten Vollkommenheit und Vollendung an sich trügen. Als Dallner steht der Künstler von allen Meinungen und Parteyen unangetastet da, in einer Glorie, gegen die der gegnerische Geist der Afterkritik erfolglos ankämpfen würde. Inzwischen, da man auch an dem Himmelslichte Flecken entdeckt hat, so möchte es wohl Eßlair's Opposition eben nicht zu verdenken seyn, wenn sie solche auch an dieser Leistung entdeckte; allein hier benehmen sich die Gegner nur klug; wollen sie doch durch ihr Lob bey dieser Rolle ihrem Tadel bey anderen des Gastes einen gerechten Anstrich geben, der jedoch zu einem Striche durch die Rechnung für den Kenner wird, da es einem erfahrenen Leser wohl nicht schwer wird, das Spinnengewebe einer schwankenden Beurtheilung zu durchschauen. Im Dallner stellt der Meister ein Naturgemählde aus dem Familien- und Staatsleben auf, an welchem kein Pinsel mehr etwas zu verbessern findet, ein Gemählde, von welchem die deutsche Zunge noch in späten Jahren sprechen wird. Wahrlich in Eßlair hat der deutsche Charakter einen Darsteller gefunden, der als Prototyp für den studierenden Kunstjünger gilt. Die Iffländische Charakterschöpfung mußte durch den Künstler bey seinen geistigen Gaben, bey der Tiefe seiner Forschung und Auffassung, überhaupt bey seinen inneren und äußeren Darstellungsmitteln ganz jenen Culminationspunct erreichen, über den hinaus es keinen Höhengrad mehr gibt. Ohne von den geist- und herzfesselnden Scenen der ersten drey Acte zu reden, erinnern wir nur an die beyden letzten zwey Acte. Die letzte Scene des vierten Aufzugs erhält durch Eßlair eine Bedeutung, die ihr, wir gestehen es frey, kein jetzt lebender Künstler geben kann. Nie wird der Vortrag, die Seelensprache Eßlair's aus unserem Bewußtseyn schwinden, wenn er sagt: „Kinder! dieß Leben ist nur ein Athemzug. In einer besseren Welt werden wir fortwirken. Am großen Feyertag sehen wir uns wieder — gebt mir alle eure Hände — Alle! — Wir wollen uns alle wiedersehn — Alle! Gott lasse mich keines von euch vermissen." — Während dieses Actes und am Schlusse desselben wurde der Künstler stürmisch gerufen. Bey dem Worte „Alle" war der Eindruck so mächtig, so sinn- und herzergreifend, daß wenige Augen trocken, keines wenigstens ungerührt blieb. Eßlair's Scenen im fünften Acte mit dem Fürsten erregen das ganze Interesse des Verstandes. Die Sprache eines treuen Staatsbeamten dürfte keinen wahreren Ausdruck bekommen, die Haltung desselben nicht würdevoller und dabey doch in schuldiger Demuth und Achtung vor der Heiligkeit des Fürsten angenommen werden, als dieß durch Eßlair geschieht. Die letzte Scene des Meisterwerkes gewann durch die Ruhe und geistige Resignation Eßlair's gleichsam das heilige Feuer der Verklärung, welches über das zerstörte Glück Duldung und Hoffnung beleuchtet. Auch nach diesem letzten Aufzug wurde Eßlair zweymahl gerufen. Die Mitwirkenden hatten den Geist ihrer Charaktere consequent aufgefaßt und gegeben. Der Raum des Blattes läßt uns nicht jeden im Detail besprechen; wir führen demnach nur die Nahmen der vorzüglichsten Individuen an, und zwar Mad. Lucas (Rosen) und die HH. Lucas (Secretär Dallner), Hopp (Baruch), Röder (Listar), Spielberger (Fallbring) und Stahl (Falkenberg). —

Die letzte Gastrolle Eßlair's müssen wir übergehen, da wir verhindert waren, der Vorstellung beyzuwohnen. —

Schlüßlich sagen wir Hrn. Director Carl noch einmahl unsern herzlichen Dank für diese äußerst genußreichen Gastspiele des gefeyerten Künstlers. G. P.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler.

Sonnabend, den 87 20. July 1833.

Die Eiſenbahn von St. Etienne nach Lyon.

(Fortſetzung.)

Hat Jedermann ſeinen Platz, und ſind ſofort ſämmtliche Wagen der Reihe nach an einander befeſtigt, ſo ſtößt der erſte Conducteur in die Trompete, und dieſes Signal wird alsbald von allen wiederhohlt; im ſelben Augenblick dreht jeder vordere Conducteur eine mit dem Rade correſpondirende Schraube mittelſt eines neben ihm befindlichen Handgriffs auf; der nächſte beſte Dabeyſtehende — dießmahl war es ein ſechzehnjähriger Burſche — gibt dem erſten Wagen einen Stoß, und nun ſetzt ſich dieſer und mit ihm die an ihn gehängten Wagen in Bewegung. Anfangs geht es ſachte, bald aber immer raſcher, und endlich fährt man reißend ſchnell dahin. Wahrhaftig! es kommt einem vor wie Zauberey, ſo pfeilſchnell fortgeriſſen zu werden, und doch rein nichts zu ſehen, was einen zieht, und ſo ſanft, ohne alles Rütteln und Stoßen, Alles ſo ganz anders als in einem gemeinen Fuhrwerk! Zu beyden Seiten der Bahn ſieht man die alten Bäume auf den Felſen, ſieht man die zum Theil ausgebrochenen Steinwände, ſieht man Haufen von Steinkohlen, welche Tag und Nacht zu Coke verbrannt werden, vorübergleiten; bald hat man rechts und links einen Abſturz, ſechzig und mehr Fuß tief, bald fährt man in ein finſteres, endloſes Gewölbe ein; denn die Eiſenbahn iſt unbeugſam wie das Fatum. Immer geradaus, nie einen Seitenſprung! Sie ſpringt über Thäler, fährt durch Berge; es iſt, als gehorchte ſie Boſſuet's gewaltiger Stimme, da er ruft: marche, marche, marche! Und es geht auch aufwärts, daß einem die Haut ſchaudert und die Sinne ſchwindeln. Was ich empfand, als ich mich zum erſten Mahle dieſem neuen Elemente anvertraute, läßt ſich nicht beſchreiben. Mit ſo reißender Schnelle durch ſo viele Berge zu fahren, über ſo viele Klüfte ſich zu ſchwingen, und zwar mittelſt zweyer neben einander herlaufenden Eiſenſchienen! Dieſe Schienen ſind jede zwölf Fuß lang und ruhen auf Pfoſten. Neben der Bahn liegen ihrer eine Menge in Bereitſchaft, um ſolche, die etwa zerbrochen würden, zu erſetzen, was in ganz kurzer Zeit geſchehen iſt. Die Reibung der Räder iſt faſt ganz unmerklich, obwohl wir noch in Wagen fuhren, die nicht in Federn hingen. Wie wird es erſt ſeyn, wenn man auch auf dieſer Bahn in eleganten engliſchen Kaleſchen fährt! Die Wagen auf der Eiſenbahn unterſcheiden ſich übrigens von gemeinen Fuhrwerken nur durch den Bau der Räder: ſie ſind ganz von Eiſen und am Rande leicht umgebogen, ſo daß ſie genau auf die beyden Geleiſe paſſen. Von allen Wundern, die mich hier ſo höchlich überraſchten, iſt wohl das das größte, daß Alles ſo einfach iſt.

In unſerm Fluge fanden wir gar nicht Zeit, noch einen Blick auf die merkwürdige Stadt zurückzuwerfen,

die wir eben verlaſſen, auf St. Etienne; und wirklich, es iſt Schade, wenn man ſo ſchnell wieder davon weg muß. Welche Maſſe von großen Fabriken liegt hier hinter uns, wie viele funkenſprühende Eſſen, wie viele ſchmetternde Amboſſe und ſauſende Seidenwebeſtühle! Wie viele Färber, Schmiede und Weber ſind dort auf den Beinen, wie viele Räder und Mühlſteine drehen ſich um! Ein ungeheurer Lärm, ein unermeßliches Leben und Treiben! Da wird das Kupfer gepocht, das Holz kunſtreich geſchnitten, die Seide gewoben, der Stahl geſchliffen, gebohrt, gewunden, geglättet, das Eiſen geſchmolzen, gegoſſen, gehämmert, tauſendfach verarbeitet, der Metallfaden, Seide, Baumwolle, Linnen und Tülle kreuz und quer geſponnen und gewirkt; Tag für Tag, von Anfang bis zum Niedergang der Sonne entſteht eine ungeheure Maſſe von Producten aller Art. Eine merkwürdige Stadt, dieſes St. Etienne! Lärm und Regſamkeit, hoher Wohlſtand, Häuslichkeit, Habſucht, chriſtliche Frömmigkeit, lächerlicher Skepticismus, Alles neben und durch einander; hier herrſchen ſtrenge Sitten bey unermeßlichem Reichthum, hier ſieht man verächtlich auf Alles herab, was ſich vom gemeinſten Alltagsleben entfernt; hier iſt der Menſch zuverläſſig, rührig, unverdroſſen, kaltblütig, ſchmutzig, geizig; für die höhern Freuden des geſelligen Lebens hat er keinen Sinn, und von einer Kunſt, die eben bloß Kunſt iſt, keinen Begriff, ſpeculirt aber dafür auf alles über und unter der Erde. Merkwürdiger Ort! nie und nirgends in der Welt rechnet man ſo gut und viel, und weiß außerdem ſo wenig als hier. Wer hier Alles von Grund aus ſtudiert und ein Meiſterwerk darüber ſchreibt, wird überall in Frankreich geleſen, nur in St. Etienne nicht. Doch der Dampfwagen hat uns ſchon weit dem Rauch und Getümmel entführt, und wenn man ſich umſieht, iſt St. Etienne nichts mehr als eine dichte Wolke von Staub und Steinkohlendunſt.

Kaum hat man eine Meile zurückgelegt, das heißt, kaum ſitzt man fünf Minuten, ſo fährt man mit einem Mahle unter ein düſteres Gewölbe, das einen angähnt, wie der Schlund der Hölle. „Rüſtet euch, wickelt euch in eure Mäntel, es geht jetzt durch einen Berg, der nicht weniger als 1507 Meter, d. i. 4000 Fuß breit iſt.“ Dieſer Berg, den man durchbohren mußte, war das erſte ernſthafte Hinderniß, auf das die Unternehmer der Bahn ſtießen. Lange ſchüttelten ſie die Köpfe vor dieſem Berge, lange beſannen ſie ſich, ob man nicht mittelſt ſchiefer Bahnen darüber wegkommen könnte, wie bey der Eiſenbahn von Roanne; endlich reiſte der Entſchluß, ihn durch und durch zu bohren. Und was für eine Arbeit war dieß!

Manchem, wenn er in Reiſebeſchreibungen von in den Fels gehauenen Wegen geleſen hat, iſt es wohl ergangen wie mir: er hat ſich gewaltig gewundert und es ſind ihm dabey unwillkührlich die Felſen eingefallen, welche Hannibal mit Feuer und Eſſig mürbe gemacht, ein Geſchichtchen, das wir zur Zeit, da wir die römiſche Hiſtorie laſen, alle geglaubt haben. Aber alle Felſen, Hannibals Eſſigfelſen nicht ausgenommen, ſind nichts gegen jenen fünfthalbtauſend Fuß breiten Berg, in den man aber nichts weniger als durch Fels ein Loch zu bohren hatte. Und warum? will man feſtes Geſtein durchbohren, ſo hat man, iſt nur einmahl der Fels angebrochen, gewonnen Spiel; kennt man einmahl den Grad der Härte des Steins, ſo kann man nach einem gegebenen Zeitraum den Aufwand an Geld und Zeit, den die ganze Arbeit verurſachen wird, leicht berechnen, und zwar Stunde für Stunde und Zoll für Zoll. Aber hier, in dieſem aufgeſchwemmten, ſeit Jahrhunderten durchwühlten und minirten Boden, wo überall das Erdreich abrutſchte, war jede Berechnung, jeder Überſchlag in den Wind gemacht. So oft man einen Stollen eintrieb, ſtürzte Alles oft in einer Nacht und mit großer Gefahr für die Arbeiter wieder zuſammen; es gehörte die Gewandtheit und Ausdauer dieſer Leute, es gehörten die Summen dazu, über welche die Geſellſchaft zu verfügen hatte, um das Ungeheure glücklich zu Stande zu bringen. Endlich waren alle Schwierigkeiten beſiegt, mit der ausgegrabenen Erde wurden die benachbarten Schluchten ausgefüllt, und ein feſtes Gewölbe führt jetzt viertauſend ſechshundert Fuß weit mitten durch den Berg. Unter dieſem Gewölbe und ſeitwärts, links und rechts von der Bahn, ſieht man ein Dutzend Öffnungen, welche eben ſo viele Steinkohlenminen ſind. Jetzt darf man hier nur auf den Boden ſchlagen, ſo hat man Steinkohle, und zwar von der allerbeſten Qualität. Ja, auch in dieſem Puncte iſt eine wahre Revolution vorgegangen; vor wenigen Jahren noch wäre einer von ganz St. Etienne ausgelacht worden, der prophezeyt hätte, man werde eines Tags zu ebener Erde in die Kohlengruben gehen, man werde einſt nicht mehr nöthig haben, durch tiefe Schachte, in einem ſchwankenden Eimer, eine flackernde Lampe in der Hand, auf die Gefahr, vom aufſteigenden Eimer erſchlagen zu werden, in jene unterirdiſchen Städte niederzufahren. Ja, eine Grube zu befahren, war ſonſt ein ſchlimmes

Stück Arbeit: langſam ſtieg man nieder in die feuchten Tiefen, langſam wieder herauf; ſorgſam mußte man ſich von den Wänden und von der heraufgezogenen Steinkohle fern halten. Aber jetzt wendet man ſich in jenem Gewölbe rechts oder links, und iſt mitten in der Mine; und ſo gelangt denn die bisher tief in den Eingeweiden der Erde verborgene Steinkohle, die man ſonſt mit ſo unſäglicher Mühe zu Tage förderte, geradewegs heraus auf die Eiſenbahn, die ſie im Fluge nach Süd oder Nord verführt. Ganz unberechenbar iſt es, was dadurch an Zeit, Menſchen, Geld, Gefahr erſpart wird; um ſo mehr, als in dieſen an die Eiſenbahn ſtoßenden Gruben wieder kleine Eiſenbahnen für die Schiebkarren angelegt werden, welche ihre Ladung in die Wagen auf der Hauptbahn entleeren. Auf dieſe Weiſe kann eine Laſt Steinkohlen gebrochen, verladen und auf die Rhone oder Loire geſchafft werden — alles in Einem Tage. Dieß gibt wohl einen hinlänglichen Begriff von den unermeßlichen Vortheilen der Eiſenbahn. Man bedenke dabey noch, daß auf dem ganzen Landſtrich, durch den die Bahn zieht, ſämmtliche Eigenthümer von Hochöfen, Kohlengruben, Sandgruben, Glashütten, Quincailleriefabriken, kurz, wer Fabricate zu Markt bringt, wobey die Fracht einen bedeutenden Theil des Werthes der Waare ausmacht, eigene Eiſenbahnen für ſich, eigentliche Vicinaleiſenbahnen anlegt, welche von den Fabriken zur Hauptbahn laufen.

Doch zurück zu unſerm 4000 Fuß langen Gewölbe. Iſt man eingefahren und ſitzt man vorne auf einem Wagen, ſo verſäume man nicht, ſich umzuſehen gegen das Tageslicht. Vor einem herrſcht tiefes Dunkel, dreht man ſich aber um, ſo hat man das Schauſpiel eines überraſchenden Lichteffects. Es iſt, als ſähe man durch das Glas einer Zauberlaterne weit hinein in eine unendliche Landſchaft; im warmen, glänzenden Sonnenlicht liegen hinter der Öffnung des Gewölbes, viertauſend Fuß weit ab, ſchimmernde Hügel, ſaftgrüne Bäume. So lange der Tunnel unter der Themſe nicht fertig wird, iſt der durchbohrte Berg von St. Etienne die ſchönſte Camera obſcura auf der Welt.

(Der Beſchluß folgt.)

Entgötterung*).

In der Jugend war's —
Und mit ſtürmendem Flug
In des Äthers unendliche Räume
Trug, wie auf Schwingen des Aars,
In das Heimathland der Träume
Mich des Geiſtes Zug!

Tief unter mir der Wetter Grollen,
Des Meeres und der Ströme Rollen,
Der Menſchen Laut,
Der farbige Bogen aus Thränen gebaut.
An Sternen vorüber
Ein entbrannter Komet —
„Kühner Segler, wohin?“
„„Hinüber, hinüber,
Wo Freyheit weht,
Aus des Lebens Qual und Müh,
Wo die Sprache Melodie,
Ein klingender Strahl durch die Lüfte irrt,
Wo der Gedanke lebendig wird,
Will zieh'n
In's Reich der Poeſie!““
Und weiter kühn
Riß mich's hinan.
„Verwegener Segler, und kommſt du hin,
Was willſt du dort in deinem Wahn?“

„„Den Funken rauben im himmliſchen Reiche,
Zu beleben des Lebens Leiche.
Ihn ſchleudern in des Berges Schlund,
Daß er werde ein Vulkan.
Ihn ſenken in der Quelle Grund,
Daß ſie fange zu brauſen an.
Ihn leuchten laſſen durch's dumpfe Thal,
Daß die todte Maſſe
Verklärt mag erſcheinen,
Daß vom Gemeinen
Der Erdmenſch laſſe,
Ihm küſſen zur Seele den himmliſchen Strahl!““
Da plötzlich faßt's mich an,
Nicht weit zum Ziel mehr die Bahn.
Und ich ſtürze hinab —
Kein Gott, der finſter geſtirnt
Dem Verwegenen zürnt,
Stürzt zurück mich auf's Erdengrab.
Mich hat der Erde dunkle Macht
Erfaßt.
Kennt ihr des Bedürfniſſes Rieſenlaſt?
Sie zieht mich in die Nacht,
Schmiedet mich mit ehernem Schluß
An den Fels der Wirklichkeit;
Und ſo ſitz' ich da
Prometheus!
Die Wege der Gemeinheit nah' —
Und an der Bruſt der Sehnſucht Geyer
Nach dem ätheriſchen, himmliſchen Feuer.

Strecke zum Himmel die Arm' empor,
Sende weit
Den entgeiſterten, todten, weinenden Blick,
Troſtlos aus der Wolke Flor
Kehrt er zurück,
Und mich trifft des Volkes Spott.
Fluch, Fluch
Im Buſen dem Gott,
Der gemahnt zum Himmelfahrtsverſuch!
Still auf der Erde,
In des Tagwerks Beſchwerde
Wohnt das Glück!

L. A. Frankl.

*) Aus den ſo eben bey Sollinger erſchienenen epiſch-lyriſchen Dichtungen von L. A. Frankl.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Die Zurückkunft des Hrn. Kunst veranlaßte die Reprisen mancher werthvolleren älteren Erscheinungen in diesem Theater, und versammelte die Freunde des Schauspiels, welches durch die Gastspiele des Hrn. Eßlair wieder einmahl auf eine wohlthätige Weise angeregt worden, zu manchem lang vermißten Genusse. Leider drängte auch jetzt wieder eine Erscheinung im Schauspiele die andere mit einer Schnelligkeit, welche den besten Beweis dafür liefert, wie diese Gattung des Dramas an dieser Bühne dermahlen eben nicht als das Wichtigste angesehen wird, und welche den Schauspielern trotz allen Fleißes, der bey dieser Gesellschaft schon so oft belobt worden, es doch nicht immer möglich machte, ein entsprechendes — in früheren Zeiten hier vorzüglich heimisches Ensemble zu erzwecken. Da wir uns aber die Abhandlung dieses Capitels auf eine andere Gelegenheit versparen, so können wir hier desto ungezwungener auf die Leistungen der Einzelnen übergehen.

Hr. Kunst debutirte nach seiner Zurückkunft bis jetzt im „Irrenhaus zu Dijon" als Everard, in „der Seeräuberbraut" als Borromeo, im „Richard in Palästina" als Richard, in „Menschenhaß und Reue" als Fremder, im „Blaubart" als Raoul, und in „Kabale und Liebe" als Ferdinand.

Sein Everard und Richard zeichnen sich unter diesem Cyclus von Charakterbildern durch besonders richtige Färbung und glückliche Individualisirung aus. Die Freunde dieser Bühne begrüßten ihren vieljährigen Liebling auch mit einer Wärme, die an Begeisterung gränzt, und riefen ihn bey jeder Gelegenheit (an der es sein eminentes Talent auch nicht fehlen ließ) hervor. Wenn wir hier jenen beyden zuerst genannten Rollen aber den Vorzug vor allen übrigen gegeben, soll hiemit nicht angedeutet seyn, daß das Ergebniß der übrigen minder glücklich war. Nur schien uns in einigen Stellen, besonders als Borromeo, die Declamation doch mit etwas zu schweren Schritten einherzugehen, und die Modulation der Stimme beynahe zu abwechselnd. Es ist ein Glück für Hrn. Kunst, daß ihn ein solcher Vorwurf treffen kann, denn dieß beweist eben die Reichhaltigkeit seiner Naturgaben. Er ließ es dabey in der Regel nicht an einer kräftigen Auffassung und gefühltem Vortrage fehlen, der so, wie er aus Künstlerbrust geschöpft war, auch wieder mächtig dahinriß.

Wir müssen bey dieser Gelegenheit der Mad. Pann als einer hochverdienten Darstellerinn und einer nicht minder beliebten Erscheinung erwähnen, welche mit Hrn. Kunst ohne Zweifel auf gleicher Kunsthöhe erscheint, ja vielleicht zu allen Vorzügen des Äußeren und des Gemüths zugleich noch die Kunst des Proteus fügt, denn wir sahen sie erst kürzlich als Regan mit eben der Auszeichnung wirken, wie ihr als Eulalia, als Marie im Blaubart und in all jenen andern Rollen zu Theil ward, in welcher sie jetzt so schnell nach einander erschien. Wir nennen vorzüglich auch hier zwey Leistungen, weil wir diese als von dem glänzendsten Erfolge begleitet und zugleich als der größten Künstlerinn würdig herausheben müssen. Die Wahrheit, die Gewalt ihres Ausdrucks, die Zartheit ihrer Übergänge, die Feinheit und die Gefälligkeit ihrer Repräsentation müssen den delicatesten Kunstfreund befriedigen.

Madame Pann erhielt auch, besonders als Marie, jede Auszeichnung, welche einer Schauspielerinn zu Theil werden kann. Das sehr zahlreich versammelte Publicum nahm die schöne Leistung dieser Künstlerinn mit wahrem Enthusiasmus auf.

Wir dürfen bey dieser Gelegenheit die übrigen Mitglieder dieser Bühne nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, obwohl wir in unserem Berichte schon breiter geworden, als wir anfänglich beabsichtigten. Wir müssen vor allem Hrn. Lucas rühmlicher Leistung als Kenneth gedenken und nebstbey seines Darbois als einer zwar bekannten, aber deßwegen doch ausgezeichneten Rolle dieses Künstlers erwähnen. Viel Schönes und Angenehmes verdankten wir auch dem Fleiße und Talente der Mad. Lucas und Dlle. Frey, so wie der HH. Spielberger und Bosard. Auch Hr. Frey und Hr. Röder werden hier genannt, und zwar letzterer besonders deßwegen, um ihn auf die Nothwendigkeit aufmerksam zu machen, auf Anstand und Ruhe der Haltung mehr zu wachen.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin.

Der vortheilhafte Ruf, der über die junge Clavier-virtuosinn Josephine Eder von Wien, Prag, Leipzig und Dresden zu uns gedrungen ist, machte uns auf ihr Erscheinen gespannt. Am 22. Juny gab sie um die Abendstunde ein Concert, in welchem sie folgende Stücke vortrug: 1. Adagio und Rondo fürs Pianoforte aus dem G-moll-Concert von Moscheles; 2. Sonate von Beethoven (F-moll); 3. Variationen für zwey Pianoforte von Worzischek, vorgetragen von Hrn. Taubert und der Concertgeberinn. Ihr Vorruf hat sich glänzend bewährt, denn das Vorrufen nach jedem Stücke wollte nicht enden und veranlaßt uns zu folgendem Nachruf:

Josephine Eder gehört zu jenen Künstlerinnen, in deren Spiel das Streben nach Gediegenheit und Klarheit des Vortrags nicht zu verkennen ist. Sie ist einfach im Ausdruck selbst des stürmischen Gefühls, kein Haschen nach Effect ist hörbar, was bey einem jungen Talente, das für die Zauberklänge des Beyfalls noch sehr empfindlich ist, um so seltner getroffen wird. Ihre Phantasie ist lebhaft und dürfte sich vielleicht zum Selbstschaffen erheben; gewiß wird sie, wenn sie anhaltenden Fleiß nicht scheut, bald den ersten Künstlerinnen auf diesem Instrumente, einer Belleville und Blahetka, mit Stolz angereiht werden können.

** an **

Nachricht.

Der Verfasser des, im k. k. Hofburgtheater oft dargestellten, in diesen Blättern Nr. 66 beurtheilten, Lustspiels: „Liebe und Liebeley," Herr Dr. Römer, hat den Unterzeichneten bevollmächtigt, Abschriften dieses Lustspiels an alle jene Bühnendirectionen des In- und Auslandes zu übersenden, welche wünschen, dasselbe rechtmäßig zu erlangen.

Dieselben belieben sich daher in diesem Falle an ihn zu wenden.

Wien, den 15. July 1833.

Friedrich Grohmann,
Inspicient des k. k. Hofburgtheaters,
wohnhaft an der Wien Nr. 27.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Berlin, den 1. Januar 1881. Band III. Heft 1.

Die Kultur der Gegenwart.

Herausgegeben von Paul Hinneberg.

Die Kultur der Gegenwart ist ein Werk, das sich nicht nur an Fachgelehrte wendet, sondern an alle Gebildeten, die sich über die Fortschritte der Wissenschaft und ihre Bedeutung für das Leben unterrichten wollen. Es soll eine Übersicht über den Stand der Kultur geben, wie sie sich in der Gegenwart darstellt, und zugleich eine Einführung in die Wissenschaften, die diese Kultur tragen.

Die Kultur der Gegenwart ist ein Werk, das sich nicht nur an Fachgelehrte wendet, sondern an alle Gebildeten, die sich über die Fortschritte der Wissenschaft und ihre Bedeutung für das Leben unterrichten wollen. Es soll eine Übersicht über den Stand der Kultur geben, wie sie sich in der Gegenwart darstellt, und zugleich eine Einführung in die Wissenschaften, die diese Kultur tragen.

plattgeſchlagen. Von da gelangt es unter ein Dutzend Walzen von verſchiedenem Durchmeſſer, und nach und nach geſtaltet ſich die formloſe Maſſe zu einer langen Stange. Geſtern iſt vielleicht dieſes Eiſen noch in der Gebirgsart auf der Eiſenbahn hergeſchafft worden, und morgen iſt es ſelbſt eine Schiene auf der Eiſenbahn. Dieß gibt eben dieſen Bahnen im Gebirge die hohe Wichtigkeit, daß Alles durch ſie geſchieht und wieder faſt Alles für ſie; daß ſie ſo viele Dienſte in Anſpruch nehmen, als ſie ſelbſt leiſten. Es iſt wirklich merkwürdig, wie die Eiſenbahn und der Boden, über den ſie hinzieht, ſich gegenſeitig beſchenken: die Bahn erhöht den Werth des Bodens, der Boden vertraut ihr ſeine Kohlen, ſein Eiſen, ſein Fuhrwerk an; ohne die Steinkohlen von St. Etienne wäre hier keine Eiſenbahn, und umgekehrt, ohne die Eiſenbahn gäbe es in St. Etienne nicht halb ſo viel Steinkohlen.

Haben wir das glühende Streckwerk, den ſprühenden Funkenregen und all' das hölliſche Getöſe hinter uns, ſo wenden wir uns links und gehen über die hübſche Brücke dort unten. Wir ſtehen vor Richard Chambovet's Schnürbandfabrik und treten ein. Statt der ſchmetternden Hammerſchläge vernehmen wir hier ein ſanftes, angenehmes Sauſen; ſtatt glühender Eiſenſtangen bewegen ſich hier Tauſende kleiner munterer Spulen. Launiſch und unſtät, blitzſchnell und flüchtig, wie die Phantaſie, rennen ſie einander nach, machen tauſend Sprünge, tanzen und hüpfen und ſtoßen doch nie an einander; es iſt ein wahres Zauberwerk! Und alle dieſe Spulen ſchnurren, damit aus Linnen-, Baumwollen- und Seidenfaden Schnürband werde. Zerreißt zufällig einer der hunderttauſend Fäden, ſo bleiben alsbald ſämmtliche mit den zerriſſenen correſpondirenden Fäden ſammt ihren Spulen ſtehen, bis eine Arbeiterinn kommt und die zerriſſenen Enden wieder zuſammenknüpft, und im Augenblicke ſetzen ſich die gelähmten Spulen in Bewegung und ſchnurren fort Tag und Nacht. Die ganze Aufſicht über die Arbeit, zu der es ohne die Maſchine zahlloſe Menſchenhände brauchte, führen bequem zwey bis drey Arbeiterinnen. Ich fragte eine derſelben, wie viel Ellen Band die Fabrik im Jahre liefern könne; das Mädchen lachte mir ins Geſicht, als wäre ich ein Mitglied der ſtatiſtiſchen Geſellſchaft; da ich aber weder ſpöttiſch noch gelehrt ausſah, ſo antwortete ſie: „Wahrhaftig, Herr, wie viel Ellen Band wir des Jahres machen, das weiß ich nicht; es ſoll aber, ſagt man, ſo viel ſeyn, daß es viermahl von hier nach Rom und eben ſo vielmahl wieder zurück reichte.“ Bey dieſen Worten knüpfte ſie einen abgeriſſenen Faden wieder an, und ich ſah überraſcht an einem Ende eines Stückes Schnürband die Eiſenbahn, am andern St. Peter zu Rom.

So iſt es überall längs der ganzen Bahn: überall neue Wunder! Von St. Chaumont kommt man nach Rive-de-Giers, und hier fährt man einen Augenblick längs des berühmten Canals zwiſchen der Rhone und Loire hin, der, auch ein Wunder in ſeiner Art, einſt ſo gewaltiges Aufſehen in Frankreich gemacht hat. Welch armſeliges Wunder iſt er jetzt! wie iſt er durch die Eiſenbahn ſo klein, ſo gar nichts geworden! Ja, dieſer alte Uſurpator hat einem weit mächtigeren weichen müſſen. Dieſer einſt ſo gefeyerte Canal braucht in der beſten Zeit nicht weniger als vierzehn Tage zu einem Transporte, der auf der Eiſenbahn Jahr aus Jahr ein in einer Stunde in Richtigkeit iſt. Im Winter iſt der Canal zugefroren, im Sommer liegt er trocken; das ganze Jahr droht ihm Waſſerverluſt, und der Ausbeſſerungen iſt kein Ende. Jetzt iſt es aus mit ihm, und die Handelswelt dieſer Provinz gibt ihm ſeinen früheren Hochmuth gehörig heim. So geht es denn auch den Canälen, wie allem, was groß und mächtig war auf Erden: vae victis! Lange Zeit beherrſchte der Canal von Rives-de-Giers das Land als unbeſchränkter Gebiether, lange Zeit war aller Waarentransport ſein Monopol; alle Steinkohle, alles Eiſen, die ſchweren Producte aller Art gingen auf ihm, und er hat dabey ungeheure Geſchäfte gemacht. Jetzt blickt die Eiſenbahn ſchadenfroh auf ihn nieder, ſie hat ihm das Handelsſcepter völlig aus der Hand gewunden.

Nachdem der Eiſenweg dem Canal ſeinen ſpöttiſchen Blick zugeworfen, läuft er nach Givors. Givors iſt ein Hafen an der Rhone, und von da gehen die Producte von St. Etienne in den Süden. Hier dürfen die Steinkohlen nur zu Schiffe gebracht werden und auf der Rhone hinabgleiten, auf dem herrlichen Strome, der, ein ſchweifender, leidenſchaftlicher, geſchwätziger Provençale, den Hut auf dem Ohr zum Meere hinabtanzt, in dem er ſcheltend verſchwindet; einen Waarenballen oder eine Laſt Steinkohlen auf die Eiſenbahn von St. Etienne bringen, und ſie dem Strome anvertrauen, ſie unmittelbar auf die hohe See ſchicken, iſt demnach Eins; was, wie wir — ich meine jetzt nicht Waaren, ſondern Paſſagiere — nach Lyon will, mußte ſonſt die Rhone hinaufrudern; dieſe Mühe nimmt einem jetzt die Eiſenbahn ab. Man fährt gegen den Strom am Ufer deſſelben, und man weiß kaum, ob die Rhone ſchneller

abwärts zieht, oder die Bahn ſchneller aufwärts. Der alte Pascal würde ſich nicht wenig wundern, wenn er dieß ſähe, und ich möchte wiſſen, ob er hier ſeine bekannte ſchöne Definition vom Fluſſe auf die Rhone anwendete oder auf die Eiſenbahn. „Die Ströme," ſagt er, „ſind wandelnde Straßen;" ich denke, jetzt müßte er ſagen: „die Eiſenbahnen ſind Straßen, die im Galopp laufen."

Man fährt ſo ziemlich lang, das heißt ein paar Minuten, an der Rhone hin, ſieht das herrliche Uferland mit ſeinen weißen Häuſern und uralten Bäumen, ſieht die lieblichen Campagnen, deren Spiegelbild ſich in den Wellen wiegt, vorübergleiten, begrüßt im Flug die Grotte, in der Jean Jacques Rouſſeau beym Rauſchen dieſes Stromes, deſſen Wellenſchlag noch derſelbe iſt, wie damahls, bey dem aber kein Jean Jacques mehr entſchlummert, eine ſo köſtliche Nacht zubrachte, und nun iſt man in la Mulatrière, und jetzt ſchreitet die Eiſenbahn leicht, trockenen Fußes, ohne nur den Rockſchooß aufzunehmen, über die Saone, und zwar auf einer herrlichen Brücke, die ſie für ſich gebaut und die ihr an Zoll achtzigtauſend Franken jährlich einbringt. Und jetzt ſind wir in Lyon und können uns rühmen die merkwürdigſte Reiſe gemacht zu haben, die man bis dato auf dem Feſtlande machen kann. In kürzerer Zeit, als man braucht, um zu Pferde zwey franzöſiſche Meilen zu machen, haben wir fünfzehn Meilen zurückgelegt, und zwar in bergigtem Lande voll Schluchten, Bäche und Löcher. Über alle denkbaren Schwierigkeiten ſind wir weggeflogen: hier iſt ein Berg durchbohrt, dort einer aufgegraben, hier eine furchtbare Schlucht ausgefüllt, dort über eine andere eine Brücke von fünfzehn Jochen geſchlagen. Auf dem ganzen Wege, links und rechts, liebliche oder furchtbar ſchöne Landſchaften, überall ungeheure Gewerbsthätigkeit, wo man den Blick hinwendet, Feuer, Eiſen, Getöſe, tauſendfarbige Seide, lachendes Grün, und an dem Allen fliegt man ſo ſanft, wie in einer Wiege, ſo ohne Gefahr vorüber, die Gefahr abgerechnet, die man in jenem Berggewölbe läuft.

Der Waiſenknabe.

(Fortſetzung.)

7.

Wochen waren vergangen, und Schröder hatte ſich immer mehr ſeinen Hausgenoſſen, dieſe ſich ihm genähert. Sein Koch hatte ſchon oft Gelegenheit gehabt, ſeine Meiſterſchaft in dieſer edlen Kunſt zu beweiſen; ſchon oft war der Hausgenoſſe bey den Soirées des Banquiers zugegen geweſen, hatte dort die eleganten Herren und Frauen kennen gelernt, und war in mehrere ſchöngeiſtige Zirkel eingeladen worden. Einem Manne, der Koch und Equipage hält, fehlt es nie an Geiſt, noch weniger an Einladungen, und er hatte ſchon nach wenigen Wochen ſo viel Viſitkarten erhalten und zurückgeſendet, daß Wilhelmine nicht zu befürchten hatte, das ſchöne Porzellanſervice werde ungebraucht im Schrank ſtehen bleiben.

Der gute Mann, nicht an dieſe Lebensart gewöhnt, befand ſich anfangs nicht wohl dabey. Es dauerte einige Zeit, ehe er ſich in dieſer Geſellſchaft heimiſch finden konnte; denn hatte er auch bey ſeinem ernſten Geſchäft nie unterlaſſen, ſeine geiſtigen Anlagen, beſonders ſeinen poetiſchen Sinn durch Leſen auszubilden; war er ſelbſt in Tobolsk mit der neueren Literatur ſeines Vaterlandes bekannt und befreundet geblieben, ſo hatte ihm doch die Abgeſchiedenheit von jeder geiſtigen Unterhaltung die Leichtigkeit genommen, ſich im Ton der Welt über ernſte Gegenſtände mitzutheilen, und über nichts viel zu ſprechen. Er verſtand nur, die Poeſie aus der Tiefe des Herzens zu ſchöpfen, und behandelte ſie, wie eine Heilige, der man nur reines Herzens nahen dürfe, nicht wie eine leichtſinnige Dirne, die ſich jedem hingibt, der es der Mühe werth hält, mit ihr zu buhlen.

Anfangs erſtaunte er über die Menge der Dichter, welche er in einem ſolchen Zirkel verſammelt fand; er lauſchte auf jedes Wort, und war untröſtlich, daß er den tiefen Sinn nicht auffinden konnte, der doch in ihren Dichtungen liegen mußte, bis er endlich fand, daß er ſo wenig, wie die Verfaſſer ſelbſt, den Sinn der ſchön klingenden Worte verſtand. Er tröſtete ſich nun, ſchloß ſich an die wenigen gediegenen Männer an, und ſah wohl ein, daß man auch hier, wie überall, die Spreu von dem Weizen ſichten müſſe.

In ſolchen Zirkeln glänzte Euphroſine ganz beſonders, ſie war die Königinn dieſer Geſellſchaften. Ihr klarer Verſtand, ihr tiefes Gemüth, welches ſie gern zur Schau trug, fanden hier Gelegenheit, ſich auszuſprechen; dabey war ihr ſittliches Betragen tadellos, ſelbſt der Neid hatte nicht gewagt auf ſie ſein Gift zu ſpritzen; denn nur geiſtig durften ſich ihr die Männer nahen, nur in geiſtiger Berührung ſchienen ſie für ſie Werth zu haben, und auch die Männer ſelbſt traten in ſo ſcheuer Ehrfurcht zurück, daß man hätte meinen ſollen, ſie ſtänden vor einer Himmliſchen.

Aber Schröder's ruhiger, ernſter Blick, der oft den Mangel an Kenntniß der geſelligen Welt erſetzt, ſah bald klar durch dieſes Spiel. Nicht Gleichmuth gegen das Geſchlecht ließ Euphroſine ſo kalt, ſo zurückhaltend ſeyn; nur der Werth, den ſie auf ſich ſelbſt legte, nur die überſpannten Forderungen von geiſtiger Bildung, welche ſie mehr in ſpeculativem als praktiſchem Verſtande ſuchend, an die Männer machte; nur der unglückliche Wahn, ſchon hier auf Erden in einem irdiſchen Himmel wandeln zu wollen, in welchen ſie ein Engel des Lichts einführen müſſe; auch wohl der Widerwille gegen Alles, was Wirthlichkeit betraf, ließen ſie ſo kalt gegen das männliche Geſchlecht ſeyn, und unter den Tauſenden, die ihr genaht, nicht einen Würdigen finden.

Auch die Männer, welche ſie, und mit Unrecht, für herzlos hielten, blieben in ſcheuer Entfernung, bewunderten die Himmelsgeſtalt, waren von den Talenten bezaubert, von ihrem Geiſte hingeriſſen; keiner aber wagte, um die Hand eines Mädchens zu werben, das ſelten auf Erden, immer nur in höhern Regionen wandelte; und jeder fürchtete, hätte er auch das Glück gehabt, dieſe Rahel heimzuführen, ein Gut, mehr für den Salon als für die Kinderſtube, mehr für die Welt, als für den engen Kreis der Häuslichkeit gewonnen zu haben.

Auch Schröder gehörte zu den einſeitigen Alltagsmenſchen, die, wenn ſie ſich für dieß Leben eine Gefährtinn wählen wollen, ſo ſtumpf und ſo egoiſtiſch ſind, eine für ſich zu wählen, die als thätige Hausfrau ihrer Wirthſchaft vorſteht, und den oft ſauren Erwerb des Mannes, wenn auch nicht leichtſinnig vergeudet, doch nicht durch Nachläſſigkeit verſchleudert. Ihn dauerte das Mädchen, und er beſchloß, den undankbaren, nie gelingenden Verſuch zu machen, dieſen überſpannten Geiſt, dieß überreizte Gemüth wieder in ein ruhiges Gleichgewicht zurückzuführen. Nicht Eigennutz, nur Gutmüthigkeit beſtimmte ihn hiezu; denn für ſich wollte er nicht handeln, und hätte er gewagt, ſich ein Hüttchen zu bauen, ſo wäre es wohl eher Mariens Herz geweſen, in welchem er ſich angeſiedelt hätte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Notizen.

Correſpondenz-Nachrichten.

Baden, im July 1833.

Wenn die Theaterdirectoren in den großen Städten über die Opfer Klage führen, die ſie dem Geſchmacke des Publicums bringen müſſen, ſo muß man ſich billigerweiſe wundern, wie mancher Directeur mit geringeren Mitteln dem Publicum einer kleinen Stadt Genüſſe bereitet, welche in der That mit Aufopferung verbunden ſind. Wenn ſich auch Baden einer großen Zahl Curgäſte zu erfreuen hat, ſo darf der Theaterdirector Hoch bey beſonders ſchönen Abenden auf keine günſtige Einnahme rechnen, ſelbſt nicht bey dem Auftreten beliebter und renomierter Gäſte. Jupiter Pluvius muß mithelfen, ſonſt bleibt das niedliche Theater leer. Hoch thut übrigens Alles, um den Badner Gäſten und Bewohnern Beweiſe ſeiner Achtung zu geben. Er beſitzt eine gute Geſellſchaft, von der ich während meines einwöchentlichen Aufenthaltes in Baden einige Piecen recht gelungen darſtellen ſah, und weiß durch ſchnell auf einander folgende Gaſtſpiele berühmter Künſtler das Repertoir zu beleben. Kaum hat Hr. Kunſt ſeine Gaſtrollen beendet, gaſtirt ſchon der Komiker Scholz in der Einnahme der HH. Roll und Beneſch als Klapperl in der ſchwarzen Frau, darauf in: „Verwirrung über Verwirrung.“ „Lumpacivagabundus“ u. ſ. w. Der Vorſtellung von „Verwirrung über Verwirrung“ geruhten ſogar unſer angebethete Landesvater mit mehreren durchlauchtigſten Gliedern des Kaiſerhauſes beyzuwohnen. Da das Wetter an dieſem Abende ſehr ſtürmiſch war, ſo hatten ſich in dem Theater zahlreiche Zuſchauer eingefunden, welche bey dem geiſt- und herzerhebenden Anblicke Sr. Maieſtät des Kaiſers einen dreymahligen Vivatruf erhoben, der ſich gegen Ende des Stückes, als auch unſere hochverehrte und vielgeliebte Landesmutter in der Hofloge erſchien, mit erneuerter Stärke wiederhohlte. Wahrlich, eine Scene, um die uns die Götter beneiden müſſen! — Scholz war in der beſten Laune, ſichtbar von der Ehre ergriffen, vor dem allerhöchſten Hofe zu ſpielen. Auch die Mitwirkenden übertrafen meine Erwartung. Hr. Roll bewährte ſich als einen denkenden Schauſpieler; Hr. Buel zeigt Talent; Dlle. Hyſel iſt eine allerliebſte Darſtellerinn naiver Charaktere, Mad. Stolti bewegt ſich mit Anſtand. Nebenbey führte mich die Neugierde auch in eine Oper, und zwar in die „weiße Frau.“ Wieder beſſer, als ich dachte! Hr. Padewith iſt ein guter Tenor; in den höhern Chorden reicht ſeine Stimme zwar nicht aus, für ein Provinzialtheater iſt er jedoch immer eine gute Acquiſition. Eine Dlle. Heidel, welche als Anna gaſtirte, verräth Schule, ihre Stimme hat Klang, ihre Haltung iſt jedoch fatal. Mad. Raimund als Pächterinn half zum Gelingen der Oper mit. Das Orcheſter, unter des thätigen Directors Hoch perſönlicher Leitung, hielt ſich in der That wacker, beſonders die Harmonie. Die Summe meiner theatraliſchen Erfahrung war die, daß Hoch Alles, was in ſeinen Kräften iſt, thut, um den Beſuch des Publicums zu verdienen, und daß er in dieſer Beziehung manchem Theaterdirector, den Glück und Zufall begünſtigen, zur Nachahmung empfohlen werden dürfte.

G. P.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mot. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Jahrgang 1901. Band 181.

Annalen der Physik.

Fünftes Heft.

I. Ueber die Theorie der Elektrolyte; von Walther Nernst.

Die Theorie der Elektrolyte, welche Arrhenius vor einigen Jahren aufgestellt hat, ist bekanntlich in der Annahme enthalten, daß die Moleküle der Elektrolyte in Lösung teilweise in ihre Ionen zerfallen sind. Diese Annahme ist in der Folgezeit durch eine Reihe von Tatsachen gestützt worden, welche sich aus ihr ableiten ließen, und ist jetzt wohl allgemein anerkannt. Es ist aber bisher nicht gelungen, eine Vorstellung darüber zu gewinnen, welche Kräfte es sind, die die Moleküle in Ionen zerlegen, und welche Kräfte es sind, die die Ionen in der Lösung festhalten. Diese Lücke soll durch die folgenden Betrachtungen ausgefüllt werden.

Es ist bekannt, daß die Elektrizität in Elektrolyten nur durch Vermittelung der Ionen fortgeführt wird, und daß die Ionen, welche die Elektrizität in entgegengesetzter Richtung fortführen, sich an den Elektroden entladen. Diese Entladung kann entweder in der Abscheidung eines Metalles oder in der Entwickelung eines Gases bestehen, oder sie kann auch darin bestehen, daß eine Verbindung, welche das Ion enthält, sich an der Elektrode zersetzt. Wenn z. B. Kupfersulfat in Wasser gelöst ist, so wird das Kupfer an der Kathode abgeschieden, während an der Anode Sauerstoff entwickelt wird. Dies ist aber nur dann der Fall, wenn die Anode aus einem Metall besteht, welches sich in Kupfersulfatlösung nicht auflöst, z. B. aus Platin. Wenn die Anode aus Kupfer besteht, so wird an ihr kein Sauerstoff entwickelt, sondern es löst sich Kupfer auf, und zwar in der Menge, daß die Konzentration der Kupfersulfatlösung unverändert bleibt. Hier findet also eine Zersetzung der Verbindung, welche das Ion enthält, an der Elektrode statt.

Wenn man eine Lösung von Kupfersulfat zwischen Platinelektroden elektrolysiert, so wird, wie bekannt, die Konzentration der Lösung in der Nähe der Anode größer, in der Nähe der Kathode kleiner. Dies rührt daher, daß die Kupferionen, welche die Elektrizität in der Richtung zur Kathode führen, sich an dieser entladen, während die Sulfationen, welche die Elektrizität in der Richtung zur Anode führen, sich an dieser nicht entladen, sondern sich mit dem Wasser zu Schwefelsäure und Sauerstoff umsetzen. Wenn man eine Lösung von Kupfersulfat zwischen Kupferelektroden elektrolysiert, so findet keine Konzentrationsänderung statt, weil sich an der Anode ebensoviel Kupfer auflöst, wie an der Kathode abgeschieden wird.

Wenn man eine Lösung von Kupfersulfat zwischen Platinelektroden elektrolysiert, so wird, wie bekannt, die Konzentration der Lösung in der Nähe der Anode größer, in der Nähe der Kathode kleiner. Dies rührt daher, daß die Kupferionen, welche die Elektrizität in der Richtung zur Kathode führen, sich an dieser entladen, während die Sulfationen, welche die Elektrizität in der Richtung zur Anode führen, sich an dieser nicht entladen, sondern sich mit dem Wasser zu Schwefelsäure und Sauerstoff umsetzen. Wenn man eine Lösung von Kupfersulfat zwischen Kupferelektroden elektrolysiert, so findet keine Konzentrationsänderung statt, weil sich an der Anode ebensoviel Kupfer auflöst, wie an der Kathode abgeschieden wird.

ten ſtehen werden. Je vollkommener, talentvoller wir uns hier bilden, deſto vollkommener werden wir dort in die paradieſiſche Welt eingehen, wo die Stufen der Glückſeligkeit ſo verſchieden ſind.“

„Fräulein!“ unterbrach ſie der Gutmüthige, und Wehmuth ſprach aus ſeinem Blicke, aus jedem Worte, — „hoffen Sie, daß Ihre Talente Ihnen dort am Throne des Höchſten, Allwiſſenden, einen Platz anweiſen werden? bey ihm, dem unſer Wiſſen ſo erbärmlich, dem unſere Weisheit Knabenthorheit dünken muß? Hoffen Sie, durch die Töne Ihres Geſanges, durch den Reichthum Ihrer Dichtungen, wie einſt Orpheus den Orkus, die Pforten des Paradieſes zu öffnen? — Sie irren! — Wie unglücklich wären die Armen, denen ihr Stand ſolche Bildung verſagte, die nichts mit hinüber zu nehmen haben, als ein duldendes Herz, und eine Verſchreibung auf die Entbehrungen, welche ihnen hier wurden! — Treten Sie dereinſt hin reinen Herzens, reinen Gewiſſens, in der vollen Überzeugung, Ihre Pflichten erfüllt zu haben; wenden Sie beſcheiden den Blick nach Ihrem Richter, und die Pforte des Paradieſes wird geöffnet, und der Herr ruft ſein frommes Kind zu ſeiner Rechten.“

„Zarte Weiblichkeit,“ fuhr er mit Rührung fort, und ſein Auge traf eine Thräne in Mariens Auge, „zarte Weiblichkeit ſchafft ſich ihr Paradies im Herzen; in ihrem reinen Gemüth findet ſie für das Irdiſche den Troſt, für das Himmliſche die Ahnung. Wenn der eitle Geiſt zweifelnd umherirrt, immer forſchend nach oben ſtrebt, und im angeſtrengteſten Fluge doch niemahls die Pforte des Jenſeits erreicht und ſie geöffnet ſieht, folgt das Herz gläubig ſeiner Ahnung, ſchwebt leiſe himmelwärts, und fühlt endlich, daß es ſeinen Himmel auf Erden ſchon in ſich trug, und es keiner neuen, paradieſiſchen Welt, keines geiſtigen Zaubers bedarf, in's Reich der Seligen einzugehen. Im Gemüth, nicht in Kenntniſſen liegt der Bürge für unſer Jenſeits. „Laßt die Kindlein zu mir kommen,“ ſprach der göttliche Lehrer; er verlangte die Phariſäer und Schriftgelehrten nicht.“

„O glauben Sie mir, Euphroſine!“ ſagte er, in der Wärme des Geſprächs ihre Hand erfaſſend, „in unſerm Herzen tragen wir unſer Schuldbuch hinüber. Was wir empfanden, wie wir handelten, dieß weiſt uns den Platz dort oben an, nicht wie wir ſprachen, ſchrieben und dachten. Ein rein Gemüth gleicht einer Lilie, in deren Kelch die Morgenröthe ihre erſten, roſigen Strahlen ſenkt, und ſo die irdiſche Unſchuld mit dem Himmelsſtrahle belebt. Ein rein Gemüth findet die Pforte des Paradieſes immer offen.“

Euphroſine ſchien von dem Geſagten ergriffen; ihre Hand ruhte noch in der Hand des edlen Mannes, der mit ſo viel Wärme zu ihr geſprochen. Marie hatte die Augen geſenkt, wahrſcheinlich eine Thräne zu verbergen. So ſaßen die drey in ſtiller Rührung, als Euphroſine raſch ihre Hand aus der ſeinigen zog, aufſtand, einen Augenblick nachdachte, dann ruhig zu ihm ſagte: „Sie ſollen meine Antwort hierüber ſchriftlich haben!“ und ſich entfernte.

Schröder befand ſich nun mit Marie allein. Ihr Schweigen, ihre Thränen, die Theilnahme, welche ſie unverhohlen ausdrückte, hatten ihm das Mädchen noch werther gemacht. Er fühlte ſich ſonderbar bewegt, ſah, daß ſie wahrſcheinlich durch das vorige Geſpräch gleichfalls aufgeregt war, und es wurde ihm in ihrer Gegenwart ängſtlich. Er hatte nähmlich geſtern auf dem Platze, wo ſie zu ſitzen pflegte, Schiller's Gedichte aufgeſchlagen, und die Stelle: „O! daß ſie ewig grünen bliebe, die ſchöne Zeit der jungen Liebe!“ unterſtrichen gefunden. Dieß war ihm auffallend geweſen; er hatte ſich an Wilhelminens Argwohn, daß Marie ein Geheimniß verberge, erinnert, und dieß hatte ihn zu ernſtem Nachdenken, und zu einem tiefen Blick in ſein eigenes Herz geführt. Hier hatte er nun wohl geſehen, daß das Mädchen ihm nicht gleichgültig ſey, und er in ſeinen reiferen Jahren der Macht der Liebe, welcher er ſo lange widerſtanden, unterliegen könne, und überdieß war es ihm klar, daß in Mariens Herzen die erſte Liebe nicht für ihn ſich eingeſchlichen habe. Sein ruhiger, klarer Geiſt ſagte ihm daher, daß er vorſichtig und auf ſeiner Hut ſeyn müſſe; und obgleich ihn das ſprechende Auge des Mädchens heute beſonders anzog, und jedes Wort, das ſie ſagte, ihm deutlich zeigte, ſie theile ſeine Anſichten über die Beſtimmung des Weibes, ſie fühle mit ihm gleichgeſinnt, ſo gewann doch ſeine Vernunft die Oberhand. Er entfernte ſich und verſchloß wohl Manches, was er ihr gern vertraut hätte, in ſeiner Bruſt.

8.

„Lieber Herr!“ ſagte Wilhelmine, eiligſt in die Stube tretend, „wiſſen Sie es ſchon, daß er auf dem Bankerott ſteht? Schulden über Schulden ſollen ihn drücken, und keine Rettung mehr für ihn ſeyn.“

„Für wen?“ fragte Schröder.

„Nun wen könnte ich meinen, als den Banquier Wagner,“ entgegnete ſie.

„Freuen Sie ſich darüber?“ unterbrach er ſie, ſie ſcharf anblickend.

„Freuen?“ erwiederte ſie erröthend; „ja und nein, doch laſſen wir das! Auch Sie freuen ſich, denn nun glauben Sie Ihren Lebenszweck erreicht.“

„Ich freue mich nicht ſeines, wenn auch ſelbſt verſchuldeten Unglücks, das ich ſchon lange kannte,“ erwiederte Schröder; „ſo ſelbſtſüchtig bin ich nicht, ihm Böſes zu gönnen, wenn er es auch um mich verdiente.“

„Sie ſind zu gut, lieber Herr! Ihr Gemüth iſt zu verſöhnlich.“

„Wünſchen Sie nicht auch ein verſöhnliches Herz zu finden, das Ihnen vergeben möchte?“ ſagte er ernſt; „wollen Sie dem Einen nicht reichen, was Sie von dem Andern erwarten? Ich könnte Ihnen zürnen, Wilhelmine, wüßte ich nicht, daß die Leidenſchaft Ihr ſonſt ſo gutes Herz zuweilen auf Abwege führt.“

Sie ſchwieg eine Weile, dann ſetzte ſie ſich neben ihn und begann von Neuem: „Euphroſine gefällt Ihnen nicht; Marie gewinnt bey Ihnen mit jedem Tage mehr und mehr. Faſſen Sie ein Herz, heirathen Sie das Mädchen, nehmen Sie die Schweſter zu ſich, und überlaſſen Sie ihn und ſeine thörichte Frau ihrem Schickſal.“

„Wilhelmine!“ ſagte Schröder ernſt, „kennen Sie mich ſo wenig? Glauben Sie, daß ich, der ich immer nur das Ziel vor Augen, Böſes mit Gutem zu vergelten, dreyßig Jahre mühevoll gearbeitet hätte, um in dem Augenblick, wo ich es erreicht habe, umzukehren, um mir ein anderes zu ſetzen? Nein, armes Weib! ſo ſehr konnte mich Leidenſchaft nicht verlocken. Aber ſagen Sie mir,“ lenkte er ein, „was macht Ihnen die Mädchen ſo theuer, weßhalb ſtrömt Ihre Liebe ſo mütterlich über die Kinder, da ſie die Ältern haſſen?“

Ein Thränenſtrom entſtürzte ihren Augen, und erſtickte die Antwort.

„Sie ſind mir unbegreiflich!“ fuhr er fort.

„Der Frauen Herz iſt den Männern immer ein Räthſel,“ erwiederte Wilhelmine endlich, „Sie verſtehen es nicht. Ach lieber Herr! Sie haben eine Saite in mir berührt, die unter des Schickſals rauher Hand ſprang; doch auch geſprungen, gibt ſie noch einen Ton, aber einen Klageton von ſich, wie die Äolsharfe, wenn der Sturm durch ihre Saiten rauſcht. Sollte ich die Kinder nicht lieben, ſollte ich ſeine Kinder nicht lieben? Sind ſie doch . . .“

„Halten Sie ein!“ unterbrach er ſie, „reißen Sie die kaum vernarbten Wunden nicht von Neuem auf! Reißen Sie das ſtille Aſyl des Friedens nicht nieder, welches das wiedergefundene Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit Sie bauen ließ!“

Wilhelmine ſtand bey dieſen Worten auf, ergriff ſeine Hand, und wollte ſie küſſen; er aber zog ſie an ſich, und drückte den Kuß des Mitleids auf ihre Stirn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Todtengräberlied.

Huſch! wie iſt's ſo froſtig heut',
Kann beynah' nicht graben;
Möchte gern im Stübchen mich
An dem Feuer laben.

Doch ich muß ja fleißig ſeyn,
Muß mir Geld erwerben;
Und viel Arbeit habe ich,
Wenn viel Leute ſterben.

Auf dem großen Erdenrund
Weicht der Ein' dem Andern;
Und der Menſchen Kommen, Geh'n,
Iſt ein ew'ges Wandern.

Bey mir kommet Reich und Arm
Unter Eine Erde;
Gleich geh'n Alle, Alle ein
Zu der großen Heerde.

Und ſie ruh'n da friedlich ſtill,
Haß und Mißmuth ſchwinden;
Jeder wird den Todesfeind
Dort verſöhnet finden.

Und nach langer, ſpäter Zeit
Grab' ich alle Beine
Wieder aus der Erde aus
In dem Mondenſcheine.

Da entſteht ein bunt' Gewirr,
Fürſten, Bettler, Grafen
Werf' ich unt'r einander all',
Da ſie lang geſchlafen.

Und da denk' ich ſo bey mir:
'S iſt doch hier auf Erden
Gleich viel, was der Herr beſtimmt,
Daß ſoll Einer werden.

Denn ich ſeh's ja deutlich klar,
Jede Größe ſchwindet;
Glücklich, wer dort oben einſt
Wahren Frieden findet!

Huſch! wie iſt's ſo froſtig heut',
Kann beynah' nicht graben;
Möchte gern' im Stübchen mich
An dem Feuer laben.

Heinrich Proch.

Sitten der Leonneſen in Niederbretagne.

Der Leonneſer iſt nicht allein andächtig, wie der heutige Nordbretagner, ſondern auch wahrhaft fromm, doch hat ſein Katholicismus einen finſtern, myſtiſchen

Anstrich, wie er denn überhaupt ernst, schwermüthig und verschlossen ist, große Unwissenheit hinter einem gravitätischen Wesen verbergend. Er gleicht einem Vulcane, mit Schnee und Eis bedeckt; selbst seine Freude ist gehalten, ihre Äußerungen scheinen wider seinen Willen sich kund zu geben. Seine Sprache, harmonischer, accentuirter als die der Walliser, ist eine Psalmodie, deren Töne er mildert oder verstärkt, je nach den Worten. Sein Gang ist langsam, feyerlich, kräftig, und auch der Tanz ist weder leichtfertig noch stürmisch; langsam und ernst bewegt er sich nach dem einförmigen Klange des Biniou am Ufer des Meeres, bey dem Gebrause der Wogen, denn er liebt es, ernste Beziehungen auch an sein Vergnügen zu knüpfen.

Die Kleider der Leonnesen sind weit, fliegend, von dunkler Farbe, deren Schwärze ein blauer oder rother Gurt wenig erheitert. Breite Hutränder beschatten ein Gesicht von nächtlicher Färbung, das Haar fällt bis zu den Schultern herab. Schwarz und weiß ist die Tracht der Frauen, der Schnitt sehr verhüllend, so daß sie den barmherzigen Schwestern in den Hospitälern gleichen. Nur wenn sie trauern, kleiden sie sich himmelblau; denn sie betrauern nicht den Tod, sondern das Leben.

Bürgerpflichten sind dem Leonnesen null, er haßt den Unterricht, und sieht die Freyschulen als einen lästigen Zwang an, der ihn der Hälfte seiner Kinder beraubt. Dagegen ist sein Vertrauen auf seines Nebenmenschen Hülfe unerschütterlich. In diesem Glauben verheirathen sich Bettler, die nicht haben, wohin sie ihr Haupt legen, die Obdach und Lager für den einen Tag borgen. Dürftige laden von nah und fern die Leute zu ihrer Hochzeit ein, die sie mit Lebensmitteln, Flachs und Geld beschenken, womit jene ihren Haushalt beginnen. Man hält es für ein löbliches Werk, dem dürftigen Mitbruder beyzustehen, und Niemand wird sich der Einladung entziehen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Pädagogische Literatur.

Der Studierende auf gutem Weg zum Ziele. Von J. G. Ebersberg. Wien, 1833. 8. 264 S.

Hr. Ebersberg nimmt unter den Jugendschriftstellern des In- und Auslandes einen so ehrenvollen Platz ein, daß wir mit wahrem Vertrauen (was in jetziger Zeit bey neuen Producten selten geschieht) sein Buch zur Hand nahmen, und in selbem verstärkt es zu Ende lasen.

Das Buch zerfällt eigentlich in drey Theile, den ersten füllt die Selbstbiographie des Verfassers, den zweyten Winke für Jünglinge auf Akademien und Hochschulen, den dritten biographische Skizzen von Männern, welche aus dem Jugendkampfe mit den Bedrängnissen des Lebens siegreich hervorgingen.

Nie sahen wir eine Selbstbiographie mit so viel Bescheidenheit und oft wahrer Selbstverläugnung geschrieben, als vorliegende, und nie zweckmäßiger als hier, wo sie als lebendiges Beyspiel den „Winken für Jünglinge“ vorangeht. Diese Biographie ist ein leuchtender Beweis, wie es dem Hrn. E. recht aus warmem Herzen geht, Gutes zu schaffen oder doch zu fördern, denn sonst wäre seine Aufrichtigkeit zuweilen zu naiv.

Die Winke für Jünglinge sind so zweckmäßiger Art, vorzüglich für die in der Provinz Studierenden, daß wir sie nicht würdig genug empfehlen können. Sie berühren alle Verhältnisse des akademischen Lebens mit den genauesten Berechnungen und Rathschlägen. Vorzüglich für minder Bemittelte wird dieses Buch ein treuer Wegweiser seyn. Sehr zweckmäßig ist auch die Angabe aller Gegenstände und der für sie bestimmten Stunden auf der Universität zu nennen, indem Viele eine Facultät wählen (wir sprechen von der Provinz), ohne das eigentlich zu kennen, womit sie sich zu beschäftigen haben werden. Die biographischen Skizzen sind zum Theil schon aus den Feyerstunden bekannt. Wir zollen dem Hrn. Verfasser im Nahmen der Jugend, die, wenn sie auch die gereiftere, den Nutzen dieses Buches nicht ganz einzusehen im Stande ist, unsern wärmsten Dank dafür. — l.

Dramaturgische Aphorismen.

Von J. N. Preyer.

Ob es ersprießlich, ob es nützlich für die deutsche dramatische Literatur sey, unzählbare französische Dramen jeder Gattung in Übersetzungen aufnehmen zu müssen, unterliegt einem mächtigen Zweifel, denn die Zeiten der Corneille's, Racine's, Voltaire's sind vorbey. Ich sage, es ist für die deutsche Muse gewissermaßen unrühmlich, den ungerathenen Kindern Scribe's und Compagnie als Amme dienen zu müssen. Es gehört aber zur Charakteristik unserer Zeit, daß der sonst bedächtige und freye Deutsche nicht nur in der Mode, sondern auch in Principien, Ideen und der Literatur gern französische Vorbilder und Gesetze annimmt. Die deutsche Muse pflege ihre eigenen Kinder mit mehr Sorgfalt und Liebe, und bewahre ihre Selbstständigkeit.

Ich habe an vielen Schauspielern und Schauspielerinnen bemerkt und auch gerügt, daß sie, während die Person, mit der sie spielten, sprach, ihre Aufmerksamkeit auf das Parterre, die Logen, auf ihren Anzug, oder auf andere Gegenstände warfen, oder den entgegengesetzten Fehler begehend, ganz in sich selbst vertieft schienen, ohne auf die Rede des Mitspielenden zu achten. Und doch soll der Eindruck, welchen der Sprechende auf den Andern erregen muß und soll, sich in den Gesichtszügen, als dem Spiegel der menschlichen Seele, äußern. Es muß daher jeder Schauspieler auch dann spielen, wenn er schweigt.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Nic. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1103.

Der Sammler.

Sonnabend, den 90 27. July 1833.

Der Waiſenknabe.

(Fortſetzung.)

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thüre, und der Banquier trat ein. „Verzeihen Sie, werther Freund!“ ſagte er lächelnd, „daß ich unangemeldet, und vielleicht zur ungelegenen Zeit komme; ich fand keinen Bedienten im Vorſaal, ſchritt durch die Zimmer, hörte Sie hier reden, und da ich mit Ihnen zu ſprechen habe, trat ich ein.“

Wilhelmine, noch über die Stellung verlegen, in welcher Wagner ſie getroffen hatte, entfernte ſich, von Scham und Zorn erglüht.

„Ich bin ganz zu Ihrem Befehl,“ begann jetzt Schröder, nicht im mindeſten wegen der Überraſchung verlegen, „was ſteht zu Ihrem Dienſte?“

„Erſtens meine nochmahlige Entſchuldigung, daß ich ſo zur Unzeit eintrat,“ ſagte Wagner.

„Hat nichts zu ſagen,“ erwiederte Schröder gleichgültig.

„Ihre Wirthſchafterinn muß einmahl ſehr ſchön geweſen ſeyn; man ſieht noch unverkennbar die Spuren.“

„Meinen Sie?“ ſagte der Miethsmann, einen bedeutſamen Blick auf den Banquier werfend. „Vielleicht könnten Sie hievon beſſer urtheilen, als ich ſelbſt.“

„Wie wäre das möglich?“ erwiederte dieſer, und das höhniſche Lächeln verzerrte wieder ſein Geſicht.

„Laſſen wir das!“ fiel ihm Schröder in die Rede; „zur Sache! was iſt Ihr Begehr?“

„Mir iſt eine Geldpoſt ausgeblieben, meine Frau wünſcht einen neuen Wagen, neue Pferde. In einigen Tagen iſt ihr Geburtstag, ich wollte ſie damit anbinden; und da ich heute Morgen zufällig den Wolf'ſchen Comptoirdiener mit 1000 Friedrichsdor zu Ihnen hinaufgehen ſah, ſo erſuche ich Sie, mit mir zu theilen, und mir nur auf einige Wochen gegen Billet 500 Friedrichsdor zu leihen. Sie werden mir dieſe kleine Gefälligkeit nicht abſchlagen.

„Und doch!“ erwiederte Schröder trocken.“

„Sie ſchlagen mir dieſe Bagatelle ab?“ fuhr Wagner auf; „verzeihen Sie, das finde ich ungefällig, ſehr ungefällig! Und welchen Grund können Sie dazu haben?“

„Mehr als einen!“ ſagte der Ruhige. „Erſtens weiß ich es aus Erfahrung, daß das ſicherſte Mittel, ſeine Freunde von ſich zu entfernen, das iſt: ihnen Geld zu leihen. Zweytens kann einem Manne von dem Vermögen, welches Sie dem Anſcheine nach haben, der Credit bey Sattler und Pferdehändler nicht fehlen, mithin bedürfen Sie meiner nicht; und drittens — doch die beyden erſten Gründe ſind ſchon hinreichend, laſſen Sie mich den dritten zurückbehalten.“

„Ich bitte,“ fiel ihm der Banquier mit erzwungener Freundlichkeit und äußerſt empfindlich in die Rede,

„ich bitte, fahren Sie nur fort, ſagen Sie mir auch den dritten Grund. Ihre geiſtreichen Bemerkungen ſind zu intereſſant um der Mittheilung entzogen zu werden.“

„Wie Sie befehlen!“ nahm Schröder ganz ruhig das Wort. „Weil ich drittens weiß, daß Ihre Vermögensumſtände zerrüttet ſind.“

„Mein Herr!“ fuhr Wagner in zornigem, drohendem Tone auf.

„Heute Morgen ließ mir eben der Banquier Wolf einen Wechſel von Ihnen auf 500 Louisdor für 300 anbiethen,“ ſagte Schröder, ohne ſich durch Wagner's drohende Stellung aus ſeiner Ruhe bringen zu laſſen, „und zu dergleichen Geſchäften nimmt, wie Sie wohl ſelbſt wiſſen werden, ein Banquier nie ſeine Zuflucht, wenn es nicht mit ihm oder mit dem Ausſteller des Wechſels ſchlecht ſteht. — Zugleich benachrichtige ich Sie, daß er nach drey Tagen, wie der Wechſel verfallen iſt, klagbar werden wird.“

„Ein unangenehmer, mich in Verlegenheit ſetzender Vorfall!“ ſagte Wagner, und Zorn und Anmaßung waren verſchwunden. „Ja, ich muß es geſtehen, ich bin durch Unvorſichtigkeit in eine augenblickliche Geldverlegenheit gerathen; aber, da Sie wiſſen, wie ſolch eine Sache ſo leicht den Credit eines ehrlichen Mannes ruiniren kann, ſo hoffe ich um deſto mehr von Ihnen, daß Sie mich aus dieſer Verlegenheit reißen werden.“

„Ordnung, Sparſamkeit reichen aus, Ihnen den Credit eines redlichen Mannes zu geben; mehr bedürfen Sie nicht. Übrigens geſtehe ich, daß ich Ihnen willig mit dieſer Kleinigkeit dienen würde, hätten Sie nicht eigene Mittel ſich für den Augenblick Geld zu ſchaffen. Schicken Sie nur einen Theil des Schmuckes Ihrer Frau auf das Leihhaus, und Sie haben das Nöthige.“

„Der Schmuck iſt das Eigenthum meiner Frau,“ fiel ihm Wagner in die Rede.

„Und ſollte Ihre Frau Ihnen nicht willig das Opfer bringen?“

„Ich fürchte, nein!“

„Und Sie verlangen von mir ein ſolches Opfer?“

„Sie entbehren dadurch nichts,“ erwiederte der Banquier; „ob das Geld in Ihrem Schreibtiſch liegt, oder mir nützt, kann Ihnen gleich ſeyn, ſind Sie nur der Wiederbezahlung gewiß; aber meine Frau könnte während der ganzen Zeit nicht in Geſellſchaft gehen, müßte zu Hauſe bleiben, ſich langweilen, und ich hätte die böſeſte Laune von der Welt zu ertragen.“

„Iſt der Anſtand, der Geiſt, mit welchem Ihre Gattinn in Geſellſchaft tritt, nicht Schmucks genug?“ ſagte Schröder, „bedarf es ſolchen Tandes, um zu glänzen? bedarf es überhaupt des Glanzes?“

„Sie kennen die Welt noch wenig, lieber Freund!“ erwiederte Wagner zutraulich ſcheinend. „Der äußere Schimmer macht Alles. Mit den Juwelen verlöre meine Frau ihre Geſellſchaft, ich meine Freunde, meinen Credit. Sehen Sie, ſo hängt eines an dem andern.“

„Armer, bedaurungswürdiger Mann, deſſen Exiſtenz an dem Schmucke ſeines Weibes hängt!“ rief Schröder, und es lag kein Hohn in dieſem Ausrufe, „armer, bedaurungswürdiger Mann, deſſen Lebensglück nur von dem Schimmer einiger Brillanten Glanz erhält, und mit dieſen vergeht! Sehen Sie auf Ihre Kinder, ſehen Sie auf dieſen wahren herrlichen Schmuck, treten Sie mit Stolz an ihrer Seite in die Welt, und Sie müſſen ſich reich dünken, und wären Sie ein Bettler.“

„Werther Freund!“ unterbrach ihn Wagner, über das Abſchweifen von dem eigentlichen Thema ungeduldig werdend, „was nützen mir die Töchter? In der Geſellſchaft ſind ſie wohl, und beſonders Euphroſine ein Glanzpunct; ſind aber die Lichter erſt ausgelöſcht, ſo treten die Sorgen um ſie hervor, und der zum nächſten Ball nothwendige Putz, die Marken, welche morgen Tanzmeiſter, Clavier- und Singlehrer, ſelbſt der unglückliche Candidat, der ſie das Verſemachen lehren ſoll, bringen, ließen mich gewiß oft nicht ſchlafen, wäre ich dergleichen nicht ſchon zu gewohnt. Selbſt für die Zukunft iſt keine Ausſicht für ſie. Die Älteſte verlangt zu viel, keiner iſt ihr recht. Der eine Bewerber ſtellte Mozart über Roſſini, und er war von dieſem Augenblicke an ein geſchmackloſer Menſch. Der zweyte, ein reicher Gutsbeſitzer, ſollte den Tempelherrn in Nathan dem Weiſen leſen, er las ſchlecht, und war nun ein ungebildeter Landjunker. Ein braver Officier warb um ſie; er gefiel ihr, aber aus Caprice ſollte er erſt auf dem nächſten Ball bey dem Cotillon das Jawort erhalten. Der Arme kann wegen ſeiner Bleſſur, die er im letzten Feldzuge erhielt, nicht tanzen, und erhielt einen Korb. Jetzt ſchwärmt ein junger, reiſender Schriftſteller um ſie, den meine Frau wider meinen Willen ins Haus gezogen hat. Dieſe jungen Herren amüſiren ſich, eſſen und trinken, und laſſen ſich's bey einem wohl ſeyn, und damit wir ihnen auch noch obendrein die Reiſekoſten bezahlen, ſchildern ſie mit poetiſcher Frechheit ihre Reiſeabenteuer, und porträtiren dann zur ſchuldigen Dankſagung für die Gaſtfreundſchaft mit eben nicht feinen

Farben uns Thoren, die ſie aufnahmen. Meine zweyte Tochter, Marie, iſt zu einfach; um ſie kümmert ſich keiner, und ſie verſteht es nicht, Männer zu feſſeln. Aber wir kommen ganz von der Hauptſache ab; wollen Sie alſo die Güte haben? — Nach meinem offenen Geſtändniß, das nur ein Freund dem andern thun kann, können Sie meiner Freundſchaft gewiß ſeyn, und ſo hoffe ich ..."

„Hoffen Sie nichts!" unterbrach ihn Schröder. „Ich bin in meinen Entſchlüſſen zu feſt, um mich durch Ihre Worte wankend machen zu laſſen. Wüßte ich, daß die verlangten 500 Friedrichsdor Sie aus einer wirklichen Verlegenheit riſſen, ſo würde ich keinen Anſtand nehmen, die Schuld jenes Knaben dort auf dem Bilde zu bezahlen, den Sie, wie Sie mir ſagten, mit Tauſenden und ſo mancher Empfehlung ſeinem Glück entgegengeſchickt haben. Aber heute löſten Sie Ihren Wechſel mit dieſem Gelde ein, und in acht Tagen käme der alte Wolf mit einem andern von 4000 Louisdor, und Sie wären um nichts gebeſſert, und immer noch in gleicher Lage."

„Sie kennen meine Verhältniſſe ſehr genau," ſagte der Banquier, noch ungewiß, ob er mit Stolz oder Demuth antworten ſollte; „Sie miſchen ſich, wie es ſcheint, abſichtlich in meine Angelegenheiten, ohne jedoch den Willen zu haben, ſie freundſchaftlich zu ordnen; Sie biethen mir Ermahnungen ſtatt Geld; ohne das letztere ſind erſtere ganz am unrechten Ort, und, ich geſtehe, mir läſtig."

„So behalte ich ſie für mich," antwortete Schröder trocken. „Es thut mir leid, daß ein guter Rath, oft mehr werth als Gold, von Ihnen zurückgewieſen wird."

Wagner bedachte ſich hier auf einen Augenblick. „Mein Herr, ich habe die Ehre mich zu empfehlen," ſagte er dann ſtolz, ſtand auf, verneigte ſich, und verließ das Zimmer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Befreundeten.

Morgen und Nacht!
Der uns die Gebilde des Lebens entſchleyert,
Gruß Dir, von der Schöpfungen Jubel gefeyert!
Herrlich erwacht!
Aber du auch, Verhüllte, ſey uns willkommen,
Die uns, dem Gewühle des Tages entnommen,
In den Armen des Schlummers den Mohntrank gebracht!

Jänner und May!
Du in dem Gewande der Nebel, der düſtern!
In dem Vereine mit den bunten Geſchwiſtern
Führend die Reih'!
Wende deine Tritte vom lieblichen Kinde,
Daß es in der Fülle der Blumengewinde
Der Empfindung feenhafter Genius ſey!

Kunſt und Natur!
Theure Geliebte, bildend, dichtend und tönend,
In den Idealen belebend, verſchönend
Irdiſche Flur!
Du, ihre Schweſter, die im Wechſel Verjüngte!
Du von den Scharen aller Weſen Umringte!
Empfangt unſrer Treue unverbrüchlichen Schwur!

Gefühl und Licht!
Stürmendes Gefühl, wohin reißt uns dein Wogen?
Dahin, wo das Herz, von der Fluth fortgezogen,
Unter ihr bricht!
Aber die Wahrheit, die von Sphären umſternte,
Läutert das Nahe und vereint das Entfernte
Mit dem Strahlengewinde, das die Stirne umflicht!

Arthur vom Nordſtern.

Sitten der Leonneſen in Niederbretagne.

(Beſchluß.)

Wird eine Frau zum erſten Mahle Mutter, ſo ſchickt ſie zu allen ſchwangern Frauen ihrer Nachbarſchaft Weißbrot und warmen Wein, als ein Liebesmahl, das ihre glückliche Entbindung und den Wunſch zu einer gleichen bey ihnen bedeuten ſoll. Alle jungen Mütter aus der Nähe eilen zu der Neuentbundenen und flehen um die Gunſt, zuerſt ihrem Kinde die Bruſt zu geben, denn in ihren Augen iſt das Neugeborne eine Seele, die ſo eben den Himmel verlaſſen, ſeine Lippen ſind heilig, ſie heiligen die Bruſt, welche ſie berühren, ſein Lächeln iſt ſegenbringend. Reihe herum ſäugt jede Mutter das Kind. Stirbt deſſen eigene, ſo verſammeln ſich alle übrigen um das Lager der Todten, der Pfarrer betrachtet ſie ſich, gibt der, die ihm die würdigſte ſcheint, das Kind und ſagt: „Nehmt die Gabe, die Gott euch geſchenkt." Die Frau, ſtolz auf des Himmels Pfand und auf den erhaltenen Vorzug, dankt und nimmt es mit ſich. Iſt ſie zu dürftig und außer Stand, es genügend zu nähren, ſo ſtehen ihr die übrigen Frauen hierin bey, ſie ſcheuen nicht mehrere Wegſtunden und das Abbrechen vom Schlafe, um ihrer Pflicht nachzukommen.

Jeder Reiſende, der in dieſe wenig beſuchten Gegenden kommt, wird freundlich aufgenommen; ungeſcheut tritt der Bettler mit den Worten in die Hütte: „Gott ſegne alle die, ſo hier ſind." — „Und auch euch," antwortet der Hausvater, ihm einen Platz am Herde anweiſend, und das Rohr und Ginſter auf dem Herde von Neuem anfachend, auf daß der Einge-

kehrte ſich wärme und trockne. Dieſer ſetzt ſich, legt ſeinen Bettelſack ab, um ihn voller gefüllt wieder mitzunehmen. Er vergilt die ihm gereichte Labung mit Neuigkeiten, die er auskramt, er erzählt von Geburten, Heirathen, Krankheiten und Todesfällen, berichtet, wie es dort mit dem Reifen des Getreides ſtehe, wie weit da die Ernte vorgeſchritten ſey, wie dem und jenem die Wallfahrt nach St. Johann mit dem Finger von wehen Augen geholfen, wie St. Lorenzibrunnen vielen gegen Gicht gut gethan, u. ſ. w. Den jungen Mädchen gibt er Kunde, wie viel ſchmucke Dirnen auf der Brücke Pinzu am St. Michaelstage geſeſſen, wie viel junge Burſche auf dieſen Weibermarkt hingekommen, um ſie zu beſchauen, wie viel Verlöbniſſe geſchloſſen wurden. Auch beſtärkt er ſie in dem Glauben an die Vorbedeutung des Werfens einer Nadel, die an der Schnürbruſt geſteckt, in eine gewiſſe Quelle, wo man aus der Art, wie ſie falle, folgern könne, ob die Werferinn dieß Jahr Braut werde oder nicht. Er ſingt Mordgeſchichten ab und erzählt Wunder und Geiſtermährchen, denn der Bettler iſt der Barde, der Zeitungsbothe, der reiſende Handelsdiener der Leonneſen, ſeine und der heimziehenden Schnitter Spukgeſchichten hört man gern am kniſternden Herde, wenn's draußen ſtürmt und tobt und man drinnen behaglich warm und trocken ſitzt.

Calembourgs.

1. Welches Thier trägt jeder Menſch mit ſich herum?

2. Welcher Handwerker kann nicht ohne Fiſche ſein Gewerbe treiben?

3. Auf welcher Speiſe kann man landeinwärts taglang fahren, während man ſie im nächſten Dorfe gierig iſt?

4. Welchen Mann des alten Teſtaments ſieht man noch heut zu Tage millionenmahl in der Welt?

5. Wo werden allen Menſchen beſtändig die Augen naß?

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthor.) Zu den Gaſtrollen der HH. Vetter und Pezold kommen nun jene des Hrn. Detroit, Sängers am königl. Hoftheater zu Dresden. Letzterer erſchien bisher nur in Einer Rolle, jener des „Hähnchen" im Handwerkerfeſte. Er hat den preuſſiſchen Dialect vollkommen inne, ſpricht ihn aber bis zur Unverſtändlichkeit ſchnell; er iſt ein gewandter Schauſpieler, aber ein ſehr ſchwacher Sänger. Den Vergleich mit Cramolini konnte er in dieſer Rolle keineswegs aushalten. — Hr. Vetter ließ ſich in verſchiedenen Parthien hören, aber die, welche ſeinen Ruhm hier begründen ſoll, war noch nicht darunter. In der Zauberflöte und im Fidelio war er am unglücklichſten. Dieſer Sänger hat ohne Zweifel ſchöne materielle Mittel; aber es fehlt ihm an Seele, und damit iſt ſchon ausgeſprochen, daß er auch dann keinen großen Effect hervorbringt, wenn er ſeine Stimme bis zum Schreyen anſtrengt. Mit Hrn. Pezold iſt man beſſer zufrieden; ſein Waldeburg war eine gute Leiſtung, ſein Figaro dagegen kaum eine mittelmäßige. — Robert der Teufel wird nun in dieſem Hoftheater einſtudiert werden. Die Beſetzung der Hauptrollen, wobey jedoch noch Abänderungen möglich ſind, ſoll folgende ſeyn: Robert, Hr. Breiting, Prinzeſſinn, Dlle. Löwe, Alice, Mad. Ernſt, Bertram, Hr. Staudigel, Raimbaud, Hr. Cramolini. Das Einſtudieren dieſes großen Werkes wird viel Zeitaufwand benöthigen; Verbeſſerungen und Abkürzungen werden darin vorgenommen, welche der Compoſiteur ſelbſt vorgeſchlagen hat.

Mancherley.

Der Vicedirector des Hofburgtheaters, Hr. Deinhardſtein, von welchem bey Vermann ein von Kriehuber in Stein verfertigtes, ſehr gelungenes Portrait erſchien, iſt in die Bäder von Iſchl abgereiſet. — Die k. k. Hofſchauſpielerinn Dlle. Piſtor hat ihr Gaſtſpiel in Brünn beendiget. Sie gefiel ſo allgemein, daß ſie nach Ablauf der bedungenen Gaſtrollen eingeladen wurde, noch drey zu geben. Sie erſchien zum letzten Mahle am 17. July in ihrem Einnahmsſtücke, dem „Teſtament einer armen Frau." — Das neue Caſino des Hrn. Dommayer in Hietzing erfreut ſich eines zahlreichen Zuſpruchs. Der Unternehmer hat keine Koſten geſcheut, die Beſucher zufrieden zu ſtellen. Geſchmack und Grandioſität erblickt man hier in ſchönem Verein. Die Koſt iſt vortrefflich und billig, der Wein preiswürdig, die Bedienung artig und ſchnell. Strauß, der dieſem Etabliſſement wieder gewonnen iſt, entzückt an den Sonntagen und an Reunionstagen ſeine zahlreichen Freunde und Gönner. — Die neue Parodie von „Robert dem Teufel," unter dem Titel: „Robert der Wauwau," im Leopoldſtädtertheater, hat kein Glück gemacht. — Der Componiſt und Virtuos Hr. Kalkbrenner hat von des Königs von Preußen Majeſtät den rothen Adlerorden dritter Claſſe erhalten. — Der Balletmeiſter Aumer, der durch eine Reihe von Jahren in Wien Balletmeiſter war, und viel Gelungenes lieferte, iſt in Paris, 60 Jahre alt, geſtorben. — Hr. Wild macht in dieſem Jahre wo möglich in Peſth noch mehr Glück, als im vorigen. Außer dem fortwährend ſteigenden Beyfall empfängt er ungewöhnliche Ehrenbezeigungen von dem Adel und den Honoratioren dieſer Hauptſtadt. Zampa, Joſeph, Othello, Joconde, Fra Diavolo wurden bey vollem oder doch gut gefülltem Hauſe aufgeführt. — In Ofen befindet ſich eine ungariſche Schauſpielergeſellſchaft, welche gelobt wird. — Hr. Scholz bringt die letzte Hälfte ſeiner Urlaubszeit in Linz zu. Die Direction macht gute Geſchäfte mit ihm.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Sammler

Dinſtag, den 91 30. July 1833.

Der Waiſenknabe.

(Fortſetzung.)

9.

Am andern Tage wurde Schröder von ſeinem Hauswirth zu einem großen Mittagsmahl eingeladen. Mit Unmuth ging er hinunter, denn ſolch' ein Leichtſinn erſchien ihm fürchterlich. Er fand dort die ausgeſuchteſte Geſellſchaft, und die Tafel mit ſo vielem Überfluß beſetzt, daß es ihm unmöglich dünkte, wie ein Mann, der erſt geſtern in ſolcher Verlegenheit geweſen war, ihn um ein Anlehen anzuſprechen, heute ein ſo verſchwenderiſches Mahl geben konnte. Aber auch faſt eben ſo ſehr fiel ihm der Platz auf, den er heute einnehmen mußte. Sonſt war ihm immer der Ehrenplatz neben der Frau vom Hauſe zu Theil geworden; heute ſaß er am untern Ende des Tiſches zwiſchen Marien und einem jungen Forſtpracticanten Nahmens Miller, der oft in des Banquiers Hauſe war. So wenig er ſich auch um das Ceremoniell kümmerte, mußte es ihm doch nach der geſtrigen Unterredung auffallend ſeyn, daß man ihm heute ſo weit unten, auch, daß man ihm neben Marie ſeinen Platz angewieſen hatte, die heute beſonders ſtill und zurückhaltend war. Anfangs hielt es Schröder für eine abſichtliche Zurückſetzung, und belächelte es; als ihm jedoch während des Mahles Mariens Betragen, noch mehr aber die beobachtenden Blicke der Mutter auffielen, glaubte er heller zu ſehen, und ſein etwas mißtrauiſches Gemüth war auf ſeiner Hut. Er verſuchte nun mehrere Saiten in dem Mädchen zu berühren, und glaubte ſo mehr Licht zu bekommen, doch alle blieben tonlos, und Marie ward ſichtbar verlegen, aber um ſo ſchöner, da heute ein zartes Roth ihre Lilienwangen überzog.

So ſtill das Mädchen war, ſo heiter und aufgeweckt war ihre Schweſter an der Seite eben des reiſenden Schriftſtellers, deſſen der Vater am vergangenen Tage mißfällig erwähnt hatte. Sie war ganz Ohr, wenn er ſprach; ſchien das Feuer, mit welchem er ſich ausdrückte, zu theilen, und man ſah es Beyden an, daß der Lachs und die Faſanen, die ſie mechaniſch verzehrten, unbemerkt ihre irdiſche Wanderung vollbrachten, während ſie in höhern Sphären ſchwebten. Der Dichter war ein ſchöngebauter, anſehnlicher Mann, mit tief liegenden, ſprechenden Augen, ſein Geſicht war blaß, dieſe Lieblingsfarbe der Frauen bey jungen Männern, welche ſie doch ſo oft täuſcht; ſein Ganzes war zum Gefallen geſchaffen, und ſchien auch Euphroſinens ſtolzem Sinne zu genügen. Er ſang ſchön; ſeine Dichtungen, oft zu ſehr rohe Natur, waren doch zuweilen ächte Poeſie, dieſe Welt war ihm nur der Kerker der gefeſſelten Pſyche, und nur in dem von keinem Licht menſchlicher Weisheit erhellten Jenſeits ſtrahlten ihm Myriaden Sonnen. Nur aus Euphroſinens ſchönem, dunkelblauen Auge ſchien ihm auch hier ſchon eine Sonne

zu leuchten, und dann verzieh ihm die Geſchmeichelte gern ſeinen irdiſchen Flug.

Obgleich mit ſich ſelbſt und ſeiner Nachbarinn ſattſam beſchäftigt, hatte Schröder dennoch mit Theilnahme Euphroſinen beobachtet; er glaubte ſie an einem Abgrunde ſtehen zu ſehen, und nahm ſich vor, auch hier Freund und Warner zu ſeyn. Aber bald, als er nach aufgehobener Tafel ſich zufällig allein mit Marien auf dem Balcon befand, vergaß er ſie und ihren Dichter; er ſah nur das Mädchen, deren dunkles Auge er feucht zu ſehen glaubte. — „Was iſt Ihnen, Fräulein!“ ſprach er mit Theilnahme; „irr' ich nicht, ſo laſtet ein Kummer auf Ihnen; theilen Sie mir ihn mit; Mitgefühl allein heilt die Wunden. Faſſen Sie die Überzeugung, daß wahre, väterliche Neigung mich dieſe Bitte thun läßt; ſchließen Sie mir Ihr Herz auf!“

Marie ſchwieg erröthend, doch ſah man es ihr an, daß ihr das Schweigen ſchwer wurde, und ſie ſich gern mitgetheilt hätte.

„Marie,“ fuhr Schröder noch traulicher fort, „Sie lieben!“ — Bey dieſen Worten erbebte das Mädchen; auch er fühlte ein leiſes Zittern durch ſeine Nerven. War es Hoffnung, war es Furcht, er wußte es nicht. Auch die Thräne im Auge des Mädchens, auch der ſeelenvolle, innige Blick, mit dem ſie in dieſem entſcheidenden Augenblick nach ihm aufſah, löſte ihm das Räthſel nicht; auch in dieſem Blicke konnte Furcht und Hoffnung zugleich Beſtätigung finden.

„Sie ſchweigen? wollen dem Freunde Ihr Herz nicht öffnen?“ fuhr er fort. „Sie thun Unrecht. Die erſte Liebe, und das iſt ſie gewiß in Ihrer jungfräulichen Bruſt, bedarf eines Freundes. Wie Blüthe auf Blüthe von der Morgenſonne geküßt, den Kelch öffnend, ſich entfaltet, ſo erſchließt ſich an jedem Tage das jugendliche Herz immer mehr, wie eine lieblich duftende Blume, wenn die Frühlingsſonne der erſten Liebe es erwärmt. Dann bedarf es des Freundes, das Erſchloſſene ſorgſam zu wahren.“

„Aber auch ihrem Verwelken gleicht des Menſchen Herz,“ ſagte jetzt Marie feyerlich. „Der Sturm nimmt ein welkes Blatt nach dem andern auf ſeine Schwingen, und die Blume war. Die Stürme des Lebens ergreifen das Herz mit ſeiner Liebe, und ſtreuen die Blüthen umher; das hoffnungsloſe Herz beugt ſich vor dem Sturm, wie die blätterloſe Blume, und beyde ſind gebrochen.“ Kaum hatte ſie das letzte Wort geſprochen, als ſie ihn verließ.

Da ſtand er nun, ſo manchen qualvollen Gefühlen überlaſſen; Gefühlen, die ihm bisher fremd geblieben waren. Marie erſchien ihm in dieſem Augenblick in ganz anderem Lichte, von einem Glanz umgeben, der ſeine Augen blendete, ſeinen klaren Blick umwölkte.

Er, der ſonſt ſo ruhig jedem Schickſal entgegengegangen, der beſonnen handelnd, nie der Leidenſchaft Sclave geweſen war, ſah jetzt ängſtlich, beklommen und ungewiß in die Zukunft, und nur das war er gewiß, daß er Neigung zu Marien fühlte. Aber die Ungewißheit über ihr Herz erregte einen Zwieſpalt in ſeinem Innern, deſſen er nicht Meiſter werden konnte. Daß ſie liebe, hatte ſie ihm geoffenbart; aber, ob ſie ihn, ob ſie einen Andern liebte, wie konnte er dieß Räthſel löſen, wie ſich Licht in dieſem Dunkel verſchaffen?

Er eilte nach ſeinem Zimmer. Hier rückte er ſeinen Lehnſtuhl dem Familienbilde gegenüber, und ſah unverwandt, als ob ſie den Zweifel in ſeinem Innern löſen könnten, auf den alten Vater, auf die liebreiche Mutter, und je länger er die ihm ſo theuren Züge ſah, deſto lebendiger wurden ſie. Die todten Farben erhielten Gluth und Leben, und es war ihm, als ob ſich um den Mund Beyder ein Lächeln zöge, als ob ihr Auge ihm freundlich begegne, ihr Haupt ihm traulich zunickte „Ja!“ rief er aus, und bemerkte die eintretende Wilhelmine nicht, „theure Entſchlafene, ich verſtehe euch, ich ehre euren Willen, er beſtimme mich!“

„Das gebe Gott!“ unterbrach Wilhelmine ſein Selbſtgeſpräch. Er fuhr erſchrocken auf. „Ja, lieber Herr!“ ſprach ſie gerührt, „gebe Gott, daß Sie einen Entſchluß zu Ihrem Heile faſſen mögen! Wählen Sie Marie; ich habe ſie Beyde vom Garten aus auf dem Balcon ſtehen ſehen, und wahrlich! in des Mädchens Auge ſprach ſich deutlich die Liebe zu Ihnen aus.“

„Glauben Sie das!“ unterbrach ſie Schröder, und der Unmuth über die Störung war verſchwunden; Freude glänzte in ſeinem Blicke.

„Ich glaube es, und bin es faſt überzeugt. Das Mädchen ſpricht nur mit Liebe von Ihnen und mit einer Wärme, die nur aus dem Herzen kommen kann. Sie iſt ſtill und gut; die Leute im Hauſe lieben ſie, und das iſt immer ein gutes Zeichen. Auch ſcheint ſie keinen Gefallen an dem thörichten Leben in ihrer Ältern Hauſe zu finden, und iſt anſpruchlos und beſcheiden. Zaudern Sie nicht lange; wer weiß, was in der folgenden Stunde geſchieht, und das unbewachte Herz eines Mädchens iſt oft dem Augenblick hingegeben, und dann wäre es für Sie zu ſpät!“

Statt der Antwort drückte ihr Schröder die Hand.

„Ich verſtehe Sie,“ fuhr Wilhelmine fort, „Sie ſind beſtimmt, und ſcheuen ſich, es auszuſprechen. Ich will nicht weiter in Sie dringen, weiß ich doch, daß der Himmel Ihr Herz gelenkt hat. Aber wiſſen Sie ſchon,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „daß man im Hauſe ſpricht, er werde in dieſen Tagen Wechſelarreſt bekommen? Helfen Sie ihm nicht gleich; laſſen Sie ſich nicht von ihrer Weichheit überraſchen, von ſeinen Worten überliſten; laſſen Sie ihn ſein Unglück fühlen, tief fühlen! laſſen Sie ihn elend werden, wie ich es war, ſonſt hoffen Sie auf keine Beſſerung.“

„Ruhig, Wilhelmine,“ ſagte Schröder, „ruhig, und wenn Sie mir gefällig ſeyn wollen, ſo ſchweigen Sie über ihn; es ſchmerzt mich Ihretwegen, wenn Sie dieſe Saite berühren.“

„Ruhig ſoll ich ſeyn, gelaſſen ſoll ich bleiben,“ rief ſie aufgeregt. „Verlangen Sie von mir, daß die Ruhe mich in dieſem Hauſe begleiten ſoll? Alle ſchlummernden Gefühle ſind erwacht; Alles, was die Vernunft, was Ihr Beyſpiel gezähmt hatte, bricht wild aus mir hervor. Ich bin ein Aſchenhaufe, in dem alle Freuden, alle Lebensfunken verzehrt, verglimmt ſind; nur einer, der Funke der Rache, ſchlummerte nur. Er iſt erwacht, und die Erinnerung blies ihn zur Flamme.“

„Hab' ich es um Sie verdient, Wilhelmine,“ unterbrach ſie Schröder mit ſtrafendem Tone, „daß Sie mir meine Bitte nicht gewähren, da mir ein ruhiges Gemüth jetzt ſo nothwendig iſt?“

„Ob Sie das um mich verdient haben? edler Mann!“ rief die Aufgeregte, durch ſeine Worte tief erſchüttert; „mehr, tauſendmahl mehr; den Himmel haben Sie um mich verdient, denn Sie entriſſen mich der Hölle. Als ich Ihnen, der Verzweiflung preis gegeben, vor den Thoren jener Stadt begegnete, Sie die Unglückliche freundlich aufnahmen, ihr Troſt zuſprachen, Ihren kleinen Verdienſt, den letzten Biſſen mit mir theilten, mich treu auf meinem Krankenlager pflegten, und lieber die Wohlthaten jenes ſtrengen Mannes, und jede Hoffnung auf Glück aufgaben, als die verlaſſene Unglückliche: da, Herr! haben Sie mich mit Banden an ſich gefeſſelt, die mich tauſendmahl feſter binden, als die Wohlthaten, welche ich in guter Zeit von Ihnen empfing, als der Überfluß, den Sie mit der Ausgeſtoßenen theilten.“ „Ihnen iſt mein Leben, meine Seele verſchrieben, die Sie vom Verderben retteten, — Ihnen bin ich leibeigen bis zum Tode! — Darum will ich ſchweigen, und ſeinen Nahmen nicht mehr vor Ihnen nennen,“ fuhr ſie beruhigter fort; „ich will die Gluth in meiner Bruſt verſchließen; ſie mag mich verzehren, wenn ich nur meinen Freund, meinen Wohlthäter nicht kränke.“

„Thun Sie das, Wilhelmine!“ ſagte Schröder der Erſchöpften einen Stuhl reichend; „vergeſſen Sie das Unabänderliche, und wenn Sie Ihr Abendgebeth beginnen, bitten Sie Gott um ein verſöhnliches Herz.“

„Amen!“ ſprach ſie, „Ihr Wille geſchehe!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Entdecken und Erfinden.

An einer Straßenecke las ich heut'
In Lettern, die ſich weit und breit
Durch ihre Größe producirten:
„Ganz neu entdeckte Schlaf-, Commod-
Und Reiſeröcke von Herrn Roth.“
In welchem unbekannten Land
Herr Roth wohl dieſes Völklein fand? —
Vielleicht leſ' ich in wenig Stunden:
„Einen Komet hat R. erfunden! —“

F. W. Jaggi.

Beruhigende Verſicherung.

Für alle jene, welche den Kahlenberg beſuchen und doch das Steigen vermeiden wollen, iſt bekanntlich ſeit dem vorigen Sommer die Anſtalt getroffen, daß man auf niedlich geſattelten Eſeln ſeine Zinne erreichen und dieſe Thiere in Grinzing zu jeder Tagesſtunde finden kann. —

Zwey meiner Bekannten hatten vor wenig Tagen den Vorſatz, in Damengeſellſchaft den Berg zu erſteigen, und beſtellten am Vorabende, zur Erleichterung der Schönen, dieſe Thiere mit der ausdrücklichen Bedingung, daß man ſie aber auch ganz ſicher des andern Morgens ſieben Uhr am Ende des genannten Dorfes finde. —

Mit großem Wortſchwalle betheuerte der zu ähnlichen Beſtellungen Bevollmächtigte, daß er ſtets pünctlich in ſeinen Verrichtungen ſey und rief meinen Bekannten noch als völlig „beruhigende Verſicherung“ nach: Sorgen Sie ſich gar nicht! Wenn Euer Gnaden kommen, ſind die Eſel da! —

Sprüche fürs Haus.

(Metriſch nach mehreren älteren proſaiſchen Aphorismen bearbeitet.)

Genügſamkeit verlängert unſre Lebensjahre,
Der Überfluß bringt zeitig oft — die grauen Haare.

Vermählſt du dich, trau' nicht dem Kopf, laß ihn nicht wählen,
Dem Herzen folg, und ſey gewiß, es kann nicht fehlen.

C. F. Müller.

Auflöſung

der Calembourgs im vorigen Blatte:

1. Die Maus (an den Gliedern.)
2. Der Schuſter, denn er braucht Ahlen (Aalen)
3. Auf einer Wurſt.
4. Den Loth.
5. In Grönland (Wortſpiel mit Kren, Meerrettig).

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldſtadt.) Unſere Breslauer Gäſte Dlle. Sutorius und Hr. Hausmann werden jetzt immer anziehender, und die Direction ſcheint bey ihren Gaſtſpielen ihre Rechnung zu finden. Dlle. Sutorius trat als Eliſe im: „Räthſel“ als Landmädchen in einer Scene aus: „Welcher iſt der Bräutigam“ und in: „ Finette Aſchenbrödel“ in der Titelrolle auf. Ihre Darſtellungen waren durchaus gelungen und haben vielen Beyfall gefunden. Ihr Coſtume war jederzeit geſchmackvoll zu nennen. Die vorzüglichſte Leiſtung des Hrn. Hausmann iſt: „Der Eckenſteher Nante aus Berlin im Verhör.“ Dieſe Localſcene, unſerem „Wiefels Verhör“ getreu nachgebildet, enthält viele Berliner Witze und gewinnt durch das charakteriſtiſche Spiel des Hrn. Hausmann ſolch' jocoſen Anſtrich, daß man unwillkührlich zu den lauteſten Beyfallsäußerungen hingeriſſen wird. Das Publicum lohnt die brave Leiſtung unſeres Gaſtes ſtets mit mehrmahligem Vorrufen. — Als neu engagirtes Mitglied hörten wir eine gewiſſe Dlle. Louiſe Triſa in der komiſchen Scenenreihe: „Fünf Speiſen“ eine Arie aus der Oper: „Die diebiſche Elſter“ ſingen. Ihre Stimme iſt angenehm, bedarf aber noch einer ziemlichen Ausbildung. — Die fleißige und talentvolle Schauſpielerinn Dlle. Schadezky übernimmt verſuchsweiſe mehrere Parthien im Localfache vom erſten Range. Unlängſt erſchien ſie in dem launigen Producte: „Mimili“ in der Titelrolle. Die Wahl war für Dlle. Schadezky nicht glücklich, da ſie noch im Geſange bedeutend zurück iſt. Bey ihrem lobenswerthen Streben nach Vervollkommnung war gewiß Fleiß und Eifer nicht zu verkennen, aber demungeachtet können wir nicht der Meinung beypflichten, Dlle. Schadezky habe über Erwarten geſpielt, nachdem ſie nur in der einzigen Scene als Italienerinn durch ihre gelungene Ausſprache im Italieniſchen und gebrochenen Deutſch lobend erwähnt zu werden verdient. Der enthuſiaſtiſche Beyfall, womit das ſchwierige Duett im zweyten Acte aufgenommen wurde, mag in der komiſchen Kraft desſelben und in der glücklichen Markirung des Hrn. Lang, nicht aber in dem verdienſtlichen Geſange der Dlle. Schadezky, ſeinen Urſprung ſuchen. Dieſe kritiſche Anſicht ſoll nicht den Zweck haben, Dlle. Schadezky entmuthigen zu wollen, im Gegentheile ohne Lobhudeley ſie zur ferneren Thätigkeit und Vorwärtsſchreiten aufzumuntern. — Dlle. Pauline Demmer wagte im: „Bauer als Millionär“ ihren erſten theatraliſchen Verſuch als „Jugend,“ und geſtel. Da ſich bey ihr ſo viele Eigenſchaften vereinigen, um ihr Erſcheinen reizend zu machen: ein ſchönes Geſichtchen, eine niedliche Geſtalt und ein freundliches Geberdenſpiel, ſo war ſie ganz natürlich eine überraſchende Jugend. Bemerkbare Ängſtlichkeit machte ihre Bewegungen zu abgemeſſen und ſchwächte ihre Stimme. Die artige Weiſe jedoch, mit welcher ſie ſich einer gütigen Nachſicht empfahl, war ſo wirkend, daß Dlle. Demmer zweymahl gerufen ward. Hr. Blankovsky genügte als „Haß“ in keiner Beziehung, denn durch ſeine matte Darſtellung ging die ſonſt ſo wirkſame Scene im dritten Acte, wo er ſich in die beyden Mädchen verliebt, gänzlich verloren. — „Der Platzregen als Ehepro curator“ eine dramatiſche Anekdote in zwey Acten von Raupach, zum erſten Mahle gegeben, verſchaffte den Gäſten Dlle. Sutorius und Hrn. Hausmann abermahls Gelegenheit, ihren vortheilhaften Ruf zu befeſtigen. Ohne auf beſonderes Lob Anſpruch zu machen, bewegt ſich das Stückchen in einer leichten und gefälligen Form. Das Sujet iſt ſehr dürftig und dreht ſich um ein Töpfchen Gänſeſchmalz, welches eine Köchinn ihrem Liebhaber, der als Fourierſchütz bey einem Hauptmanne in Dienſten ſteht, einhändigen will. Ein Platzregen nöthiget den Hrn. Hauptmann unter dem Thore der Frau Commerzienräthinn, bey welcher die Köchinn Guſti ſich befindet, gerade in dem Moment Obdach zu ſuchen, in welchem Guſti ihren Geliebten erwartet. Die Abenddämmerung begünſtigt den Irrthum, daß der Hr. Hauptmann als vermeintlicher Liebhaber Beſitzer des Töpfchens wird, und ſo endiget ſich nach einigen intereſſanten qui pro quo's das Ganze, wie in allen Komödien, mit einer Heirath. Dlle. Sutorius (Köchinn) und Hr. Hausmann (Soldat) bewegten ſich in ihren Sphären recht verdienſtlich, und das zahlreiche Auditorium rief Beyde nach dem erſten Acte verdientermaßen vor. Auch die Übrigen, Mad. Schack, dann die HH. Blankovsky und Tomaſelli, wirkten nach Maßgabe ihrer Kräfte mit lobenswerthem Fleiße, und ſomit war die Darſtellung dieſes Stückchens gerundet. — Die romantiſche Oper: „Robert der Teufel“ erſchien vor Kurzem auf dieſer Bühne parodirt unter dem Titel: „Robert der Wauwau“ mit genauer Haltung an das Original vom Verfaſſer des „guten Humors,“ mit Muſik von Andreas Scutta. Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Parodie eine äußerſt flüchtige Bearbeitung ſey, und daß bey den vielen Mängeln, welche ſich bey der erſten Aufführung darbothen, das Ganze als humorlos langweilte, und bey den äußerſt zahlreich verſammelten Theaterfreunden eine ungünſtige Stimmung hervorbringen mußte. Allein durch eine gehörige Politur, durch Hinweglaſſung unpaſſender Stellen, Vermeidung trivialer Ausdrücke, bewieſen erſt die ferneren Vorſtellungen, daß dieſe Bearbeitung nicht gänzlich werthlos ſey. Es herrſcht ein bedeutender Unterſchied zwiſchen der erſten und einer ſpäteren Aufführung. Dieſe Parodie, durch eingelegte witzige Liedertexte und raſches Zuſammenſpiel fängt an die Lachluſt des Publicums rege zu machen, und der Direction volle Häuſer zu verſchaffen. Somit erfüllt ſie doch einen Zweck, denn weitere Anſprüche wird ſie in der That nie machen können. Die Darſteller ſchienen am erſten Abende nicht vollkommen in ihre Charaktere eingedrungen zu ſeyn, denn es zeigten ſich in der Aufführung ſelbſt viele Ecken, welche den Tumultuanten noch mehr Gelegenheit verſchafften, ihre Meinungen lärmend auszudrücken. Ganz anders verhalten ſich die folgenden Darſtellungen, in welchen die HH. Lang, Scutta, Tomaſelli, Mad. Schack und Dlle. Jäger immer ſteigenden Beyfall ernten. Hr. Fermier (Bertram) hat keinen glücklichen Subſtituten, denn Hr. Ziegler weiß ſich im Geſange nicht bemerkbar zu machen. Hr. Brinke iſt als Helene eine ergötzliche Karrikatur. Die wunderhübſchen Gruppirungen des Hrn. Schadezky überſchütten dieſen verdienſtvollen Pantomimenmeiſter mit Applaus, denn er wird immer mehrmahl vorgerufen. Die glänzende Ausſtattung durch Decorationen und Coſtumes, wie die großentheils melodiöſe Muſik des Hrn. Scutta verdienen Lob.

Joh. Nep. Hraſtnigg.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Digitized by Google

Der

Sammler.

Ein

Unterhaltungsblatt.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1833.

August.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß's sel. Witwe.

In Commission bey Anton Doll.

Digitized by Google

Der Sammler

Donnerstag, den 92 1. August 1833.

Vierteljähriger Pränumerationsbetrag 6 fl. Wiener-Währung, bey Anton Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

10.

Der Banquier Wolf, mit welchem Schröder bedeutende Geschäfte machte, hatte ihn gleich bey seiner Ankunft von den zerrütteten Vermögensumständen Wagner's unterrichtet; und da der Gutmüthige geäußert hatte, daß er gern, ihm wieder aufzuhelfen, mit einwirken wolle, rieth ihm der ehrliche Mann ab, und warnte ihn es nicht eher zu thun, bis er die Verhältnisse ganz genau kenne. „Wären es bloß Privatschulden," meinte er, „so wäre Rettung möglich. Wagner ist schon, trotz dem, daß ihn das Publicum noch für einen reichen Mann hält, in die Hände der gemeinen Wucherer gefallen, wo man dann mit baarem Gelde die Wechsel und Verschreibungen wohlfeil einkaufen könnte, da von ihnen wohl schwerlich mehr als das Drittheil baar ausbezahlt worden ist; aber ich fürchte, der schlimmste Punct sind die Wagnern anvertrauten pupillarischen Gelder. Der Ruf, welchen dieser Mann in früherer Zeit genoß, ließ Manchen das Vermögen seiner zurückgelassenen Kinder in seine Hände legen. Mit diesem Gelde wucherte er, speculirte, gewann bedeutende Summen, glaubte, dieß müsse immer so gehen, und richtete seinen, überdieß schon glänzenden Haushalt von Jahr zu Jahr immer auf größerem Fuße ein. In neuern Zeiten erlitt er bedeutende Verluste. Der frühere Gewinn war verpraßt, und so ging das fremde und eigene Vermögen verloren. Bis Sie hier nicht ganz klar sehen, rathe ich, die Hand aus dem Spiele zu lassen. Pupillengelder müssen baar und gänzlich ersetzt werden, und ich fürchte, es sind bedeutende Summen."

Schröder sah dieß ein, und folgte dem Rathe seines Freundes Wolf, ließ jedoch durch ihn unter der Hand die fälligen Wechsel einkaufen, um jedem öffentlichen Aufsehen vorzubeugen, und Zeit zu gewinnen, die Verhältnisse klarer zu durchschauen. Das gestrige Mittagsmahl hatte in so mancher Beziehung einen traurigen Eindruck auf ihn gemacht; er sah, daß Wagner leichtsinnig genug sey, ein verzweifeltes Spiel bis ans Ende zu treiben, und fühlte wohl, daß Wilhelmine recht habe, daß nur Unglück und Elend ihn bessern könne. Sein Herz, so sehr der Theilnahme und fremden Leiden offen, trieb ihn an, zu helfen, und nur mit Mühe konnte die Vernunft ihn zurückhalten.

Einige Tage darauf saß er in seinem Zimmer, ordnete seine Papiere und Rechnungen, und übersah mit einer Art Wohlbehagen den Zustand seines bedeutenden Vermögens, das durch so manche glückliche Umstände erworben, durch Fleiß und Sparsamkeit bis zu dieser Bedeutung angewachsen war. Aber mitten in diesen freudigen

Betrachtungen umdüſterte ſich ſein Himmel. „Für wen haſt du gearbeitet, und dir die Freuden einer genußreichen Jugend entzogen!“ Dieſer Gedanke trübte den frohen Blick in die Vergangenheit, und Marie trat hiebey unvermerkt vor ſeine Seele. Sie war ſeit der Unterredung auf dem Balcon ihm oft ſchüchtern ausgewichen, aber auch zuweilen, wenn Verhältniſſe oder das Geſpräch es herbeyführten, zutraulicher geweſen, als ſonſt. Wilhelmine hatte dieß zwar als Symptome einer ſchüchternen Neigung angeſehen; der Beſcheidene aber meinte, ein zwanzigjähriges Mädchen könne ſchwerlich eine Neigung zu einem Mann von achtundvierzig Jahren faſſen, dem alle glänzenden Eigenſchaften, die vielleicht noch ein Mädchen unter ſolchen Verhältniſſen feſſeln könnten, ganz abgingen. So lag ihm ſeit jenem Tage das Herz des Mädchens noch nicht offner, als damahls, und er ſchwebte immer noch zwiſchen Furcht und Hoffen. Hätte Marie nur unter den vielen jungen Männern, die in ihrer Ältern Hauſe Zutritt hatten, Einen ausgezeichnet, ſo würde er ſchnell jeder Hoffnung entſagt, und ſicher ſo viel Gewalt über ſich gehabt haben, um eine Neigung, ehe ſie zur Leidenſchaft werden konnte, in ihrem Keime zu unterdrücken.

Freundlich trat auch jetzt Mariens Bild vor ihn, und die Hoffnung ſtand ihr lächelnd zur Seite; die Phantaſie wob einen ſo ſchönen Kranz von Bildern um ſie, daß Schröder die Augen ſchloß, mit ſüßer Begierde dieſen Bildern nachhing, und vor der Enttäuſchung bebte. Süß ſind ſolche Stunden, wo der Menſch das, was ihn das Schickſal entbehren läßt, in wachen Träumen genießt, und bitter iſt dann jede Störung. Auch Schröder rief unmuthig: „herein!“ als es jetzt leiſe an ſeine Thüre klopfte, ſie ſich öffnete, und Marie hereintrat, die ſich ſchüchtern umſah, dann einige Schritte auf den Erſtaunten zuging, und plötzlich, als er ſich ihr nahte, ſtehen blieb.

Schröder, von ihrem Beſuche überraſcht, erſchrak vor ihrem Ausſehen. Bleich, wie ein Geiſt, das Auge verweint, um den Mund den Ausdruck tiefen Schmerzes, ſtand ſie bebend vor ihm, und vermochte nicht zu ſprechen. Er both ihr einen Seſſel, bath ſie, ſich zu faſſen, und fragte nach der ihm unbegreiflichen Urſache, welche ſie hieher geführt. Sie ſchwieg auf alle ſeine Fragen; nur erſt, als ein tiefer Seufzer ſich aus ihrer Bruſt gerungen hatte, ſchien ihr die Kraft zu reden wieder geworden zu ſeyn.

„Ich glaube, es muß meinen Ältern ein Unglück begegnet ſeyn,“ ſagte ſie, und die Angſt raubte ihr auch jetzt noch faſt die Sprache; „meine Mutter iſt, von irgend einer traurigen Nachricht tief erſchüttert, unwohl; meine Schweſter ſitzt weinend an ihrem Bette; der Vater verließ, als ich eintrat, in heftigſter Bewegung das Zimmer, und da ich ihm folgte, verſchloß er ſich in dem ſeinen. Meine Mutter beantwortete mir keine Frage, meine Schweſter ſchweigt. Dieß Alles beunruhigt mich ſo ſehr, und mein Herz iſt ſo gepreßt, daß ich nicht weinen kann, und eine unbeſchreibliche Angſt mich zu Ihnen, dem Einzigen, zu dem ich Vertrauen habe, hintrieb. Kommen Sie hinunter zu den Ältern, rathen, helfen Sie, ſeyen Sie ihr Freund, wie Sie der meinige zu ſeyn ſcheinen.“

„Ich folge Ihnen!“ ſagte Schröder, vor dem das Geheimniß entſchleyert lag, „oder beſſer, ich gehe allein, bleiben Sie zurück!“

„Um keinen Preis!“ rief das Mädchen, „wie könnte ich in dieſer Ungewißheit entfernt von den Meinen hier bleiben!“ Sie ſprang bey dieſen Worten auf, und eilte nach der Thür, welche in demſelben Augenblicke aufgeriſſen wurde, und durch die Wilhelmine mit Heftigkeit hereintrat. „Jetzt iſt es Zeit, die höchſte Zeit, Herr!“ rief ſie; „eilen Sie zur Rettung! Jetzt bitte ich Sie ſelbſt retten Sie ihn!“

„Ich werd' es!“ erwiederte Schröder, und eilte fort; Marie folgte ihm.

Er nahm ſeinen Weg nach dem Zimmer des Banquiers und fand es verſchloſſen; er klopfte an, aber trotz des Geräuſches, das man darin vernahm, ließ ſich keine Stimme hören. Schröder bath, eingelaſſen zu werden; Alles blieb ſtill. — „Kommen Sie durch jenes Vorzimmer; von da geht eine Tapetenthür in die Stube des Vaters,“ flüſterte ihm Marie leiſe zu; „kommen Sie!“ Sie zog ihn mit ſich fort, aber auch hier fanden ſie die Thür verſchloſſen.

„Um Gottes willen!“ bath ſie leiſe, „ſtoßen Sie die Thür ein; mir ahnet das Fürchterlichſte.“

Schröder zauderte. Da ſank ſie ihm um den Hals, preßte ihre Lippen heftig auf die ſeinen. „Mann, rette!“ rief ſie verzweifelnd; ein Stoß von Schröders kräftiger Fauſt öffnete die Thür.

Marie ſtürzte hinein, hin zu des Vaters Füßen, der an ſeinem Schreibtiſch ſaß und ſchrieb.

„Was wollen Sie hier?“ fuhr er, ſich gegen Schröder wendend, auf, ohne die Tochter, die noch immer ſeine Knie umfaßt hielt, zu beachten.

„Retten, wenn Rettung möglich iſt!“ erwiederte dieſer.

„Den Retter fand ich ſchon ohne Sie,“ ſagte der Banquier, und ſein Auge zeigte auf ein Paar Piſtolen, die neben ihm auf einem Tiſchchen lagen.

„Fräulein!“ bath jetzt Schröder, und ſchellte, „Fräulein, gehen Sie hinüber zur Mutter! Was wir zu reden haben, taugt nicht für Sie; ich bitte, gehen Sie.

„Begleite er meine Tochter zu meiner Frau!“ befahl Wagner dem eintretenden Kammerdiener. Marie ſank an des Vaters Bruſt, preßte ihn mit Heftigkeit an ſich, und gehorchte dann. Der Banquier folgte ihr, und verſchloß die Thüre des vordern Zimmers hinter ihr.

„Herr Schröder!“ begann er nun mit ſtolzer Kälte, die faſt an ſtumpfe Gleichgültigkeit gränzte, „Sie miſchen ſich unberufen in meine häuslichen Angelegenheiten, und haben die Dreiſtigkeit, mit Gewalt in mein Zimmer zu dringen; wer gab Ihnen ein Recht dazu?“

„Menſchlichkeit, Herr von Wagner,“ erwiederte er gelaſſen; „der Zuſtand Ihrer Familie, die Bitten Ihrer Tochter; und was ich hier gefunden, ſagt mir, daß ich recht that.“

„Und was wollen Sie hier?“ fuhr Wagner in gleich ſtolzem Tone fort.

„Ich wiederhohle es Ihnen,“ antwortete Schröder, ohne ſich durch das anmaßende Betragen beirren zu laſſen, „retten, wenn Rettung möglich iſt.“

„Herr!“ ſagte der Banquier, und die Verzweiflung ſprach aus ihm, „wohlgemeinter Rath, noch ſo hoch im Werth angeſchlagen, hilft mir nicht; deßhalb ſparen ſie Ihre Lehren, die für eine bußfertige Brüdergemeinde, nicht für mich und meine Lage paſſen. Wem 500 Friedrichsdor ein zu großes Opfer waren, deſſen Hülfe hat keinen Werth für mich.“

„Wo 500 Friedrichsdor nicht retten, verſchleudere ich ſie nicht,“ erwiederte Schröder. „Wo Rettung möglich iſt, ſind mir 5000 kein zu großes Opfer.“

Wagner blickte ihn ſtarr an.

(Die Fortſetzung folgt.)

Schickſal und Gemüth.

Dramatiſche Humoreske.

Das Gemüth. (Sitzt in altdeutſchem Rocke an einem gothiſchen Bogenfenſter, mit der Guitarre auf den Knien und ſieht ſchweigend in die Morgenröthe hinein. Der Wind ſpielt mit ſeinen Locken.)

Ein Diener (tritt auf). Das Schickſal wünſcht Sie zu ſprechen.

Das Gemüth. Iſt ſehr willkommen! (Diener ab.)

Das Schickſal (tritt auf). Sie werden recht gut wiſſen, Junker, daß ich eigentlich ſo viel Umſtände gar nicht zu machen brauchte, denn ich bin ehern und unabänderlich. Sehen Sie mich an, Junker, Sie werden finden: Ernſt iſt der Anblick der Nothwendigkeit! Hier iſt meine Urne, man greift nicht ohne Schauder hinein. — Aber dennoch ſoll man künftig nicht mehr ſagen, wie bisher: da kommt das Schickſal roh und kalt. — Ich habe mir dieſe Anzüglichkeiten zu Gemüthe gezogen, ob ich gleich eigentlich keines habe. Kurz, künftig ſoll's heißen; da kommt das Schickſal geſittet und gemüthlich. Deßwegen bin ich hier und hoffe, Sie werden nicht viel Umſtände machen, Junker!

Das Gemüth. Dunkle, unergründliche Macht! Hehrwaltendes — erlauben Sie mir, daß ich Sie mit Zitherklängen begrüße! (Es greift in die Saiten.)

Das Schickſal (ſchreitet nachdenklich im Zimmer herum — hält ihm endlich die Hand entgegen). Seyn Sie mein Freund, Mosje Gemüth! — Ja, ſey mein Freund, Gemüth — nimm Theil an meiner Herrſchaft, Gemüthchen! — Nu, wird's bald?

Das Gemüth. Wohl es gilt! ich bin dein, auf ewig dein! (Sie umarmen und küſſen ſich.) Durch das All gehe ein freudiges Erbeben, Gemüth und Schickſal umarmen ſich! (Sie küſſen ſich wiederhohlt.) Und ein Himmel ſoll nun aufblüh'n auf Erden. Auf goldnen Wolken niederſteigen werden die Seligen alle, blitzende Lichtſtröme von Seligkeit ſollen die Erde jubelnd erleuchten, wie eine geſchmückte Braut. Unermeßlicher Dank auf den Wogen der Töne wird auffliegen zu meinem Freunde, dem herrlichen, ſegnend herabſchauenden Schickſal!

(Küßt das Schickſal mit ſteigender Begeiſterung.)

(Man ſchlägt an die Thüre, ſie fahren aus einander.)

Ein geflügelter Bothe (tritt auf). Nun, was ſoll das auf einmahl wieder vorſtellen? — Das alte Schickſal wird doch immer einfältiger, und das Bürſchchen da denkt Wunder was es iſt. — Hört an: Ich ſoll euch Seitens der Fügung ſagen, ihr möchtet keine Poſſen treiben. Du, Schickſal, ſollſt dich ſogleich in deine Manufactur begeben, auch fortan die ſchwarzen und weißen Fäden des Lebens nach Willkühr zu verſenden und zu verwirren; du aber, Bürſchchen, ſollſt, nach wie vor, dein Butterherz im Mondſchein ſchmelzen und abwarten, ob du aus eingebildeter Liebe toll wirſt, oder in wirklicher Liebe geſund!

(Das Schickſal geht ſchweigend ab, der Geflügelte folgt ihm.)

Das Gemüth (wirft ſich in einen Seſſel und ringt die Hände). Muß denn Alles mißlingen, Alles ſcheitern.? — Ein

prachtvoll Schiff war die Hoffnung dem Hafen entſchwommen, weit ausgebreitet zum Fluge ſeine ſtolzen Segel, mit hochſchauenden Maſten — und nun — wohin? wo nun? — Der Wirbel hat's niedergeſchlungen, in blinder Dunkelheit liegt's in der Tiefe, die Waſſer ſchweigen über ſeinem Grabe! — Ach, ich bin ein ſehr unglückliches Gemüth! (Es greift in die Saiten.) Warum kann ich nicht wie Amphion durch meine herzgewaltigen Töne eine Himmelſtadt gründen um mich her? Ach, während ich da ſäße in göttlicher Ruhe, ſchwelgend in berauſchenden Weiſen, ſiehe, da fügte ſich gehorſam Stein auf Stein, es wölbte ſich die Halle, der Thurm kletterte empor in's Blaue und ſtände da, ein geharniſchter Rieſe, und Lorbeerbäume kämen hergetanzt und ſammelten ſich zu einem Haine über meinem Haupte. — Ach Geſchick, warum wurdeſt du fortgeſchickt! Ich bin das unglücklichſte Gemüth auf der Welt! (Rennt ab.)

Der Diener (tritt mit einem Beſen auf und fängt an zu fegen). Wenn ich meine unmaßgebliche Meinung ſagen ſoll, ſo iſt's recht gut, daß aus der Freundſchaft nichts geworden iſt. Mein Herr iſt ein Dichter, und es iſt ein entſetzliches Unglück, wenn ein Dichter kein Unglück hat. Ich weiß nicht, wo ich geleſen habe, daß das Entzücken ſtumm macht und daß die Hennen, wenn ſie fett werden, keine Eyer mehr legen. Und da wär's doch Schade um Stimme und Eyer. — Den Dichtern da unten wär's eben ſo ſchlimm gegangen; denn wäre das Schickſal gemüthlich geworden, ſo könnte Niemand mehr die geballte Fauſt gegen die Wolken empor werfen, und kreiſchen: tyranniſches Schickſal! Was ſollte dann aus der Tragödie werden? — Wenn ferner keine unglückliche Liebe mehr wäre, wer würde dann noch aus den murmelnden Quellen ſich ſo viel Reimſtoff hohlen, und das Staubgebäck ſeines Herzens mit ſüßem Weh und bittrer Freude aufputzen? Wer würde dann noch das weinende Geſicht in Schönheitsbogen ziehen, nach dem Tacte ſeufzen und in Sonetten weinen? — Das einfältige Volk iſt wie erpicht auf den Schmerz, und treibt eine ſinnliche Schwelgerey damit. Sie wiſſen mit der Freude gar nicht umzugehen! (Stützt ſich nachdenkend an den Beſen.)

Der Vorhang fällt, während die Augen aufgehen.

Notizen.

Nachrichten von fremden Bühnen.

Berlin.

Dlle. Thiem vom Strelitzer Hoftheater, hat außer der Jungfrau von Orleans, noch die Präciosa und das Mädchen von Marienburg geſpielt, und in allen dieſen Rollen ſich durch Talent, Gefühl, Einſicht und eine große Theaterfertigkeit einen Beyfall erworben, der, rühmlich für ſie, ihr auch, wenn anders das Berliner Publicum eine Stimme hat, im voraus die Gunſt jedes andern Publicums verheißen muß. Zwar zeugen dieſe beyden letzten Rollen nicht in gleichem Maße, wie die erſte, für ein zu ihnen erforderliches Naturell; aber was eine große Kunſtfertigkeit auch über ein minder günſtiges Naturell vermag, hat Dlle. Thiem mit vieler Wirkung dargethan. In der Präciosa fehlte ihr nicht die Superiorität, die dieſes Weſen über ihre Umgebungen hat und geltend macht; nur daß ſie zu männlich ſich zeigte; ſie muß nur als der Ausfluß einer ungemeinen weiblichen Natur, einer innern Übermacht des Ungemeinen, über das Gemeine ihrer Umgebungen, ſich offenbaren, ohne die Anmuth und die Zierde des Geſchlechts zu verletzen; ihre Rede muß ſich wo es gilt, zum höchſten, faſt accentloſen lyriſchen Schwung erheben; die kräftig und fein accentuirte Declamation der Dlle. Thiem erhob ſich mehr zum tragiſchen Pathos. — Inſofern auch eine gewiſſe Naivität, Wort und Begriff im beſten Sinn genommen, weder der Präciosa, noch dem Mädchen von Marienburg, das eben durch ihre Naivität und innere Munterkeit den Czar Peter erobert, fehlen darf, muß Referent bey aller Kunſtfertigkeit, die Dlle. Thiem höchſt beyfällig an den Tag gelegt hat, bekennen, daß beyde Rollen im Ganzen ſie nicht kleiden, aber es iſt ja nicht nöthig, daß ein Talent alles und alles auf das Beſte vermöge; genug, Dlle. Thiem hat ein Fach, worin ſie höchſt Lobenswerthes leiſtet, und ihren Beſitz auf einer großen Bühne ſehr wünſchenswerth machen muß.

Daß Hr. Rauſcher ein vielſeitig gebildeter Künſtler iſt, zeigte ſeine Leiſtung als Maſaniello in Auber's Stummen von Portici, welche Oper durch das Intereſſe der Handlung und den Reiz der Muſik noch immer ihre Anziehungskraft bewährt. Hebt die Darſtellung des Hrn. Bader, als Maſaniello, auch im Ganzen mehr die derbe rohe Natur des Fiſcherkönigs von drey Tagen hervor, und machen auch die Momente, wo er am Schluſſe des zweyten Acts zur Rache aufruft, wie die wiederhohlte Verſicherung der Treue des, dem Feinde als Gaſtfreund gegebenen, Schutzwortes, und das populäre Benehmen bey dem Triumphzuge, ſo wie wir ſolche zu ſehen gewohnt ſind, noch ergreifendern Eindruck durch das ſtärker aufgetragene, gewandte, durch Mimik und Geſticulation auf ſüdliche Weiſe belebte Spiel des Hrn. Bader, ſo verdient doch die Darſtellung des Hrn. Rauſcher gleichfalls ehrende Anerkennung. Beſonders gelang demſelben der Ausdruck des Wahnſinns im letzten Act. Was den Geſang betrifft, ſo iſt dem achtbaren Künſtler unbedingtes Lob zu ertheilen. Seine ſtets reine Intonation, die edle Art des Vortrags und die Biegſamkeit ſeiner ſchönen Bruſtſtimme, erheben dieſen Sänger zu einem der erſten deutſchen Tenoriſten. Beſonders ſchön trug Hr. Rauſcher die Schlummerarie im vierten Act, auch die Barcarole recht anſprechend vor. — Fräulein v. Hagn ſtellte die Fenella in graciöſen Attitüden, wie im mimiſchen Ausdruck dem Charakter gemäß, wenn auch vielleicht nicht immer als Neapolitanerinn, mit Beyfall dar, welcher auch Hrn. Rauſcher reichlich geſpendet wurde.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mot. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Nr. 1. Leipzig, den 1. Januar 1898. 1. Jahrg.

Die Zukunft.

Wöchentlich eine Nummer. Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Zum Geleit.

Wir leben in einer Zeit, in der sich Alles ändert, nur nicht die Zeitschriften. Wenn man sich die Mühe nimmt, die Programme der Zeitschriften, die vor zehn Jahren gegründet wurden, mit denen zu vergleichen, die heute ins Leben treten, so wird man finden, daß sie sich fast gleichen. Und doch ist in diesen zehn Jahren Vieles anders geworden. Die Zeitschriften aber sind dieselben geblieben.

Es ist nicht gut, wenn sich Alles ändert, nur nicht die Zeitschriften. Denn es ist nicht gut, wenn sich Alles ändert, nur nicht die Zeitschriften.

Wir leben in einer Zeit, in der sich Alles ändert, nur nicht die Zeitschriften. Wenn man sich die Mühe nimmt, die Programme der Zeitschriften, die vor zehn Jahren gegründet wurden, mit denen zu vergleichen, die heute ins Leben treten, so wird man finden, daß sie sich fast gleichen. Und doch ist in diesen zehn Jahren Vieles anders geworden. Die Zeitschriften aber sind dieselben geblieben.

Es ist nicht gut, wenn sich Alles ändert, nur nicht die Zeitschriften. Denn es ist nicht gut, wenn sich Alles ändert, nur nicht die Zeitschriften.

ſchuldig iſt. Mit dem, was Sie aus Ihrem überflüſſigen Mobiliar, aus Ihrem Geſchmeide und dem Schmuck Ihrer Frau löſen, zahlen Sie Kaufleute und Handwerker, und leben, wenn auch eingeſchränkt, als ein ſorgenfreyer Mann.“

„Nimmermehr verkaufe ich Haus und Villa,“ erwiederte Wagner mit trotzigem Tone; „wollen Sie helfen, ſo helfen Sie ganz!“

„So ſtoßen Sie meine Hand zurück und meine Bemühung iſt vergebens,“ ſagte Schröder, verachtungsvoll auf den Elenden blickend.

„Ich will thun, was in meinen Kräften ſteht,“ begann endlich Wagner nach einigem Nachdenken. „Ich will Sie in aller Form Rechtens in Beſitz des Hauſes und der Villa ſetzen, jedoch unter der Bedingung, daß dieß vor der Welt ein Geheimniß bleiben muß, und Sie ſich reverſiren, mich, ſo lange ich lebe, auf der Villa ſchalten und walten, und das Parterre und die erſte Etage dieſes Hauſes bewohnen zu laſſen; auch verpflichten Sie ſich, die ſchuldigen Rechnungen gleichfalls zu bezahlen.“

„Nein!“ entgegnete Schröder kalt.

Es trat nun eine Stille ein, welche Wagner endlich unterbrach. „Von den Rechnungen will ich durch dieſen Ring und andere Kleinigkeiten 4000 Rthlr. bezahlen, der Reſt von ungefähr 5000 Rthlr. muß Ihnen aber zur Laſt fallen, und von meinen Beſitzungen trenne ich mich auf keinen Fall.“

„Herr!“ erwiederte Schröder, und auch jetzt verließen ihn Ruhe und Gleichmuth nicht, „Sie müſſen in Ihrem Leben ſchon auf manchen Thoren geſtoßen ſeyn, der ſich für Sie aufgeopfert hat, ſonſt wäre mir Ihr Betragen unerklärbar. Ich erbiethe mich, für Sie 85,000 Rthlr. zu zahlen, nehme dafür kaum die Hälfte des Werths in Dingen an, wo das Bedeutendſte für mich nicht im mindeſten wünſchenswerth iſt, und Sie ſchreiben mir Bedingungen vor, als ſey ich der Bedrängte.“

Der ruhige, gleichmüthige Ton, mit dem Schröder dieß ſagte, ſchien ſeine Wirkung nicht ganz zu verfehlen. „Mein Herr,“ erwiederte der Banquier mit weniger Anmaßung, „ſeyn Sie billig! Ich lebte bisher in der großen Welt, machte eines der erſten Häuſer dieſer Stadt, ſtehe in Connexionen, aus denen man ſich nicht ſo leicht herausreißen kann; meine Frau findet in dem Leben der großen Welt ihr einziges Glück; meine Töchter würden alle Ausſichten zu einer glänzenden Parthie verlieren. Wie können Sie mir zumuthen, daß ich dieß Alles aufgeben, und mich zum gemeinen, bürgerlichen Leben herabwürdigen ſollte? Lieber ſterben, als ſolch elendes Leben führen.“

Schröder war durch dieſe Rede tief empört und ſchwieg.

„Wollen Sie als Freund meines Hauſes mir helfen, ſo helfen Sie ganz. Dieß iſt der einzige Weg meinen Credit zu erhalten, und mir dadurch Gelegenheit zu verſchaffen, meine Schuld an Sie abzutragen.“

„Wollen Sie meine Bereitwilligkeit, Ihnen zu dienen, nicht in der Art, wie ich ſie Ihnen vorſchlug, annehmen,“ erwiederte Schröder, zwar in ſeinem Innern entrüſtet, aber dem Äußern nach gleichgültig, „ſo muß ich Sie Ihrem Schickſale überlaſſen. Mein Mitgefühl hat Gränzen; Sie haben ihm ein nahes Ziel geſteckt.“

„Sie wollen mich alſo der Verzweiflung überlaſſen!“ rief Wagner trotzig werdend. „Können Sie das, nun, ſo hätten Sie mich ruhig mein Vorhaben ausführen laſſen ſollen; jetzt wäre es vorüber. — Sie ſchweigen; — ein Menſchenleben zu retten iſt Ihnen nichts; denn wahrlich! ehe daß ich mit Schande belaſtet lebe, ehe jag' ich mir die Kugel durch's Gehirn, iſt meine Lage in zwey Stunden nicht eine andere.“

„Um ein Menſchenleben zu retten, thät' ich viel,“ erwiederte Schröder, und die Milde eines Engels umſchwebte ihn, „das Ihrige zu retten — Doch ich überſchreite die Gränzen meines Rechts. — Ich kann nichts mehr für Sie thun,“ fuhr er von dem Augenblick ergriffen fort, „als Ihren Blick nach dem Jenſeits zu führen. Dort oben wohnt ein Gott der Liebe und Milde; aber auch ein gerechter, ſtrenger Richter. Denken Sie, daß, ſo wie die That vollbracht iſt, Sie vor ſeinem Richterſtuhl ſtehen! Nun leben Sie wohl!“

Wagner hielt ihn zurück. „Herr!“ ſagte er erſchüttert, „Sie haben mich an eine furchtbare Stunde, vor der ich ſchaudern muß, erinnert. Aber wüßten Sie, wie ſchwer es iſt, öffentlich ſeine Thorheit zu bekennen, ganz aus einem gewohnten, glänzenden Leben zu treten, überhaupt einen Rückſchritt zu thun, Sie würden nachſichtiger mit mir ſeyn.“

„Das Alles habe ich wohl überlegt,“ entgegnete der edle Mann; „aber eben weil ich fühlte, wie ſchwer es iſt, ſich von ſolchen lockenden Gewohnheiten loszureißen, wie ſchwer es iſt, vor der Welt durch vernünftiges Betragen ſeine Thorheit wieder gut zu machen, eben weil ich es weiß, daß Sie die Kraft nicht zu ſolch edlem Entſchluſſe haben, muß ich Sie zwingen, den äußern

Flitter abzulegen, dieſes Haus und jene koſtſpielige Villa zu verkaufen, und in die Stellung zurückzutreten, die Ihnen Ihre Verhältniſſe anweiſen.“

„Zwingen müſſen Sie mich? Nun, ſo leben Sie wohl!“ ſagte Wagner, kurz abbrechend. „Sie mögen vielleicht Recht haben bey Ihren Grundſätzen, auch ich habe bey den meinigen Recht.“ Er wandte ihm den Rücken, ſchloß das Zimmer auf, und als Schröder ihn verlaſſen hatte, riegelte er hinter ihm zu.

11.

In ſeine Stube zurückgekehrt, fand dieſer Wilhelmine in der größten Gemüthsbewegung. Sie kam ihm entgegen. „Wie ſteht's?“ fragte ſie unruhig, den Ausdruck ſeines Geſichtes beobachtend; „leſe ich recht auf Ihrer Stirn, ſo iſt er verloren! — Dacht' ich's doch gleich, die Summen würden Ihre Kräfte überſteigen.“

„Das nicht, Wilhelmine!“ erwiederte er; „aber ſeine Thorheit überſtieg meine Erwartung. Ich fand ihn im Begriff —“

„Sich das Leben zu nehmen,“ unterbrach ſie ihn, und eine hohe Röthe überflog ihr bleiches Geſicht. — „Aber fahren Sie nur fort.“

„Ich bot ihm meine Hülfe an; er ergriff meine rettende Hand nur unter ſtolzen, anmaßenden Bedingungen; nur wenn ich ihn ganz in ſeiner glänzenden Lage, wie bisher, erhalten wollte, nur wenn er das begonnene Leben in ſeiner ganzen Thorheit fortführen könnte.“

„Und was thaten Sie?“

„Ich verweigerte es! Nicht daß mir das Opfer von meiner Seite zu groß erſchienen wäre, nein! nur weil ich fühlte, daß es ſündlich ſey, der Thorheit und den Lüſten auf dieſem Wege zu fröhnen. Ich will mein Lebensziel, dem Elenden Böſes mit Gutem zu vergelten, aufopfern, will von dem Gelde ein Armenhaus für arme ohne ihre Schuld zurückgekommene Handwerker ſtiften, und der Verewigte wird mich dafür ſegnen.“

„Und was wird aus ihm?“ fragte Wilhelmine immer ſtiller und ruhiger werdend.

„Er ſteht in Gottes Hand! Beharrt er bey ſeinem Entſchluß, was ich faſt bezweifle, — ein Selbſtmörder.“

Furchtbar lächelnd ſtarrte Wilhelmine auf den Boden. — „Vergeltung!“ rief ſie, am ganzen Körper zitternd, dumpf vor ſich hin, „Vergeltung! du biſt eine ſichere Bothinn! du lenkſt die Pfeile, welche die Verzweiflung im Fluche abdrückte, wenn auch erſt nach Jahren, aber gewiß an's Ziel; du ereilſt den Sicherſten. Als ich auf meinen Knien jammernd vor ihm lag, die Arme nach ihm ausſtreckte, er mich von ſich ſtieß, mir jede Hülfe, jeden Troſt verſagte, da bath ich, an jedem irdiſchen Glück, ſelbſt an meiner Seligkeit verzweifelnd, Gott, ihn zu ſtrafen, ihn, gleich mir, ein Bettler, der Verzweiflung preiszugeben. Gott hat mein Gebeth erhört; er ſteht vor dem furchtbaren Abgrund, wo ich ſtand, als er mich von ſich ſtieß, und ſeiner Seele wird ſich kein Retter nah'n, wie der meinigen.“

„Schweigen Sie!“ unterbrach Schröder ihr furchtbares Gemurmel, „bethen Sie lieber zu Gott, daß er ſein Herz zum Beſten lenke.“

„Bethen kann ich jetzt nicht,“ erwiederte ſie dumpf; „bethen für ihn, kann ich nicht — und doch, denke ich mir ſein zerſchmettertes Hirn, denke ich mir, daß meine Bitte Sie vielleicht gerührt, meine Verzweiflung Sie zur Rettung bewogen hätte, dann ſchaudert's mich, dann dünkt mir, ich ſey ſein Todesengel. — Nein! nein!“ rief ſie bewegt, „ſein Bild iſt noch nicht ganz aus meinem Herzen geriſſen; die Kinder, ſeine Kinder ſind mir theuer; ach! ſie hätten ja die meinen ſeyn können. — Retten Sie ihn!“ rief ſie heftig aufſpringend, „Sie retten eine Seele vom Verderben.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Dreyſylbige Charade.

Zu der Fehden wildem Streite
War das erſte Paar geweiht,
Daß Verderben es bereite;
Doch vor langer, grauer Zeit.

In des Thales ſtiller Mitte
Siehſt die Zweyte du erbaut,
Und die einfach fromme Sitte
Wird ihr meiſt noch zugetraut.

Und des Gnadenbildes Wunder,
Das im Ganzen wohl bewahrt,
Regt des Chriſten Glaubenszunder,
Wo er ſich zur Menge ſchaart.

F. W. Jaggi.

Milton,

Secretär im Staatsrathe Cromwell's.

Während der großen politiſchen Ungewitter, welche über England zu Cromwell's Zeit hingen, blickte durch die Wolkenriſſe oft ein freundliches Bild, groß und erhaben, mild und ruhebringend wie der Abendſtern, Milton, der unſterbliche Dichter des verlornen Paradieſes.

Als Trabant des kampfverkündenden Kometen, in die Geheimniſſe ſeines Staatsraths eingeweiht, ſtand er dem Gefährlichen wie ein guter Engel zur Seite, und vielfach mag der Einfluß geweſen ſeyn, den er da, wo Cromwell nie raſtend niederreißen und zerſtören wollte, durch Erhalten und Wiederaufbauen ausübte.

Hierüber gibt uns der engliſche Roman „der Bu-

ckanier“ ein gelungenes Bild, in dem er uns in das Thronzimmer Cromwell's führt, in welchem jetzt der Barde, dem Umgang mit der Geisterwelt entsagend, alt und blind, aber mit geistiger ungeschwächter Jugendkraft, sich der Dichtkunst hingibt.

Wenig ähnliche Bilder möchte die Geschichte aufstellen, und wie viel mag von jener Erinnerung in einer so bewegten Zeit, als die des Protectorats, verloren gegangen seyn! Aber jetzt, wo das Staatsleben dem Volksleben näher gerückt, wo der Dichter, der Gelehrte, der Literat nicht mehr von der Mitwirkung am Staatsruder ausgeschlossen ist, gewinnt diese merkwürdige Zusammenstellung zwey so verschiedener Naturen ein neues zeitgeschichtliches Interesse, und wir fürchten nicht, daß die folgenden Zeilen ohne Theilnahme von unsern Lesern aufgenommen werden sollten.

„Und noch Einen gibt es, der allein in seiner Erhabenheit steht, — den die Geheimnisse des Paradieses nicht schreckten, der mit Engeln verkehrte, Engeln des Himmels und der Hölle, ein Geisterriese und doch ein Mann voll Schönheit, Weisheit, Einfachheit und Kenntniß! Seht ihn, wie er da sitzt in dem alt austapezirten Saale von Hamptoncourt, in demselben Gemache, wo den Abend zuvor der Protector thronte; aber wie verändert ist die Halle durch die Anwesenheit dieses einen Mannes! wie verschieden das Gefühl, womit wir Männer von hoher Energie und großem Talente betrachten! Milton, blind, kraftlos für Thaten, aber überwältigend durch sein Genie, Alles fassend, Alles sehend, nicht mit dem körperlichen, sondern mit dem geistigen Auge, die Luft, worin er athmete, heiligend, und dem Sturm Schweigen gebiethend, damit wir seine Orakel hören!“

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Dramatische Literatur.

Wiens erste Belagerung durch die Türken. Vaterländisches Drama in fünf Abtheilungen von J. M. Grienwaldt. Wien 1832. gr. 8. 119 Seiten.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß mehr und mehr von unsern Dichtern Stoffe der Vaterlandsgeschichte behandelt werden. Mit glänzendem Erfolge wurde „Der letzte Ritter“ und „Das Habsburglied“ in neuerer Zeit belohnt. Die vorliegende Arbeit schließt sich durch dik Quelle des Stoffes den ersteren an; doch scheint er uns eher der epischen als dramatischen Behandlung zugängig. Das Drama will einen Helden, von dem als Brennpunct alle Radien auslaufen, der epische wird durch die Umstände gebildet. Ein solcher, glauben wir, ist Salm. Daß wir das Recht mit dieser Behauptung auf unsrer Seite zu haben scheinen, beweist der Verfasser selbst, der bey einem nicht unbemerkbaren, dramatischen Talent, den Stoff doch nicht so gestalten konnte, daß wir ihm einen günstigen Erfolg auf der Bühne versprechen möchten. Die Charakteristik ist wahr und treu gehalten; die Sprache, wenn auch nicht durch Bilder und Gedanken neu, eine edle; doch empfehlen wir dem Hrn. G. mehr Aufmerksamkeit auf dieselbe, indem sich manches einschlich, das wir nur seiner Unaufmerksamkeit zuschreiben können.

Seite 8.

Und Östreichs Krieger hüthen das Burgthor —

ist um zwey Sylben zu kurz und kein reiner Jambus. Seite 9. „dereinst“ ist die erste Sylbe lang statt kurz gebraucht. Und Ähnliches mehr. Wir hoffen bald vom Hrn. G., wenn er seinen Stoff glücklicher wählt, etwas Gelungenes zu lesen und begrüßen ihn scheidend an dem Tempel der ernsten Melpomene. L...

Nachrichten von fremden Bühnen.

Berlin.

Die von Seiten der Musik und Scenerie ungemein effectuirende Oper: „Robert der Teufel,“ von Scribe und Meyerbeer, war wegen der nicht besetzten Rolle der Alice hier längere Zeit nicht zur Aufführung gelangt. Am Sonntag den 7. July wurde dieß an Schönheiten der Melodie, dramatischer Wirkung und Instrumentation reiche Werk mit neuer Besetzung der Alice durch Dlle. Grünbaum auf Befehl bey höchster Anwesenheit der verwitweten Königinn von Bayern Majestät und des hiesigen königl. Hofes — der fast unerträglichen Wärme und langen Dauer der Vorstellung bis nach 10 Uhr ungeachtet — vortrefflich von allen Mitwirkenden aufgeführt, und mit dem lebhaftesten Beyfall wieder aufgenommen. Ganz vorzüglich müssen wir die Kunstleistung des Hrn. Bader hervorheben, welcher den Robert mit wahrer Begeisterung sang und darstellte. Dlle. Grünbaum sang die überaus schwere Parthie der Alice von der ersten Romanze bis zum ergreifenden Schlußterzett der Oper mit einer Reinheit, Sicherheit und Kraft der Stimme in der Höhe, und spielte das unschuldige Landmädchen so natürlich, voll kindlicher Naivität, wie wir seit der ersten Darstellerinn dieser Rolle solche nicht in so genauer, dramatischer Verbindung aufgefaßt, gehört und gesehen haben. Die junge Künstlerinn hat in der That seit etwa einem Jahre die größten Fortschritte in ihrer Ausbildung gemacht, und es ist nur zu wünschen, daß eine so vielseitig brauchbare Sängerinn nicht zu überhäuft beschäftigt werde. Sehr ergreifend durch Wahrheit des Ausdrucks führt Dlle. Grünbaum besonders die Scene im dritten Acte am Kreuze aus, wie das darauffolgende Duett, auch die höchste Aufgabe, das Trio Nr. 13 ohne Begleitung mit den schweren Cadenzen. Daß Mad. Seidler die Isabelle als erfahrne geschmackvolle Künstlerinn singt, ist wiederhohlt anerkannt. Auch dießmahl machte die schöne, tief empfundene Cavatine im vierten Acte so allgemeinen Eindruck, daß Mad. Seidler gleich nach dem Schluß dieses Actes stürmisch gerufen wurde. Der werthvollen Leistungen der HH. Blume und Mantius ist gleichfalls ehrend zu gedenken. Chöre, Orchester und Ballet (vorzugsweise Mad. Taglioni) trugen zu dem ausgezeichneten Erfolge der Oper bey, welche kürzlich in Paris, bey dem Wiederauftreten der Mad. Damoreau-Cinti zum 75. Mahle mit unbeschreiblichem Enthusiasmus gegeben worden ist.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Die Entwicklung der Kraftwagenindustrie.

Von Dr. Ing. e. h. Dr. phil. Carl Bosch, Ludwigshafen a. Rh.

Die Kraftwagenindustrie ist eine Schöpfung des 20. Jahrhunderts. Sie hat sich in einem Maße entwickelt, wie kaum eine andere Industrie. Ihre Bedeutung für die Volkswirtschaft ist heute so groß, daß sie mit an erster Stelle steht. Ihre Entwicklung ist noch nicht abgeschlossen, sondern sie befindet sich noch in einem Stadium, in dem sie sich ständig weiterentwickelt. Ihre Bedeutung für die Volkswirtschaft ist heute so groß, daß sie mit an erster Stelle steht. Ihre Entwicklung ist noch nicht abgeschlossen, sondern sie befindet sich noch in einem Stadium, in dem sie sich ständig weiterentwickelt.

„Sie haben bisher Marie ausgezeichnet; täuſcht mich mein weiblicher Scharfblick nicht, ſo lieben Sie meine Tochter. Wie könnte es Ihnen nun gleichgültig ſeyn, Ihre Schwiegerältern dem Spott der Welt preisgegeben zu ſehen? Könnten Sie Liebe von einem Mädchen erwarten, das Ihnen, wenn es auch mit Unrecht geſchähe, die Schuld an dem Unglück ihrer Ältern aufbürden würde?“ Marie trat in dieſem Augenblicke ein.

„Tritt näher, mein Kind!“ ſprach ſie, noch ehe der Beſtürzte ihr auf eine ſo ſonderbare Anrede etwas erwiedern konnte. „Du biſt von den unglücklichen Verhältniſſen deines Vaters unterrichtet. Ohne ſchleunige Hülfe ſind wir verloren, und nur dieſer edle Mann kann uns retten. Er liebt dich. In deiner Hand liegt daher das Schickſal deiner Ältern; knüpfe ihn durch deine Hand feſt an uns und —“

„Mutter!“ rief die Erbleichende, und ihre Knie wankten.

„Fräulein,“ nahm Schröder, ſie mit ſeinem Arm unterſtützend, ſchnell das Wort, „keine Antwort zu dieſer Stunde! Sie möchte auch ausfallen, wie ſie wollte, ſo würde ſie mich nicht beſtimmen, meinen Entſchluß zu ändern, und Sie vielleicht in Verlegenheit ſetzen. Könnte ich je um Ihre Hand werben, wäre dieß wahrlich nicht der Augenblick, den ich dazu wählen würde.“

„Das war ich von Ihnen überzeugt,“ liſpelte Marie, doch ſo leiſe, daß es die Mutter nicht verſtehen konnte, die ihr nun, ſich zu entfernen, ein Zeichen gab.

„Madame!“ wandte ſich jetzt Schröder zu der Mutter, nachdem er Marie bis an die Thüre begleitet hatte, „nach dieſer Scene, die zu berechnet und zu wenig ſchonend für mich und Ihre achtungswerthe Tochter war, bleibt mir nichts übrig, als mich zu entfernen. Sie ſehen,“ fuhr er mit ruhigem Ernſte fort, „daß alle Pfeile an meiner Bruſt abprallen, und mich jedes Ihrer Worte nur noch in meinem Vorſatz beſtärkt. Jeder Augenblick iſt koſtbar; die Stunde naht, wo Ihr Gemahl die Pupillengelder zahlen ſoll, und es bedarf von meiner Seite noch mehrerer Vorkehrungen bey dem Banquier Wolf, ich bitte daher, mit Ihrem Gatten die Sache reiflich zu überlegen. Ich werde, Ihren Entſchluß zu vernehmen, zu Hauſe bleiben. Leben Sie wohl!“ Ohne ihre Antwort abzuwarten, entfernte er ſich.

Ängſtlich hatte Wilhelmine indeſſen ſeine Rückkehr erwartet. Er fand ſie ſtill und gefaßt; nur als er ſie von dem, was bey der Mutter, Mariens wegen, vorgefallen war, unterrichtete, wurde ſie lebhaft, und zürnte mit ihm, daß er des Mädchens Antwort nicht abgewartet, ſondern ſich ſelbſt alle Hoffnung abgeſchnitten habe.

„Will ich denn Hoffnung nähren?“ ſagte er unwillig; „kennen Sie denn mein Herz beſſer, als ich ſelbſt? Mariens Lippen preßten ſich auf die meinen, ſie ruhte in meinem Arm, und mein Blut rann deßhalb nicht ſchneller.“

„Täuſchen Sie ſich nicht, lieber Herr!“ unterbrach ihn Wilhelmine, „Sie lieben — doch, wie kann ich von ſolchen Dingen ſprechen, da mich die qualvollſte Angſt keinen Augenblick ruhen läßt. Bey dem leiſeſten Geräuſch glaube ich, die furchtbare That ſey geſchehen.“

„Fürchten Sie nichts,“ beruhigte er ſie; „wer ſo pathetiſch vom Selbſtmord ſpricht, ſogar damit droht, und mit ſolch ernſter Sache Kinderſpiel treibt, hat ſelten den Muth, die That zu begehen. Mir liegt jetzt der ganze Plan deutlich vor Augen; warten Sie nur mit Ruhe das Ende der kommenden Stunde ab.“

Aber Wilhelmine war es unmöglich; ohne Ruhe und Raſt trieb es ſie aus einem Zimmer in das andere, und ſo verlebte ſie eine qualvolle Stunde. „Sehen Sie?“ ſagte Schröder, „eine Stunde iſt ſchon verronnen, und die blutige That noch nicht vollbracht — und irr' ich nicht, ſo höre ich Tritte; er iſt's!“

„Ja er iſt's!“ rief ſie bebend, und eilte fort.

13.

Schröder hatte nicht geirrt; es war der Banquier, der in ſein Arbeitszimmer trat.

„Die Thränen meiner Kinder, auch Ihre ernſte Vermahnung,“ begann er, „haben mich und meine Gattinn endlich nach manchem ſchweren Kampfe bewogen, in Ihren Vorſchlag einzugehen, und Ihr Anerbiethen, ſo ſchwer es uns auch wird, anzunehmen. Der Notar iſt beſtellt, er wird gleich hier ſeyn, die Documente über den Kauf auszufertigen; ich bitte, nun auch von Ihrer Seite die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.“

„Dieß ſoll ſogleich geſchehen!“ erwiederte Schröder höflich, obgleich ihm die Art, wie ihm Wagner ſeinen Entſchluß bekannt machte, empfindlich war. Er ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch, ſchrieb ein kurzes Billet, klingelte, gab es dem eintretenden Bedienten mit den Worten: „Zum Banquier Wolf.“

„Herr von Wagner!“ wandte er ſich jetzt zu dieſem, „Sie können, ſobald der Kaufcontract des Hauſes in gehöriger Ordnung ausgefertigt und unterzeichnet iſt, bey dem Banquier Wolf über 32,000 Rthlr. verfügen, ſomit erfährt Niemand, daß Sie die Ihnen anvertrauten Gelder anderweitig und für ſich gebraucht

haben. Ihre Wechsel sind, wie Sie wissen, in meinen Händen. Nach abgeschlossenem Kaufcontract der Villa tausche ich sie nebst den Obligationen, die ich mir anzugeben bitte, gegen den Contract aus, und unser Geschäft ist dann beendet. Bis Michaelis können Sie im Hause wohnen, dann aber muß ich bitten, sich eine andere Wohnung zu wählen; die Villa aber wird mir sogleich abgetreten."

„Sie machen Ihre Bedingungen immer lästiger," fiel ihm Wagner in die Rede.

„Sehen Sie hierin nur den Geschäftsmann, und sonst nichts weiter," erwiederte Schröder. — „Doch bald hätte ich noch Eines vergessen. Die Möbeln dieses Zimmers, selbst jenes Gemählde, sind noch die Ihrigen. Ihre Gattinn hatte die Gefälligkeit, sie mir zum Gebrauch zu überlassen, und ich mache es zur unerläßigen Bedingung, daß sie mit diesem Hause mein Eigenthum werden."

„Wäre keine Ihrer Bedingungen drückender, als diese, so hätte ich in alle mit Freuden eingewilligt," meinte der Banquier.

„So wäre nun Alles unter uns ausgemacht?" sagte Schröder.

„Alles," erwiederte Wagner, der für seinen Wohlthäter keinen Dank, kein herzliches Wort hatte. Dieß mußte der Edle tief fühlen; aber die Freude, ihn gerettet, endlich sein — so lange sich vorgestecktes Ziel erreicht zu haben, war zu groß, sie glänzte zu hell auf seinem Angesicht, als daß ihm Unmuth und Verachtung diesen schönen Augenblick hätten trüben sollen. Den Blick unverwandt mit dem tröstenden Gedanken auf das Bild gerichtet: „ich war für die Wohlthaten, welche mir diese Edlen erzeigten, dankbar," kümmerte er sich wenig um den Banquier, der ihn unmuthig beobachtete, und eine Gelegenheit suchte, seinen Unmuth auszulassen. Er trat deßhalb zu dem in Erinnerung Versunkenen. „Herr Schröder!" begann er, „Sie haben heute solch' treffliche Acquisition gemacht, das eleganteste Haus dieser Stadt, die schönste Villa der Gegend für ein Spottgeld erhandelt: sagen Sie mir nur, was kann dieß alte, schlecht gemahlte Bild, was können die wurmstichigen, schon seit undenklicher Zeit auf dem Boden liegenden Möbeln für Werth für Sie haben?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Milton.

(Beschluß.)

Das Gemach ist von höchst seltsamer Bauart, behangen mit den ältesten Tapeten Englands, und auf beyden Seiten durch schmale, lange Fenster erleuchtet, die jetzt noch genau verziert sind wie zur Zeit, als der Cardinal sie bauen ließ. Auf einem niedrigen Sitze, der in die Mauern eingeschnitten war, saß der Dichter. Selbst Cromwell, der Protector Cromwell, sank neben dem erhabenen Blinden und Armen in Vergessenheit. Er saß in einem Mauereinschnitt der engen Fensterbrüstung; heiß strahlte die Sonne auf sein Haupt, dessen Haare in der Mitte gescheitelt waren, und auf beyden Seiten in Locken auf die Schultern niederrollten; seine Augen starrten in die Leere, ihr Ausdruck aber deutete an, daß er mit einem geheimen Wesen verkehre, welches seine ewige Nacht erleuchtete und belebte; er schien weder alt noch jung, denn die Furchen auf seinem Antlitz konnten nicht als Runzeln betrachtet werden, sie waren nur Zeichen des Kummers und jener Gedanken, deren ein Milton allein fähig war. Er war mit außerordentlicher Sorgfalt gekleidet, und seine Leinwand von dem feinsten Gewebe. Seine weißen Hände waren gefaltet, er war alleiu in dem weiten Gemache, und nur Gott mit ihm, nicht sichtbar in Werken, sondern nur für sein inneres Auge. Es war Sabbath, der in der Familie des Protectors stets mit Ehrfurcht gefeyert wurde. Die Morgenandacht war vorüber, und Cromwell befand sich in seinem Cabinete, mit der Sünde ringend, wie er es zu nennen pflegte. Stillschweigen herrschte in allen Höfen, jenes ehrfurchtsvolle Schweigen, welches auf frommes Sinnen und die Erfüllung eines der ersten Gebothe des Allmächtigen: — „Am siebenten Tage sollst du ruhen!" — deutet. Milton saß nur eine kurze Zeit in dem weiten Gemache: wer würde aber nicht einen beträchtlichen Theil dieses Alltagsdaseyns dafür geben, ihn auch nur in diesen kurzen Augenblicken gesehen zu haben! Seine Augen, obschon dem Lichte der irdischen Sonne verschlossen, waren gegen den Himmel gekehrt, um von der Sonne der Geister Erleuchtung zu empfangen. Da hörte er Tritte und entfernte sich in sein Gemach; denn an diesem heiligen Tage liebte er Ruhe. Wie leer schien nun die tapezirte Halle, wie ähnlich der Erde, wenn eine Verfinsterung die goldenen Thore der Sonne schließt.

Auflösung

der dreysylbigen Charade im vorigen Blatte:

Lanzendorf.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Den 19. July zum ersten Mahle: „Die unterbrochene Benefiz-Vorstellung, oder: Die Affenkomödie.“ Posse mit Gesang in zwey Aufzügen.

Diese Posse ist bereits von dem Leopoldstädtertheater her bekannt, und wurde dort unter dem Titel: „Die Benefiz-Vorstellung“ gegeben. Meisl hatte sie damahls nach dem Französischen für das hiesige Volkstheater bearbeitet, und die unvergeßliche Dlle. Krones und Hr. Ignaz Schuster glänzten darin als Sterne erster Größe. Die Trefflichkeit des Sujets, Scenen aus dem Schauspielerleben behandelnd, bewährte sich auch bey seiner neuesten Bearbeitung. Das Publicum unterhielt sich, wie selten bey einer neuen Komödie, wozu jedoch das ausgezeichnete Spiel der HH. Hopp (Souffleur) und Nestroy (Zettelträger) wesentlich beytrug. Nestroy's eingeschaltetes Couplets waren wieder von großer Wirksamkeit. Er mußte dieselben einige Mahl wiederhohlen. Dlle. Weiller sang eine Arie aus der „Stummen“ mit vielem Beyfall, und verrieth eine löbliche Gesangsbildung. Am Schlusse der Posse exercirte Hr. Velte die Affen des Hrn. Advinent, und das Publicum belustigte sich bey der Production dieser possierlichen Thiere in reichem Maße. In der größten Blüthe des deutschen Theaters wurden Elephanten, Löwen, Hunde, Pferde ꝛc., auf die Bühne gebracht, selbst Menschen gab es und gibt es noch, welche Thierrollen darstellen; warum soll nicht auch einmahl das menschenähnliche Thiergeschlecht seine schwer und mühsam erworbene Kunstfertigkeit zur Schau bringen? Advinent's Affen verdienen wahrlich, daß man durch die Finger sieht! —

Den 26. July erschien zur Einnahme des Hrn. Kunst zum ersten Mahle: „Bibar der Assassinen-Fürst.“ Romantisches Schauspiel in vier Aufzügen von Carl Stegmayer. Der Verfasser versetzt uns in die Epoche des unglücklichen Kreuzzuges unter Ludwig IX. Königs von Frankreich. Er läßt den berühmten König mit dem Kern der französischen Ritterschaft nach der Eroberung von Damiette den Krieg nach Egypten spielen, um daselbst den Sultan Thuranschach, in dessen Gewalt sich Palästina befindet, und dessen Bundesgenossen Bibar, Fürsten der Assassinen, anzugreifen. Ein plötzlicher Überfall des französischen Lagers bringt die Tochter des Grafen von Joinville nebst vielen andern edlen Frauen in die Hände des Barbaren, zu deren Auslösung eine königliche Gesandtschaft an Bibar abgeordnet wird, an deren Spitze der Graf von Joinville und Eduard von Samur stehen. Der Zufall hatte letzteren einst begünstigt, und ihm die Gelegenheit gegeben, Bibar, ohne zu wissen, wem er die Freyheit schenkte, bey einem Streifzuge vor französischer Gefangenschaft zu bewahren. Am Hofe Bibars erntet nun der edle Retter den Dank; denn Bibar, obwohl in Joinville's Tochter in Liebe entbrannt, läßt die gefangenen Frauen ohne Ausnahme reich beschenkt in das Lager zurückkehren. Der dritte Act bringt nun den Sultan Thuranschach auf die Bretter. Ein Meuchelmörder wird gedungen, um den frommen und tapfern König in seinem Zelte mitten im französischen Lager zu tödten, um durch seinen Tod Schrecken in der Armee zu verbreiten und das Heer zu vernichten. Bibar, von Thuranschach in seinen Hoffnungen getäuscht, und von Edelmuth getrieben, verhindert den Mordversuch. Ein Überfall der Saracenen bringt jedoch den König in die Gewalt seiner Feinde, wo wir ihn einen Plan des Sultans reiflich überlegen sehen, sich und sein Gefolge aus der Gefangenschaft zu befreyen, während Bibar seine Befreyung durch die Gewalt der Waffen bewirkt.

Wir haben die Handlung des Schauspiels nur in ihrem Hauptinhalte erzählt, da der Stoff des Ganzen unserm Erinnern nach in einer Erzählung enthalten ist, die der Sammler in dem Jahrgange 1831 lieferte. Die von den christlichen Völkern des Abendlandes seit dem Ende des 11. Jahrhunderts bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts zur Eroberung des gelobten Landes geführten Kriege bieten den Dramatikern so vielen romantischen Stoff, daß man den Gebrauch desselben nur dankbar nennen könnte, wenn er nicht schon so oft benutzt worden wäre, und zwar großentheils auf eine und dieselbe Weise. Dem Verfasser dieses Schauspiels kann jedoch das Verdienst nicht abgesprochen werden, das Ganze, namentlich jedoch die Scenen der beyden ersten Acte, mit Bühnenkenntniß behandelt zu haben; der dritte und vierte Act jedoch verliert sichtbar an Interesse, da man schon nach dem zweyten Acte den Knoten des Stückes gelöst sieht. Das Folgende ist nur ein Anhang zu dem Früheren. Die Charakterzeichnung ist oft gelungen. Mit Bibars Haltung konnten wir uns in den letzten zwey Acten gar nicht befreunden. Der Dichter wollte uns einen ungewöhnlichen, großen Assassinen zeigen, und zieht ihn wieder von der Höhe herab, auf die er ihn im zweyten Acte gestellt. Die Sprache enthält gelungene Verse, obwohl der Dichter den fünffüßigen Jambus noch nicht flüssig und correct zu behandeln weiß. Die Darstellung war ausgezeichnet und verschaffte dem Stücke deßhalb auch aufmunternden Beyfall, der zum Theil auch durch Carl's herrliches Arrangement des Spectakels begründet wurde. Hr. Kunst (Bibar) stellte in seiner Darstellung ein kolossales Bild eines syrischen Fürsten-Kriegers auf. Der Künstler gestaltet seine Leistung jedesmahl groß und ungewöhnlich. Er wurde nach dem 2. Acte stürmisch gerufen und erschien mit Hrn. Lucas (Erard), der an diesem Abende wieder ein äußerst wirksames und geistvolles Spiel entwickelte. Mad. Pann hatte als Blanka nicht viel Gelegenheit hervorzutreten, da ihre Rolle zu sehr in den Hintergrund gestellt ist. Mit Lob nennen wir noch die HH. Bofard (König), Frey (Joinville) und Röder (Artois). Hr. Kunst hatte sich als Beneficiant im wahren Sinne des Wortes eines gesteckt vollen Hauses zu erfreuen, und daß derselbe am Schlusse gerufen wurde, darf wohl nicht bemerkt werden. G. P.

Aufforderung.

Die unterzeichnete Direction wünscht ausgezeichnete Mitglieder für die deutsche Oper, welche zugleich der italienischen, — für das Schauspiel, welche der französischen Sprache mächtig sind; ferner einen routinirten Balletmeister nebst Balletpersonale, und vorzügliche Orchester-Mitglieder gegen vortheilhafte Bedingungen zu engagiren. Anträge werden portofrey an die Direction selbst, oder an den Geschäftsträger derselben, Hrn. Adalbert Prix in Wien (Neue Wieden, Hauptstraße Nr. 763) erbethen. — Briefe, auf welche nicht umgehend Antwort erfolgt, konnten nicht berücksichtigt werden.

Hermannstadt den 27. Juny 1833.

Theodor Müller,
Director der Theater in Bukarest,
Temeswar und Hermannstadt.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mot. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Erscheint jeden Sonntag.

Illustrirte Welt.

Illustrirte Zeitschrift für Unterhaltung und Belehrung.

Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.

Der Kampf um's Dasein.

Von Dr. Otto Ule.

Der Kampf um's Dasein ist ein Gesetz der Natur, welches alle Geschöpfe, Menschen, Thiere und Pflanzen, beherrscht. Es ist ein Gesetz, welches Gott selbst gegeben hat, und welches nicht aufgehoben werden kann. Es ist ein Gesetz, welches Gott selbst gegeben hat, und welches nicht aufgehoben werden kann. Es ist ein Gesetz, welches Gott selbst gegeben hat, und welches nicht aufgehoben werden kann.

Schröder, in diesem Augenblick allen Groll, alles Geschehene vergessend, kam ihm herzlich entgegen, und freute sich, daß, wenn auch vielleicht nur auf Augenblicke, doch der edle Sinn des Vaters, das weiche Gemüth der Mutter, den Sohn nicht ganz verlassen habe. Er drückte ihn mit aufrichtig herzlichem Gefühl an seine Brust, und inniger, als selbst in den Jahren der Kindheit, ruhten Beyde Arm in Arm.

„Lieber Wagner!“ unterbrach endlich Schröder die stumme Ergießung dieses Augenblicks, „ich habe meine Gründe, Sie zu bitten, unser früheres Verhältniß Jedermann zu verschweigen; es würde Sie nur in mancher Hinsicht in Verlegenheit setzen, besonders Ihrer Gattinn gegenüber, die dem wohlhabenden Manne wohl eher Dank schuldig seyn möchte, als dem Findling.“

Dem Banquier kam dieser Wunsch sehr gelegen; willig versprach er, ihn zu erfüllen, und so trennten sich Beyde nach mancher herzlichen Umarmung versöhnt und im Frieden.

Kaum aber war die leidenschaftliche Aufwallung in Schröder's Herzen durch ruhiges Nachdenken wieder ins Gleichgewicht gebracht, als er sich die Frage that, ob des Banquiers Benehmen aufrichtig und nicht erkünstelt gewesen sey. Eine so schnelle Umänderung in dem Charakter eines so herzlosen Mannes schien dem Mißtrauischen fast unglaublich; doch irrte er dießmahl. Der Banquier hatte das edle Benehmen Schröder's tief empfunden, eben weil er gefühlt, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, so zu handeln; eben weil er stets für Ernsts Rückkehr gefürchtet und er Schröder's Bereitwilligkeit nur auf Rechnung einer ihm nicht unbemerkt gebliebenen Neigung zu Marien gesetzt hatte, war ihm der edle Grund doppelt überraschend und Bewunderung erweckend. Überdieß in aufgeregter Stimmung, brach die von dem Weltleben über sein Herz gezogene Eisrinde vielleicht jetzt zum ersten Mahl.

14.

Am andern Tage übergab Frau von Wagner mit Thränen im Auge ihrem Gatten allen ihren Schmuck von Werth. Als ob sie sich für ewig von ihren geliebten Kindern trennen sollte, so schmerzhaft war ihr der Abschied von diesen glänzenden Genossen ihrer Triumphe, ohne die keine Welt, keine Freude mehr für sie war. Sie erklärte ihrem Manne ganz bestimmt, sie würde nun in keine Gesellschaft mehr gehen, sich von allem zurückziehen, und still für sich zu Hause bleiben, denn ohne Juwelen wäre die Welt für sie todt, und sie wolle nirgends mehr erscheinen. So sehr dieser Entschluß mit dem erst kürzlich gefaßten des Mannes übereinstimmte, mußte dieser doch in eine fürchterliche Zukunft sehen; denn die angenehme, Alles erheiternde Laune der Gattinn, die, selbst noch in der Zeit des Verblühens, einen Kreis von Verehrern um sich gebildet hatte, traf man nur in Gesellschaft, im Hause selten, und dem Manne mußte hier die üble Laune am lästigsten werden.

Euphrosine war bey der Nachricht der unglücklichen Katastrophe in Verzweiflung gerathen, und als sie durch die Mutter erfuhr, daß wahrscheinlich Marie durch ihr linkisches Benehmen die Ursache sey, daß Herr Schröder nicht noch mehr geopfert, nicht so viel geopfert habe, daß sie die alte Lebensweise hätten fortführen können, ließ sie ihren Thränen und ihrem Unmuth über die Schwester freyen Lauf. Aber bald tröstete sie das Gefühl ihres eigenen Werthes, tröstete sie der Gedanke, daß ihr Geliebter sie heimführen, und seine himmlische Liebe ihr Ersatz für die irdischen Entbehrungen geben würde; sie hatte jetzt nur noch Thränen für ihre Ältern; für sich glaubte sie den Quell versiegt.

Aber so ganz ohne Aufsehen mochte die Sache mit den Pupillengeldern und dem Verkauf des Hauses und der Villa doch wohl nicht gegangen seyn; denn nach einigen Tagen strömten die Rechnungen von Kaufmann und Handwerker herbey, und mit ihnen kam durch die Stadtpost ein niedliches Briefchen an Euphrosine, in welchem der Dichter um die ihr geliehenen Bücher bath, und ein Abschiedsgedicht sandte, worin er sich über den Schmerz plötzlicher Trennung und über das grausame Schicksal, das ihn von hinnen trieb, mit dem seligen Wiedersehen jenseits tröstete. Sie legte das zierliche Briefchen mit der Anweisung auf Jenseits schweigend auf den Tisch, unterdrückte die sich hervorpressende Thräne, packte die Bücher zusammen, und schickte sie dem reisenden Poeten, ohne ein Lebewohl beyzufügen, zurück.

Sie, die so oft Körbe ausgetheilt, hatte jetzt in ihrem zwey und zwanzigsten Jahre den ersten, der sie zugleich aus ihren Himmelsträumen erweckte, und sie zurück in ihre irdische Heimath führte, erhalten. Der Schleyer zerriß, der ihren klaren Blick bisher umnebelt; die eingeschränkten Vermögensumstände, in welchen sich ihre Ältern von jetzt an befanden, ließen sie fühlen, daß ein thätiges Mitwirken, eine strenge Wirthlichkeit nöthig sey, und nicht allein der Geist Nahrung, daß auch der Körper seinen Theil verlange. Sie sah jetzt wohl etwas spät ein, daß der Mensch, in welcher Lage des Lebens er auch sey, wenn er sich nicht ganz zu der Classe der nur verzehrenden Tagediebe rechnen

dürfe, thätig in das Leben eingreifen müſſe, und der Fall nun eingetreten ſey, wo das Wiſſen, einer Wirthſchaft tüchtig vorzuſtehen, weit dem Talent vorzuziehen ſey, Lord Byron und Shakeſpeare im Original zu leſen, den Text Roſſini'ſcher Muſik, um ihn mit Ausdruck ſingen zu können, zu verſtehen, obgleich der Tonkünſtler ſelbſt ihn wahrſcheinlich nicht verſtanden hat, und in dem lieben Vaterlande, in Geſellſchaften und ſelbſt im Hauſe ſchön franzöſiſch und ſchlecht deutſch zu ſprechen. Dieſe Wahrnehmungen öffneten den Quell ihrer Thränen von Neuem, und ſie floſſen jetzt den verlornen Jahren, dem verfehlten Lebenszweck.

Marie hingegen begleitete ſeit jenem Tage ein ſtiller Gram. Sie ſah ihre Ältern leiden, und ohne zu forſchen, ob verdient oder unverdient, theilte ſie ihren Kummer von Herzen. Daß ſie vom Überfluß zum Nothwendigen zurückgeführt war, betrübte ſie nicht: für ſie hatte der eitle Stolz ſein Füllhorn umſonſt ausgeſchüttet. Sie hatte nie begierig nach dieſem Tand gehaſcht, und ihr Auge näßte ſich nicht, als der Koch das Haus verließ, die Küchenmagd ſeine Stelle proviſoriſch einnehmen mußte, und die Mutter ihr die Schlüſſel der Speiſekammer, die ſonſt in der Hand einer nun verabſchiedeten Wirthſchafterinn geweſen waren, mit den bittern Worten gab: „Sorge von heute an für die Küche; dort biſt du an deiner Stelle!“ Marie verſprach, das Mögliche zu thun, und trat mit dem beſten Willen, auch mit der Hoffnung, es werde gehen, ein Amt an, von dem ſie nicht die mindeſte Kenntniß hatte.

Schröder's Betragen während dieſer ganzen Zeit hatte ſie tief gerührt. Sie wußte nicht, was ihn in ihrem Herzen höher ſtelle, ſeine edle Aufopferung für ihre Ältern, die ſie ihrem ganzen Werthe nach erkannte, oder ſein zartes Benehmen gegen ſie, als die Mutter ſie dem edlen Manne faſt aufdrang, und ſie zum Köder gebrauchen wollte, an dem ſie ihn fing. Auch hatte er ſich ihr ſeitdem nur beſcheiden, aber herzlich genaht.

Wilhelmine, trotz der Gemüthsbewegung, in welcher ſie ſich befand, nur Schröder's Glück vor Augen, hatte Alles gethan, das Mädchen von ſeiner Liebe zu überzeugen, und wenn die Arme zuweilen zu ihr kam, ſich irgend in einer wirthſchaftlichen Angelegenheit Raths zu erholen, wußte ſie immer auf ihn und ſeine glänzende Lage zurückzukommen, und Gelegenheit zu finden, ſich mit Wärme über ſein edles Herz auszuſprechen.

Auch ohne Wilhelminens Betheurung war Marie davon überzeugt. Der edle Mann ſtand Tag und Nacht vor ihrer Seele, und der Gedanke, ſie könne ihn vielleicht beglücken, lohnen, ward ihr, wie ſie ſich auch anfangs dagegen ſträubte, ein ſo lieber Gedanke, daß er ſie nicht mehr verließ.

(Die Fortſetzung folgt.)

Calembourgs.

6. In welchem Orte lebt man ohne Leiden?

7. Welcher Wurm wird bewundert, genießt die herrlichſten Speiſen und Getränke, und legt die bedeutendſte Kunſtfertigkeit an den Tag?

8. Welche Äpfel iſt niemand, ungeachtet mehr als die Hälfte der Menſchen ſie beſtändig bey ſich tragen?

9. Bewundert wird die Kraft und das Genie ſeines Pinſels gejagt wird es par force und geſchoſſen, wie trefflich ſchmeckt ein Stück von ihm!

10. Welches Spiel verſtehen in Wien die Kühe zu ſpielen?

11. Welches große muſicaliſche Genie verfolgt leidenſchaftlich alle Bienen?

Art, den Jaguar zu fangen.

In der Provinz Tukuman beſteht die gewöhnliche Art, den Jaguar zu tödten, darin, daß man ihn in ſeinem Lager aufſpürt, wobey man ſich, wenn er ein Schaf fortgeſchleppt hat, nach der an den Büſchen hängengebliebenen Wolle richtet, oder die Spur durch eigens dazu abgerichtete Hunde verfolgen läßt. Hat der Gaucho ſeinen Feind aufgefunden, ſo nimmt er eine ſolche Stellung an, daß er das Thier mit der Spitze eines Bayonnets oder Spießes beym erſten Sprunge, den es macht, empfangen kann, und wartet ſo, bis die Hunde das Thier heraustreiben; ein Wagſtück, welches er mit kalter Beſonnenheit und Geſchicklichkeit ausführt, ſo daß man ſehr ſelten von einem Beyſpiele hört, wo es nicht geglückt wäre. In einem Falle, den unſer Capitaz erzählte, war die Sache nicht ſo ſchnell abgethan. Das Thier lag in ſeiner ganzen Länge auf der Erde ausgeſtreckt, wie eine vollgefreſſene Katze. Anſtatt Zorn zu äußern und ſeine Feinde mit Wuth anzugreifen, zeigte es ſich vielmehr zum Spielen geneigt, und ſchien mit den Hunden voll guter Laune unterhandeln zu wollen, ſtatt ihre Angriffe für Ernſt anzunehmen. Man ſchoß nunmehr auf das ungeheure Thier und eine Kugel drang ihm in die Schulter, worauf es ſogleich auf ſeinen wachſamen Gegner losſprang, ſo daß es ſich nicht bloß das Bayonnet in den Leib grub,

ſondern auch über den Capitaz ſtürzte, welcher letzteres hielt; beyde rangen jetzt auf dem Boden mit einander, und der Abenteurer befand ſich ganz in ſeinen Klauen „Ich glaubte,“ ſagte der brave Kerl, „ich wäre am längſten Capitaz geweſen, während ich mit dem Arme meine Kehle zu ſchützen ſuchte, bey welcher mich das Thier packen zu wollen ſchien; allein als ich ſchon fürchtete, ſeine Klauen in meinem Fleiſche zu fühlen, erloſch das grüne Feuer ſeiner Augen, welches auf mich herabflammte, mit einem Mahle. Der Tiger fiel auf mich nieder und hauchte in dem nähmlichen Augenblicke, wo ich mich für immer verloren hielt, ſein Leben aus.“

Notizen.

Verkehrte Anſicht.

Ein Menſch, der ſo einzeln auf der lieben Erde da ſteht, wie der Eckſtein auf der Straße, an den ungeſchickte Kutſcher anfahren und Schweine ſich wetzen, wird wohl bald einſehen, daß es nicht gut iſt, daß der Stein ſo allein daſtehe, auf daß ihm Unbill in Menge paſſire. — Er wird wohl den Roßbändigern, die nur ſich ſelbſt nicht bändigen können, dermaßen Trotz biethen, daß es Feuer gibt; er wird wohl den Schweinen ihre Freude laſſen; — freuen mag's ihn aber doch nicht, daß er nur allein leidet.

So ein miſerabler, an einer ſehr befahrenen Straße daſtehender Eckſtein in der Stadt des Lebens habe nun ich zu ſeyn die Ehre, war nicht vom feinſten Korn, doch groben Schrot, der manchen Stoß zu ertragen im Stande iſt, ehe ihm die Adern der Geduld, die ihn häufig durchziehen, zerſpringen. Mich freut es nun, wie geſagt, jenem Radſtoßer, meinem Nahmensvetter gleich, nicht ſo ganz allein dazuſtehen, und ich habe mich daher ſchon lange um ſo etwas umgeſehen, das man Freund nennt. Da ich mich aber noch ſehr gut erinnere, daß ein gewiſſer Diogenes mit einer Laterne Menſchen geſucht hat, ſo meinte mein armer Hirnkaſten, daß man, um aus den etlichen Menſchen, die der gute Mann mit ſeinem Laternlein gefunden hat, auch einen Freund herauszufinden, ein tüchtiges Flambeau brauche. — Dem iſt nun aber, wie man mir, wie nachſtehend bewieſen, nicht mehr ſo; denn das Gaslicht des jämmerlichen Vorwärtsſchreitens hat nicht nur allein ſehr viele dunkle Köpfe erhellt, ſondern auch um den ganzen Erdball einen ſolchen Nimbus gebildet, daß jetzt den Bewohnern des Mondes derſelbe wohl auch am lichten Tage beleuchtet erſcheinen muß. In dieſen hellen Zeiten alſo muß man ja Menſchen auch ohne Laterne ſehen, und es kann auch gar nicht ſchwer ſeyn die Freunde zu erkennen. Von dieſer mir aufgedrungenen Wahrheit überzeugt, bedauerte ich mich um ſo inniger, da es mir dennoch nicht gelingen wollte, einen Freund zu finden. In meinem Kopfe mußte, ungeachtet der vorne erwieſenen totalen Helle, doch noch totale Finſterniß ſeyn, oder war ich vielleicht gar in einem, der Freundſchaft ungünſtigen Zeichen geboren? — Kurz mein Wunſch ſollte nicht befriedigt werden! Ich mußte wahrſcheinlich mit der Art, Freunde zu gewinnen, nicht recht bekannt ſeyn, oder eine unrichtige Anſicht von der Freundſchaft überhaupt hegen.

Darüber mißmuthig, ſchob ich mich eines Tages durch die krummen Straßen hin und her, und um dem Mißmuth und der langen Weile die Krone aufzuſetzen, verirrte ich mich ins Schauſpielhaus. Dort wurde nun zum erſten Mahle ein Machwerk zu Tage, oder eigentlicher an die Lampen gefördert, dem es beſſer geweſen wäre, einen Mühlſtein an den Hals zu hängen, und in die Tiefe zu verſenken; doch dürfte ſothaner Stein ſchon eine ziemliche Portion abſoluter Schwere beſitzen, um das gar ſo leichte Product hinabzuziehen. Demungeachtet ertönte bey einzelnen Stellen und vorzüglich am Schluſſe, den ich nur durch das Herablaſſen des Vorhangs gewahrte, ein entſetzlicher Applaus auf der einen Seite, der durch das unmuthige Ziſchen auf der andern durchdrungen, dem Vater des verkrüppelten Kindleins wie Teufelsaccord klingen mußte. Ich konnte mir die Urſache dieſes Applauſes nicht, wohl aber jene des Ziſchens erklären (man ſieht alſo ſchon, wie finſter es in meinem Kopf ausſieht) und befrug meinen Nebenmann um dieſelbe. „Das ſind die Freunde des Dichters,“ gab er kurz zur Antwort.

Ich war niedergedonnert, und obſchon die Lampen zu verlöſchen begannen, ſo ſtand doch mein Schickſal grell beleuchtet vor mir da. Ich habe keinen einzigen Freund, und der Menſch, der noch dazu ſo ſchlechte Komödien ſchreibt, hat deren ſo viele, und noch dazu ſolche, deren Freundſchaft gewiß auf ſehr hohe Grundſätze gebaut war, denn hauptſächlich waren es die oberen Gallerien, von welchen die freundſchaftlichen Äußerungen erklangen. — Ich fand das ungerecht und bejammerte mein Verhängniß. —

Einige Tage darauf nun ging ich (da ich ein Müßiggänger von Profeſſion bin, und auch hierin wieder dem Eckſteine gleiche, der nur Anſtößiges darbiethet) in das Kaffehhaus und buchſtabirt das Theaterblatt. In demſelben wurde nun das ſchon erwähnte Product jenes Abends durch die kritiſche Hechel gezogen, die aber durch die Gutmüthigkeit ihres Beſitzers die Spitzen verloren haben mußte. Es wurden zwar die Mängel, deren es in Menge beſaß, gerügt, doch auf eine ſo mildthätige Weiſe, daß ich feſt überzeugt war, daß, würde der Verfaſſer dieſe väterliche Zurechtweiſung leſen, er aus Reue über ſeine Miſſethaten Thränen vergießen müßte.

„Lob und Tadel muß ja ſeyn,“ ſchien ſich unſer Phönix von Kritikus vorgeſteckt zu haben, und ſo verkannte er auch die einigen guten Seiten des Stückes nicht, munterte vielmehr den Verfaſſer auf, mehr Fleiß und Zeit auf ähnliche Arbeiten zu verwenden, und gab ihm einige wichtige und belehrende Winke. Angezogen von dem Inhalte dieſes Aufſatzes, bemerkte ich nicht, daß der peinliche Verfaſſer jener peinlichen Komödie neben mir ſtand, und fügte den letzten beynahe laut geleſenen Zeilen in meiner Unſchuld ganz vernehmbar die Worte hinzu: „Nein! der Menſch wird doch glücklich ſeyn, auch hier hat er einen wahren Freund gefunden.“ Aber wie erſchrak ich, als er mir plötzlich das Blatt aus der Hand riß und faſt wüthend ausrief: „Sie ſcheinen mich auch noch zum Beſten haben zu wollen!? Der Menſch iſt mein größter Feind.“ — Ich ſchüttelte den Kopf und ging, feſt überzeugt, von der Freundſchaft bisher eine unrichtige Anſicht gehegt zu haben.

Radſtoßer.

Theateranzeige.

Eine junge Bravour-Sängerinn, eine ſogenannte Cantabile-Sängerinn, eine Opernſoubrette, ein braver Baßbuffon und ein routinirter Capellmeiſter können durch den Theater-Geſchäftsführer, Adalbert Prix (Wien, neue Wieden, Hauptſtraße Nr. 763), unter ſehr vortheilhaften Bedingungen bey einer deutſchen Hofbühne Engagement finden.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Nr. 32. Berlin, den 11. August 1888. 13. Jahrgang.

Die Elektrizität im Dienste der Menschheit.

Von Dr. Ludwig Max Goldberger.

Nachdruck verboten.

Die Elektrizität ist eine Naturkraft, welche sich in ihrer Wirkung auf die Materie in mannigfacher Weise äußert. Sie ist eine Kraft, welche sich in der Natur überall findet, und welche, wie alle Naturkräfte, nur dann zu unserer Wahrnehmung gelangt, wenn sie sich in Bewegung befindet. Wir können sie nicht sehen, nicht hören, nicht riechen, nicht schmecken, nicht fühlen, wenn sie sich in Ruhe befindet, sondern nur dann, wenn sie sich in Bewegung befindet, wenn sie sich von einem Körper zu einem anderen fortpflanzt. Wir können sie nicht sehen, nicht hören, nicht riechen, nicht schmecken, nicht fühlen, wenn sie sich in Ruhe befindet, sondern nur dann, wenn sie sich in Bewegung befindet, wenn sie sich von einem Körper zu einem anderen fortpflanzt.

wiſſen konnte. Sie verſchließen Ihre Neigung in Ihrer Bruſt, und ich habe den Gegenſtand, der Ihnen werth iſt, noch nicht erforſchen können. Deßhalb fürchte ich faſt, ſein Stand, ſeine Verhältniſſe, oder ſonſt etwas machen ihn Ihrer nicht würdig."

„Sie irren!" fiel ihm das Mädchen raſch ins Wort.

„Laſſen Sie mich enden, Marie!" bath Schröder. „Sey es auch, wie es ſey, ſo ſollen Sie auch einen thätigen väterlichen Freund an mir finden. Iſt er arm, ſorge ich für Ihre Exiſtenz; iſt er unter Ihrem Stand, vermag ich vielleicht ihm emporzuhelfen; nur wenn er als Menſch Ihrer nicht werth iſt, dann warne ich als Freund, ſtemme mich gegen Ihre Leidenſchaft, und rette einen Engel vom Verderben. Reden Sie, ſeyn Sie offen gegen mich! Ich will wahrlich Ihr Vertrauen verdienen, will nur Ihr Glück!" Er hatte dieß mit ſo viel Wärme, faſt leidenſchaftlich geſprochen, und nicht die hervorbrechende Thräne zurückzuhalten vermocht, ſo daß Marie wohl fühlen mußte, das, was er geſagt, ſey der Tiefe ſeines Herzens entſprungen.

Lange blickte ſie ihn ſchweigend an, und der Kampf, den ſie in ihrem Innern zu kämpfen ſchien, mußte kein ſchmerzhafter ſeyn, denn ihr Auge ruhte mit Himmelsklarheit auf ihm. „Herr Schröder!" begann ſie endlich, „hat Ihnen das, was Sie mir eben geſagt, gelobt, keine Überwindung, keine Aufopferung gekoſtet?"

„Keine, die mir nicht durch den Gedanken, Sie glücklich zu wiſſen, vergütet, doppelt vergütet worden ſey," erwiederte er.

„Sind Sie denn auch gewiß, das, was mich glücklich machen würde, zu kennen?"

„Ich glaub' es!"

„Mich beglückte ſtets das Bewußtſeyn, meine Pflicht erfüllt zu haben. Doppelt beglückte es mich, wenn mir dieß leicht ward," ſagte ſie ernſt, „und glauben Sie nicht, daß Dankbarkeit die erſte, ſüßeſte Pflicht des Herzens iſt, und daß die Achtung für einen edlen Mann ihm gegenüber auszuſprechen, ſelbſt für die Jungfrau ſüß iſt, ſollte ſich auch ihr Zartgefühl dagegen ſträuben?"

„Sie beſchämen mich, Marie!" unterbrach er ſie erröthend. „Werther, mir theurer Mann!" fuhr ſie mit Wärme fort, „Ihre Beſcheidenheit heißt Sie ſchweigen. Ich kenne Ihre Wünſche, Sie haben mich ganz damit bekannt gemacht; deßhalb halte ich es für Pflicht, dem Manne, der, als meine Mutter das Glück meiner Ältern in meine Hände legte, ſie nicht ergriff, da die Tochter ſie ihm hätte reichen müſſen, der, ahnend, eine geheime Neigung ruhe in meiner Bruſt, freywillig entſagt, und ſich für mich opfern will, dem Manne offen entgegenzukommen, und ihm zu ſagen, daß mein dankbares Herz ihm keinen Wunſch verſagen könnte."

„Marie!" rief Schröder, vor Freude erbebend, „darf ich hoffen —"

„Den Unglücklichen verläßt dieſe treue Freundinn nicht, wie ſollte ſie den Glücklichen verlaſſen?"

Schröder war überraſcht; noch konnte er ſein Glück nicht faſſen. Sinnend blickte er vor ſich nieder; endlich ſprach er, ſich feyerlich zu dem Mädchen wendend: „Marie, dieſer Augenblick entſcheidet über unſer ganzes Leben; darum müſſen, dürfen wir nur beſonnen unſerm Herzen folgen, nur mit Bedacht die Pforte der Zukunft uns öffnen. Seyn Sie ganz wahr, nicht allein gegen mich, auch gegen ſich; täuſchen Sie ſich nicht ſelbſt! Oft erſcheint uns in dem Augenblick der Überſpannung ein Opfer ſo ſchön, ſo leicht, welches wir hernach unſer ganzes Leben hindurch bereuen. Das reine, heilige Feuer der Dankbarkeit wärmt nicht für immer; bald erliſcht es, und dann bindet nur noch die Pflicht, wo die Liebe feſſeln ſollte. Der Dankbarkeit verdanke ich gern Ihre Freundſchaft; Ihr Herz möchte ich nur aus der Hand der Liebe empfangen."

„Ja, edler Mann, das können Sie!" erwiederte ſie mit Feuer: „Die Neigung aus hoher Achtung entſprungen, nicht die Dankbarkeit allein, reicht Ihnen meine Hand."

„Und bricht kein Herz, das Sie mir geopfert?" fragte er feyerlich.

„Keines."

„Nun dann, Marie," ſprach er mit tiefer Rührung, „ſo will ich ein Glück erfaſſen, das ich nicht glaubte, mir zueigen machen zu können; ſo will ich Ihnen Alles geloben, was ich vermag: treue Liebe bis zum Grabe, treue Freundſchaft in Freud' und Noth. Und ſo weih' ich mich Ihnen denn mit Hand und Mund, mit der feſten Überzeugung, daß jene Edlen, die vor acht und vierzig Jahren den ausgeſetzten Knaben an dieſem Tage, vielleicht auf dieſer Stelle, an ihr Herz drückten, ſegnend über ihn und ihrer Enkelinn ſchweben werden. Und nun, liebe Marie, theure Gefährtinn meiner künftigen Erdenwallfahrt, muß ich dankend mein Gebeth zu Gott erheben; in Freud' und Schmerz muß es aufſteigen, alſo auch jetzt!" — Er faltete die Hände; auf den Schwingen der Andacht ſtieg ſein leiſes Dankgebeth gen Himmel, und als er geendet, fand er Marie am Raſenſitz kniend, ihr Herz zu Gott

erheben. Er ſtörte ſie nicht, und als ſie ſich erhob, in ſeine Arme ſank, er die herabgerollte Thräne von ihrer Wange küßte, war der unzertrennliche Bund für das Leben geſchloſſen.

Mariens Ältern gaben freudigen Herzens noch am nähmlichen Abend ihre Einwilligung. Euphroſine weinte im Stillen eine Thräne, und war mit ſich nicht ganz einig, aus welchem Quell ſie entſprang; Wilhelmine aber ſank bey dieſer Nachricht ihrem Herrn ſtürmiſch um den Hals. „Nun gehe es mit mir, wie Gott will!“ rief ſie aus, „weiß ich doch meinen Wohlthäter glücklich, ſteht er doch nicht mehr verlaſſen und einſam, gleich einem Palmbaum in der Wüſte, unter deſſen Schatten nur Andere ſich erquicken, wenn ihn ſelbſt die Strahlen der Sonne verſengen.“

„Aber nun, lieber Herr! da Sie ſo glücklich ſind, gönnen Sie auch der armen Wilhelmine, daß ſie aus dem Freudenkelche trinke, wenn er auch an ihren Lippen zum Wermuthsbecher würde, laſſen Sie mich hinaus! Sie ſehen, mein Blut lernt mit den entſchwundenen Tagen nicht ruhiger fließen, und mein zerriſſenes Herz kann nur die Zeit heilen.“

„Fühlen Sie Kraft genug in ſich, zu ſchweigen?“ fragte ſie Schröder ernſt, „das leiſeſte Wort, und ſein Herz könnte brechen.“

„Ich glaube die Kraft zu haben; Gott wird mich ſtärken,“ erwiederte ſie mit Ruhe.

„Nun, dann wollen wir ſchon morgen hinaus, ſo ſchwer ich mich auch jetzt von hier trenne,“ ſagte er bewegt; „Gott gebe Ihnen Muth und Stärke.“

15.

Am andern Tage ſaßen Beyde in der Droſchke und fuhren nach dem Schulhauſe. Schröder, der ſchon früher die Bewohner von ſo manchen Sonderbarkeiten ſeiner Wirthſchafterinn, beſonders von ihrem heftigen, leidenſchaftlichen Weſen unterrichtet hatte, glaubte den Bitten Wilhelminens, und auch dem Wunſche der Familie des Schulmeiſters nachgeben, und ſie dort einführen zu dürfen.

Aber je näher ſie dem Orte kamen, deſto aufgeregter wurde Wilhelmine, und als ſie den Kirchthurm erblickte, und nun heftig zu zittern begann, gereute ihn ſein Vorſatz, und er wollte wieder umlenken laſſen; doch ſie bath, ſie beſchwor ihn, und ſo fuhren ſie endlich vor dem Schulhauſe vor.

Auch heute empfing ſie die freundliche Erneſtine. — „Marie!“ rief Wilhelmine heftig, ſprang aus dem Wagen, drückte die Erſchrockene krampfhaft an ihre Bruſt, und nur das Zureden ihres Herrn, und die ernſte Bewillkommung des Schulmeiſters gaben ihr die Faſſung wieder, ſo, daß ſie deſſen Gattinn, welche ihr im Haus entgegenkam, mit Anſtand begrüßen, und einige Entſchuldigung ſammeln konnte. Schröder ſchien nun abſichtlich den Eintritt in das Zimmer durch allerley Fragen aufzuhalten; aber ſtatt daß Wilhelmine ſich dadurch beruhigen ſollte, wurde ſie nur noch ängſtlicher.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Apfelbaum.

Im Garten ſteht ein Apfelbaum
In ſeiner blüthevollen Pracht,
Ein Zephyr wiegt den weißen Saum
Wohl hin und her ſo lind und ſacht.

Und herrlich ſteht in voller Kraft
Der Blüthenbaum ſo fröhlich da;
In ſeinem Innern Mark und Saft,
Und alles duftet fern und nah.

Da hebt ſich nach und nach ein Wind,
Der immer ſtärker, kräft'ger weht;
Das iſt kein Zephyr ſacht und lind,
Der arme Baum nicht ruhig ſteht.

Und wirbelnd reißt die Blüthen ab
Der rauhe tückevolle Wind;
In hohe Luft, zur Erd' herab,
Zerſtreut er alle, pfeilgeſchwind.

Da liegt er nun der liebe Schnee,
Der einſt ſollt' zeugen ſaft'ge Frucht;
Der grüne Baum ragt in die Höh',
Die Blüthen jagt der Sturm in Flucht.

Nicht ganz verlaſſen iſt er doch,
Trägt er auch keine Blüthe mehr;
Ihm bleiben ja die Blätter noch,
Die ſäuſelnd wogen hin und her.

Da ſtürmt ein Herbſtwind ſchnell heran,
Und hat den Armen bald entlaubt,
Das letzte Leid ihm angethan,
Und er ſteht da mit kahlem Haupt.

Der Menſch, das iſt der Apfelbaum,
Das Schickſal iſt der wilde Sturm,
Die Freuden ſind der Blüthenſaum,
Zerſtiebt vom eiſgen Schickſalsſturm.

Heinrich Proch.

Auflöſung

der Calembourgs im vorigen Blatte:

6. Zu Freudenthal in Schleſien.
7. Der bekannte Komiker Wurm.
8. Die Adamsäpfel am Männerhals.
9. Ender, Profeſſor der Mahlerkunſt, und Ender, der Hirſch.
10. Das Bretſpiel, und zwar in der Bäckerſtraße, wo die Kuh am Brete ſpielt.
11. Hummel.

Notizen.

Cherubini.

In diesem Augenblicke, wo in der großen Oper zu Paris ein neues Werk dieses vierundsiebzigjährigen Tonsetzers: Ali Baba, in die Scene geht, dürften einige Notizen über diesen berühmten Componisten den Lesern dieses Blattes nicht unwillkommen seyn.

Cherubini's anfänglicher Beruf schien denselben der Kirchenmusik zuzuwenden. Noch hatte er sein dreyzehntes Lebensjahr nicht erreicht, als seine Professoren in der Composition, Bartolomeo Felici und Alessandro, ihn fortwährend bey Fuge und Contrapunct fest hielten. Im Jahre 1773 brachte er zu Florenz, wo er im Jahre 1760 geboren ward, eine Messe zur Aufführung. Nun war die Bahn gebrochen und binnen fünf Jahren componirte er mehrere Werke für Kirche und Theater. Alle verbürgten ihm eine glänzende Zukunft; aber religiöse Begeisterung beherrschte noch die frühreifen Geburten eines Genies, das über die Bahn, welche es verfolgen sollte, noch ungewiß war. Vielleicht hätte sich Cherubini ausschließend der Kirche gewidmet, wenn ihm nicht der Großherzog Leopold, der die Künste liebte und beschützte, im Jahre 1778 eine Pension bewilligt hätte, um ihm die Mittel zu verschaffen, sich unter dem berühmten Sarti zu vervollkommnen.

Dieser Meister, welcher den Werth seines Zöglings bald wahrnahm, begnügte sich nicht, denselben in alle Geheimnisse seiner Kunst einzuweihen, und die geheimen Schätze des Contrapuncts ihm zu enthüllen; er vertraute ihm oft die Composition zweyter Partbien in seinen Opern: und wahrscheinlich war es diese Auszeichnung, welche seinem Geiste die Richtung für die Bühne gab, deren Erfolge, rauschender als jene in der Kirche, das junge Gemüth fesselten und der Eigenliebe schmeichelten. Nachdem Cherubini vier Jahre bey Sarti zugebracht, schrieb er von 1784 bis 1788 la finta Principessa und Giulio Sabino, Opern, welche zuerst in London gegeben wurden; Ifigenia in Aulide, in Turin zuerst dargestellt, und endlich Demophoon, das erste Werk, womit er die französische Bühne bereicherte. Der Erfolg dieses Werkes bestimmte ihn, seinen Aufenthalt in Paris zu nehmen. Nach Demophoon componirte er für die komische Oper eine große Anzahl einzelner Musikstücke, welche im Jahre 1790 und in den folgenden Jahren den glänzenden Ruf befestigten, den seine erste französische Oper ihm erwarb. Noch erinnert man sich des Enthusiasmus, welchen das herrliche Quartett: Cara, da voi dipende, eingelegt in die Oper: I Viaggiatori felici, erregte.

Im Jahre 1791 übergab Cherubini dem Theater Feydeau seine große Oper Lodoiska. Dieses Werk macht Epoche in dem Leben dieses Tonsetzers und in der Geschichte der Kunst. Die Erhabenheit und Majestät der Melodien, an Gluck's grandiose und edle Simplicität erinnernd, waren dort mit einem Reichthum der Instrumentation verbunden und durch solche Hülfsquellen der Harmonie unterstützt, wovon man früher keine Ahnung gehabt hatte. Gedenkt man der mit Lodoiska gleichzeitigen Werke, so kann man nicht genug bewundern, wie weit Cherubini's Orchesterbegleitung seine Epoche überflügelt habe und der künftigen vorangeeilt sey *). Wir glauben daher die Besorgniß einiger Personen nicht theilen zu müssen, welche, obschon überzeugt, in Ali Baba Schönheiten ersten Ranges zu finden, in der Instrumentirung einige Magerkeit anzutreffen fürchten. Noch hat man den kolossalen Effect nicht vergessen, welchen das Accompagnement des Credo, eines seiner neueren Werke, in den letzten Concerten des Conservatoriums hervorbrachte.

Auf Lodoiska folgte Elisa (der Bernhardsberg), Medea und Deux Journées (die Tage der Gefahr). Die Classe der schönen Künste des Instituts hat des letzteren Werkes, in ihrem Bericht über die zehnjährigen Preise, ehrenvolle Erwähnung gemacht.

Deutschland, welches vielleicht weniger schnell urtheilt als Frankreich und Italien, aber seine Urtheile in Erz gräbt, das vorsichtige und gewissenhafte Deutschland zögerte nicht, durch seinen Beyfall jenen zu sanctioniren, welchen Cherubini in seinem Adoptiv-Vaterlande erhielt *). Alle seine Compositionen wurden dort aufgeführt und im Jahre 1806 schrieb er für Wien seine Faniska. Pigmalione war die letzte Oper, die er (im Jahre 1809) in Frankreich für das Theater der Tuilerien schrieb.

Von nun an schien er auf dramatische Musik und den profanen Beyfall der Bühne Verzicht zu leisten, um sein Ohr neuerdings jener Stimme von Oben zu leihen, die schon zu seiner Kindheit gesprochen und seine ersten Gesänge begeistert hatte. Aus dieser Epoche, aus diesem Übergang zu einem Berufe, welcher vielleicht sein eigenthümlicher war, schreibt sich seine dreystimmige Messe für das ganze Orchester, welche von bewährten Richtern für sein Meisterstück erklärt wurde.

Nachstehendes ist ein Verzeichniß seiner vorzüglichsten Compositionen: Im Jahre 1780, Quinto Fabio, Oper in 3 Aufzügen. — 1782, Armida, Mersenzio, Oper in 3 Aufzügen (in Florenz). Adriano in Syria (in Livorno). — 1783, Lo Sposo di tre femine. — 1784, Idalia, Oper in 2 Aufzügen (in Florenz). Alessandro nelle Indie (in Mantua). — 1785, La finta Principessa (in London). — 1786, Giulio Sabino; eine große Anzahl Musiknummern zum Marquis de Tulipano (in London). — 1788, Ifigenia in Aulide (in Turin). Demophoon (in Paris). — 1790, Zusätze zur Italiana in Londra, von Cimarosa (in Paris). — 1791, Lodoiska (in Paris). — 1793, Koukourgi (eine nicht im Stich erschienene Oper). — 1794, Elisa. — 1797, Medea. — 1798, l'Hotellerie portugaise. — 1799, La Punition. La Prisonnière. — 1800, Les deux Journées. — 1803, Anacreon. — 1804, Achille a Scyros, Ballet (sämtlich in Paris). — 1806, Faniska (in Wien). — 1809, Pigmalione (in Paris **).

Außerdem schrieb er eine Menge einzelner Musikstücke im Kirchen- und Kammerstyl, und für das Theater, auch selbst Instrumentalmusik allein, unter andern eine Sonate für zwey Orgeln, worin man, wie in allen seinen religiösen Compositionen, den energischesten und unserm Erkennen nach naivsten Accent seiner musikalischen Gedankenfülle antrifft. D.

*) Diesen Vorzug hatte er mit Gluck, Mozart, Beethoven gemein. Anmerk. der Redaction.

*) Dieses Lob des deutschen Kunstgeschmacks und Charakters fließt aus der Feder eines Franzosen, von dessen Aufsatz wir hier eine Übersetzung liefern. Anmerk. der Redaction.

**) Wir vermissen in diesem Verzeichnisse die Opern: Le Crescendo, les courses de New-Market, les Abencerages, Bayard à Mezières und Blanche de Provence, welche letztere er im Jahre 1821 mit Kreutzer, Berton, Boieldieu und Paer componirte. Anmerk. der Redaction.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Leipzig, den 17. August 1907. 17. August 1907.

Der Buchhandel und die Kriegsgefahr.

Wenn Deutschland in einen Krieg verwickelt würde, so würde der Buchhandel, wie alle Gewerbe, die Folgen davon zu tragen haben. Es ist daher nicht unangebracht, sich schon jetzt mit der Frage zu beschäftigen, wie sich der Buchhandel in einem solchen Falle zu verhalten hätte, um seine Interessen nach Möglichkeit zu wahren.

Die Kriegsgefahr ist nicht etwa eine Erfindung der Neuzeit, sondern sie ist so alt wie die Menschheit selbst. Seit Jahrtausenden haben die Völker Kriege geführt, und es ist nicht anzunehmen, daß sie jemals aufhören werden, Kriege zu führen. Es ist daher auch nicht anzunehmen, daß Deutschland jemals vor einem Kriege sicher sein wird. Wenn wir also die Kriegsgefahr als eine ständige Gefahr betrachten, so ist es nicht nötig, daß wir uns in Angst und Schrecken versetzen lassen, wenn sie einmal in akuter Form auftritt. Wir müssen uns vielmehr darauf einrichten, daß wir jederzeit mit ihr rechnen müssen.

Wenn Deutschland in einen Krieg verwickelt würde, so würde der Buchhandel, wie alle Gewerbe, die Folgen davon zu tragen haben. Es ist daher nicht unangebracht, sich schon jetzt mit der Frage zu beschäftigen, wie sich der Buchhandel in einem solchen Falle zu verhalten hätte, um seine Interessen nach Möglichkeit zu wahren.

Die Kriegsgefahr ist nicht etwa eine Erfindung der Neuzeit, sondern sie ist so alt wie die Menschheit selbst. Seit Jahrtausenden haben die Völker Kriege geführt, und es ist nicht anzunehmen, daß sie jemals aufhören werden, Kriege zu führen. Es ist daher auch nicht anzunehmen, daß Deutschland jemals vor einem Kriege sicher sein wird. Wenn wir also die Kriegsgefahr als eine ständige Gefahr betrachten, so ist es nicht nötig, daß wir uns in Angst und Schrecken versetzen lassen, wenn sie einmal in akuter Form auftritt. Wir müssen uns vielmehr darauf einrichten, daß wir jederzeit mit ihr rechnen müssen.

unſere Leſer mit den früheren Verhältniſſen Wilhelminens vertraut zu machen.

Sie war die erſtgeborne Tochter des braven alten Schulmeiſters, war hübſch von Geſtalt, von einnehmendem Äußern, und immer ein ſtilles, gutes Mädchen. Sie war ſo ziemlich in gleichem Alter mit Wagner, der ſeit geraumer Zeit ein beſonderes Augenmerk auf ſie geworfen hatte. Ihr Vater willigte gerne in die von ihm vorgeſchlagene Heirath mit ihr, und bereits war die Zeit der Vermählung angeſetzt, als Wagner auf einem Balle ein Mädchen von ausgezeichneter Schönheit kennen lernte, welche durch ihren Verſtand und durch ihre Liebenswürdigkeit alle anweſenden jungen Leute zu bezaubern verſtand. Jeder wetteiferte ihr den Hof zu machen, und Wagner ward ſogleich einer ihrer eifrigſten Verehrer, dem es auch in kurzer Zeit gelang, ſie als Gattinn heimzuführen.

Wagner, der von früher Jugend an nicht das beſte Herz gezeigt hatte, war es ſo ziemlich gleichgültig, als er hörte, Wilhelmine kränke ſich über dieſe unverdiente Zurückſetzung, und er kümmerte ſich auch gar nicht um ihr ferneres Schickſal.

Schon früher hatte ſich der Amtsſchreiber des nahgelegenen Rittergutes, ein etwas bejahrter Mann und Witwer, um Wilhelminens Hand, jedoch vergebens, beworben. Als er jetzt erfuhr, daß Wagner Wilhelminen verlaſſen habe, erneuerte er ſeine Bewerbung, und ſie, über die Untreue ihres erſten Geliebten in hohem Grade erbittert, gab demſelben, trotz der Mißbilligung ihres Vaters, am Altar ihre Hand.

Sie lebte nun eine kurze Zeit dem Anſcheine nach ruhig, jedoch war ihr Gemüth von tiefem Gram zerriſſen, denn ſie liebte ihren Gatten nicht, und nur Wagner's Untreue hatte ſie vermocht, denſelben zu ehlichen. — Ruhe ſchien jedoch für ſie nicht geſchaffen. Bald nach ihrer Verehlichung zeigte es ſich, daß die Rechnungen ihres Gatten bedeutende Gebrechen enthielten, er erhielt Befehl ſich über dieſelben zu rechtfertigen. Da er dieß nicht im Stande war, ſo verließ er ſeine Wohnung, und machte im nahen Walde durch einen Piſtolenſchuß ſeinem Leben gewaltſam ein Ende.

Als Wilhelmine dieſes Unglück erfuhr, kam ſie beynahe außer ſich. Sie beſchloß ſogleich nicht in ihrer Heimath zu bleiben, und lieber in der weiten Welt einem baldigen Tode entgegenzugehen, als hier verachtet und verkannt zu leben. — So fand ſie Schröder in der nahen Stadt einer Verzweifelnden gleich.

Er nahm ſich ihrer liebevoll an, obgleich er ſelbſt damahls nur ein kärgliches Einkommen hatte. Später nahm er ſie mit ſich nach Rußland, wo ſie in dem Zeitraume von dreyßig Jahren durch raſtloſe Thätigkeit ihren Kummer zu vergeſſen ſuchte, was ihr jedoch nie ganz gelingen wollte. Schwer laſtete das Bewußtſeyn auf ihr, gegen den Willen und die beſſere Einſicht ihres guten Vaters gehandelt zu haben.

16.

„Wilhelmine war mir durch viele Jahre eine treue Genoſſinn," begann Schröder nach einer langen Pauſe, „hat manches Leid, manche Freude mit mir getheilt, und iſt mir, dieß Zeugniß kann ich ihr vor Gott geben, eine treue Freundinn geweſen, welche durch gottgefälligen Wandel die Reue ihres Fehls bewährt hat."

„Ich danke Ihnen!" ſprach der Greis gerührt, „Sie haben mein Kind in Ihr Haus aufgenommen, und ſie dreyßig Jahre gepflegt. Der Herr wolle es Ihnen durch eine treue Lebensgefährtinn lohnen! Ich vermag es nicht."

„Er hat mich ſchon belohnt," nahm Schröder ſchnell die Gelegenheit wahr, den Alten von Wilhelminen abzulenken; „ich habe ſie in Marie Wagner gefunden."

„So hat Gott Ihnen einen ſanften Engel geſandt, der Sie mit ſeiner Palme in den Stunden der Schwüle fächeln, und Ihnen in Ihrem Alter eine treue Stütze ſeyn wird."

„Auch Wilhelminen eine treue Freundinn," ſagte Schröder unbedachter Weiſe, nur an ſeine Marie denkend.

„Ach die Arme! wie könnt' ich ſie nur einen Augenblick verlaſſen!" rief der Vater aufſpringend; „ich muß zu ihr, muß zu meinem Kinde, ihr Troſt zu bringen."

Schröder konnte ihn nicht zurückhalten, und folgte ihm. Sie fanden Wilhelmine zu Bette; ihre Schweſter ſaß zu ihren Füßen; Erneſtine, auf welche ſie mit Wohlgefallen ihre Blicke heftete, hatte eine ihrer Hände an die Lippen gedrückt; Miller ſtand in der Ferne. Der Vater nahte ſich ihr, „der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen!" ſo ſprach ich, als ich die Unglückliche unter den Todten glaubte, „der Nahme des Herrn ſey gelobt, der dich mir wiedergegeben hat! Beruhige dich, mein Kind! Freudig drückte der Vater den verlornen Sohn an ſein Herz, freudig ſchließe ich mein verlornes Kind in meine Arme. — Ich weiß Alles, Wilhelmine!" fuhr er fort, als ſie ihn unterbrechen wollte, „dieſer edle Mann hat mir ſchon Alles erzählt, ihm haſt du viel zu danken."

„Alles, Alles hab' ich ihm zu danken, Vater!"

ſprach ſie bewegt; „er hat mich vom Verderben gerettet, den heiligen Frieden wieder in meine Bruſt zurückgeführt, und mich die Tugend üben gelehrt, welche Sie ihm ſo feſt eingeprägt.“

„Ich?“ fragte der Alte erſtaunt.

„Kennen Sie ihn nicht mehr? — Ach Herr! nicht dieſen ernſten, finſtern Blick, ich muß es offenbaren — kennen Sie Ernſt Vaterlos nicht mehr, Vater?“

„Gerechter Gott!“ rief Marie erbleichend, während der Alte ſeinen ehemahligen Schüler herzlich umarmte, und Erneſtine neugierig herbeytrat, ihn, von dem ſie ſo Manches gehört, recht genau zu betrachten.

„Seyn Sie mir willkommen, Ernſt!“ trat jetzt die Schulmeiſterinn, von ihrer Überraſchung wieder erhohlt, zu ihm, „ſeyn Sie mir nach dreyßigjähriger Trennung willkommen! Wir haben uns Beyde in dieſer Zeit wohl ſehr verändert, und mit uns ſo manches Andere. Ich bin verblüht, und Sie haben ſich männlich entfaltet. Erneſtine!“ ſagte ſie nun, ihre Wehmuth zu unterdrücken, „rufe den Vater, er wird ſich mit mir freuen, Sie zu ſehen, den ich ſo oft beweint, den er ſo oft betrauert hat.“

Erneſtine ging, und kam bald mit ihrem Vater zurück, der ſich von Herzen freute, den Jugendfreund ſeiner Gattinn zu ſehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Dreyſylbige Charade.

Was iſt's, das die Bruſt die erfüllet mit Sehnen,
Mit Qual und mit Wonne, mit Schmerz und mit Luſt,
Was kleinlaut dich macht, und den Muth dir macht dehnen,
Was hoch dich erhebt, biſt du ihrer bewußt?

Sprich! Gäb's einen Sporn noch, wohl ſchärfer geſtählet,
Ein rüſtiger Eifern nach hochherz'ger That,
Wenn dein Herz ſich die Reine, die Sitt'ge gewählet,
Wenn mein Paar es in Bande geſchlagen wohl hat?

Und glich'ſt du der Knechte allniedrig'ſtem Knechte,
Geſtellt auf den feilſten der Dritten ſogar,
Daß ſolche das karg'ſte der Leben dir brächte,
Du achtet'ſt's der Erſtern ein Opfer wohl gar.

Das Ganze nur ſtellt ſich dein Sehnen zum Ziele,
Das Ganze nur dünkt dich des Daſeyns Gewinn,
Und Drangſale werden zum neckenden Spiele,
Muth ſtählt dir den hoffenden, liebenden Sinn.

F. W. Jaggi.

Weiberlaune.

Skizze.

Auf einem hübſchen Landgute, nahe bey einer Provincialſtadt, lebte der ehemahlige Major von Volkern mit ſeiner Familie. Häufige Beſuche ließen ihn das früher gewohnte Stadtleben nicht vermiſſen. Am fleißigſten beſuchte ihn der ebenfalls aus dem Dienſte getretene Major von Werben, ſein älteſter und liebſter Freund. Dieſer war allmählig der ganzen Familie und jedem einzelnen Gliede derſelben unentbehrlich geworden: mit der Hausfrau bekämpfte er die Hypochondrie, welche ſich zuweilen beym Hausherrn einfand; mit dem jungen Volkern ging er auf die Jagd; mit den beyden Töchtern Marianne und Bertha neckte er ſich; mit allen zuſammen tanzte und ſpielte er, arrangirte kleine Feſtlichkeiten u. ſ. w. Er war das belebende Princip in der Volkern'ſchen Weltordnung.

An Werben's fünfundvierzigſtem Geburtstage erſchien der alte Volkern in voller Gala, um ihn feyerlichſt zu begrüßen und dann zu den Seinigen mit hinauszubringen. Die Abfahrt verzögerte ſich etwas, und die beyden Herren benutzten den Aufſchub zu einem Ausfalle auf Werben's Weinkeller. Werben war überaus vergnügt, aber ungewöhnlich weich geſtimmt, was beym Trinken noch deutlicher hervortrat. Auf die wiederhohlten verwunderten Fragen ſeines Gaſtes ließ ſich der Wirth, wie folgt, vernehmen:

„Siehſt du, mein alter Junge, wenn ich ſo an alle die fröhlichen Stunden denke, die ich mit dir verlebt habe, und an deine Familie — es iſt wahrhaftig wahr, ich könnte euch zu Liebe das Tabakrauchen aufgeben; — und wie ihr mich immer ſo herzlich lieb gehabt, und ich euch wieder — ſiehſt du: ich bin ein alter derber Kerl, aber weiß Gott! ich bin euch gut von Herzensgrunde, und ich möchte immer bey euch ſeyn, und, und — na! mit einem Worte, Herzensjunge, ich will dein Schwiegerſohn werden; gib mir die Bertha.“

Etwas unerwartet kam Volkern der Schluß dieſer bündigen Rede; denn bey aller Liebe zu ſeinem Freunde hatte er an die Möglichkeit des eben geſchehenen Antrags niemahls gedacht. Aber bald reichte er Werben die Hand und ſagte: „Mit Gott, mein ehrlicher Hans! das wird ein ſchöner Tag.“ Sie umarmten ſich noch einmahl recht herzlich und fuhren hinaus.

An demſelben Tage konnte von Werben's Abſicht nicht mehr die Rede ſeyn, denn im Schloſſe war große Geſellſchaft zu dem Geburtsfeſte verſammelt. Alles war ſehr fröhlich, Bertha überraſchte den Gefeyerten mit mehreren kleinen Arbeiten und koſte ſo unbefangen freundlich, daß er ſie am liebſten beym Kopfe genommen und recht herzlich geküßt hätte. Aber ſonderbar! ſonſt geſchah dieß oft ohne allen Zwang und Ziererey;

und heut, wo er ihr in Gedanken ſo viel näher getreten war, vermochte er's nicht, heute kam es ihm unſchicklich vor. — Beym Abſchiede raunte er dem Wirthe mit zuverſichtlichem Tone ins Ohr: „Na, alte Seele, führ' meine Sache gut, übermorgen komm' ich wieder raus und hohle mir meinen Beſcheid."

Er kam. Niemand ſprang ihm wie ſonſt entgegen. Im Hauſe begegnete er Mariannen, eilig grüßend ging ſie an ihm vorüber. Er trat in Volkern's Zimmer, dieſer war allein. Mit niedergeſchlagenen Augen reichte er dem Eintretenden die Hand und ſchüttelte ſie ihm lange und herzlich. Das darauf folgende Geſpräch war für Beyde gleich peinlich in ſeiner Dauer, und ſchmerzlich ſeinem Inhalte nach. Volkern hatte ſich für den Augenblick mit ſeiner ganzen Familie überworfen. Bertha hatte zu dem Freyerantrage anfänglich gelacht, als ſie aber von der Ernſtlichkeit desſelben überzeugt worden, war ſie in heftiges Weinen übergegangen und hatte ſchluchzend erklärt, ſie ſey Werben noch immer herzlich gut, aber heirathen könne ſie ihn nicht. Der Vater, der nicht begreifen wollte, wie man Jemanden liebhaben, aber nicht heirathen könne, rief die Mutter zu ſeiner Unterſtützung herbey. Dieſe kam und redete anfänglich zu Gunſten des Antrags, weil ſie glaubte, Bertha ſey nur für den Augenblick überraſcht und außer Faſſung geſetzt. Als ſie aber, mit ihr allein gelaſſen, ſich überzeugt hatte, Bertha's Erklärung ſey beſtimmt und entſcheidend, nahm ſie die Tochter gegen den zürnenden Vater in Schutz. Alle Glieder der Familie waren aus ihrem heiteren Frieden aufgeſchreckt und recht ängſtlich verſchoben. Volkern liebte die Seinigen zu ſehr, um nicht endlich ſeinen Wunſch aufzugeben; aber es iſt begreiflich, wie ſchneidend ſchmerzlich ihm zu Muthe war, als er den lieben Freund von dem Ausgange ſeiner Werbung unterrichtete.

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

Nachrichten von fremden Bühnen.

Berlin.

Am 1. Auguſt feyerte die königliche Bühne ein würdiges Kunſt- und Abſchiedsfeſt. Mad. Schechner-Waagen, von ihrer letzten Unpäßlichkeit völlig wieder hergeſtellt und trefflich bey Stimme, gab auf höchſte Veranlaſſung die Iphigenia in Gluck's claſſiſcher Oper als — leider — letzte Gaſtrolle ſo wahr, innig, edel und tief empfunden, daß der Totaleindruck ihrer ſchönen Kunſtleiſtung, in gleichem Grade, wie früher, ein vollkommen befriedigender war. Die Erzählung des Traumes, ſämmtliche Arien, beſonders aber die gefühlvolle Arie: „O laßt mich Tiefgebeugte weinen", und die Scene im dritten Act bey der Wahl des Opfers, wurden im Verein würdiger Darſtellung und ſeelenvollen Geſanges muſterhaft, tief ergreifend durch den mächtigen Klang dieſer tonvollen Stimme ausgeführt. Freudig empfangen, begleiteten die ſcheidende Künſtlerinn die lebhafteſten Beyfallsbezeigungen, als Beweis der Anerkennung und Hochſchätzung ihres ſeltenen Werthes, während der ganzen Vorſtellung, welche von allen Seiten mit Liebe und rühmlichem Kunſtſtreben zu einer, durch Einheit in ſich abgeſchloſſenen, ſchönen Kunſtproduction erhoben wurde. Hr. Hammermeiſter gab den Oreſt in Hrn. Devrient's Abweſenheit, mit verſtändiger Auffaſſung, in mehreren Momenten, z. B. in der Scene mit Pylades — eine der vorzüglichſten Leiſtungen des Hrn. Mantius — ſehr gelungen. Der Geſang würde durch weniger häufiges Sinkenlaſſen und Tremuliren des Tons, welches, als Ausdruck des tiefſten Schmerzes, ſelten angewandt, ſehr wirken kann, noch gewinnen. Der von den Furien des Gewiſſens verfolgte Muttermörder darf nie zu weinerlich weich erſcheinen. Die Tempelſcene des zweyten Actes war, mit dem Altar in der Mitte, wirkſam eingerichtet. Auch die Erſcheinung des Geiſtes der Clytemneſtra, aus der Verſenkung emporſteigend, effectuirte mehr: nur ſollte der Geiſt ſich nicht ſo viel bewegen und zuletzt wieder verſinken, ſtatt in die Couliſſe abzugehen. Oreſt ſang, für die Entfernung von den Zuhörern, die Stelle vor dem Einſchlummern zu ſchwach. Wenn Hr. Hammermeiſter indeß hier zum erſten Mahle dieſe ſchwere Rolle gab, ſo hat derſelbe viel geleiſtet.

Nach kaum geendeter Oper wurde Mad. Schechner-Waagen allgemein gerufen. Der Vorhang erhob ſich wieder, und der Act der Trennung einer hochgeſchätzten Künſtlerinn von einem, ihren vollen Werth würdigenden Publicum begann. In folgender verbindlichen, Wohlwollen und Dankbarkeit innig ausſprechenden Rede, nahm Mad. Schechner-Waagen bewegten Abſchied, indem ſie auch der früheren Vergangenheit und des Einfluſſes erwähnte, welchen das Urtheil der hieſigen Kunſtfreunde auf ihre Leiſtungen ſtets gehabt habe: „Der Antheil, den Sie der ernſten Kunſt, der ich mich vorzugsweiſe widme, ſchenken, erfüllt mich mit der dankbarſten Rührung. In Ihrer Mitte fand ich zuerſt die Bahn, die ich ſeitdem zu verfolgen ſuche; Ihr Urtheil wurde mein Geſetz, Ihre nicht zu erſchöpfende Güte der Sporn meines Strebens. — Die Erinnerung an jene früheren Zeiten, wie an die jüngſt verfloſſenen, wird mir unvergeßlich ſeyn, und meine innigſten Wünſche müſſen mich ſtets hieher zurückführen." — Mit dieſer Künſtlerinn ſcheiden auch die Gluck'ſchen Opern auf längere Zeit wieder von uns. Indeſſen hoffen wir auf Erfüllung des ausgeſprochenen Wunſches der Wiederkehr!

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Deutsches Reich — Reichspatentamt

Patentschrift — Nr. 123 [illegible]

Klasse 21 [illegible] — Gruppe 22

Dr. Max Wien in Jena

Verfahren zur Erzeugung von Schwingungen mittels Elektronenröhren

Patentiert im Deutschen Reich vom 4. Juli 1911 ab

Die Erfindung betrifft ein Verfahren zur Erzeugung von Schwingungen mittels Elektronenröhren, bei dem die Rückkopplung zwischen Ausgangs- und Eingangskreis durch eine Brückenschaltung erfolgt, deren Gleichgewicht durch die Schwingungen selbst gestört wird. Es ist bekannt, dass solche Brückenschaltungen zur Messung von Widerständen, Kapazitäten und Induktivitäten dienen, wenn sie durch eine äußere Wechselspannung gespeist werden und ihr Nullzweig ein Telephon enthält. Gegenstand der vorliegenden Erfindung ist es, diese Brückenschaltung zur Selbsterregung zu benutzen, indem der Nullzweig durch die Gitter-Kathoden-Strecke einer Elektronenröhre ersetzt wird.

Die Figur zeigt eine Ausführungsform der Erfindung. Zwischen den Punkten A und B liegt die Anodenbatterie, zwischen C und D der Schwingungskreis, bestehend aus der Kapazität C_1 und der Induktivität L_1. Die Brückenzweige AC und AD enthalten die Widerstände R_1 und R_2, der Zweig CB die Primärwicklung L_2 des Rückkopplungstransformators, der Zweig DB die Gitter-Kathoden-Strecke der Röhre. Die Sekundärwicklung L_3 des Transformators liegt zwischen Gitter und Kathode.

Ist das Brückengleichgewicht gestört, so entsteht eine Wechselspannung zwischen C und D, die über L_2 und L_3 auf das Gitter wirkt und die Röhre zu Schwingungen anregt. Die Frequenz ist dabei nahezu gleich der Eigenfrequenz des Kreises $C_1 L_1$.

Patentanspruch: Verfahren zur Erzeugung von Schwingungen mittels Elektronenröhren, dadurch gekennzeichnet, dass die Rückkopplung durch eine Brückenschaltung erfolgt, deren Nullzweig die Gitter-Kathoden-Strecke der Röhre enthält.

beugt fühlen; wenn meine Schweſter ihre Tochter warnte, würde ich glauben, es ſey mir ein bitterer Vorwurf. Heute drückt man ſchonend die Wiedergefundene an die Bruſt, und freut ſich ihrer Rückkehr, morgen vielleicht würde man mich nur noch aus Mitleid dulden. Laſſen Sie mich in Ihrem Hauſe, wo mir das Vertrauen zu Gott wieder wurde, auch das Vertrauen zu den Menſchen erlangen.“

„Wie Sie es wünſchen, Wilhelmine,“ beruhigte er ſie.

„Dann,“ ſprach ſie ſtockend, „gehen Sie zu ihm, zu dem Banquier mein' ich, ſagen ſie ihm, daß die Verſchmähte mit ihm unter einem Dache wohnt, und daß ſie ihm vergebe. Ich habe verſöhnende Herzen gefunden, auch er ſoll ein verſöhnendes in mir finden. Sagen Sie ihm, wenn er noch irgend einen Funken Mitleid für mich fühle, ſolle er mich meiden, nie mich anreden, und ferne von mir bleiben. Er hat ſich von mir losgeriſſen; ich habe ihm vergeben, aber kein Band der Freundſchaft, nicht einmahl das des Wohlwollens, kann uns vereinen!“

Sie ſchwieg bey dieſen Worten, und ſank erſchöpft zurück. „Lieber Herr,“ ſprach ſie, als er ihr die Kiſſen höher rückte, mit leiſer Stimme und ſehr bewegt, „die Ruhe iſt meinem Geiſte, doch nicht meinem Herzen geworden. Ich bitte, laſſen Sie mich noch heute nach der Stadt bringen.

Keine Bitte der Ihrigen konnte ſie zum Bleiben bewegen. So matt ſie war, fuhr ſie doch am Abend in die Stadt zurück, wohin Erneſtine ſie begleitete.

18.

Sie erhohlte ſich bald, und ſo fehlte nichts an dem häuslichen Glück Aller; denn Schröder hatte, um ſeinen Verlobungstag, den die Ältern gegen ſeinen und Mariens Wunſch feyerlich begehen wollten, nicht zu trüben, ſeinem künftigen Schwiegervater über Wilhelminens Schickſal noch keine Aufklärung gegeben. Die Familie des Schulmeiſters hatte zu ſchweigen verſprochen, und ſo ging Alles mit frohem Herzen dieſem Tage entgegen. Denn nun konnte der Banquier in ſeiner eleganten Wohnung bleiben, die Villa ſtand zu ſeiner Verfügung, und obgleich Euphroſine, ſeit Kurzem durch ſo Manches mehr auf das Irdiſche zurückgeführt, nicht ſo ganz zufrieden war, daß ihre jüngere Schweſter heirathete, ſo öffnete ſich ihr doch wieder durch die Verhältniſſe ihres Schwagers eine Art irdiſchen Paradieſes. Schröder und Marie waren glücklich; aus Beyden ſtrömte die Wonne zwar nicht rauſchend hervor, denn ein Händedruck, ein Blick, worin der Himmel lag, genügte ihnen, und die Ruhe, mit welcher ſie ihr Glück genoſſen, konnte für ſo Manchen, der das Stillleben eines frommen Gemüthes nicht kannte, wohl auffallend ſeyn. Schröder zagte, ob er auch ganz im Stande ſey, einem Herzen, wie das Herz Mariens, zu genügen. Marie war ſtets gleichmüthig und einer jener ruhigen Charaktere, die bey Freud' und Leid ſich zu mäßigen wiſſen. Ihre Ruhe, ihr Ernſt, ſelbſt ihre zuweilen verweinten Augen fielen Schröder nicht weiter auf, und wenn auch hier und da ſein Mißtrauen rege werden wollte, unterdrückte er es ſchnell; denn ihm ſchien es natürlich, daß die Jungfrau von ernſtem Nachdenken, von rein ſittlichem Gefühl, nur mit zagendem, bedächtigen Schritt ihren neuen Verhältniſſen, und einer ihr neuen Welt entgegengehen könne.

Am Vorabend des Verlobungstages ſaß das Brautpaar in einer Jasminlaube der Villa, wo das Feſt gefeyert werden ſollte. Beyde waren ernſt; ſie hatten über die Zukunft geſprochen, und ſtatt ſich von ihrer Einrichtung und dem Zirkel zu unterhalten, den ſie um ſich bilden wollten, hatten ſie von ihren gegenſeitigen Pflichten, von der Duldung ihrer Fehler geſprochen, ſich treu gelobt, ihre Schwächen gegenſeitig zu ertragen, und das künftige Leben ernſt betrachtet. Sie waren daher feyerlich geſtimmt. Die ſinkende Sonne, das Scheiden des Tages verkündend, des letzten, an dem ſie ungebunden und frey ſich eine Welt nach ihren eigenen Wünſchen ſchaffen konnten, mahnte ſie an das Untergehen jeder Freude, jedes irdiſchen Glückes; da ergriff Schröder die Hand ſeiner Geliebten. „Ich muß dir doch einen Fehler nennen, liebe Marie, den ich mir ſelbſt ſo gerne verſchweigen möchte, und der mit meinem Charakter in ſo ſonderbarem Widerſpruch ſteht: ich bin mißtrauiſch. Entſtand es aus meinen früheren Verhältniſſen, oder hat ſo manche ſpätere traurige Erfahrung es erſt aufgeregt, ich weiß es nicht; nur ſo viel weiß ich, daß ich vergebens gegen dieſen Dämon gekämpft, und ihn noch nicht ganz habe beſiegen können. Ich glaube zwar nicht, liebe Marie, daß er bey dir je laut werden würde; ſollte es aber ſeyn, ſo ſchließe dadurch nicht auf mein Herz, nicht auf mein Zutrauen; ich weiß, du zeigſt dich offen vor mir, du verwahrſt kein Geheimniß vor deinem Ernſt; rein, ein ungetrübter Spiegel, iſt deine Seele, und deine Liebe zu mir

entſprang aus der Tiefe eines ungetheilten Herzens. Darum laß dich, wenn dieſer Dämon erwachen ſollte, nicht irren; vertraue meinem Herzen!“

Ein Geräuſch, unfern der Laube, ſtörte ihn in ſeiner Rede. „Es kömmt Jemand! Komm, liebe Marie!“ ſprach er. Sie ſtanden auf, und wollten eben aus der Laube treten, als Miller vor ihnen ſtand.

„Verzeihen Sie — ich ſuchte —“ ſagte er verlegen.

„Wen ſuchten Sie?“ fragte Schröder ſchnell. Ohne zu antworten, entfernte er ſich eiligſt.

„Marie!“ begann jetzt Schröder erſchrocken, „was iſt dir? du zitterſt, deine Knie wanken, komm, ſetze dich! — Wie konnte dich der Anblick dieſes Mannes ſo erſchrecken? Rede, beruhige mich?“

Statt der Antwort ſank Marie an ſeine Bruſt und weinte bitterlich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der büßende Jude*).

I.

Wie glänzt dort in der Häuſer Reihe
Ein Einzelnes ſo blank heraus,
Das rothgeziegelte und neue,
Das iſt des reichen Juden Haus.

Erbaut von redlichem Gewinne
Erblüht ihm drin' manch' ſchönes Glück,
Drin waltet fromm mit mildem Sinne
Der Hausfrau liebevoller Blick.

Und Mädchen blühn in holdem Schimmer
Dem Juden, der ſie liebt und herzt,
Ein Knabe keck und fröhlich immer,
Mit dem die Mutter tändelt, ſcherzt.

Und Ordnung herrſcht in den Gemächern,
Und von Gefäßen hell und blank,
Von Silberſchüſſeln ſchwer und Bechern
Erglänzt auf dem Geſims der Schrank.

Streng müht er ſich von Tag zu Tage,
Und freut ſich, wenn es Sabbath wird,
Todt iſt ihm plötzlich jede Plage,
Wenn hell das erſte Sternchen flirrt.

Die Hausfrau deckt den Tiſch mit Linnen
Und rückt den Stuhl dem Herrn heran,
Und zündet ſtill, mit frommem Sinnen
Die blanke Meſſinglampe an.

Der Jude bethet — und den Kleinen
Spricht ein Gebeth die Mutter vor,
Dann müſſen ſie vor ihm erſcheinen,
Segnend hebt er die Hand empor:

„Der ew'ge Gott im Himmel laſſe
Fromm werden und zu Greiſen euch,
Und ſo wie Ephraim und Menaſſe
An ſchönen Lebensgütern reich!“

Und offen für des Mitleids Regen
War auch des Juden warme Bruſt,
Nur ſeines Jähzorns Flammen pflegen
Zu ſtören ſeines Hauſes Luſt.

Und es verſammeln ſich die Armen
Vor Sabbath Abend um ſein Haus;
Er theilt mit freundlichem Erbarmen
An Chriſt und Juden Gaben aus.

Und wieder ſind ſie heut gekommen,
Und unter ihnen iſt ein Weib,
Dem Spendenden naht ſie beklommen,
Geſegnet iſt ihr kranker Leib.

Sonſt blühte ſie in Jugendfülle,
Im Glücke lebend ſo wie er;
Doch trägt ſie nun die Bettlerhülle
Und trägt durch Schuld ſie doppelt ſchwer.

Doch reicht er zweyfach ihr, ſie weigert
Zu nehmen es mit keckem Sinn;
Er reicht das Doppelte geſteigert,
Sie wirft verwünſchend ihm es hin.

Da wird der Zorn des Juden Meiſter,
Er ſchlägt das undankbare Weib.
Sie ſinkt — beſchwörend Rachegeiſter,
Gebärend ſtirbt ihr kranker Leib.

Und ihn ergreift ein zitternd Grauen,
Blaß ſteht er vor der blut'gen That,
Die thränenloſen Augen ſchauen
Auf ſeiner Menſchlichkeit Verrath.

Er ſpricht kein Wort, von Qual durchſchüttert,
Dem Aug' entſtürzt ein Thränenguß,
In ſeinem Antlitz zuckt und zittert
Ein furchtbar gräßlicher Entſchluß.

Und er zerreißt ſein Kleid von Seide,
Hüllt ſich in ſchlechtes Linnen ein,
Küßt Weib und Kind, die letzte Freude
In ſeinem wild zerſtörten Seyn.

Die Gattinn weint von Schmerz zerriſſen,
Von Thränen heiß das Aug' genetzt:
„Soll ich den theuern Gatten miſſen,
Sprich, wer iſt unſer Vater jetzt?“

„„Gott ſchützt euch, Gott wird euch bewahren,
Mich treibt der Wahnſinn jetzt hinaus.
Lebt wohl! in zweymahl ſieben Jahren
Führt Gott mich wieder in mein Haus.““

„„Kein Ort ſoll einen Tag mich halten,
Wie Kain zieh ich unſtät fort.
Wenn bethend ſich die Hände falten,
Umfange mich kein heil'ger Ort!““

---

*) Aus den ſo eben bey Sollinger erſchienenen epiſch-lyriſchen Dichtungen von L. A. Frankl.

„„Und betteln will ich vor den Thüren:
Erbarmet eines Büßers euch!
Im Herzen dankend triumphiren,
Trifft statt Almosen mich ein Streich!““

„„Lebt wohl, lebt Alle wohl! Was klammert
Ihr an dem Gottvergeßnen doch!““
„Gib ihnen deinen Segen,“ jammert
Die Mutter, „gib den Segen noch!“

„„Den Segen, ja, Ja, ja den Segen.
Ihr Kinder gebt den Segen mir!
Müßt mir auf's Haupt die Händchen legen —
Ich bin verflucht, kommt, segnet ihr!““

„„So, so! und bethet für mich Kinder.
Du Weib sey mild, wenn Armuth fleht;
Gib reich, und ist er gleich ein Sünder,
Der so wie ich im Elend geht!““

Und reißt sich los bey diesem Worte,
Die Seinen bleiben jammernd stehn;
Küßt die Mesusah an der Pforte,
Geht sühnen blutiges Vergehn.

(Der Beschluß folgt.)

Sprüche fürs Haus.

(Metrisch nach mehreren älteren prosaischen Aphorismen bearbeitet.)

Willst du erhalten den Geschmack, den Lust dir beut?
Sey arbeitsam, und huld'ge der — Enthaltsamkeit.
Vergnügungen bereiten oft die schwersten Ketten,
Sie scheinen süß zu schmeicheln uns, indeß sie — tödten.

C. F. Müller.

Auflösung

der dreysylbigen Charade im vorigen Blatte:

Minnesold.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor.) Zwey neue Operetten: Die beyden Gouverneurs, und: Der Lügner und sein Sohn, ermangeln zwar des Reizes der Neuheit, denn als Lustspiele sind sie häufig gegeben, dennoch erregten sie beyfällige Theilnahme, theils weil neue Witze (besonders in letzterem) gemacht, theils die schon vorhandenen gut gebracht wurden. Der Gastspieler, Hr. Detroit, der nun engagirt worden ist, gab den Lügner mit großer Gewandtheit und drastischem Effect; und Hr. Weiß ist in beyden Piecen, besonders in der erstern, so ergötzlich, daß er bey jeder Darstellung zweymahl gerufen wird. Es ist erfreulich, die Aufmerksamkeit der Administration auf den seit Jahren vernachlässigten Zweig der kleinen Oper gewendet zu sehen. Den Balletliebhabern kann es nicht gleichgültig seyn, die Zeit bis zum Anfang des Ballets außer dem Theater zubringen zu müssen, oder sich durch die früher stereotyp gewordenen Operetten, die wir nicht einmahl nennen mögen, weil ihr Titel schon Langweile erregt, torquiren zu lassen. Das Fest der Handwerker, der glückliche Felix, die beyden Gouverneurs, der Lügner und sein Sohn, und der todte Neffe, welcher nächstens erscheint, und sehr ergötzlich seyn soll, bringen eine angenehme Abwechslung in das Repertoire und werden bewirken, daß auch für Balletfreunde das Theater um sieben Uhr anfängt. — Die Oper Norma macht fortwährend volle Häuser. Die Gediegenheit dieses Werkes, die in allen Theilen präcise Ausführung, bewirkt diese Affluenz der Zuschauer; großen Antheil an dem Erfolg hat aber die Virtuosität der Mad. Ernst. Diese verdienstvolle Sängerinn hat in neuester Zeit solche Fortschritte gemacht, daß man ihr Achtung und Anerkennung nicht versagen darf. Die Kunst des Athemhohlens eignete sie sich im hohen Maße an; dabey weiß sie das Feuer ihres Vortrages, das sie sonst zu Mißgriffen, selbst zu Detonationen hinriß, so klug zu mäßigen, daß ihr bey der Ausdauer und Kräftigkeit ihres Organs keine Rolle zu anstrengend wird, und sie im Stande ist, die schwierigsten Parthien, so oft sie auch in Anspruch genommen wird, mit gleicher Sicherheit, gleicher Stimmenreinheit, gleichem Erfolge durchzuführen. — Hr. Cramolini behauptete sich auch als Sever in der Gunst des Publicums, die er sich durch seine früheren Leistungen im ernsten Genre, nahmentlich in den Capulets und Montecchi, und in der Unbekannten erworben hatte. Bey dem bevorstehenden Abgang des Hrn. Wild, dessen Contract um die Mitte Octobers abläuft, und dem Vernehmen nach nicht erneuert werden kann, weil Hr. Wild eine ausgedehnte Kunstreise beabsichtiget, welche auch London und Paris umfassen soll, muß die Administration bedacht seyn, die beliebten Opern auf dem Repertoire zu erhalten, und der zahlreiche Besuch bey Norma, Capulets und der Unbekannten bewies, daß sie den Geschmack des Publicums getroffen habe. — Von Robert dem Teufel haben die großen Theaterproben begonnen. Die ungewöhnlich lange Dauer dieser Oper machte allerley Veränderungen, Abkürzungen, Acteintheilungen nöthig, welche theils nach dem Wunsche des Compositeurs, nach den von ihm eingesendeten Supplementen, theils nach den Modificationen vorgenommen wurden, welche die großen Theater zu Paris und London (ebenfalls mit Zustimmung des Componisten) vorzunehmen nöthig fanden. Die Besetzung der Hauptrollen ist folgende: Prinzessinn, Dlle. Löwe; Alice, Mad. Ernst; Graf Robert, Hr. Breiting; Bertram, Hr. Staudigel; Raimbaud, Hr. Schäffer. Das sämmtliche Vestiar, so wie alle Decorationen, sind neu hiezu verfertiget worden.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Nit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Im Comptoir des Oesterr. Beob. ist so eben erschienen und zu haben: Die Magyaren-Sprache in ihren Grundzügen beleuchtet von P. — 8. Wien 1833. Kostet auf Velinpap. in Umschlag steif geb. 2 fl., auf Postpap. in Umschlag geb. 1 fl. 30 kr. C. M. — Dasselbe Werk in ungrischer Sprache, ebenfalls auf Velinpap. in Umschlag steif geb. 2 fl., auf Postpap. in Umschlag geb. 1 fl. 30 kr. C. M.

Der Sammler

Sonnabend, den 99 17. August 1833.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

„Rede, ich bitte dich!“ bath Schröder, die Geliebte heftig an seine Brust drückend. „Rede!“ — Sie schwieg. „Es lastet ein Geheimniß auf dir; entdecke es mir, und stieß' es mich auch aus meinem Himmel. Besser jetzt als später!“

„Zürne mir nicht,“ begann nun Marie, ihr Haupt von seiner Brust erhebend, „zürne mir nicht, lieber Ernst! — Was kann das schwache Herz gegen den Eindruck, für den es empfänglich war.!“

„Du brachtest der Dankbarkeit die Liebe zum Opfer,“ unterbrach er sie nicht ohne Heftigkeit, und sein Auge glühte.

„Ja und nein!“ erwiederte sie gelassen. „Höre mich, aber höre mich ruhig an, unterbrich mich nicht, störe mit deinem ernsten Blick nicht mein Vertrauen zu dir.“ Er nickte ihr freundlich zu; sie begann:

„Ich sah in meiner Ältern Hause den jungen Mann zuweilen, der mich eben jetzt so erschreckte und der mir ein Geständniß entlockt, das ich mir selbst kaum zu gestehen wagte. Sein Äußeres gefiel mir gleich anfangs; späterhin fiel mir sein bescheidenes, ernstes Wesen auf, das so ganz mit dem Betragen der übrigen Männer, die unser Haus besuchten, im Widerspruch war. Ich mußte ihn achten; ich fühlte, daß nur ein anspruchsloses, still bescheidenes Mädchen einem solchen Manne gefallen könne, und ich bemühte mich, zu werden, wie ich glaubte seyn zu müssen, um seinem Herzen theuer zu werden. Der Stolz meiner Ältern, die Aussicht auf reiche Parthien für uns, worüber sie nur zu oft in unserer Gegenwart sprachen, selbst die öftere, vielleicht meinetwegen gethane Äußerung meines Vaters, einem Mann in den Verhältnissen Miller's würde er nie die Hand seiner Tochter geben, zeigten mir, daß meine keimende Neigung hoffnungslos und ich eine Thörinn sey, sie länger zu nähren. Ich verbarg meine Empfindungen tief in meiner Brust; ich glaubte, saß ich nachdenkend bey der Arbeit, daß es dem festen Willen leicht werden würde, die nur keimenden, von keiner Gegenliebe genährten Empfindungen zu unterdrücken. Ich irrte; jeder Augenblick, wo ich ihn sah, machte mein Mühen fruchtlos; er blieb mir werth und theuer, und mir seine Achtung zu erwerben, der Zweck meines Lebens. Ich vermochte nichts über meine Empfindungen, als daß ich sie in mir verschließen, sie ihm und der Welt verbergen konnte; und trotz dem, daß er mich augenscheinlich meiner Schwester vorzog, daß er mir Wohlwollen, und ich könnte fast sagen, Verehrung zeigte, schwieg mein Mund, und ich kann dir mit offener Stirn versichern, nicht ein Blick, nicht ein Wort hat ihm mein Herz verrathen.“

Sie hielt inne; er ſah mitleidsvoll, doch nicht zürnend, auf ſie. „Fahr nur fort, Marie,“ bath er, „fahr nur fort!“

„Du kamſt in unſer Haus, warſt freundlich gegen mich, zogſt die zurückgeſetzte der begünſtigten Schweſter vor, und es that mir wohl ein Herz zu finden, welches das meine zu verſtehen ſchien. Worte und Blicke zeigten mir ſpäterhin, daß ich dir werth ſey, und ich begann, euch Beyde zu vergleichen. Hier ſprach die Vernunft, und das Herz widerſprach nicht, aber ſchwieg; dort ſprach das Herz und die Vernunft tadelte. — Ach, verzeih' meinem Geſtändniß,“ unterbrach ſie ſich, „aber ich will mich dir ganz zeigen, wie ich war, wie ich bin.“

„Thu' das, Marie!“ ſagte er, ſie beruhigend, „es iſt beſſer für uns Beyde.“

„In der Zeit, wo Wilhelminens unvorſichtige Äußerungen mir über eine Neigung zu mir keinen Zweifel mehr ließen, wurde ich zu meiner Mutter gerufen, die mir unumwunden ſagte, daß du eine ſchickliche Parthie für mich ſeyeſt, mir Lehren gab, wie ich dich noch mehr feſſeln und dich zu einer Erklärung bringen ſollte. Mir ſelbſt noch jetzt nicht klar, ſtand dein Bild von dieſem Augenblicke an trüber vor mir, ſein Bild lebendiger. Du erſchienſt mir nur als der reiche Mann, er, der mich nicht begehrt hatte, als der Unglückliche, Verlaſſene. Dein ruhig freundliches Betragen, die Achtung, die ich dir nicht verſagen konnte, vielleicht das Romantiſche, was in der Sache lag, und zu dem ſich jedes Mädchen ſo gern neigt, ließ mich den Entſchluß faſſen, dich zum Vertrauten meiner ſtillen Neigung zu machen, und dich um deinen Rath, deine Leitung zu bitten. Erinnerſt du dich noch der Scene auf dem Balcon? Hier wollte ich dir mein Herz öffnen, als ich plötzlich bemerkte, daß du mich nicht verſtandeſt; ich fürchtete, du ſelbſt könnteſt aus meiner Annäherung Hoffnung ſchöpfen, und ſchwieg.“

Sie hielt zagend inne, da ſie ein ſchmerzhaftes Lächeln ſeinen Mund umziehen ſah.

„Fahre nur fort, Marie!“ ſagte er freundlich, „laß dich durch nichts ſtören!“

„Gleich darauf,“ begann ſie weiter, „trat die unglückliche Kataſtrophe ein. Dein edles Benehmen, als meine Mutter mich dir gewiſſermaßen antrug, erregte meine Bewunderung; ich ſagte mir im Stillen, daß jedes tugendhafte Mädchen an deiner Hand einer frohen Zukunft entgegengehen müſſe; ich fühlte von dem Augenblick an die Thorheit meines Herzens, und der Entſchluß ſtand feſt, wenn du dein Glück in meinem Beſitze fändeſt, die Deine zu werden. Daß du meine Ältern vom Verderben retteteſt, beſtärkte mich noch mehr; zu der Achtung geſellte ſich die Dankbarkeit; die tauſend Beweiſe deiner ſtillen, ſich aufopfernden Liebe erweckten Gegenliebe, und mit freudigem Herzen führte ich ja ſelbſt den entſcheidenden Augenblick herbey.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Der büßende Jude.

(Beſchluß.)

II.

Der Jude irrt unſtät und flüchtig
Im Bettlerkleid von Land zu Land,
Wirft jede Luſt von ſich als nichtig,
Im Innern nur des Schmerzens Brand.

Es führt ihn durch die wilde Weite
Sein finſtrer, fluchbeladner Gang:
Er irrt, des eignen Willens Beute,
Irrt Wochen, Monden, Jahre lang.

Und ſieben Jahre ſind vergangen,
Da hält er es nicht länger aus.
Ihn faßt ein glühendes Verlangen
Nach Weib und Kind, nach Hof und Haus.

Er muß der Buße Zeit verkürzen,
Heim kehrt er nun mit flücht'gem Fuß.
Und ſollt' es ihn aus Eden ſtürzen,
Die Sehnſucht treibt ihn an — er muß!

Die Wangen blaß und eingeſunken
Umflattert ein zerrißner Bart,
Die ſchwarzen Augen ſcheu, voll Funken,
Und das gebeugte Haupt enthaart.

So kehrt er heim am Wanderſtabe,
So ſieht der ſtille Wahnſinn aus.
Ein ſchwarzer, krauszgelockter Knabe
Steht vor des Juden ſchönem Haus.

Der Büßer faltet dürre Hände,
Den holden Knaben graut es ſchier.
„Erbarme dich mit einer Spende!“
„Ich ſag's der Mutter, weile hier.“

Der Jude ſteht gebeugt, erſchüttert,
Der Knabe bringt ihm Brot und Wein;
Der Alte nimmt's und bebt und zittert,
Der Silberbecher war einſt ſein!

„Was iſt dir Mann? du machſt mir bange,
Ich eil' hinein und bring' dir mehr.
Die Mutter gibt dir Geld auf lange,
Sie liebt die lieben Armen ſehr.“

Es hüpft davon der muntre Knabe
Und kommt mit freundlich hellem Blick,
Und bringt dem Büßer reiche Gabe,
Der zwingt die Thräne nicht zurück.

„Ich fürchte mich vor deinem Weinen.
Auch Mutter weint, es iſt ihr Brauch,
Wenn Bettler vor der Thür erſcheinen,
Denn ach, der Vater bettelt auch!“

„Iſt ſieben Jahre fort und eben
So lang bleibt er noch bettelnd fern.
Was kommt er nicht zu uns? wir geben
Den lieben Armen ja ſo gern!“

Da zuckt es in des Juden Herzen,
Nur des Gefühles ſich bewußt
Reißt er das Kind mit ſüßen Schmerzen
An die bewegte Vaterbruſt.

„Ich bin dein Vater!“ und am Stabe
Hält zitternd er die Glieder feſt.
Da kommt gehüpft ein zweyter Knabe,
Der „Bruder!“ ſich anrufen läßt.

„Der Vater kam, eil' und verkünde
Der Mutter es, eil' ſchnell zu ihr!“
Da blickt der Jude nach dem Kinde:
„Mein Kind, wen nennſt du Bruder hier?“

„„Er iſt nicht unſer; doch wir lieben
Ich und die Schweſterchen ihn ſehr.
Er iſt ſtatt deiner uns geblieben,
Du liebſt ihn ſicher auch, noch mehr.““

Der Jude ahnt, wen er im Kinde
Geſiegt in ſeinem Hauſe ſieht;
Da ſchlägt die furchtbar ſchwere Sünde
Ihm blutig wieder durch's Gemüth.

Und des Gelübdes heil'ge Worte
Durchglühen ſeine fromme Bruſt,
Er ſieht in halb erſchloßner Pforte
Sein Weib, die Töchter koſend ruſt.

Und reißt ſich los, daß er die Buße
Von ſieben Jahren noch erfüllt,
Und ſtürzt hinaus mit flücht'gem Fuße,
Hinaus des Wahnſinns Bruderbild.

Er irrt in gottesfürcht'ger Demuth,
Des heil'gen Schwures Sclav', umher.
Verzehrt von Sehnſucht und von Wehmuth
Kehrt' er zur Heimath niemahls mehr.

L. A. Frankl.

Weiberlaune.

(Beſchluß.)

Werben wußte, daß er ein Fünfundvierziger war; er war nicht eitel, aber er hatte bey allem Herzklopfen nicht einen Augenblick an der Erfüllung ſeines Wunſches ernſtlich gezweifelt; da er ihn einmahl ausgeſprochen, war ihm geweſen, als könne es gar nicht anders ſeyn. Er ſtand ſchweigend ſeinem Freunde gegenüber, äußerlich ruhig, aber der Kanonendonner aller Gefechte, die er mitgemacht hatte, war ihm liebliche Melodie gegen den angehörten Vortrag. Endlich ſtrich er ſich den Bart und ſprach, die Worte nur mühſam aus der zuſammengeſchnürten Kehle hervorbringend: „Hm! wenn's nicht ſeyn kann!“ — Er umarmte Volkern raſch und heftig und ging.

Der junge Mann, welcher in die betrübte Lage des abgewieſenen Freyers kommt, fühlt ſeinen Schmerz heftig und bitter; er klagt das Schickſal und die Geliebte an; doch er iſt, um es mit einem unbehülflichen Worte zu ſagen, nur einfach unglücklich, weil ihn eben nur ſeine Zurückweiſung betrübt. Aber der ältere Mann hat in dieſem Falle mit einem noch entſetzlicheren Dämon zu kämpfen — er glaubt, auch wenn es nicht geſchehen iſt, ſich lächerlich gemacht zu haben. Die meiſten Männer in reiferem Alter könnten es leicht verſchmerzen, daß ihr gewünſchtes Bündniß nicht zu Stande kommt; aber daß ſie den Antrag gemacht haben, hinterläßt einen quälenden Stachel. —

Zürnen konnte der arme Werben Niemanden; ſein Schmerz blieb alſo ganz und ungemiſcht in ſeiner Bruſt. — Sein Zartgefühl verboth ihm, fortan in Volkern's Hauſe zu erſcheinen; ein großer Schlag für Beyde, doch vermochte der Letztere, als Werben ihm den gefaßten Entſchluß mittheilte, nichts dagegen zu ſagen. Ihr Umgang beſchränkte ſich nun darauf, daß Volkern ſeinen Freund monathlich einmahl in der Stadt beſuchte, und auch dieß unterblieb zuletzt, da auch dieſe ſeltene Berührung für Werben zu peinlich war. Jedes Wort ſeines Freundes, das mit dem Vorgefallenen in entfernteſter Beziehung zu ſtehen ſchien, war ihm eine Marter.

Gerade ein Jahr nach ſeinem fünfundvierzigſten Geburtstage, alſo möglicherweiſe an ſeinem ſechsundvierzigſten, konnte es Werben in der Stadt nicht aushalten. Die Erinnerung des vorigen Jahres lockte ihn ins Freye. Aber nicht mit fröhlichen Geſellſchaftsgedanken ging er aus. Mordgedanken erfüllten ſeine Bruſt. Der zartſinnige Leſer wolle nicht erſchrecken; für dießmahl war es bloß auf einige Haſen abgeſehen. Im Eifer der Jagd kam Werben auf das Volkern'ſche Gebieth, welches er nicht mehr hatte betreten wollen. Er bemerkte dieß erſt, als er, aufblickend, das Schloß ganz in der Nähe ſah. Er ſchenkte dem übergelaufenen Haſen das Leben und blickte, auf ſein Gewehr gelehnt, wehmüthig ſinnend, nach den Fenſtern des Schloſſes hin. Da rauſchte es in der Nähe, er fuhr zuſammen, das Gewehr ging los, und — er lag am Boden. Die Veranlaſſung zu ſeinem Erſchrecken war Bertha, die nach ihrer Gewohnheit einſam ſpazieren ging. Mit durchdringendem Jammergeſchrey rief ſie die Bewohner des Schloſ-

ſes heran. Werben wurde auf eine Bahre gelegt und in's Schloß getragen. Doch es iſt höchſte Zeit, den wohlwollenden Leſer aus ſeiner Angſt zu reißen: Werben war nicht todt, aber ſein linker Arm war zerſchmettert und unwiederbringlich verloren. Eiligſt herbeygerufene Ärzte erklärten einſtimmig, er müſſe abgenommen werden, und dieß geſchah. Ein ſchlechtes Geburtstagsvergnügen. Daß Werben von den Schloßbewohnern mit aller erſinnlichen Sorgfalt gepflegt wurde, verſteht ſich von ſelbſt, daß ihm dabey ſehr peinlich zu Muthe war, ebenfalls.

Nach langen Leiden geneſen, wollte er nach der Stadt zurückkehren. Den Tag vor der beſtimmten Abreiſe war er zur Zeit der Nachmittagsruhe allein auf ſeinem Zimmer, als Bertha zu ihm eintrat. Er war höchlich betreten, ſie aber wie in früheren Tagen ganz unbefangen. Ohne alle Weitläufigkeiten erklärte ſie ihm mit ernſthaftem Geſichte ungefähr Folgendes: „Lieber Onkel," ſo hieß der Angeredete von jeher in der Familie, „vor einem Jahre hielten Sie um mich an und wollten mich heirathen. Ich ſchlug es ab — ich weiß nicht warum. Ich gebe Ihnen hiemit das tollſte Beyſpiel von Weiberlaune, indem ich jetzt — ich weiß auch nicht warum — um Sie anhalte und Sie heirathen will. Wollen Sie mich?"

„Aber mein Fräul —" erſtarb ihm auf den Lippen; und die Scene endigte damit, daß er ſie in ſeinen einen Arm ſchloß und ihr keinen Korb gab.

Vater und Mutter waren, als das Paar bey ihnen eintrat, etwas erſtaunt, aber nicht wenig erfreut. Anfänglich fürchtete Werben, Bertha ſey nur durch Mitleid bewogen worden, ihm für die durch ihre Annäherung geraubte Hand ihre beyden, die ungefähr eine von ſeinen ausmachten, anzubiethen. Sie verſicherte aber, das ſey nicht der Fall; ſie liebe ihn jetzt, aber ohne alle Gründe. Der Vater meinte, er ſehe nun, wieviel beſſer das Anhalten in Perſon ſey; vielleicht würde ſie ſchon vor einem Jahre dem unmittelbaren Antrage ihres nunmehrigen Bräutigams nichts entgegengeſetzt haben. Sie ſagte trocken, und ohne daß man ihre Gedanken errathen konnte: „Möglich."

Verſchiedene Leute wunderten ſich, daß Bertha jetzt an Werben mehr Wohlgefallen fand, da er um ein Jahr reicher und um einen Arm ärmer geworden war. Sie ließ ſich alle Spöttereyen, Sticheleyen, Vermuthungen u. ſ. w. ruhig, und ohne zu antworten, gefallen, und Beyde ließen ſich nicht abhalten, eine ſehr glückliche Ehe zu führen.

Eberhard.

Notizen.

Bemerkung.

Der fortwährende beyfällige Beſuch der in den Theatern an der Wien und in der Leopoldſtadt gegeben werdenden Localſtücke, wie z. B. nahmentlich: Des böſen Geiſtes Lumpacivagabundus ꝛc. im erſtern, der Nina, Mimili ꝛc. im zweyten, beweiſen es zur Genüge, wie wichtig und allgemein das Bedürfniß ſolcher Volksdichtungen ſey, und es iſt ungerecht, das Verdienſt derjenigen nicht zu erkennen, die in der neueſten Zeit dieſem Bedürfniß durch Humor, Fleiß und Talent entgegenzukommen, und die Zurückgezogenheit der frühern Dichter dieſer Gattung zu erſetzen, ſo eifrig bemüht ſind. Hr. Neſtroy hat ſich in dieſer Rückſicht um das Theater an der Wien, der Verfaſſer des guten Humors (Hr. Joſ. Schickh) um das Theater in der Leopoldſtadt weſentliche Verdienſte erworben; und wenn man den Fleiß dieſer beyden, noch in voller Jugendkraft ſtehenden, und zu guten Erwartungen berechtigenden Volksdichter mit Billigkeit berückſichtigt, ſo darf nicht überſehen werden, daß Neſtroy durch: Nagerl und Handſchuh, den gefühlvollen Kerkermeiſter, Lumpacivagabundus ꝛc., Schickh durch den Sieg des guten Humors, Nina, Mimili, den Kampf des Verdienſtes mit dem Glücke ꝛc. (er hat überhaupt in dem Verlaufe von zwey Jahren 14 große und 3 kleine neue Stücke geliefert) ſich weſentliche Verdienſte erworben; daher erſterer uns ſein neueſtes Werk: den verteufelten Robert, letzterer ſeine Fortſetzung der Nina mit Vergnügen erwarten läßt.

Carl Meisl.

Correſpondenz-Nachricht.

Göttingen.

Durch ein jugendliches Talent Ihrer Kaiſerſtadt wurde uns am 28. Juny ein ſeltener Kunſtgenuß bereitet. Wir hörten die bezaubernde Joſephine Eder. Sie hat durch ihre wunderbar entlockten Claviertöne ihrem Nahmen bereits eine Reſonanz gegeben, daß man ihn nur nennen darf, um ihre Leiſtungen zu bezeichnen. Sie ſpielte folgende Stücke: Adagio und Rondo für das Pianoforte von Würfel. Sonate von Beethoven. Variationen von Kalkbrenner über ein Thema aus dem Piraten von Bellini. Sie entfaltete in dieſen drey Tongemählden ſo richtige Zeichnung, Vertheilung von Licht und Schatten mit Klarheit der Empfindung, daß unverkennbar die Weihe der Kunſt aus ihrer Seele leuchtet. Was wir zu ihrem Ruhme immer auch ſagen könnten, es wäre nur Wiederhohlung deſſen, was anerkannte Kunſtrichter in den meiſten deutſchen Journalen über ſie ausgeſprochen haben. Wir fügen nur hiſtoriſch bey, daß ſie mit Beyfall überſtrömt und jedesmahl gerufen wurde, und den warmen Wunſch weckte, ſie bald wieder zu ſehen und zu hören, da Erſteres eben ſo intereſſant als Letzteres iſt.

F....

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1103.

Der Sammler

Dinſtag, den 100 20. Auguſt 1833.

Der Waiſenknabe.

(Fortſetzung.)

„Aber ganz wurde ich auch ſeitdem bey ſeinem Anblick nicht Herr meiner Empfindungen,“ fuhr Marie erröthend fort, und ihre Stimme ſank. „Schon oft wollte ich dich bitten, nach unſerer Verheirathung von hier zu ziehen, oft dir meine Schwäche entdecken; aber immer fürchtete ich, deinen Frieden zu ſtören, und dich glauben zu machen, ich habe dir mit meiner Hand ein Opfer gebracht; und ſo iſt es nicht, bey Gott nicht!“

„Heute,“ fuhr ſie nach einer kurzen Pauſe fort, „erregte dein Geſpräch, das Geſtändniß deines Mißtrauens, den Willen in mir, dir noch heute, da du noch frey biſt, und kein feyerliches Verſprechen dich bindet, mein Herz aufzuſchließen, als durch das Geräuſch unſer Geſpräch abgebrochen wurde, und ſein Anblick mich ſo tief erſchütterte.“ —

„Haben alſo nicht Wort, nicht Blick ihm deine Gefühle verrathen?“ fragte jetzt Schröder.

„Keines, bey meiner Seligkeit!“ —

„Schwöre nicht!“ unterbrach er ſie ſchnell; „oft verräth unwillkührlich ein Blick, was das Herz noch ſo feſt zu verwahren glaubt, und ich traue deinen Worten zu gut, liebe Marie, als eines Schwures zu bedürfen. Aber ſage mir offen, glaubſt du, daß er Neigung für dich fühlt?“

„Warum dieſe Frage?“ ſagte ſie ängſtlich.

„Ich thue ſie nur aus guter Abſicht,“ erwiederte er ſchnell; „deßhalb beantworte ſie mir.“

„Ich glaube überzeugt ſeyn zu können,“ ſagte ſie nun hocherröthend, „daß er mich achtet, mir wohl will, mich aber nicht liebt.“

„Woher glaubſt du das?“ fragte er weiter.

„Das weibliche Herz fühlt dieß nur zu gut,“ ſagte ſie ſtockend, „es iſt der ſicherſte, untrügliche Bürge.“

Schröder ſtand jetzt vor ihr; ſein Auge ruhte theilnehmend auf dem ſchönen Mädchen, welchem das, ihr Zartgefühl ſo ſehr verletzende Geſtändniß Roſengluth auf ihre Wangen gehaucht hatte. „Marie!“ ſprach er dann, und der Ausdruck ſeines Geſichtes ſagte deutlich, daß er mit ſich einig, ſein Entſchluß gefaßt ſey, „Marie! ich wollte nur dein Glück; wie ich auch handeln werde, habe ich doch nur dieß vor Augen. Dein Geſtändniß hat deinen Werth in meinen Augen noch erhöht, denn wer ſeine Empfindung ſo feſt, ſo beharrlich in ſeine Bruſt verſchließen kann, an dem können Leidenſchaften keine feindliche Gewalt üben. Ich bedarf nur einen Augenblick der ſtillen Einſamkeit, um meine Gedanken zu ordnen, dann kehr' ich wieder zu dir zurück.“ Er umarmte ſie. „Leb wohl, Marie, du meine liebe, gute Tochter!“ ſprach er dann herzlich und verließ ſie.

„Meine liebe, gute Tochter!“ wiederhohlte ſie kopf-

ſchüttelnd, „und nicht meine liebe gute Marie! Das erſchreckt mich. Ich ahne — doch nein! wie könnte er glauben, daß jetzt noch, da ich ſeine Verlobte bin, mein Herz an jenem Manne hängen, meine Sehnſucht nach ihm verlangen könnte? Wie könnte er glauben, daß ich nach einem andern Glück ſtrebe, als nach dem, welches mich an ſeiner Seite erwartet? Ich glaube faſt, es wäre beſſer geweſen, ich hätte geſchwiegen! — Fort, hin zu ihm! Ehe die Sonne ſich ganz hinter jene Berge ſenkt, muß er überzeugt ſeyn, daß für mich nur an ſeiner Seite die Blume der Liebe blüht; fort!“ — Sie eilte aus der Laube, ihn aufzuſuchen.

Aber wo er war, ſuchte ſie ihn nicht. Er wollte nach dem Schulhauſe; doch ehe er hingelangte, fand er bey der alten Linde ſein Ziel, nähmlich Miller, der Jemand zu erwarten ſchien, ſich deßhalb auf die Bank geſetzt hatte, und ſeine Gedanken in den Sand niederſchrieb. Schröder, heute gegen ſeine Gewohnheit heftig und leidenſchaftlich, eilte auf ihn zu, und die gewohnte Beſonnenheit in dieſem Augenblick vergeſſend, rief er heftig: „Herr Miller! gut, daß ich Sie hier finde, ein Wort!“

Der Mann, vielleicht aus ſüßen Träumen geweckt, erſchrak; doch ehe er ſich beſinnen konnte, fuhr Schröder fort: „Ruht eine Neigung in Ihrem Herzen? Seyn Sie offen; Ihr Glück, das Glück des Mädchens, vielleicht auch das meinige hängt davon ab.“

Einen Augenblick war Miller überraſcht; dann erwiederte er mit freudig glühendem Blick: „Wußte ich doch, daß Sie Theil an unſerm Schickſal nehmen würden. Ja, ich liebe, ſchon ſeit einigen Jahren liebe ich das Mädchen; heute wollte ich mich Ihnen vertrauen, ſo hatten wir uns verabredet, aber bey Ihrem Anblick in der Laube verlor ich den Muth.“

„Verlieren Sie ihn nicht!“ ſagte Schröder, und ein ſchmerzliches Lächeln umzog ſeinen Mund, „vertrauen Sie mir! — Vielleicht ſchon morgen auf meinem Verlobungstag — doch! gehen Sie zu ihr, tröſten, beruhigen Sie ſie. Morgen früh erwarte ich Sie!“ Er eilte fort, und ließ den Glücklichen freudetrunken zurück.

„Verabredet hatten ſie ſich,“ ſagte Schröder, als er, um den Vater aufzuſuchen, der Villa zuging, „verabredet war Alles. Nun — doch nein, mein armes Herz! verliere den Glauben an die Menſchen nicht; die Guten ſind ſelten, aber doch noch auf dem Erdenraum.“ In dieſer aufgeregten Stimmung trat er in das Zimmer des Banquiers, den er an ſeinem Schreibtiſche ſitzend fand, wo er die morgende Tafel aufgezeichnet hatte, um jedem aus der Geſellſchaft den gehörigen Platz zu geben. Er war in dieſes wichtige Geſchäft ſo vertieft, daß er Schröder's Hineintreten kaum bemerkte. „Helfen Sie mir, Herr Sohn!“ rief er, als er ihn gewahrte; „helfen Sie mir, wohin ich meinen alten, tauben Onkel placiren ſoll; meine Frau will ihn nicht neben ſich, obgleich dieß ſein Platz wäre. Die Tante...“

„Laſſen Sie das ruhen bis auf andere Zeit,“ unterbrach ihn Schröder, „es hat nicht ſolche Eile, da ich eben mit der Bitte zu Ihnen komme, den Verlobungstag aufzuſchieben.“

„Mein Gott! weßhalb?“ fragte Wagner erſchrocken.

„Ich habe Gründe, welche die Erfüllung meines Wunſches nothwendig machen.“

„Und die ſind?“ fragte Wagner empfindlich.

„Erlauben Sie, daß ich ſie für mich behalten darf.“

„Betreffen ſie meine Tochter?“

„Ja und nein!“ erwiederte Schröder.

Wagner, ohne weiter in ihn zu dringen, klingelte, und ſagte dem eintretenden Diener: „Ich laſſe meine Frau bitten, einen Augenblick zu mir zu kommen. — Sie werden verzeihen, Herr Sohn,“ wandte er ſich dann zu Schröder, „daß ich meine Frau rufen laſſe, vor ihr darf Ihr mir ſo auffallendes Benehmen kein Geheimniß bleiben, und die Mutter hat wohl ein Recht...“

In dieſem Augenblick trat Frau von Wagner herein. „Mein Kind!“ ſagte der Banquier mit Unmuth, „Herr Schröder wünſcht den Tag der Verlobung aufzuſchieben; die Gründe, weßhalb? findet er für gut zu verſchweigen.“

„Auf wie lange wünſchen Sie es?“ fragte Frau von Wagner mit Ruhe.

„Auf unbeſtimmte Zeit!“ erwiederte er, „ſo lange, bis ich meine Anordnungen getroffen.“

„Alles iſt bereit; die Verwandten, die Freunde ſind geladen, es würde Aufſehen erregen, und meine Tochter compromittiren. Sind Ihre Gründe nicht wichtig, ſo muß ich bitten, Ihren Wunſch aufzugeben; ſind ſie wichtig, ſie mir mitzutheilen.“

„Haben Sie das Zutrauen zu mir,“ erwiederte Schröder ausweichend, „daß ich nichts thun werde, was Ihrer Tochter nachtheilig ſeyn könnte.“

„Ich glaube als Mutter das Recht zu haben, nach dem Grund einer Sache zu fragen, die für mein Kind nur nachtheilig ſeyn kann,“ ſagte Frau von Wagner mit höflichem, aber beſtimmten Tone. „Sie ſind ein zu offener, redlich denkender Mann, als daß Sie,

unſere Verhältniſſe berückſichtigend, bey einer ſo wichtigen Sache verlangen könnten, uns ſollte Ihre Verſicherung genügen, und wir bey Ihrem Schweigen beruhigt ſeyn. Ich fordre Sie als Mutter auf, zu reden, oder mir es nicht zu verargen, wenn ich Zweifel in die Redlichkeit Ihrer Abſichten ſetze."

Schröder lächelte bey dieſen heftig ausgeſprochenen Worten. — „Nun dann, haben Sie kein Zutrauen zu mir, ſo muß ich wohl ſprechen. Marie liebt, liebte ſchon lange einen jungen, ihrer würdigen Mann."

„Nicht möglich!" unterbrach ihn die Mutter.

„Sie glaubte," fuhr Schröder, ohne die Unterbrechung zu beachten, fort, „es Ihnen, ſich ſelbſt ſchuldig zu ſeyn, dieſe Liebe zu unterdrücken; es ward ihr jedoch nur möglich, ſie zu verbergen. Dankbarkeit, vielleicht auch Achtung für mich, beſtimmten ſie, mir ihre Hand in dem Wahne zu reichen, ſie ſey Herrinn ihrer Gefühle. Ein Zufall verrieth mir ihr Herz." —

„Sie irren!" fiel ihm die Mutter in die Rede, während der Vater immer geſpannter wurde, „Ihre Eiferſucht ließ Sie Dinge ſehen" —

„Ich ſah nichts," erwiederte er gelaſſen, „was ich weiß, ſagte mir Marie ſelbſt."

„Die Elende!" fuhr die Mutter auf.

„Hören Sie mich ruhig an, ehe Sie ſie verdammen!" bath Schröder, und fuhr dann fort: „Ich warb um Ihrer Tochter Hand, weil ich dadurch ihr, weil ich mein Glück zu begründen hoffte. Beydes könnte ich nun unter dieſen Umſtänden nur erreichen, wenn ich die Verbindung auflöſe."

„Herr Schröder!" rief die Mutter heftig.

„Ich nehme Marie," fuhr er fort, „an Kindesſtatt an, und Sie, werthe Ältern meines Pflegekindes! verſagen ihr die Einwilligung zu der Heirath mit dem jungen Manne nicht. Für dieſen Fall gebe ich Ihnen das Haus in der Stadt ohne Kaufpreis zurück, und Marien wird dereinſt mein ganzes Vermögen."

Dieſer Vorſchlag ſchien der Mutter nicht ganz zu mißfallen; ſie gab es ihm und ihrem Manne deutlich zu verſtehen.

„Ehe wir uns erklären," nahm jetzt der Vater das Wort, dem Schröder's Vorſchlag bey weitem nicht ſo angenehm dünkte, als der Mutter, „ſo müſſen wir doch erſt wiſſen, wen Marie liebt. Ich geſtehe offen, daß ich unter allen jungen Männern keinen kenne, zu dem mein Kind irgend eine Neigung gezeigt hätte."

„Sie liebt Millern, den Sie zu achten, zu ſchätzen ſcheinen." Das Geſicht der Mutter verzog ſich zu einem höhniſchen Lächeln. „Miller?" ſagte ſie ſpöttiſch, „eine wünſchenswerthe Parthie!"

„Liebe Frau!" unterbrach ſie ihr Gatte, „Miller wird nicht dein Schwiegerſohn, deſſen kannſt du gewiß ſeyn; aber geh jetzt!" ſagte er dann im barſchen Ton. So ſelten Sie dieſen Ton vernahm, ſo wußte ſie doch, wie nachdrücklich und unwiederruflich er war; ſie gehorchte und ging.

„Herr Schröder!" nahm jetzt Wagner das Wort, „ich glaube, mein Benehmen wird Ihnen ſeit einiger Zeit gezeigt haben, daß ſich ſeit der Zerrüttung meiner Vermögensumſtände meine Lebensanſichten in Manchem geändert haben, aber Miller wird nicht mein Schwiegerſohn. Ich werde nie zugeben, daß meine Tochter ſo unter ihrem Stande heirathet."

„Liebt er meine Tochter, oder iſt es nur eine thörichte Neigung von ihrer Seite?" fragte Wagner weiter.

„Schon ſeit mehreren Jahren beſtehet dieß heimliche Verhältniß."

„So muß ich Marie noch morgen entfernen!" ſagte der Banquier finſter. „Ich muß, Herr! Kein Wort weiter!"

„So muß auch ich meine Maßregeln treffen," ſagte Schröder, der durch die Heftigkeit des Banquiers ſeine Ruhe wieder gewonnen hatte, und ging.

19.

Er eilte nach Wilhelminens Zimmer, und unterrichtete dieſe von dem Vorgefallenen. So ſchmerzhaft es ihr auch war, ſo viel Thränen es ihr auch koſtete, das ſchöne Gebäude ihrer Hoffnungen auf einmahl zertrümmert zu ſehen, ſo glaubte ſie doch ſelbſt, daß er unter dieſen Umſtänden Marien entſagen müſſe. Daß er ſie aber an Kindesſtatt annehmen, und ihr auf dieſe Art ſein ganzes Vermögen zuwenden wolle, tadelte ſie. „Denken Sie doch auch an die arme Euphroſine, denken Sie an Erneſtine, die wohl, ihrer Mutter wegen, ein Plätzchen in Ihrem Herzen haben ſollten." Aber er antwortete nicht hierauf, ſondern überraſchte ſie durch eine ſonderbare Bitte.

„Sie wiſſen," begann er, „daß ich bisher Ihren Wunſch, Wagnern von Allem zu unterrichten, noch nicht erfüllt habe. Jetzt bitte ich, es ſelbſt zu thun."

„Ich?" fuhr Wilhelmine heftig auf; doch ſagte ſie ſchnell und beruhigter: „Fahren Sie nur fort, lieber Herr!"

„Gehen Sie zu ihm, erſchüttern Sie ihn, rühren Sie ſein Herz, und zum Preis der Verſöhnung und Ihrer Verſchwiegenheit verlangen Sie ſeine Einwilligung. Ich weiß, wie ſchwer Ihnen der Schritt werden wird; Sie wiſſen aber auch, wie ſchmerzlich es mir ſeyn

würde, Schuld an Mariens Unglück zu seyn, welche durch diesen Vorfall die Liebe ihrer Ältern, die Achtung der Welt verlieren würde. Habe ich Ihnen je Gutes gethan," fuhr er fort, da er sie ungewiß sah, „so haben Sie jetzt Gelegenheit, mir Alles zu lohnen."

„Ich gehe," sagte Wilhelmine gerührt, „gehe, und sollte auch mein Herz brechen." Schröder reichte ihr dankend die Hand und verließ sie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Thränenbogen.

Unsre Thränen zieh'n und wallen,
Wie die Thränen der tiefsten Leiden,
So die Thränen der höchsten Freuden,
Wolkengleich zu des Himmels Hallen.

Und des Gesanges herrliche Sonne
Wirft die wunderbarsten Strahlen,
Wie auf die Thränen der tiefsten Qualen,
So auf die Thränen der höchsten Wonne.

Blutig glänzt sie mit düstren Gluthen
Auf den Thränen der Liedesleiden;
Doch auf den Thränen der Liebesfreuden
Leuchtet sie hold mit goldenen Fluthen.

Herbstlichgelb strahlt sie auf jenen,
Die der vergänglichen Schönheit fließen,
Doch smaragdgrün auf den süßen,
Wunderseligen Hoffnungsthränen;

Himmelblau auf den Zähren der Treue,
Die entlocket der Liebe Sehnen,
Nächtigblau auf den bittren Thränen,
Die erpressen der Schmerz und die Reue.

Doch mit des Veilchens Farbenhelle
Strahlet sie mild auf den freudigen Zähren,
Die bey des Frühlings Wiederkehren
Leise perlen in silberner Quelle.

Hoch den Himmel halten umzogen,
Herrlich verschmelzen, die sieben Strahlen,
Und auf den Thränen der Wonn' und Qualen
Schimmern sie glänzend als Thränenbogen.

Carlopago.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Sonnabend den 10. d. M. hatte der beliebte Groteskentänzer, Georg Ziegelhauser, sein Benefice. Es ward an diesem Abende gegeben: Die Tabaksdose. Kleinigkeit in 1 Acte von E. Straube, und zum ersten Mahle: Der Zauberzweig, oder Pierot, der lebendig (e) Todte, pantomimisches Quodlibet in 2 Acten vom Pantomimenmeister Carl Schadetzky. Musik von verschiedenen Meistern. Die neuen Decorationen von St. Dollinet und Mich. Mayr. Die Maschinen von Simonet.

Das Stückchen, die Tabaksdose, ward von Hrn. Schaffer und Mad. Scutta äußerst nett und fleißig gespielt, und gefiel, wie es diese artige Piece wohl verdient. Beyde wurden gerufen.

Die Zusammenstellung des darauf folgenden pantomimischen Quodlibets macht Hrn. Schadetzky sehr viele Ehre. Die größte Mannigfaltigkeit eint sich mit Rundung der Scenenfolge und es wechselt das Angenehme mit dem Barocken, das Seriöse mit dem Burlesken sehr zweckmäßig und unterhaltend. Wenn man bedenkt, was Schadetzky in seinem Wirkungskreise als Pantomimenmeister seit Jahren schon geleistet, auf einer Bühne, wo in jedem Zauberspiele Tänze einzuschalten und Tableaux zu arrangiren sind, so muß man staunen, woher er den Ideenreichthum schöpft, der sich in allen seinen Arbeiten entfaltet, und wie er Zeit gewinnt, das Ausgedachte dem Personal einzustudieren. Überdieß hat er es mit einem würdigen Rivalen zu thun, der im ehrenvollen Wettkampf nicht so leicht eine Blöße biethet, und das Erringen des Sieges dadurch erschwert, daß das Publicum Vergleiche anstellen kann zwischen den Producten beyder Meister.

Heute ward ihm ungetheilter und wohlverdienter Beyfall gespendet, und sein unermüdetes Streben, für des Publicums Vergnügen zu sorgen, durch mehrmahliges Hervorrufen belohnt.

Hr. Einweg und Hr. Brinle so wie Dlle. Ther. Lenz sind in der Darstellung ihrer Charaktere stets lobenswerth und geschickt. Letztere führte überdieß noch einige Tanzsolo's mit Kunstfertigkeit und Grazie aus. Hrn. Joh. Fenzel's Leistungen als Harlekin sind anerkannt, er bewährte auch heute seine seltene Bravour, vereint mit angenehmer Beweglichkeit und schalkhafter Laune. Köstlich, wie immer, war Hr. Schadetzky als Pierot. Eine unerschöpfliche Vis comica, in ein drastisch wirkendes Phlegma gehüllt, erfüllt ihn, wenn er in dieser Maske nur die Bühne betritt; alle seine Bewegungen und Mienen sind wahr, ausdrucksvoll, bezeichnend und verständlich und unwillkührlich reißt er zum Lachen hin, ohne daß er es zu wollen scheint. Meisterhaft ist seine komische Furcht ausgedrückt in der Todtenscene des zweyten Actes, und das Erschrecken über die Erscheinungen der vermeinten Geister. Auch als Darsteller des Pierot ward ihm lauter wiederhohlter Beyfall. Hr. Scribany als Bedienter ist brav.

Im Grotesken stritten sich vier Matadoren der Bravour um den Sieg, die HH. Ziegelhauser, Stiller, Klaß und Jos. Fenzl, und erhielten ehrende und ermunternde Zeichen des Beyfalls. Hr. Klaß zeigte überdieß auch einige Proben seiner Kraft als nordischer Herkules, und riß zu lauter Bewunderung hin. Seine Productionen tragen das Gepräge des sichern Gelingens an sich, und die graziöse Art, wie die staunenswerthesten Kraftversuche gezeigt werden, macht den Zuschauer glauben, es sey ganz leicht, und für jedermann auszuführen, wenn nicht das hinpolternde Gewicht, mit dem er erst wie mit einem Federballe gespielt, an die Athletenkraft erinnerte, die dazu erforderlich, selbes in den verschiedenen Stellungen, die Hr. Klaß dabey annimmt, nur aufzuheben. —

Die Decorationen loben ihre Meister. Der Schluß des zweyten Actes, wozu Hr. Mayr die Gegend und Hr. Dollinet den Saal gemahlt, ist überraschend schön und erhielt lauten Beyfall. Das Costüm ist neu.

Die Direction hat wie immer auch hier keine Kosten gespart, dem Publicum seine Achtung und Aufmerksamkeit zu beweisen, und es ist mit Gewißheit zu hoffen, daß dieses Quodlibet ein einträgliches und Mühen und Kosten lohnendes Cassestück werden wird.

Das Haus war beym Benefice übervoll und der Beneficiant hatte das Glück bey seinem Erscheinen freundlich bewillkommt und während der Verstellung und am Ende gerufen zu werden.

N. r. r. r.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler.

Donnerstag, den 101 22. August 1833.

Der Waffenschmied.

(Fortsetzung.)

Während Schöller Morien aufschloß, trat Wichtelmire zurückgezogener in sein Zimmer und bemerkte, daß nicht wenig über seine unerwartete Rückkehr discurrirt wurde.

„Herr von Wagner?“ begann der Alte, als er in fortdauernder Bewegung, wie sie zu lebhafter Freude, pflegt, auf- und abging, den Mantel meinend Morien entgegen. Ihre Umarmung ist der Verbindung mit zwei Wilden und Ihrer Tochter vorangegangen, sodaß sie schon vorüber, und Ihr Vater selber Morien sprechlich worden. Ich bekenne, Sie haben es erlauscht,“ fuhr er plötzlich fort, „und Sie ja können, daß Mikel der Schmied nicht gestorben, und gegen meinen Sohn die barbarische Zu bewenden.“

„Allerdings!“ antwortete Ihr Wagner, „ich hatte es vermuthet und entschieden, daß Sie sich in meine Verhältnisse hineingedrängt haben würden. Sie, der Sie mir eine ganz fremde Person sind.“

Der Wirth mit Verwunderung gefragte Wagner, wenn dieser Knabe und Mikels Wichtelmann gestalt. — Und der gefragte Wagner, in welcher Sie keinen Sohn gefunden, erhob sich, und sein dem Erstaunen Beig entgegen, „Nein, Herr, Ihr Sohn, Wagner, war nicht sich eine so fremde Person! Ihr Sohn Wichtelmann, sie ja ganz natürlich, daß auch hier Zug, dem leider Zug Ihr Sohnes wollen können! Kennen Sie Wichtelmire, den Sie einen Knaben, der Vergnügung zeigt gelaufen — kennen Sie ihr natürlich nicht mehr?“

Entsetzt und zitternd fand Wagner vor Ihr. — „Sie, Sie sind Wichtelmire, sie liegt tott gestanden Wichtelmire?“

„Die sie ist noch leben am Körper, aber entkleidet an Gemüth! Der Neide verstikt, der Thun hat Ihnen gethan, der Zeit ist mit schweren Langsamen Tode über die langsichtige Jugendzeit und hat ein verwüstet Kind und dem andern mit sich genommen; aber die Gedicht, die ewigjüdischen Gedicht hat sie nicht verwüstet, sie hat sie conservirt noch immer auf meinen Brust, und sich mit unerschöpfenen großen Segen auf Ihnen niedern, verpetzten Kinig gebrochen.“

„Ja kennen wieder, mit Worten zu reden,“ sagte Sie, werden gefunden, sein, „Gütte wird nicht die Strafe darüber gegen meinen Wichtelmire zu Ihnen gefinden, meine Eltern hätten Ihnen meinen Rücken nur gezeigt, Ihr Sohn, Ihren Vorgang und Wichtelmire gen zu sinden; Ihr Kind sollte die Ihre Anmeldigung als Meister Gild.“

„Wichtelmire!“ sagte Wagner, nachdem sein Zorn lange mit Thränen auf der Todtenstadt hat sprechen in Wichtelmire gesagt hatte, —„Wichtelmire, wie wird erfahren, mir eine Zeit zurückgekehrt, die ich gern

aus meinem Gedächtniſſe für immer verwiſcht hätte. Ich habe Unrecht an Ihnen gehandelt; doch bin ich nicht ſo ſtrafbar, wie Sie glauben. Was kann ich jetzt für Sie thun? Reden Sie! es ſoll geſchehen, ich will gern gut machen, wenn ich es vermag; nur ſtören Sie meinen häuslichen Frieden nicht, und entehren Sie ſich nicht ſelbſt durch ein rachſüchtiges Verbreiten unſerer frühern Verhältniſſe."

„Habe ich Ihnen nicht ſchon das Opfer genannt, welches Sie mir bringen ſollen?" erwiederte ſie.

„Dieß iſt unmöglich," ſprach er entſchloſſen, „ich ſchwöre es Ihnen, nie wird Miller mein Schwiegerſohn, ich bleibe feſt dabey, und ändere dießmahl gewiß nicht meinen Entſchluß."

Bey dieſen Worten ſtürzte Wilhelmine nach der Thür, aber ehe ſie ſie erreichte, ſank ſie bewußtlos nieder.

20.

Während der Banquier beſchäftigt war, die Ohnmächtige zum Leben zurückzubringen, ſuchte Schröder Marien vergebens. Endlich erfuhr er, ſie ſey dem Schulhauſe zugegangen. Als er dorthin eilte, kam ihm Erneſtine entgegengeſprungen. „Haben Sie Marien nicht geſehen?" rief er ihr ſchon von weitem zu.

„Nein, edler Mann!" erwiederte das Mädchen; „aber Dank, innigen Dank!" rief ſie, ihm um den Hals fallend und ihn mit Küſſen bedeckend, „innigen Dank, daß Sie ſich unſer annehmen, unſer Glück befördern wollen."

„Laſſen Sie mich, Erneſtine!" ſagte er, ſie abwehrend, mit Unmuthe; „hier muß ein Irrthum Statt finden. Gern will ich Ihr Glück befördern, nur wüßt' ich in dieſem Augenblick nicht, wie?"

„Das wiſſen Sie nicht?" rief das Mädchen traurig, und vor Schröder ihr Auge ſenkend — „Nun, ſo hat er mich betrogen! — aber nein, nein! das iſt unmöglich!"

„Von wem reden Sie?" fragte Schröder geſpannt.

„Von ihm — von Miller," ſprach ſie leiſe und ſtockend. „Er ſagte mir, daß Sie unſere Liebe begünſtigen wollten. — Ich bin ein armes Mädchen, auch er iſt arm, und der Vater will deßhalb nicht einwilligen. — Da hofften wir —"

„Sie lieben Miller? — er liebt Sie?" fragte Schröder erſtaunt.

„Nun ja!" erwiederte das Mädchen, halb ungeduldig. „Sie wußten es ja ſchon, ehe er es Ihnen vertraute."

„Armes Mädchen!" murmelte er vor ſich hin, ließ die Unglückliche troſtlos ſtehen, und ging der Villa zu.

Vergebens ſuchte er dort Marien; ſie war nirgends; niemand wollte ſie geſehen haben, und ſchon begann es zu dämmern. Endlich trieb es ihn nach ihrer Lieblingslaube, wo erſt vor wenigen Stunden ſeiner Hoffnung Stern untergegangen war. Dort fand er ſie, vor der Laube ſitzend, wo der letzte Wiederſchein der Abendröthe, ſie wie mit einem Heiligenſchein umſtrahlend, ihm ihr thränenfeuchtes Auge zeigte. „Marie!" rief er der ihm Entgegeneilenden zu, „arme Tochter! wohl haſt du Recht Thränen zu vergießen; ich kehre hoffnungslos zurück — Liebe kann dich nicht beglücken!"

„Nicht?" rief ſie außer ſich, und lehnte ihr geſenktes, bleiches Haupt, gleich einer geknickten Lilie, an ſeine Bruſt. — „Soll denn das, was in der Vergangenheit keimte, was ich ſo ſorgſam in meine Bruſt verſchloß, ſoll das mein ganzes Lebensglück untergraben? ſoll eine Empfindung, weil ich ſie vergebens bekämpfte, den ſchönen Traum einer heitern Zukunft ſtören?"

„Ich kann nicht helfen, kann nur mit dir weinen!" ſprach er gerührt. „Er liebt eine Andere, liebt Erneſtine."

„Er liebt eine Andere!" rief ſie freudig aus; „Gottlob! — Nun kann ich dir danken, Vater im Himmel!" ſprach ſie, die Hände faltend, „kann dir danken, da ich ihn beglückt weiß, kann dir danken, daß du mir die Bahn geebnet und mir die Kraft gegeben haſt, auch den leiſeſten Gedanken zu unterdrücken, und meinem eigenen Herzen die Überzeugung verliehen haſt, daß nur ſein Bild, das Bild des edelſten Mannes, in meinem Herzen ſteht, daß ich ihn liebe von ganzer Seele, mit aller Gluth der erſten, reinen Liebe. — Ja, theurer Mann!" ſprach ſie, ſich zu Schröder wendend, „jetzt nach einer ernſten Prüfung darf ich dir mit ganz ungetheiltem Herzen nahen. Nur du, nur dein Bild ſteht hier; es bedarf keines Kampfes gegen die thörichte Neigung früherer Jahre. Mit freudigem Herzen darf ich dir ſagen: Makellos, von inniger Liebe zu dir erglüht, ſteht deine Marie vor dir, und weiht ſich dir zum ewigen, unzertrennlichen Bunde."

Schröder überraſchte das Feuer, mit dem ſie ſprach; ſo hatte er ſie noch nie geſehen. Erſt jetzt fühlte er ſein Glück ganz. Er ſchloß ſie mit Inbrunſt in ſeine Arme. „Verkenne mich nicht, Marie!" ſprach er, ſie an ſein Herz drückend; „glaube nicht, Mißtrauen habe mich geleitet, Mißtrauen ſey der Grund meiner Entſagung geweſen. O es ward mir ſo ſchwer, mich von dir zu trennen, ich zweifelte aber ſtets, daß ich dir werth ſey.

Ein Mann in meinen Jahren vermag nur noch kurze Zeit ſeiner Gattinn das Leben zu verſüßen; bald ſieht ſie ſich an ſein Krankenbett gebannt, und Sorge und Angſt ſind ihr trauriges Loos. Ich fühlte überdieß, daß mein Geiſt zu wenig Bildung für die große Welt habe, ſah zugleich ein, daß mein Reichthum mich in ihren Strudel führen müſſe, und fürchtete dann, daß ich hier meinen Platz nicht ganz ausfüllen würde. Eine ſolche Stellung des Mannes muß der Gattinn kränkend ſeyn. Mit einem Wort, Marie! ich ſtellte dich ſo hoch und mich ſo tief unter dich, und bangte, daß mir ſo Manches, dein Glück dauerhaft zu gründen, fehle. Da geſtandeſt du mir deine ſtille Neigung; mit blutendem Herzen wollte ich dir das Opfer bringen, der Himmel aber beſchloß es anders. Und ſo drücke ich denn meine Verlobte mit doppelter Liebe wieder an mein Herz, da mir nun das Vertrauen ward, daß auch du mich von ganzer Seele liebſt, und danke der Vorſehung, die Alles ſo weislich leitete."

Unverhohlen brach jetzt die lange verhaltene Flamme aus Marien hervor, und die Liebe hauchte ihren unvergänglichen Roſenduft über des Mädchens bleiche Wangen, den ſonſt nur die holde Verlegenheit zu hauchen vermochte.

Schröder erzählte ihr nun auf dem Heimwege Alles, was indeſſen vorgefallen war, und wie der Vater ihm halsſtarrig ſeine Einwilligung verweigerte; ſagte ihr, daß er Wilhelmine an ihn abgeſchickt, ohne jedoch deren Verhältniß zum Vater zu berühren, und mahlte ihr die Scene unter der großen Linde mit Millern, dann mit Erneſtinen. Doch hier unterbrach ihn Marie plötzlich. „Lieber Schröder!" ſagte ſie ernſt, „laß uns ins Schulhaus eilen, das Verſehen gut zu machen. Miller könnte den Grund des Mißverſtändniſſes ahnen, und ich müßte vor ihm erröthen. Komm, beglücke auch die Armen, deren Hoffnung ſo bitter getäuſcht wurde. Ich weiß aus deinen frühern Mittheilungen, daß du Erneſtinen, der Mutter wegen, wohl willſt. — Mache ſie glücklich!"

Sie bath nicht vergebens. Raſchen Schrittes gingen ſie, ohne zu ahnen, was dort vorgefallen war, an der Villa vorüber, nach dem Schulhauſe. Hier fanden ſie Alles ſtill und ernſt. Der Alte ſaß nachdenkend in ſeinem Sorgenſtuhl, der Schulmeiſter ſchweigend neben Miller, der einen Brief ſchrieb, und Erneſtinens Lockenkopf ruhte an der Mutter Bruſt.

„Ich komme mit meiner Verlobten noch ſo ſpät, ein Fürwort für ein Paar Liebende zu ſprechen," begann Schröder im Eintreten, „das Herz zweyer Betrübten zu erheben, und vielleicht den ernſten Kreis, den ich hier um mich ſehe, zu beleben. Kann ein jährlicher Zuſchuß von 600 Thaler zu Ihrem Gehalt, Herr Miller, Sie in die Lage ſetzen, eine Frau zu ernähren, ſo hoffe ich, werden Erneſtinens Ältern und auch mein würdiger Lehrer ihre Einwilligung zu einem Bunde geben, den Sie morgen mit mir zugleich ſchließen könnten."

„Mit Ihnen kehrt die Freude wieder in mein Haus," erwiederte der Alte, die Hand nach ſeinem theuren Zögling ſtreckend, während Miller hinter dem Tiſche hervorſprang, und Erneſtine noch einmahl an Schröder's Halſe hing, und ihn dankend liebkoſte.

(Der Beſchluß folgt.)

Ihr Nahme.

An Sie.

Ich ging entlang dem ſtillen Bach
Und dachte meiner Liebe nach,
Und wie die Wellen ſchnell entſchlüpften,
Und wie ſie koſend herzten, küßten,

Und ich ſo denkend in ſie ſchaut',
Vernahm ich einen ſüßen Laut,
Die Tropfen, die zuſammenkamen,
Sie nannten Deinen lieben Nahmen.

Da ſchoß ein Fiſchlein ſchnell vorbey,
Und ſchnitt das Wellenbett entzwey;
Wie ſich die Waſſer ſchmiegſam beugten,
War es Dein Nahme, den ſie zeigten.

Die weißen Kieſel, glatt und rein,
Erglänzten ſchier im Sonnenſchein;
Sie reihten ſich am Grund im Rahmen,
Und formten Deinen lieben Nahmen.

Da bildeten ein ſchattig Dach
Die Äſt' und Zweige allgemach;
Und ſchwach durchdrangen Sonnenblitze
Das Laub. — Am Bach und Raſenſitze

Erzitterte der Sonne Bild
Millionenmahl verkleint; und mild
Bewegt ein Zephyr alle Zweige,
Damit ſich Blüth' zur Blüthe neige.

Und wie ſie ſpielten ſanft und mild,
So ſpielt' im Bach der Sonne Bild.
Der Sonnen viel zuſammenkamen,
Und freudig las ich Deinen Nahmen.

Wohin mein Aug' nur immer blickt,
Dein Nahme iſt's, der es entzückt.
Auf jedem Blatt kann ich ihn ſehen,
Auf jedem Grashalm ihn erſpähen;

Und blick' ich in mein eig'nes Ich,
Wen ſeh' ich da? Nur Dich — nur Dich!
Dein treuer Sinn und all' Dein Lieben
Iſt mir in Bruſt und Herz geſchrieben.

Heinrich Proch.

Ländlich, ſittlich.

Wir ſpeiſten in einem ſchönen Dorfe, Nahmens Dedham, — erzählt James Stuart in ſeinen „drey Jahren in Nordamerika“ — und in einem vortrefflichen Gaſthauſe. Bey Tiſche bediente uns ein ſehr hübſches Mädchen, dem unſer irländiſcher Reiſegefährte mehr Aufmerkſamkeit widmete, als es hier zu Lande ſchicklich iſt. Lange verfolgte er ſie mit Blicken, bog ſich dann zu ſeinem Nachbar und ſagte, laut genug, um vom ganzen Tiſche verſtanden zu werden: „Welches reizende Weſen!“ Das Mädchen erröthete und verließ auf der Stelle den Saal. Wir glaubten jetzt, der Hausherr werde erſcheinen, um den Vorlauten darüber zur Rede zu ſtellen, was in ſeinen Augen eine Grobheit und ungeziemende Vertraulichkeit war. Dieß geſchah jedoch glücklicherweiſe nicht, aber ein Anweſender und Bewohner von Boſton übernahm es, dem Irländer das „ländlich, ſittlich“ zu erklären. Er ſagte ihm, daß das Gewerbe der Gaſtwirthe hier ſehr in Ehren ſtehe, und daß die Töchter derſelben, obgleich ſie ſo gut erzogen würden wie irgend ein Fräulein, ſich nicht zu erniedrigen glaubten, wenn ſie des Vormittags im Hauſe thätig wären. Nicht unmöglich ſey es daher, daß die junge Perſon, überwelche er ſich ſo frey geäußert habe, eine Tochter des Hausherrn ſey, die ſich nach Tiſche ſo elegant ankleiden werde, wie die erſten Damen des Orts, und in den angeſehenſten Familien gleich vertrauten Zutritt genieße. Er rieth unſerm Freunde noch, ſich künftig beſſer in Acht zu nehmen, weil er beſorgen müſſe, es mit einem Wirthe zu thun zu bekommen, der ihn zur Strafe für ſeine Unart ohne weiters zum Tempel hinauswerfen werde. Beyſpiele der Art ſind nicht ſelten, — ſetzte er noch hinzu.

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldſtadt.) Hr. Hausmann reiſte Sonntag den 11. Auguſt nach geendetem Gaſtſpiele von Wien ab. Als Schauſpieler ſah ihn das freundliche Publicum, das alle ſeine Leiſtungen mit ehrendem Beyfalle lohnte, ungern ſcheiden; als Menſchen verloren ihn Alle ſchwer, die ihn näher kannten. Hausmann nimmt frohe Erinnerungen aus der Kaiſerſtadt mit ſich, und bey ihm bewährte es ſich wieder, daß Wien auch das fremde Talent zu ſchätzen und zu belohnen weiß.

Wie ſehr ſeine Collegen ihn liebten, ihn, den ſie doch nur ſo kurze Zeit beſaßen, mag folgendes Gedichtchen beweiſen, welches von einem derſelben beym Abſchiedsmahle im ſtrengſten Sinne des Wortes improviſirt wurde, und die Geſinnungen Aller, die ihn kennen, treu ſchildert.

Impromptu

auf Hausmann's Abreiſe von Wien.

Vom kalten Norden kam zu uns
Ein junger flinker Mann,
Im Buſen trug er doch ein Herz,
Wie warm man's finden kann,
Auf ſeinem Munde ſchwebte ſtets
Ein ſchlichtes g'rades Wort,
Drum liebgewannen wir den Gaſt
Vom ſonſt ſo kalten Nord.

Und dieſer Gaſt führt manches Bild
Voll Leben und Humor
In fremdem Ton und fremder Art
Den luſt'gen Wienern vor,
Und alle Wiener ſtimmten ein:
Der Mann gefällt uns recht,
Er hat dem Jocus ſich geweiht
Und ſeine Weih' iſt ächt!

Als Maurer Kluk und Burſche Keck
Trat klug und keck er hin,
In ſeinem Eckenſteher iſt
Nicht eine Ecke drinn';
Als Bader Schelle hat er uns
Gebadet faſt in Luſt,
Und ſeine Schellen hör' ich noch,
Wenn lang' er fort gemußt.

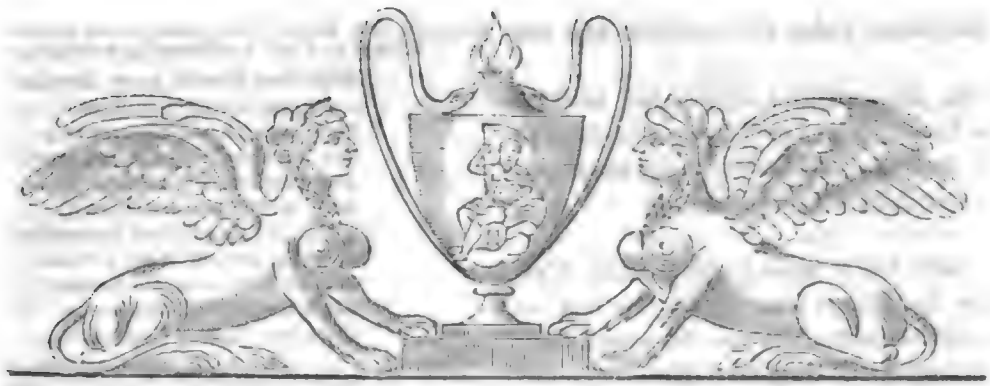
Er widerlegt den harten Spruch,
Daß Preußen arm an Witz,
Denn Wort und Miene rühret von ihm
Entzündend wie der Blitz.
Und die Gebilde, die er ſchafft,
Sind wahr, naturgetreu,
Drum zollt der Wiener Beyfall ihm,
Iſt auch die Form ihm neu.

Er nimmt ein Angedenken mit
Von unſerm lieben Wien,
Das ihn noch ſpät erfreuen wird
In ſeinem ſchlichten Sinn:
Dem Ruhm, den ihm die Kunſt errang,
Schließt ſich die Achtung an,
Die er durch ächten Männerwerth
Von jedem ſich gewann.

Drum bringen wir am letzten Tag,
Den er noch hier verweilt,
Ein „Vivat hoch!“ dem Gaſte dar,
Der nach dem Norden eilt.
Er denke gern an uns zurück,
Und in's Gedächtniß fein
Schreib' er den lieben Nahmen Wien,
Wie Wien den Hausmann ein.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mot. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.



Der Sammler

Sonnabend, den 102 24. August 1833.

Der Waiſenknabe.

(Beſchluß.)

Miller nahte ſich jetzt Marien. „Fräulein!“ ſagte er, wohl nicht ahnend, wie tief er ſie verwunde, „Sie haben ſich von jeher meiner ſo gütig in einem Hauſe angenommen, wo ich von ſo Manchen nur geduldet, und nicht geliebt wurde; auch heute ſind Sie der Engel geweſen, der mit Liebe ſich des armen Verwaiſten angenommen hat. Meinen innigen Dank!“ Er ergriff ihre Hand, und drückte ſie mit Wärme an ſeine Lippen und leiſe durchzuckte es Marien. „Sie verdanken mir nichts,“ erwiederte ſie beſonnen, und ihr Auge wagte dem ſeinen zu begegnen „mein künftiger Gatte iſt allein der Schöpfer Ihres Glückes!“

Jetzt nahten ſich die Liebenden dem Greiſe, den die Gemüthsbewegung, in die ihn dieß Unerwartete geſetzt, bisher auf ſeinem Stuhle feſtgebannt hatte. Sie knieten vor ihm nieder, Erneſtinens Ältern traten ihnen zur Seite, und als der würdige Alte die Hände auf Beyde gelegt, ſprach er gerührt: „Erneſtine! der Segen deiner Ältern begleite dich auf deinem Lebenswege, und mein Segen dich, du lieber, junger Mann, dem, älternlos, der Segen des Greiſes genügen muß!“

21.

Am folgenden Abend wurde das doppelte Verlobungsfeſt gefeyert. Die Mutter war durch Schröder's Geſchenk, der einen Theil ihres ehemahligen Schmuckes für ſie zurückgekauft, über den neuen Sohn und die Schwiegertochter nicht ungehalten, und hatte ſogar in der Freude ihres Herzens erlaubt, daß ihr Gemahl den tauben Onkel neben ſie placiren durfte. Der Greis hielt eine feyerliche, herzergreifende Rede, deren Sinn nicht alle Anweſende verſtanden, und worin er Schröder den Nahmen „Ernſt Vaterlos“ gab, den dieſer auch von dieſem Augenblick an wieder führte. Alle waren heiter und vergnügt, ſelbſt Euphroſine, die, wenn ſie auch nicht den Himmel offen ſah, doch aus dem Glück der Liebenden ſchloß, daß eine glückliche Ehe wohl auch ein Paradies ſeyn könne, wenn nur zwey Engel ſich treu vereint darinnen ein Hüttchen gebaut haben. Nur Wilhelmine war nicht heiter; ſie blieb während der Mahlzeit ſtill in ſich gekehrt, und manche Thräne träufelte in das Kelchglas, wenn ſie es zum Geſundheittrinken an ihre Lippen ſetzen mußte.

Nach Tiſche vermißte Schröder die Traurige, und eilte mit Marie, ſie aufzuſuchen. Sie fanden ſie weinend auf ihrem Zimmer. „Laßt mich in meiner Einſamkeit,“ bath ſie, „ich tauge nicht unter Euch Glückliche! — Mein Schuldbuch iſt noch nicht vernichtet hier, hier in meiner Bruſt liegt es aufgeſchlagen, und erſt der ewige Richter wird Erbarmen haben, denn der innere iſt unerbittlich. Ach! die Schuld folgt bis zum Grabe, zerpflückt alle Kränze, die das neckende Schickſal beut, und

ſchüttet mit furchtbarem Lachen die zerpflückten über uns ins Grab.“

Bis an ihr baldiges Ende trübte das quälende Gewiſſen ihre Tage, die ſie bey Schröder verlebte. Erſt wenige Tage, ehe ſie heimging, drückte ihr der Engel, der ſie abrief, die Friedenspalme an's Herz.

22.

Schröder hatte ſich in ſeinen Zweifeln geirrt. Noch im ſpäten Alter beglückte er ſeine Marie, die treu ergeben ihm zur Seite ſtand. Fern von der großen Welt verlebten ſie in dem Kreiſe der Kinder ihre Tage, und fanden nur durch Wohlthun in ihrem Reichthum Glück. Sie bekräftigten von Neuem, daß auch die Erde ein Paradies ſeyn kann, wenn man nur reinen Herzens auf ihr wandelt, und daß die treue Ausübung unſrer Pflichten eine ſichrere Anweiſung auf jene Welt gibt, als Bildung und Talente.

Der Banquier hatte, kleine Rückfälle abgerechnet, aus ſeinem frühern Leben manche gute Lehren gezogen, und lebte fortan als thätiger Mann; nur ſeine Frau konnte der Welt nicht entſagen, und ſchlürfte bis ins ſpäte Alter aus dem Born der Eitelkeit.

Der reiche Landjunker hatte nach dem erhaltenen Korbe bey ſeinem jungen Geiſtlichen Unterricht im Vorleſen genommen; es wollte jedoch nicht ſo recht damit gehen. Da er aber von dem Verfall der Umſtände des Banquiers hörte und zufällig vernahm: wie viel weniger Talente Euphroſine jetzt von ihrem künftigen Gatten verlange, wagte er noch einmahl ſein Glück. Ohne Probeleſen ward er angenommen, und ſoll ſpäterhin unter Anleitung ſeiner ſchönen Frau es ſo weit gebracht haben, den Taſſo ganz leidlich zu leſen, und dafür ſeiner Gattinn Geſchmack an der Landwirthſchaft beygebracht haben.

Strauß und der Dichter.

Scene: des Tonſetzers Zimmer.

Der Dichter (guckt durch das Schlüſſelloch, hebt nach mehrmal vergeblichem Anpochen allmälig den Drücker und ſchlüpft in das Gemach. Er ſieht den Componiſten auf ein Ruhebett hingegoſſen, ein Zeitungsblatt in der Hand, und es für jenes erkennend, worin ſeine Walzergeiſter erſchienen, läßt er ſich ſogleich neben dem Haupte des jungen Muſikers nieder).

Orpheus möge mir verzeien,
Störe ich wohl in der Ruh',
Doch ich ſeh' ihn wiederkäuen
Mein Gedicht, und was dazu
Er wohl ſagt, ich möcht's erfaren,
Kann die Bitt' ihm nicht erſparen.

Strauß (ſein Daſein durch Gähnen und Denen der Glieder verratend und gewiſſermaßen hohnredneriſch).

Mein Herr Dichter, guten Morgen!
Sagt, was ſoll der fade Kram?
Müßt Euch feinern Witz erborgen,
Der nicht gar ſo krumm und lahm;
Soll's ein Compliment vorſtellen,
Hätt' ich Manches auszuſetzen,
Woll't Ihr Euern Geiſt fuchsprellen,
Mögt Ihr ihn auf Gänſe hetzen
Und auf Enten in den Pfützen,
Wie jüngſt ich in Mußeſtunden
Wohl ſolch' ſchaales Zeug gefunden.

Der Dichter (verblüfft, ſieht den Muſiker erſtaunt an).

Wie? — Was meinen Hochgeboren?
Denn trotz meinen feinen Ohren,
Hab' ich wärlich nicht verſtanden,
Was Dieſelben gut befanden
Mir von Tadel vorzuſchwätzen,
Woll'n mir's aus einander ſetzen! —

Strauß (ſpringt mit einem Satze vom Ruhebette auf, ergreift die Violine am Fenſter und ruft voll Entrüſtung aus).

Sagt pro primo Meiſter Sänger!
Iſt es etwa Schmeicheley,
Daß die Sonne, ein Kopfhänger,
Schnell zur Ruh' ſich läßt herbey,
Kaum daß ſie mein Antlitz ſchauet? —
Iſt's poetiſch ſchön, iſt's wahr,
Was Ihr ferner mir vertrauet,
Daß das Herz, ſo gänzlich baar
Aller Sprache der Gefühle,
Sich des Bauch's gewiſſermaſſen
Als Organ bedien' und wühle
In der Därme finſtrem Schlund,
Statt zu reden durch den Mund? —

Der Dichter.

So genau müßt Ihr's nicht nemen,
Bilder ſind's der Phantaſie,
Die — was ſoll ich drob mich ſchämen?
Mir oft kommen — weiß nicht wie! —
Sind des Pinſels Striche bloß.
Ohne Bilder, — ach wie arm
Iſt der Dichter! — denn nur groß
Machen derley Schnörkel ihn;
Dieß ſey Pinſelchen verzien! —

Strauß.

Meinetwegen! — Doch ſeht her!
Seht hier dieſe Violine!
Und ſagt an, wer wagt es, wer?
Der nicht Stroh im Hirn hat inne,
Der nicht völlig blöd und taub,
Mir als Schmeicheley zu ſagen,
Daß ſie freſſe alter Staub? —
Seht die Zettel nur anſchlagen,
Wollt Ihr ſelbſt nicht Zeuge ſeyn,
Künden ſie nicht Tag für Tag
Meiner Töne Weiheſtätte?
Wer Euch aber hören mag,
Glaubt, ſie ruh' im Lotterbette.
Das, Herr Dichter! das, verzeit,
Iſt vom Schmeicheln gar zu weit!
Dann — ich rieche wol den Braten,
Wart um Reime Ihr verlegen,
Denn wie ſonſt war es zu raten.

Meine Töne zu belegen
Mit dem Gleichniß: Sterbgeläut?
Reimt ſich denn ſonſt nichts auf heut??? —
Lägt auch Ihr in letzten Zügen,
Matten Auges, bleich und fahl,
Wenn raſch meine Walzer fliegen
Wie der Wein ſchäumt im Pokal,
Blickt doch auf die frohe Menge,
Die, — es iſt mein Stolz, mein Glück,
Meiner Saiten heitre Klänge
Lohnt mit freud'gem Jubelblick.
Donnerwetter? — ja, es dröhnet
Durch der Hände Beyfallsſchlag,
Doch daß ich mir's hab' entlehnet,
Wüßt' ich nicht mein Lebetag. —
Ferner, — haltet mir's zu Gnaden,
Seh' den Sinn ich nicht wol ein,
Der in langen Schwulſttiraden
Dieſe Stelle faſſet ein:
„Unterſchiedlich' Geiſterſchaaren
„Laßt entſchweben, ſteigen, ſpringen
„Ihr zu Miriaden Paaren,
„Schwächer, ſtärker, nach Gelingen,
„Die, — nach jedes Stand und Würde,
„Sich beſchäft'gen in dem Zimmer
„Mit des Allerleyes Bürde. — —"
Ja, womit? — o ſagt es immer!
Kann Humor den Schlafrock bürſten(!!)
Wichſt ein Andrer Stiefel wol,
Und nach Bier und fetten Würſten
Läuft die Anmut ſehnſuchtsvoll.
Meine Stube ſauber fegen
Seh' ich Nachtigall und Kraft,
Während Mutwill's toller Segen
Ordnung mir im Schreine ſchafft? —
Solche Bilder, — muß traun lachen, —
Stiegen auf vor meinem Blick,
Als ich las die ſchönen Sachen,
Die Ihr nennt des Pinſels Glück. —
Ja, — und weiter, lieber Schwärmer!
Sagt mir doch zur Güte nur,
Findet Ihr bald arm, bald ärmer
Meiner Phantaſien Spur?
Iſt hier Krafft wohl ſonder Laune,
Dort nur Anmut, Luſt zu ſchau'n?
Lauſcht Natürlichkeit am Zaune
Nur in meines Frohſinn's Gau'n?
Und Geſchmack iſt alſo nirgend
Als bey meinem „vive la danse!"
Am Erfindungsgeiſte würgend
Zeigt ſich's: Leben nur ein Tanz?
Und der Kettenbrücker Zweyten
Hätten Tempo nur allein???
Was mag Euern Sinn verleiten,
Was bei Euch wohl Tempo ſeyn???
Tempo hat der Gaſſenhauer,
Wie der feſtliche Choral,
Und der Walzer (jeder Bauer
Weiß es all' und überall):
Hat Dreyviertel-Tact als mètre,
Warum jene nur allein,
Wo Ihr lieber Schwager, Vetter (??)
Grade meint, es ſoll ſo ſein?
Ferner: — Müßt Ihr, um zu dichten,
Alle früh'ren Poeſien
Aus dem Schreibepulte lichten
Und Euch zur Erinn'rung zieh'n? —
Ich kenn' die Methode nicht,
Das beſchwör' ich Euch zu Gott!
Und doch ſagt Ihr im Gedicht:
Es thät' mir zu wiſſen not (!!)
Alle meine eignen Lieder
Vorgekaut zu hören wieder. —
Freund! ich bin nicht d'rob erboßt,
Aber Ihr — ſeyd nicht bey Troſt! —
Drum harrt ruhig jener Zeit,
Wo Euch günſt'ger Eure Leyer
Wieder winkt, — jetzt iſt ſie weit,
Und Ihr ſchafft nur Ungeheuer.
Habt, ſo wie mich's will bedünken,
Rappeltöpfiſche Momente,
Wollt da Alles zierlich ſchminken
Und beſinget Gans und Ente.
Wolltet ſchmeicheln mir gar ſehr,
Thatet's aber ohn' Geſchick,
Ungefähr wie Petz, der Bär,
Loben würde die Muſik. —
Habt ſo manches wahre Schöne
Schon gefördert uns zu Licht,
Und drum ſey's auch, daß verſöhne
Dieß uns mit dem Walzgedicht.
Doch, hat Freund Humor einſt wieder
Euern Schlafrock ſo beſchickt,
Dann zerbrecht ihm Arm und Glieder,
Denn ſolch Zeug iſt rein — verrückt!

Colibri-Plumail.

Die Tarantel.

Die Tarantel iſt bekanntlich eine große Spinne, welche daher ihren Nahmen hat, daß man ſie früher in der Nähe von Tarent am häufigſten beobachtet haben mag; ſie kommt aber im ganzen ſüdlichen Europa vor. Eben ſo bekannt iſt es, welch fabelhafte Krankheiten ihrem Biß zugeſchrieben wurden, die durch Muſik und Tanz geheilt werden ſollten. Aber die Notizen eines in Spanien reiſenden Naturforſchers über ihre Lebensweiſe, nahmentlich ihre Bauten, möchten nicht unintereſſant ſeyn.

Die Tarantel hält ſich am liebſten an offenen, trockenen, ungebauten, der Sonne ausgeſetzten Stellen auf. Wenigſtens im erwachſenen Zuſtande lebt ſie in einem unterirdiſchen Raume, einem wahren Bau, den ſie ſich gräbt. Dieſe Bauwerke des Thieres ſind bisher von den Forſchern meiſtens ſehr unvollſtändig und unrichtig beſchrieben worden. Der cylindriſche, oft einen Zoll im Durchmeſſer haltende Gang, erſtreckt ſich über einen Fuß tief in den Boden, iſt aber nicht, wie Viele behauptet haben, durchaus ſenkrecht. Der Bewohner des Baues gibt ſich zugleich als gewandten Jäger und geſchickten Baumeiſter zu erkennen. Er hatte nicht nur in der Tiefe

einen Versteck anzulegen, wo er sich den Verfolgungen seiner Feinde entziehen konnte, es sollte zugleich eine Warte werden, wo er auf seine Beute lauern und blitzschnell auf sie losfahren konnte. Die Tarantel hat für Alles gesorgt: das Loch geht allerdings anfangs gerade abwärts, aber vier, fünf Zoll unter der Oberfläche biegt sich der Gang rasch um, und läuft eine kleine Strecke horizontal fort, worauf er wieder die senkrechte Richtung abwärts verfolgt. Am Anfang dieser Biegung sitzt die wachsame Spinne auf der Lauer und läßt ihre Hausthüre nicht einen Moment aus dem Auge. Hier sah ich, als ich die sogleich zu beschreibende Jagd auf diese Thiere anstellte, ihre Augen gleich Diamanten funkeln und wie Katzenaugen im Finstern leuchten. Über der oberen Mündung des Baues findet sich in der Regel eine Röhre aufgesetzt, welche durchaus das Werk der Tarantel ist und deren kein Beobachter Erwähnung thut. Diese Röhre, ein wahres architektonisches Werk, erhebt sich gegen einen Zoll über die Fläche des Bodens umher und hat nicht selten zwey Zoll im Durchmesser, ist also weiter als der Gang selbst. Letzterer Umstand scheint von der Spinne darauf berechnet, daß im Moment, wo sie ihre Beute fassen will, ihre Krallen gehörigen Spielraum haben. Diese Röhre besteht hauptsächlich aus trocknen, mit etwas Lehm verbundenen und so kunstreich über einander gelegten Holzstückchen, daß sie ein aufrecht stehendes Gerüste bilden, das im Innern einen hohlen Cylinder vorstellt. Vorzügliche Festigkeit erhält dieses Vorwerk dadurch, daß es innen mit dem eigenen Gespinst des Thieres bekleidet ist. Dieses Gewebe setzt sich durch den ganzen Bau fort und schützt den Laufgraben trefflich vor dem Einsturze, hält ihn rein und erleichtert der Spinne das Erklimmen ihrer Veste.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Nachrichten von fremden Bühnen.

Berlin.

(Königstädtisches Theater.) Dlle. Heinefetter hat bis jetzt die schwere Aufgabe zu lösen gehabt, nur in solchen Rollen aufzutreten, die unmittelbar vor ihr eine beliebte und höchst verdienstvolle Sängerinn, Dlle. Hähnel, gegeben und (mit Ausnahme der Rosine im Barbier von Sevilla) hier zuerst auf die Bühne gebracht hat. Das Bild, welches sich in dem Publicum für die Darstellung und den Gesang dieser Rollen festgestellt hat, und welches bey den Eigenthümlichkeiten in Stimme, Spiel und im ganzen Wesen der Vorgängerinn unnachahmlich ist, muß unbedenklich der fremden Künstlerinn, auch bey der verdienstlichsten Ausführung dieser Parthien, Schaden thun. Jede Abweichung von dem bisher Gesehenen und Gehörten wird, selbst wenn sie sich künstlerisch vollkommen rechtfertigen läßt, befremden, ja vielleicht als fehlerhaft aufgefaßt angesehen und der ganze Eindruck, den die ersteren Vorstellungen solcher Opern machen mußten, mit dem jetzigen zum Nachtheil der fremden Sängerinn verglichen werden. Trifft dieß obenein eine Rolle, die den Eigenthümlichkeiten der Vorgängerinn sehr entgegenkommt, so wird das Urtheil über den Erfolg der späteren Darstellerinn um so schwankender seyn; und diese Stimmung war es, die bey der Vorstellung von Bellini's Oper „der Unbekannten" am 10. August im Publicum bemerkbar war. Dlle. Heinefetter sang und spielte ihre Rolle so, wie es von einer Sängerinn ihres Ranges zu erwarten war; der geringere Eindruck, den sie, im Vergleich mit ihrer Vorgängerinn, machte, liegt zum Theil im Charakter ihrer Stimme, die mehr den Regionen des Lebensfrischen, Kecken, höchstens Sanftschwärmerischen, als des Tiefleidenden, Melancholischen angehört, also alles das durch den Vortrag allein schaffen muß, was bey jener schon durch den Ton der Stimme bewirkt wird; zum Theil aber auch in dem Spiele der Dlle. Heinefetter. Nie haben wir uns mit dem Ausspruche befreunden können: Sie singt so gut, wie man es von einer Sängerinn verlangen kann. Fordern wir von einer großen Schauspielerinn, daß sie alles das in ihrer Gewalt habe, was eine kunstgebildete Sängerinn bezeichnet, eine reiche Scala von Sprachtönen, ein fein nüancirtes Moduliren der Übergänge, das richtige Einsetzen und Treffen der Tonarten bey ihren Reden, so scheint es uns billig und der Würde des musicalischen Drama's angemessen, auch von einer großen Sängerinn zu verlangen, daß sie im Spiele den höheren Forderungen der Kunst Genüge leiste. Müssen wir bey Dlle. Heinefetter auch das Maß bewundern, mit der sie ihre Töne zu beherrschen weiß, so daß sie selbst in den leidenschaftlichsten Stellen nie in's Schreyen übergehen und unangenehm für's Ohr werden: so ist dieses Maß, in Bezug auf ihr Spiel, von viel zu engen Gränzen, und die Wirkung mancher vortrefflich gesungenen Stelle würde unendlich gewinnen, wenn sie dabey im Spiele mehr aus sich herausginge, und mit dreisterem Licht und Schatten das Ganze belebte. Welche Wirkungen damit hervorzubringen sind, selbst bey einer schwächeren Unterstützung der Stimme, hat uns Mad. Schröder-Devrient gelehrt. Alles dieß hier Gerügte bitten wir jedoch keineswegs als Mängel bey der gewiß im Ganzen sehr gelungenen Darstellung der Alaide in der „Unbekannten," sondern nur als Wünsche anzusehen, deren Verwirklichung erreichbar ist, und welche die dramatisch-musicalischen Leistungen der Dlle. Heinefetter auf den höchsten Punct erheben würden. Das zweyte Finale der Oper, welches bey den früheren Darstellungen wegblieb, weil man es im „Piraten" angebracht hatte, wurde wieder gesungen. Der tragische Schluß der Oper, der auch in das Reich der Unbekannten gehört, gewann indessen dadurch wenig, und offenbar steht dieß Musikstück, was auch der Componist dagegen einwenden möchte, im „Piraten" an der rechten Stelle. Dlle. Heinefetter wurde nach dem ersten Act, und nach dem Schluß der Vorstellung mit Hrn. Fischer und Hrn. Holzmiller gerufen, welche beyde letztere, besonders das Duett im zweyten Act, ausgezeichnet schön sangen. Auch das Orchester that seine Schuldigkeit. Die obligaten Stellen des Violoncells, der Flöte und Harfe wurden so gelungen vorgetragen, daß sie das Publicum durch besonderen Beyfall auszeichnete.

.....t.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler.

Dienstag, den **103** 27. August 1833.

Sitten und Meinungen.

Aus dem Tagebuch eines Engländers.

Im Gefolge der englischen Gouvernante G. erreichte ich im Jahre 1825 die Grenze Tyrols, wo sie mit so tiefem Bedauern Abschied nahm, welches sich an Frisch-Ellwasser insbesondere zwischen Knöllhausen Hermannsgrund, ausgedehnter merken ließen, und Knöll gestalten wollte. Die Gefährten haben dann in mir Beide in Freundschaft und Gastlichkeit einen treuen Freund-Schmuck und Geschicklichkeit mit der Armbrust abgewonnen, gezogen, wogegen sich bei mir Kälte zu keinem Grade gesteigert ist. Im geregten Tage meiner Ankunft auf Tannenau ging ich, beschäftigt von dem Thurmwächter, zu ber genannten Mühle, Umgebung Pfannkuchen mit der Ring. 120 englische Meilen weit, bis zu ihrer Rückkehrung mit den lieblichsten Farben- und Lichtphänomenen. Jenen erinnern gerne das Auge, die gütige mehr- vor ungeheure Waldstadt gänzlichen der Gebirgen zu- fühlen von Bäumen und den entferntes Thale bilden. Das Thale in Wechselnen ist reizend und bequem. Obwohl Jahre nun die gastfreundliche Nachahmen, um mich nach Kräften zur Freundin, selbst gab mir Wechselnen mit Liebe und ohne Ende. Die Pfefferrauf hielt mir den vielgetragenen Genießen eine Hauptrolle. Er ist gefällt mit Milch und Gebäcke, welches mich einer Pfefferinne ablerdings weiß, und trat mir sehr weniges Mehl bereitet, mehr zum allerwenigsten Lieblingsspeise; er ist ein Gedächtnis der Familie. Zwanzig Jahren glühte der Herd, und wechselnd ist in meinem geregten Nachbarsorte ab, und wie Wechselnen verbrachte mit Verdrießlichkeit, und einer der bemerkenswerthen Männer, daß während vieler Zeit wöchentlich fast Gefühl gewinnt meinem Sinn; doch war ich in zwei Mahlzeiten sich mit erfüllte. Ohne einen Gruß verließen, ohne Abschied, ohne Dank bei meinen Leuten, ein- mahm ich von Wechselnen den Armbrust. Unter jenen Pfannkuchen besonders Wechselnen in die heute Zeit- ist, theils auf den enge bebauten Feldern, theils meist Tyrols Sommer angelegten, um die wilden Thiere und Gegenden Italiens gewahrenden, Entwickelungs-Stufen bereiten weit weiter, die Natur lag in vielen Schritt. Diese abgewandelt von Natur, und zwar in den Gebirgen, liegen sich leicht Wilden unterkommen mir, und schienen mir bei Kennen vollendet Thieren. An der Natur ist nur und Gegenden Natur einst sich gut gewählt gefangen, welches von Thurmwächter, gegeben. Auf einer Wiese von Wechselnen, sein Haus in der Nähe, und an Pferde können, indem mir ihn täglich gefüttern. Ein Hagen, sein Nachbarer, sah neben ihm, am unmittelbaren Orte, der Braun mir ein Kostenlos von dem Seinen beschäftigt, und Nutter legen sich einem in einem Winkel vor Futter. Ohne

Digitized by Google

viele Ceremonien gab ich mich als erwarteter Gesandter zu erkennen, und wurde von Seiner Arrowack'schen Majestät eingeladen, in seiner Wohnung zu bleiben, meine Reisegefährten fanden in einem nahgelegenen Zelte ein Obdach. Nach den ersten Begrüßungen, ich bin nähmlich ihrer Sprache, die aus einem Gemisch von Englisch, Holländisch, Spanisch und Indisch besteht, mächtig, schweifte mein Blick in der Hütte herum. Rings an den Wänden waren zierlich geflochtene Körbe, hübsch geformte Töpfe, Bogen, Pfeile, Spieße und andere schön gearbeitete Waffen aus Holz und Knochen verfertigt zu sehen. Zehn bis zwölf Weiber arbeiteten emsig und sprachen wenig. Ihre kupferrothe Farbe, ihr lang herabhängendes schwarzes Haar, ihr klein geschlitztes feuriges Auge nahm sich bey der helllodernden Flamme wunderbar schreckhaft aus. Die schlafenden Kinder lagen wie gefesselt am Boden, da oberhalb des Knöchels und unter dem Knie ein handbreiter Strick gewunden war, so daß die Wade bedeutend hervorquoll. Wohlgemüthlich blies der Herrscher den Rauch des Tabaks in die Luft, nur zuweilen furchtsam nach Außen blickend, während der Augur Sprüche über Sprüche recitirte. Bald nachher erhob sich die jüngste der Weiber, löste die Hamacke ihres Herrn, der Augur sprach einen Segen, und er legte sich, in die Hamacke gehüllt, nieder; seinem Beyspiele folgte der Augur, dem eine solche gereicht ward, indem er seine Blöße mit einem weißen Tuche deckt, welches er niemahls ablegt. Auch ich begab mich darauf zur Ruhe, die Weiber streckten sich auf ihrer Bambusmatte aus, und bald lag alles in Morpheus Armen.

Bey den ersten Strahlen der Morgensonne erhob sich alles, im Zelte wurde es lebendig, die Weiber bereiteten mit Anstrengung aller Kräfte das Morgenbrot, um es so schnell als möglich aufzutragen. Ein Bothe wurde von dem Oberhaupt an die Horde mit dem Befehle gesandt, sich vor dem Zelte zu versammeln, um den englischen Tribut zu empfangen, und nach und nach füllte sich der geräumige Versammlungsplatz. Wir genossen während dieser Zeit das Frühstück. Selbes wurde in einer großen Callibaschschale aufgetragen, die wohl viermahl so groß als die Cocusnuß ist. Darin befand sich Wild und Geflügel in einer Suppe schwimmend, in der Mitte ein großer Pudding, genannt Fousou, aus Plautin bereitet und stark mit Cayennepfeffer gewürzt. Nun trat der Augur zu dem Herrscher, segnete diesen, spie in seine Hände, zeichnete mehrere Figuren mit dem zweyten Finger seiner rechten Hand, und murmelte dazu einige Sprüche. Dasselbe Verfahren geschah nachher bey mir. Jetzt griffen wir in das Callibasch, brachen mit den Händen ein Stück des Fousou ab, drückten eine Vertiefung hinein, füllten diese mit Suppe, rissen ein Stück Geflügel ab, und leerten so die Schüssel. Ein dünnes Brot, aus einer Art Cassavawurzel bereitet, wurde gegessen, und das so leicht berauschende Paiwarrie getrunken. Der Pudding wird in einer großen hölzernen Mulde von den Frauen durch Stampfen mit einer sechs Fuß langen Stange bereitet. Die Cassavawurzel, die zum Brote bestimmt ist, wird auf einem Reibeisen gerieben, und dann gebacken, doch muß ich hiebey bemerken, daß diese ein Wasser absondert, welches eines der stärksten Giftarten ist. Um das Peiwarrie anzufertigen, setzen sich vierzig bis fünfzig Weiber um ein großes Callibasch, nehmen die dazu bestimmte Cassavawurzel in den Mund, kauen diese gehörig durch, werfen sie dann in die Schale, lassen es in Gährung übergehen, und vergraben es in die Erde, wo es beynahe ein Jahr stehen bleibt. Diese so eben genannte Speise und dieses Getränk bilden das Morgen- Mittag- und Abendbrot der Arrowacks.

(Der Beschluß folgt.)

Viersylbige Charade.

Erste Sylbe.

Ein kleines Wörtlein, unscheinbar,
Stellt sich in dieser Sylbe dar,
Doch überflüssig wahrlich nicht,
In jeder Rede, die man spricht
Im Tageslauf', hört man dieß Wort
Oft zwanzigmahl in einem fort.
Du tritt'st in's Leben nicht, nicht in
Den Stand, den sich erwählt dein Sinn,
Noch in den Ehestand, selbst in das Grab
Steigst du nicht ohne ihm hinab.

Die drey letzten Sylben.

Ein Frauennahm' im Orient'
Ist es, den dieses Wort benennt.

Das Ganze.

Seht jenen Mann, der oft sein Blut
Dem Vaterland! geweiht mit Muth.
Und kühn vertheidigend den Thron
Der Wunden viel empfing, als Lohn
Der Tapferkeit — sie zwingen ihn,
Die Heldenlaufbahn nun zu flieh'n,
Und dankbar pflegt das Vaterland
Nun Sein, des Schläfe oft umwand
Der wohlverdiente Lorbeerkranz
Um Österreich, um Kaiser Franz.

C. F. Müller.

Die Tarantel.

(Beschluß.)

Ich habe oben zu verstehen gegeben, daß diese Bastion am Bau nicht beständig vorkommt. Häufig habe ich Tarantellöcher beobachtet, wo sich keine Spur davon fand, es sey nun, daß sie zufällig von den Elementen zerstört wurde, sey es, daß die Spinne die Baumate-

rialien nicht überall findet, möglich sogar, daß sich der Bausinn im Thiere erst dann vollständig entwickelt, wenn es physisch und intellectuell zur vollen Reife gelangt ist. In den meisten Fällen habe ich aber dieses Vorwerk beobachtet, mit dem das Thier mehr als Einen Zweck erreicht: einmahl sichert es dadurch seine Höhle vor Überschwemmung und dagegen, daß fremde, vom Wind getriebene Körper hineinfallen und am Ende das Loch verstopfen; es dient ihm aber auch gleichsam zu einer Falle für sein Wild, indem es einen Vorsprung bildet, der die Mücken und andere Insecten einladet, sich darauf zu setzen. Indessen auch abgesehen davon, ist die List dieses gewandten, unermüdlichen Jägers und Räubers unerschöpflich.

Wir geben jetzt eine kurze Beschreibung der wirklich unterhaltenden Jagd auf die Tarantel. Die beste Jahrszeit dazu sind die Monathe May und Juny. Als ich zum ersten Mahl die unterirdischen Behausungen der Spinne entdeckte und mich überzeugte, daß sie bewohnt seyen, weil ich das Thier im obersten Stockwerke seiner Behausung lauern sah, hielt ich es, um desselben habhaft zu werden, für das Beste, ihm geradezu auf den Leib zu gehen und es aufs Äußerste zu verfolgen. Stundenlang grub ich mit einem Messer, um das Thier in seiner Höhle zu fangen; ich wühlte den Boden einen Fuß tief und zwey in der Breite auf, ohne die Tarantel zu bekommen. Ich wiederhohlte den Versuch bey andern Löchern, aber immer ohne Erfolg. Ich hätte Hacken und Spaten haben müssen, befand mich aber zu weit von Menschenwohnungen und noch dazu in Spanien. Ich mußte demnach meinen Angriffsplan ändern und nahm meine Zuflucht zur List. Ich bewegte einen Grashalm mit einer kleinen Ähre vorne an der Mündung des Baues hin und her; bald sah ich, daß die Spinne dadurch aufmerksam und lüstern wurde; sie näherte sich gemessenen Schrittes der Ähre, ich zog dieselbe sachte zurück, häufig machte sie dann plötzlich einen Satz aus ihrem Versteck heraus, und ich verstopfte im selben Augenblicke das Loch und schnitt ihr den Rückzug ab. Dann zeigte sich die Tarantel jedes Mahl sehr bestürzt, ihre Versuche, mir zu entkommen, waren sehr linkisch, und ich manövrirte sie endlich in eine Papierdüte hinein. Manchmahl merkte sie die List oder war wohl auch nicht hungrig: dann blieb sie unbeweglich an ihrer Thüre sitzen, und über ihrer Geduld ging mir die meinige aus. In diesem Falle brauchte ich folgende Taktik: ich überzeugte mich von der Richtung des Höhlenganges und stieß dann ein Messer mit Gewalt schief in den Boden, so daß ich dem Thiere dadurch den Rückzug abschnitt; selten mißlang mir dieß. Auf diese Weise fing ich zuweilen fünfzehn Taranteln in einer Stunde. Baglivi erzählt, die Bauern in manchen Gegenden Italiens ahmen, um die Tarantel zu fangen, vor ihrem Bau mittelst eines Haferrohres das Summen einer Fliege nach.

So häßlich, ja wild die Tarantel beym ersten Anblick erscheint, besonders wenn man sich vor ihrem Stiche fürchtet, so leicht ich sie zu zähmen, und ich selbst habe eine gegen ein halbes Jahr lang lebendig erhalten. Sie gewöhnte sich sehr bald an ihren Glaskerker und nahm mir nach kurzer Zeit die Fliegen ab, die ich ihr reichte. Sie saugte dieselben nicht, wie die andern Spinnen, bloß am Kopfe aus, sondern verschlang sie ganz und warf nachher nur die zerbröckelten harten Theile wieder aus. Nach dem Fressen putzte sie sich gewöhnlich, d. h. sie bürstete mit den vordern Füßen ihre Fühlfäden und Kiefer ab und blieb dann eine Zeitlang unbeweglich sitzen. Mehrere kleine Reisen, die ich damahls unternahm, gaben mir Gelegenheit zu der Beobachtung, daß das Thier neun Tage und wohl noch länger fasten kann.

Zum Schlusse beschreibe ich noch einen Zweykampf zwischen zwey Taranteln. Ich setzte zwey erwachsene kräftige Männchen in ein weites Glasgefäß. Nachdem sie mehrmahls, einen Ausgang suchend, im Ring herumgerannt waren, nahmen sie, wie auf ein gegebenes Zeichen, eine kriegerische Stellung an. Zu meiner Verwunderung sah ich, wie sie sich gravitätisch auf ihre Hinterbeine stellten und so einander ihre Brustschilde zukehrten. Nachdem sie sich so gegenseitig zwey Minuten beobachtet und ohne Zweifel drohende Blicke, die den meinigen entgingen, gewechselt hatten, stürzten sie zugleich gegen einander, umkrallten sich mit ihren Beinen und suchten sich mit den Hacken ihrer Kinnladen zu treffen. Da trat, sey es nun, weil sie erschöpft waren, oder weil es so Kampfsitte bey ihnen ist, ein Waffenstillstand ein, die Kämpfer ließen ab und entfernten sich etwas von einander. Es fiel mir dabey ein, daß auch bey den sonderbaren Kämpfen der Katzen dergleichen Ruhepuncte eintreten; aber nicht lange, so stürzten die Taranteln noch wüthender als zuvor auf einander los; nachdem der Sieg lange geschwankt, erhielt endlich die eine einen tödtlichen Streich auf den Kopf, stürzte und wurde sofort vom Sieger aufgefressen. Schon Baglivi gedenkt dieser Arachnomachie; er beschreibt sie zwar nicht näher und sagt nur: wenn zwey Taranteln eingesperrt werden, bringe die eine die andere um und verzehre sie; dieß reicht aber hin, meine Beobachtung zu bestätigen.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Zum Vortheile der Auguste Sutorius, Schauspielerinn aus Breslau, wurde zum ersten Mahle gegeben: „Ein Stündchen vor dem Potsdamer Thore," Vaudeville in einem Acte von C. Blum. Dieses langweilige und geistlose Product hat verdienterweise gar keine Theilnahme gefunden; denn es bietet so wenig Interesse an Handlung, komischen Situationen und Witz, daß der Zuschauer unwillkührlich von einem mächtigen Schlummer ergriffen wird. Wären die Leistungen der Beneficiantinn, dann der HH. Hausmann, Lang und Scutta nicht so entsprechend gewesen, würde das Publicum gewiß seinen gerechten Unwillen über das Ganze laut zu erkennen gegeben haben. Dlle. Sutorius und Hr. Hausmann trugen die Lorbeern des Abends davon. Vor dieser Novität gab man den „Eckensteher Nante" und zum Beschluß: „Das Fest der Handwerker," worin Dlle. Sutorius Gelegenheit hatte, reichlicheren Beyfall zu ernten. — Eine glücklichere Wahl zur Benefice-Vorstellung traf Hr. Hausmann mit Raupach's: „Schleichhändler." Dieses Lustspiel entfaltet jenen raschen Wechsel interessanter Situationen, welcher auf die Gewandtheit und Verständigkeit des Verfassers deutet, dem bereits das Publicum so viele Genüsse verdankt. Obwohl dieses Stück auf unserer Hofbühne classisch gegeben wird, so unterhielt sich das zahlreich versammelte Publicum bey der lobenswerthen Darstellung dieser fleißigen Gesellschaft trefflich; denn man kann nicht immer aus einer blandusischen Quelle trinken. Hr. Hausmann (Bader Schelle) war der Matador des Abends; in seinem Spiele entwickelte er Charakteristik und Humor, ohne die Gränzen des Zarten zu überschreiten. Man rief ihn nach jedem Acte vor, und am Schlusse einstimmig mit den wirkenden Schauspielern. Die Rolle des Zollassistenten Till ward von dem denkenden Schauspieler Hrn. Lang psychologisch richtig aufgefaßt und gegeben. Es entging ihm daher auch die verdiente Anerkennung nicht. Mad. Scutta (Julie) wußte ihr ausgezeichnetes Talent vorzüglich in der Verkleidung als Zigeunerinn geltend zu machen. Die HH. Fermier (Zollinspector), Schaffer (Oberförster) und Mad. Schack (Fräulein von Kiekebusch) unterstützten dieses Kleeblatt auf eine verdienstliche Weise. Dlle. Schadetzky (Minna), dann Hr. Brabbée (Eduard) mühten sich sichtbar, um zur Rundung des Ganzen ihr Schärflein beyzutragen. Denselben Abend trat Dlle. Sutorius im „Platzregen als Ehrprocurator" zum letzten Mahle auf und nahm mit gewählten Worten von unserem Publicum Abschied. Dlle. Sutorius und Hr. Hausmann haben bereits unsere Residenz verlassen; Erstere ist unmittelbar nach München, Letzterer nach Prag abgereiset, von wo aus er sich nach Dresden begeben wird. — Die Gastvorstellungen unserer Breslauer waren noch nicht ganz vollendet, so erschien schon ein neues aber wohlbekanntes theatralisches Gestirn in der Person der Dlle. Auguste Schreiber, vormahliges Mitglied dieser Bühne. Ihre Gastrollen in: „Finette Aschenbrödel" als Finette, und im: „Alpenkönig" als Malchen, überschütteten sie gerade nicht mit Beyfallsregen, allein wer wird auch so ungenügsam seyn, nichts als heitere und erwärmende Sonnenstrahlen, nichts als Gutes und Gelungenes zu verlangen! Sie that in beyden ihr Möglichstes, und dennoch ging die letzte Gastvorstellung spurlos vorüber. — Dlle. Pauline Demmer, welche uns bey ihrem ersten theatralischen Versuche als Jugend durch ihr angenehmes Äußere überraschte, schien den lobenswerthen Vorsatz gefaßt zu haben, uns auch bey ihrem Wiederauftreten durch Spiel und Gesang zu überraschen, allein dieser Versuch mißlang. Wenn wir auch diese Kleinigkeiten (welche viele Anfänger dafür halten): Mangel an kräftigem Organe, monotonen Vortrag, Bewegungen, welche noch sehr geniren, unbedeutenden Gesang, mit unserem kritischen Schleyer decken; so bleibt doch noch die Grundfarbe ihres dargestellten Charakters im „Alpenkönig" als Stubenmädchen Lieschen, Naivität, zu wünschen übrig. Jedoch wir wollen nicht zu strenge richten, und sagen, ungewöhnliche Befangenheit ließ sie in dieser wie in der Rolle der Mamsell Krause in: „Männertreue," worin sie als engagirtes Mitglied auftrat, nichts fühlen. Übrigens fand Dlle. Demmer viele Gönner, welche sie durch Beyfall aufzumuntern suchten. — „Der Zauberzweig oder Pierot der lebendig Todte" hieß ein neues pantomimisches Quodlibet in zwey Acten von Schadetzky, welches zum Vortheile des beliebten Groteskkänzers Hrn. Georg Ziegelhauser gegeben wurde, und noch gegenwärtig seine magnetische Kraft auszuüben gedenkt. Unserer Meinung nach steht diese pantomimische Composition, obwohl sie viele überraschende Coups enthält, das Auge thätig beschäftiget, geschmackvolle Tänze und Gruppirungen wie auch hübsche Decorationen und geschmackvolle Costüme zur Schau bringt, unter den Producten des verdienstvollen Hrn. Schadetzky gerade nicht oben an. Wenn man schon einen Pfau seines Schmuckes berauben will, wird man nicht eher nach seinen Glanzfedern, als nach jenen unbedeutenden sogenannten Flaumfedern haschen? Da die Pantomimen von jeher auf diesem theatralischen Boden gerne gesehene Erscheinungen, und jetzt schon lange vom Repertoir entfernt waren, so beglückten Terpsichorens Freunde den Beneficianten durch einen sehr zahlreichen Zuspruch. Der erste Act verspricht im Eingange den Zuschauern mehr, als er leistete, denn außer dem nett parodirten Groteskkanz der Kinder, und einem ausgezeichneten Groteskkanz von den HH. Ziegelhauser, Klaß, Stiller und Fenzl Jos. ausgeführt, findet der aufmerksamste Späher entlehnte Scenen, die dem gebildeten Theile des Publicums keinen Geschmack abzugewinnen vermögen; ja selbst der Actschluß ist minder effectreich, als wir vermuthen konnten. Im zweyten Acte herrscht mehr Abwechslung, der Zauberzweig fängt kräftiger zu wirken an. Der Tanz der kleinen Rauchfangkehrer ist allerliebst und verschaffte Hrn. Schadetzky die Ehre des Vorrufens. Hr. Klaß als nordischer Herkules ist zwar keine neue Erscheinung, da wir seine Kraftübungen schon im Josephstädtertheater bewunderten, allein diese Productionen sind mit Geschick eingewebt und erhöhen den Reiz für das Ganze. Die HH. Schadetzky (Pierot) und Joh. Fenzl (Harlekin) sind in ihren Charakteren ausgezeichnet, die Dlle. Therese Lenz (Colombine) und Fried. Lenz haben im Tanze durch Delicatesse, die Groteskken Ziegelhauser und Klaß durch Bravour die größte Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Musik von verschiedenen Meistern erinnert uns abermahls an das Gleichniß von dem des irrigen Schmuckes beraubten Pfau. Vorher wurde: „Die Tabaksdose," eine recht ansprechende Kleinigkeit von Emanuel Straube gegeben; Mad. Scutta und Hr. Schaffer wirkten so verdienstlich, daß sie vorgerufen wurden.

Joh. Nep. Hraschnigg.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Im Comptoir des Oesterr. Beob. ist erschienen: Bericht über die Pferderennen auf der Simmeringer Rennbahne im Frühjahre 1833. Achter Jahrgang. Kostet in Umschlag geh. 24 kr. C. M.

Der Sammler

Donnerſtag, den 104 29. Auguſt 1833.

Ein Eisſturm in Penſylvanien.

Am Morgen des 8. Februars fiel nach dem Aufthauen ein ſtarker Regen, und dauerte den ganzen Tag und die ganze Nacht mit zunehmender Heftigkeit fort; und nun trat die ſeltſamſte und ſelbſt erhabenſte Witterungserſcheinung ein, die ich je in dieſer Erdgegend wahrgenommen habe. Dieſes äußerſt ſelten vorkommende Ereigniß dehnte ſich über einen ſehr bedeutenden Flächenraum in dieſem und dem angränzenden Staate aus, und iſt gewöhnlich unter dem Nahmen des „Eisſturms“ (Icestorm) bekannt. Ich will die Sache, in ſo weit ich ſie ſelbſt zu beobachten Gelegenheit hatte, etwas ausführlich zu beſchreiben verſuchen. Unmittelbar nach dem Regnen fror es, ſo daß die Bäume und die Erde ſich mit einer dicken durchſichtigen Eiskruſte überzogen, und das Gehen auf dem ſpiegelglatten Boden äußerſt mühſam war. Am folgenden Tage hatte ſich auf den Äſten und Zweigen der hochſtämmigen Bäume eine ſolche Anhäufung von Eis gebildet, daß dieſe das ſchönſte und ungewöhnlichſte Schauſpiel darbothen. Das kleine Unterholz oder Strauchwerk bog ſich zu Boden, während überall die ſtattlichſten Hochſtämme unter der ungeheuern Eislaſt, mit denen ihre Äſte und Zweige überzogen waren, und unter den Eiszapfen, die an jeder Spitze dicht gedrängt hingen, faſt erlagen. Die ſtarken Nadeln der Schierlingsfichte und Pechtanne waren buchſtäblich eingehüllet, oder bildeten vielmehr gediegene Eismaſſen, denn der kleinſte Sproſſe oder Halm war mehr als Zoll dick mit Eis umgeben, und glichen den pflanzenähnlichen Kryſtallbildungen. Dieſen ganzen Tag und den größten Theil der darauf folgenden Nacht hindurch fiel der Regen in Strömen, bis zuletzt der Boden vier Zoll dick mit einer klaren Eisdecke belegt war. Die durch dieſe Erſcheinung in dem gewöhnlichen Ausſehen der Wälder hervorgebrachte Veränderung war höchſt auffallend. Die Gebüſche und kleineren Bäume, bis zu ſolchen von etwa 50 Fuß Höhe, waren jetzt ganz zur Erde gebogen und drückten auf einander unter ihrer ungewohnten Bürde, wobey ſie in mancher Hinſicht einem durch ein Gewitter umgelegten Maisfelde glichen. Die hochſtämmigen Bäume beugten ſich und ſchwankten in ſchwerfälligen Schwingungen herüber und hinüber; wobey ihre Äſte glitzerten, wie das reinſte Kryſtall, und ſie ſelbſt bey dem leiſeſten Luftzuge an einander ſtießen, und eine Lawine von Eis herabſchüttelten. In der Nacht vom 8. und am folgenden Morgen fingen die Zweige der Bäume an, einer ſolchen ungewohnten Laſt nachzugeben. Überall ſah und hörte man ringsum das Splittern und Krachen der oberſten Äſte, die mit einem dem Zerbrechen des Glaſes ähnlichen, dabey aber ſo lauten Geräuſche zur Erde fielen, daß die Wälder davon wiederhallten. Mit dem weitern Verlaufe des Tages fingen, anſtatt der Äſte, ganze Bäume zu brechen an;

und 24 Stunden lang both ſich das erhabenſte Schauſpiel, das man ſich nur denken kann. Es ließ ſich kein Wind verſpüren, allein trotz des luftſtillen Tages ſchien doch der Hochwald in ſteter Bewegung, niederſtürzend, zerſplitternd, zerberſtend, gleichſam Stück vor Stück. Krach auf Krach folgte, und zwar zuletzt ſo reißend ſchnell auf einander, und dann mit ſolcher allmählig verſtärkter Gewalt des Schalles, daß man das unaufhörliche Losſchießen von Feuerwaffen zu hören glaubte, vom einzelnen und knatternden Feuer der Außenpoſten, bis zu dem ununterbrochenen Gebrüll einer ganzen Kanonade. 150 bis 180 Fuß hohe Fichten ſtürzten, andere vor ſich niederreißend, donnernd zu Boden; ganze Wäldchen von Schierlingsfichten bogen ſich wie Schilfrohr zur Erde, und die weitwurzligen breitäſtigen Eichen und die hochragenden Zuckerahornbäume ſanken plötzlich entwurzelt wie Halme dahin. Das Gewicht der Bäume war durch die Eislaſt mehr denn verzehnfacht, und wo ſie hinſtürzten, zermalmten ſie Alles mit furchtbar heftiger Gewalt. Das Schauſpiel war ſo unbeſchreiblich großartig, daß ich mich von ihm trotz des unaufhörlich gießenden Regens, trotz der verwüſtungsreichen und entſetzlichen Wirkung dieſer Naturerſcheinung nicht loszureißen vermochte. Man mußte übrigens Sorge tragen, ſich in einer wohlberechneten Entfernung von den umfallenden Hochſtämmen zu halten. Von allen Naturſchauſpielen, die ich noch in den amerikaniſchen Hochwäldern erlebte, war dieſes das furchtbarſte. Nie werde ich das Brüllen, das Krachen, das Zerberſten, den donnernden Fall der entwurzelten Bäume, nie die markdurchſchütternden ungewöhnlichen Töne und Erſcheinungen, die das Herabſtürzen ſolcher Klumpen von gediegenem Eiſe hervorbrachte, nimmermehr das plötzliche weithin ſchallende Getöſe, wenn ſo ein naher Baum unter ſeiner Eiswucht zuſammenbrach, vergeſſen! — Dabey herrſchte, wie geſagt, eine völlige Windſtille, nur daß von Zeit zu Zeit ein ſchwacher Luftzug aus Südoſten die höchſten Fichten leicht bewegte. Hätte ſich der Wind ſtärker erhoben, ſo würde die Verwüſtung noch weit ſchreckbarer geweſen ſeyn. Es war furchtbar anzuſehen, wenn die mächtig hohen rieſenſtarken Eichen umknackten und langhin zu Boden ſtürzten. Dieſe Bäume hatten am meiſten zu leiden, wie denn hier überhaupt die ſogenannten ſommergrünen Baumarten weniger im Stande ſchienen, die Laſt zu tragen, als die verhältnißmäßig ſchwerer beladenen wintergrünen Hölzer. Die Äſte der Eichen gaben blitzſchnell nach, während das dick eingeeiſte Nadellaub der Schierlingsfichten rings um die Stämme an ihren langen biegſamen Zweigen niederhing, daß ſie zuletzt wie eine gediegene Maſſe von Eis oder eine Eisſäule ausſahen. Um einige Maßgaben zur Schätzung des verſtärkten Gewichts, das die Bäume jetzt zu tragen hatten, zu erhalten, ſchnitt ich mehrere Zweige von verſchiedenen Baumarten ab, und wog ſie, verglich ſie dann, nachdem das Eis weggethaut war, und erhielt folgendes Ergebniß:

	Gew. im gefrorenen Zuſtande.	Gew. nach d. Aufthauen.
1) Ein Zweig von einer Weißfichte	15 Pf.	¾ Pf.
2) Ein anderer (Pinus Strobus)	17 „	1 „
3) Schierlingsfichten- oder Pechtannenzweig	20 „	1 „
4) Ein anderer	17 „	¾ „

Woraus erhellt, daß die Nadelhölzer eine faſt zwanzigmahl größere Laſt, als ihre gewöhnliche, zu tragen hatten. Der Morgen des 10. Februars war klar und froſtig; der Regen hatte aufgehört, und der Wind, wiewohl man ihn immer noch kaum ſpürte, ſich nach Nordweſten umgeſetzt. Es war, als ob dem Werke der Verheerung plötzlich einiger Einhalt gethan worden ſey. Es fielen weniger Äſte herab; doch hörte man noch immer von allen Seiten das laute donnerähnliche Gekrach ſtürzender Hochſtämme weithin durch die Wälder hallen. Wer in der gefährlichen Nähe dieſer Waldzerſtörung wohnte, hatte zwey ſchlafloſe Nächte. Auf einer Strecke von 15 Morgen Waldung, die ich ſelbſt beſitze, waren mir nicht weniger als 50 meiner größten Bäume auf dieſe Art gebrochen, und kein einziger Laubholzbaum auf derſelben Fläche kam ganz davon. Dieſer „Sturm“ hat, wie man ſich leicht denken kann, zahlreiche Unfälle und Übelſtände herbeygeführt. Nur wenige Reiſende, die gerade am 9. und 10. auf dem Wege durch die Wälder waren, kamen ohne Aufenthalt, und ohne daß ihre Fuhrwerke durch die umgeſtürzten Baumſtämme gehemmt und eingeſchloſſen worden wären, davon. Wagen und Schlitten mußte man eben im Stiche laſſen, und in einigen Fällen gelang es nur mit Mühe die Pferde zu retten.

(Der Beſchluß folgt.)

Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6.

Ein kleines Weſen bin ich zwar,
Von ſcheuer Art und feige,
Doch zählt' ich hohe Vettern gar,
Auf die ich ſtolz hinzeige.
Sie zieren Königsmäntel traun
Und ſitzen mit zu Throne.

Mich aber kannſt du dort nicht ſchau'n,
Weil ich in Höhlen wohne.

1. 2. 3. 4. 5.

Ich bin der Teppich, den ein Gott
Mit Wunderpracht gezieret,
Des feinſten Sammt's und Seide Spott,
So jemahls exiſtiret.
Mich ſiehſt du bunt an Farbenpracht,
Und fetter Nahrung Stelle,
Es würzt mein Schmelz den Hauch der Nacht,
Mich tränkt die Silberquelle.

F. W. Jaggi.

Skizze aus Weſtindien.

(Beſchluß.)

Nach der Mahlzeit nahm mich der Herrſcher bey der Hand, deutete auf die ſchon lange harrende Horde, die in der größten Ruhe auf die Ankunft des Oberhauptes wartete, und trat mit mir aus dem Zelte. Der Augur, die Weiber und Kinder folgten.

Die dem Zelte zunächſt ſtehenden Männer reichten mir vertraulich mit dem Ausruf: Matti, d. h. Freund, die Hand, und begrüßten mich wie einen alten Bekannten. Gegen Weiße ſind dieſe wilden freundlich und gaſtfrey, die Neger haſſen ſie, indem ſie behaupten, ein Menſch, der Sclave ſey, verdiene nicht geliebt und geachtet zu werden. In der Mitte des Platzes lagen die von uns hergebrachten Waffen, Perlen, Goldbleche u. ſ. w. Der Herrſcher ſchritt darauf zu, beſichtigte alles und ſtellte ſich dann in der Nähe der Dinge gravitätiſch hin, mir eine Empfangsaudienz zu geben. Ich übergab in Englands Nahmen den Tribut, auf den die Wilden mit neugierigen Blicken herniederſahen, und bald darauf fand die Vertheilung ſtatt. Es ging alles mit der größten Ordnung zu; die Männer, denen bey der vorigen Lieferung Büchſen ertheilt worden waren, erhielten jetzt nur eine neue Ladung Pulver, Bley, Kugeln und Feuerſteine; die, welche früher übergangen wurden, machten nun ihre Anſprüche geltend und wurden befriedigt. Den jungen Weibern übergab das Oberhaupt Perlen und Schmuck, den alten Nähnadeln und Fäden, er ſelbſt nahm ſich von jedem Artikel ein Exemplar. Freude und Frohſinn herrſchten im Kreiſe, und nur ein heftiger Regen vertrieb die Fröhlichen. Es fing ſtark an zu donnern. „Der große Meiſter in der Höhe ſchilt," riefen verſchiedene Stimmen durch einander, bey mir vorüberlaufend, und ſcheu wie ein verfolgtes Reh flohen Weiber und Männer in ihre Hütten. Der Augur ſprach während des ganzen Gewitters Sprüche, und ich vermuthe, daß er im Nahmen ſeiner Brüder den großen Meiſter in der Höhe um Gnade bath.

Die Männer haben eine kleine, unterſetzte Figur, kupferrothe Farbe, langes ſchwarzes Haar, und tragen zu ihrer Bedeckung die oben angeführte Hamacke. Sie iſt aus Palmblättern verfertigt, und ſo groß, daß ſie des Nachts, wie ſchon bemerkt, darin ſchlafen können. Das Oberhaupt zeichnete ſich von den Übrigen dadurch aus, daß es in den Ohren ein Goldblech, wie ein halber Mond geſtaltet, trägt, der von dem linken Ohre über die Bruſt bis zum rechten geht. In der Naſe, auf der Oberlippe ruhend, hängt ebenfalls ein aus dünnem Golde verfertigtes rundes Stück, welches beym Sprechen ſich hin und her bewegt. Die Männer ſind furchtſam und lieben den Schlaf; in der Regenzeit, , die in unſerm Frühjahr und Herbſt fällt, verlaſſen ſie wenig ihre Hütten, und pflegen Tag und Nacht, gleich dem Murmelthiere, der Ruhe. Sie treiben Jagd und Fiſchfang, ſind aber ſchlechte Schützen; — Büchſe, Bogen und Pfeil, Wurfſpieß und ein Beil, welches zugleich zur Tabakspfeife dient, ſind ihre Waffen. Der Stiel des Beiles iſt ausgehöhlt und hat am Ende eine Erhöhung, ſo ſtark, wie eine ſtarke Mannsfauſt, welche auch als Hammer dient; ſie enthält eine Vertiefung, in die ſie den Tabak thun; auf der entgegengeſetzten Seite iſt ein ſcharf geſchliffener Stein befeſtigt, den ſie zum Zerſpalten gebrauchen. Ihr Fuß iſt oberhalb des Knöchels und unter dem Knie ſo dünn wie der Arm eines Kindes, in Folge des Strickes, den ſie in ihrer früheſten Jugend an dieſen Stellen herumgelegt bekommen, und ihre Wade iſt deßhalb von ungewöhnlicher Stärke.

Die Weiber ſind klein und ſtark, haben aber eine ſehr feine Haut. Sie tragen in ihren Ohren einen Kork, der in ein rund geſchnittenes Loch im Ohrläppchen, ganz mit Nadeln beſteckt, gethan wird. Durch die innere Seite der Unterlippe ſtecken ſie ebenfalls eine Menge Nadeln, ſo daß ihre Spitzen aus dem Kinn hervorragen. Wer dort einem Mädchen einen Kuß rauben will, trägt wochenlang blutige Spuren; da lobe ich mir unſere Mädchen, die küßt man ungeſtraft; das macht alles die Cultur! Ihre Blöße bedecken ſie mit einem Quijou, ähnlich der Harmacke der Männer. Sie ſind arbeitſam und verrichten mit Emſigkeit ihre Hausgeſchäfte. Bey Tiſche ſind ſie von dem Manne geſchieden, der ſie überhaupt wie ſeine Sclavinnen behandelt. Sie ſind verträglich, nachgiebig und haben nur das mit Europa's Frauen gemein, daß ſie ſich gerne putzen.

Die Hauptbeute der Männer beſteht in einem Waſſerſchweine, Loba genannt, zum Geſchlechte der Amphibien gehörig, und einem dem Lachſe ähnlichen Fiſche, Oueriman geheißen. Hunde, dieß ſonſt überall verbreitete Hausthier, findet der Reiſende hier nicht. Die Bauart ihrer Canots iſt bewundernswürdig, und Flöten aus Menſchenknochen verfertigt, bilden ihr Unterhaltungsinſtrument. Dieß wird auch bey ihren Tänzen gebraucht, die den Charakter der Wildheit und Ausgelaſſenheit tragen. Ich wurde, als ich am Abend dieſes Tages die Weiber in ungeſtümer Freude um ein Nachtfeuer tanzen ſah, mächtig an den Tanz der Eumeniden erinnert. Einen unvergeßlichen Eindruck hinterließ dieſes Schauſpiel bey mir. Der Wind wehte ſtark, ihr langes ſchwarzes Haar flatterte wild um Stirn und Nacken, mit großen Schritten ſprangen ſie, die Hände ſich gebend, im Kreiſe um das Feuer herum, lärmendes Jauchzen erfüllte die Luft und überſchrie die einförmigen Töne zweyer Flöten. Die Männer lagen nicht weit davon und — — ſchliefen! —

A. v. Heidewaldt.

Auflöſung

der vierſylbigen Charade im vorigen Blatte:

Invalide.

Notizen.

Kritik des guten Geſchmacks.

Der Zufall iſt an mich angefahren, und der Stein, der ſeit undenklichen Zeiten lautlos da lehnte, gab auf ein Mahl einen Klang von ſich. — Zwar kling' ich, wie einige Leute behaupten wollen, ein wenig ſcharf, und Viele glauben, ich hätte gar keinen guten, oder beſſer geſagt, bon ton; doch dem ſey wie ihm wolle — ich meines Theiles thue was ich kann, um wenigſtens einen klaren Klang hervorzubringen, der jedoch für zartfühlende Ohren zu ſchneidig ſeyn dürfte, und wie mir einige Freunde verſichern, ganz und gar nicht im Einklange mit den jetzt herrſchenden Tönen ſteht; — zudem aber noch ſehr von der Katzenharmonie überläutet wird, daß es wohl beſſer wäre, in die vorige lautloſe Ruhe zurückzukehren.

Da ich mich an der Ecke eines Hauſes befinde, welches ſeine beyden Seiten den geſchäftigen Dienern der großmauligen Fama recht einladend darbiethet, ſo wird es mir auch gar nicht ſchwer, verſchiedene Meinungen der Vorübergehenden über die oder meinem Haupte klebenden Zettel zu hören, und daraus zu entnehmen, wie hoch das Barometer des guten Geſchmackes ſteht; ungleich ſchwerer, aber meine Erfahrungen hierüber zu verſchweigen, denn dazu brauchte ich eine Schwanennatur, und die iſt uns Steinen nicht eigen. Das bemerkte Barometer zeigte nun, ſo viel ich in meiner Niedrigkeit bemerkt habe, auf außerordentlich viel Wind, und trübe, wäſſerige Witterung; das Queckſilber der herrſchenden Mode bewegt ſich immer mehr und mehr nach abwärts, und wenn das ſo fort geht, ſo deutet uns das Wetterglas auf einen gänzlichen Untergang des guten Geſchmackes!!

Meiſterwerke der Buchdruckerkunſt, als Ankündigungen von muſicaliſchen Eß- und Trinkunterhaltungen, umringen mich jetzt ſo ſehr, daß mir jede Ausſicht benommen wird; während Theater- und Concertankündigungen ganz beſcheiden die noch übrigen leeren Winkel einnehmen. Jene werden von der Menge ſo haſtig verſchlungen, daß man in Verſuchung kommt zu glauben, es wäre wirklich was Gutes daran, oder in die Beſorgniß verfällt, einer der Heißhungrigen erſticke an den rieſigen Lettern dieſer Annoncen.

Theater- und Concertankündigungen werden aber höchſtens nur von Solchen geleſen, deren Nahme darauf gedruckt iſt. — Es muß alſo doch ein eigenes Wonnegefühl ſeyn, ſeinen hochherrlichen Nahmen auf Fluſipapier verewigt zu ſehen! Was doch die Leute davon haben, wenn ſie gedruckt werden?!

Niemand kümmert ſich jetzt mehr um eine gute Oper oder ein tüchtiges Concert; jene dreyviertel Tact-Unterhaltungen ſind ja viel reizender. Die Inhaber von Schanklocalien künden ja auf Zetteln, die eben ſo groß ſind als ihre Locale, zu viel Angenehmes an, als daß man nicht hin ſollte, ſie künden mit einer ſolchen Beſcheidenheit ihre großartigen Unternehmungen an, daß ſogar ein über das andere Mahl aus purer Scham die Zettel ſchon roth geworden ſind. Noch merkwürdiger aber iſt der Umſtand, daß man bereits die Kunſt erfunden hat, gewiſſe Perſonen zu zertheilen, ſo daß ſie zu ein und derſelben Zeit an zwey oder auch mehreren ganz entgegengeſetzten Orten zu finden ſind, — der's nicht glaubt der gehe hin und überzeuge ſich; hierüber nun entſteht aber nicht allein unter den Reſtaurateurs eine Eiferſucht, ſondern auch die Zettel ſcheinen ſich gewaltig zu ärgern, denn ich habe ſie ſchon manchmahl aus Zorn alle Farben ſpielen geſehen.

Eigentlich ſollte man aber glauben, ich gehe zu weit, wenn ich wie vorhin aus dieſen Ankündigungen und ihren Wirkungen den Untergang des guten Geſchmacks prophezeye; denn näher betrachtet haben die Leute doch noch guten Geſchmack und einen ſehr löblichen Hang zum Nützlichen. —

Wer wird ſich von den Bretern herab moraliſche Lehren geben laſſen, wer wird derbe Satyren anhören wollen? — Dergleichen Sachen ſchmecken bitter, und der bittere Geſchmack iſt doch wahrlich kein guter Geſchmack! — Da ſitzt man ja zehnmahl beſſer bey rauchenden Schüſſeln und beweiſet mit Hand und Mund, daß man guten Geſchmack beſitzt, welcher der eigentliche Geſchmack iſt.

Bekanntermaßen iſt es nun auch allerdings nützlicher, wenn die Schallſtrahlen auf Körper auffallen, welche Reſonanz haben. — Da aber der menſchliche Körper ſehr wenig Reſonanz, ungleich mehr aber die leere Wand beſitzt, ſo thut man ja ebenfalls beſſer, wenn man zum Gelingen eines Concertes ſein Schärflein beyträgt, und den Wunderſtrahlen aus dem Wege geht.

Dieß ſind Erfahrungen, die ich, da ich an meine Ecke feſtgebunden bin, nur aus den mich umgebenden Anſchlagzetteln gemacht habe, und man ſieht hieraus ſchon, oder eigentlich man ſieht nicht, wie ſehr ſich der gute Geſchmack verfeinert. — Er iſt auch bereits ſchon ſo dünn geworden, daß bald nichts mehr von ihm vorhanden ſeyn wird.

Radſtoßer.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Nat. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Sammler.

Sonnabend, den 105 31. August 1833.

Die Mexicanerinnen.

Die Mexicanerinnen sind im Durchschnitt von sehr kleiner Statur, zeigen sich aber durch ein zierliches Embonpoint, schöne Züge und prächtige Augen aus. Ihr Gang ist leicht und anmuthig, vorzüglich in den Provinzen Mexico, wenn sie sich nach einem mit Wiesengrün geschmückten Thale heben und bey ihren kleinen Füßen, der niedlichen Gestalt und den Zuckerwasser ähnlichen Augen, wie die Spanierinnen, vollständig jenen Idealen lieben und Mundes. Ihre Gesichtsfarbe hat die nämliche Weiße wie die Blasser; ziehen sie vorzüglich die Nähe der Sonne und der Hitze dem Schatten, so werden sie in gemäßigten Gegenden, wo sie sich häufig aufhalten, ihre Farbe nicht so schnell verlieren, als die Europäerinnen, welche in den heißen Ländern

Ihr schwarzes Haar wird mit einem Kamm aus Schildpatt aufgesteckt, der beträchtlich hoch ist, und ohne Zweifel mit Absicht so gewählt ist, um ihren kleinen Wuchs etwas zu heben. Die Pflege ihres Haares beschäftigt sie besonders; häufig wird der Kopf mit Seifenwasser gewaschen, wodurch er in der nöthigen Reinlichkeit erhalten wird. Wenn dieß geschehen ist, legen sie sich auf Matten und lassen ihre Haare ausbreiten, um sie zu trocknen. Die zweyte Hälfte des Tages erfordert eine neue Toilette, bey der die französischen Moden an die Reihe kommen. Leider kann Paris mit seinen Stoffen und Kleiderschnitten nicht zugleich auch den guten Geschmack nach Mexico senden, der die Pariserinnen auszeichnet. Die Mexicanerinnen lieben mehr recht auffallende Anzüge, als daß sie die Toilette ihren körperlichen Eigenschaften anpassen. Wenn man die Menge von Blumen, Federn und Schmuck sieht, womit sie überladen sind, möchte man sie eher für leichtfertige Schönheiten, als für Damen von Stand halten. Die Cascheмire haben zu Mexico kein Glück gemacht, man zieht ihnen Shawls von gewirkter Seide, der Leichtigkeit wegen, vor, und trägt sie, aus Gewohnheit an die Mantilla und den Reboso, lieber über dem Kopf als auf den Schultern. Nach der Zeit, die sie der Andacht schenken, nehmen die Damen Besuche an, oder verweilen auf ihren Balconen. Eine ihrer vorzüglichsten Obliegenheiten beschäftigt sie im Putze ihrer Kinder; leider nehmen sie dabey aber eben so wenig auf Schicklichkeit als auf Bequemlichkeit Rücksicht. Die armen Kinder, mit Kleidungen beladen, die jede freye Bewegung hindern, strengen sich an, die Haltung und Manieren ihrer Ältern nachzuäffen, und man kann nichts Lächerlicheres sehen, als diese Señoras in Duodez, die fast zu Boden gedrückt unter dreyfachen Gärnituren und den Fächer in der Hand, einer andern Puppe im Mantel, oder einer als Officier gekleideten Marionette den Arm geben.

Nach dem Mittagessen und der Siesta machen die Damen von Mexico die Runde in den Buden und Warenlagern, und später erscheinen sie auf den öffentlichen Spaziergängen. Zum Besuche in den Häusern, die Abendgesellschaften empfangen, begibt man sich erst gegen neun Uhr. In diesen Gesellschaften treibt sich nicht Alles durch einander umher; die Frauen nehmen einen Theil des Salons ein, und sitzen, die Männer bilden in dem übrig gelassenen Raum verschiedene Gruppen. Ein Fremder könnte glauben, daß er sich in einer Gesellschaft von klösterlicher Absonderung und Sittenstrenge befinde; allein wenn dort zu Lande die Liebeshändel unter dem Mantel tieferer Heimlichkeit getrieben werden, als bey uns, so sind sie deßhalb doch nicht minder geschäftig. Ein Augenwink genügt als Erklärung, eine Fächerbewegung drückt Gewährung oder Verweigerung aus. Der Fächer ist eine Art Telegraph, dessen sich die Frauen stets bedienen, und der vortrefflich ihre Gedanken ausspricht. Die Putzhändlerinnen dienen als Zwischenträger und befördern die Liebesbriefe und Geschenke, durch die die Einigung zweyer zärtlichen Herzen noch inniger geknüpft und vollendet wird. Die Stelldichein der Liebenden gehen in aller Frühe vor sich.

Die Damen in Mexico genießen so viel Freyheit, als die Französinnen. Die rücksichtsvolle Aufmerksamkeit und Ehrerbiethung, die man ihnen beweist, zeigen, daß sie noch eine Herrschaft üben, welche die Europäerinnen seit dem Ende des letzten Jahrhunderts eingebüßt zu haben scheinen. Anfangs findet man sich nicht gleich in die Annehmlichkeiten der mexicanischen Gesellschaft; man muß sich an sie gewöhnen, wie es den Mexicanern auch mit unserm gesellschaftlichen Leben ergehen würde. Allein hat man einmahl diese Vorschule durchgemacht, so findet man in vielen Häusern die ungezwungenste und munterste Unterhaltung, über der man die feineren Genüsse in den geselligen Kreisen der großen europäischen Welt vergessen könnte.

Wenn eine Dame in Mexico am Tage zu Fuß ausgeht, läßt sie sich gerne begleiten, nimmt aber von Niemand den Arm an; nur des Abends gewährt sie diese Begünstigung; auch erlaubt sie, daß man ihr die Hand reicht, um über eine Straßenrinne zu gelangen oder eine Treppe hinaufzusteigen. Man muß sehr darauf sehen, ihr immer den höhern Theil des Trottoirs zu lassen. Auf den nächtlichen Spaziergängen und unter den bedeckten Gängen des Platzes muß man bey jedem Hin- und Hergang den Arm wechseln, um sie auf der nach Außen gekehrten Seite der Gallerie gehen und die Ellenbogenstöße vermeiden zu lassen.

In den untern Ständen ist der Charakter der Frauen in gewissen Beziehungen schärfer als in den höhern ausgesprochen. Dieß hat wie allerwärts darin seinen Grund, daß die hervorstechenderen Züge der Eigenthümlichkeit nicht durch Erziehung und Gesetze des Anstandes abgeschliffen sind, oder durch die Scheu vor Seinesgleichen gerundet werden. Im öffentlichen Leben bis zur Übertreibung andächtig, zu Hause widerbellerisch und zanksüchtig, überlassen sie sich rücksichtslos ganz ihrer eifersüchtigen und rachgierigen Gemüthsart. Eine Frau aus dem

Mittelſtande wird ſich kein Bedenken daraus machen, ihrem Manne oder Liebhaber ins Geſicht zu ſagen, daß ſie ſich wegen ſeiner Untreue an ihm rächen werde; und der Erfolg entſpricht nicht ſelten der Drohung. Eine Frau höheren Standes wird ſich rächen, ohne daß man ahnt, wer den Streich geführt hat. Im Bürgerſtande tragen die Weiber noch das ſchwarze Oberkleid und die Mantilla, die am Abende der Überrock von Muſſelin oder Kattun und der Shawl oder Reboſo erſetzt; ſelten ſieht man bey ihnen Federn oder Blumen, niemahls aber Hüte. Die Leperas leben nicht in ſo cyniſchem Schmutze dahin, wie ihre Männer, wenigſtens achten ſie noch die Geſetze der Schamhaftigkeit; ihr Gewand beſteht aus einem Hemde, das bis über den Hals hinaufreicht und hier mit einem Zuge ſchließt; aus einem Röckchen, das aus einzelnen Taſchentüchern zuſammengeſetzt iſt, und mit einem weißen Band an die Bedeckung des Oberleibes befeſtigt wird; manchmahl iſt dieſes Röckchen auch aus rother Wolle verfertigt. Ein blau und weißer Reboſo vollendet den Anzug dieſer Frauen, die übrigens barfuß und vom Knie abwärts mit entblößten Beinen gehen; am Sonntag jedoch ziehen ſie gerne Atlasſchuhe an, die ſie auch noch in den erſten Tagen der Woche ſo lange am Fuße herumſchleppen, bis ſie vollends verliedert ſind. Die Untugenden, welche die Leperos und Leperas haben, ſind beyden gemeinſchaftlich; doch beſchäftigen ſich letztere noch mit einer oder der andern häuslichen Arbeit, wie mit Bereitung von Tortillas (Maisbrot). Auch Zank und Hader iſt unter den Weibern keine Seltenheit; ſie werfen dabey einen Stein mit eben ſo großer Kraft als Geſchicklichkeit und ſind ſtets mit einer Vertheidigungswaffe, dem Tranchete verſehen, deren Wunde gefährlicher iſt, als von einem gewöhnlichen Dolche. Dieſe Waffe hat eine Klinge von Stahl, deren Spitze wie ein Rebmeſſer eingebogen iſt. Die Kämpfe unter den Leperas gehen nach gewiſſen herkömmlichen Geſetzen vor ſich, wie bey uns die Duelle; man trifft zuvor die Übereinkunft, ſich nur auf eine beſtimmte Länge des Tranchetes zu ſchlagen, indem man im Augenblicke der Herausforderung mit dem an der Klinge ausgeſtreckten Zeigefinger die Länge angibt, mit der man verwunden oder verwundet werden will. Da Eiferſucht die gewöhnliche Urſache ſolcher Kämpfe iſt, ſo richtet man die Stöße meiſtens nach dem Geſicht.

Man muß die Leperas von Guadalaxara nicht mit denen von Mexico verwechſeln: erſtere tragen ſtets Strümpfe und Schuhe mit Bändern; zwar wagen ſie es nicht ſich bis zur Tracht der Bürgerfrauen zu erſchwingen, doch ſind ihre zwey Röckchen, von denen das obere aus geſticktem Muſſelin beſteht, an Sonntagen blendend weiß. Ein chineſiſcher Creppgürtel, von rother oder himmelblauer Farbe, wird mehrmahls um den Leib gewunden und ſchlingt ſich an der Seite zu einer zierlichen Schleife, deren herabhängende Streifen mit goldenen Franſen prangen.

Die Indianerinnen ſind arbeitſam und unabläſſig mit der Sorge für ihre kleine Haushaltung beſchäftigt. Die Zubereitung der Tortillas iſt eine mühſelige Arbeit, die täglich vorgenommen werden muß; ſie bringen ihren Männern das Eſſen auf das Feld und tragen Früchte, Gemüſe und Geflügel zu Markt. Wenn ſie zu dieſem Ende nach der Stadt gehen, tragen ſie ihre Ladung in einem großen Korbe mittelſt eines Leintuches, das unter der Bruſt zuſammengebunden wird, auf dem Rücken. Die Weiber, welche Säuglinge haben, tragen dieſe ſtatt des Korbes, der dann auf den Kopf geſtellt wird, auf dem Rücken. Das Kind, welches nur um die Mitte des Leibes von dem Leintuche feſtgehalten wird, und Kopf und Beine freyhängend hat, ſcheint in dieſer Lage nicht viel von den heftigen Stößen zu leiden, denen es außerdem bey dem ſtets raſchen und hüpfenden Gange der Mutter ausgeſetzt ſeyn würde. Die Indianerinnen an den Seen kommen nach Mexico in Kanots, die ſie ſehr geſchickt zu lenken verſtehen.

Die Indianerinnen ſind ſchon mit eilf oder zwölf Jahren heirathsfähig; verblühen aber auch um ſo frühzeitiger. Sie ſind meiſt klein und wohlgebaut; nicht ſelten findet man ſehr ſchöne. Man weiß, daß die Eingebornen Amerika's faſt ganz bartlos ſind; und die Mittel, deren ſich die orientaliſchen Frauen bedienen, um die Haare zu vertilgen, würden bey den Weibern der amerikaniſchen Race ganz überflüſſig ſeyn. Ihr ſchwarzes Haar, das in Zöpfe, mit Schnüren von rother Wolle durchflochten, geſchlagen wird, tragen ſie um den Kopf gewunden, und dieſer Haarputz würde ziemlich anmuthig ſtehen, wenn er ſorgfältig unterhalten würde. Leider iſt aber Reinlichkeit nicht eine vorherrſchende Eigenſchaft des eingebornen weiblichen Geſchlechtes, und ſie vernachläſſigen ihren Körper ſo ſehr als ihre Kleidung. Die Indianerinnen lieben geiſtige Getränke ſehr. Ihre Kleidung beſteht aus einem wollenen Röckchen, das kaum das Knie bedeckt, und aus einem andern ſchmalen Stück Wollenzeug, in deſſen Mitte ein Loch ausgeſchnitten iſt, um den Kopf hindurchzuſtecken. Dieſer Überwurf bedeckt Hüfte und Bruſt, läßt aber die Seiten und Arme unbedeckt. Einige Indianerinnen

verdingen ſich in den Städten, wo man ſie andern Dienſtbothen wegen ihrer Folgſamkeit und Redlichkeit vorzieht. Auch als Ammen oder Chiches werden ſie geſucht. Das Wort Chiches bedeutet in der Landesſprache Buſen, und wird figürlich zur Bezeichnung der mexicaniſchen Ammen ſelbſt angewendet.

Ein Eisſturm in Penſylvanien.

(Beſchluß.)

Mehrere Tage lang waren damahls alle Wege dort herum von den gefallenen Baumſtämmen und von den beladenen Wagen verſperrt. Faſt ein Jahr lang blieb die Moſhannoncreek Schifffahrt von dort aus nach dem Susquehanna durch die damahls in den letztgenannten Strom geſtürzten Bäume behindert. Auf den oberſten Kämmen der benachbarten Alleghanyberge, wo die Harztanne (Pinus pungens, Lambert) faſt die einzigen Bäume ſind, die in dieſer hochgelegenen und unfruchtbaren Region einige Höhe erreichen, hatte dieſer „Eisſturm“ eine erſtaunliche Verheerung angerichtet, und an manchen Stellen nicht eine einzige Tanne ſtehen laſſen. Beſonders arg litten die Wäldchen von Weißeichen, die in zahlloſer Menge entwurzelt wurden. Überall gingen Berichte über die Ausdehnung dieſes Unwetters, das ſich über Penſylvanien und einen Theil des Staates New-York erſtreckte, und über die Reiſenden ein, die ſich, von den gefallenen Stämmen überall eingeſchloſſen, genöthigt ſahen, die Nacht in den Wäldern zuzubringen. Monathe darnach bemerkte ich noch ſeine Wirkungen in den Fichtenwaldungen, auf eine Entfernung von 40 bis 50 Stunden; und die älteſten Einſiedler wiſſen ſich, ihrer Verſicherung zufolge, keines Naturereigniſſes zu erinnern, das dieſem an weiter Verbreitung und verheerender Wirkung gleichzuſetzen wäre.

Am 12. befreyte ein mit dem Thauwetter eintretender ſtarker Regen den Hochwald bald von der Laſt, unter der er faſt erlag.

Auflöſung

des Logogryphs im vorigen Blatte:

Wieſel — Wieſe.

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldſtadt.) War es immer wie jetzt? Ich kann das Geſchlecht nicht begreifen! Ein Athlet nach dem Andern erſcheint ſich producirend, wie bey den Spielen der Alten. Kaum hat man Hrn. Klaß's Leiſtungen bewundert, tritt Hr. Stiller, Mitglied deſſelben Theaters, in einem ganz eigenen Genre dieſer herkuliſchen Arbeiten auf. Man ſollte glauben, zwey ſo kraftvolle Individuen wären allein im Stande ein Theater zu heben.

Ich bin weit entfernt, es mit obgenannten Athleten zu verderben, denn das ſcheint mir wahrlich nicht rathſam. Das geehrte Publicum weiß daher im Vorhinein ſchon, daß ich nur Löbliches von ihnen ſagen werde; ich kann aber auf Ehre verſichern, daß es nach meiner Anſicht nur wohlverdientes Lob iſt, welches ich ſpende, und ich daher mein Gewiſſen nicht im mindeſten verletze, obſchon man ſonſt Recenſentengewiſſen nicht eben als die zarteſten zu betrachten gewohnt iſt.

Die Production des Hrn. Klaß ward in dieſen Blättern ſchon bey Gelegenheit des neuen pantomimiſchen Quodlibets gewürdiget, es bleibt mir daher nur noch die Leiſtung des Hrn. Stiller zu beſprechen. Das „Wettrennen an der Säule“ iſt ſehr impoſant und ſieht ſich gut an; weniger jedoch die „herkuliſchen Kraftübungen,“ die den Zuſeher mit Angſt erfüllen und ihn für den ungünſtigen oder gar unglücklichen Ausgang derſelben fürchten machen, und nur die Sicherheit und das Selbſtvertrauen des Producenten ermuthiget den Beſchauer, wie umgekehrt der Beſchauer den Producenten, durch wohlverdienten Applaus. Das Drehen an der Säule in horizontaler Lage, und der mit Heren Ziegelhauſer ausgeführte Gladiatoren-Kampf iſt angenehm zu ſehen. Im letztern eint ſich Kraft mit Grazie und alle Stellungen der beyden Gladiatoren ſind mahleriſch und ſchön. Die größte Bravour liegt in der Luftreiſe um die Windmühle, und wenn es auch für den Darſtellenden nicht das ſchwierigſte Stück ſeyn mag, ſo iſt es doch das impoſanteſte für den Zuſchauer. Nur wäre zu wünſchen, daß die Vorbereitungen, das Anſchnallen u. dgl. ſchneller vor ſich ginge, oder das Publicum indeſſen auf andere Weiſe beſchäftiget würde, als durch die höchſt langweilige Muſik. — Die thätige Direction wird dieſem Übelſtande gewiß baldigſt entgegen kommen, da dem Vernehmen nach ſchon die Einlegung kleiner Gruppirungen während der Zubereitung zu obiger Piece beſchloſſen iſt.

Hr. Stiller erhielt laute und ehrende Zeichen des Beyfalls während ſeiner Production, und ward nach jeder Nummer ſtürmiſch gerufen.

Zwiſchen dieſen Übungen werden einzelne bekannte und oft beſprochene Scenen eingelegt, die theilweiſe gefallen, z. B. die Scene aus der großen Lotterie, wo Hr. Brinke als Jude Vorzügliches leiſtet, die Gruppirungen zwiſchen Mad. Miſchak und Dlle. Fried. Lenz u. ſ. w.

Als Vorſpiel gibt man ein neues Stückchen von Herzenskron. Die Situationen ſind zwar nicht neu, aber der Dialog iſt raſch und unterhaltend. Mad. Scutta feyerte einen Triumph als Sophie von Halden, und die übrigen Darſtellenden, die Dlles. Demmer und Schadeyko, und die HH. Fermler, Tomaſelli, Brabbée und Kemetner wirkten mit Eifer und Liebe mit. Das Luſtſpiel gefiel und kann noch viele vergnügte Stunden machen. R. r. r. r.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Nic. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1168.

Digitized by Google

Inhalt des Sammlers.

August.

Nr. 30. Der Weltverkehr. Novel. — Schicksal. Novel. — Der Weltverkehr. Novel. — Der Weltverkehr. Novel. — Der Weltverkehr

Der

Sammler.

Ein

Unterhaltungsblatt.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1833.

September.

Wien.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß sel. Witwe.

In Commission bey Anton Doll.

Digitized by Google

Der Sammler

Dinſtag, den 106 3. September 1833.

Vierteljähriger Pränumerationsbetrag 6 fl. Wiener-Währung, bey Anton Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Allerweltsdiener.

Ein wahres Hiſtörlein.

Weit entfernt, einen Menſchen hier ſchildern zu wollen, der zu jenen Reptilien gehört, welche durch Sumpf und Moor, durch Staub und Pfütze ſich winden, um eines Protectors Lächeln zu gewinnen, eine Einladung zu einer Mahlzeit oder einem Balle zu erhalten, die, um in der Theaterloge hintan ſtehen zu dürfen, des Gönners Wagen am Portale des Schauſpielhauſes ſchon erwarten, und den Schlag öffnend, die Tritte herunterlaſſen, forſchend in der Miene des Gewaltigen, ob er ſagen werde: will Er mitgehen Hanswurſt? — Nein! derley Maden ſoll meine Feder nicht ſchildern. Der Allerweltsdiener, den ich meinen Leſern bekannt zu machen beabſichtige, iſt beſſerer Natur; er dient ſeinen Mitmenſchen aus purer Gutmüthigkeit, unfähig eine Bitte abzuſchlagen aus einem ihm innewohnenden Drange nie müßig zu ſeyn, in der Abſicht Verlegenheiten abzuhelfen, Ungeſchicken zuvorzukommen und alles ſich zu Freunden zu machen. —

Ob er letztern Zweck erreichte, ob ſeine Dienſtfertigkeit, ich will nicht ſagen belohnt, nur hie und da anerkannt wurde, ob die Opfer alle, ſo er zur Erzielung ſeiner tauſendfältigen Aufgaben brachte, nicht allzugroß gegenüber dem Benehmen derer waren, welche ihn mit ihren Aufträgen beläſtigten, mag ein Jeder ſelbſt beurtheilen und aus nachſtehender Schilderung erfahren; ich beginne dieſelbe mit der Verſicherung, daß ſie nichts Unwahres oder Übertriebenes enthalten ſolle, ſondern nur lauter Thatſachen.

Mein Allerweltsdiener heißt A...., ſteht in Amt und Würde, iſt Familienvater und vierzig Jahre alt. Sein Charakter neigt ſich mehr dem ſanguiniſchen zu, er denkt und fühlt lebhaft, iſt mitunter dem koleriſchen Temperamente nicht fern und beſitzt dennoch eine beyſpielloſe Geduld, welche allein ſein Gefälligkeitstrieb zu enträthſeln vermag. Das Organ desſelben, obwohl Gall's Lehre keine Erwähnung eines ſolchen macht, weil ſie nur den Schädel des Menſchen umfaßt, ſcheint mehr in ſeiner Hand als in ſonſtigen Gliedmaßen zu exiſtiren, denn obwohl er auch ſeine Füße für Andere bereitwilligſt in Bewegung ſetzt, der Rede Fluß nicht ſcheut Jemanden gefällig zu werden, und auch ernſtes Nachdenken zur Hülfe ſeiner Freunde mit allen Kräften ſeines Verſtandes übt, ſo iſt doch ſeine Feder das Hauptwerkzeug, welches er den Bedrängten widmet, und einem zweyten Lorenz Kindlein gleich, weiß ihn in ſchriftlichen Verlegenheiten jeder auch nur entfernt Bekannte aufzuſuchen. —

Ich wohne bey ihm ſeit langen Jahren zur Miethe und habe, ſeiner eigenen Beluſtigung halber, mir die

Mühe genommen, ſeine weſentlichſten Gefälligkeitsfata zu Papiere zu bringen. —

Es war an einem heitern Frühlingsmorgen, als ich in ſein Stübchen trat, zu einem Gang ins Freye ihn einzuladen. Er war von einem Bollwerke von Manuſcripten auf alle Papierformate mit der unleſerlichſten Hand von der Welt gekritzelt, von Theateraffichen, Anſichten berühmter Gebäude und Schauſpiele des Auslandes, Poſtrouten, Speiſetarifſen und einer Menge anderer Bilderchen und Papierſtreifchen umgeben; wühlte und blätterte darin herum mit einer fröhlichen Emſigkeit, als habe ein Kind neues Spielzeug erhalten, und hatte natürlich keine Zeit meiner Einladung zu folgen.

„Zum Henker," ſagte ich, „was haſt du denn da ſchon wieder vor?" —

„Sieh nur," erwiederte er, „da kannſt du dir einen Begriff von Londons Bräuhäuſern machen, da, auf dieſem Streifen Papiere, iſt ihr Wirken ſkizzirt und hier haſt du das Kupfer von der gröſten Kühlpfanne derſelben."

Ich nahm den Wiſch zur Hand und las Folgendes darauf:

„„In Achen meinen Bintſcher verloren. — Schöne Stadt, viele Merkwürdigkeiten ſiehe Reiſebeſchreibung. Auch wegen München vidi dort. — Starke Mauthunterſuchung an der franzöſiſchen Gränze, Frühſtück in Havre 5 Francs 20 Centimes, Stubenmädchen in Augsburg zu den 3 Mohren eine Wienerinn. Coventgarden vidi Reiſebeſchreibung. — Bräuhäuſer vidi Kupferſtich.""

„Was ſoll mir dieſer Galimathias?" frug ich meinen Freund, „das ſieht ja aus wie ein umgeworfener Futtertrog eines gewiſſen Hausthieres, dem man die Erfindung der Unreinlichkeit zuſchreibt — was machſt du mit dem Unſinne?"

„Da, — da ſieh einmahl; — ein engliſches Pferderennen!" entgegnete er, emſig fortwühlend in dem ihn umgebenden Papierchaos; hier wieder Napoleons Porträt und ein Theater-Retourbillet des Ambigu. — Hier noch etwas Merkwürdiges! der Straßburger Münſter und ein Recept vom ächten Botzner Zelten." —

„Ich glaube du biſt rein verrückt, Freund A.," antwortete ich ärgerlich, und warf ihm Münſter, Botzner Zelten, Napoleon und Theaterbillet auf den Tiſch, „ſage mir nur um Gottes willen, was du mit dieſem Wuſte im Sinne haſt?"

A. Das gibt eine Reiſebeſchreibung durch Öſterreich, Tyrol, Bayern, Frankreich, Niederlande, nach London und über Sachſen und Preußen zurück nach Wien; was du hier ſiehſt, ſind die Belege und Notizen dazu.

Ich. Gratulire! Ich glaube, du wirſt deine beyden Töchterchen eher unter die Haube bringen, obwohl noch keine ihr zehntes Jahr erreicht hat, als dieſe Fragmente zu einem geordneten Ganzen geſtalten.

A. Was dir nicht einfällt! In drey Monathen muß Alles fix und fertig ſeyn.

Ich. Darf man fragen, wer dieſen Augiasſtall deinen Händen anempfahl?

A. Mein Freund S...., Secretär des Herrn von O..., du kennſt ja Beyde. — O... machte dieſe Reiſe, und wünſcht ſie ſeinen Freunden nun in einem Tagebuche vorlegen zu können. Da in ſeinem Vortrage mancher Wirrwar ſich einſchleicht, und er eben ſo wenig mündlich als ſchriftlich wiederzugeben weiß, was er Alles geſehen und wie er es angeſehen, ſo ſoll ich nun mit Hülfe dieſer...

Ich. Mit Hülfe dieſes Unſinns? — Ey da bin ich doch begierig! Haſt du vielleicht die Ergänzungen auf eigenen Reiſen in jene Gegeden dir geſammelt?

A. Das eben nicht, allein ſieh! da habe ich bereits fünf Bogen Commentarien, mündlich von Herrn v. O... mir überliefert, und was ich etwa unrichtig aufgefaßt haben ſollte, will er ſo gut ſeyn zu corrigiren, wenn ich ihm mein Manuſcript vorleſen werde.

Ich. Aber zum Teufel! warum ſchreibt Herr S..., ſein Secretär, nicht die Reiſebeſchreibung?

A. Hat keine Zeit, Freundchen! hat absolument keine Zeit. Muß bey dem Baue des neu gekauften Hauſes ſeines Herrn ſeyn, den engliſchen Braunen reiten, Diners in den Umgebungen Wiens beſtellen, Gäſte laden, Börſe und Pandurenlager beſuchen, Zinsquittungen ſchreiben, mit den Söhnen des Principals die Schwimmſchule beſuchen, — hat absolument keine Zeit. —

Ich. Soll Abends daran arbeiten, auch Morgenſtunde hat Gold im Munde; hat der Menſch ein Maul wie ein Schwert, wird er doch einen Gänſekiel finden, der ihm ſeine Dienſte nicht verſagt.

A. Mein Gott! du kennſt ihn ja den guten S..., Abends iſt er gewohnt ſein Whiſt zu machen, und dann im Gaſthauſe ſeine Freunde aufzuſuchen, nun da wird es denn meiſt etwas über Mitternacht, und mit dem Segen der Morgenſtunde iſt es dann vorüber.

Ich. Gut, auch das will ich gelten laſſen, ſage mir nur, ob du die Arbeit für S... oder ſeinen Chef, den reichen Herrn von O..., unternimmſt?

A. Für Beyde, Herzensfreund! O... gab ſie dem S..., weil er ſich nicht getraute, mir es directe zuzumuthen.

Ich. Ja, wie verſtehe ich denn das? Will er dich denn nicht dafür honoriren?

A. Wird von ſeiner nächſten Reiſe nach Rom und Neapel ſchon etwas dafür mitbringen, S... gab es mir bereits zu verſtehen; man kann ja doch nicht.....

Ich. Umſonſt ſolcher Arbeit ſich unterziehen! Wahrlich nicht, wenn man nicht den Verſtand verloren hat; ich rührte unter 100 Gulden Münze keine Feder an.

A. Wo denkſt du hin? — Laß mich nur machen, ich will das Ding ſchon fein anpacken; Jetzt aber gehe, mein Alter! ich muß raſch ans Werk ſchreiten, es gibt viel Arbeit an dem Ding!

Ich wünſchte ihm viel Glück und Geduld, und verließ ihn nach Begehren. — Die anberaumte Zeit war vorüber und das Rieſenwerk vollendet. A. gab es mir zur Einſicht und ich konnte ihm mein Lob nicht vorenthalten. Mit unſäglichem Fleiße hatte er ganze Bücher Papier angeſchrieben, um nur die Himmelsſtriche zu ſondern, wo die Reiſeereigniſſe des Herrn von O... ſich zugetragen, und um das Wiener Stubenmädchen zu Augsburg von dem Londoner Pferderennen, Napoleon von dem Botzner Zelten, die engliſchen Bräuhauſer vom Münſter in Straßburg gewaltſam zu trennen. Es war eine nach Zeit, Art und Ereigniſſen folgerecht geordnete Schilderung der Reiſe des Herrn von O... und ſogar an Humor und ſarkaſtiſcher Laune fehlte es dem Bilde nicht, wie an friſchen Farben einer anſchaulichen Darſtellung. Herr von O... hatte mittlerweile ſeine italieniſche Reiſe begonnen, vollendet, die Arbeit meines Freundes revidirt und deren weſentliche Mängel corrigirt, indem er ſtatt: in einem gelben Wagen, in einem grünen — ſtatt um ſechs Uhr um ½ auf ſieben Uhr in der Früh verbeſſerte, und nun nach der zweytvorgenommenen Correctur ſandte er meinem Freunde ſeiner ſchweren Arbeit gewichtigen Lohn. —

Es war ein auf einem Serpentinſtein liegender Hund aus Alabaſter, beſtimmt Schriften zu beſchweren; ſollte aus Roms Künſtlerhänden hervorgegangen ſeyn, hätte aber eben ſo gut von einem Wiener bürgerlichen Käſeſtecher bey Verfertigung der butternen Oſterlämmer nebſtbey fabricirt worden ſeyn können, und ſicher hatte Herr von O... dieß Unthier einem hieſigen Gypsfigurenmann für 2 Gulden W. W. abgefeilſcht. —

„Nun,“ ſprach ich zu Freund A., als er den Trödel mir zeigte, „wie biſt du zufrieden mit dieſer Anerkennung deiner Mühe? Wirſt du nicht bald wieder deine Feder für ſolche Großmuth ſpitzen? ich dächte das Ding wäre unter Brüdern einen Naſenſtüber werth, — wie?

A. ſchwieg eine Weile, dann meinte er doch, der Hund ſey gar zu ſchlecht gemacht fur einen römiſchen Bildner, indeſſen ſey ihm die Zeit doch angenehm vergangen mit einer Arbeit, welche ihn nach London und Paris geführt und manche Werke über Reiſen kennen gelernt habe, von denen er früher nichts gewußt.

Ich hätte in dieſem Pröbchen für mein Lebetag eine Warnung vor ähnlichen Unternehmungen gefunden; mein Freund A. dachte anders. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Mein Saitenſpiel.

Mein Saitenſpiel, das ſtets mir treu geweſen,
Du ſchaffſt mir immer Freude, hohe Luſt;
Wenn Leiden drücken meine heiße Bruſt,
Biſt du zum Troſt von Gott mir auserleſen.
Mit kalten Worten nicht, nur im Gefühl'
Verehr' ich dich, mein trautes Saitenſpiel

Nicht Alles will der Welt an mir gefallen,
Der Eine tadelt, was der Andre lobt;
Doch wie das Schickſal gegen mich auch tobt,
Ich laſſe deine gold'nen Saiten hallen,
Und Jeder mag dann ſprechen was er will,
Ich hab' ja dich, mein trautes Saitenſpiel

Du biſt beſpannt mit gold'nen zarten Fäden,
Die auch der ſchwächſte Zephyr ſchon bewegt;
Und wie ein leiſ' Gefühl ſich in mir regt,
So ſcheint's, als wenn ein Nerve wär' an jeden
Gekettet in dem inneren Gewühl'; —
Da klingſt du hell, mein trautes Saitenſpiel.

Doch weh'! wenn eine von den Saiten ſpringet —
Der gibt kein Künſtler mehr den Klang zurück;
Sein Auge bricht, es ſtirbt der matte Blick,
Und mit der Ewigkeit die Seele ringet.
O wildes Schickſal! tobe nicht zu viel,
Und ſchont mir mein trautes Saitenſpiel.

Da packt's mich eiſig in der Seele Tiefe,
Und alle Saiten tönen rauh und wild;
Und um mich her ſeh' ich des Abgrunds Bild:
Das hohe Meer, das bodenloſe, tiefe.—
Da treibt der Sturm ſein furchtbar grauſig Spiel—
Zerbrochen iſt mein armes Saitenſpiel.

Die Leyer ſtürzet in des Meeres Wogen,
Der Sturm peitſcht ſie bald abwärts, bald hinauf;
Ich muß ihr nach, mich hält kein Gott mehr auf!
Und rieſig fühl' ich mich ihr nachgezogen.
Herz! ſuch' die Ruh' im Grabe tief und kühl,
Denn ach! zertrümmert iſt mein Saitenſpiel.

Heinrich Proch.

Miscelle.

Die Zeitung von Calcutta meldet folgenden merkwürdigen Vorfall: Am 2. Jänner d. J. geriethen die Einwohner des Dorfes Hugly, das 300 Familien zählt, in nicht geringe Bestürzung, als sie Morgens zur Stunde, wo sie die Sonne aufgehen zu sehen gewohnt waren, Alles umher noch in Dunkel gehüllt fanden; wie groß aber wurde ihr Schrecken, als sie bemerkten, daß sie insgesammt erblindet waren. Am Abende zuvor war auf beyden Ufern des Flusses ein starker Nebel gewesen, der einen so starken salzsauren Geruch von sich gab, daß die Einwohner beständig niesen mußten, und ihre Augenlieder bedeutend anschwollen. Am folgenden Tage waren fast alle Einwohner von Hugly blind geworden, und dieses Augenübel dauerte vier und zwanzig Stunden, worauf es plötzlich verschwand. Diese ganze Zeit über konnte keiner von den Dorfbewohnern seinen gewöhnlichen Beschäftigungen nachgehen, und auch sich keine Nahrung bereiten, da Niemand sehen und seinen Nachbarn aushelfen konnte. So kurze Zeit diese Erblindung andauerte, so hatte sie doch mancherley traurige Ereignisse zur Folge, mehrere Personen stürzten und beschädigten sich gefährlich; doch gab sie auch wieder zu allerley komischen Auftritten Anlaß. Die Ärzte sind jetzt beschäftigt, die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung ausfindig zu machen.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Josephstadt.) Wir haben in diesen Blättern bald nach der Eröffnung dieser Bühne durch den eben so thätigen als umsichtsvollen Unternehmer, Herrn Stöger, eine Übersicht der schon in den ersten Monathen seiner Wirksamkeit zum Vorschein gekommenen Novitäten niedergelegt; allein es wäre wahrlich ungerecht, bey dem Ablaufe des ersten Jahres seit der am 18. August 1832 erfolgten Wiedereröffnung derselben die Leistungen nicht zu recapituliren, welche, ohne eines weitern Commentars zu bedürfen, die Unermüdlichkeit der Gesellschaft, und das Bestreben der Direction so sprechend beurkunden. Wir haben auf dieser Bühne seit dem November 1832 die neuen Aufführungen der Opern: „die Unbekannte," „die Capulets und Montague's" beyde von Bellini, „Semiramis und Graf Ory" von Rossini, „Anna Bolena" von Donizetti, „Barbier von Sevilla," und „die Italienerinn in Algier," von Rossini, Mozart's „Don Juan," „die Müllerinn" von Paisiello, „Tancred" von Rossini, „der Korsar aus Liebe" von Weigl, „der Schnee" von Auber, „Elise und Claudio" von Mercadante, „Robert der Teufel" von Meyerbeer, „die weiße Frau" von Boieldieu; an recitirenden Stücken: „Postwagensabenteuer," „Liebesabentheuer" und „Heirathsprojecte," „die Abenteuer in der Meierey zu Pré St. Paul," „die Freunde als Nebenbuhler," „die geheimen Liebschaften," „die Bestürmung von Smolensk," „der todte Nebenbuhler," „die räthselhaften Brunnengäste," „die Audienz," „der Brautwerber nach dem Tode," „der Invalide und sein Sohn," „die Gasbeleuchtung von Krähwinkel," „Juterl die Putzmacherinn," „Capitän Belronde," „Clementine von Aubigny," „die Klause," „dreyßig Jahre aus dem Leben eines Spielers," „der Herr im Hause durch Intriguen," „Isaura," „die zwey Grenadiere," „Ottokars Glück und Ende," „die Soldaten," „das Diadem," „die Gouvernante," „Furioso," „die Zwillinge," „die Steckenpferde," „der Erbe aus Westindien," „ein Tag vor Weihnachten," „Ein Stündchen Incognito," „der Berggeist," „der Rothmantel," „Er weiß Alles," „Bayard," „Abällino" und „Männerfreundschaft" gesehen. — Die Opern, mit Ausnahme von zwey, höchstens dreyen, die weniger gefielen; die Stücke, mit Ausnahme von vier, höchstens fünf, haben alle angesprochen. Der Barbier ist nach so vielen meisterhaften früheren Vorführungen auf anderen Bühnen ein Magnet für die Casse geworden. Mozart's „Don Juan" hat wie eine Novität das Publicum elektrisirt." Semiramis," „die Unbekannte," „die Capulets und Montagues," „Tancred," „der Schnee," haben eine ehrenvolle Rivalität bestanden. Mayerber's „Robert" hat durch 26 Abende das Haus im Sommer gefüllt. In recitirenden Stücken haben wir bedeutende Talente kennen gelernt, die nur allgemein bekannt zu werden brauchen, um sich gewiß Antheil zu gewinnen. Raimund's „Feenmädchen" und „der Diamant" haben auch auf dieser Bühne die von dem innern Werthe seiner Schöpfung und seiner Darstellung unzertrennliche Anziehungskraft bewährt. Diese Bühne haben Madame Schröder, Deutschlands erste Künstlerinn, Dlle. Sabine Heinefetter, die Sängerinn von europäischem Rufe, und Hr. Raimund, der Komiker par excellence, durch ihre Erscheinungen geweiht. So eben ist ein neuer ehrenwerther Gast in der Person des Tenoristen Herrn Dams eine angenehme Erscheinung auf derselben; was bleibt uns also übrig, als bloß nach factischer Aufzählung des Geschehenen, einem solchem Unternehmen die Fortdauer der Gunst des Publicums und lebhaften, allgemeinen Antheil zu wünschen.

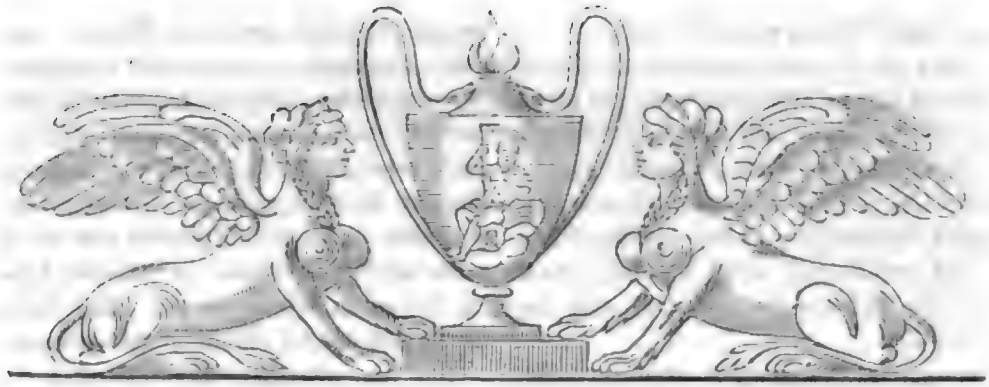
C. Meisl.

Literarisches.

Hr. Anton Hasenhut, dessen Wirksamkeit im komischen Fache beynahe ein halbes Jahrhundert umfaßt, hat Notizen aus seinem Künstlerleben gesammelt, und die Geschichte der Wiener Theater während dieser Zeit und während des früheren halben Jahrhunderts aufgezeichnet. Ein wechselvolles, vielbewegtes Leben tritt uns hier entgegen, und noch wandelt der Spender dieser willkommenen Gabe im hülflosen Greisenalter unter uns, gleichsam die Nachlese seines Berufs in diesem Buche hinterlegend. Hr. F. J. Hadatsch hat die Materialien geordnet und gesichtet; sie erscheinen unter dem Titel: Launen des Schicksals, oder: Scenen aus dem Leben und der theatralischen Laufbahn des Schauspielers Anton Hasenhut, auf Subscription bey Hrn. Franz Ludwig, k. k. privil. Buchdrucker in der Schaufergasse Nr. 25. Der Subscriptionspreis ist zwey Gulden C. M., und die Erscheinung des Werkes, welches mit Hasenhut's Bildniß und einem illuminirten Kupfer geziert wird, ist bis letzten October d. J. zugesagt. — Ohne Zweifel werden Viele, die dem Veteran der Komik vergnügte Stunden verdankten, diese Gelegenheit benützen, ihm zu beweisen, daß sein Andenken noch nicht erloschen sey.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1168.



Der Sammler

Donnerstag, den 107 5. September 1833.

Der Allerweltsdiener.

(Fortsetzung.)

Man glaube nicht, daß während der Zeit, welche er zur Ausarbeitung jener Reisebeschreibung bedurfte, seine Gefälligkeit von andern Seiten brach und unbenützt gelassen wurde. Ich staunte nicht wenig, ihn eines Abends auf dem Piano die Hymne „Gott erhalte Franz den Kaiser," wohl hundertmahl und in eben so viel Ritornellen der einzelnen Tacte derselben spielen zu hören; endlich überwältigte mich die Neugier die Ursache dieses Geklimpers zu erfahren, welches ungefähr so lautete, als sey es seine Absicht gewesen, das Volkslied einem Vogel einzustudieren. — Unbemerkt schlich ich mich hinter seinen Stuhl und sah, wie er mit der Linken die Melodie ableyerte, während die Rechte geschäftig war, Tact für Tact einen neuen Text dazu zu schaffen, wovon er bereits zur Vollendung folgender Verse gelangt war:

Heil und Segen zu dem Feste,
Das des Tages Wonne beut',
Nimm der Herzenswünsche Beste,
Dargebracht dir, Theure, heut.
Glück und Freude, ungetrübet,
Strahlen dir im hellsten Glanz,
Chor: Von den Deinen heiß geliebet,
Winden sie den Segenskranz.

„Ey der Tausend!" rief ich lachend aus, „also auch Dichter? — Nun, das muß wahr seyn, du versuchst dich in Allem. Wem zu Ehren besteigst du denn das Flügelpferd?"

A. Gerade recht, lieber Freund! du kannst die Feile an meine Arbeit legen; es ist ein mühevolles Ding solch eine Aufgabe zu lösen, wenn man weder in Musik noch Poesie mehr als ein Stümper ist.

Ich. Also wieder eine Aufgabe? — Welchem hohen Haupte gilt denn diese Variation?

A. Du kennst ja meinen Collegen B. Es ist morgen seiner Mutter Nahmenstag, und sein Project, ihr der sämmtlichen Familie Glückwünsche in dieser Hymne vorzutragen, da die Melodie von Allen wohl gekannt und so höchst feyerlich ist.

Ich. Nur allzu feyerlich, sollte ich meinen, für diesen Zweck. Wenn ein von den Wohlthaten der Großherzigkeit und milden Regierung dankbar durchdrungenes Volk seinem Monarchen dieser Hymne Weihetöne aus vollem Herzen anstimmt, so dürfte deines Collegen Mutter allenfalls mit einem Texte auf die Melodie

Stieglitz, Stieglitz! 's Zeiserl ist krank!

fürlieb nehmen. Du gibst dich doch zu allem Unsinne her, wenn du nur des ersten, besten eitlen Thoren Wunsch erfüllen kannst. Nun, und muß das so eilig fertig seyn? Komme zu mir herüber, ich habe dir in Betreff deines Gesuches bey meiner Stelle etwas mitzutheilen.

A. Du lieber Himmel! in einer Stunde wird die Hymne abgeholt, man will sie ja heute noch probieren, denn morgen soll ja schon die feyerliche Production derselben Statt finden.

Ich. Wozu man dich doch eingeladen hat?

A. Wie käme ich in ſolch vornehmen Zirkel! du ſcheinſt vergeſſen zu haben, daß B's Mutter eine geborne Baroninn, und die ganze hohe Verwandtſchaft alſo zugegen iſt, ich aber nie ins Haus gekommen bin.

Ich. Obwohl du ihnen ſchon manchen Genuß durch deine Gefälligkeit bereiteteſt — du biſt ein Narr! Gute Nacht! — Ich verließ ihn, hörte aber noch lange ſein Geklimper und Abſingen der Versfüße nach den Tönen der Melodie.

Wenig Tage darauf borgte ſich A. mein Reißzeug aus, wollte aber nicht recht mit der Urſache ans Licht, die ihn deſſen bedürftig mache. Daß er es wohl wieder für andere Leute benützen werde, dachte ich mir wohl, jedoch das Wozu ſtachelte meine Neugier, und nachdem ich einige Tage hatte verſtreichen laſſen, nahm ich mir den Vorwand, das Reißzeug ſelbſt zu bedürfen, und überraſchte ihn ſo bey der verſchwiegenen Arbeit.

Alle Tiſche und Käſten ſeines Zimmers, ja ein Theil des Fußbodens waren mit Papierbogen belegt, auf welchen er unzählige kleine Oblongquadrate raſtrirt hatte, und nun damit beſchäftiget war, mit ſchwarzem Tuſche die Schlagſchatten an denſelben zu bezeichnen.

Ich frug, wozu dieſe einem Kleiderſtoffe ähnlich quadrillirten Papierbogen beſtimmt ſeyen, und A. gab mir folgenden Beſcheid.

„Mein Freund M... hat eine Münzenſammlung gekauft, hier liegt deren Katalog; da bath er mich denn, ihm die nöthigen Etiketten zu ligniren, worauf die verſchiedenen Nahmen und Gehalte der Goldſtücke nach eben dieſem Kataloge verzeichnet werden ſollen.“

Ich. Wenn er all dieſe Zettelchen dazu braucht, ſo muß er ja alle numismatiſchen Schatzkammern geplündert haben, das ſind ja an acht tauſend ſolcher Etiketten mindeſtens.

A. Vorläufig bin ich mit der Hälfte fertig, du haſt die Anzahl faſt errathen, es ſind deren zehn tauſend, und das war leichte Arbeit; nun aber erwartet mich eine mühevollere Procedur, nähmlich ſie alle zu beſchreiben.

Ich. Ich will nicht hoffen, daß du deine Augen dieſer unſäglich anſtrengenden Mühe leihen wirſt, M. mag ſich derſelben ſelbſt unterziehen, ich laſſe dich durchaus keinen Strich weiter thun an einer Arbeit, die man in den Lithographien nun zu einem Spottpreiſe anfertigen laſſen kann.

Trotz all ſeiner Einwendungen über ſeines Freundes dadurch erfolgenden Unwillen und der Zuhaltung ſeines ihm nun einmahl gegebenen Wortes, packte ich das bereits Vollendete zuſammen und übernahm es, Herrn M. vorzuſtellen, daß mein Freund A. der Mußeſtunden weit weniger habe als er, und dieſe alſo billigerweiſe einer Erhohlung gegönnt, nicht aber zu dem Verluſte ſeines Augenlichtes verwendet werden dürften, mit deſſen Kraft er eine Familie von vier Kindern bey einem dürftigen Gehalte zu erhalten habe, während M. bey einem Einkommen von 5000 Gulden Conventionsmünze nur ein Söhnchen zu verſorgen habe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Dreyſylbige Charade.

Die Erſte.

Unſchuld färbt der Roſe Blatt
Wie das frühe Morgenroth,
Hoffnung Grün zum Schilde hat,
Schwarz der grauſenhafte Tod;
Liebe hüllt in Erſt're ſich,
Denn ihr blüht die Roſenzeit
Und die Zukunft wonniglich.
Aber ich — ich bin erkoren
Zu der hehren Sonne Glanz,
Schimmre nächtlich mit den Horen
An des Mondes bleichem Kranz,
Nähre herbe Liebesqualen
Im Gewand der Eiferſucht,
Und bin — fürſtlich zu bezahlen,
Auch an Münzen gern geſucht.

Die Zweyt' und Dritte.

Unſer Opfer ſchlau erſpähend,
Bald in Tiefen, bald in Höh'n,
Gleich dem Tod es niedermähend,
Kannſt du unſ're Waffe ſeh'n.
Doch an Kräften ſo verſchieden,
Wie an äußerer Geſtalt,
Stellt uns Wen'ges oft zufrieden,
Oft gilt's rieſige Gewalt.
Bald ein Würger ſchwacher Mücken,
Bald des Fiſches Untergang,
Reiß' ich Lämmer auch in Stücken,
Wähl' den Saugling mir zum Fang.
Nützlich für des Menſchen Wiſſen
Bin ich nur in einem Sinn,
Dien' dem Zeichner, der befliſſen
Durch mich erntet Zeitgewinn.

Das Ganze.

Unerfahr'ne Jugend prahlet
Gern mit Afterklugheit ſich,
Doch die Naſeweisheit zahlet
Ihr mein Titel ſicherlich.

F. W. Jaggi.

Briefe einer Deutſchen aus Amerika*).

Newyork, im Frühjahre 1833.

Das viele Wunderbare, Schöne, Große, das in dieſem jungen Lande in kurzer Zeit hervorgetreten iſt, hat bey vielen, ſelbſt hochſtehenden Menſchen eine Begeiſterung erzeugt, die bey der Menge häufig zur Schwärmerey geworden iſt, und die Ideen von der Trefflichkeit der neuen Welt erſcheinen nur zu oft als tiefeingewur-

*) Aus dem Engliſchen.

zeltes Vorurtheil. Dieſem Vorurtheile tritt nun die nackte Darſtellung einer von unſern Gewohnheiten ſo ganz verſchiedenen Lebensweiſe grell entgegen, und die von ihm Befangenen mögen hie und da ein Zerrbild zu erblicken glauben. Gerade denſelben Eindruck macht aber auf die Amerikaner die Beſchreibung unſerer Sitten und Gebräuche, und der Europäer iſt eine Carricatur für ſie. Wegen der Richtigkeit der folgenden Angaben berufe ich mich auf Jeden, der in den vereinigten Staaten, beſonders in der Haupt- und tonangebenden Stadt Newyork, einige Zeit zugebracht hat; er wird ſogar, ich zweifle nicht, manche Perſonen erkennen.

Es war ein herrlicher Tag. Ehe noch der Morgen dämmerte, beleuchtete ein Nordlicht in Geſtalt einer ungeheuern Feuerſäule das langerſehnte, wahrhaft prächtige Schauſpiel, welches die neue Welt unſern ſehnſüchtigen Blicken darboth. Bald erhob ſich die Sonne, als wäre ſie uns von der Heimath durch die große Waſſerwüſte nachgeeilt, um hier ihre ganze Majeſtät vor uns auszubreiten. Jeder von uns — und wir waren mehr als zweyhundert an Bord, von allen Glaubensbekenntniſſen, von allen Nationen, von den verſchiedenſten Ständen und Altern — Jeder ward von andächtigem Staunen ergriffen; tiefe Stille herrſchte, keine ausgelaſſene Freude, nicht der geringſte Muthwille ſtörte das Feyerliche des Moments; hoch klopfte jedes Herz und Aller Augen wurden feucht. Unterdeſſen bereitete ſich eine Scene vor, die uns nur zu bald wieder zur Erde niederzog. Ein amerikaniſcher Pilot hatte unſer Schiff erblickt: er eilte herbey, erſtieg das Verdeck und ergriff die Zügel der Regierung, die ihm unſer braver, ſorgſamer Capitän willig übergab, um ſich der lang entbehrten Ruhe in die Arme zu werfen. Nicht lange aber, ſo kam ein zweyter Pilot, ſtieg auch an Bord und behauptete, ihm gebühre es, unſer ſchönes Packetboot einzuführen. Die Art, wie dieſe beyden Herren mit einander expoſtulirten, bewährte ſich in der Folge als ein durchgreifender Zug des Nationalcharakters. Beyde beſtanden auf ihrem Recht mit Hartnäckigkeit und Anſtand; dabey machte aber jeder ſo künſtliche als vergebliche Verſuche, den andern in Eifer zu bringen, um, wie man mir ſpäter erklärte, für den Fall des Abtretens, welcher denn doch einen treffen mußte, ſich durch einen Injurienprozeß ſchadlos zu halten. Derjenige, der ſo glücklich geweſen wäre, den andern zu einer Beleidigung hinzureißen, hätte alsbald mit dieſer Trophäe ſiegreich den Wahlplatz verlaſſen, um vor dem Gerichte ſchamlos eine Genugthuung in Geld anzuſprechen. Ich ſage ſchamlos, weil ich für Europäer und mit europäiſchen Begriffen ſchreibe; ein Amerikaner wird nie begreifen, wie man ein Mittel, Geld zu erwerben, ſchamlos nennen könne — ländlich, ſittlich. Indeſſen hatte dieſer Streit das ganze Intereſſe unſerer amerikaniſchen Schiffsmannſchaft in Anſpruch genommen, dergeſtalt, daß Niemand einen plötzlich ſich erhebenden Sturm gewahrte, der mit einem Mahle in die vollen Segel ſchlug, daß die Maſten in das Meer ſich tauchten, die Balken in den Fugen krachten und alles durch einander rollte. Schon manches Schiff hat hier den Grund gefunden, und ſelbſt der prächtige De Rham verunglückte faſt an derſelben Stelle. Für dießmahl aber lief die Sache glücklicher ab; der Windſtoß hatte den Streit am Bord entſchieden. Der zuerſt angelangte Pilot hatte ſich auf eine Hühnerſtiege geſetzt und die Füße behaglich auf das Habitacle hinaufgelegt; in dieſer bey ſeinen Landsleuten allgemein beliebten Stellung konnte er aber dem unerwarteten Stoße ſo wenig Widerſtand leiſten, als ein auf die Spitze geſtelltes Ey, und flog alſo glücklich über Bord, und noch glücklicher in ſeinen eigenen Nachen. Das Ungewitter ging nur drohend an uns vorüber, eine gänzliche Windſtille trat ein, der ſchönſte Tag zeigte ſich wieder, und ſo gingen wir auf glattem Waſſerſpiegel, rings umgeben von lachenden Landſchaften, im Angeſichte des weitgedehnten, mit Thürmen geſpickten Newyork, mit ſeinen Maſſen von rothen Häuſern, vor Anker, um mit der Fluth des nächſten Tages vollends zur Stadt hinaufzugleiten.

Noch eine Nacht, eine lange Nacht zwiſchen Himmel und Waſſer, es war die vierzigſte; endlich kam der Tag heran, ſchön wie der vorige, langſam begann die Fluth das Schiff zu heben, der Anker wurde gelichtet, und mit eingezogenen Segeln ſchwammen wir gegen den Wind ſanft der Stadt zu. Aus der großen Bay, die das äußere Baſſin bildet, gelangten wir in die Enge (Narrows), auf welche das innere Baſſin folgt. Hier ſind die ſchönen Ufer ſo nahe, daß man zu beyden Seiten die Bewegungen der Menſchen am Lande genau betrachten konnte. Aus dem Hafen uns entgegen und an uns vorüber kam Schiff an Schiff, pfeilſchnell flogen die Dampfboote, jedem begegnenden Fahrzeuge mit der größten Sicherheit ausweichend, dahin, mit Hunderten von unbekümmerten Reiſenden beladen. Jedes dieſer Boote glich einem fliegenden Garten, der ganze Zug einem Volksfeſte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Am 30. August zum ersten Mahle und zum Vortheile der Schauspielerinn Caroline Pann: Peter Szápár, oder: der Held in Sclavenketten.

Peter Szápár, einer der tapfersten Vertheidiger seines Vaterlandes, geräth in die Gefangenschaft. Der hohe Preis, den der Feind festsetzte, macht bey der großen Bedrängniß des Landes, wo nichts seltener ist als baares Geld, seine Auslösung unmöglich. Vergebens biethen die Freunde des Tapfern, insbesondere seine Gemahlinn Helene, Alles auf, um die für jene Zeit ungeheure Summe zu erschwingen; trotz aller angewandten äußersten Mittel fehlt noch immer ein Drittheil des Lösegeldes. Endlich beschließt man, wenigstens das, was man hat, dem Feinde zu biethen, und die Gattinn, durch das Loos begünstigt, übernimmt es selbst, Überbringerinn des Geldes zu seyn.

Indessen wird der Held in Ofen von dem tyrannischen Hamsey Beg auf das grausamste mißhandelt. Zwar biethet Zelma, des Tyrannen Tochter, dem geliebten Fremdling ihre Hand und die Freyheit, doch dieser erklärt, daß er vermählt sey. Die Bothen aus dem Vaterlande langen endlich an, Helenen an der Spitze. Eben hatte der Wütherich Szápar an seinen Pflug gespannt. Die beyden Gatten sehen sich — verrathen sich; und jetzt bricht Hamsey Beg unter dem Vorwande, sein gegebenes Wort habe nur Männern, nicht aber verkleideten Frauen gegolten, das freye Geleite und hält Helenen als eine für sein Serail bestimmte Sclavinn zurück.

Zum Glücke für Beyde nimmt Zelma, sich an der hohen Seele des geliebten Unglücklichen aufrichtend, — an dem Loose Helenens so innigen Antheil, daß sie ihr zur Flucht zu einer Streifpartey der Ihren verhilft, an deren Spitze Báthyan steht. Diese Streifpartey macht einen Aga gefangen, der bey dem Vezie in Gnaden steht, weßwegen Hamsey Beg plötzlich den Befehl erhält, Szápár gegen diesen Aga auszutauschen. Hamsey Beg thut es, da er durchaus nicht ausweichen kann, zugleich erfährt er, daß auch Helene durch Hülfe Zelma's entfloh, worüber er in solche Wuth geräth, daß er letztere in den Kerker des Szápár werfen läßt, um sie dem Hungertode preiszugeben. Indessen ist der glorwürdige Held aus Lothringen zur Rettung der Christenheit herbeygeeilt. Ofen wird erobert, Zelma durch einen treuen Diener vom Hungertode gerettet und Hamsey Beg gefangen genommen.

Jetzt ist es an dem Wütherich zu verzweifeln, was er auch thut, sobald er erfährt, daß er zur gerechten Vergeltung dem Peter Szápár zugetheilt worden.

Die Verzeihung des edlen Helden, die er für unmöglich hielt, kömmt deßwegen doch zu spät; — er hat in Furcht, nun gleich jenem vor den Pflug gespannt zu werden, Gift, das er in seinem Ringe bey sich führte, genommen. Zelma wird Christinn.

Schon diese Anzeige des reichen Inhalts, der noch dazu durch sein mächtiges geschichtliches Interesse dem Herzen des Vaterlandsfreundes näher gelegt ist, wird genügen, um anzudeuten, daß dieses neueste Werk der verdienstvollen Birch-Pfeiffer, in dem populären Geiste des romantischen Schauspiels gedichtet, sich der schönen Reihe ihrer früheren mit so großem Beyfalle aufgenommenen Volksschauspiele in Geist und Haltung anschließt.

Die Buntheit des dargestellten Kriegslebens, der rasche (vielleicht noch durch Abkürzungen beschleunigte) Wechsel von Gefahren und Rettungen, das Episodische mancher eingewebten Charaktere, wie z. B. jener Maria's von Trentschin (Dlle. Condorussi), der zu nichts dient, als die Exposition anzuhören — dieß und manches Andere lassen auch an den Peter Szápár nicht den Maßstab eines reinen Kunstwerkes legen, anderseits aber hat die Verfasserinn durch das Aufgreifen eines gewiß in jedem Herzen anklingenden Stoffes, durch die achtbare Bedeutung, welche sie dem Ganzen zu geben suchte, wobey ihr besonders der glücklich gedachte Charakter Zelma's als Verdienst anzurechnen ist, und allerdings auch durch die kräftige und energische Sprache, so wie durch die an den Tag gelegte genaue Bekanntschaft mit der Bühne, den vollsten Anspruch auf ehrenvolle Anerkennung. Sie hat gewiß das ganze große Publicum für sich, und Referent kann nicht umhin den Wunsch auszusprechen, daß diesem bey weitem öfter als bisher diese Gattung von Schauspielen geboten werden möchte, welche sich in ihrer sittlichen Bedeutung sehr vortheilhaft unter den Erscheinungen dieser Zeit auszeichnet. Mad. Birch-Pfeiffer hat, wie uns bedünkt, kein ganz gewöhnliches Talent für das populäre Schauspiel, und was sie uns biethet, ist als ein sehr veredelter Ersatz für das verschollene Genre des Ritterschauspiels zu achten. Wenn man vollends bedenkt, daß es durchaus nicht gleichgültig ist, ob gewisse Gefühle in dem Herzen des Volkes genährt werden, wie verschrobene Werke der Ausländer dazu bestimmt scheinen, alles Nationale von unserer Bühne zu verdrängen, wie gräuliche Criminal- und romantisch seyn sollende Henkers-, Diebs- und Hundekomödien in großen Frachten aus Frankreich herübergeschafft werden, um das auf Sage oder Geschichte gestützte Volksschauspiel allmählig ganz zu verdrängen, so muß man die Verfasserinn des Peter Szápár dringend auffordern, muthig auf dem eingeschlagenen Wege auszuharren und sich nicht einschüchtern zu lassen von den aussprudelnden Seifenblasen des weit verbreiteten Übersetzergeschlechts, das seinen Ruhm selten theurer als um einen Franc 50 Cent. bezahlt.

Peter Szápár wurde mit ungetheiltem, gerechten Beyfalle aufgenommen. Die Aufführung verdient Lob. Hätte Hr. Kunst seine Rolle gleich besser memoriren können, so gelang es ihm doch bey seinen ungewöhnlichen Mitteln und dem erworbenen Tacte, in der äußerst dankbaren Titelrolle kräftig durchzugreifen. Er wurde wiederhohlt und selbst im Verlaufe des Actes gerufen.

Höchst interessant war die Erscheinung der Benefiziantinn, welche ihre Rolle mit großer Kraft und Energie durchführte. Helena ist das treu liebende Weib eines herrlichen Helden, dem sie an Größe der Gesinnung nicht nachstehen will. Mad. Pann verlor keinen Zug des anziehenden Charakterbildes und hob sowohl die Höhe als die Tiefe der Empfindung mit warmem Kunstgefühl heraus. Sie ist eine seltene Meisterinn in großartigen und ergreifenden Übergängen. Der Beyfall war einer so herrlichen Leistung angemessen, sie wurde von dem sehr zahlreich versammelten Publicum viermahl gerufen.

Dlle. Planer als Zelma nahm an dem Gelingen des Ganzen wesentlichen Antheil und sprach in dieser Rolle sehr an. Noch verdienen Hr. Bosard, der den Báthyan gab, Hr. Spielberger als Hamsey Beg und Hr. Stahl als Nicolas für ihre fleißigen und gelungenen Leistungen freundliche Erwähnung.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Im Comptoir des Oesterr. Beob. ist erschienen: Bericht über die Pferderennen auf der Simmeringer Rennbahn im Frühjahre 1833. Achter Jahrgang. Kostet in Umschlag geb. 24 kr. C. M.

Sonntagsblatt, den 108 7. September 1853.

Der Alleremüdendste.

(Fortsetzung.)

Mit langem Herzpochlagen erwartete mich X. von dem zu Ehren Mr. unternommenen Gange, denn daß mir Gott mit Freudigkeit die Lippen seiner Zuversichtmeldung ihm Kommen, erfüllte ihn mit so langem Bangen, daß ihr Augenblick, daß ihr Zugeständniß auf der Aktien Knot. Ich benahme ihn darüber und bestrebte ihn mit Versprechen ab, versuchte seiner Beklemmung durch Hoffnung zu wenden, meldete zugleich den Zeitverlauften seiner Abwesenheit eine gewisse Dauer ihrer Fortsetzungen zu setzen gesignet sein; wie er sich Hoffnung erfüllte, möge zugleich Vergleich erwecken.

Ich war gerade in meinem Gemach Stube, als er an der Thüre pochte und seine leise Forderung, Herr X., eintrat. Mit Mienen empfing X. seines Gemach Besuch, denen unter der Verwandlung einiger in Hohnen Zeichen zugleich seine Ermüdigkeit als seine Herr X. zu seiner Schwelle betrete.

Nach einer Herzen, die Mitgliedsgebrechen besitzen, den Mitleidung einiger der Meinen mit dem Zuvorkommende Herrn Bekanntung kommt, und daß bestehe die Anlagen erschaltet, daß ich meinen vorgehen seinen nun wohl nicht erst verfügen, daß wir Dem D. bestellen und sich und der gemeinsamen Verwandtschaft meinen Freunden zum Herzen führte, auch mit meinen Einmengungen nun meiner Güte viele Verbindung begleitet war, möge besonders Zuvorkommen bestehen.

D. Jetzt, mein mitgeliebter Herr von X., mags ich es, an Ihre mir bekannte Güte und Freundschaft eine Bitte zu richten; aber nicht erschrecken, denn es handelt meine eine Bekanntgeschaft, auch sonst einen Schmeichel, sie Ihr Gemüt eine andere Richtung, ein neues Augenblick gegen Ihnen und ein Schutz ist nahestehet, Ihnen aber auch möglich, Ihnen Ihre Freundschaft Ihnen zu bestätigen? Wenn, sehr.

X. Ja so ferne sie Ihnen gutes Lauen scheint, Ihnen nur Ihr, in billigen Ehr werde ich meinen großen Freundschaft zu erhalten und ein bestimmt Neuen für Ihnen Augenblick sein, denn Sie werden wohl, daß man Ihr Ihnen Mienen sage mir der Wissenschaften besorgenderen Ihnen.

D. O! Herr von X. hat Vorrath; ich versichere auf Ihre, einen lieben Freund besitze ich, hat sehr ich Ihnen oft gesagt. Wenn ich eine leise Thüre Ihnen mein aufgerissen, eine Thüre, die mir in mir Ihr und Ihnen Ihre Angelegenheiten zu öffnen weiß, ich Ihnen vor ganzen Ihr nicht alle Sprachen, um der Intimität seinen Freund zu verschaffen, was man hat jetzt zu Tage in dem Journalen einig zur Lust; hat vorhalte Ihnen von X. und dem Instrumente.

X. Zur Sache, lieber Freund!

Digitized by Google

B. Sie wiſſen, oder wiſſen vielleicht auch nicht, daß es mir durch Vermittlung gutgeſinnter Menſchen gelungen iſt, meinem Geburtsorte in Tyrol eine Schulanſtalt zu wege zu bringen. Hier ſind alle darauf Bezug habenden Documente zur gefälligen Einſicht, von der erſten Bittſchrift und Aufforderung zu wohlthätiger Unterſtützung angefangen, bis zur Rechnungsablegung der verurſachten Unkoſten und der lithographirten Anſicht des neu errichteten Schulhauſes. — Nun! — hören Sie, beſter, einziger Herr von A., was ich gerne hätte Erſtens habe ich, um meinen Wohlthätern mich dankbar zu bezeigen, ein Concert gegeben, deſſen Anſchlagzettel und Nummern Repertoir ſich hier sub Lit. A. beygelegt befinden. Da wünſchte ich nun, daß Sie eine kurze, aber lobende Recenſion darüber ſchreiben, um denen Mitwirkenden einigen Weihrauch zu ſtreuen, Sie verſtehen mich ſchon.

Ich. Aber bedenken Sie doch, mein Herr, Freund A. klimpert wohl als Naturaliſt ein wenig auf dem Piano, iſt jedoch keineswegs muſicaliſch genug, irgend ein gediegenes Urtheil zu fällen.

A. Auch war ich bey dem Concerte ja nicht einmahl anweſend.

B. Ey nun, es ſoll ja keine zergliedernd ſtrenge Kritik abgeben; das Repertoir liefert die Piecen, Sie ſagen dann nur nach kurzer Zweckerklärung des Concertes: Herr B. ſang mit der ihm eigenen Virtuoſität, Dlle. C. beurkundete ihren längſt erworbenen Ruf als ausgezeichnete Künſtlerinn auf der Harfe, das Orcheſter wirkte mit jener harmoniſchen Übereinſtimmung zur Vollendung des Ganzen, welche man von Mitgliedern eines ſolchen Kunſtvereines erwarten durfte; verdienter Beyfall lohnte alle Mitwirkenden, die Verſammlung war eben ſo zahlreich als gewählt ꝛc. ꝛc. Nun, Sie kennen ja den üblichen Styl, das wird ſich ſchon machen, wenn Sie nur wollen. — Alſo das wäre abgethan. Zweytens — —

A. Alſo noch ein Zweytens? — Ich muß geſtehen, daß Nummer Eins ſchon meine ſchwachen Kräfte überſteigt, Sie trauen mir viel zu, lieber B.

B. Alles nur Kleinigkeit für Sie, ich ſehe Sie ſchon ſitzen bey der Recenſion.

Ich. Und ich an! Freund A's Stelle ließe Sie damit ſitzen; doch Sie wiſſen ſich Ihre Leute nicht nur zu wählen, ſondern ſie auch aufzuſuchen, wenn Sie ihrer bedürfen.

B. Alſo Nummer zwey, Freundchen! Nummer zwey! — Erſchrecken Sie nur nicht vor dem Präambulo und dem Wuſt Schriften, welche ich Ihnen nun auftiſchen muß, mein mündlicher Commentar ſoll Ihnen dieß alles auf das möglichſte erleichtern.

A. Sie quälen mich ein wenig arg, aber der Neugier halber will ich Sie wenigſtens anhören.

B. Natürlich, bloß der Neugier wegen; erſt anhören, dann anfangen zu ſchreiben. O! ich freue mich wie ein Kind auf dieß Meiſterſtück Ihrer Feder. Hier haben Sie die fragmentariſchen Schilderungen meiner Reiſe in die Heimath nebſt Beſchreibung der feyerlichen Einweihung des daſelbſt geſtifteten Schulhauſes. Freylich alles nur Skizzen, auch mitunter ein wenig unleſerlich gekritzelt, aber ein Mann wie Sie, der kennt ſich ſchon aus, und dann werde ich nicht nur ſo frey ſeyn, Ihnen, wie geſagt, die Ergänzungen mündlich zu liefern, ſondern bin auch jeden Augenblick bereit, Ihrem Gedächtniſſe bey der Ausarbeitung durch Wiederhohlung des Geſagten unter die Arme zu greifen.

An Freund A's Stelle hätte ich dem Unbeſcheidenen längſt ſchon unter die Arme gegriffen und ihm die Thüre gewieſen, da mir dieß aber nicht geſtattet war, ſo entfernte ich mich und kehrte erſt nach drey Stunden zurück, überzeugt den Schwätzer nicht mehr zu finden; doch er war der Einladung, zum Abendeſſen zu bleiben, gefolgt und commentirte noch in einem fort die mitgebrachten ſchriftlichen Wiſche.

Mich ärgerte meines Freundes hier in der That übelangewendete Langmuth zu ſehr, um über die Sache ferner ein Wort zu verlieren; doch als ich eine Woche ſpäter in einem öffentlichen Zeitungsblatte die Recenſion des Concertes wirklich im Drucke erblickte, konnte ich mich nicht enthalten ihn zu fragen, ob er etwa auch beabſichtige, das Publicum mit einer Reiſebeſchreibung nach Tyrol und Schilderung der feyerlichen Einweihung einer Dorfſchule zu langweilen, von denen er doch nur, gleich dem Blinden von den Farben, ſprechen könne.

A. Warum nicht? — Ich habe bereits angefangen und B. war auch ſchon mehrmahlen bey mir, die Vollendung zu betreiben, allein trotz ſeiner Zufriedenheit mit dem bereits Geſchriebenen kann ich dießmahl keine rechte Luſt zu dieſer Arbeit finden, um ſo weniger, da mehrere widrige Ereigniſſe alle Laune von mir gebannt und mir alles Schreiben verleidet haben.

Ich. Gott ſey Dank! Vielleicht biſt du nun auf immer geheilt von deinem übertriebenen Gefälligkeitsdämon; folge, ich beſchwöre dich darum, dieſer dich ergreifenden Unluſt, und weiſe Herrn B's indiscrete Forderung zurück, um bey wiederkehrender Schreibeluſt deine

Feder wenigſtens jenen Weg wandeln zu laſſen, welchen dein freyer Wille ihr vorſchreiben wird.

Es gelang mir dießmahl Gehör zu finden, er befolgte meine Vorſchrift, und um Freund A. jeder Gewiſſensangſt zu überheben, übernahm ich es, Herrn V. all ſeine Documente unter Begleitung einiger Zeilen zurückzuſenden, welche ihn wenigſtens eine geraume Zeit von ähnlichen Zumuthungen abhalten ſollten; doch A. ſchien troß all dem nicht ganz zufrieden zu ſeyn, ohne jedoch die Urſache angeben zu können; ich glaube dieſelbe aber errathen zu haben: die Neuheit, daß jemand für ihn einen Brief ſchreibe, mag ihn arg gequält haben, ſo wie man ſich nur langſam an einen neuen Rock gewöhnen kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

An Adele, der ich ein Lied verſagte.

Du forderteſt ein Lied von mir.
Ich bath die Muſen drum; ſie ſprachen:
„Das ſchönſte Lied verſprechen wir;
Allein wir fordern eins von dir:
Entſag' Adelen.“ — Ich erwiederte mit Lachen:
„Euch, euch entſag' ich allen neun,
Auch ohne Lied, hoff' ich, Adel' iſt mein!“

El.

Briefe einer Deutſchen aus Amerika.

(Fortſetzung.)

Newyork, im Frühjahre 1833.

Nur der Amerikaner betrachtet mit gleichgültigem Auge das alltägliche Schauſpiel, es iſt ihm nur in ſo weit intereſſant, als es die Regſamkeit des Handels bekundet, und was der ankommende Fremdling für Luſtparthien hält, ſind reine Geſchäftsreiſen. Allmählig zog die ſcheinbar näher rückende große Stadt unſere Blicke immer mehr an. Endlich ward ein ſanfter Ruck verſpürt, es war der letzte, denn das Schiff hatte an der Werfte von Newyork angeſtoßen. Wonnevoller, leider zu kurzer Rauſch! Neu geboren, jugendlich kräftig fühlt ſich Jeder; Jeder begrüßt die gaſtliche Erde aus dem innerſten Grunde ſeines Herzens. Hier hatte ſich Jeder ſein Glück geträumt, alle Hinderniſſe ſind überwunden, der mühe- und gefahrvolle Weg liegt hinter uns: wir ſind am Ziele; von nun an iſt — ſo glaubt man — Alles Genuß, Freyheit, Bruderliebe. Kaum iſt die kleine Landungsbrücke ausgeworfen, ſo drängt ſich Alles darauf in lautem Jubel, Groß und Klein, Mann und Weib; Jeder will der Erſte ſeyn, der den geſegneten Boden küßt. Dieß Alles fühlte ich lebhaft mit; ich hatte es mir aber zur Aufgabe gemacht, mich von der erſten Gemüthsbewegung nicht hinreißen zu laſſen, ſondern zu beobachten, und hatte mich in dieſer Abſicht auf den höchſten Punct des Verdecks begeben.

Noch waren kaum vier und zwanzig Stunden verfloſſen, daß wir die Küſten Amerika's erblickt hatten, noch hatte ich das Land nicht betreten, und mußte ſchon zum zweyten Mahle den grellen Übergang menſchlicher Gefühle vom Erhabenen zum Gemeinen erfahren. Die ſich am meiſten beeilten, die am erſten in ihrem Entzücken an das Land ſprangen, und eben im Begriffe ſtanden, auf die Erde hinzuſtürzen, und ſie mit ihren Lippen zu berühren, blieben auf einmahl gelaſſen ſtehen, und ſo ging es mit Allen, die nachfolgten; Alle verzogen den Mund und hielten ſich die Naſe zu, und ihre wunderlich lächelnden Züge drückten theils die Empfindung des Ekels aus, den der ſo jämmerlich verunreinigte Quai allerdings im höchſten Grade erwecken mußte, theils Spott über das eigene voreilige Entzücken. Auch meine Illuſionen ſtörte dieſer Anblick; doch ich war einmahl entſchloſſen, Alles ſchön und gut zu finden, fand alſo bald eine Entſchuldigung für alles Anſtößige. Ehe ich das Schiff verließ, warf ich noch einen flüchtigen Blick auf die Werften, die, ſämmtlich aus Holz, ganz roh gebaut, grell gegen die ſchönen, aus Quaderſteinen gemauerten Baſſins in Havre de Grace abſtachen, welche mir noch im friſchen Andenken waren, und nun kam mir mein Gemahl mit den beyden Kindern entgegen. Er hatte bereits unſere Bagage den Mauthbeamten vorgewieſen. Es iſt merkwürdig, mit welch unverdroſſenem Fleiße dieſe Zöllner ihre Schuldigkeit erfüllen; dabey beſtreben ſie ſich aber, dem Ankömmling eine hohe Meinung von ihrer Bildung und Galanterie beyzubringen, indem ſie den Nachtſack der Damen nie öffnen, ſondern nur oberflächlich befühlen, und dann mit lächelnder, ſelbſtzufriedener Miene zu erforſchen ſuchen, ob dieſes amerikaniſche Zartgefühl auch gehörig gewürdigt wird, und in Erſtaunen geſetzt hat. Ein Neger lud unſer Gepäck auf ſeinen Karren, mit flüchtigen Schritten durcheilten wir die ſchmutzige, kloakenartige Werfte, und hielten bey der erſten Häuſerreihe längs dem Waſſer, um Athem zu ſchöpfen. Dieſe Häuſer haben, in der Nähe betrachtet, wenig Anziehendes. Die obern Geſchoße ſind Magazine für Schießbedarf, zu ebener Erde ſind lauter ſchmutzige Branntweinkneipen; Ratten von ungewöhnlicher Größe ſchlüpfen zu Dutzenden über den Weg, und ſind mit den hier ge-

lagerten Auswanderern ganz vertraut geworden. Zu Hunderten liegen die armen Ankömmlinge auf der Straße; sie haben von der Stadt als Gnade die Erlaubniß erhalten, hier zu bivouakiren. Ihre bleichen, abgemagerten Gesichter hat die Sonnengluth gebräunt, Lumpen flattern um ihre Knochen, die kein Fleisch mehr rundet, ihre Augen starren in die See, nach Osten schweifen die Gedanken, Reue und Heimweh grinsen aus ihren Zügen. Hier glich Newyork einer eingeschlossenen Stadt, wo die Pest herrscht. Ich werde später auf dieses Bild des Jammers zurückkommen; für jetzt wandten wir uns davon ab, und stürmten aufwärts nach der Stadt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung

der dreysylbigen Charade im vorigen Blatte:

Gelbschnabel.

Notizen.

Eduard Bauernfeld

und sein neuestes Schauspiel „Helena" im k. k. Hofburgtheater aufgeführt.

Unter die wenigen jugendlichen Dichter, welche in dem letzten Decennium zu einer Art Celebrität gelangt sind, ist unser Landsmann Eduard Bauernfeld zu zählen. Wer bedenkt, wie schwierig es gegenwärtig ist, bey der Menge vorhandener classischer Schöpfungen im Felde der Poesie, und bey der Menge lebender Dichter selbst, welche, da „die gebildete Sprache für sie dichtet und denkt," insgesammt ziemlich Erträgliches leisten, sich unter der Fluth von Erscheinungen, die kommen und gehen, nur einigermaßen bemerkbar zu machen, wird diesem Dichter gewiß die Anerkennung beglaubigten Verdienstes nicht absprechen, andererseits aber auch die vielleicht begünstigenden Umstände in die Wagschale seines Urtheilsspruches legen, welche vor Andern das Emporkeimen dieses Talentes erleichtert haben. —

Die erste poetische Schöpfung, womit Bauernfeld sich unter den Literaten, wenn auch noch nicht unter dem Publicum, vortheilhaft bemerkbar machte, war ein Gedicht (etwa i. J. 1827 in der Wiener Zeitschrift erschienen), worin er einen Aufruf an Grillparzer's tragische Muse ergehen ließ, die nach der Aufführung seines Ottokars in schlummernde Lethargie zu versinken schien. Das Gedicht ist so edel in Gesinnung, so voll Poesie im Ausdruck, so rein in Sprache und Wortmaß, daß es unter einer Sammlung, von welchem unserer besten deutschen Dichter immer gedruckt, seiner Umgebung vollkommen würdig wäre. Grillparzer erließ eine poetische Antwort, die den Stempel des Genies dieses Dichters trägt, aber wir gestehen es unumwunden, weit hinter dem ersteren zurückblieb. — Von diesem Umstande her scheint sich die innige literarische Freundschaft zu schreiben, welche beyde vereinte, und nahmentlich auf Bauernfeld nicht ohne wichtigen Einfluß blieb, weßhalb wir den Umstand hier berühren. —

Die schönsten Hoffnungen für die Entfaltung des unbezweifelten lyrischen Talentes, das Bauernfeld entfaltet hatte, schöpfend, ahnte es jedoch Niemand, der Dichter werde die Laufbahn dramatischer Leistungen vor allen andern sich erwählen, am wenigsten diejenige des Lustspiels. Der verblichene Schreyvogel war noch damahls Secretär und Dramaturg des k. k. Hofburgtheaters; Grillparzer unterstützte durch seinen Beyfall das Talent des jungen Dichters, und bald verbreitete sich die Kunde in Wien, Bauernfeld habe ein Lustspiel zur Aufführung bereit, das zu dem vorzüglichsten deutscher Zunge gehöre. — „Der Brautwerber" — so hieß dasselbe — wurde auch bald darauf gegeben, erhielt aber nur eine sehr laue Würdigung von Seite des Publicums. Alle hiesigen Zeitschriften — nicht ausgenommen das Urtheil eines nun nicht mehr lebenden Referenten, der sonst ein warmer Freund des Dichters war — enthüllten offen die Mängel des Productes, das, ich glaube, nach der dritten Vorstellung, liegen blieb. Eine gänzliche Armuth an Erfindung des Stoffes herrschte darin, und schien dem Kundigen alle Hoffnung eines entschädigenden Fortschrittes für die Zukunft zu benehmen, weil eben die Grundbedingung alles dramatischen Lebens — Handlung — darin gebrach. Glücklicher Weise für den Dichter schienen Einzelne diese Meinung nicht getheilt zu haben, und während die Frohsinn erweckende Leyer der Mehresten nach einem unglücklichen Erfolge vielleicht für immer verstummt wäre, griff Bauernfeld frischweg noch fortan in ihre Saiten, seine Stücke wurden gegeben, vom Publicum mit mehr und minderm Erfolg, jedoch insgesammt — „der Musicant von Augsburg" ausgenommen — ziemlich günstig, ja mit Vorliebe aufgenommen, bald nannten seinen Nahmen die Affichen sämmtlicher Provinzbühnen, gegenwärtig gilt er in Berlin und München, in Dresden und Hamburg so ziemlich für Gewährleistung guter Waare, die unter seiner Firma geboten wird. —

Bauernfeld, dieß geht aus dem Gesagten hervor, ist daher unstreitig unter die glücklichen Dichter unseres Zeitalters zu rechnen. Sein Fuß wandelte nicht jahrelang über Dornen, bis ihm vergönnt war die Rosen zu pflücken. Sein Verdienst durfte nicht der Anerkennung unverhältnißmäßig vorangehen, im Gegentheile der Beyfall Einzelner und später auch der Menge erhoben ihn über sich selbst und beschwingten seine Kräfte mit ihrer ermuthigenden Freude. Wir waren von jeher der Meinung, daß Bauernfeld als Lustspieldichter weder hohe Vollkommenheit, noch dauernden Beyfall erringen werde. Die oft gänzliche (kunstvolle) Planlosigkeit seiner Handlung, noch mehr aber die Leere der Sujets, der sich öfters zeigende Mangel an neuen, originellen, das Leben von irgend einem Gesichtspuncte (außer dem, womit es sich in seiner Alltäglichkeit von selbst gibt) auffassenden Ideen in seinen Stücken, beweisen nur zu deutlich, daß der Kern des dramatischen Talentes — Erfindungsgabe — gebricht, und wenn die Zuschauer auch durch eingestreute Bonmots, durch pikante Äußerungen über den gegenwärtigen Ton und unsere Gesellschaften — aus denen der Dichter vielleicht gerade gekommen u. dgl. die Lachlust für den Augenblick zu erregen weiß — dergleichen vergeht mit dem Knalle des platzenden Bonmots selbst und hinterläßt keine dauernde Spur, weil die tiefere Grundlage des künstlerischen Wohlgefallens gebricht. Oder fragen wir, welche Vorzüge das so allgemein beliebte „Liebesprotokoll" habe, als daß es die Eigenthümlichkeiten eines reichen jüdischen Bankier — und das Verdienst, diese komische Seite der Rolle abgewonnen zu haben, gehört noch dazu ihrem Darsteller Costenoble — dem Publicum zum Besten gibt, und seine gewiß einfache und nicht neue Handlung sich ziemlich vernünftig fortbewegt?

(Der Beschluß folgt.)

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1180.

Der Sammler

Dinſtag, den 109 10. September 1833.

Der Allerweltsdiener.

(Fortſetzung.)

Es trat nun eine Pauſe von mehreren Wochen ein, ohne daß mein guter A. mit fremden Angelegenheiten behelligt wurde, wenigſtens gewahrte ich nichts dergleichen und war deſſen in meiner Seele froh; doch lange ſollte dieſer Ruheſtand nicht dauern, man mußte gewittert haben, daß ſeine Hände müßig ſeyen, und als ich ihn eines Tages beſuchte, fand ich dieſe Vermuthung folgendermaßen beſtätigt.

Töpfe mit Leimfarben, Pinſel, Reißkohlen und andere Requiſiten der Mahlerey lagen um ihn herum. Einige in Kupfer geſtochene Theaterdecorationen nach de Pian hatte er in kleine Quadrate lignirt, um ſie leichter copiren zu können, und wirklich war eine derſelben bereits auf einem großen aufgeſpannten Papierbogen mit vieler Genauigkeit nicht nur gezeichnet, ſondern im grellen Colorit der Theatermahlerey glücklich effectuirt. —

Ich. Kramſt du deine Schulkenntniſſe im Zeichnen wieder hervor, um deinen Kindern ein Vergnügen zu machen? denn daß es auf ein Marionettentheater abgeſehen ſey, das merke ich wohl.

A. So iſt's, lieber Freund! doch nicht für meine Kinder ſo eigentlich, der Spaß käme mir zu hoch; denn ſolch eine de Pian'ſche Decoration koſtet allein ſchon zwey Gulden, und nun all die andern Erforderniſſe zu einem vollſtändigen Theater, als Podium, Marionetten ꝛc., das läuft in's Geld. Ich mahle ſechs Decorationen nebſt Portale und Courtine für meinen Freund P., der mich darum erſuchte.

Ich. Für wen gedenkt er denn dieſe Spielerey zu verwenden? ſo viel ich weiß, hat er ja keine Kinder?

A. Zum eigenen Vergnügen. Ich werde ihm dann einige Stücke dazu ſchreiben, und naht der Winter heran, ſo produciren wir den Kleinen unſerer Bekanntſchaft das ſelbſtgefertigte Theater; auch meine Jugend iſt vorläufig ſchon dazu geladen.

Ich. Wirklich? — Ey! wahrhaftig ein billiges Entrée. Seit wann widmeſt du dich denn ſchon dieſem edlen Zwecke?

A. Ungefähr ſeit drey Wochen. Morgens mahle ich von fünf Uhr bis zur Amtszeit, Nachmittags bin ich bey Freund P. und helfe ihm am Podium zimmern, und Abends ſchreibe ich an den Luſtſpielen, die, wie du denken kannſt, aus der alten Zeit des Käſperle herrühren; es ſoll ein Mordſpaß werden für die herzliebe Jugend, ich freue mich zum Raſendwerden darauf.

Ich. Nun, dann wirſt du es vielleicht auch noch, wenigſtens biſt du auf dem beſten Wege dahin. Haſt du alſo ſchon ein Drama unter der Feder, und wie betitelt es ſich denn?

A. Ja, mit dem Titel und den Perſonen wäre ich im Reinen, es heißt: Hanswurſt der Gefoppte oder ...

Ich. Aha! — das machſt du gut, ſo ein „oder" hebt

das ganze Stück, und das Gehobene kann dann minder leicht fallen. — Alſo, oder?

A. Hanswurſt, der Gefoppte, oder Undank iſt der Welt Lohn!

Ich. Recht gut, ſehr wahr und treffend! — Nun, und wer wird denn ſtatt der Marionetten ſprechen?

A. Ich mache den Hanswurſt, zwey Räuber, einen Eremiten, den Ritter Flammenhorſt und einen Geiſt.

Ich. Du alſo biſt nicht nur Maſchiniſt und Decorateur, Mahler und Dichter, ein zweyter Alexandre, ſondern auch der Gefoppte? — gratulire —

A. rümpfte die Naſe und ſchien etwas touchirt von dieſer letzten Bemerkung, ließ ſich aber in ſeinem Eifer nicht ſtören, und als der Herbſt herankam, war ich ſelbſt Augen- und Ohrenzeuge einer jener Hanswurſtiaden, wobey er ſich heiſer ſchrie und müde ſchwitzte, die aber ein Hagelwetter von Applaus hervorbrachten, während die meiſten der erwachſenen Zuſchauer das ſehr ungerechte Urtheil fällten, daß mein Freund A. ſeiner ſelbſt willen Geſchmack an ähnlichen Läppereyen finde, und ihn daher unter den Troß jener Schwachköpfe zählten, die keines höheren Aufſchwunges fähig ſeyen. So bewährte der Titel ſeiner Burlesque ſich an ihm ſelbſt am kräftigſten, und Niemand wußte ihm Dank für ſeine Anſtrengungen, als die Welt der kleinen Zuſchauer.

Man glaube nicht, daß der gute A. nicht all das ſatyriſche Lob empfand, welches man ſeinen Vorſtellungen zollte; er ſah recht gut ein, daß man ihn nur als ein Werkzeug gebrauche, einiger Freunde Kinder das Zwergfell zu erſchüttern, daß man ihn als einen gedungenen Marionettenſpieler behandle, indem man ihm ſogar den Zutritt in die Verſammlung der erwachſenen Zuſchauergäſte weigerte, und ihn nicht einmahl mit jenen Erfriſchungen bediente, welche jene genoſſen, ſondern ſeinem Gaumen jene Genügſamkeit zutraute, die einem andern ambulanten Budenſpieler auch eigen ſeyn, und ihm den Genuß einer Knackwurſt und eines Glas Bieres den noblerm Gouter von Gefrornem und Backwerk vorziehen mache: dieß Alles ſah und fühlte Freund A. in vollem Maße; aber — er konnte nun einmahl keine Bitte abſchlagen, und der Gedanke, die liebe kleine Welt ſo manches liebe Mahl recht herzlich froh gemacht und in ihrem zügelloſen Gekicher ihrer kleinen Herzen ungekünſtelten Jubel erweckt zu haben, tröſtete ihn ſchnell wieder für all die Schattenſeiten ſeiner dienſtfertigen Bereitwilligkeit, jede Bitte zu erfüllen. —

Alles bisher Geſagte, ſo buchſtäblich wahr es auch iſt, war doch meiſt unſchädlich für den guten A., wenigſtens hatte er dadurch nichts verloren, als einen weiſern Gebrauch ſeiner Zeit, und die günſtige Beurtheilung von Leuten, deren Urtheil darum minder beachtenswerth für ſein Herz war, weil es nur dem Verſtande jener Menſchen und nicht auch ihrem Herzen entſprungen war; bald aber brachte ihn ſein Gefälligkeitstrieb auf Abwege voll der ſtechendſten Dornen.

Seine Berufsſtellung war bisher in ſo ferne von angenehmer Art, als die ihm angewieſene Beſchäftigung ſeinem Geiſte ſowohl als ſeinem früheren Lebenslaufe angemeſſen war. Plötzlich ereignete es ſich, daß einer ſeiner Collegen einem andern Geſchäftszweige zugewieſen werden ſollte, und man in Verlegenheit war, an welche Stelle ihn zu ſetzen. — A. war in ſeiner ämtlichen Obliegenheit keineswegs bemüſſigt, den ihm vorgeſchlagenen Tauſch einzugehen, er hatte daher den ihm bisher gänzlich fremden Muth, dagegen zu proteſtiren; allein als man ihm vorſtellte, daß der zu verſetzende College ohne dieſen Tauſch ſchwer anderwärts zu verwenden ſey, und daß es ſogar nachtheilige Folgen für deſſen ferneres Fortkommen haben könne, wenn A. ſich weigere, da wich der Leichtbewegte dem Gedanken, Jemanden durch ſeine Widerſetzlichkeit unglücklich machen zu können, und nahm eine Stelle an, die ihn keineswegs zufrieden machte, ſondern durch die geiſteserſchlaffende Leere ihres Wirkens ſeiner Stirne ſeither manche Falte eingrub.

Doch auch dieſe Willfährigkeit in das Begehren Anderer konnte ihm bey beſſergeſinnten Menſchen ja nur die Anerkennung ſeines menſchenfreundlichen Gemüthes erzielen, und wenn dieſelbe leider auch nur im Stillen irgendwo blühen mochte, es war ſeinem Herzen doch ſchon ein Troſt, ſie wenigſtens verdient zu haben. Nun aber deckte ich in der letzten ſeiner mir bekannten Gefälligkeiten eine Probe auf, über welche ich mich nicht nur wunderte und ärgerte, ſondern die mich auch eine Zeitlang an dem Charakter meines Freundes zweifeln ließ. —

Seit geraumer Zeit hatte ich A. nur äußerſt ſelten zu Geſichte bekommen, obwohl ich unter einem Dache mit ihm wohnte, und traf ich ihn auch zuweilen am ſpäten Abende zu Hauſe, ſo ſchien es mir doch, als ſey ihm mein Beſuch läſtig, er war meiſt einſylbig und verſtimmt, und ich mied ihn daher ziemlich lange. Es waren mir mittlerweile Gerüchte zu Ohren gekommen, denen ich zwar keinen Glauben ſchenken konnte, weil Alles, was ich von A. ſeit mehr denn zwanzig Jahren wußte, jenen Verleumdungen zu gewaltig widerſprach, doch ſeine öfteren Geldverlegenheiten, in welchen er ſich an mich wendete, machten mich ſchwanken in meinem Glauben und ich nahm mir vor, ein vertraulich

Wort an ihn zu richten, überzeugt, daß ſein Gemüth mir Stich halten und ein Räthſel löſen werde, welches ſchon anfing ſeinem guten Rufe nachtheilig zu werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Speiſehäuſer in St. Petersburg.

In dieſen iſt es zum Theil ſehr theuer, weil ſie oft von reichen Leuten beſucht werden. Sie ſind nach Art der Pariſer Reſtaurationen eingerichtet, und voll Gardeofficiere, junger reicher Leute, die, der Einförmigkeit ihrer Wirthſchaft überdrüſſig, ins Speiſehaus gehen, um ſich die Langeweile zu vertreiben: voll Engländer, Lords und Anderer, welche alles noch zu wohlfeil finden, und endlich Reiſende, die ihr Geld auf eine auffallende Art verpraſſen, und in die Einladungen, welche ſie von Andern erhalten, Abwechſelung bringen wollen. Dieſe Speiſehäuſer ſind Luxusanſtalten. Man gibt da Frühſtücke à la fourchette, die theurer als Mittagseſſen ſind, und wo man die Liqueure und Weine nicht ſchont. Man trinkt da Oeil de Perdrix, Tokayer, Conſtantia, Cognac, Kirſchwaſſer, wovon jede Bouteille noch einmahl ſo hoch zu ſtehen kommt als anderwärts. In ſolche Speiſehäuſer kommt man oft nicht des Eſſens wegen, ſondern um zu zeigen, daß man Aufwand macht. Eines Tags kam ein Engländer zu dem Reſtaurateur Aimé und verlangte zu eſſen; man reichte ihm den Speiſezettel. Kein Gericht iſt ihm theuer genug; er befiehlt, daß man ihm von jedem Gerichte des Speiſezettels eine Portion geben ſoll. Er koſtet ſie alle, wenigſtens beriecht er ſie. So macht er es auch mit den Weinen und Liqueuren. Er verlangt ſeine Rechnung — 350 Rubel. Er wirft das Geld auf den Tiſch, und entfernt ſich froh und vergnügt.

Das Baden im Manzanares in Cumana.

Der Manzanares iſt eine unſchätzbare Wohlthat für die Bewohner von Cumana, die ſämmtlich, ſelbſt die weiblichen Glieder der reichſten Familien, ſchwimmen lernen. Die Art zu baden iſt verſchieden. Humboldt mit ſeinen Begleitern beſuchte jeden Abend eine Familie in der Vorſtadt Guayqueirie. Bey ſchönem Mondenſcheine wurden Stühle in das Waſſer geſtellt, worauf Damen und Herren in leichter Bekleidung ſaßen. Man brachte ſo mehrere Stunden im Fluſſe zu, rauchte Cigarren dabey und plauderte über die gewöhnlichen Gegenſtände der Unterhaltung, z. B. die außerordentliche Dürre, den weiblichen Luxus in Caraccas und Havannah ꝛc. Die Geſellſchaft ließ ſich durch die Bavas oder kleinen Krokodille, die bloß drei bis vier Fuß lang und jetzt ſehr ſelten ſind, nicht im geringſten ſtören; dagegen ſah man eine Menge Delphine, welche zur Nachtzeit in den Fluß heraufkamen und die Badenden durch das Ausſpritzen von Waſſer aus den Naſenlöchern erſchreckten.

Notizen.

Meyerbeer's „Robert der Teufel“ im Hofoperntheater.

Seit der Aufführung dieſer Oper, in einem der hieſigen Vorſtadttheater, war das muſikliebende Publicum mit den Schönheiten dieſes großen Werkes bekannt und vertraut geworden. Daraus allein ließe ſich der außerordentliche Andrang erklären, welcher bey der erſten Aufführung in unſerm Hofoperntheater Statt hatte. Es war aber ſchon früher bekannt geworden, daß die Direction dem Einſtudieren der Oper die genaueſte Sorgfalt widme; daß ſie bey Beſetzung der Rollen ihre edelſten Kräfte verwende; daß ſie bey der glänzenden Ausſtattung an Trachten und Verzierungen die Vorſtellung in Paris zum Muſter genommen habe. Dieſe im Publicum umlaufenden Verlautbarungen konnten nur um ſo gefährlichere Neugierde und Erwartung erregen, da der Reiz der Neuheit bereits abgeſtreift war. Kaum war aber die Gardine aufgeflogen, und hatte uns den glänzenden Chor der Ritterſchaft, herrlich coſtümirt und gruppirt, gezeigt, kaum waren die erſten Tacte der Introduction verklungen, als ſchon die treffliche Leiſtung des Männerchors und Hrn. Breiting's gewaltige, die Maſſen beherrſchende Stimme, das übervolle Haus zu einem rauſchenden Beyfalle begeiſterte, der ſich während des langen Muſikſtückes mehrmahls mit gleichem Enthuſiasmus erneuerte und dann die Abgehenden begleitete. Nunmehr konnte man ſchon bemerken, daß Breiting das Heldenmäßige, Ritterliche ſeines Charakters vollkommen aufgefaßt habe, und ganz der Mann ſey, das richtig Gedachte in allen Zügen wiederzugeben. Der Erfolg dieſer Introduction ließ auf jenen der ganzen Oper ſchließen, denn das Publicum gelangte durch dieſelbe in die behaglichſte Stimmung, und war auf das viele Schöne und Glanzvolle, das noch kommen ſollte, gehörig vorbereitet. Alicens Romanze iſt, dem Texte gemäß, ſehr pathetiſch und fromm vom Tondichter gehalten. Es iſt ein Muſikſtück, das großen Aufwand der Stimme fordert, ohne bedeutenden Lohn dafür zu bieten. Mad. Ernſt zeigte ſich auch bey dieſer undankbaren Aufgabe als Künſtlerinn, und wurde als ſolche anerkannt. Das Finale iſt von beſonderer Friſche und Lebendigkeit; Breiting hat Stellen darin, die ſeine Meiſterſchaft bewährten. Sein Vortrag war grandiös, die Wirkung ſeiner koloſſalen Stimme durchgreifend. Der Chor bey der Würfelſcene und am Schluſſe enthält ſo effectreiche Momente und frappante Gedanken, daß der Beyfall nicht enden wollte. Im zweyten Aufzuge war das ſchon früher beliebt gewordene Duett, welches aber doch mehr der komiſchen Oper angehört, und hier durchaus nicht an ſeinem Platze ſteht, in ſo fern willkommen, als es Hrn. Binder Gelegenheit verſchaffte, ſeinen gediegenen Vortrag geltend zu machen. Er wurde hierin von Hrn. Staudigel brav unterſtützt und beyde Sänger fanden gerechten Beyfall. Der durch Sprachröhre geſungene Chor der Dämonen macht eine äußerſt grelle, aber originelle Wirkung. Er vermehrt die Schauerlichkeit der Scene und wird zu dem dauernden Beſuche der Oper nicht wenig beytragen, denn auch das Unſchöne gefällt, wenn es nur neu iſt. Das Duett zwiſchen Alice und Bertram enthält in den Singſtimmen einige Spielereyen und Gaukelkünſte, die den Situationen und der Würde des übrigen Tonſatzes nicht ange-

messen scheinen. Die Geschicklichkeit der Sänger half jedoch über die Klippe weg. Ganz anders ist es mit dem darauf folgenden Vocalterzette, welches durch Roberts Hinzukommen entsteht; hier liegen die Stimmen in schöner Harmonie und anmuthigem Wechsel. Manchen dürfte das Musikstück etwas lang vorgekommen seyn; schön aber haben es gewiß alle Zuhörer gefunden. Das Duett, welches den Act schließt, ist einigermaßen im heroischen Style der modernen Italiener. Breiting und Staudigel hoben es durch das Feuer ihres Vortrages zu einem Glanzstücke. Der dritte Act eröffnet sich unter den günstigsten Auspizien. Die Decoration der Gräber ist wahrhaft poetisch erdacht, kunstreich ausgeführt und die Fernsicht in die rückwärtigen Nischen meisterhaft. Die Beschwörung Bertrams, durch die kraftvollen Instrumente Ophicleide und Bombardon unterstützt, bringt eine schauerlich erhabene Wirkung hervor, die sich noch steigert, als Irrlichter aus den Gräbern leuchten, weiße Gestalten aus denselben huschen, vorwärts trippeln, ihrem Meister huldigen, seine Befehle entgegennehmen und dann wieder verschwinden. Da Robert sich unschlüssig zeigt, den Zweig zu brechen, kommen jene Gestalten zurück, ihn nach Auftrag ihres Meisters zu dem Werke der Gottlosigkeit zu verführen. Diese Scene besteht aus Tanz und Pantomime. Aber es sind nicht mehr die dem Grab entstiegenen Gestalten in den weißen Talaren; es ist ein blühender Mädchenchor, reizend und üppig, jedoch nicht ohne Abzeichen von Grab und Verwesung. Die schwarze Farbe des Todes, welche sich unter die frischen Lebensfarben mengt, die Todtenkränze auf den Häuptern erinnern daran, daß hier nur eine erkünstelte Fröhlichkeit herrsche. Wir verweilen gerne bey dieser interessanten Scene, weil sie die hohe Intelligenz des Erfinders und Anordners beurkundet. Nichts wäre ihm leichter gewesen, als ein weit effectvolleres Tanzstück zu setzen, aber nichts hätte auf die Situation übler angepaßt. Hier galt es keine frivolen Zwecke; es war eine Aufgabe der Kunst zu erfüllen. Vielleicht geschah auch hier noch zu viel; einige Variationen hätten wegbleiben mögen, aber wir bescheiden uns gerne, daß das Bedürfniß, die ersten Tänzerinnen so zu beschäftigen, um sich auszeichnen zu können, den Erfinder hierin gegen seine bessere Überzeugung zur Nachsicht gestimmt habe. Als Robert, der Versuchung erliegend, endlich den Zweig bricht, verschwinden die Truggestalten plötzlich und Furien mit geschwungenen Fackeln verkünden den Sieg der Hölle, zwischen deren Reihen die früheren Erscheinungen sich wieder ihren Gräbern nähern. Diese ganze Scene, mit ihren so bezeichnenden als anmuthigen Gruppirungen, mit dem zweckmäßigsten Arrangement, ist ein Glanzpunct der Oper, der auch schon bey der zweyten Vorstellung als solcher erkannt wurde, und lauten Beyfall einerntete.

Den vierten Aufzug eröffnet ein ungemein freundliches Tableau. Man erblickt die Prinzessinn im Kreise ihrer dienenden Frauen. Decoration, Anzüge, Möblirung, Alles trägt dazu bey, diesen Anblick dem Auge wohlgefällig zu machen. Dlle. Löwe trägt eine Arie vor, worin ihre Bravour siegreich hervortritt. Diese wird von dem weiblichen Chor begleitet, der, schon vom Compositeur einfach und klar erdacht, von dem Personale mit Anmuth, Präcision und Kraft vorgetragen wird, und sowohl beym Auditorium als Spectatorium eine freudige Bewegung hervorbringt. Der Einschlummerungsmoment, so wie jener des Erwachens, zeugt wieder von dem Geschick des Arrangirenden, der alles Mißliche vermeidend, das hier so leicht eintreten konnte, auch diese Scene zu einem lieblichen Bilde zu gestalten verstand. In dem Duett entfaltete Dlle. Löwe die Fülle einer tiefen Empfindung, die in dem Arioso zu religiöser Demuth übergeht. Sie steht ihrem Sieger gegenüber, ein schwaches Weib, aber stark durch Gottvertrauen und innige Liebe. Breiting markirt den Ungestüm des Liebhabers mit kräftigen Zügen; aber er, den Bertram nicht mit Unrecht ein schwankendes Rohr nennt, erliegt dießmahl wenigstens einem edlen Gefühl; er zerbricht den Zweig; damit schwindet der Zauber; die Ritter, die Damen erwachen; und erstere, Robert auf den Knieen vor ihrer Prinzessinn sehend, stürmen auf ihn ein. Dieß führt einen großartigen vollen Chor der Ritter und Damen herbey, durch welchen die Stimmen der Prinzessinn, Alicens und Roberts dringen. Dieser Chor macht dem Tondichter alle Ehre, eben so große aber auch den Ausführenden, welche die ganze Gewalt ihrer schönen Stimmen geltend machten. — Im fünften Acte bemerken wir zuerst das Duett zwischen Robert und Bertram unter einem religiösen Gesange, der von Deutschman's Instrumente Elodicon begleitet eine bezaubernde Wirkung that. Breiting und Staudigel singen hier gleich ausgezeichnet. Das eigentliche Finale der Oper bildet das berühmte Terzett dieser beyden mit Mad. Ernst. Es ist ein Meisterstück der Tonschöpfung, weil hier die kraftvolle Ungeduld Bertrams, die fromme Dringlichkeit Alicens, die Unschlüssigkeit Roberts bey aller Hinneigung zum Bessern, anschaulich gemacht wird. Jede Stelle dieses Terzetts hat ihren eigenthümlichen Werth; die Sänger erkannten ihn, und trugen dieses Tonstück mit hoher Vollendung vor. Nach Bertrams Sturze kommt der Einzug der Prinzessinn mit dem zahlreichen und glanzvollen Hofgefolge, und die Vereinigung der Liebenden erfolgt. Auch dieser Schlußmoment macht eine großartige Sensation.

Das Buch dieser Oper ist vielfach und mit Recht getadelt worden. So sehr die Direction des Hoftheaters bemüht war, manches Verworrene zu erhellen, und einen regelmäßigeren Gang in die Handlung zu bringen — eine Bemühung, die auch nicht erfolglos blieb — so läßt sich doch zum Lobe, oder besser zur Entschuldigung des Textes nicht mehr sagen, als daß er einige dramatische Situationen herbeyführt. Über den Werth der Musik haben wir uns schon oben beyfällig ausgesprochen. Sie ist mit deutschem Fleiße gedacht, mit gediegener Kenntniß des Instrumentalsatzes ausgeführt, der freylich der Singstimme hie und da Eintrag thut. Der erste Act ist im Geiste des Rittertums geschrieben; das Pathetische und Schauerliche walten im zweyten und dritten Acte vor; dem Schmelzenden, dem eigentlichen Gesange, ist der vierte, dem Religiösen der fünfte Aufzug gewidmet. Diese Disposition bringt eine reiche Abwechslung in das Ganze, und gab dem talentvollen Meyerbeer Gelegenheit, sein Geschick in fast allen Gattungen des Tonsatzes glänzen zu lassen. Wo so viel Gelungenes geboten wird, können wir wohl einige Bizarrerien durchschlüpfen lassen, um so eher, da sie in einem Werke vorkommen, das eine sichtbare Ähnlichkeit mit dem Freyschütz hat, welches der Componist, obschon es ihm nicht immer gelang, durch frappante Wendungen zu verschleyern suchte.

Die Darstellung auf unserm Hoftheater muß in jeder Hinsicht musterhaft genannt werden. Die Oper war so gründlich einstudiert, daß selbst bey der ersten Vorstellung nicht der geringste Fehler vorfiel. Die Sänger Mad. Ernst, Dlle. Löwe, die HH. Breiting, Binder, Staudigel, Seipelt (letzterer als Anführer des Chores) leisteten, jedes in seinem Wirkungskreise, Ausgezeichnetes. Die Chöre, sowohl von Männern als von Frauen, sind in solcher Vollendung noch nicht gehört worden. Nach allen bedeutenden Musikstücken, nach allen Actschlüssen wurden die Sänger hervorgerufen. Das Orchester, unter Lachner's Direction, entsprach seinem bewährten Ruhme. Rechnet man noch hinzu, daß die Oper durch eine Meisterhand in die Scene gesetzt war, daß in Decorationen und Costümes eine fast verschwenderische Pracht herrschte, so wird man nicht bloß den außerordentlichen Andrang zu den ersten Vorstellungen begreifen, sondern auch glauben, daß der Erfolg dieser Oper auf lange Zeit gesichert ist, und wir nun ein Spectakel in diesem Fache besitzen, das wir den Fremden mit gerechtem Stolze zeigen können.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1103.

Der Sammler.

Donnerstag, den 110 12. September 1833.

Der Allerweltsdiener.

(Schluß.)

Ein herrlicher Sommertag. Sieben wir diesen gesucht hat, — ist ihn zu einem Morgenspaziergange ein, und bitte eine Dryade gewählt, um ihr Gesellschaft zu leisten, und so sind sie denn, ganz unbegreiflicher Weise, in den Thiergarten gekommen — und bemerken sich auch, wie begreiflich Liebende bemerken.

Ich Glaube, guter Leser, und bringt sich denn mit aber in so hohe Gluth der Jugendzeit? man will sich dort zu allem Tagespuls, ganz in einer gewissen bekannten Schäferstunde besinnt haben, — wenigstens Beobachter auf dem so nachdrücklich, als ganz gewiß ins rige Verwandtschaft deuten.

Dichter! — Wenn man mich verklagen sollte — — ich ihr nicht wieder — — weil bitte ich jeden Augenblick zu schreiben! — — da weiß, ich hatte solche Pferd eben nicht bestellt.

Ich, Ich muß bekennen, auch ich kann mich nicht bewahren meine Schritte denken, hatten in ein unweit gelegenes niedres Gebüsch, wo es immer gleich lange vermeidet, und gefällig dem Bedürfniß Mensch, weil man einem Zusammensinken eben Sonnenschein, und ein Rückzugsplätzchen ist leicht gefunden.

Allein Dank sey Gott, es ist gar so toll bis wird doch nicht etwas glauben, daß — — —

Ich. Daß wir heute selig wären? Nicht daß eben nicht, aber manche Dinge bestätigen sich näher bei: es war hier eingetreten. Ueberraschungsfarben eigenen. Man will sogar einmahl zwei tiefgebräunt Zauberinnen in der Zauberhöhle bei Hexen mit einer Schaufel auf dem Arme entlich aus demselben haben, wie sie bei Hexen zum Hexentanz bereitet sind haben.

Ja, (mit verklärtem Augenaus.) Nicht etwa auch das Zauberpulver, in dem Schaufel stand?

Ich. Es unverschämt macht es nicht, doch auch nicht verschämt genug, um eine andere, auffallende Gestaltung zu zeigen.

Ich. Ja in der That ungenirt, fühlt sich, daß Mädchen entdeckt sich ganz Entdecken.

Ich. Entdecken! auch das bin ich kein Engel heute. Liebe nur nicht ein Engel, und weiß nicht wie klein sie heimlich Gegenst Gedanken, so denkt, ich weiß mehr als sie denkt, vielleicht klüger.

Ja, Mädchen! — Ja weiß Mädchen! — Nein, ihn thun! Ich weiß es nicht, aber sie denkt es nur einfach, sie denkt es nicht, sie denkt es nicht, sie denkt es nicht

eines eben erſtiegenen Berges, A. zog ſeine Brieftaſche hervor und gab mir folgenden Brief zu leſen.

Liebſter A.! einziger, treuer Freund!

„Oft warſt du mir eine freundliche Stütze, ein wohlmeinender Rathgeber, ſey jetzt mein rettender Engel, meine einzige Zuflucht!

Ich habe ſchwer geſündigt, an mir, an Weib und Kind, an einem armen, ſchuldloſen Geſchöpfe, dem ich das Daſeyn gab. — Verführt von einem ſchändlichen Gelüſte, ward ich wieder zum Verführer; ich büße ſchwer, aber ich bedarf des Retters, mein Herz ſagt mir, ich werde in dir ihn finden.

Du kennſt meine ganze Lage. Ich lebe in glücklichen Eheverhältniſſen, mein Weib iſt ein Engel, meine Kinder ihre Ebenbilder, meine Einkünfte knapp und unzulänglich ein Weſen zu erhalten, das mein Fehltritt ins Leben rief. Ich habe Anwartſchaft auf Hülfsquellen, jedoch erſt in vielen Monathen. Meine Stellung in der Welt gebiethet mir das ſtrengſte Incognito, ich darf weder mein Kind, noch ſeine von mir getäuſchte unglückliche Mutter mehr ſehen, aber verlaſſen kann ich ſie unmöglich, dieß bräche mein Herz. — Sey du Vater des unglücklichen Geſchöpfes, unterſtütze mich aus all deinen Kräften, meine Pflichten gegen dieſe Opfer meines Vergehens zu erfüllen, der Himmel wird dich reichlich dafür ſegnen, und ewig dankbar wird dir ſeyn

Dein unglücklicher N. N.“

A. Nun, wußteſt du auch das? —

Ich. Beym Himmel nein! — du ſiehſt mich erſtaunt und beſchämt.

A. Laſſe Letzteres, der Schein war wider mich, doch ſtaunen ſollſt du noch bey weitem mehr. Höre weiter —

Nach Empfang dieſes Briefes ſuchte ich deſſen Schreiber eiligſt auf, und wie heute mit dir, wandelte ich mit ihm auf eben dieſem Wege; dort in jenes Waldes Schatten enthüllte er mir ſeine ganze bemitleidenswerthe Lage.

Ich verſprach nach Kräften zu helfen und hielt Wort. In der Nähe des Augartens miethete ich bey armen Leuten eine Wohnung für die Unglückliche, lieferte ihr die nöthigen Mittel zu ihrer und der Erhaltung des kurz darauf gebornen Knäbleins, ſah dem Wohlergehen Beyder mit reger Sorgfalt nach, förderte die Mutter nach ſechs Monathen in ihre Heimath zurück, gab das Kind an einen andern Koſtort und — begrub es vor wenig Tagen — Nun weißt du Alles.

Ich. Und wer war der Vater? — Kenne ich ihn?

A. Dieß ſey und bleibe mein Geheimniß!

Ich. Iſt er dir auch dankbar?

„Er iſt es!“ ſprach mein Freund, ſprang auf und wiſchte ſich verſtohlen eine Thräne aus dem Auge, die mir nur zu deutlich das Gegentheil verrieth.

Dieß war des Allerweltsdieners letzte Gefälligkeit, von der ich zu erzählen weiß, und wahrlich nicht die geringſte, denn er war ja ſelbſt Gatte und Vater. — Sie hat ihn für immer vielleicht geheilt von ſeiner unbedingten Dienſtfertigkeit.

Trotz alle dem frägt es ſich, ob er wohl eilige Hände der Bereitwilligkeit fände, wenn er ihrer in irgend einer Noth bedürfte? — Bis jetzt ſteht dieſe Frage, ſo viel mir ſein Leben bekannt iſt, noch ſehr im Zweifel.

Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5.

Bin im Waſſerreich geboren,
Zu manch' weitem Ziel erkoren,
Oft nur dürr'er Wildniß Raum,
Kein Paradies oft ſchöner kaum.

5. 1. 2. 3. 4.

Bin geringer Nahrung Spende,
Both einſt zum Betrug die Hände,
Blick' aus bös und frommen Augen,
Mag dem Optiker auch taugen.

F. W. Jaggi.

Briefe einer Deutſchen aus Amerika.

(Fortſetzung.)

Newyork, im Frühjahre 1833.

Nachdem wir noch einige hundert Schritte zurückgelegt hatten, fiel die Straße, durch die wir zogen, in eine andere große, breite, prächtige Straße ein, und das war der berühmte Broad Way, mit Recht der Markt und die ſchönſte Straße von Amerika genannt. Equipagen, Fiaker, Güterkarren raſſelten über das Pflaſter, die breiten Trottoirs vor den eleganten Kaufläden wimmelten von Menſchen. Mein Mann ſprach einen dieſer Spaziergänger an, um ſich nach einem guten amerikaniſchen Gaſthauſe zu erkundigen. Wir hatten zwar die Adreſſe eines franzöſiſchen Einkehrhauſes, wären aber gerne bald mit den Nationalſitten bekannt geworden; allein das iſt nicht ſo leicht. Der Herr, den wir fragten, blieb ſtehen; als mein Mann grüßend an ſeinen Hut griff, lächelte unſer Amerikaner und fragte, ſtatt den Gruß zu erwiedern, woher wir kämen, was unſer Geſchäft ſey und dergleichen, und als wir, ihn unterbrechend, abermahls um Auskunft bathen, ſagte er: „Ich weiß nicht,“ und ging ſeines Weges. Eben ſo fiel ein zweyter und dritter Verſuch aus; da kam uns eine Quä-

kerfamilie entgegen, und an dieſe Menſchenfreunde, wie ſie ſich nennen, beſchloß ich mich zu wenden. Auch hier wurde mir derſelbe Beſcheid, und es war ganz wie bey den Andern, nur daß der Quäker mich duzte und Freundinn nannte. Als er ſeine Neugierde befriedigt hatte, mußte der meinigen ſein I do'nt know (ich weiß nicht) genügen, das er brummte, indem er ſeinen Weg fortſetzte. Es blieb nichts übrig, als in das uns nahmentlich bekannte franzöſiſche Gaſthaus: Hôtel du commerce zu gehen; allein auch das war keine kleine Aufgabe, denn Niemand wollte den Weg zeigen, immer die nähmliche Antwort: „ich weiß nicht,“ oder: „ich kann's nicht ſagen;“ ſelbſt aus unſerm Packträger war kein anderes Wort herauszubringen, da er wahrſcheinlich ſeinen Trägerlohn durch langes Herumirren geſetzlich zu vermehren dachte. So wanderten wir denn in ganzer Familie hinter dem Schubkarren her, Gaſſen auf und nieder, bis wir endlich zufällig einen Menſchen vor einem Hauſe franzöſiſch ſprechen hörten. Ehe wir noch unſere Frage ausgeſprochen hatten, lud er uns gleich ein, einzutreten; es war der Wirth ſelbſt, und wir befanden uns zu unſerer Freude im Hôtel du commerce. Unter ſolchen Umſtänden mußte uns auch jeder Preis recht ſeyn; doch unterließ mein Gemahl nicht, denſelben vorläufig feſtzuſetzen, eine Vorſicht, die Niemand in Amerika außer Acht laſſen darf. Es wurde für Koſt, ohne Getränk, und Wohnung ein Dollar (2 fl. C. M.) täglich für den Kopf, ohne Unterſchied des Alters, ausgemacht, und nun ging es hinauf über die mit ſchönen Teppichen belegte Treppe in ein geräumiges, mit prächtigen Teppichen verſehenes Zimmer. Es war bald zu ſehen, daß Teppiche den Hauptluxus ausmachten. Die Möbeln, obwohl reinlich und bequem, ſind ſo maſſiv, daß ſie, im Vergleich mit europäiſchen, ſehr roh ausſehen. Beym Abendtiſch ſchien uns Alles köſtlich, und die Speiſen waren kaum aufgetragen, ſo waren ſie auch ſchon verſchwunden. Dieſer unmäßige Appetit iſt Jedem eigen, der vom Schiffe kommt und wieder einmahl feſten Fußes bequem eſſen kann. Unſer Schiffscapitän hatte es uns zwar an hinlänglicher, guter Koſt, ja an Leckerbiſſen keineswegs fehlen laſſen, aber das ewige Schaukeln auf dem Waſſer wirkt ſo verderblich auf den Magen, oder vielleicht befördert umgekehrt die Seeluft die Digeſtion ſo kräftig, daß man in den erſten Wochen zu Lande den Wölfen gleicht; nicht einmahl der wüthende Feuerlärm, der während unſerer Mahlzeit entſtand, vermochte unſere beſchäftigten Sinne im geringſten zu zerſtreuen.

Kaum hatten wir uns zur Ruhe begeben, kaum die ermatteten Augen geſchloſſen, ſo ſchreckte ein neuer Allarm uns auf. Gleaner öffnete das Fenſter: hilf Himmel, welch ein Tumult! Feuerſpritzen und endloſe Waſſerſchläuche, von Hunderten kräftiger Amerikaner geſchleppt, der Schein unzähliger Fackeln, der Trompetenklang, das Geſchrey der Menſchen — das Alles weckte Niemanden im Hauſe; auch die Nachbarn blieben ruhig, und ſo wollten auch wir wieder ſchlafen; allein bey Öffnung der Fenſter waren ſolche Maſſen von Mücken, dreymahl größer als die europäiſchen, in das Zimmer gedrungen, daß man kaum mehr athmen konnte. Sie quälten uns furchtbar, und am andern Morgen waren wir Alle jämmerlich zerſtochen. Die Martern, denen wir hülflos preisgegeben waren, machten uns ganz ſtumpf, und ſchon in dieſer erſten peinvollen Nacht konnten wir einen dritten Feuerlärm mit amerikaniſchem Phlegma anhören, ohne nur in Verſuchung zu kommen, die Fenſter wieder zu öffnen. Dagegen erwarteten wir mit Ungeduld die erſte Dämmerung, in der Hoffnung, unſere nächtlichen Gäſte dürften uns dann ſchlafen laſſen, und das thaten ſie auch; ſie brauchten wohl ſelbſt Ruhe, denn was ſie an uns verübt, konnte ſie immerhin ermüdet haben. Indeſſen war ſchon wieder ein anderer Unhold wach. Neger zogen durch die Gaſſen, und die ganze Stadt wiederhallte von den rohen, kraftvollen, aber gar nicht unharmoniſchen Stimmen dieſer Kinder der Wildniß. Es iſt in der That ſchauerlich ſchön, wie ſie die einförmige Sylbe oho! durch die ganze Tonleiter auf- und abführen. In der Folge, als ich an dieſen Geſang etwas gewöhnt war, fand ich viel Vergnügen daran; er iſt unglaublich ſtark, aber nicht unangenehm, wild und melancholiſch; aber eben deßhalb brachte mich dieſe befremdende Harmonie um das Bischen Ruhe, das ich vom anbrechenden Tage erwartete. Um acht Uhr früh tönte die Glocke im Gaſthof, um die Gäſte zu wecken, und eine halbe Stunde ſpäter rief ſie zum Frühſtück.

Wir traten in das Gaſtzimmer, wo wir den langen Tiſch mit verſchiedenen kalten und warmen Fiſch- und Fleiſchſpeiſen beladen und von etwa dreyßig Gäſten umringt fanden. Jeder griff da zu, wo er ſtand; der Eine fing mit grünem Salat an, dann kam Eyerſpeiſe, dann ergriff er ein Stück Braten, darauf trank er herzhaft ſeine Taſſe Kaffee mit Milch und ſetzte noch ein Stück kalten Fiſch darauf. In ganz entgegengeſetzter Ordnung ſättigte ſich ſein Nachbar.

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

Eduard Bauernfeld

und ſein neueſtes Schauſpiel „Helene“ im k. k. Hofburgtheater aufgeführt.

(Fortſetzung.)

An Fruchtbarkeit gebrach es unſerem jungen Dichter nicht. In einem Zeitraume von etwa vier Jahren hat er nicht weniger als ſieben Stücke, wovon ſechs einen ganzen Abend ausfüllen, im Hofburgtheater zur Aufführung gebracht. — Leichtſinn aus Liebe, oder die Täuſchungen, eine der erſteren Arbeiten des Dichters, hat zunächſt dem Liebesprotokoll wohl den größten Beyfall gefunden, und lockt noch immer das Publicum ins Schauſpielhaus. Wer nur immer einige Kunſtforderung an Theaterſtücke zu machen gewohnt iſt, wird geſtehen müſſen, daß dieſes Luſtſpiel allem andern, nur nicht ſeiner inneren Gediegenheit, das ſelten erhaſchte Glück zu verdanken habe. Armuth in Erfindung der Intrigue leuchtet hier, zunächſt dem Brautwerber, am kahlſten durch; denn auch nicht ein Hinderniß ſtellt ſich entgegen, daß der letzte Act nicht zugleich auch der erſte geweſen ſeyn dürfte. Dagegen kommen Pfänderſpiele und dergl. ſo, wie ſich nur in ſeiner proſaiſchen Trivialität das Leben zu zeigen pflegt, zur allgemeinen Ergötzlichkeit vor — und kurzweg die Sache macht Furore. — Am mindeſten gefielen der Muſikus von Augsburg und der Zauberdrache, mehr unter das Genre der Poſſe gehörig. Nur dieſe beyden Stücke Bauernfelds und ſein erſter Verſuch, der Brautwerber nähmlich, ſind gänzlich vom Repertoir verſchwunden; alle übrigen leben fort, und füllen, nach Zwiſchenräumen gegeben, noch fortwährend das Schauſpielhaus. Bey der Darſtellung des Muſikus von Augsburg drohte für den Dichter der gefährlichſte Wendepunct. Inzwiſchen verwandelte ſich die gewiß große Vorliebe eines Theiles vom Publicum für Bauernfeld dießmahl ſo ziemlich in duldende Nachſicht, und die wenigen mißbilligenden Stimmen, die durch vorlaute Klatſcher gewöhnlich hervorgerufen werden, geſellten ſich bald den ſtummen Beurtheilern zu. — Keiner Nachſicht bedurfte es, um auch dem Zauberdrachen ein ſchweigſames „Kommen und Gehen“ zu bereiten. Es findet ſich darin wirklich einiger Keim von Intrigue und der Charakter des Ladencommis iſt mit ächt humoriſtiſcher Empfänglichkeit dem Leben abgelauſcht. Aber das Unglück will, daß der Dichter meiſtens in ſeinen letzteren Acten mit der Intrigue, matt wird, oder, wo er dieß vielleicht ſelbſt fühlte, eine neue verworrene anzuknüpfen ſucht, und dadurch, wie bey dem Zauberdrachen, die Harmonie des Ganzen und den Eindruck vernichtet. — Ich komme nun, ohne weitere einleitende Bemerkung, zu Bauernfeld's neueſtem Schauſpiel Helene. Schon bey einer früheren Beurtheilung habe ich dem Dichter die Bemerkung zu machen mir erlaubt, daß vielleicht ein anderes Fach im weiten Gebiethe der Poeſie ſeinem unbezweifelten Talente mehr zuſagen dürfte, als das Luſtſpiel. Wir ſehen ihn hier um einen Schritt weiter, oder nebenan gehen; er dichtet ein Schauſpiel, das freylich zur Hälfte, aber das iſt vielleicht gerade die lobenswerthe Eigenſchaft, aus der heiteren Maske des Humors blickt. Der Erfolg war entſchieden günſtig, und — wir ſetzen hinzu: auch ſicher mehr verdient, als bey den früheren Piecen. Was uns betrifft, ſo ſind wir der entſchiedenſten Meinung, daß Bauernfeld, ſo witzig auch ſeine Bonmots mitunter im Dialoge ſeiner Luſtſpiele klingen, keineswegs jenen eigentlichen Humor in ſich trage, der das ganze innere Weſen gleichſam wie ein angebornes Temperament durchwehe, alle Anſchauung des Lebens und der dargebothenen Verhältniſſe durch dieſes Objectivglas heiterer Laune der Seele erſcheinen laſſe, und der ſo unumgänglich nothwendig für den wahren Luſtſpieldichter gerade in dieſer Natur und Weiſe iſt. Weit verſchieden davon iſt der Witz, deſſen Ergüſſe mehr momentan ſind, welcher durch bedingende Verhältniſſe, wie der Funke durch Stahl und Stein, hervorgerufen werden kann, und mehr noch eine Eigenſchaft des denkenden Geiſtes als das eigenthümliche Verhältniß zwiſchen Temperament, Gefühlsvermögen und intellectueller Auffaſſung iſt, wie es bey Erzeugniſſen des wahren Humors ſich äußert. Für das Colorit einzelner heiterer Parthien genügt der Witz, nie aber vermag er ein ganzes organiſches Gewebe, wie es in Luſtſpielen erſcheinen ſoll, zu beleben. Abwechslung iſt nicht nur des Lebens Würze, ſie iſt auch eine fördernde, ich möchte ſagen unumgänglich nothwendige Eigenſchaft in der Kunſt. Es wird daher Bauernfeld immerfort wohl zu Statten kommen, daß ſein Geiſt auch die Gabe des Witzes hat; dieſer wird, verbunden mit ſeiner Phantaſie und ſeinem warmen Gefühle, den Werth ſeiner dramatiſchen Leiſtungen unendlich erhöhen, wie ſich dieß auch ſchon bey ſeiner Helene unbeſtritten geäußert hat.

(Der Beſchluß folgt.)

Literatur.

Almanach dramatiſcher Spiele für das Jahr 1834 von Lembert. Verlag von Tendler. (348 S.)

Lembert, der als gewandter Arbeiter für die Bühne ſich bereits einigen Nahmen erworben, theilt uns in dieſem Almanache drey Luſtſpiele nach dem Franzöſiſchen mit; das erſte nach Rozier „Der Mann meiner Frau,“ das zweyte nach Scribe und Varner „die unbeſiegbare Leidenſchaft,“ und das dritte nach Marivaux „die Untröſtlichen.“ Alle drey wurden am hieſigen Hofburgtheater, das zweyte nur nicht in Lembert's, ſondern in Kurländer's Bearbeitung unter dem Titel „Ewig,“ aufgeführt. Tadelnswerth ſcheint es uns, daß Hr. Lembert dieſe Bearbeitungen dem Drucke vorlegt, ohne die Verfaſſer der Originale anzugeben, oder auch nur mit einem Worte zu bemerken, daß ſeine Bearbeitungen keine Originale ſind.

Übrigens entſprechen ſie dem Zwecke der Bühne, und der Almanach iſt bey der Billigkeit ſeines Preiſes insbeſondere Provinz-Directionen zu empfehlen, welche drey ſchätzenswerthe Novitäten um einen Preis erhalten, der die Abſchriften einzelner Rollen nicht um vieles überſteigt. Das Äußere des Büchleins iſt zwar nicht brillant aber anſprechend: käme nur die Correctheit des Druckes auch ſeinen übrigen lobenswerthen Eigenſchaften ganz gleich!

A. S.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Die P. T. Herren Pränumeranten, welche dieſe Zeitſchrift fortzuſetzen gedenken, werden erſucht, den weiteren vierteljährigen Pränumerationsbetrag mit 6 fl. W. W zu entrichten.

Der Sammler

Sonnabend, den **111** 14. September 1833.

Der Pflanzer von Paramaribo*).

(Aus dem Engliſchen.)

Es war, ſo viel ich erfahren konnte, im Jahre 1772, einige Monathe vor der Expedition des Obriſten Fourgeoud gegen die rebelliſchen Neger von Surinam, als ein großes Schiff aus Amſterdam an dem Quai von Paramaribo ſeine Reiſenden ans Land ſetzte, unter denen ſich der junge Janſen Houtwyn befand. Arm und mittellos hatte er das Vaterland verlaſſen, um hier ſein Glück zu ſuchen, mit dem feſten Entſchluß, es zu finden. In jener Zeit, die, will's Gott, wohl auf immer unwiederbringlich dahin gegangen iſt, war es kein ſchweres Wagſtück, in den Colonien ſein Glück zu machen, und jeder Sohn einer guten Mutter, der den Muth in ſich fühlte, „nach den Inſeln“ zu reiſen, oder den eine kluge Familie dahin ſchickte, um ſeine Jugendſünden abzubüßen, mußte ein großer Dummkopf ſeyn, wenn es ihm nicht früher oder ſpäter gelang, die Rolle eines Vetters aus Mexico zu ſpielen. Heutzutage geht es freylich ganz anders zu.

Wer von dieſem Augenblicke an Janſen Houtwyn nicht mehr ſah, ſondern erſt zwölf Jahre ſpäter wieder traf, würde ihn ſchwerlich in dem reichen Plantagenbeſitzer der Comewine, dem Eigenthümer von fünfzehnhundert Sclaven, dem Mitgliede des Juſtizcollegiums der Colonie wieder erkannt haben, der mit ſeinen prächtigen Pferden und Equipagen die ſtolzeſten Pflanzer verdunkelte; er würde in dieſem hochmüthigen Glücksritter nicht mehr den armen jungen Menſchen erkannt haben, der ſich damahls glücklich ſchätzte, die Stelle eines Unteraufſehers in derſelben Plantage zu erhalten, deren gegenwärtiger Beſitzer er geworden war. Zwey Jahre lang war es ihm freylich hart ergangen in ſeinem Dienſte, wenn er vom erſten Sonnenſtrahle bis in die Nacht die Neger auf den Pflanzungen beaufſichtigen mußte, im Winter den ſündfluthähnlichen Regengüſſen, im Sommer der brennenden Hitze ausgeſetzt, vom Fieber oder den Mosquitos gepeinigt, und noch dazu bey magerer Koſt und geringem Lohn. Allein bald that er ſich durch Dienſteifer und Sachkenntniß hervor, wurde Aufſeher, dann Buchhalter, endlich Oberverwalter mit zehntauſend Gulden Gehalt, zuletzt nach dem Tode ſeines Herrn Eigenthümer der Plantage.

So hatte Janſen Houtwyn mehr und mehr an Reichthum und Ehren zugenommen; aber zu gleicher Zeit war auch, wie er ſich etwa ausgedrückt haben würde, ſeine Rechnung dort oben gewaltig angewachſen, und dem Engel, der über ihn das Buch zu führen hatte, war wohl in dieſen zwölf Jahren kein Tag vergangen, wo er nicht die zu ihm aufſteigende Klage

*) Die nachſtehende Geſchichte iſt buchſtäblich wahr und ereignete ſich im Jahre 1786. — Zur Ehre der Menſchheit muß geſagt werden, daß ſeitdem das Loos der Sclaven in den holländiſchen Colonien von Guyana um vieles gelindert worden iſt.

eines gepeitſchten, gefolterten oder verſtümmelten Sclaven einzutragen hatte, oder irgend eine Handlung des Frevelmuthes, bey deren Aufzeichnung er erröthen mußte. Das Blatt dieſes Buches mit dem „Soll“ war daher erbärmlich ſchwarz und voll geſchrieben, während die andere Seite gar leer und weiß blieb. Allein das Leben des Pflanzers wurde hienieden ganz anders beurtheilt. Die Weißen beneideten ſeinen Reichthum, und ſchätzten es ſich zur größten Ehre, zu ſeinen Feſten geladen zu werden. Seine Stimme gab in den Berathungen ſtets den Ausſchlag, und ein Kopfnicken von ihm war von großem Gewicht. Und wer ſollte ſich nicht auch hinzugedrängt haben zu den Feſten des reichen Janſen Houtwyn, die ſo glanzvoll und überſchwenglich waren. In Kryſtall und Gold tranken ſeine Gäſte die Capweine, den Traubenſaft Frankreichs, Griechenlands und der canariſchen Inſeln; junge Sclavinnen bedienten die Tafeln mit den leckerſten Gerichten beyder Hemiſphären, oder kühlten die Schläfe der Gäſte mit koſtbaren Fächern. So verſtrichen die Tage des Pflanzers in der Stadt, und wenn er ſich auf ſeine Plantagen begab, ſo fand er hier hundert andere Hände zu ſeiner Bedienung, andere Weine in kryſtallenen und goldenen Bechern, und andere Nächte von Schwelgerey und Wolluſt. Dieſes Glück dauerte viele Jahre.

An einem klaren lichtſtrahlenden Octobermorgen, zur Zeit der Zuckerrohrernte, zog eine ſchöne Barke, mit einem Verdeckgeländer von wunderlichem Schnitzwerke und in ihrem Spiegel mit einer Kajüte von vergoldetem Gitterwerke verſehen, das Vorhänge von weißem oſtindiſchen Muſſelin beſchatteten, von acht kräftigen Negern gerudert, in der Rhede von Paramaribo dahin, indem ſie ſich zwiſchen den rechts und links vor Anker liegenden Schiffen hindurchwand, deren Matroſen, nachläſſig an den Backbord gelehnt, dem leichtbeſchwingten Boote nachſchauten. Vier junge Neger in reichen Livreen ſaßen auf dem Dache der Kajüte und bliesen auf Waldhörnern Melodien, wie ſie damahls in den Concerten in Holland Mode waren, und der Fluß und die Waldungen an ſeinen Ufern hallten weithin davon wieder. Dieſe Barke hatte Mynher Janſen Houtwyn an Bord, der ſich auf friſch mit Bananenblättern gefüllten und mit feinen Matten bedeckten Polſtern in träger Ruhe wiegte. Die Barke ging quer über den Fluß und fuhr dann an dem der Stadt gegenüberliegenden Ufer hinauf, bis ſie das Dorf Amſterdam erreichte, worauf ſie ſchnell rechts einbog und in die Cottica einlief, die an dieſer Stelle ihre vom dichten Waldſchatten gekühlten Gewäſſer mit den lauwarmen Wogen des Surinam vermiſcht.

Unter den verdoppelten Ruderſchlägen der Neger flog die Barke dahin; die prächtigen Wohnungen, die Pflanzungen von Zuckerrohr, Baumwollenſtauden, Kaffehbäume, die überſchwemmten Gründe mit Wurzelträgern *) zogen eilends auf beiden Ufern dem Auge vorüber, wie ein bewegliches, unaufhörlich wechſelndes Panorama. Bald fuhr die Barke in das klare Gewäſſer, in die lachenden Einöden der Comewine ein, und ſtörte mit dem Schalle ihrer Waldhörner und dem Geplätſcher der Pagaien die Wildniß auf aus ihrer Stille. Endlich wurden die Wohngebäude immer ſeltener, die Vegetation immer wilder, und am zweyten Tage landete das Schiff ſeinen Herrn an einer unermeßlichen, aber einſam im tiefen Urwalde gelegenen Plantage.

Janſen Houtwyn kam, wie gewöhnlich, um die Feldarbeiten der Zuckerrohrernte zu beſichtigen. Sein Oberaufſeher lief herbey, um ihn zu empfangen, half ihm ans Land ſteigen, begleitete ihn ehrfurchtsvoll, den Hut in der Hand, bis an ein prachtvolles Haus, das von weitläufigen Nebengebäuden umgeben war, und hinter dem man in einiger Entfernung die in dreyfacher Reihe neben einander gelegenen Negerhütten erblickte, die zahlreich genug waren, um ein anſehnliches Dorf zu bilden. Rings um dieſe, ungeheuren Reichthum verrathenden Gebäude bewegte ſich ſchweigend eine Menge beſchäftigter Sclaven hin und her, während andere ſchwarze Geſtalten ſich an den Fenſtern zeigten, und ein Theil von dem Harem des Pflanzers unter die Gallerie eilte, die das Haus umgab, um den Herrn und Gebiether ankommen zu ſehen. Schon ſeit mehreren Tagen hatte man ihn erwartet. Houtwyn betrat die Säulenhalle, während er ſein Ohr dem langen Berichte des Aufſehers lieh, und nur bisweilen ſtehen blieb, um einen Blick auf ſeine Beſitzungen zu werfen, auf denen alles voll Leben und Bewegung war. In der Ferne ſah man die hellgrünen Vierecke von Zuckerrohr eiligſt von dem Säbel der Schwarzen gelichtet; ſchwer beladene Boote bewegten ſich langſam auf den Canälen, während andere ſchon an den Zuckermühlen ausgeladen wurden, vor denen Haufen von zerſtampftem Rohr zum Trocknen in der Sonne ausgebreitet lagen, während lange Reihen von Fäſſern, die ſchon voll von dem Ertrage der Ernte waren, unter breternen Schupfen ſich drängten. Houtwyn beſah alles mit dem Blick eines Mannes, der gewohnt iſt, ſeines Reichthums ſich zu freuen.

*) Rhizophora mangle.

Am folgenden Morgen ſah man den Pflanzer, nachdem er aufgeſtanden war, ſich mit groſſer Wichtigkeit unter der Säulenhalle in einen Armſtuhl niederlaſſen, um Gericht zu halten, ſein hageres und gallſüchtiges Geſicht von einem Filzhute mit goldener Treſſe beſchattet, während er mit dem Ernſt eines indiſchen Radſcha ſeine Pfeife rauchte. Eine Schaar junger Neger mit hausbackigen Geſichtern und rundgewölbten Bäuchen trat, von einer alten Negerinn geführt, herein und zog vor ihm vorüber, indem die kleinen Schwarzen dreymahl in die Hände klatſchten und ausriefen: „Guten Morgen, Geliebter!“ Nun trat der Aufſeher mit finſterem Geſichte ein.

„Die Ernte,“ ſagte er, „hat erſt begonnen, und doch beklagen ſich Ihre Neger, daß man ſie von vier und zwanzig Stunden zwanzig arbeiten laſſen will! Dieſe Nacht wagte Einer ſogar, mir Vorſtellungen zu machen.“

„Vorſtellungen!“ ſchrie Houtwyn, indem er mit funkelnden Augen von ſeinem Stuhl aufſprang. „Her mit ihm und laß ihn ſogleich vor meinen Augen hundert Hiebe geben!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe einer Deutſchen aus Amerika.

(Beſchluß.)

Newyork, im Frühjahre 1833.

Wir waren über dieſen ſonderbaren Schmaus noch gar nicht zur Beſinnung gekommen, ſo war auch Alles ſchon verzehrt; deſto mehr wunderte es mich, nun von allen Seiten nach Gabeln rufen zu hören, deren Gebrauch ich nicht errathen konnte, da ich bereits geſehen hatte, daß der Amerikaner ſie zum Eſſen durchaus nicht nöthig hat und ſich allein des Meſſers mit bewunderungswürdiger Gewandtheit bedient. Ein Aufwärter brachte einige Teller voll Gabeln und ſtellte ſie mitten auf den Tiſch. Alsbald fielen die Gentlemen (wie dieſe Republicaner dieſes Wort verſtehen, weiß ich ſelbſt noch nicht) über die Gabeln her. Jeder ergriff eine, ſtand damit auf, begab ſich an einen Ort des Zimmers, wo er die Füße an der Wand hinaufſtemmen konnte. Einige legten ſogar ihre Füße auf den Tiſch; nun fingen ſie an, ſich die Zähne und Nägel auszuſtochern. Als dieſes Geſchäft vollbracht war, griff Jeder in ſeine Weſtentaſche, zog ein Stückchen zum Kauen präparirten Tabak heraus, ſchob es ſich mit dem Finger hoch unter den Backen und lief ſeinen Geſchäften nach. Der Hauswirth trat zu uns und ſprach: „Wenn Sie nicht hungrig aufſtehen wollen, ſo müſſen Sie ſich bey Zeiten dazu halten; ich habe oft die angeſehenſten Gentlemen des Landes mit ihren ganzen Familien an meinem Tiſch, aber nie dauert eine Mahlzeit länger als zehn Minuten. Und Sie, Madame, Sie ſcheinen an den Operationen mit den Gabeln ein Ärgerniß genommen zu haben; allein das haben Ihnen die Gentlemen nicht übelgenommen; ſie ſind Alle viel zu artig, um nicht Nachſicht mit den Vorurtheilen der Damen zu haben, die aus Europa kommen. Aber ſagen Sie mir doch,“ fuhr unſer Tröſter fort, „haben Sie nicht etwa bey offenen Fenſtern geſchlafen?“ Eben wollte ich in Klagen über die vorige Nacht ausbrechen, da nahm der Wirth lächelnd wieder das Wort: „Den Feuerlärm werden Sie bald gewohnt ſeyn; das kommt hier alle Tage wenigſtens ſechsmahl vor; dafür ſind auch unſere Löſchanſtalten ein wahrer Gegenſtand des Nationalſtolzes. Es iſt verdrießlich, daß die Mosquitos Sie auf einmahl ſo gar ſchrecklich zugerichtet haben; allein um ſo früher werden Sie Ruhe vor ihnen haben; denn die Erfahrung ſpricht dafür, daß man nicht eher von der Zudringlichkeit dieſer Thiere befreyt wird, als bis der letzte europäiſche Blutstropfen heraus iſt. In zwey Jahren rührt Sie kein Mosquito mehr an, ſo wenig als einen gebornen Amerikaner.“ — „Ha!“ rief Gleaner etwas ärgerlich, „ſo muß denn der Fremdling hier Alles hergeben, ſogar ſein Blut!“ — „So iſt's,“ erwiederte der Wirth kalt, und mich überlief ein ahnungsvoller Schauer. Um dieſe Gedanken los zu werden, fragte ich, wer denn die lauten Morgenſänger ſeyen. Dieſe Frage würdigte unſer Hauswirth kaum einer Antwort, er murmelte nur: „die Schornſteinfeger,“ und ſah ſeiner Wirthſchaft nach; wir aber ſchickten uns an, einen Spaziergang in die Stadt zu machen.

Auflöſung

des Logogryphs im vorigen Blatte:

Inſel — Linſe.

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldſtadt.) Zur dritten Gaſtvorſtellung wählte ſich Dlle. Schreiber die Rolle der Frau von Springerl in der Poſſe: „Herr Joſeph und Frau Baberl.“ Die Wahl dieſes Debuts können wir nicht billigen; dieſen ſchwierig darzuſtellenden Charakter wählen ſich aber gern unſere Gäſte, ohne zu bedenken, ob ſie mit ihren Localbühnenkräften auslangen werden. Dlle. Schreiber hätte in ihrer Parthie viel weſentlicher wirken ſollen. Die Scene mit dem Fleiſchhauer im dritten Acte ſchien allein

durch gelungene Darstellung geeignet, den Beyfall des Publicums zu erhalten. Sie wurde übrigens während und am Schlusse der Vorstellung gerufen. — „Der Bräutigam ohne Braut“ hieß ein neues einactiges Lustspiel von Hrn. Herzenskron, welches mit allgemeinem Wohlgefallen aufgenommen wurde. Die Handlung ist zwar nicht neu, es gebricht ihr jedoch nicht an wirklichem Interesse und frappanten Situationen. Die erste Aufführung war mit Erfolg gekrönt, machte dem Verfasser Ehre und dem Publicum Vergnügen. Die Leistungen der Mad. Scutta (Sophie Halden) als putzsüchtige Französinn, geschwätzige Berlinerinn, übertriebene Schwärmerinn, waren durchaus glänzend. Sie wurde jedesmahl beym Erscheinen und Abgange mit gesteigertem Beyfalle gekrönt. Auch ihre Umgebung, Hr. Fermier (Holprich), Brabbée (Willig), Dlle. Schadetzky (Toinette), unterstützte sie ehrenvoll. Besonders war Hr. Tomaselli (Nicodem Schmeer) ein höchst ergötzlicher Repräsentant. Dlle. Demmer (Emilie) besaß zu viele Schüchternheit um hervorzutreten. — Zum Benefice der Tänzerinn und Darstellerinn der Colombine, Dlle. Therese Lenz, kam neu in die Scene gesetzt die große Pantomime von Schadetzky: „Harlekins Geburt.“ Diese Pantomime, eine der besten Erzeugnisse der Choreographie, ist noch aus jenen Zeiten, in welchen man auf die Erfindung gediegener Producte einen größeren Werth setzte, daher erhält sich dieselbe schon seit mehreren Jahren auf dem Repertoire dieses Theaters. Möchten wir doch bald, besonders was die Pantomime betrifft, etwas Neues, aber auch etwas Gutes erblicken! Der angenehme Augustabend hatte der Beneficiantinn zwar kein zahlreiches, aber ein sehr zufriedengestelltes Publicum herbeygeführt, welches mit seinen Beyfallsspenden nicht sparsam umging. Nach dem ersten Acte erschienen die Hauptpersonen der Pantomime, am Schlusse die Beneficiantinn und der unübertreffliche Pierot Hr. Schadetzky. — Von Hrn. J. A. Gleich erschien eine neue Geisterposse mit Gesang in zwey Acten, mit Musik vom Capellmeister Wenzel Müller, betitelt: „Der reisende Musikant, oder Eifersucht nach dem Tode.“ Wir können es dem Verfasser nicht danken, daß er uns den Geist des Kirschnermeisters Schippelberger, welcher in diesem Stücke sein Unwesen treibt, seinem unterirdischen Wohnsitze entsteigen ließ; denn statt Gutes und Heilsames zu wirken, brachte er uns Langeweile und Überdruß. Dieses Gespenst, wie das geplagte Publicum, beyde sehnten sich nach einer baldigen Erlösung. Dieselbe erfolgte endlich und alle Anwesenden gingen unzufrieden nach Hause. Schippelbergers Geist mag Jahrhunderte ruhen, wir Wiener sehnen uns nicht nach seiner Wiedererscheinung, da ohnehin eine zahllose Menge solcher Plagegeister auf unserer Bühne umherwandeln. Der reisende Musikant ward durch Hrn. Lang ganz in seiner beliebten und wackeren Weise dargestellt; eben so unterstützten Dlle. Jäger (Lenchen), vortrefflich in Spiel und Gesang, dann die HH. Scutta, Fermier, Tomaselli, den schwachen Geist nach Möglichkeit. Die Musik enthält zwar keine Glanzpuncte, war jedoch zu gehaltvoll für solch einen reisenden Musikanten. — In Körner's Drama: „Toni“ begann Dlle. Leopoldine Vogel, früher Mitglied des Theaters an der Wien, ihre Gastvorstellungen. Bey ihrem frühern Engagement war sie bloß in Nebenrollen beschäftigt. Hier im Besitze einer Haupt- und Titelrolle zeigte sie, obwohl noch nicht zu jener Sicherheit gelangt, welche eine gute Darstellung unmittelbar fordert, doch ein beachtungswerthes Talent und erfreuliches Streben. Sie entwickelte vor allem Ruhe und Bekanntschaft mit den Erfordernissen der Bühne. Nach jedem Acte wurde die Gastspielerinn gerufen. Die HH. Schaffer (Gustav), Blankovsky (Negerhauptmann), Mad. Schack (Babekan) standen an ihren Plätzen; ersterer erfreute sich des Beyfalls in mehreren Scenen. Hr. Kemetner (Eduard) bewies, wie mehrmahlen bey ähnlichen Stücken, seine streng zu rügende Unachtsamkeit, und so geschah es auch dießmahl; das Publicum wurde in der seriösesten Scene zur Lachlust bewegt.

Der ausgezeichnete Groteskтänzer, Hr. J. Klaß, hatte in dem pantomimischen Quodlibet von Schadetzky: „Der Zauberzweig“ seine Einnahme. Die Freunde dieses Theaters beglückten den Beneficianten durch einen zahlreichen Zuspruch. Ein besonders sichtbarer Wetteifer herrschte unter dem sämmtlichen Pantomimenpersonale, dieß hatte zur Folge, daß man sich an diesem Abende ungewöhnlich gut unterhielt. Die Groteskен Ziegelhauser, Klaß, Stiller, Jos. Fenzl, wollten sich an Bravour, Hr. Schadetzky an lachlusterregendem Spiele übertreffen. Hr. Joh. Fenzl (Harlekin) und Dlle Ther. Lenz (Colombine) wirkten mit nicht minderem Eifer. Neu eingelegt war ein ungarisches Pas-de-deux im ersten Acte, mit vieler Kunstfertigkeit ausgeführt von Hrn. Klaß und Mad. Mischak, dann ein Kosaken-Pas-de-deux im zweyten Acte, getanzt von Dlle. Fried. Lenz und Hrn. Babitsch, welches aber minder ansprach. Die Ankündigung, daß Hr. Klaß als nordischer Herkules neue Kraftübungen produzire, mag wohl eine Irrung gewesen seyn, denn es kamen seine gewöhnlichen bereits bekannten Productionen zum Vorscheine. Eine komische Scenenreihe unter dem Titel: „Zwey Speisen“ ward uns als Vorspiel aufgetischt, dieselben konnten uns aber weder den Appetit fördern, noch den Hunger stillen.

Nach einer Abwesenheit von vier Monathen betrat unsere erste Localschauspielerinn Mad. Rohrbeck in der Posse: „Werther's Leiden“ als Lottel wieder die Bühne. Wien besitzt im Gebiethe des Jokus eine Perle an Mad. Rohrbeck; sie hat sich die komische Naivität im hohen Grade eigen gemacht, und weiß durch ihren lieblichen Gesang alle Gemüther zu gewinnen. Wie man sich immer sehnt, Freunde oder Lieblinge nach langer Trennung zu sehen, so kam es, daß diese Vorstellung ungemein zahlreich besucht wurde. Der Beyfall, dessen sich Mad. Rohrbeck erfreute, steigerte sich in jeder Scene, und schien beynahe nicht enden zu wollen. Gewiß ein unvergeßlicher Abend für diese ausgezeichnete Local-Bühnenkünstlerinn. Hrn. Lang's (Werther) Spiel, seine vielsagende Mimik, das wahrhaft Komische seiner Haltung, erschien heute in so ergötzlichem Lichte, daß man unwillkührlich von dem innigsten Frohsinn ergriffen werden mußte. Dlle. Jäger (Nettel) spielte mit beyfallswerthem Fleiße und wußte durch einige glückliche Nuancen zu effectuiren. Von der übrigen Umgebung traten die HH. Fermier (Albert), Landner (Lenzl). Dlle. Schadetzky (Peppi) wirksam hervor.

Joh. Nep. Hraßnigg.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mer. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Im Comptoir des Oesterr. Beob. ist erschienen: Encyclopädie der Kriegskunst zu Lande. Philosophie des ganzen Kriegswesens. — Elemente des Geistes, des Characters, der Wissenschaft, der Handlung zum Kriege, und im Kriege. Strategie. Von Johann von Guerard, k. k. pensionirtem ersten Rittmeister. Zweite vom Verfasser berichtigte und vermehrte Auflage. Wien 1833. Großoctav. Zwei Bände, broschirt mit Umschlag 4 fl. C. M.

Der Sammler.

Dienstag, den 112 17. September 1833.

Der Pflanzer von Paramaribo.

(Fortsetzung.)

Einige Augenblicke darauf erschien ein Neger von hohem Körperwuchs, der mit einem ernsthaften Gesicht seinen Hund von Schlage ziemlich hinter sich schleppte. Allein der Hund trat ins Zweifen Herrn entgegen. Der Neger band von dem Augenblick seinen Hund unbarmherzig den mit wildem Blick.

„Michael!“ — „Die Weiber mich nennen Michael; in meinem Lande mich nennen Zattichall.“ — „Ich weiß gelegt haben,“ nahm der Pflanzer, über seine Unvorsichtigkeit bei Negern ergrimmt, das Wort — „gute Sache hat jetzt jeder Bastard. Michael!“ —

„Ja, Herr, Herr,“ antwortete der Zattichall mit einem freundlichen Lächeln, — „Jemy bastard seit Geburt, sage ich, gute Herr Michael, du mich sehen Mann,“ wies mich?“ — Der Pflanzer erhob den Kopf. „Ja, Herr, ich war niemals gehen mit Mann in die Wald, ich haben den Tiger in die Wald, ich sie fallen in tiefe Kuhle und ich nehmen den Weiber.“ Und mit vielen Worten brachte er jetzt Schritt vor, bis endlich der andere kommen. — „Herr bastard sehen sie jetzo.“ Hier Quamyna wichen. „Du bist ein ganz recht! Mutter mit Vater, und wenn du noch ein Wort. . . . Zattichall stand unbeweglich. „Herr, Zattichall hat jetzo mit schönen Namen lange Zeit also in Land gehen. Jetzo haben Weib und Kinder Kind, die alle andere Namen, nur er; ist ja ein wenig schlecht. Zattichall machen schönen Zeit jetzo und immer guter Tiger fangen.“

„Dein Weib! deine Kinder!“ ermunterte Quamyna mit hämmen Lachen, und setzen er sich zu dem Kaffeetrinken, sagte er lange. „Pflanzer habe ihr ein Haus machen, er auch Sklaven für sie haben und Kinder, mit jetzo ich auch keinen Sklaven haben verlieren.“

„Schade, Herr, Gnade!“ sprach der Neger, indem er auf sein Knie fiel, und seine Stirne auch vom Pflanzer empfinden. „Meine Kind haben nichts gethan! Meine Kind nicht haben ihn Zattichall.“ Gnade, Gnade, Herr!“ — Da er aber sah, daß sein Bitten umsonst war, so sprang er sich mit einem Sprunge, wie ein Schlangen, auf den Pflanzer, stieß der Zattichall und dem bastardin Neger wurden sich auf ihn und stürzten ihn zu Boden.

Quamyna war entsetzt, sprang und Gesetzgebung eine eine in unendlichen Verwegenheit, als auch Gefangen. Es war hat sich Wolf, daß Quamyna, welcher Mulatten war aufgefunden worden hatte, um sie Neger zu pflegen zu machen, von einem Sklaven sich Verwegen haben ließen. Er war aufgefunden und ging

mit großen Schritten in der Säulenhalle auf und nieder, die Lippen vor Wuth eingekniffen, indem er mit den Fingern das Rohr der Pfeife zerknitterte, deren Kopf auf den Boden gefallen und zerbrochen war. Zu jener Zeit bestrafte das Gesetz jeden Sclaven, der es gewagt hatte eine Hand gegen einen Weißen aufzuheben, mit dem Verlust eines Gliedes, und Fadlalah, vor Gericht gestellt, durfte sich glücklich schätzen, wenn er sein Leben um den Preis eines Armes oder eines Beines, je nach der Wahl des Pflanzers, erkaufen konnte. Fadlalah war in die Hand seines Gebiethers gegeben; aber Houtwyn wollte an ihm eine ganz andere Rache nehmen.

Weib und Kind des Negers waren verkauft; er selbst, nachdem er unter den Händen seiner Henker Alles erlitten hatte, was ein Mensch ertragen kann, nur nicht den Gnadenstreich, wurde zu einer Qual verdammt, die der Hölle entliehen war. Blutrünstig, mit Schwielen und Wunden bedeckt, fesselte man ihn an einen Ofen der Zuckersiederey, ohne ihm eine andere Nahrung als Wasser und rohe Bananen zu reichen, wovon der stärkste Mensch sein Leben nicht über einen Monath fristen kann. Hier einer versengenden Hitze des Ofens ausgesetzt, die Tag und Nacht mit ihrer rothen Gluth auf seine abgemagerten Glieder brannte, und sich windend und krümmend, ohne irgend einen Theil seines Körpers vor der langsam tödtenden entsetzlichen Marter schützen zu können, fühlte Fadlalah seine Kraft unterliegen. Allein der Wahnsinn kam ihm zu Hülfe, und raubte ihm den letzten Funken des Bewußtseyns und der Empfindung.

Die Regenzeit trat in diesem Jahre spät ein. Die Ernte war herrlich gewesen, und dem Pflanzer war Zeit genug geblieben, sie ohne den geringsten Verlust zu beendigen. Seine Neger hatten freylich Tag und Nacht keine Ruhe gehabt, und einige waren unter der unablässigen Anstrengung erlegen; allein er hatte zweyhundert Fässer Zucker mehr gewonnen als gewöhnlich, und alle Verluste eingerechnet, blieb der Gewinn doch noch außerordentlich. Houtwyn reiste ab in voller Glorie und Freude, und befahl in einer Anwandlung von Menschlichkeit, den Neger in Freyheit zu setzen.

(Der Beschluß folgt.)

Afrikanisches Jagdabenteuer.

Da alle unsere Versuche, ein Flußpferd zu erlegen, bis jetzt fehlgeschlagen waren, und sich nicht leicht wieder eine Gelegenheit dazu biethen mochte, da wir im Begriffe standen die Delagoabay zu verlassen; so beschlossen mehrere Officiere nochmahls auf eines dieser Flußungethüme Jagd zu machen, und ließen sich in einem Schooner den Fluß Dundas aufwärts führen. Der Abend brach ein, bevor sie den Theil des Flusses erreichten, wo die Flußpferde sich am häufigsten einzufinden pflegten. Indeß wurden drey Abtheilungen gebildet, die um Mitternacht die Jagd begannen. Es gewährte einen neuen imposanten Anblick, eine Menge mit Flinten, Harpunen und Lanzen bewaffneter Menschen im Mondschein unter Jagdgeschrey die seichten Stellen des Flusses durchwaten, und ihr Riesenwild vor sich her treiben zu sehen, das, durch die Lanzen der Jäger aus den Gruben, die es sich im Boden gewühlt hatte, aufgescheucht, schnaubend, schnarchend und brüllend durch den Schlamm dahin brauste, bis es endlich auf trockenen Grund getrieben war, wo ein Wettrennen begann, bey dem die Flußpferde bald die Verfolgten, bald die Verfolger waren.

Dieß dauerte eine geraume Zeit fort, ohne daß indeß die vielgerühmte Überlegenheit des Menschen sich bewährt hätte, denn die Jäger konnten ihres Wildes weder todt noch lebendig habhaft werden. Am andern Morgen, bey niederem Wasserstand, bildete eine Abtheilung eine Linie quer über eine der Stellen des Flusses, wo das Wasser nicht über zwey Fuß tief war, während die Boote aufwärts fuhren, um die Thiere den Strom herabzutreiben, und eine andere Abtheilung das Ufer besetzt hielt, um die Flußpferde zu hindern sich in den Wald oder unter das Schilf zu flüchten. Sobald nun diese ungeheuren, aber scheuen Thiere durchzubrechen versuchten, feuerten die am Ufer stehenden Jäger eine Flinte ab, was meist hinreichte, sie ins Wasser zurückzuscheuchen, und als nun auf diese Weise eine bedeutende Anzahl auf eine Sandbank zusammengetrieben war, eröffneten die Jäger ein regelmäßiges Feuer auf die erschrockenen Thiere. So unbehülflich sie aussahen, so viele Schnelligkeit zeigten sie bey ihren Bemühungen, dem unausgesetzten, mörderischen Feuer, dem sie bloßgestellt waren, zu entrinnen. Eine Kanone, die eine einpfündige Kugel schoß, schlug durch die Haut einiger dieser Thiere, während die andern mit einem Hagel von Kugeln, aus Zinn mit Spiesglaskönig vermischt, beschossen wurden. Ein Junges ward fast unverletzt gefangen, als es seiner Mutter folgen wollte, die in der Angst nach dem Lande hindurchzubrechen versuchte. Schon hatten die Jäger es von ihr getrennt und in Gewahrsam gebracht, als das arme Thier

ſein Junges vermißte, ſeiner Furcht vergaß und mit ſolcher Wuth auf die Jäger losſtürzte, daß dieſe zur Flucht genöthigt wurden; ungeachtet des nahen und mörderiſchen Feuers, das auf das Thier gerichtet wurde, gelang es ihm doch, ſein Junges den Händen der Feinde zu entreißen, und es, ſo erſchöpft die Mutter ſelbſt war, davon zu tragen. Mit Eintritt der Fluth war die Jagd zu Ende.

Als die Jäger auf ihrem Rückweg nach dem Schooner längs dem Ufer des Fluſſes an die Stelle kamen, wo man vorher ein Flußpferd im Waſſer geſehen hatte, ließ ſich im Schilf ein lautes Geräuſch hören, als ob das Thier durch das heftige Gewehrfeuer erſchreckt, ſich dort verborgen hätte. Zwey Officiere, die Herren Arlet und Barrette, gingen in Begleitung zweyer Matroſen ſogleich dem Geräuſch nach, in der Abſicht das Thier herauszutreiben. Der erſtere war in ſeinem Weidmannseifer etwas voraus, als man ihn plötzlich laut rufen hörte: „Hier iſt es!“ worauf ſogleich ein gewaltiges grimmiges Gebrüll von irgend einem großen Thiere ſich vernehmen ließ, und wenige Augenblicke darauf Herr Barrette mit blutigem Geſicht und um Hülfe rufend aus dem Röhricht hervorſtürzte, da Lieutenant Arlet von einem Elephanten angegriffen und zu Boden geworfen worden ſey. Die ganze Jagdgeſellſchaft eilte ſogleich fort, den unglücklichen Officier zu ſuchen, den man nur als zertretenen Leichnam wiederzuſehen fürchtete. Als ſie näher kamen, ergriff der von ihrer Anzahl erſchreckte Elephant die Flucht, und ließ ſein Opfer in einem Zuſtande zurück, der ſich leichter denken als beſchreiben läßt. Der Unglückliche lag mit Blut und Schlamm bedeckt, mit weit aus ihren Höhlen hervorgetretenen Augen, kurz mit den ſchauderhafteſten Spuren eines gewaltſamen Todes, auf dem Rücken. Man wendete alle nur in dem Augenblick möglichen Mittel an, ihn wieder zum Leben zu bringen, doch ganz ohne Erfolg, daß man ſchon anfing alle Hoffnung, daß noch ein Lebensfunke vorhanden ſey, aufzugeben. Endlich wurde Waſſer gebracht, mit dem man dem Unglücklichen das Geſicht abwuſch und ihm etwas davon in den Mund flößte, worauf ſich Spuren des wiederkehrenden Lebens zeigten; allein es dauerte noch eine geraume Zeit, bis er ſo weit wieder zu ſich kam, daß er im Stande war, einen zuſammenhängenden Bericht von dem Verlauf des unglücklichen Vorfalles zu geben. Wie es ſcheint, war er ſchon ganz nahe an dem Thiere, bevor er des dichten Schilfs wegen bemerkte, in welcher gefährlichen Lage er ſich befand; als er es aber entdeckte, rief er auch ſchon ſeinen Gefährten zu: „Hier iſt es!“ Kaum waren aber dieſe Worte ausgeſprochen, als er auch ſchon gewahr wurde, daß er ſtatt auf ein Flußpferd, auf einen ungeheuren Elephanten geſtoßen war. Dieſer, der über die unerwartete Störung höchſt aufgebracht ſchien, ſchwang ſeinen Rüſſel in der Luft, bäumte ſich, als jene Worte gerufen wurden, auf die Hinterfüße, kehrte ſich raſch um und ſtürzte ſich, das ihm im Wege ſtehende Schilf niedertretend, mit zornigem Gebrüll auf den Lieutenant, der vergebens ſich bemühte, zu entkommen. Dieſer hatte für einige Augenblicke noch Hoffnung ſich zu retten, da das Thier einen der beyden Matroſen gewahr wurde, der den Wipfel eines etwa zwanzig Fuß hohen und drey Fuß dicken Baumes erklettert hatte und von da herab, während er ſich ſchußfertig machte, mit Geſchrey und drohenden Geberden den Elephanten zu verſcheuchen ſuchte. Der Elephant kehrte raſch um, machte vor Wuth brüllend einen Anlauf gegen den Baum, und ſprang in die Höhe, als wollte er den Matroſen herabhohlen; allein das Gewicht ſeines Körpers ſtürzte den ganzen Baum um, ohne jedoch glücklicherweiſe den Mann zu beſchädigen, der ſich ſofort in das Schilf verkroch; das Thier verfolgte ihn ſchäumend vor Wuth, bis zum hohen Ufer des Fluſſes, während der Matroſe laut ſchrie: „Ein Elephant, ein Elephant!“ und ſo kamen beyde faſt zu gleicher Zeit am Abhange an, auf deſſen Rücken die übrigen Jäger verſammelt waren, die ſich, als ſie das Geſchrey hörten, ſchußfertig gemacht hatten, und den Elephanten mit einem Hagel von Schüſſen empfingen, der nun mit verſtärkter Wuth zu Herr Arlet zurückkehrte. Dieſer war inzwiſchen bey ſeiner eiligen Flucht gefallen und das ungeheure Thier ſtürzte nun über ihn weg und verletzte ihn bedeutend am Knöchel. Sobald der Elephant vorüber war, ſtand Herr Arlet auf und verſuchte, mühſam forthinkend, noch einmahl ſich zu retten, als das Thier umkehrte und den Angriff erneuerte; ſein Rüſſel ſchwebte in der Luft und im nächſten Augenblick war der unglückliche Officier bewußtlos zu Boden geſchlagen. Als er wieder zu ſich kam, ſchien ſeine Lage hoffnungslos, denn ſein eifriger Gegner ſtand mit wüthigem Gebrüll über ihm, ſtampfte den Boden mit ſeinen Füßen und durchwühlte den Schlamm mit den Fangzähnen. Als die Jagdgeſellſchaft Herrn Arlet zuerſt erblickte, lag er zwiſchen den Füßen des Elephanten, und hätte das Thier die Abſicht gehabt, ihn zu zerquetſchen, ſo würde dazu ein einziger Fußtritt hingereicht haben; es iſt alſo wahrſcheinlich, daß der Elephant ſeinen Gegner nur ſtrafen und erſchrecken, nicht aber tödten wollte, eine Ver-

muthung, die mit dem Charakter dieſes großmüthigen, aber rachſüchtigen Thieres vollkommen übereinſtimmt.

Herr Arlet wurde ſogleich mit aller nur möglichen Sorgfalt an Bord des Schooners geſchafft, wo ſich nach genauer Unterſuchung ergab, daß er zwar ſtark gequetſcht, doch aber kein Knochen zerbrochen ſey, mit Ausnahme des Wadenbeines am linken Fuß, das man für leicht gebrochen hielt. Wie es ſcheint hatte der Elephant bey ſeiner zweyten Wiederkehr den Rüſſel mit Schlamm gefüllt, den er dem Lieutenant, nachdem er auf dem Rücken lag, an den Mund geſetzt und eingeſpritzt hatte, wodurch eine große Menge davon in den Magen gekommen war. Daher kam auch der Schmutz in Herrn Arlet's Geſicht und der dem Erſticken nahe Zuſtand, in dem man ihn fand; auch brach er drey Tage nach dieſem Abenteuer eine Menge blauen Sand. Als er auf den Elephanten ſtieß, hatte er eine gezogene Büchſe in der Hand, allein er ſtand zu nahe um ſchießen zu können, und wußte wohl, daß er im Fall eines Fehlſchuſſes verloren ſeyn würde, da die Wuth des verwundeten Elephanten nichts ſchont. Als man ihn ins Boot trug, war ſeine Büchſe vergeſſen worden, es wurden daher vier Mann abgeſchickt ſie zu ſuchen. Sie hatten ſie eben gefunden, und waren im Begriff zurückzukehren, als der Elephant ſie überraſchte. Der erſte und zweyte Matroſe thaten Fehlſchüſſe, zum Glück aber bewog ihn die Kugel des dritten zur Umkehr.

Notizen.

Giuditta Paſta.

Giuditta Negri, vermählte Paſta, erſte Kammerſängerinn Sr. Majeſtät des Kaiſers von Öſterreich, die gefeyerteſte der jetzigen Sängerinnen, ward 1798 in einer eben ſo wohlhabenden als gebildeten Familie zu Saronna bey Como geboren, und in letzterer Stadt erzogen. In ihrer früheſten Kindheit erhielt ſie von einem mütterlichen Onkel Unterricht auf dem Fortepiano. Als ihr eigentlicher Lehrer in der Muſik iſt der 1829 verſtorbene Capellmeiſter an der Domkirche zu Como, Bartolomeo Scotti, zu nennen, der ihr von 1803 bis 1811 Anweiſung auf dem Pianoforte und im Geſang ertheilte, dann Scappa, deſſen Unterricht ſie ſpäter genoß. Weder ſie ſelbſt noch ihre Ältern hatten damahls einen Gedanken, daß die Muſik die Beſchäftigung ihres Lebens bilden ſollte. Doch liebte ſie dieſe Kunſt leidenſchaftlich, und das aufmunternde Lob, das die Schönheit ihrer Stimme gewann, ſteigerte dieſe Neigung.

Zugleich wurde bey ihrer Erziehung kein Zweig vernachläſſiget, welcher zur Bildung eines Mädchens beytragen kann; beſonders fühlte ſie ſich von den Dramatikern angeſprochen, von Metaſtaſio, Alfieri, den Dichtern der „Zaire“ und des „Cimbellin.“ Der Beſuch des Theaters, wo damahls De Marini glänzte, wo die unübertreffliche Pallerini die Schöpfungen Vigano's mit gleicher Meiſterſchaft wiedergab, trug nicht wenig dazu bey, die Keime ihres vielfachen Talentes für das Theater (denn ſie ſpielt kaum mit geringerer Meiſterſchaft als ſie ſingt) zu wecken und zu entwickeln.

Die erſten Blüthen ihrer indeß herangereiften Anlagen zeigte ſie auf dem Teatro Filodrammatico zu Mailand, in den Jahren 1815 und 1816, wo ſie die Hauptrolle in den „Tre Eleonore“ einer von Antonio Zanatta, einem Freunde ihres Hauſes, gedichteten, von Scappa in Muſik geſetzten Oper gab.

Das Teatro Filodrammatico iſt eigentlich kein öffentliches, ſondern ein großes Privattheater, zu deſſen Darſtellungen unentgeltliche Billeten vertheilt werden. Obwohl man daher die damahlige Erſcheinung der jungen Sängerinn kaum eine öffentliche nennen konnte, ſo verbreitete ſich doch ihr Ruf ſo ſchnell bis über die Alpen, daß ſie unmittelbar darauf nach Paris verſchrieben wurde.

Sie hatte ſich damahls mit Herrn Paſta vermählt, einem jungen Doctor der Rechte von der Univerſität Pavia, der aber, ein talentvoller Dilettant in der Muſik, und mehr Euterpen als der Themis geneigt, einen Antrag nicht ungern ſah, welcher nebſt ſeiner Frau auch ihn als Tenor an die Scene berief. Die Anſtände, die etwa der Annahme noch entgegenſtanden, wußte ein alter Freund des Hauſes zu beſeitigen, welcher das ſeltene Talent der jungen Frau erkannte, und den Ruhm vorherſah, der ihr zu Theil werden müßte. Die Paſta brach ihre Darſtellungen auf dem Teatro Filodrammatico ab, um ſich nach Paris zu begeben.

(Der Beſchluß folgt.)

Der Laren Schutz*).

Geweihet iſt, vom Genius bewacht,
Die Stirn, die rein die Prieſterbinde ziert,
Um die Apoll den ſchönen Lorbeer wand,
Der herrlich ſelbſt ſein ſtrahlend Haupt geſchmückt,
Wo mit dem Schild des Schönen und des Wahren
Gebarniſcht glänzt die Tochter Kronions:
Nicht darf des Unheils arggeſinnte Schaar
Verletzen den geweiheten Altar.

Die Laren, die Camönen, die im Haus
Des Meiſters, friedlich, ſegenbringend walten,
Die friſche Kränze gaſtlich Dir gereicht,
Dem Gaſt: willkommen! liebend zugerufen,
Sie haben ſchützend ob Dein Haupt gewacht,
Ein Gaſtrecht übend, wie es Göttern ziemt;
Und jede wunde Spur iſt nun verſchwunden,
Bedeckt vom Kranze, den ſie Dir gewunden.

— te —

*) Frau von Weißenthurn unternahm, im dießjährigen Ferienmonath des k. k. Hofburgtheaters, eine contemplative Kunſtreiſe durch Deutſchland. In Dresden, im Hauſe des gefeyerten Ludwig Tiek, der unſre geſchätzte Künſtlerinn mit Auszeichnung aufnahm, und, ihr zu Ehren, eine dramatiſche Vorleſung (Shakespeare's Sommernachtstraum) veranſtaltete, widerfuhr ihr ein Unfall, der glücklicherweiſe ohne üble Folgen blieb. Sie ſtürzte nähmlich, im Herabſteigen von einer Stiege, und verwundete ſich die Stirn. Dieſes Ereigniß veranlaßte obiges Gedicht.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den 113 19. September 1833.

Der Pflanzer auf Paramaribo.

(Beſchluß.)

Ein Jahr verſtrich; für den Pflanzer ein Jahr der Luſt und des Glanzes; allein keinen dieſer Tage ſollte er wiederkehren ſehen. Das Maß war erfüllt, und die Hand Belſazars ausgeſtreckt. Der Sclave war von ſeinen Ketten befreyt worden. Unklug genug, warum hatte man ihn nicht vollends zu Grunde gehen laſſen! Einer mehr würde nicht ſchwerer in der Wagſchale gewogen haben! Fadlalah in Freyheit geſetzt und beſſer genährt, hatte bald ſeine alte Stärke wieder gewonnen. Die Spannadern an ſeinen athletiſchen Gliedern ſchwellten ſich wieder auf, nur die Schwungfeder der Vernunft ſchien in ſeinem breiten Kopfe auf immer gebrochen. War es wirklicher Blödſinn oder nur Verſtellung des Negers? Man erlangte darüber nie Gewißheit. Übrigens wurde er ziemlich nachſichtig behandelt; auch dachte er, wie es ſchien, nicht mehr daran, zu entweichen. Er hatte angefangen ſich mit Fiſchfang für die Nachbarſchaft abzugeben, und man ließ ihn gewähren; verdiente er ſich doch wenigſtens dadurch ſeinen Unterhalt. Was die Rache betrifft, ſo dachte der arme Narr gewiß nicht mehr daran. Seine ſchwarzen Brüder befanden ſich nie in beſſerem Wohlſeyn*); kein Feuer verheerte die Pflanzungen; die Hausthiere liefen ruhig umher, ohne daß man eines aus unbekannter Urſache todt fand. Von Fadlalah war offenbar nichts zu befürchten.

Das Zuckerrohr grünte wieder; die Barke des Pflanzers erſchien wieder in dem Gewäſſer der Comewine. Vierzehn Tage verfloſſen auf der Plantage unter den gewöhnlichen Arbeiten. Eines Abends ſah man Houtwyn nach Tiſche ſein Gewehr nehmen und von Niemand als ſeinem kleinen Lieblingsneger begleitet an das Ufer des Fluſſes hinabgehen, wo in einer kleinen Bucht desſelben die Kanots der Plantage lagen. Fadlalah kehrte eben, zur gewohnten Stunde, vom Fiſchfange zurück. Der Pflanzer befahl ihm, ihn auf einer Barke nach einer benachbarten Plantage zu führen. Sogleich ſah man den Neger in ein Kanot ſpringen, es von den übrigen losmachen und dicht ans Ufer länden, um ſeinen Herrn ohne Beſchwerde einſteigen zu laſſen. Houtwyn ſtieg in die Barke, ſtreckte ſich unter dem Zelte im Spiegel des Bootes aus, und zog einen der Vorhängen vor, um die Mondſtrahlen abzuhalten, die ihm ins Geſicht fielen. Der kleine Neger ſetzte ſich auf eine Bank nieder, und Fadlalah, der ſeine Pagaie gegen das Ufer ſtemmte, brachte die Barke durch einen einzigen Stoß in die Mitte der Comewine.

Es war eine von jenen Nächten, die keine menſchliche Zunge ſchildern kann; es war eine Nacht in den Wild-

*) Es iſt nicht ſelten, daß Neger aus Rachſucht die Sclaven ihres Herrn vergiften.

niſſen von Guyana. Der Mond ſchweifte über die ſchlummernden Wälder hin, deren Spitzen er mit ſeinem Silberflimmer überzog, während er ihre hohen Stämme in allerley phantaſtiſche Geſtalten verwandelte. Alles ringsum war in tiefe Stille verſunken; nur eine ferne Stimme, der leiſe hinſterbende Ton eines Vogels, das Geräuſch einer Palmenkrone in den Lüften, der Flügelſchlag eines Reihers in den Wurzelträgern allein, unterbrachen von Zeit zu Zeit das erhabene Schweigen der Wildniß. Die Leuchtkäfer funkelten wie fallende Sterne in den Gebüſchen, die Luft war lau und hatte einen Anhauch von Sumpfgeruch. Schon lagen die Wohngebäude der Plantage weit hinter ihnen. Eine Viertelſtunde ſchon glitt die Barke ſchnell und leiſe, wie ein Nachtvogel, über die glatte Fläche des Fluſſes hin, als Fadlalah langſamer zu fahren begann; ſeine Pagaie tauchte ſich nur in langen Zwiſchenräumen ins Waſſer; von Zeit zu Zeit legte er ſie ſogar quer über die Knie und ſchien von ängſtlicher Erwartung gepeinigt, oder er wendete auch wohl den Kopf um, und bückte ſich, um einen Blick in das Zelt ſeines Herrn zu werfen. Sind ſeine Kräfte erſchöpft oder hat er Luſt noch einmahl mit der Peitſche ſeines Gebiethers Bekanntſchaft zu machen? Einmahl ſogar ſtand er auf, ſteckte ſeinen Krauskopf ins Zelt und nahm etwas heraus, das er behutſam ins Waſſer legte, wo es geräuſchlos, nur mit einem kaum vernehmbaren Gurgeln unterſank.

Nach einer Krümmung um eine Waldſpitze ſtrömte die Comewine in gerader Linie eine Zeit lang unter tiefdunklem Schatten dahin, außerhalb deren man ſie wieder in ſilberklarer Helle ſchimmern ſah. Hier ſchien Fadlalah ſeine ganze Kraft wieder erlangt zu haben; er verdoppelt die Ruderſchläge ſeiner Pagaie, das Kanot fliegt einige Augenblicke in der Finſterniß dahin und ſchwebt dann wieder langſamer im vollen Mondlicht. Eine überſchwemmte Savanne dehnt ſich zur Rechten in unabſehbare Ferne aus; die Waldbäume werfen ihre großen Schatten darüber hin; hie und dort erhebt ſich unbeweglich ein verworrener Büſchel Bambusröhricht oder der ſchlanke Schaft einer Palme, auf deſſen Krone ein Sapajou *) hockt und dem Monde Geſichter ſchneidet. Jetzt hatte Fadlalah ſeine Pagaie auf der Ruderbank der Barke niedergelegt und ſtand in ſeiner ganzen Größe aufgerichtet da. Doch ſcheint er noch unentſchloſſen: die Arme über einander geſchlagen, betrachtet er ſchweigend das Zelt, worin ſein Herr ſchläft. Plötzlich wendet er ſich um nach der ſumpfigen Niederung der Savanne und ſtößt einen ſanften klagenden Schrey aus — dann horcht er. Alles umher bleibt ſtill. Noch einmahl ruft er mit noch ſanfterem, mit noch klagenderem Schrey; dann horcht er wieder. Und fern in der Savanne läßt ſich ein Geräuſch vernehmen, wie von einem ins Waſſer fallenden Körper, und ein ähnlicher Schrey antwortet dem des Negers. Fadlalah macht ein Zeichen der Freude: „Ha, der Kaiman kennt noch Fadlalah!“

Zehnmahl noch wiederhohlt er ſeinen Schrey und zehnmahl wird ihm geantwortet; allein es iſt nicht mehr eine einzelne Stimme, zur Rechten, zur Linken, von der Ferne, in der Nähe erheben ſich aus dem Röhricht bellende Stimmen, und vermehren und verſtärken ſich, je näher ſie der Barke kommen. Die ganze Savanne iſt lebendig geworden, mit großen Schuppen geharniſchte Ungeheuer eilen von allen Seiten herbey, tauchen oder ſchwimmen, den grünen Rücken über die Oberfläche des Waſſers erhoben. Fünf Minuten darauf ſieht man zwey Schritte von der Barke zwanzig aufgeſperrte Rachen aus dem Waſſer klaffen. Da öffnet ſich raſch der Vorhang des Zeltes: „Was gibt es da?“ fuhr der Pflanzer auf, den der Stillſtand der Barke und das Getöſe umher aus ſeinem Schlafe geweckt hatte. „Still, Herr, dort in der Savanne der Kaiman ſeinen Kind rufen! Armer Kaiman! wie Fadlalah ſeine Kind verloren haben!“ — „Willſt du rudern, Hund!“ ſchrie der Pflanzer voll Wuth. — „Still, Herr, der Kaiman Fadlalah den Fiſcher kennen und Fadlalah keinen Herrn mehr kennen. Der Mond ſchweigen machen die Kaiman, aber Fadlalah wiſſen ſie immer ſprechen machen.“ — Der Pflanzer außer ſich, wollte aus ſeinem Zelte hervorſpringen, aber der Neger brauchte ihm bloß ſeine Hand entgegenzuſtrecken, und er taumelte zurück, wie ein ſchwaches Kind.

„Ha Böſewicht, du legſt Hand an deinen Herrn! Mein Gewehr, Quaco! gib mir mein Gewehr! Du ſollſt frey ſeyn, guter Quaco, wenn du mir augenblicklich mein Gewehr reichſt.“ Quaco wollte aufſpringen; allein als ſein Auge dem Blicke Fadlalahs begegnete, verließ er zitternd ſeine Bank und kroch unter die Bühne, auf der das Zelt errichtet war. Der Pflanzer ſuchte nach ſeinem Gewehr, allein vergebens; es lag eine halbe Meile rückwärts in dem Fluſſe. Fadlalah ſah ihm ſchweigend zu. Houtwyn wurde die ſchreckliche Gewißheit klar, daß ſeine Stunde gekommen und es um ihn geſchehen ſey; er warf einen halbwahnſinnigen

*) Eine Art kleiner Affen.

Blick auf den Neger, der ihm wie eine zehn Fuß hohe ſchwarze Rieſengeſtalt vorkam; eiskalter Schweiß rann von ſeiner Stirne, während das Auge des Negers auf ihn, wie der Blick der Klapperſchlange auf einen kleinen Vogel, wirkte. An allen Gliedern zitternd, kroch er in das Zelt zurück und barg ſich in einem Winkel, den Mund vor Entſetzen offen, die Augen wild im Kopfe rollend. Vielleicht dachte er an ſein vergangenes Leben zurück, aber ſicherlich nicht daran, ſeine Seele Gott zu empfehlen. Die Kaiman ſtießen ein gräßliches Geheul aus und ſchlugen ihre Kinnladen klappernd zuſammen. Fadlalah blieb noch einige Minuten unbeweglich ſtehen, dann ſtreckte er ſeine Hand aus in das Zelt, zog den halb beſinnungsloſen Pflanzer ohne die geringſte Anſtrengung hervor, und nahm ihn, wie eine Mutter ihr Kind, auf die Arme. „Herr Houtwyn, du immer guter Herr ſeyn!“ ſagte der Neger wie im Wahnſinn. „Du Fadlalah nicht ſeine Kinder genommen! Nicht wahr? Fadlalah ſonſt gut, jetzt Narr ſeyn, Fadlalah Narr ſeyn!“ Bey dieſen Worten brach er in ein wildes Gelächter aus und ließ den Pflanzer ins Waſſer fallen.

Es war nichts mehr zu unterſcheiden: nur ein furchtbares Getümmel, ein Raſſeln von Schuppen, ein Knirſchen und Schnappen, ein brauſender Waſſerwirbel, von dem der Schaum hoch in die Luft ſpritzte und die Barke, wie von einem Sturme gepeitſcht, ſchüttelte. Das Übrige ging unter dem Waſſer vor ſich. Auf der Oberfläche war nichts mehr zu ſehen als ein dunkler Blutfleck, den die friedliche Comewine dahin trieb. Der Neger folgte ihm einen Augenblick mit dem Auge, ſetzte ſich dann auf die Ruderbank, ergriff die Pagaie, und hatte mit zwey oder drey Schlägen das entgegengeſetzte Ufer erreicht. Hier ſprang er ans Land und entfloh als Maron in die Wälder.

Acht Tage nachher ſah man auf dem großen Platze und in allen Hauptſtraßen von Paramaribo eine Bekanntmachung angeſchlagen, worin es hieß: „Auf Befehl des oberſten Juſtizrathes der Colonie: Kund und zu wiſſen ſey Jedermann, daß zweytauſend Gulden jedem Weißen, tauſend Gulden dem Mulatten oder freyen Neger, die Freyheit jedem Sclaven zuerkannt ſind, der den Neger Michael, genannt Fadlalah, Sclave des ehrenwerthen Herrn Janſen Houtwyn, bey ſeinen Lebzeiten Mitglied des Juſtizrathes, der von beſagtem Michael, genannt Fadlalah, meuchelmörderiſch ums Leben gebracht wurde, todt oder lebendig einliefern wird. (Hier folgte das Signalement des Verbrechers.) Die Befehlshaber der Militärſtationen der Sarameca, der Cottica, des Maroni und der übrigen Flüſſe werden dieſe Kundmachung an die Indianer ihrer reſp. Bezirke gelangen laſſen. Der Preis für beſagte Indianer iſt auf fünfhundert Gulden in Geld oder Waaren, nach ihrem Belieben, feſtgeſetzt.“

„Der Secretär des Juſtizrathes:
Daniel Vooryms.“

Zwey Jahre vergingen, ohne daß ſich Jemand um den Preis meldete. Dann erſt, während der Regenzeit, ließ ſich ein Indianer, Nahmens Arrowuka, der von dem Ufer der Sarameca kam, eines Morgens bey Herrn Daniel Vooryms melden. Bey dem Secretär des oberſten Juſtizrathes vorgelaſſen, entboth der Indianer nach der Sitte ſeiner Landsleute ihm ſeinen Gruß, ohne ein Wort zu ſprechen, und indem er einen Binſenkorb öffnete, zog er an den Haaren einen ſchwarzen Kopf daraus hervor, der erſt vor kurzer Zeit abgeſchnitten zu ſeyn ſchien. Der Beamte der Colonie bemerkte auf den erſten Blick, außer andern bekannten Zeichen, daß an dieſem Kopf ein Ohr fehlte, und ſogleich ſagte er: „Dieß iſt der Kopf des Negers Michael, genannt Fadlalah, des Mörders unſers Freundes und Collegen, Herrn Janſen Houtwyn; man gebe dieſem Indianer die zugeſagte Belohnung.“ —M.—

Logogryph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9.

Ich hatte mich verkältet, und mußte, meiner angegriffenen Bruſt wegen, das Zimmer hüten. Eben ſaß ich am Fenſter, und ſah dem Manne nach, der über den 1245 ging, und die 5431 nach Hauſe trieb, die mir zu meinem Selterwaſſer das beſte Naturmittel gab, als Freund P. athemlos und ganz exaltirt ins Zimmer ſtürzte. — Mein Burſche, der eben die getrennte 67894 in meiner Uniform ausbeſſerte, ließ ſelbe vor Schreck fallen. Ich erklärte meinem Freunde, daß ich ſehr unwohl ſey und mich verkältet habe, indem ich ganz echauffirt viel 431 aß, was meiner Bruſt ſehr übel bekam. — Pah, pah! ſagte P. das nützt dir alles nichts, du mußt doch mit mir ins Concert, — hier habe ich zwey Billets — unſer herrlicher 87294 ſingt darin, nun in meiner freudigen Aufregung wird mich's doppelt freuen! — Freund! erwiederte ich, mein Arzt verbeth mir das Ausgehen, ich kann dir nicht folgen! — Mein Freund ſchmollte, ging aber endlich fort. — Ich dachte mir: Fatales Unwohlſeyn, das mich um den Genuß, 872941 herrlichen Geſang bewundern zu können, bringt, und mich auf die Töne meines 123456789 beſchränkt, der eben jetzt eine Waldweiſe zu trillern anfing.

C. F. Müller.

Notizen.

Schauspiele.

Im k. k. Hofburgtheater wurde am 10. d. M. zum ersten Mahle gegeben: Sigmund, Schauspiel in zwey Aufzügen, nach dem Roman Indiana und nach Scribe bearbeitet von F. A. von Kurländer. — Hierauf folgte, gleichfalls zum ersten Mahle: List und Strafe, Lustspiel in einem Aufzuge, nach dem Französischen des Sedaine bearbeitet von Herzenskron. —

Das Schauspiel Sigmund erfreute sich von Seite des Publicums einer sehr beyfälligen Aufnahme. Es gehört ganz der neuesten französischen Schule im Fache des Lustspiels an, und darin liegt vielleicht auch ein Hauptgrund seines genossenen Beyfalls; denn man mag hunderfnahl erweisen können und erweisen, daß die alte Gattung heiterer Lebensgemählde besser, gediegener sey — das Leben selbst hat eine andere Dichtung, Farbe angenommen, und mit ihm sein Abdruck: das Lustspiel, und hierin mehr als irgendwo bewährt sich Schiller's Ausspruch: „Der Lebende hat recht." — Wir finden auch hier eine junge, reizende, lebenslustige Frau, Adolphine Ralph, die an einen ältlichen Kaufmann vermählt ist, und mit ihm nicht volle Befriedigung ihres Lebensglückes findet. Ihr zur Seite bewegt sich, als Freund des Hauses, der junge, elegante, mit allen Künsten der Verführung vertraute Marquis Barades, und lauert die Momente weiblicher Schwächen ab, um ihre Tugend wankend zu machen. Ralph entfernt sich vom Hause nach dem Badeorte Nizza, und bietet so dem Marquis willkommenen Spielraum für seine Plane, wiewohl in einem jungen Manne, Sigmund, welcher Compagnon des Hauses und Ralph's Schützling und wärmster Freund ist, ein wahrhaft treuer Diener seines Herrn zurückbleibt. Dieser weiß es auf zarte Weise der vergnügungssüchtigen Frau begreiflich zu machen, wie ihr tägliches Erscheinen an der Seite des Marquis auf Bällen und in Gesellschaften leicht übel gedeutet werden könne, und auch schon mitunter gedeutet werde; ja es gelingt seinen in den höchsten Zartsinn gekleideten Vernunftgründen, Adolphinen von dem bereits beschlossenen Erscheinen auf einem Balle abzuhalten, wohin sie in Begleitung des Marquis gehen sollte. Allein bald wendet sich das Blatt wieder. Barades wendet alle Künste der Überredung an, und indem er Adolphinen zu verstehen gibt, es sey ihr der Besuch des Balles von jemanden verbothen worden, reizt er ihren beleidigten Eigenwillen zur Beweisführung des Gegentheils; Adolphine beschließt auf dem Balle zu erscheinen, jedoch unter der Bedingung, daß Barades, der es auch verspricht, nicht zugegen seyn dürfe. — Dieser hat ein heimliches Verhältniß mit Betty, im Hause Ralph's, welche sich auf einer seiner Fabriken in der Nähe der Stadt befindet; dahin will er nun dieselbe Nacht gehen, um die Zeit, in welcher er von Adolphine entfernt, zuzubringen, wozu ihm das thörichte Mädchen, die im Wahne steht, der Marquis werde sie heirathen, die dringendste Einladung machte. Inzwischen kehrt Adolphine vom Balle schneller heim und fährt auf die Fabrik, wo Betty ihren Emil in aller Eile in ein Seitencabinet verbirgt. Während Frau von Ralph ihren Gefühlen, die nur allzusehr für den Marquis sprechen, in einem Selbstgespräche lauten Ausdruck gibt, vernimmt dieser in dem anstoßenden Cabinete diese Zeugen seiner Hoffnung, und wagt es, zu ihren Füßen zu stürzen, einen ganz anderen Beweggrund seines Hierseyns angebend. Barades ist ein Freund Ralph's, seine Mutter, gleichsam eine zweyte Mutter Adolphinens; dazu kömmt, daß er, als einst Ralph einem Fallimente nahe gewesen, diesem in einem Schreiben ohne Unterschrift 40,000 Fr. zur Hülfe angebethen (die Ralph auch ohne zu wissen wie empfing) und Adolphine in diesem Augenblicke aus einem Briefe des Marquis wahrnimmt, daß es dieselbe Schrift sey — kurz die bethörte, überwältigte Frau steht dem Momente nahe, wo ihre Tugend zum Falle sich neigt. Da erscheint wieder Sigmund als rettender Engel. Er erfährt durch Betty, wie der Verführer ihretwillen hieher gekommen, sie zu heirathen versprochen habe, er liest Adolphinen einen Brief Ralph's vor, der den größten Edelmuth athmet — dieß wirkt auf die im Grunde gute, nur leichtsinnige Frau. Auch die 40,000 Fr. wurden nicht vom Marquis, sondern von Sigmund selbst, der sie in der Lotterie gewann, vorgeschossen. Sigmund hatte Adolphinen in dem Momente überrascht, als Barades zu ihren Füßen lag — er überbrachte auch die Nachricht, daß Ralph in der Stadt angekommen sey; dieß bewirkt die größte Zerknirschung und Verzweiflung Adolphinens. Sie will einsam fliehen, und schreibt ihr Bekenntniß und diesen Entschluß ihrem Gatten. Doch den Brief hatte Sigmund, seinen Inhalt ahnend, aufgehalten. Jetzt da der Marquis abgewiesen, Adolphine zu voller Erkenntniß ihres Unrechts gelangt ist, gibt er denselben zurück, der Schleyer des Vergangenen bleibt ungelüftet, und die Gatten feyern ihr Wiedersehen ungetrübt. — Das Gewebe, welches in zarten Motiven die Handlung dieses Stückes durchläuft, macht dieselbe, ohne daß eben wichtige Ereignisse vorgehen, interessant. Das Gemüth wird in steter Spannung gehalten, und wiewohl der moralische Sinn erst zum Schlusse, und auch da nicht vollkommene Befriedigung, wenn wir es genau nehmen, erhält, so kann man doch behaupten, daß die Verirrungen nirgends über die Gränze menschlicher, nahmentlich weiblicher Schwäche gehen, die hier nur anschaulich, nicht unwahr gezeichnet erscheint. Hr. von Kurländer hat auch hierin einen angebornen Tact. Er bearbeitete das Stück nach dem Romane Indiana und nach Scribe's Stück zugleich; man muß letzteres gelesen haben, um vollkommen zu würdigen, wie sehr in jeder Rücksicht, besonders aber für Adolphinens mögliche moralische Rettung, die deutsche Bearbeitung dem Orginale, mindestens nach deutscher Gefühls- und Denkweise, voransteht. Der Erfolg war sehr glänzend, und der Applaus äußerte sich auch am Schlusse lebhaft. —

Hr. Fichtner gab den Sigmund, man kann sagen mit Virtuosität. Voll Gefühl, dabey bestimmt, ernst, männlich, war seine Leistung der Culminationspunct trefflichen Spieles. Ihm zur Seite stand Dlle. Peche in gleicher Vollkommenheit. Liebreiz im Äußern, Gefühl im Ausdruck, Delicatesse selbst im Momente der Verirrungen, charakterisirten ihr Spiel. Mit Lob muß auch Mad. Fichtner als Betty, und Hr. Herzfeld in der anwiderden Parthie als Marquis Barades genannt werden.

Den Inhalt des zweyten Stückchens: List und Strafe, wollen wir nicht aus einander setzen, indem das französische Original ein mehr als sechzigjähriges Alter hat, und dem Publicum auch schon eine deutsche Bearbeitung unter dem Titel: „die unversehene Wette" bekannt seyn dürfte. Es fand nicht sehr günstige Aufnahme. Wir glauben, daß man sich durch den etwas wichtigen Titel getäuscht fühlte, und das Stückchen als Bagatelle, dramatische Scene oder Kleinigkeit mehr angesprochen hätte. Es ist in Wahrheit so übel nicht. Dlle. Müller, Hr. Korn und Hr. Herzfeld spielten überdem sehr gut. Ermin.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Die P. T. Herren Pränumeranten, welche diese Zeitschrift fortzusetzen gedenken, werden ersucht, den weiteren vierteljährigen Pränumerationsbetrag mit 6 fl. W. W zu entrichten.

Der Sammler

Sonnabend, den 114 21. September 1833.

Die Uniform des Capitäns.

(Aus Capitän Marryat's Naval Sketches.)

Ungefähr eine Woche ſchon kreuzten wir vor der däniſchen Inſel St. Thomas, als wir nahe am Land eine Brigg bemerkten. Wir ſetzten alle Segel auf, um auf ſie Jagd zu machen, und wir befanden uns bald nur noch anderthalb Seemeilen vom Geſtade, als die Brigg unter einer Batterie Anker warf, die unverzüglich ihr Feuer auf uns richtete. Glücklicherweiſe gingen ihre Kugeln zu hoch, und mehrere über unſere Köpfe weg oder zwiſchen den Maſten durch. Unſer Capitän, Herr Kearney, hatte ſtets für alle Gelegenheiten eine Geſchichte in Vorrath. „Ich erinnere mich," ſagte er, „eines ſehr merkwürdigen Vorfalls. Drey Kanonenſchüſſe wurden auf die Fregatte abgefeuert, auf der ich mich befand, und die drey Kugeln ſchoſſen gerade die drey Leinen der drey Marsſtengen ab, die ſo zu gleicher Zeit herabfielen."

Herr Philott, der Schiffslieutenant, der nie eine Anekdote des Capitäns vorübergehen ließ, ohne ihr Eins anzuhängen, erwiederte: „Das iſt freylich eine ſeltſame Geſchichte, Capitän; aber ich habe noch eine ſeltſamere erlebt. Wir hatten gerade unſere vier Kanonen auf dem Hauptverdecke geladen, und in dem Augenblicke, wo die Kanoniere die Ladeſtöcke herauszogen, gab uns der Feind eine Ladung, von der vier Kugeln in unſere Kanonenläufe fuhren, und uns die Mühe erſparten, vollends zu laden. Wir ſchickten den Dänen ihre Kugeln zurück und ſie dieſelben uns wieder, und ſo ging es dreymahl hinter einander fort."

„Auf meine Ehre," erwiederte Capitän Kearney, „dieſe Geſchichte haben Sie bloß geträumt, Herr Philott."

„Gerade ſo, wie ſie die Ihrige, Capitän."

Der Capitän Kearney hielt in dieſem Augenblicke ſein Fernrohr in der Hand, und zwar geſchultert wie eine Flinte, als eine Kugel aus der Batterie über ſeinen Kopf wegpfiff und das Fernrohr in tauſend Stücke zerſchmettert mit ſich fortnahm.

„Gut für dießmahl," ſagte der Capitän mit großer Kaltblütigkeit, „aber möchten Sie wohl behaupten, daß dieß dreymahl hinter einander geſchehen könnte? Geben Sie mir ein anderes Fernrohr. Ich bin überzeugt, daß dieſe Brigg ein franzöſiſcher Corſar iſt. Was ſagen Sie dazu, Herr O'Brien?"

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Capitän," erwiederte O'Brien, „und ich glaube auch, es würde für unſere Mannſchaft ehrenvoll ſeyn, wenn wir den Corſaren unter der Batterie ſelbſt wegnehmen könnten."

„Steuerbord an die Barre, Herr Philott! nehmen Sie vier Viertel Wind, und wir werden heute Abend ſehen, was zu thun iſt," ſagte der Capitän.

Die Fregatte entfernte ſich nun aus dem Feuer der Batterie. Es war eine Stunde vor Sonnenuntergang,

auf den in Oſtindien kein Zwielicht folgt, wie unter den nördlichen Breiten; die Sonne ſenkt ſich in ihrer vollen Pracht zwiſchen Gewölken von Gold und Rubinen hinab, blitzt noch einmahl am Horizont empor, erliſcht, und Alles umher verſinkt in Dunkel. Sobald die Nacht hereingebrochen war, hielt der Capitän mit ſeinen Lieutenants Kriegsrath; es wurde beſchloſſen, die Unternehmung zu verſuchen; denn ein ſo ernſtes Wagſtück es auch ſeyn mochte, eine Brigg unter den Kanonen einer Batterie wegzunehmen, da man ſich immer im Nachtheil befindet, ſo war doch der Schaden, den dieſe Corſaren dem engliſchen Handel in Oſtindien zufügten, ſo groß, daß man immerhin etwas wagen durfte, um ſie zu vernichten.

Capitän Kearney, der, eben ſo klug als tapfer, alle möglichen Fälle berechnete, wollte nicht, daß der Angriff bey Nacht vor ſich gehen ſollte. „Das Wagniß,“ ſagte er, „iſt freylich größer, aber man geht bey Tage friſcher daran als bey Nacht, und den Tag über wird die Mannſchaft in der Batterie und am Bord des Corſaren weniger auf ihrer Huth ſeyn.“ Es wurde alſo beſchloſſen, daß während der Nacht Alles vorbereitet und die Schaluppen vor Tagesanbruch ausgeſetzt werden ſollten; dann wollte man ſich hinter Felſen verborgen halten, die nach der Seite des Hafens hin ein Vorgebirge bildeten, und hier, wenn man nicht entdeckt würde, bis Mittag, als der Stunde, wo die Mannſchaft der Brigg wahrſcheinlich ſich größtentheils am Land befinden würde, bleiben.

Die Vorbereitungen zu einer ſolchen Unternehmung gewähren am Bord einer Fregatte immer ein lebendiges und unterhaltendes Schauſpiel. Die Kriegsſchiffe haben gewöhnlich eine doppelte Mannſchaft an Bord; die eine beſteht aus den einem Schiffe nützlichſten und unentbehrlichſten Leuten, und die andere, die zum Dienſt und Kampf verwendet wird, aus den entſchloſſenſten und tapferſten des Schiffsvolkes. Übrigens kann man ſich darauf verlaſſen, daß die Befehlshaber der Schiffe bey ſolchen Gelegenheiten Sorge tragen, ihre Mannſchaft zweckmäßig auszuſuchen.

Die große Schaluppe, die Jolle und die zwey Kutter wurden zum Angriffe beſtimmt; man brachte Kanonen auf Schleifen in dieſelben, um ſie deſto leichter vom Vordertheile der Schiffe nach dem Hintertheile zwiſchen den Matroſen hindurch bringen zu können; dann wurden Käſten mit Munition und Patronen eingeſchifft. Die Ruder wurden mit Seilringen auf eiſernen Dullen befeſtigt, um deſto weniger Geräuſch zu machen und keines zu verlieren, wenn man die Brigg enterte; endlich nachdem alle Vorkehrungen getroffen waren, ohne ſelbſt einen kleinen Vorrath von Waſſer und Branntwein zu vergeſſen, auf den Fall, daß ein unvorhergeſehener Zufall uns länger, als wir dachten, aufhalten ſollte, beſchäftigten ſich die Matroſen mit ihren Waffen; die Einen ſchraubten friſche Piſtolenſteine auf, Andere ſchärften ihre Säbel am Schleifſteine, oder mit einer vom Waffenſchmied entliehenen Feile. Es war eine Luſt, ſie ſo rührig und voll friſchen Muthes zu ſehen. Es bedurfte nicht einmahl der Pfeife des Bootsmannes, um ſie auf ihren Poſten zu rufen, und man hätte glauben mögen, es gehe an eine Luſtparthie, nicht an einen Kampf, wo es Leib und Leben galt.

Capitän Kearney beſtimmte die Officiere, die den Befehl übernehmen ſollten. Da er den Cadetten nicht recht traute, von denen er, wie er ſagte, aus Erfahrung wiſſe, daß ſie dergleichen Unternehmungen durch ihre Tollkühnheit gewöhnlich verderben, ſo beſtimmte er den erſten Lieutenant Philott zum Befehlshaber der Schaluppe, O'Brien für die Jolle, den Maſtmeiſter für den erſten Kutter und den Hochbootsmann Chucks für den zweyten. Chucks war voll Freude, einen Kutter zu befehligen, und forderte mich auf, mit ihm mich einzuſchiffen, was ich bereitwillig that, obgleich ich gewöhnlich O'Brien begleitete.

Ungefähr eine Stunde vor Tagesanbruch fuhren die Schiffe ab, und die Fregatte warf in einer Entfernung Anker, die jeden Verdacht beſeitigen mußte, während wir ruhig an der uns angewieſenen Stelle anlangten. Nach einer Viertelſtunde hatten wir das Vorgebirge erreicht, das eine von den Seiten der Bucht bildete, und wir legten zwiſchen den Felſen an. Dann wurden die Ruder eingezogen, die Kabeltaue angebunden und das tiefſte Stillſchweigen anbefohlen. Die Felſen waren ſo hoch, daß es unmöglich war, uns zu ſehen, wenn man nicht bis an den Rand der jähen Felswände herauskommen wollte. Das Meer war glatt wie ein Spiegel, und als es heller Tag wurde, unterhielten ſich unſere Leute, die nachläſſig am Rande der Fahrzeuge lehnten und umherlagen, die Korallen und Fiſche auf dem Grunde des durchſichtigen klaren Gewäſſers zu beobachten.

„Ich kann Ihnen nicht verſchweigen, Sir,“ ſagte Chucks leiſe, „daß ich keinen glücklichen Ausgang von dieſer Expedition ahne, und es iſt mir immer, als ſollte morgen Einer von uns beym Vorleſen fehlen. Auf Meerſtille folgt Sturm, und ſehen Sie, wie ſtill es um uns her iſt! Aber ich muß meinen Caputrock ausziehen,

denn die Sonne macht ſchon heiß. Heda, reiche mir mein Kamiſol dort, das rechter Hand neben dir zuſammengerollt liegt.“

Chucks zog ſeinen Überrock aus, den er ohne Kamiſol darunter angelegt hatte, als er bemerkte, daß er ſtatt ſeines Kamiſols die Uniform des Capitäns ſammt ihren beyden Epauletten mitgenommen hatte. „Bey dem ganzen engliſchen Adel,“ rief er aus, „ich habe des Capitäns Uniform mitgenommen; da bin ich in einer ſchönen Verlegenheit. Behalte ich meinen dicken Caputrock an, ſo koche ich im Schweiß, und ziehe ich die Uniform des Capitäns an, ſo könnte man mir es auslegen, als habe ich den Reſpect gegen ihn außer Augen geſetzt.“ O'Brien, der es in ſeiner Jolle hörte, ſagte: „Ich ſehe nicht, daß die Uniform des Capitäns etwas verlieren ſollte, wenn ſie Herr Chucks anzieht, es müßte denn geſchehen, daß eine Kugel hindurchführe, und dann könnte Herr Chucks nichts dafür.“

„Nein,“ erwiederte Lieutenant Philott, „und der Capitän könnte dann ſchwören, eine Kugel ſey durch ſeinen Rock durch und durch gefahren, ohne ihm die Haut zu ritzen, und dieſe Geſchichte wäre wohl eine neue Uniform werth. Ziehen Sie daher immerhin den Rock an, Herr Chucks, er wird für den Feind eine vortreffliche Zielſcheibe abgeben.“

„Um das Vergnügen, für einen Gentleman zu gelten,“ ſagte der Hochbootsmann, „möchte ich es ſchon wagen. Her alſo — mit der Uniform!“

Es gereichte zur allgemeinen Ergötzlichkeit, als Herr Chucks die Uniform anzog und ſich mit ſelbſtzufriedenem Geſichte neben den Schoten des Spiegels ausſtreckte. Da aber Einer von den Matroſen den Scherz noch länger fortſetzen wollte, als es dem Hochbootsmanne gefiel, ſagte er zu ihm: „Webber, ich muß dir bemerklich machen, daß es nicht Sitte, einem höhern Officier ſo unter die Naſe zu lachen, und wenn wir uns am Bord der Fregatte wieder treffen ſollten, ſo bin ich begierig zu ſehen, ob du dich vor dem Hochbootsmanne mit dem Stock eben ſo gebrauchen wirſt, wie vor dem Hochbootsmann in der Capitänsuniform.“ Chucks war bekannt wegen ſeiner Vorliebe für die Anwendung des Argumentes, mit dem er den Spötter bedrohte, und die Stille wurde wieder hergeſtellt.

So harrten wir, ohne entdeckt zu werden, bis Mittags hinter den Felſen; ein Officier begab ſich ſogar noch weiter vor, um Erkundigung einzuziehen, wie es auf der Brigg ſtehe. Die Boote fuhren unaufhörlich zwiſchen dem Corſaren und dem Ufer hin und her, und brachten jedes Mahl ein Dutzend Matroſen ans Land, ſo daß wir hoffen durften, auf der Brigg nur wenig Leute zu finden, die uns Widerſtand leiſten konnten. Philott zog ſeine Uhr und zeigte ſie O'Brien, um ihm zu beweiſen, daß er pünctlich dem Befehle des Capitäns nachkomme; es war zwölf Uhr, und er gab das Signal zum Aufbruche. Man band die Kabeltaue los, lud die Kanonen und ſchüttete Zündkraut auf; die Matroſen griffen zu den Rudern und in zwey Minuten hatten wir die Felſen verlaſſen, und erſchienen eine Viertelmeile vom Ufer und eine halbe Meile vom Corſaren in der Linie. Es wurde aus Leibeskräften gerudert, aber kein Laut gegeben, bis uns der Feind ſeine erſte Kugel zugeſendet hatte, die von einem Puncte herkam, wo wir es uns nicht verſehen hatten; nähmlich aus einer Doppelbatterie, die man zu beyden Seiten der kleinen Bucht angelegt hatte, und von der uns ſomit eine Kanone in dem Augenblicke begrüßte, wo wir in den Hafen einliefen; ſie traf uns nicht, eben ſo wenig drey andere Kugeln, die der erſten unmittelbar folgten, aber uns doch zwey Ruder am erſten Kutter mitnahmen.

Inzwiſchen hatten wir bemerkt, daß, ſobald man unſer auf der Brigg anſichtig wurde, die Boote ans Ufer abgeſchickt worden und jetzt mit Mannſchaft beladen zurückgekehrt waren. Sie waren noch einmahl ans Land gerudert, aber noch nicht wieder bey dem Corſaren angelangt, ſo daß wir uns beyde ungefähr gleich weit entfernt vom Schiffe befanden, und es ſchwer zu ſagen war, wer zuerſt es erreichen würde. O'Brien rief jetzt Philott zu, wir müßten damit beginnen, daß wir die Boote angriffen, um dann den Corſaren auf der Seite zu entern, wohin ſie ihre Richtung nahmen, denn wahrſcheinlich ſey dort in dem Netze der Seitenbruſtwehr, die uns ein furchtbares Hinderniß entgegengeſtellt haben würde, eine Öffnung gelaſſen worden, durch die das Schiffsvolk der Brigg aus und ein ging. Philott war gleichfalls dieſer Meinung, und befahl den Ruderern im Bugſpriet, ihre Ruder fallen zu laſſen und die Kanonen zu richten, während die Ruderer auf den Seiten ihre Anſtrengungen verdoppelten.

(Der Beſchluß folgt.)

Epigramme.

An ein lächelndes Mädchen.

O! lächle noch einmahl, damit ich wieder ſehe,
Wie Perlen unter Roſen ſteh'n.
O! hör' zu lächeln auf! daß ich nicht ewig ſtehe,
Um lächeln dich zu ſeh'n.

Auf den Beyſatz „wie allgemein bekannt“ in neuern literäriſchen Producten.

Wenn Autor Har mit etwas Seit'nem zieret
Der tiefen Werke dicken Band,
So ſteht dabey ſtets angeführet:
„Wie allgemein bekannt.“

Säh' Har ob ſein „Bekannt“ die Leſer trübe fragen,
Nicht ſchmeichelte er ihnen mehr;
Säh'n ihn die Leſer drob in fremden Büchern ſchlagen,
So prahlt er nicht ſo ſehr.

Adolph Wiesner.

Auflöſung
des Logogryphs im vorigen Blatte:
Stieglitz.

Notizen.

Eduard Bauernfeld
und ſein neueſtes Schauſpiel „Helene“ im k. k. Hofburgtheater aufgeführt.

(Beſchluß.)

Was Hrn. Bauernfeld überhaupt mangelt, konnte auch in dieſem Schauſpiele nicht hervorleuchtend ſeyn, nähmlich Erfindungsgabe. Welchem Theaterbeſucher ſind nicht ſchon zehn und zwanzig Intriguen von Stücken vorgekommen, worin zwey Liebhaber ſich um ein Mädchen bewerben, der Eine aus wahrer innerer Seelenneigung, der andere um des Geldes willen, das der reiche Vater aufgehäuft hat? Dieſe zwey Prätendenten heißen hier der Rittmeiſter Graf Bannewitz und Herr von Spangenberg, Geſandter eines benachbarten Hofes. Helene fügt ſich in den Willen des Vaters, und will letzterem die Hand reichen. Das Unglück iſt inzwiſchen der wahre Probierſtein der Liebe wie der Freundſchaft. Banquier Friedau ſpeculirte auf Krieg, aber die ſegenvollen Fügungen des Himmels wollen Frieden, und Spangenberg ſelbſt iſt es, der die Einigkeit vermitteln hilft. Seine Nachricht iſt daher für Friedau ein Donnerſchlag. Gerade in dem Momente, als die Verlobung Helenens vollzogen werden ſollte, erfährt er den nahen Ausbruch ſeines Fallimentes, und ſinkt ohnmächtig zuſammen. Hr. von Spangenberg tritt nach dieſem Vorfalle zurück, und Helene, die ſich zuvor ohne Liebe, aber auch ohne Widerwillen ihrem Vater gefügt, fühlt ſich nun enttäuſcht über die Nichtswürdigkeit ihres Bräutigams. Dagegen iſt Graf Bannewitz gerade in dem Augenblicke der Noth der thätigſte Helfer, mit Leben und Vermögen. Als er die ſchimpfliche Art erfuhr, wie Hr. von Spangenberg ſich zurückgezogen, beſchließt er Rache an ihm zu nehmen, wofern er ſein Unrecht nicht ehrenvoll wieder gut machen wolle. Mit Piſtolen bewaffnet erſcheint Graf Bannewitz vor dem Geſandten, der ſich inzwiſchen zur Heirath unter der Vorausſetzung bereitwillig erklärt, daß Helene, ſo wie er ſie kenne, nimmermehr, nach der erſten Ablehnung ihrer Hand, ſich dazu verſtehen würde. Der Erfolg rechtfertigt ſeinen Plan, und Helene, welche bey dieſer Gelegenheit die gränzenloſe Liebe und Aufopferung des Grafen Bannewitz kennen gelernt, entſpricht freudevoll ſeinem glühenden Verlangen und wird deſſen Gattinn. In allen dem iſt, wie ſchon im Eingange angedeutet worden, durchaus nichts Neues, die Verhältniſſe ſind eine ſchwache Variation zwanzigmahl dageweſener, und doch hat das Stück ſowohl in Einzelnheiten als durch den Totaleindruck unbezweifelte Wirkung hervorgebracht. Es muß zur Ehre des Dichters bemerkt werden, daß er das Arrangement der Handlung ſehr wohl getroffen, und dem Effecte ſeine paſſenden Stellen zugewieſen hat. Wir nennen einen ſolchen Moment jene Scene, als Friedau, gerade im Begriffe die Hände der Verlobten in einander zu legen, die Unglücksbothſchaft ſeines bevorſtehenden Fallimentes erfährt. Nicht ohne Geſchick iſt auch der Schluß des Stückes herbeygeführt, ein Umſtand, der bisher den Bemühungen des Hrn. Bauernfeld meiſtens nicht gelingen wollte. Viele meinten zwar, es dürfte kein beſonderer diplomatiſcher Tact dazu erforderlich geweſen ſeyn, daß Spangenberg auf die Verwerfung ſeines neueſten Antrages von Seite Helenens rechnen durfte; allein darauf hat es der Dichter auch nicht abgeſehen, genug daß es geſchieht und wahrſcheinlich iſt. Die Einkleidung, der Dialog ſind durchaus meiſterhaft zu nennen. Es herrſcht eine Reinheit in der Sprache, eine Gedankenfülle in den Reden, wie ſie des poetiſchen Talentes des Hrn. Bauernfeld würdig ſind. Dabey übt jene angenehme Miſchung von Gefühl und Humor ihre nie verfehlte Wirkung, und ſo kann man ſagen, daß das dichteriſche Gericht mehr durch die Zugaben, das Gewürz u. ſ. w. ſchmackhaft geworden ſey, als durch ſich ſelbſt und den urſprünglichen Werth. Die Charaktere des Stückes ſind durchaus Nachahmungen. Man könnte von jedem den Erzeuger oder wenigſtens Gevatter nennen. Allein wozu? Hr. Bauernfeld hat ſie dem ausgezeichneten Spielvermögen einzelner Künſtler mitunter ſehr individuell angepaßt, und das Publicum ſah gerne wieder, was es, wenn auch ſchon oft, bewundert hatte. —

Ich komme bey dieſer Gelegenheit auf den Umſtand zu ſprechen, daß Hr. Bauernfeld einen großen Theil von dem Erfolg ſeiner Stücke gewiß dem jederzeit im höchſten Grade ausgezeichneten Spiele der Künſtler des k. k. Hofburgtheaters zu verdanken hat. Seine Piecen ſind faſt immer, ſelbſt in ihren nicht voranſtehenden Parthien, mit Darſtellern erſten Ranges beſetzt. Das iſt viel Gewicht in die ſchwankende Wage des Beyfalls. Helene wurde von Dlle. Peche mit der vollkommenſten Auszeichnung gegeben. Deßgleichen konnte die Rolle Henriettens, wiewohl eine Nebenparthie, in keinen beſſeren Händen, als der Dlle. Müller ſeyn. Hr. Wilhelmi gab den alten Militärdiener Sebaſtian mit einem Aufwande von Kunſt und natürlicher Wahrheit, daß er zur Bewunderung hinriß, wiewohl man in ähnlichen Rollen das Ausgezeichnetſte von ihm zu ſehen gewohnt iſt. Hr. Laroche ſpielte den Friedau ſo trefflich und naturwahr, wie ſeine Leiſtungen immer ſind, und in der Scene der Unglücksnachricht im zweyten Aufzuge wahrhaft ergreifend. Spangenberg wurde von Hrn. Herzfeld gleichfalls gut, die kleine Rolle des Baron Reiberſtein aber von Hrn. Fichtner mit genialer Originalität dargeſtellt. Hr. Coſtenoble erhob durch ſein geiſtreiches Spiel die Nebenrolle des Treuheld in einzelnen Momenten zur Bedeutung, und eine ausgezeichnete Künſtlerinn, wie Mad. Poller, erſchien in der winzigen Parthie der Fr. von Hellborn, und nützte dem Ganzen dadurch, daß ſie erſchienen war. —

Das Schauſpiel erhielt ſehr beyfällige Aufnahme, der Dichter wurde zum Schluſſe gerufen, und die ſeitherigen Wiederhohlungen waren immer beſucht.

Ermin.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Sammler

Dinſtag, den 115 24. September 1833.

Reiſeerinnerungen.

Nach Alexander Dümas.

Ich kehrte am fünften Tage von meiner Excurſion nach Chamouny zurück*), und langte um 10 Uhr Abends in Martigny an. Der mich wiedererkennende Wirth begrüßte mich mit komiſch verlegener Miene. Sein Haus war ſo voll, daß für ihn ſelbſt nur in der Scheune Platz zum Schlafen blieb; wo alſo mich unterbringen? Er verſuchte, zwar ſchüchtern, mich von der Wohlthätigkeit des Heugeruches für die Geſundheit und den Vorzügen eines Strohlagers neben dem ſeinen vor jedem andern zu überzeugen, allein ich war 12 Stunden weit marſchirt und wollte bequem und gut ſchlafen. Seine Gründe zogen daher nicht bey mir, und ich hieß dem Führer, mich in ein anderes Wirthshaus zu bringen. Da machte der Wirth noch einen letzten Verſuch, mich zu halten. Er habe, ſagte er, in einem großen Zimmer zwar ſchon eine Geſellſchaft von fünf Herren untergebracht, allein noch einer mehr mache dort keinen Unterſchied, und wenn ich mit einer auf die Erde gelegten Matratze, wie jene, vorlieb nehmen wolle, ſo werde er für mich ſorgen.

Ich bejahte, und ſo fort ſchritt er nach dem erwähnten Zimmer voran, aus welchem ſich ein luſtiger Lärm vernehmen ließ. Die Herren machten ſich den Spaß, um den Raum ihrer Matratzen einen kleinen Krieg zu führen; vielleicht ſchien ihnen der Platz zur friedlichen Vertheilung von fünfmahl ſechs Fuß Länge und drey Fuß Breite nicht ganz entſprechend. Unter dieſen Aſpecten, dachte ich, wird unſere Bitte gerade nicht willkommen ſeyn, und mein Begleiter, der Wirth, meinte wahrſcheinlich dasſelbe, denn er blieb vor der Thür ſtehen und ſah ſich verlegen nach mir um. Ich beſchloß alſo ſelbſt mein Heil zu verſuchen. Behutſam öffnete ich die Thür ein wenig und hatte kaum bemerkt, daß die Kämpfenden im Finſtern waren, indem ihr Wurfgeſchütz die Lichter verlöſcht haben mochte, als mein Plan entworfen war.

Vor allen Dingen blies ich dem Wirthe das Licht aus, empfahl ihm, um keinen Preis den Hauptſchlüſſel zu dem Zimmer herzugeben, und mir das Weitere zu überlaſſen. Das Scharmützel hatte unterdeſſen ſeinen ungeſtörten Fortgang; die Herren lachten und lärmten ſo laut, daß ich in's Zimmer treten, die Thür hinter mir verſchließen und den Schlüſſel einſtecken konnte, ohne daß ſie dieſen Anmarſch eines neuen Corps bemerkten.

Kaum hatte ich zwey unſichere Schritte gethan, als mir eine Matratze auf den Kopf flog und den Hut bis über's Kinn herab in's Geſicht drückte. Ich war jedoch nicht geſonnen, den unſichtbaren Mächten etwas ſchuldig zu bleiben, behielt aber die Matratze einſtweilen und bückte mich, wo ich dann Munition genug am Boden fand, das Feuer zu erwiedern. Bald bemerkte

*) Reiſeerinnerungen, Sammler Nr. 62.

ich aber, daß ich in eine Ecke des Zimmers gelangt war, eine für die Vertheidigung des Einzelnen bekanntlich sehr vortheilhafte Stellung, und sogleich setzte ich mich daselbst fest, so gut Püffe nach allen Seiten austheilend, daß ich bald merkte, man höre auf, sie mir streitig zu machen. In der That zog sich der Kampf nach einer andern Seite, und ich erhielt Zeit meine Matratze auf dem Fußboden auszubreiten, mich in einen erbeuteten Mantel einzuwickeln, da keine Bettdecken vorhanden zu seyn schienen, und guten Muthes auszustrecken, die Dinge erwartend, welche schwerlich ausbleiben konnten.

Die Ruhe fing an, sich herzustellen; ein jeder dachte darauf, sich seinen Bivouak so bequem als möglich einzurichten, und endlich suchte nur noch einer der lustigen Vögel im Zimmer umher. Nachdem er dieß eine Weile getrieben hatte und nicht fand, was er suchte, rief er plötzlich, wie von einer überraschenden Idee ergriffen, aus: „Gewiß liegt einer von euch auf zwey Matratzen?

Mit Unwillen wurde dieser Verdacht einstimmig abgelehnt, — meine Stimme ließ ich jedoch ruhen; — und der Matratzenlose begann seine Kreuzfahrt von Neuem, mitunter lachend, mitunter fluchend, bis ihm endlich die Geduld ausging und er damit aufhörte, womit er hätte anfangen sollen. Er klingelte nähmlich, um Licht bringen zu lassen. Bald darauf vernahm ich die Schritte des Hausmädchens und sah den Schimmer ihrer Lampe durch's Schlüsselloch; unser Camerad näherte sich der Thür und fand sie verschlossen. „Schließ auf und bringe ein frisches Licht!“ rief er der Dienerinn zu, die aber erwiederte, der Schlüssel müsse im Zimmer seyn. Der zum Suchen Verurtheilte tappte am Schlosse herum, fühlte dann auf dem Fußboden mit den Händen umher und endigte mit der Frage: „Wer, zum Henker, hat denn zugeschlossen?“

Natürlich Niemand; — das Mädchen stand immer noch vor der Thür. „Habt ihr nicht einen Hauptschlüssel im Hause?“ fragte es von Innen.

„Ja, mein Herr.“

„So hohl' ihn.“ Und fort ging sie; schweigend wartete Alles auf ihre Rückkehr, ich besonders, denn ich mußte bald sehen, was der Wirth auf meine Vorschrift gab.

„Die Magd kömmt auch nicht wieder,“ murrte der an der Thür Harrende; „ich wette, sie hat den Schlüssel nicht. — Gott sey's gedankt!“ Das Letztere bezog sich nähmlich auf die Magd, die eben vor der Thür anlangte, aber — ohne Hülfe. — „Das ist, als ob der Satan die Hand im Spiele habe!“ rief jener, und die auf ihre Matratzen Gestreckten bestätigten seine Vermuthung mit lauten Ja's. „Sie haben gut lachen, das ist eine allerliebste Geschichte für mich. Indessen, eine Matratze muß ich haben, es mag kommen wie's will.“

Dieser Drohung antwortete ein den Besitz vertheidigendes Hoho! der Andern, und jeder hielt seine Unterlage fest.

(Die Fortsetzung folgt).

Die Uniform des Capitäns.

(Beschluß.)

Als wir zwanzig Toisen von der Brigg und ihren Booten waren, ließ der Lieutenant Feuer geben. Die Karonade der großen Schaluppe hatte ihre Ladung so gut angebracht, daß eines der ausgesetzten Boote in den Grund geschossen wurde, und unsere kleinern Kugeln richteten unter der Mannschaft eine große Niederlage an. Noch eine Minute und die Mannschaft der beyderseitigen Boote stieß zusammen, und der Kampf von Mann gegen Mann begann. Die Franzosen schlugen sich wie verzweifelt, und erhielten zur rechten Zeit von den Leuten auf dem Corsaren, die nicht müßige Zuschauer bleiben konnten, Unterstützung. Die Einen sprangen zu gleichen Füßen mitten unter uns hinein, die Andern warfen kalte Kanonenkugeln auf uns, um uns Leute zu tödten oder uns in den Grund zu bohren; allein wir waren die Stärkern und besser Bewaffneten, und wurden ihrer endlich Herr. Dann stürzten wir uns auf die Brigg, wo wir Niemand mehr fanden, als einen großen Hund, der O'Brien an die Kehle fuhr.

„Tödtet ihn nicht,“ rief O'Brien Denen zu, „die ihm zu Hülfe eilten, „befreyt mich nur von seinen Krallen.“

Die Matrosen schafften ihm endlich seinen vierfüßigen Feind vom Halse, den O'Brien an eine Kanone band, indem er sagte: „So mein tapferer Bursche, du wirst jetzt mein Gefangener seyn.“

Allein obgleich nun des Corsaren Meister, waren wir damit doch noch keineswegs mit unserer Unternehmung am Ziele; denn nicht nur waren wir dem Feuer der zwey Batterien an der Hafeneinfahrt ausgesetzt, an denen wir vorbey mußten, sondern auch der Batterie im Hintergrunde der Bay, die Tags vorher die Fregatte beschossen hatte. Wir beeilten uns die Ankertaue zu kappen, die Marsstengen herabzulassen und die Verwundeten aus den Booten auf die Brigg zu schaffen. Alles dieß war das Werk von wenigen Minuten. Wir

hatten nicht mehr als neun Verwundete, von denen jedoch nur dem Hochbootsmanne Chucks eine Kugel durch den Leib geschossen worden war, so daß keine Hoffnung für sein Leben blieb. Wie Philott bemerkt hatte, die Epauletten des Capitäns hatten ihn zur Zielscheibe des Feindes gemacht, und er war ein Opfer seiner erborgten Federn geworden.

Sobald die Verwundeten, vierzehn Franzosen und die unsrigen, auf das Verdeck gebracht waren, setzten wir die Schiffsleinen an, und machten uns daran, die Brigg aus dem Hafen zu bugsiren. Es war ein Tag vollkommener Windstille, und es ging nur langsam vorwärts, obgleich unsere Leute, durch den Sieg begeistert, ihre Kraft und Fröhlichkeit verdoppelten. Als der Feind bemerkte, daß die Brigg genommen sey, so richtete er auf sie ein vortheilhaftes Feuer; noch hatten wir unsere Prise nicht einige Toisen weit gegen die zwey Batterien des Vorgebirges hinbugsirt, als der Corsar drey Kugeln in die Rippen erhielt und Wasser zu schöpfen anfing. Ich war beschäftigt, den armen Chucks, der neben dem Rade des Steuerruders ausgestreckt lag, einigen Beystand zu leisten; das Blut rieselte aus seiner Wunde, und er wurde mit jedem Augenblicke schwächer. Nachdem ich mit meinem Sacktuche seine Lenden zusammengeschnürt hatte, um den Bluterguß etwas zu hemmen, hohlte ich ein wenig Wasser, befeuchtete damit sein Gesicht und goß ihm einige Tropfen davon in den Mund. Er schlug die Augen auf und erkannte mich.

„Ach, Sir," sagte er, „sind Sie es? Es geht zu Ende, nicht wahr? Aber konnte es besser gehen, sagen Sie?"

„Wie meinen Sie dieß?" fragte ich.

„Wie ich es meine? Ey, bin ich denn nicht als Officier und Gentleman gekleidet gefallen? Ich sterbe lieber mit den Epauletten, als daß ich zum Leben zurückkehre, um die Uniform eines Hochbootsmannes wieder anzuziehen. Ich schätze mich sehr glücklich."

Chucks drückte mir die Hand und schloß die Augen. Wir befanden uns in diesem Augenblicke den beyden Batterien des Vorgebirges gerade gegenüber, deren Geschütze so gerichtet waren, um auf unsere Boote zu schießen, welche die Brigg bugsirten. Die erste Kugel traf unsere große Schaluppe in die Seite und bohrte sie in den Grund. Glücklicherweise wurde die ganze Mannschaft gerettet, aber wir verloren Zeit, bis wir an die Stelle der Schaluppe die Jolle gebracht hatten, und die Kugeln fielen immer dichter und dichter. Dennoch verloren unsere Leute den Muth nicht, als wir bemerkten, daß der Corsar einen Leck hatte, der es unmöglich machte, ihn weiter zu bugsiren. Philott befahl, die Brigg zu verlassen und in unsern übrigen Booten der Fregatte zuzurudern. Ich erhielt den Auftrag, die Verwundeten nochmahls wegschaffen zu lassen, und zwar in meinen Kutter; als aber die Reihe an Chucks kam, der in diesem Augenblicke wieder einige Kraft zu gewinnen schien, sagte er: „Nein, nein, mein lieber Sir, es hilft nichts mehr; ich will hier sterben. Lassen Sie mich ruhig verscheiden, ich bitte Sie darum. Nimmt der Feind die Brigg wieder, so werde ich mit den militärischen Honneurs beerdigt werden, wo nicht, so werde ich in der Uniform eines Officiers sterben. Eilen Sie sich ich, ich bleibe hier, es ist entschieden."

Ich wollte ihm noch zureden, sich wegtragen zu lassen, als zwey Schiffe mit bewaffneter Mannschaft aus dem Hafen auf die Brigg zuruderten. Ich hatte kaum noch Zeit, dem ehrlichen Chucks die Hand zu drücken; denn der Feind war mir schon so nahe auf dem Halse, daß ich in seine Hände gefallen seyn würde, wenn mir nicht die Jolle und der Kutter zu Hülfe gekommen wären. Im Ganzen war die Expedition gut ausgefallen. Wir verloren Niemand, als Chucks, denn die übrigen waren nicht tödtlich verwundet. Der Admiral war zufrieden und Capitän Kearney auch, wiewohl er über die verlorne Uniform ein wenig murrte. Wenigstens die Epauletten, meinte er, hätte man doch mitnehmen sollen. „Allein diese jungen Leute," fügte er hinzu, womit er auf mich anspielte, „denken an Nichts."

Notizen.

Giuditta Pasta.

(Beschluß.)

In der Hauptstadt Frankreichs hatte sie anfangs mit der Mißgunst zu kämpfen, welche dort auch Rossini erfuhr, bevor er einen unbestrittenen Platz einnahm. Zu ihrem Debut wählte man den Principe di Taranto, eine gewöhnliche Opera bulla, welche dem feinen Wesen der Sängerinn wenig zusagte. So konnte sie sich keines sehr glänzenden Erfolges erfreuen, obwohl die französischen Blätter, die überall verbrechende Meisterschaft anerkennend, sie mit Lob überhäuften, und die ungeschickte Wahl der Rolle laut tadelten.

Sie gab die Elvira in Don Juan, die Giulietta von Zingarelli, und erschütterte in dieser Oper einmahl als Romeo ganz Paris mit dem berühmten: Ombra adorata aspetta. Aber auch als Giulietta gefiel sie so allgemein den Parisern wie den anwesenden Fremden, daß sie im Jahre darauf einen Ruf nach London erhielt, wo sie als Telemach in der Penelope des Cimarosa lauten Beyfall fand.

Ihre Schwangerschaft unterbrach für ein Jahr diese Leistungen. Nachdem sie ihre Niederkunft in Italien erwartet, sang sie in den Jahren 1818, 1819, 1820, und im Winter 1821 dreymahl in Venedig, zweymahl in Padua, dann in Turin, Rom, Brescia, Triest. In Rom, wo sie unter andern in Simon Mayr's neu componirter Oper Danao auftrat, wußte sie dem Aureliano in Palmira durch eine dem Geiste Rossini's angemessenere Künstlichkeit

des Vortrags wieder zu geben, was ihm Velutti, so herrlich der Sänger war, durch die seinige genommen hatte. Gränzenlos war der Beyfall, welchen sie im Teatro Carignano zu Turin erntete, im Sargino von Paer, in der Sposa fedele von Paveſi, im Califfo di Bagdad, den dieser Maestro eigens für sie componirte. Noch glücklicher war sie in der Fenice zu Venedig, wo sie der Conquista di Granata das Leben einhauchte, woran es dieser Composition mangelt, und dem Eroe Germano von Paveſi neue Reize verlieh.

In demselben Jahre kehrte sie nach Paris zurück. Von 1821 bis 1827 (mit Ausnahme des Carnevals 1822, wo sie auf der königlichen Bühne zu Turin sang, und des Herbstes 1826, wo sie in den Theatern S. Carlo und Fondo zu Neapel besonders in Otello gefiel *), feyerte sie eine ununterbrochene Reihe von Triumphen zu Paris und London, als Romeo, Nina, Medea, Semiramide, Desdemona, in welcher Rolle die Franzosen ihr vor allen den Preis zuerkannten, endlich als Zelmira u. s. w.

Im Jahre 1828 sang sie in Mailand im Casino de' Negozianti, dessen Societät die hochgefeyerte Sängerinn von Marcheſi in Marmor abbilden ließ; entzückte im Winter 1829 Wien, im Sommer Mailand im Teatro Carcano in den Opern: Tancredi, Semiramide, Otello, Medea, Nina, Romeo e Giulietta. Im Herbste desselben Jahres gab sie 12 Vorstellungen zu Bologna, und sang vor der dortigen Società del Casino, die ihr zu Ehren eine goldene Medaille prägen ließ; auf der einen Seite ein Lorbeerkranz, auf der andern:

GIUDITTA PASTA
NEL MAGISTERO DEL CANTO
PER GIUDIZIO D' ITALIA
NELL' ARTE DEL GESTO
PER CONSENSO DI FRANCIA
MARAVIGLIOSA
I SOCJ DEL CASINO
DI BOLOGNA
GRATI PLAUDENTI
1829.

Von Bologna ging sie 1830 nach Verona, um in den Opern Giulietta e Romeo, Nina und Malek Adel zu singen. Das dortige Istituto filarmonico degli Anſioni ließ auf die Künstlerinn eine Medaille mit folgenden Inschriften schlagen. Auf der einen Seite:

ALTERNA VICE TRIVMPHANS
MDCCCXXX

Auf der andern ein Lorbeerkranz und

IVDITHAE PASTA
COLL. AMPHIONVM
VERONENSE
INTER PLAVDENTES
OBSTVPESCENS.

Im März sang sie zu Mantua in Otello, Nina, Giulietta e Romeo, besuchte dann von Neuem die Kaiserstadt, und sang darauf im Carneval 1831 zu Mailand im Teatro Carcano in Malek Adel, Anna Bolena, Giulietta e Romeo, Sonnambula; 1832 in der Scala in den Opern Norma, Anna Bolena, Otello, Ugo; und im darauf folgenden Carneval in der Fenice zu Venedig.

So eben ist sie von London, wo sie mit der Malibran zugleich glänzte, nach ihrer Villa am Lago di Como zurückgekehrt.

Dieß die künstlerische Laufbahn der gefeyerten Sängerinn. Über das Eigenthümliche ihres Gesanges sich zu verbreiten wäre überflüssig, da englische, französische, deutsche und italienische Blätter diesen Gegenstand seit einer Reihe von Jahren besprochen haben, und zu besprechen fortfahren. Contrealt und Sopran, Brust- und Kopfstimme vereinigen sich im Organ dieser Sängerinn, und sie besitzt die Kunst, diese Widersprüche nach dem musikalischen Bedürfnisse mit aller Feinheit eines gereiften sicheren Tactes zu verbinden, während sie an Virtuosität in Ausführung der kunstreichsten Passagen keiner ihrer Kunstgenossinnen nachsteht, ja manches mit einer nur ihr eigenthümlichen Fertigkeit wiederzugeben versteht, alles ohne eine Spur von der Anstrengung, welche auch bey großen Sängern zuweilen dem Zuschauer ein gewisses peinliches Gefühl erregt. Die Pasta geht mit einer Leichtigkeit und Freyheit über die schwierigsten Stellen hinweg, daß der Zuhörer in unverkümmertem Genusse auf diesen Tonwellen fortgetragen wird.

Aber die große Sängerinn ist zugleich, was sich so selten verbunden findet, eine bedeutende Schauspielerinn. Man ist so sehr gewöhnt, in der Oper die abgeschmacktesten, oft ganz abscheuliche Bewegungen zu sehen, während man die herrlichsten Töne hört, daß die Opernfreunde nur zu geneigt sind, ein mittelmäßiges Spiel, das im recitirenden Drama allenfalls erträglich heißen könnte, groß zu finden, und Gott weiß welchen Mimen an die Seite zu setzen. Es fällt uns nicht ein, die Pasta als Schauspielerinn neben die Schröder, Caroline Müller ꝛc. zu stellen: aber das darf man behaupten, daß auf italienischen Bühnen wenige Schauspielerinnen in der mimischen Darstellung sie erreichen, daß sie ihre edle hohe Gestalt trefflich zu benützen, einen Adel in ihre Bewegungen zu legen weiß, mit einer Ruhe und Schönheit spielt, wie sie auf Opernbühnen unendlich selten getroffen werden. Es ist eine Seele, eine volle Seele, in den kunstreichen Modulationen ihrer Stimme und Geist, Einsicht, ein feiner Sinn für Schicklichkeit in allem, was sie thut.

Die anspruchlose Güte ihres Charakters hat einem ihrer Landsleute Veranlassung gegeben, sie mit dem eingebildeten Egoisten in der bekannten Komödie zu vergleichen. Er erzählt von ihr folgende Geschichte: In Triest spricht ein Kind sie um ein Almosen für seine blinde Mutter an. Die Pasta gibt ihm, was sie eben bey sich hat, und wendet sich mit folgenden Worten zu einem Herrn, der im Begriffe war, diese Großmuth heraus zu heben: „Verschwenden Sie nicht ein Lob, das ich nicht verdiene. Ich dachte nur an mich selbst. Wie ich auf dem Gesichte den Hunger und Frost, die Blöße, all das Unglück der Armen las, dachte ich, was für eine unvergleichliche Schauspielerinn ich seyn müßte, wenn es mir gelänge, in einer ihrem Schicksal ähnlichen Rolle das Bild treu wiederzugeben, wie es mir vor der Seele stand." Ihre Verhältnisse, der Lohn ihres seltenen Talentes, geben ihr glücklicherweise die Mittel, ihren schönen Egoismus zu befriedigen. Als sie im Jahre 1831 zu Como sang, und ihre Vaterstadt ihr eine Marmorbüste zu setzen beschloß, bath sie, das Geld lieber für die Armen zu verwenden. Sie hat eine eigene Reise nach Brescia gemacht, um in einem Concert für die Armen zu singen.

Ein Zug ihrer Dankbarkeit ist die oft wiederhohlte Versicherung, alles was sie auf der Bühne zu leisten vermöge, verdanke sie dem Glück, in Brescia und Padua in den Horatiern und Curiatiern mit der berühmten Graſſini gesungen zu haben. „Wie hätte ich nicht etwas lernen sollen in der Schule einer solchen Meisterinn?"

(Echo von Mailand.)

*) Pariser Blätter, nahmentlich die Etoile, des Journal des Débats, der Courrier français, und aus ihnen alle italiänischen Zeitschriften enthielten damahls einen Brief Crescentini's an den Grafen *** und Hr. Imbimbo in Paris, voll des ehrenvollsten Lobes, eine schöne Bestätigung des ihr in Neapel gewordenen Beyfalles.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerſtag, den 116 26. September 1833.

Reiſeerinnerungen.

(Fortſetzung.)

„Wie viel Matratzen ſind hereingebracht worden?“ wurde die Dienerinn befragt. Sie antwortete mit Beſtimmtheit: „Fünf.“

„So muß alſo Jemand zwey haben.“

Ein energiſches Nein befriedigte den Inquiſitor nicht, er meinte: „ich werde ſchon ſehen;“ darauf befahl er der Magd, Schwefelhölzchen herbeyzuſchaffen. — Dieſe Demonſtration hatte etwas Drohendes für mich, obgleich ich nicht wußte, wo es damit hinaus wollte.

Die Schwefelhölzchen kamen. „Schieben Sie mir eins durch das Schlüſſelloch,“ commandirte der Verlaſſene, „dann brennen Sie es draußen an!“ Ich ſah den Lichtſchimmer am Schlüſſelloche und beobachtete geſpannt den Erfolg. Das blaue Flämmchen verſchwand einen Augenblick innerhalb des Schloſſes und loderte dann im Zimmer hell auf. Verwünſcht wäre der Erfinder der Schwefelhölzchen, dachte ich, und kehrte mich gegen die Wand, um mich ein wenig auf eine Entſchuldigung vorzubereiten, denn noch wußte ich nicht, wie mein zudringlicher Scherz aufgenommen werden würde.

Mittelſt des Schwefelhölzchens war das Licht angebrannt, es ward hell im Zimmer, und den gleichzeitigen Ausruf des Erſtaunens aus Aller Munde erklärte eine durchdringende Stimme durch den Zuſatz: „Wir ſind unſer ſechs!“ Beſtätigend wurden dieſe Worte wiederhohlt.

„Wir müſſen zum Nahmenaufruf ſchreiten,“ ſchlug Jemand vor, und der ſeine Matratze Vermiſſende ſtimmte ſogleich ein; ihm lag am meiſten an der Entſcheidung. Er hob alſo an: „Zuerſt ich, Julius von Lamarc! — hier; — Herr Lacaron! — hier; — Herr Charles Soiſſons! — hier; — Herr Auguſt Reimaneng! — hier; — Herr Honoré de Suſſy!“ — raſch wendete ich mich um, both dem Aufgerufenen die Hand, ihn als alten Bekannten grüßend und benachrichtigend, ich habe ſeine Schweſter vor acht Tagen in den Bädern von Aix geſprochen, wo ſie ſich außerordentlich wohl befunden habe.

Alle ſtarrten mich an, und der Effect meiner Unterbrechung bedarf wohl keiner Schilderung. Allein jetzt löſte ſich das Räthſel.

„Wie? Dümas hier?“ rief de Suſſy aus.

„In eigener Perſon, theurer Freund; wollen Sie mich nicht den andern Herren bekannt machen, es würde mir höchſt ſchmeichelhaft ſeyn.“

„Verſteht ſich!“ entgegnete de Suſſy, meine Hand ergreifend, und hob wie gewöhnlich an: „Ich habe die Ehre u. ſ. w.“

Jetzt wendete ich mich an den ſeiner Matratze Beraubten, bath, dieſelbe zurückzunehmen, mir jedoch zu erlauben, eine andere herbeyſchaffen zu laſſen. Natür-

lich wurde dieß zugeſtanden, ich öffnete die Thür und ſtreckte mich zehn Minuten ſpäter auf ein rechtmäßig erlangtes Lager.

Die Reiſe dieſer Herren ging, wie die meinige, auf den großen St. Bernhard. Sie hatten zwey Wagen beſtellt und bothen mir einen Platz darauf an, den ich annahm. Um ſechs Uhr beſtellten wir, geweckt zu werden, und da von Martigny bis zum Hoſpitium zehn ſtarke Stunden ſind, von denen nur ſieben gefahren werden können, ſo herrſchte über die Nothwendigkeit eines tüchtigen Schlafes, Übereinſtimmung; auch erwachte keiner von uns vor der beſtimmten Zeit.

Um ſieben brachen wir auf, vier auf einen der ſchmalen Bauerwagen gepackt, welche durch zwey querübergelegte Breter den Nahmen von Stuhlwagen erhalten, und zwey in einem kleinen ſeitwärts wie die Krebſe ſich bewegenden Schweizerkarren. Kaum waren wir einige Schritte gefahren, als das Benehmen des Fuhrmanns von dem von mir beſtiegenen vierſitzigen Fuhrwerk mich zu der Bemerkung veranlaßte: „Ey guter Freund, ich glaube, Ihr habt eins getrunken?“

„Ja, Herr, haben Sie nur keine Angſt.“

„Wir wußten nun doch, woran wir waren; indeſſen ging die Fahrt ziemlich gut, ſo lange wir uns in der Ebene befanden, und die Bogenlinien, welche der Wagen beſchrieb, machten uns häufig lachen. Dieß nahm jedoch von ſelbſt ein Ende, als nach einiger Zeit die Straße ſich verſchmälerte und an den Bergen hinanlief, auf der einen Seite von ſchroffen Abgründen, auf der andern von ſteilen Felswänden eingefaßt. Der Fuhrmann betrug ſich eben ſo unaufmerkſam, und nöthigte uns dadurch die Warnung ab, uns und ſich vorſichtiger zu behandeln. Aber gleichgültig prügelte er auf ſein Pferd und entgegnete: „Haben Sie nur keine Angſt; Napoleon iſt hier hinübergegangen.“

„Das wollen wir nicht beſtreiten, allein er ſaß auf einem Mauleſel, und ſein Führer war nicht betrunken.“

„Auf einem Mauleſel? Lieber gar auf einer Mauleſelinn hat er geſeſſen, ich weiß das von Martin Groſſeller von St. Peter ſelbſt, der ſein Führer war und ſein Glück dabey gemacht hat.“ Dabey ging unſer Wagen reißend ſchnell, und ſein Lenker ſah ſich rückwärts nach uns um, anſtatt den gefährlichen Weg zu beachten. „Haben Sie keine Angſt,“ wiederhohlte er auf unſere Mahnung, doch beſſer Achtung zu geben, und erzählte weiter, wie der erſte Conſul ſeinem Führer ein Haus und vier Morgen Land von Paris geſchickt habe. „Hüah! Hüah!“ rief er dann ſeinem Thiere zu, denn das eine Wagenrad ſtreifte am äußerſten Straßenrande hin, und zwey meiner Begleiter, welche auf derſelben Seite auf den überragenden Bänken ſaßen, ſchwebten, wörtlich verſtanden, über der Tiefe. Das war doch etwas zu bunt, und trotz der Gefahr, unter die Räder zu kommen, ſprang ich vom Wagen und brachte das Pferd zum Stehen. „Haben Sie keine Angſt, Napoleon iſt hier hinübergegangen,“ ſtammelte der Trunkenbold, allein wir warfen ihn vom Wagen, hießen ihn ſein Pferd führen, und gingen bis Liddes zu Fuße. Hier wurde zu Mittag gegeſſen, und dann mit friſchem Geſchirr weiter gefahren, was wir dießmahl ſorgloſer thun konnten. Auch trafen wir glücklich in St. Peter ein, wo die fahrbare Straße aufhört.

In der Umgebung von St. Peter hielt die franzöſiſche Armee beym Übergange über den St. Bernhard die letzte Raſt, und wir brachten bis Abends ſieben Uhr zu, in Begleitung einiger Landleute, welche Augenzeugen dieſes Ereigniſſes geweſen waren, die verſchiedenen Localitäten zu beſehen. Der Himmel hatte ſich unterdeſſen umzogen und verſprach Regen für die Nacht, weßhalb wir beſchloſſen, in St. Peter zu bleiben.

Dieß war aber leichter geſagt als gethan. Nach uns angelangte Reiſende hatten die von uns abgelehnten Zimmer, Nahrungsmittel u. dgl. in Beſchlag genommen, und für uns war nur ein Eyerkuchen und eine Bodenkammer übrig geblieben. Den erſten verzehrten wir, und in der andern verſuchten wir uns einzurichten; aber nur ein Wirth in der Schweiz kann ſeinen Gäſten zumuthen, in einem ſolchen Loche zu übernachten. Der Regen tropfte durch's Dach, der Wind ſauſte durch die ſchlecht verwahrten Fenſterladen, die Ratten pfiffen uns ihren Unwillen über die Uſurpation ihres Gebiethes vor, das ſie entſchloſſen ſchienen wieder einzunehmen, ſobald die Kerzen verlöſcht ſeyn würden. Da machte einer von unſerer Geſellſchaft den Vorſchlag, ſofort nach dem Hoſpitium aufzubrechen. Es koſtet uns zwar drey Stunden beſchwerlichen Weges im Regen, allein wir werden durch ein treffliches Abendeſſen, ein warmes Zimmer und gute Betten dafür entſchädigt. Alles ſtimmte bey, der Führer wurde gerufen und erhielt den Auftrag, ſechs Maulthiere und zwey ſeiner Cameraden zu requiriren, weil wir zu Nacht auf dem großen S. Bernhard ſchlafen wollten.

„Das wäre!“ entgegnete er, ging an's Fenſter, verſicherte, das Wetter bleibe für heute ſchlecht, prüfte dann die Richtung des Windes und fragte kopfſchüttelnd: „Alſo drey Mann und ſechs Maulthiere, um

heute Nacht auf den St. Bernhard zu kommen? Nun Sie ſollen ſie haben.“ Damit ging er von dannen. Seine Miene war uns aber etwas unheimlich vorgekommen, und wir riefen ihn zurück, um zu fragen, ob das Unternehmen etwa gefährlich ſey.

„Das Wetter iſt eben nicht gut, indeſſen, wenn Sie hinauf wollen, muß man ſuchen, Ihren Willen zu thun.“

„Stehen Sie für die ſichere Ankunft?“

„Der Menſch kann nur verſprechen, was Menſchen möglich iſt; wir wollen ſehen. Wenn ich Ihnen aber rathen ſoll, ſo nehmen Sie lieber ſechs Mann mit.“

„Das ſind wir zufrieden; doch wieder auf die Gefahr zu kommen, ſo dächte ich, vor Lawinen wären wir in jetziger Jahreszeit ſicher.“

„Das wohl, wenn wir aber vom Wege abkommen...“

„Der Fall kann doch nur eintreten, wenn er verſchneyt iſt, und am 26. Auguſt iſt das wohl nicht gut möglich.“

„O, was den Schnee anlangt, ſo laſſen Sie ſich nicht davon irre machen, der liegt höher als Ihre Stiefeln ſind. Sehen Sie, der ſanfte Regen, den wir hier haben, verwandelt ſich eine Stunde von hier, da wir fortwährend ſteigen müſſen, in Schnee, — und er wird dicht genug fallen,“ ſetzte er nach einem Blicke in's Freye hinzu.

Die Sache ſchien mir doch bedenklich, allein von meinen Gefährten überſtimmt, blieb es bey dem erſten Entſchluſſe. Wir benutzten die bis zur Ankunft der Maulthiere verſtreichende Viertelſtunde, uns tüchtig durchzuwärmen, unſere Kleidung zu verdoppeln, unſere Flaſchen mit Rum zu füllen, und — ein chemiſches Feuerzeug, welches ſich zufällig vorfand, mitgehen zu heißen, um unterwegs Cigarrenfeuer zu haben. Als unſer Führer die Ankunft der Maulthiere meldete, waren wir fix und fertig, ſetzten uns auf, und fort ging die Reiſe.

Wer je auf dieſe Art gereiſt iſt, wird wiſſen, daß die Maulthiere ſchwer dahin zu bringen ſind, an einander vorbeyzugehen. Während der erſten Viertelſtunde unterhielt uns das Beſtreben, einander den Rang abzugewinnen, bis endlich Lamarc die Spitze gewonnen hatte und, nachdem er ſein Thier zum Traben gebracht, uns fröhlich zurief: „Haben Sie keine Angſt; Napoleon iſt hier hinübergegangen!“

Nach dem Beyſpiele des vorderſten Thieres richten ſich immer die andern, und die nebenhergehenden Führer müſſen dann Galopp laufen. Natürlich iſt ihnen das nicht angenehm, und ſie wiſſen dieſe Empfindung ihren Thieren mitzutheilen. In der That pflegt das erſte plötzlich anzuhalten, deßgleichen die andern, und die ganze Karawane ſteht, bis das erſte wieder im langſamen Schritte ſich fortbewegt, und die andern nach und nach folgen.

„Mit Erlaubniß,“ ſagte Lamarc's Führer, indem er den Zaum ſeines Maulthieres ergriff, als ob der Weg ſchlecht ſey, während ihm doch nur vor einem zweyten Traben bange war, „das iſt nicht der Weg, welchen Napoleon gemacht hat; dieſe Straße war damahls noch nicht gangbar. Er hat den Berg auf der andern Seite überſtiegen, und wenn es Tag wäre, würden Sie ſehen, daß es verwegene Burſche geweſen ſeyn müſſen, die dort mit Kanonen und Pferden hinüber gingen.“

„Schnee! Unſer Führer hat wahr prophezeyt!“ rief nach einiger Zeit unſer Vordermann, und in der That, der Regen war in Schnee übergegangen; die Kälte hatte ſeit einer halben Stunde empfindlich zugenommen. Indeſſen war unſer Muthwille noch nicht gefroren, und es wurde der ſcherzhafte Vorſchlag gemacht, abzuſteigen und eine Schneebataille zu Ehren Napoleon's zu liefern, „der hier hinübergegangen.“ Allgemeines Gelächter folgte dem letzten Refrain, denn die Gefahr, an die er uns erinnern konnte, war längſt vergeſſen. Einer unſerer Führer nahm die Sache jedoch ernſthaft; er wiederhohlte, daß Napoleon ſeinen Weg über die andere Seite des Berges genommen, widerrieth ſodann die Schneebataille, weil wir die Zeit beſſer anwenden könnten, indem wir binnen einer halben Stunde die Hand vor den Augen nicht mehr erkennen würden; ermahnte uns, die Maulthiere nicht verdrießlich zu machen, denn bald würden wir uns auf einem Wege befinden, der für Seiltänzer gemacht ſcheine, und da der Schnee wahrſcheinlich verhindern werde, die Gegenſtände zu unterſcheiden, ſo möchten wir uns nur getroſt den Thieren überlaſſen. „Ich ſage das allen meinen Reiſenden,“ ſetzte er hinzu; „laſſen Sie nur den Thieren den Willen.“

„Bravo, Führer! wohlgeſprochen! darauf müſſen wir eins trinken,“ lautete unſere Antwort. Es wurde Halt gemacht, jeder griff nach ſeiner Flaſche und reichte ſie dann ſeinem Führer; denn im Gebirge iſt man nicht zurückhaltend gegen Leute, die einem ſechs Schritte weiter das Leben retten können.

(Der Beſchluß folgt.)

Viersylbige Charade.

Zu dem wohlgerath'nen Kinde
Spricht der Ältern segnend Paar,
Und der Mann — wenn Amors Binde
Treues Liebchen ihm both dar,
Spricht, ihm seine Huld zu zeigen:
Bist mir was der Ersten eigen?

Und es herrscht die Zweyt' und Dritte
Gleich den Engeln, sanft und mild,
Segen bringen ihre Schritte,
Sind sie wahrer Sanftmuth Bild.
Können all' des Schicksals Dornen
Bannen mit der zarten Hand,
Und des Mannes Muth anspornen,
Wenn ihn Unglück zagend fand.

Welcher Nectar könnte gleichen
Meiner Letzten sanftem Quell?
Kann die Liebe bessern reichen,
Fördern süßeren zur Stell'?
Er flößt edler Triebe Keime
In die Seel' uns, unbewußt,
Doch entquillt dem Honigleime
Auch manch böser Neigung Lust.

An der Deutschen Riesenstrome
Reift des Ganzen Wonnesaft,
Und am blauen Himmelsdome
Fördert Phöbus seine Kraft.
Doch weil, gleich dem zweyten Paar,
Reich an Güte es und mild,
Wird's die Erst' der Zecherschaar,
Sieht in ihm der Letzten Bild.

F. W. Jaggl.

Notizen.

Schauspiele.

Nestroy's ergötzliche Posse: Lumpazivagabundus, fährt fort, im Theater an der Wien so übervolle Häuser zu machen, als würde es immer zum ersten Mahle gegeben. Schik's Liebenau, oder: die Wanderung nach einer Frau, erhebt im Leopoldstädtertheater sich zum Cassastücke, und immer deutlicher wird es, daß diese Gattung von Volksstücken ein unentbehrliches Bedürfniß der übrigens so ernsten Zeit geworden sey. Jedes Verdienst um diese Gattung ist beachtungswerth, und man soll nicht mit einer Art Geringschätzung auf Jene herabschauen, die irgend einen Beruf für Volksdichtung an den Tag gelegt haben. Wir sehen mit Vergnügen Nestroy's neuestem Producte: „Robert der Teufel" entgegen, und erwarten eine heitere Parodie dieses, zur Parodie so höchst geeigneten Allerweltsstoffes zu sehen. Auch Schik wird uns wohl schwerlich lange auf eine neue Geburt seines thätigen Geistes warten lassen. Seit er im Jahre 1821, in dem damahls unter der Direction des Joseph Huber gestandenen Josephstädtertheaters sein erstes Stück: Pluto und Proserpina oder: der Simandl aus der Unterwelt mit sehr günstigem Erfolge für die Casse ans Licht förderte, hat er nur allein für die Leopoldstädterbühne die Possen: Bruder Lüftig, die Erscheinung um Mitternacht, die Familie Charmee und die elegante Bräumeisterinn, dann die Zauberspiele: der Sieg des guten Humors, das Ideal, Amintha und Odioso, Rina oder die Wanderung nach einem Mann, der Kampf des Glückes mit dem Verdienste, Philipp und Suschen, Moralis oder der Untergang des bösen Zeitgeistes, Mimili, Liebenau, endlich die Parodien: Enzian und Lucie, und Robert der Wauwau, kleinere Pieçen nicht mitgerechnet, mehrere mit äußerst günstigem Erfolge, keines mit Mißgeschicke, geliefert; — und wenn denselben bey dem Besitze reichhaltigen Humors und reger Phantasie noch mehr Ruhe und Reflexion in der Folge auf seiner Bahn begleiten werden, so darf man sich immer mehr Gediegenes versprechen. Wir werden von Zeit zu Zeit auf alle Erscheinungen der Volksdichtung in diesen Blättern zurückkommen, und denselben eine eigene Aufmerksamkeit widmen.

C. Meisl.

Literatur.

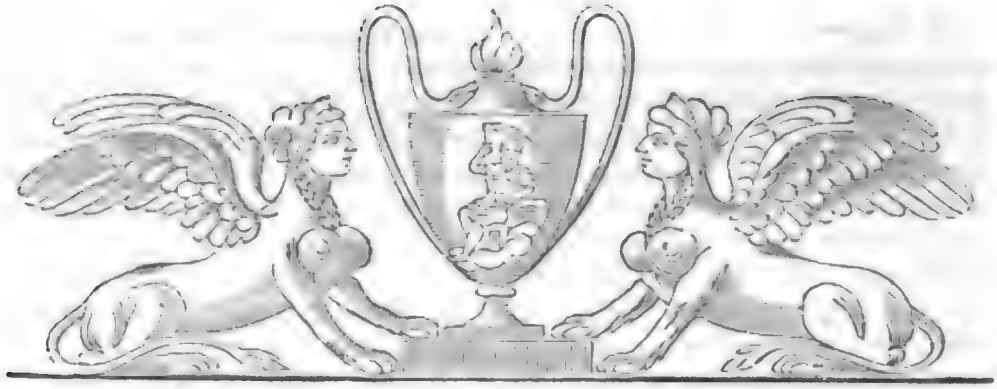
Clio. Eine Reihe welthistorischer Scenen; mit 19 Kupfern. Wien, bey Sammer 1834, gr. 8.

Referent hatte über dieses Buch schon so auffallend viel Gutes gehört, daß er es nicht ohne bezweifelndes Vorurtheil in die Hand nehmen konnte. Allein — wie überraschend, wie erfreulich fand er sich getäuscht! ? Alle jene angepriesenen Vorzüge zeigten sich bestätigt; Referent las und las wieder. Es war ihm, als wandle er in einer stattlichen Gemäldegallerie. Wiederhohlt und am längsten verweilte er bey Constantin dem Großen, bey dem großen Czar, bey Heinrich IV. und bey Nero; bey Nero, das ist ein gar mächtig fesselndes Bild mit hellen brennenden Farben, zugleich mit den feinsten, ja geheimsten Zügen dieses entsetzlichen Charakters hingemahlt. Obschon der Raum gemessen, hat der Verfasser gleichwohl auch manch Anekdotisches einzuweben gewußt, und überhaupt Licht und Schatten mit Geschick zu vertheilen verstanden. Man lernt diese Heroen kennen und näher kennen als durch theoretisch-erschöpfende Elaborate. Wenn der Leser das verlangt (und mehr kann er nicht begehren), so ist er befriedigt. Vorzüglich interessant ist bey diesem Buche die Sprache. Sie ist leicht und kühn, aber sicher und glücklich: ihr Grundwesen ist epigrammatisch. Es sind da bunte wissenschaftliche (nähmlich historische oder vielmehr historiegraphische) Epigramme. Wem eine solche Lectüre nicht Genuß bringt, der muß unempfänglich oder abgestumpft seyn.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Nit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Die P. T. Herren Pränumeranten, welche diese Zeitschrift fortzusetzen gedenken, werden ersucht, den weiteren vierteljährigen Pränumerationsbetrag mit 6 fl. W. W. zu entrichten.



Der Sammler

Sonnabend, den 117 28. September 1833.

Reiſeerinnerungen.

(Beſchluß.)

Der Rum erwärmte unſere Lebensgeiſter von Neuem, und wir zogen noch eine Weile lachend und ſingend fürbaß. Aber die Kälte ward immer empfindlicher, der Schnee ſtärker, und nach und nach verrauchte unſere Munterkeit bis zu gänzlichem Schweigen. Dieß unterbrach die von einem Fluche eingeleitete Bemerkung, daß es hier keineswegs warm ſey; die Geſellſchaft ſchien darüber ſo einſtimmig, daß Niemand eine Sylbe entgegnete. Endlich erinnerte Lamarc an die Flaſche und an die Cigarren. De Suſſy, welcher das Feuerzeug zu ſich genommen, konnte ſich aber nicht entſchließen, die Hand aus der warmen Seitentaſche zu nehmen, um es herauszugeben, und ein Führer mußte uns dieſen Dienſt erweiſen. Pfeifen und Cigarren kamen nun in Gang, das war aber auch Alles, denn Jedermann ſchwieg wie zuvor. Der Weg wurde immer gefährlicher, die Kälte heftiger. Endlich hielt unſer Vordermann den Zug an, erklärte, er ſey halb erfroren und wolle zu Fuß weiter gehen.

„Daß es ſo kommen würde, habe ich Ihnen vorher geſagt,“ bemerkte ein Führer, während wir alle abſtiegen und, dem Rathe unſerer Begleiter folgend, uns an die Schwänze der Maulthiere feſthielten, auf dieſe Weiſe die Hälfte der Anſtrengung und jeden Fehltritt vermeidend. So ging es maſchinenartig eine halbe Stunde fort. Der Schnee reichte bis an die Knie, und ein kalter Schweiß troff uns von der Stirne. Da rief de Suſſy plötzlich: „Ein Haus! ein Haus!“ Verwundert, daß kein Führer ein Wort davon geſagt, ließ ein Jeder ſeinen Mauleſel los und eilte dem Gebäude zu. Zwar fragte ein Führer, ob wir auch wüßten, was es mit dem Hauſe für eine Bewandtniß habe? — „Und wenn es des Satans wäre, können wir nur den fatalen Schnee abſchütteln und den Fuß darin auf ebenen Boden ſetzen, wir gehen hinein.“

In das Haus zu kommen, ward uns leicht, denn es hatte weder Thür noch Fenſter oder Laden, ſondern ſtand offen. Wir riefen, doch nur ein Führer antwortete: „Das wäre ein Glück, wenn Sie die aufwecken könnten, welche dort ſchlafen. „Wir tappten hinein, war das Haus auch verlaſſen und den Winden offen, es ſchützte doch vor dem Schnee, und wir wollten uns ein wenig erhohlen. „Wäre nur ein Kamin da,“ hob Jemand an, und ein Anderer ſetzte hinzu: „und Holz.“ — „Wir wollen ſuchen,“ meinte de Suſſy und tappte weiter. Gleich darauf rief er: „Ein Tiſch!“ und ſtieß einen Laut des Erſtaunens und Schreckens aus. „Was gibt's?“ fragten wir einſtimmig. — „Es muß ein Menſch darauf liegen; ich fühle ein Bein.“

„Ein Menſch? So rütteln Sie ihn doch munter.“

„Hollah, Freund! He....“

„Meine Herren!“ unterbrach hier ein Führer, den Kopf durch's Fenſter hereinſteckend, „machen Sie hier keine ſolchen Späße, das bringt uns Allen mit einander kein Glück.“

„Wo ſind wir denn?“

„In einem Leichenſchauhauſe des St. Bernhard.“ Damit ging er wieder zu ſeinen entfernt gebliebenen Cameraden, uns dem Eindrucke ſeiner wenigen Worte überlaſſend. „Das müſſen wir ſehen,“ hob de Suſſy nach einigen Augenblicken des Schweigens an, während dem keiner von uns ſich geregt hatte; er entzündete darauf ein Schwefelhölzchen, bey deſſen ſchwachem Lichte wir drey Leichname, den einen auf dem Tiſche ausgeſtreckt, die beyden andern im Hintergrunde zuſammengekauert, erblickten. Dann erlöſchte unſer Licht, und Alles war dunkler als zuvor. Das Experiment wurde jedoch ſogleich wiederhohlt, zuſammengerollte Papierſtreifen dienten als Fackeln, und ſo betrachteten wir denn genauer. Den Eindruck, welchen der Anblick dieſer geſchwärzten, entſtellten Leichname bey dem flackernden Schimmer unſerer Beleuchtung machte, kann nur Jemand in gleicher Lage mit uns ganz empfinden. Auch war unſer einziger Wunſch, dieß Haus des Todes ſo ſchnell wie möglich zu verlaſſen.

Schweigender und düſterer als je ſetzten wir unſern Weg fort, allein auch zugleich entſchloſſener, denn der eben genoſſene Anblick erinnerte zu gewaltig an das, was uns im ſchlimmſten Falle bevorſtand, und alle Beſchwerde ward über dem Wunſche, bald in Sicherheit zu ſeyn, vergeſſen. Endlich ließ unſer erſter Führer einen gellenden Ruf vernehmen, wie man in Gebirgsgegenden oft hört, und deſſen Modulation andeutet, ob der Rufende Beyſtand verlangt oder nur ſeine Annäherung meldet. Kein Echo gab ihn zurück, er verhallte in der Einöde. Als wir jedoch einige hundert Schritte weiter gekommen waren, vernahmen wir Hundegebell.

„Hier, Drapeau, hier!“ rief der Führer, und eine große Dogge ſprang auf ihn zu und an ihm in die Höhe. Es war einer der Hunde vom Hoſpitium, und der Führer nannte ihn ſeinen alten Bekannten und liebkoſte ihn. Zehn Minuten ſpäter ſtanden wir plötzlich vor der nie verſchloſſenen gaſtlichen Pforte des Kloſters, welches man von dieſer Seite auch bey Tage nicht eher ſieht, bis man ſich dicht davor befindet. Der wachthabende Bruder führte uns in ein warmes Zimmer und während wir uns erhohlten, wurden unſere Zellen geheizt und das Nachtlager bereitet. Die Anſtrengung hatte den Hunger betäubt, und wir zogen den Schlaf allem Andern vor; nur eine Taſſe warmer Milch ward uns gereicht, als wir ſchon in den Betten lagen. Der Mönch ſagte mir bey dieſer Gelegenheit, ich befände mich in dem Gemache, wo Napoleon geſpeiſt habe. Was mich betrifft, ſo glaube ich, es war das, wo ich am beſten geſchlafen habe.

Am folgenden Morgen um zehn Uhr waren wir ſämmtlich wieder auf den Beinen und inſpicirten meine Zelle, allein ſie unterſchied ſich in nichts von den übrigen, und keine Inſchrift erinnerte an die Anweſenheit des modernen Carl des Großen. — Durch's Fenſter ſahen wir einen blauen Himmel, hellen Sonnenſchein und eine, mit fußhohem Schnee bedeckte, düſtere Landſchaft. Der vom Eiswaſſer gebildete, dicht vor dem Kloſter befindliche See machte die Ausſicht noch trauriger; ſeine Gewäſſer erhalten in der ſchneeigen Faſſung ein ſchwärzliches Anſehen und ſind viel zu kalt, um Fiſchen zum Aufenthalt zu dienen, viel zu hoch gelegen, um einen Vogel anzulocken. Auf dem Wege hieher iſt nach und nach alles animaliſche und vegetabiliſche Leben zurückgeblieben; nur der Menſch und der Hund haben ſich auf dem Gipfel des Berges angeſiedelt.

Nicht eben fröhlich geſtimmt von dieſen und verwandten Betrachtungen, erhielten wir die Einladung, zum Frühſtück in das Refectorium zu kommen. Ein Mönch zeigte uns den Weg, welcher an der Capelle vorüberführte, aus welcher fromme Geſänge ertönten, aber je weiter wir gingen, deſto deutlicher vernahmen wir von der entgegengeſetzten Seite des Corridors Gelächter. Dieſer Gegenſatz fiel uns ſehr auf. Da öffnete ſich die Thür, und überraſcht traten wir zu einer Geſellſchaft junger Damen und Herren ein, welche Thee tranken und von der Taglioni ſprachen. Nach einem Augenblicke des Staunens erkannten wir in ihnen zum Theil Bekannte von Paris und machten unſere Complimente, wie in den heimathlichen Salons. Darauf nahmen wir die uns beſtimmten Plätze ein, das Geplauder wurde immer lebhafter, und bald dachte Niemand mehr daran, daß wir uns auf dem großen St. Bernhard befanden. Das ſogenannte Refectorium konnte uns kaum daran erinnern. Es trug dieſen Nahmen mit Unrecht und war ein hübſcher mit weniger Geſchmack als Überfluß möblirter Speiſeſaal. Ein Flügel ſtand in der einen Ecke, Gemählde hingen an der Wand, und auf dem Kamine waren mehrere Luxusgegenſtände zu ſehen, die man ſonſt nur in den Gemächern der Damen ſucht. Dieß weltliche Anſehen erklärt der Umſtand, daß alle dieſe Sachen Geſchenke dankbarer Reiſenden ſind.

Der uns bedienende Mönch hatte ſich entfernt, um eine Meſſe zu leſen; de Suſſy war zum Flügel getreten, der Zauber einer Galoppade ſetzte die Füße unſerer Damen in Bewegung, eine Schildwache an der Thür ſchirmte ſie vor Überraſchung durch einen der geiſtlichen Herren. Sie jubelten gerade laut um den Tiſch herum, als der vor die Thür Geſtellte berichtete:

der dienende Bruder frage an, ob wir das große Leichenſchauhaus ſehen wollten. — Die Neugierde überwand den Widerwillen, und auch die Damen wollten von der Parthie ſeyn. Als ſie aber ſahen, daß ſie vierzig Schritte in tiefem Schnee machen ſollten, verging ihnen die Luſt. Wir trugen ſie jedoch auf Stühlen hinüber.

Man ſtelle ſich einen gewölbten, niedrigen, etwa 35 Quadratfuß großen, von einem Fenſter ſpärlich erhellten Saal vor, den Boden mit einer 1½ Fuß dicken Lage von Staub bedeckt. Es iſt Menſchenſtaub; unzählige Gebeine liegen auf ihm ausgebreitet. Und über ihnen, aufrecht an die Wand gelehnt und vom grellen Zufall geordnet, ſtehen, knien, kauern, mit gefalteten Händen, ausgebreiteten Armen, kurz, wie der Tod ſie überraſcht hat, die ſchwärzlichen Leichname von hundert und fünfzig Perſonen, darunter eine Mutter, die ihr Kind vor dem Erfrieren zu retten glaubte, indem ſie ihm die Bruſt reichte. Man denke ſich dieß Alles vereint, dazu luſtigen Sonnenſchein, der die zum Fenſter hereinſchauenden Köpfe hübſcher, junger Frauen beleuchtet: — das lebensluſtigſte Völkchen neben dem ſeit Jahrhunderten erloſchenen Leben! O, es iſt ein unvergeßliches Bild, ich werde es nun und nimmer aus dem Gedächtniſſe verlieren.

Wohl noch mehr ließe ſich vom St. Bernhard erzählen; es iſt eine Kirche da mit Deſaix's Grab, ein ſchwarzer Marmortiſch, mit einer Inſchrift zu Ehren Napoleon's u. dgl. m. Aber ich rathe Jedem, ſich dieſe Dinge früher anzuſehen als jene unglückliche Mutter, die ihrem Säuglinge die Bruſt reicht. —

Der Seerabe.

Im Frühjahre vorigen Jahres, um die Mitte des Monaths April, zeigte ſich eine große Anzahl Seeraben auf einer Bergſpitze von Rügen, genannt der Drigge. Dieſes durch zwey Inwicken ausgehöhlte Inſelchen ſchiebt ſich ſüdöſtlich hinter Stralſund und dem Dänholm in einem von der Meerenge zwiſchen Pommern und Rügen gebildeten Baſſin vor. Bey ſeinem Anfange iſt es ſchmal, ſeine Länge beträgt ungefähr eine halbe Meile und ſein Umfang vielleicht 5 Hufen Landes. Es liegt etwas hoch, hat jedoch ebenen Boden und trägt anmuthige dichte Holzungen, mit Eichen und Ellern von ſchlankem Wuchſe. Vorzugsweiſe auf dem ganzen Rügenlande haben die Seeraben dieſen Ort zu ihrem Sommeraufenthalte gewählt und auf dieſer Stelle auch wieder nur ein einziges Gehölz zu ihrer Horſtung auserſehen, welches ſich durch dichtes Unterholz und ſtarken Baumwuchs vor den andern auszeichnet. Bey ihrer Ankunft fingen die Seeraben damit an, die Reiher, welche bisher in der gedachten Holzung alljährlich geniſtet hatten, zu vertreiben und auszurotten, und bauten ſodann ihre zahlloſen Neſter in den höchſten Zweigen der ſchlanken Eichen und Ellern verträglich neben einander. Dieſe Neſter waren ausſchließlich von Dornen gemacht, ſehr hoch und tief. Im Laufe des Sommers brüten ſie dreymahl und legen 4 bis 6 Eyer von der Größe derjenigen der wilden Enten und von blaßgrüner Farbe. Den ganzen Tag hindurch ſchwärmten ſie in Schaaren auf dem Fiſchfange herum, und die Stralſunder Fiſcher, welche ihnen oft zugeſehen, können nicht genug klagen, wie ſehr ſie ihre Reviere ruiniren und gänzlich zu verderben drohen. Sie ſind die gewandteſten und geſchickteſten Fiſchräuber, ſchwimmen unglaublich ſchnell auf dem Waſſer, daß es ſelbſt Wellen davon wirft, tauchen bis auf den Grund wie ein Seehund und ſchießen eine ſolche Strecke unter dem Waſſer fort, daß man darüber erſtaunen muß. Mit dem ſtärkſten Hechte, mit dem größten Aale im Schnabel ſieht man ſie emporkommen, ihn verſchlingen, heimfliegen und wiederkehren und dabey ſind ſie gefräßig wie ein Wolf und geſchäftig wie die Ameiſen. In dem Gehölze, wo ſie horſteten, fand man häufig Aale und Hechte von bedeutender Größe, welche ſie verloren hatten und wegen des dichten Unterholzes nicht wieder ſuchen konnten. An den Aalen war der Kopf oft verweſt, während ſich der Schwanz noch regte, und dieß erklären die Fiſcher ſo, daß die Vögel alle Fiſche beym Kopfende zu verſchlingen anfangen, der Kopf ſogleich in dem Magen begraben wird, während der andere Theil der Fiſche im Schlundſacke bleibt, und daß ſie bey dem Jungen im Neſte den ganzen Fiſch, wie der Pelikan, wieder von ſich geben, wo dann der Kopf von der Hitze und Bewegung des Magens ſchon zum Theil zerſtört iſt. Die Jungen, von denen mehrere lebendige Exemplare in Stralſund vorhanden ſind, zeigen ſich eben ſo gefräßig als böſe, verſchlingen im Nu die verhältnißmäßig größten Fiſche und fahren dem Menſchen gleich nach dem Geſichte; beſonders richten ſie ihren Angriff nach den Augen und ſind deßhalb den Kindern ſehr gefährlich. Die Alten nehmen es mit ihrem großen ſcharfen Schnabel kühn mit dem ſtärkſten Raubvogel auf, und mehrere Perſonen ſahen es unter andern auf dem Drigge mit an, wie ein Seerabe und ein Gänſeaar kämpfend aus der Luft auf den Broek fielen und ſich auf der Erde wüthend herumbiſſen. Ungeachtet dem Seeraben die ganze Bruſt aufgeriſſen

war, und seine Eingeweide heraushingen, so konnte ihn der Gänseaar doch nicht völlig bezwingen und nahm nach vergeblicher Anstrengung die Flucht, worauf der Seerabe todt hinsank. Auf einen flügellahm geschossenen Seeraben hetzte man zwey Dachshunde, die aber bald von ihm abließen; darauf trieb man zwey Puterhähne hinzu, welche ihn sogleich angriffen; er wehrte sich aber so kräftig und verbiß sich bald an dem einen Puter so wüthend, daß man ihm den Schnabel aufbrechen mußte, worauf er getödtet wurde. Wiewohl die Seeraben zu Tausenden auf dem Drigge gewesen und sich zu Tausenden vermehrt haben, so sind sie doch gegenwärtig alle fortgezogen und sammeln sich in der Gegend von Barhäft am Strande, um ihren Flug über's Meer zu nehmen. Auf dem Drigge sind alle obern Zweige der Bäume des Gehölzes, worauf sie gehorstet, kahl von ihrem Daraufsitzen und sehen aus, als wenn sie von Raupen abgefressen wären; sämmtliches Unterholz scheint wie angekalkt von ihrem weißen Unrathe. Seltsam ist es an und für sich, daß ein Seevogel mit Schwimmfüßen auf hohen Bäumen sitzt und nistet. Niemahls haben sich an den Küsten Neu-Vorpommerns Seeraben gezeigt und ein achtzig Jahr alter Oberförster, welcher 60 Jahre auf dem Dorste im Amte gewesen ist und zahllose Seevögel auf dieser waldreichen Insel geschossen und ausgestopft hat, versichert, auch nicht einmahl eine Feder jenes gesehen zu haben. Was die Gestalt des Seeraben betrifft, so gleicht diese der Abbildung des chinesischen, dessen man sich in China zum Fischfange bedient, in allen Theilen. Er ist von der Größe einer halberwachsenen Gans, hat einen rabenähnlichen sehr langen Schnabel, der vorn umgebogen und sehr scharf ist, einen Entenkopf, eine kleine unmerkliche Zunge, und unter dem Schlunde einen Beutel wie der Pelikan, einen Schwanenhals, der im Sitzen immer auf dem Rücken ruht, blaue Augensterne, einen runden Schwanz, schwarze vollständige Rabenfüße mit vier Zehen, von denen die hintere ganz einwärts gebogen ist und die mit einer Schwimmhaut versehen sind. Seine Grundfarbe ist schwarz, spielt aber ins Braune; die Brust ist bey einigen weißlich. Von den Landraben unterscheidet er sich nur dadurch, daß er dreymahl größer und zehnmahl gefräßiger ist und sein Futter aus dem Wasser hohlt. Dieß üppige, reichliche Futter macht es wohl auch, daß er dreymahl im Jahre brütet. Ob übrigens dieser Vogel wirklich der chinesische Seerabe, oder der gewöhnliche ist, welcher nach Aussage von Schiffern und eines im hohen Norden bekannten Dänen sich an der Küste von Norwegen häufig aufhalten und in den dortigen Klippen nisten soll, möchte um so schwerer zu beweisen seyn, als er seine nordische Natur hier ganz verläugnete und in den höchsten Eichen sein Nest baute.

Auflösung

der vierfylbigen Charade im vorigen Blatte:

Liebfrauenmilch.

Notizen.

Skizzen aus dem Wienerleben.

Die Wiener sind gewiß als herzensgute, lebensfrohe Leute allgemein bekannt und beliebt; als solche ist es daher ganz natürlich, daß Musik und Tanz ihre Lieblingsneigungen sind, welchen sie auch mit Kopf und Fuß weidlich fröhnen. Wie könnten die Wiener aber diesen Leidenschaften entsagen, da sie im Besitze von drey Herenmeistern sind, die mit ihren Zauberinstrumenten den ärgsten Misanthropen erheitern und wider Willen seine Börse öffnen. Die deutlichsten Beweise, daß es nicht an gutem Geschmacke fehlt, jedes Künstlertalent nach Verdienst gewürdiget werde, sind die musicalischen Abendunterhaltungen im Volksgarten, am Wasser-Glacis, die Tanzunterhaltungen beym Zweel und im Casino zu Hietzing. Eine zahllose Menge aus allen Ständen woget an gewissen Tagen, die neuesten Walzer der HH. Lanner, Strauß und Morelly zu bewundern; ein gemäßigtes Honorar ist der Eintrittspreis, von welchem nur dann eine Ausnahme gemacht wird, wenn ein neues Quodlibet zum Vortheile des Componisteurs, nicht in die Scene, wohl aber in die Luft geht. Concertgeber, Theater-Directoren, Sänger und Schauspieler schauen freylich mit neidischen Blicken auf diese überglücklichen herab, denen es vergönnt ist im Laufe des Jahres 5–6 Benefizien ankündigen zu dürfen, wobey sie immer eine äußerst erzielbare Einnahme machen; allein wer kümmert sich darum? jetzt ist die Periode des Walzens und da kann man für nichts Minderes Auge und Ohr haben. In Concerten und Schauspielhäusern ist man an das lästige Sitzen oder Stehen gefesselt, Mund, Hände und Füße kommen höchstens in Affect, wenn ein Dilettant sich vergriffen, ein Schauspieler sich versprochen, ein Dichter sich verschrieben hat. Ganz anders aber verhält es sich bey diesen Tanzunterhaltungen. Hier sitzt eine ehrwürdige Matrone mit ihren beyden Töchtern, nicht achtend der Welt, tief mit sich selbst und dem Anblicke des Dirigens beschäftiget, während die Grazien ein unübersehbares Heer von Anbethern umschwirren. Dort schwebt ein Wienerstutzecken mitten durch die Reihen der sich schaukelnden Tänzer, der Credenz zu, um für seine schmachtende Schöne Erfrischungen einzuhohlen, welche er ihr eigenhändig, unter dem Siegel treuester Ergebung, darreicht. In der Mitte von Terpsichorens Hallen weilen gewöhnlich die kunstsinnigen Tanzkritiker, die mit beissender Satyre jedes walzende Paar zu geißeln drohen. Um ihr Ansehen noch zu vermehren, hüllen sie nach Art der römisch-griechischen Götter ihre erhabenen Häupter in Nebel; wirbelnde Wolken entsteigen ihren Dampfmaschinen und durchräuchern den vorbeyschwebenden Tänzerinnen ihre eleganten Ballkleider. Nach Beendigung eines kunstvoll producirten Walzers, Cotillons ꝛc. stimmen sie ein lärmendes da Capo und Applaudissement an, dessen sich kein concertgebender Virtuos, Sänger oder Schauspieler vom ersten Range schämen dürfte. Darum herbey, ihr Virtuosen, Bühnenkünstler und Dichter, wollt ihr euch verewigen, so walzet, denn das Leben ist ein Tanz und ohne Tanz gibt es kein Leben.

Joh. Nep. Hraschigg.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1168.

Digitized by Google

Inhalt des Sammlers.

September.

Nr. 106. Der Allerweltsdiener. Ein wahres Histörlein. — Mein Saitenspiel. Von Heinrich Proch. — Miscelle. — Not. Schauspiele. Josephstädtertheater. Über die Leistungen dieser Bühne. — Literarisches.

Nr. 107. Der Allerweltsdiener. Forts. — Dreysylbige Charade. Von F. W. Jaggi. — Briefe einer Deutschen aus Amerika. Aus d. Englischen. — Not. Schauspiele. Theater an der Wien. Zum ersten Mahle und zum Vortheile der Schauspielerinn Mad. Pann: Peter Szápár, oder: der Held in Sclavenketten. Von Mad. Birch-Pfeiffer.

Nr. 108. Der Allerweltsdiener. Forts. — An Adele, der ich ein Lied versagte. Von Cl. — Briefe einer Deutschen aus Amerika. Forts. — Auflösung der dreysylbigen Charade von Nr. 107. — Not. Eduard Bauernfeld und sein neuestes Schauspiel „Helene“ im k. k. Hofburgtheater aufgeführt.

Nr. 109. Der Allerweltsdiener. Forts. — Speisehäuser in St. Petersburg. — Das Baden im Manzanares in Cumana. — Not. Meyerbeer's „Robert der Teufel“ im Hofoperntheater.

Nr. 110. Der Allerweltsdiener. Beschl. — Logogryph. Von F. W. Jaggi. — Briefe einer Deutschen aus Amerika. Forts. — Not. Eduard Bauernfeld und sein neuestes Schauspiel „Helene“ im k. k. Hofburgtheater aufgeführt. Forts. — Literatur. Almanach dramatischer Spiele für 1834 von Lembert. Verlag von Tendler.

Nr. 111. Der Pflanzer von Paramaribo. Aus dem Englischen. — Briefe einer Deutschen aus Amerika. Beschl. — Auflösung des Logogryphs von Nr. 110. — Not. Schauspiele. Leopoldstädtertheater. Über die Leistungen dieser Bühne.

Nr. 112. Der Pflanzer von Paramaribo. Forts. — Afrikanisches Jagdabenteuer. — Not. Giuditta Pasta. — Der Laren Schutz.

Nr. 113. Der Pflanzer auf Paramaribo. Beschl. — Logogryph. Von C. F. Müller. — Not. Schauspiele. Hofburgtheater. Zum ersten Mahle: Sigmund, Schauspiel nach dem Roman Indiana und nach Scribe bearbeitet von F. A. von Kurländer. — Ebenfalls zum ersten Mahle: List und Strafe, Lustspiel in einem Aufzuge, nach dem Französischen des Sedaine bearbeitet von Herzenskron.

Nr. 114. Die Uniform des Capitäns. Aus Capitän Marryat's Naval Sketches. — Epigramme. Von Adolph Wiesner. — Auflösung des Logogryphs von Nr. 113. — Not. Eduard Bauernfeld und sein neuestes Schauspiel „Helene“ im k. k. Hofburgtheater aufgeführt. Beschl.

Nr. 115. Reiseerinnerungen. Nach Alexander Dümas. — Die Uniform des Capitäns. Beschl. — Not. Giuditta Pasta. Beschl.

Nr. 116. Reiseerinnerungen. Forts. — Viersylbige Charade. Von F. W. Jaggi. — Not. Schauspiele. Über die Wiener Localdichter. — Literatur. Clio. Eine Reihe weithistorischer Scenen, mit 19 Kupf. Wien, bey Sammer, 1834.

Nr. 117. Reiseerinnerungen. Beschl. — Der Seerabe. — Auflösung der viersylbigen Charade von Nr. 116. — Not. Skizzen aus dem Wienerleben.

Der

Sammler.

Ein

Unterhaltungsblatt.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1833.

October.

Wien.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Digitized by Google

Der Sammler

Dinstag, den 118 1. October 1833.

Vierteljähriger Pränumerationsbetrag 6 fl. Wiener-Währung, bey Anton Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Briefe einer Deutschen aus Amerika*).

Newyork, im Frühjahre 1833.

Broadway, die Hauptstraße von Newyork, eine der herrlichsten der Welt, beginnt mit einem schönen, von eleganten Häusern umgebenen Rasenplatz am südöstlichen Ende der Stadt, und erstreckt sich vom Meere aufwärts, drey englische Meilen lang, durch die ganze Stadt, welche auf der Westseite vom Hudsonfluß, auf der Ostseite von einem Meeresarm begränzt ist, welcher der Oststrom (Eastriver) heißt. In diesen ergießt sich fünfzehn Meilen nördlich von der Mündung des Hudsons ein kleiner Arm desselben und bildet die Yorkinsel, welche in ihrer größten Breite etwa anderthalb Meilen mißt. Diese ganze Insel soll mit der Zeit überbaut werden, ein Gedanke, welcher der Nationaleitelkeit so sehr schmeichelt, daß man die Sache jetzt schon, da kaum ein Fünftheil der Insel mit Häusern besetzt ist, als vollbracht ansieht und überall, in jedem Hause den Plan von Newyork mit Straßen und Gebäuden findet, wie es mit Gottes Hülfe und Dank dem patriotischen Eifer der Feuerlöschmänner in hundert Jahren seyn mag.

Alle Gassen, außer einigen wenigen, die mit Broadway parallel laufen, führen links und rechts vom Wasser hinauf zu der Hauptstraße und sind folglich kurz, aber meistens gerade. An solchen Kreuzungspuncten, wo man sich weit vom Hafen wähnt, wird man durch den Anblick von Schiffen und Masten zu beyden Seiten um so mehr überrascht, als den Hintergrund zu diesem Gemählde nicht das einförmige Meer bildet, sondern über einen schmalen Wasserspiegel hinüber sich die mannigfaltigsten, reizendsten Landschaften zeigen, deren Horizont anmuthige grüne Hügel begränzen. Das Auge wird auf die mannigfaltigste Weise ergötzt, und für Bequemlichkeit bey diesem Genusse ist gesorgt; denn selten nur kommt ein Wagen aus den Seitengassen, der den Lustwandelnden störte; um so lebhafter geht es aber auf dem Fahrwege der Hauptstraße zu, wo ein Wagen den andern drängt. Indessen sind die Equipagen bey weitem nicht so glänzend, wie die europäischen; Kutscher und Bedienten sind durchaus Neger, und das ganze Fuhrwerk ist immer nur gemiethet, denn außer Miethkutschern hält kein Mensch Wagen und Pferde. Die Trottoirs für die Fußgänger sind über zwanzig Fuß breit und mit Steinen belegt, die meistens 12—10 Fuß im Gevierte halten; kein einziges Haus hat ein Kutschenthor. Weiße Marmorstufen führen durch ein geschmackvolles eisernes Geländer, welches am ganzen Gebäude hinläuft, an die Hausthüre, auf welcher über dem Hammer eine Metallplatte den Nahmen des Bewohners zeigt; häufig sind diese Gegenstände von ge-

*) S. Sammler Nr. 111.

ſchlagenem Silber. Zwey bis dritthalb Klafter hoch iſt das Haus mit polirtem weißen oder bunten Marmor bekleidet, dann erhebt ſich die Ziegelmauer, die ſorgfältig roth geſirnißt iſt, und an welcher weiße dünne Striche die Ziegellagen andeuten. Nur die Häuſer, deren obere Stockwerke aus Holz gebaut ſind, werden weiß bemahlt; die Bedachung iſt durchgehends von Schiefertafeln.

Der belebteſte Theil dieſer Straße iſt die Mitte. Den Anfang derſelben bilden die zwar niedlichen, aber gar nicht beträchtlichen Wohnhäuſer der älteſten Reichen. Diejenigen, die ſich erſt in ſpätern Zeiten bereichert haben, und dieß ſind faſt ausſchließlich eingeborne Amerikaner, waren alſo genöthigt, ihre prächtigen Gebäude in der dritten Meile der Straße aufzuführen; hier ſtehen ſie anfänglich mit ſchlechten Häuſern, dann mit Baraken untermiſcht, und zuletzt liegen ſie ganz einſam und immer weiter zerſtreut zwiſchen Schuttmaſſen auf öden, ungeebneten Bauplätzen; noch eine Meile weiter ſind die von den künftigen Generationen auszufüllenden Gaſſen kaum angedeutet auf dem höckerigen, wilden Felſengrunde, auf dem hie und da ein krüppelhafter Waldbaum ſeine Exiſtenz dem Siege der Trägheit über die Habſucht verdankt. Deſto vortheilhafter nimmt ſich der Mittelpunct des Broadways aus, indem er ſich hier in einen großen, faſt dreyeckigen, 12 — 15 Morgen großen Platz ausbreitet, der mit Raſen belegt, mit Alleen bepflanzt und mit einem zierlichen eiſernen Gitter umgeben iſt. Von allen Seiten gelangt man in dieſen jungen Park durch Thore, die bey der leiſeſten Berührung ſich öffnen, und ſogleich hinter dem Eintretenden durch ihre eigene Federkraft ſich ſchnell, aber ſanft ſchließen. Im Hintergrunde prangt City-Hall, das Stadthaus, der Sitz der oberſten Juſtizbehörde; hier wohnt auch der Major oder Bürgermeiſter. Das Gebäude iſt in antikem Style aus Quaderſteinen mit Marmorbekleidung aufgeführt; es iſt nicht ſehr groß, aber ſchön und ſcheinbar ſolid, trotz dem indeſſen, wie Alles in Newyork, leicht und ſchlecht gebaut. Vor etwa zwanzig Jahren war hier die Stadt zu Ende; da ſtarb ein reicher Kaufmann, dem dieſer Platz gehörte, wo jetzt City-Hall in ſeinem Parke ſteht. Er vermachte ihn der Stadt und eine Million fünfmahlhunderttauſend Dollars für Baukoſten dazu. Seitdem iſt die Stadt noch einmahl ſo weit hinausgerückt, was freylich ans Unglaubliche gränzt.

Zunächſt nehmen nun die Kaufläden und das Menſchengewühl unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Die Pariſer ſind bekanntlich Meiſter in der Kunſt, ihre Magazine, wie ſie pompös auch den kleinſten Laden nennen, geſchmackvoll zu verzieren, ihre Waaren elegant auszuhängen, ſie auffallend und anziehend zu machen; die Newyorker ſtehen ihnen aber um nichts nach. Im Gegentheil, man kann ſich über die Maſſe von allen nur erdenklichen Waaren, die hier die Straßen ſchmücken, nicht genug wundern, und wenn man nun vollends die Schaaren aufgeputzter Ladies und geſchäftiger Herren durch die Straße ziehen und truppweiſe in die Läden einfallen ſieht, ſo zweifelt man keinen Augenblick, daß hier ein vortrefflicher Markt ſey; ich wurde aber bald eines Andern belehrt. Alle Kaufläden, in welche ich trat, waren voll von Ladies; die Commis ſammt den Principalen hatten alle Hände voll zu thun, um die Ballen aufzureißen und wieder einzupacken. Jede Lady wollte Alles ſehen, von Allem die Preiſe hören und wiſſen, wann es gekommen, mit welchem Schiff und woher es bezogen worden und dergl. Es iſt luſtig mit anzuſehen, wie da alle die ſchönen Damen mit ihren zarten Händchen in den Seidenſtoffen und Bändern wühlen, Alles entrollen, unter beſtändigem Fragen und Betaſten die Qualität genau erforſchen, zuletzt die Zeuge in Falten ziehen, die Bänder in Schleifen legen und die niedlichſten Draperien bilden, ja mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit ganze Tableaux improviſiren. Iſt dieß geſchehen, geht jede mit dem Verſprechen, wiederzukommen, zum Laden hinaus und in den nächſten wieder hinein, um dieſes Spiel zu wiederhohlen, das von früh acht Uhr an bis zwey Uhr Nachmittags dauert. Nun begibt ſich Alles zu Tiſche; es wird ſchnell, aber viel gegeſſen, ein Stündchen geruht, und um halb vier Uhr ſteht der Broadway ſchon wieder in voller Blüthe. Jetzt begibt man ſich aber in Geſellſchaft. Sämmtliche Zirkel ſind eben ſo viele Börſen, wo über den täglichen Preis und Stand aller Waaren debattirt wird. Um dieſe Zeit werden dann die Kaufläden von den hereinkommenden Landleuten beſucht, welche manchmahl dem Kaufmann etwas zu verdienen geben. Um eilf Uhr Nachts rafft das erſchöpfte Ladenperſonal die letzten Kräfte zuſammen, um einzuräumen und zu ſchließen. Iſt es da Wunder, daß die Anzeige: „Ein Laden zu vermiethen; der ganze Vorrath wird unter dem Preis losgeſchlagen,“ immer beym zweyten Magazin mit großen Buchſtaben zu leſen iſt?

Trotz des guten Beyſpiels, konnte ich nicht umhin, überall, wo ich eintrat, eine Kleinigkeit zu kaufen, die ich als Fremde natürlich doppelt bezahlen mußte, was ich aber dabey lernte, entſchädigte mich hinlänglich

dafür. Gleich das erſte, was ich kaufte, koſtete einen Dollar und 50 Cents; ich legte ein Bankbillet von zwey Dollars auf das Comptoir. Alsbald ſteckte es der Kaufmann in ſeine Schublade und machte ſich anderswo zu thun. Als ich an's Herausgeben erinnerte, fragte er mich, ob ich bezahlt habe. Ich war ſprachlos über dieſe Unverſchämtheit, da nahm ein Mann, der eben herzugetreten war, das Wort und ſagte mit franzöſiſchem Accente: „Die Dame hat bezahlt, ich bin Zeuge.“ Hierauf gab mir der Kaufmann, ohne die mindeſte Verlegenheit blicken zu laſſen, zwanzig Cents zurück; ich machte ihn aufmerkſam, daß er mir deren fünfzig zu geben habe. Nun rechnete er eine gute Weile, und dann gab er mir noch ſechs Cents. Um ihn, wie ich hoffte, vollends zu beſchämen, bath ich mir die Tafel aus und ſchrieb ihm die kleine Rechnung vor; ſogleich löſchte er wieder aus, was ich geſchrieben, machte noch ein paar Minuten lang ſeine Ziffern und gab mir noch einige Cents mit den Worten: „Jetzt iſt's ganz recht.“ Dieß war es nun zwar bey weitem nicht, allein ich hatte genug, wandte mich, machte meinem unbekannten Beſchützer eine dankende Verbeugung und ſchickte mich an, den Laden zu verlaſſen; da ſagte dieſer: „Ich ſehe wohl, Sie ſind ganz fremd hier; erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß man hier zu Land nie, ſelbſt nicht die geringſte Kleinigkeit bezahlt, ohne eine geſchriebene Rechnung in einer Hand zu halten, während man mit der andern das Geld dafür gibt, und ſelbſt dann iſt es höchſt rathſam, wenigſtens Einen Zeugen dabey zu haben. Wer keine Zeit zu verlieren hat, der richtet auch immer das Geld ſo, daß nichts herauszugeben iſt; denn man will hier zu Lande an Allem, und alſo auch am Herausgeben gewinnen.“ Ich dankte für die Warnung und äußerte zugleich die Beſorgniß, den Kaufmann zu beleidigen, wenn er etwa Franzöſiſch verſtände. „Fürchten Sie dieß nicht,“ unterbrach mich mein Mentor; „ich kenne dieſen Gentleman ſchon ſeit zehn Jahren, während welcher er gute Geſchäfte gemacht und nahmentlich ſchon dreymahl fallirt hat; ſeit ſeinem letzten Bankerott, der bedeutend war, ſteht er ſehr hoch in der Achtung ſeiner Mitbürger. Er verſteht ganz gut Franzöſiſch; allein, Madame, Sie irren ſehr, wenn Sie glauben, daß man hier im geringſten anſtehe, von irgend einem Mittel Gebrauch zu machen, um Geld zu gewinnen, ohne das Geſetz zu verletzen, oder, was daſſelbe iſt, ohne Gefahr zu laufen, vom Geſetze verletzt zu werden. Das Geſetz iſt hier Alles, und von allen den lächerlichen Vorurtheilen der alten Welt iſt man frey. Geld, das iſt Ehre, und das Geſetz iſt Klugheit; wer klug iſt im nationellen Sinne des Wortes, hat Recht, und wird, wie man es hier nennt, ein großer Mann. Nicht wahr, ſo iſt's, Mr. Steward?“ ſchloß der Franzoſe, indem er ſich zum Kaufmann wandte. Ein ſelbſtgefälliges, verſchmitztes Lächeln, ein bejahendes Kopfnicken, ein kurzes Yes Sir! waren die Antwort, die mir die Luſt benahm, des Franzoſen Schilderung für Scherz zu halten.

(Die Fortſetzung folgt).

Epigramm.

Ernſte Frage.

Kräh führt in ſeinen dicken Werken
Viel große Männer ſprechend an.
Bald lieſt man: „Göthe ſagt“ — bald: „Schiller muß's beſtärken,“
Denn Schiller ſagt — dann ſagt drin jeder Mann,
Der in der Lit'ratur was Großes ſagen kann.
Was ſoll das lieber Kräh? Ich muß dich ernſtlich fragen,
Warum läß'ſt du in deinen Werken
Die Anderen ſo viel, und dich ſo gar nichts ſagen?

Adolph Wiesner.

Das Schloß Windſor.

Windſor iſt gewiſſermaßen das engliſche Verſailles. Die Stadt liegt zwey und zwanzig engliſche Meilen (ungefähr vier deutſche) von London in einer herrlichen Gegend, umgeben von Wieſen, welche die Themſe beſpühlt und an gut bewaldete ſanft abhängige Hügel gelehnt, die eine höchſt mahleriſche Einfaſſung bilden; auf einem dieſer Hügel liegt das königliche Schloß. Es war Zeuge der Pracht und der Feyerlichkeiten der alten Ritterzeit, ſo wie der Regierung der Eduarde und Heinriche, und iſt noch jetzt, wie vor ſieben Jahrhunderten, ein Wohnſitz der Könige von England. Das Parlament hat erſt kürzlich bedeutende Summen zu den Ausbeſſerungen und Verſchönerungen, deren es bedarf, genehmigt, ein Geld, das, der allgemeinen Meinung zufolge, gut angewendet iſt. Die im gothiſchen Style erbaute, dem heiligen Georg geweihte Capelle des Schloſſes iſt die prächtigſte in ganz England und vielleicht auch in Europa; gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts begonnen, wurde ſie in den erſten Jahren des folgenden vollendet. Zu den Staatszimmern führt eine Terraſſe, von der man eine weite Ausſicht hat; man kann ſich unmöglich einen reizendern Anblick denken, und wer ihn zum erſten Mahl genießt, wird ſich nicht leicht einer unwillkürlichen Gemüthsbewegung erwehren.

Das Alter des Schloſſes Windſor verliert ſich in die

graue Vorzeit. Unter Wilhelm dem Eroberer und seinem Sohn Wilhelm dem Rothen scheint es als militärischer Posten benützt worden zu seyn. Die Legenden verlegen den Sitz des Königs Arthur und seiner berühmten Ritter von der Tafelrunde hieher; Froissart sagt, daß im sechsten Jahrhundert die Feste dieses Ordens in Windsor gefeyert wurden. Wie dem auch sey, Eduard III., der im achtzehnten Jahre seiner Regierung diesen Orden wieder herstellen wollte, ließ einen runden Saal von 200 Fuß im Durchmesser bauen, in dem er mit seinen Waffengefährten speiste: dieser Saal erhielt den Nahmen der „runden Tafel.“ Der Graf von Surrey, der in Windsor eingesperrt wurde, weil er am Fasttage Fleisch gegessen, hat über die Veranlassung seiner Ungnade und seiner Einkerkerung ein merkwürdiges Gedicht geschrieben, in dem die damahligen Sitten und Gebräuche des englischen Hofes keineswegs schonend behandelt werden. Windsor war der Lieblingsaufenthalt der Königinn Elisabeth, die sich hier von den Beschwerden und der Langweile, die ihr die öffentlichen Angelegenheiten machten, erholte. Man bewahrt noch eine Übersetzung der „Dichtkunst“ des Horaz auf, eine Arbeit der Mußestunden der Königinn in Windsor, von der noch jetzt eine der Gallerien des Schlosses den Nahmen trägt. Eine Durchsicht der Rechnungen jener Zeit für die nöthigen Ausbesserungen des Schlosses selbst oder den Unterhalt seiner Bewohner gewährt hohes Interesse. Man sieht daraus, daß ein Monarch des fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhunderts weit weniger Bequemlichkeiten hatte, als der bescheidenste Bürger unserer Tage. Heinrich VIII. z. B. hatte stets einen Schlosser in seinem Gefolge, der, weil es an einem Riegel fehlte, um sein Schlafgemach zu schließen, dieses Geschäft jeden Abend besorgen mußte.

Das Schloß Windsor war auch der letzte Kerker des unglücklichen Carls I., weßhalb das Parlament eine Garnison dahin verlegte. Georg I., so wie sein Nachfolger, hielten sich nur selten daselbst auf; die Könige Georg III. und IV. aber ließen große Ausbesserungen vornehmen, und verwendeten bedeutende Summen auf dieses Schloß. Die Staatszimmer enthalten herrliche Gemählde von Titian, Guido, Hannibal Carracci, van Dyck u. s. w. Eines derselben, in Rubens Geschmack, stellt die Schönheiten am Hofe Carls II. vor, und ist der mannigfaltigen Figuren und des lebhaften Colorits wegen ein merkwürdiges Bild. In der Capelle des heiligen Georg befindet sich das der Prinzessinn Charlotte errichtete Grabmahl; einige Theile der Bildhauerarbeit sind gut, allein das Ganze macht keine befriedigende Wirkung.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Im Laufe des Monaths September d. J. wurden hier einige Novitäten zur Aufführung gebracht, welche wir in Kurzem berühren wollen.

Dlle. Zöllner erschien nach längerer Abwesenheit in „Resel, die Nachtwandlerinn.“ Die Parodie ist dem Publicum vom Leopoldstädter Theater aus bekannt. Die Verpflanzung auf das Podium des Theaters an der Wien war derselben nicht günstig, da das Stück, welches nun außer der Zeit ist, mit seiner dürftigen Handlung, durchaus nicht in einen großen Rahmen paßt. Dlle. Zöllner gab die Resel mit Fleiß und ihrer bekannten Jovialität, indessen ließ sie im Gesang manchen Wunsch unbefriedigt. Die HH. Nestroy (Jukundus) und Scholz (Olivenkern) schienen sich in ihrer Sphäre nicht recht zu gefallen; darum das öftere Hinaustreten aus derselben. Die Späße des Hrn. Scholz wurden etwas derb; wir wünschen ihm in Zukunft einige Mäßigung. Eine angenehme Erscheinung war Dlle. Planer als Wirthinn. Wenn Dlle. Planer die scharfe Accentuirung der Worte und die nicht immer schönen Bewegungen meiden wollte, sie würde immer beliebter werden. Das Stück wurde im Ganzen übel aufgenommen, und Niemand von den Mitspielenden gerufen. — Eine andere Erscheinung war das vieractige Schauspiel: „Montbars der Franke, oder: die Eroberung von Panama.“ Van der Velde's „Flibustier“ gab schon zu einer Auffenberg'schen Bearbeitung dieses Stoffes Gelegenheit. Die in Rede stehende Bearbeitung hat vor der erwähnten eben nicht viel Vorzug. Carls Arrangement that dabey wieder das Beste und so erlebte das schwache Product doch eine Wiederhohlung. Mad. Pann (Maria) und die HH. Kunst (Montbars) und Lucas (Diego) bothen alle ihre Kräfte auf, um das Stück interessant zu machen. Am Schlusse wurde Hr. Kunst gerufen. — Eine dritte Novität war „Die blaue Maske, oder: Corea die Improvisatorinn.“ Romantisches Schauspiel in 4 Aufzügen. Der Verfasser der „Drachenhöhle“ zählt auch diese Novität unter seine dramatischen Kinder, doch scheint dieses Kind das ungerathenste von allen denen zu seyn, die wir kennen lernten. Der Stoff, wenn auch nicht neu, ist eben nicht ohne Interesse, und hätte bey einer kräftigen Auffassung und Bearbeitung äußerst effectvoll gestaltet werden können. So besteht der Reiz nur in einigen abenteuerlichen Scenen, welche noch zudem in keiner rechten organischen Verbindung stehen. Die Charaktere bieten nicht viel originelle Seiten dar. Die Dichterinn selbst ist so trocken gezeichnet, daß erst Mad. Pann ihr die Seele der poetischen Repräsentation einhauchen mußte. Die Scene, wo Corea den Hof des Herzogs verlassen will, um in den Schooß der Natur, wo sie aufwuchs, zurückzukehren, enthält die einzige poetische Idee im ganzen Stücke. Die Aufnahme des Schauspiels war übrigens ziemlich beyfällig. Der Maskenzug, und das Schluß-Arrangement im Pallaste des Herzogs erregte allgemeinen Beyfall. Die Darstellung hatte mehrere Lücken. Mad. Pann (Corea), und Hr. Lucas (Carlo), verdienen jedoch mit Auszeichnung genannt zu werden. G. P.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den 119 3. October 1833.

Lebe hoch mein Oesterreich!

Am 4. October 1833.

Österreich! mein Österreich!
Wie bist du an Freuden reich!
Gott der Herr gab gütig dir
Als die höchste Strahlenzier
Unſern guten Kaiſer Franz
Herrſchend in der Milde Glanz.
Österreich, mein Österreich!
Was iſt dir an Ruhme gleich?

Stürmt' es oft in manchem Reich',
Blieb bey uns ſich immer gleich
Volkesliebe zu ſeinem Herrn,
Und kein Herz war je wohl fern
Von dem Vater, unſern Franz,
Der uns wand den Friedenskranz.
Österreich, mein Österreich!
Was iſt dir an Ruhme gleich?

Nicht nur, wenn uns ſtrahlt' das Glück,
Nein! im herbſten Mißgeſchick
Knüpfte uns ein feſtes Band
Stets an Ihn, an's Vaterland;
„Österreich und Biederkeit!"
War der Wahlſpruch einſt wie heut'.
Österreich, mein Österreich!
Was iſt dir an Ruhme gleich?

Gott! zu deinem Thron empor
Schall' im frohen Jubelchor:
„Schmücke lang' noch unſern Franz
„Mit der heil'gen Krone Glanz!
„Deine Huld beſchütze Ihn,
„Alle Leiden laß Ihn flieh'n!"
Dann, mein theures Österreich,
Was iſt dir an Ruhme gleich?!

C. F. Müller.

Briefe einer Deutſchen aus Amerika.

(Beſchluß.)

Newyork, im Frühjahre 1833.

Das Menſchengewühl auf dem Broadway beſchränkt ſich auf ſeine Weſtſeite; es iſt einmahl nicht Ton und man hält es für unanſtändig, auf der andern Seite zu gehen. Indeſſen führt von Zeit zu Zeit ein mit breiten Platten gleich den Trottoirs gepflaſterter Streifen hinüber, um die Communication herzuſtellen. Beym Fahren über dieſe Streifen iſt den Kutſchern Vorſicht zum

Geſetz gemacht. Das dringendſte Geſchäft würde nun keinen Amerikaner bewegen, ſeinen Weg abzukürzen und an einer andern Stelle quer über die Straße zu gehen, damit er, wenn er ja eine Beſchädigung erleidet, ſein Recht gewahrt habe und vom Kutſcher eine Geldentſchädigung anſprechen könne. Am voreiligen Kreuzen der Straße erkennt man demnach den leichtſinnigen Fremden, und er zieht nur Blicke des Mitleids, ja der Verachtung auf ſich. Der Fremde ſeinerſeits erkennt, abgeſehen von dieſer freywilligen Straßenpolizey, unter den ſtrömenden Maſſen alsbald den eigentlichen Amerikaner; ein langes, blaſſes, hageres Geſicht, das nur auf einer Seite durch einen eingeſchobenen Ballen Tabak aufgepolſtert erſcheint, vom Tabak gebräunte Lippen, tiefliegende, große, hellgraue Augen, eine von den ewigen arithmetiſchen Anſtrengungen des Gehirns gefurchte, gedankenvolle Stirn, ein reinlicher, aber nachläſſiger Anzug: das iſt ein Eingeborner. Ein Hauptkennzeichen iſt ferner Folgendes: wenn irgendwo ihrer zwey zuſammen ſprechen, ſey es im Comptoir oder auf der Gaſſe, nüchtern oder betrunken, beym Exerciren oder beym Spazierengehen, beym Zuſammentreten oder Weggehen, im Gaſthaus oder in der Kirche, im Theater, auf dem Markt, im Kaffehhaus oder im Amte, kurz bey jeder Gelegenheit, zu Waſſer und zu Land, bey Tag wie bey Nacht, an jedem Fleck durch die ganze Union, wird man beſtimmt, ehe eine Minute vergeht, das Loſungswort Dollar vernehmen.

Wenn er ſitzt, iſt der Amerikaner gar leicht im Vorbeygehen von jedem andern Erdbewohner zu unterſcheiden. Sieht man an einem Fenſter ein Paar Füße aufgeſtemmt, die gehören einem amerikaniſchen Stutzer, der hinten auf einem Stuhle baumelt und eine Cigarre raucht oder Tabak kaut, und ohne Ausnahme beſchäftigt iſt, mit dem Federmeſſer die Nägel zu putzen. Kommt man an Kaffehhäuſern, Hotels, Conditoreyen, Kneipen und dergleichen vorbey, ſo ſteht Alles voll Stühle, auf denen menſchliche Rümpfe liegen, deren Füße ſich gegen die Mauer oder gegen die Säulen ſpreizen, die das Zelt tragen, welches vor allen Häuſern der Art über die ganze Breite des Trottoirs ausgeſpannt iſt. An den Fenſtern unter dem Zelte baumeln ſo viele Stiefeln und Schuhe heraus, als nur immer Platz haben, ſo daß man beym erſten Anblick nichts weniger als an Zuckerbäckereyen oder Kaffehhäuſer denkt. Ich hielt es anfangs für Stiefelreinigungsanſtalten nach Art der Pariſer. Diejenigen Füße, die hier keinen Stemmpunct mehr finden, uſurpiren die Lehnen eines ſchon beſetzten Stuhles und ſperren vollends den Weg. An ſolchen Plätzen ſpritzt nun der von dieſen eleganten Gentlemens geſogene Tabakſaft wie Rackettenfeuer herum.

Unter dem ſchönen Geſchlecht bemerkt man viele äußerſt intereſſante, aber meiſtens blaſſe Geſichter; der Wuchs iſt edel, die Formen ſind reizend, doch die friſchen Farben der Jugendblüthe mangeln durchaus. Der Anzug iſt Pariſiſch, nur ſehr übertrieben, und die liebenswürdigſten Geſchöpfe laufen wie die Narren herum. Keine einzige ſah ich, die den Kopf im Hute hatte; dieſer ſitzt auf dem oberſten Theile des Kopfes, faſt auf der Stirne, und iſt im Sommer mit hohem Bouquet, im Winter mit tüchtigen Federbüſchen beladen. Dieſe durch das hoffärtige, tactmäßige Wiegen des Hauptes in Schwung geſetzte Laſt wird nicht ohne Kunſt im Gleichgewicht erhalten, den Bewegungen des Körpers benimmt aber eben dieß die natürliche Grazie, welche ſonſt gewiß den amerikaniſchen Ladys nicht fehlen würde. In ihrer Toilette ſind ſie äußerſt ſparſam. Zu Ende Aprils wird die Mode für's Jahr beſtimmt. Jede ſchafft ſich dann ein Kleid und einen Putzhut an, wobey nur der Form nach auf Mode, ſonſt aber hauptſächlich auf wohlfeilen Stoff geſehen wird. Die geringen Preiſe haben ihren Grund hauptſächlich in der ſchlechten Qualität der ausländiſchen, eigens für dieſes Land berechneten Fabricate; und auch dieß hat ſein Gutes, denn auf dieſe Weiſe iſt der Arme wie der Reiche, die Schwarze wie die Weiße ganz gleich gekleidet. Man ſieht nichts als elegante Welt, und da Eine die Andere, und Einer den Andern nachäfft, und Alle unter einander die größte Ähnlichkeit im Charakter haben, ſo kann man mit Wahrheit ſagen: wer Eine Amerikanerinn geſehen und gehört hat, der hat Alle geſehen und gehört. Vergebens hat ſich der franzöſiſche Unternehmungsgeiſt beſtrebt, dieſe Sitteneinfalt zu verfeinern, umſonſt ſchleppt man die prächtigſten Waaren hieher: ſie werden beſehen und belobt, betrachtet und drapirt, auch nach dem Preiſe wird gefragt und das Wiederkommen verſprochen; dabey geht aber der troſtloſe Speculant zu Grunde. Er hat um tauſend Dollars einen Laden gemiethet, nebenbey eine theure Wohnung; er hat die Miethe auf das ganze Jahr vorausbezahlen müſſen, weil die klugen Newyorker dem hoffnungsvoll ankommenden Fremden weislich nur dieſe einzige Bedingung machen. Mancher entſchließt ſich raſch, ſeinen Verluſt zu verſchmerzen, packt ein und geht wieder zu Schiffe; dieſer thut wohl. Den Meiſten aber fehlt der Muth dazu; ſie ſitzen ihre tauſend Dollars am Laden ab, und wenn das Jahr herum iſt, haben ſie theuer und ſchlecht gelebt, und

die Waare iſt ihnen geblieben, aber abgegriffen, verblaßt, veraltet. Nun wird der ganze Vorrath verſteigert und dann von den amerikaniſchen Kaufleuten um die üblichen Preiſe an Mann gebracht; der ausgezogene Europäer aber ſieht ſich um einen Platz als Bedienter, Aufwärter oder Taglöhner um, und verhungert nicht ſelten vor dem Hauſe, wo er ſich unlängſt noch wohlhabend dünkte und reich zu werden hoffte. Viele dieſer Unglücklichen, die jede Thüre verſchloſſen fanden, denken, vom Hochmuth der Republicaner, von ihrer Verachtung erbittert, von ihrer Härte zur Verzweiflung gebracht, auf Repreſſalien. Mit Abſcheu wende ich mich jetzt ab von der Erinnerung an die Gräuel, die ſo oft der kaltblütige Krämergeiſt erzeugt. In meinem folgenden Briefe erzähle ich aber ein paar ſolcher Vergeltungsacte; ſie ſind eben nicht ſehr tragiſch und charakteriſiren den geſellſchaftlichen Zuſtand beſſer, als irgend etwas.

Die Girſupah-Fälle*).

Die Fälle von Girſupah in Nord-Canara, an der weſtlichen Küſte von Madras, ſind nur ſelten von Europäern beſucht worden, und daher ſo gut als unbekannt. Die ungeheure Tiefe des Abgrundes, in den das Waſſer hinabſtürzt, macht ſie der Aufmerkſamkeit der Reiſenden beſonders würdig; da dieſe 892 Fuß beträgt, ſo ſind ſie, ſo weit uns aus Reiſeberichten bekannt iſt, die höchſten Fälle dieſer Art in der bekannten Welt, und folglich eine der größten Merkwürdigkeiten. Sie zeichnen ſich nicht ſowohl durch die Größe der Waſſermaſſe aus, die in den Abgrund hinabſtürzt, ſondern, wie geſagt, durch ihren von keinem andern übertroffenen Höhenpunct. Der Fluß iſt breit und voll von Felſen, ſo daß er mehrere abgeſonderte Ströme zu bilden ſcheint, und dieß dauert fort bis zu geringer Entfernung von dem erſten oder Hauptfalle, wo er ſich zu einem Strome ausbreitet, um den zweyten, dritten und vierten Fall zu bilden. Am äußerſten Rande des Abgrundes befindet ſich ein vorragendes Felſenſtück, von dem aus der ſtaunende Wanderer mit einiger Ruhe in die ſchwindelnde Tiefe hinabſehen kann. Von dieſem Puncte aus überblickt man drey von den Fällen, und zwar zwey von ihnen ganz genau; der dritte, und dem Hauptfalle nächſte, ſtürzt in ſchräger Richtung über ein felſiges Bett, und vereinigt ſich in einer Tiefe von ungefähr dreyhundert Fuß mit dem großen Falle. Der Reiſende läßt ſich indeß ſelten an dieſem Anblicke genügen, ſondern kriecht zu einem flachen, überhängenden Felsſtücke des Hauptfalles, wo er die ganze vereinte Waſſermaſſe in den Abgrund hinabſtürzen ſieht, die, von hier aus betrachtet, einen rieſenhaften Buſch von Giſcht bildet, der ungefähr zwey Drittel der Tiefe einnimmt und dann in eine glänzende Fläche von Schaum ausläuft, die gewiſſermaßen den gähnenden Schlund verſchleyert. Die ganze Tiefe desſelben kann auch des Staubes wegen, in den das ſtürzende Waſſer ſich auflöſt, auf keinem Puncte oberhalb ganz überſehen werden. Das in dieſem Waſſerſtaube ſich ſtark brechende Licht ſtrahlt hier in allen Farben des Regenbogens zurück. Die beyden andern Fälle haben eine geringere Waſſermaſſe, die aber, weil die Felſenwände, über die ſie herabſtürzt, höher aufſteigen, von oben herab ganz denſelben Anblick wie die andern biethet. Die Schlucht des Falles ſelbſt gewährt eine höchſt überraſchende Anſicht: es iſt, als ob eine ungeheure Felſenmaſſe ſich durch vulkaniſche Gewalt plötzlich aus einander geriſſen hätte; die Wände ragen vollkommen ſenkrecht empor, und die Breite ſoll in der Mitte 300 Fuß halten. Nur Wenige haben es gewagt, in dieſen Schlund hinabzuſteigen; aber auch uns wandelte die Luſt an, das Wageſtück zu beſtehen. Der Übergang über den Fluß war wegen der Menge von Felſen, die überſtiegen, und der Strömungen halber, die durchwatet werden mußten, ſehr beſchwerlich. Als dieß glücklich überſtanden war, wandelten wir auf einem Fußſteige fort, der zu dem äußerſten Ende des Falles hinabführt.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Aus dem Tagebuche eines engliſchen Arztes.

Notizen.

Schauſpiele.

Das den 25. September zum Vortheile des Ballettmeiſters Hrn. Henry im k. k. Hofoperntheater neu aufgeführte Ballet in 2 Acten: „Agnes und Fitz-Henry“ hat einen ſehr ernſten, beynahe tragiſchen Inhalt; es ergreift mehr als es gefällt, obwohl die Hauptperſonen, Hr. Henry und Dlle. Muratori, darin ihre mimiſche Kunſt auf das ſchönſte entfalteten und Gruppirungen vorkommen, welche das Talent des Meiſters beurkunden. Bedeutenden Beyfall erhielt das Pas des Hrn. Crombé mit Dlle. Rabel, dann jenes des Hrn. und der Mad. Mattis mit Dlle. Mazza-Aureglo, nach deren Beendigung die Künſtler gerufen wurden. Vorzüglich ausgezeichnet erſchien Dlle. Rabel. Am zweyten Vorſtellungsabende ging das Ganze noch gerundeter und der Beyfall war noch lauter.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldſtadt.) Jüngſt wurde zum erſten Mahle aufgeführt: Liebenau oder die Wan-

derung nach einer Frau, Zauberspiel mit Gesang in 2 Acten, als Fortsetzung der Nina, oder die Wanderung nach einem Manne, von demselben Verfasser. Musik vom Capellmeister Riotte. Tableaux und Gruppirungen vom Pantomimenmeister Joh. Fenzl.

Obwohl manche auswärtige Blätter mit einer gewissen Rigorosität sich über unsere gegenwärtigen Localdichter auszusprechen pflegen, so können wir doch nicht in Abrede stellen, da wir unsere Bühnenbedürfnisse zu genau kennen, daß, seit Raimund's Muse schweigt, und die HH. Bäuerle, Meisl, Gleich als allgemein beliebte Wiener Localdichter sich zurückgezogen haben, Schickh und Nestroy allein mit vielem Glücke dieses steinige Feld bearbeiten. Ihr Fleiß und rastloses Bestreben ist gewiß nicht zu verkennen; daß man sich bey dem besten Willen gleichwohl nicht selten in der Wahl der Mittel vergriff, liegt vielleicht eben in dem zu eifrigen Bestreben, Neues und Interessantes zu erringen. Die Leopoldstädter Bühne hat, in einem Zeitraume von kaum zwey Jahren, an Swiedh's Erzeugnissen: Sieg des guten Humors, Bruder Lüftig, Nina, Amintha, Mimili, Kampf des Glückes, wahre Cassastücke erhalten; ja selbst die minder gelungenen (Enzian und Lucie, Moralis, Robert der Wauwau) verfehlten ihre theatralische Wirkung nicht.

Durch die Bearbeitung dieser Fortsetzung hat sich der Verfasser zwar einen schwierigen Standpunct gewählt, indem Gegen- und Seitenstücke höchst selten mit Glück auf die Bühne gebracht werden; allein er hat zugleich neuerdings sein vielseitiges Talent erprobt, und sich durch das Gelingen derselben würdiger an unsere Volksdichter gereiht.

Der Inhalt dieser Piece ist in Kürze folgender: Liebenau, Nina's Gatte, wird von der schrecklichen Leidenschaft, Eifersucht, beherrscht, überall verfolgt er seine treue Gattinn, um sich von ihrer Untreue überzeugen zu können. Juno überrascht ihren Gemahl Jupiter auf einem Maskenball in Nina's Hause, verurtheilt sie in die Unterwelt und gewährt Liebenau den Wunsch, sich eine Gattinn suchen zu dürfen, welche seinen Wünschen entspricht. Auf diese Art lernt er eine Böhminn, Französinn, Ungarinn, Italienerinn und Tyrolerinn kennen, da er sich aber bey keiner glücklich fühlt, kehrt er reuevoll in die Arme seiner Nina zurück. — Diese Piece, voll der launigsten Scenen, von einer gefälligen Musik unterstützt, von der thätigen Direction auf das entsprechendste ausgestattet, wird sich gleich dem Zauberstücke Nina zu einem Cassastücke erheben und allen jenen höchst willkommen seyn, denen die Aufführung der Nina so mannigfaltiges Vergnügen verschaffte. — Die Darstellung war vom Anfange bis zu Ende musterhaft. Mad. Rohrbeck (Nina) bewies sich als gewandte vielseitige Schauspielerinn, da sie die verschiedenen Dialekte, den französischen, ungarischen, besonders aber den böhmischen und italienischen, mit vieler Eigenthümlichkeit vortrug. Hr. Lang (Liebenau) zeigte in seiner Rolle eben so viel Umsicht als Fertigkeit; besonders verdienstlich ist sein Spiel als Signor Salamini. Dlle. Jäger ergötzt in ihren Fächern durch heitere Laune und angenehmen Vortrag ihrer Gesangsstücke, welche unter rauschendem Beyfalle wiederhohlt werden. Die HH. Fermier (Jupiter), Landner (Schneiderjunge und Lorenz), Tomaselli (Bedienter Garçon) verstanden ihre Charaktere recht possierlich aufzufassen. Mad. Mischak, Dlle. Fried. Lenz und Hr. Ziegelhauser haben ein ungarisches Pas-de-trois mit der gewöhnlichen Präcision ausgeführt. Der Pantomimenmeister Hr. Joh. Fenzl, als Arrangeur des Ganzen, hat sich wesentliche Verdienste erworben. Wie wirksam ist der erste Actschluß, der Maskenzug in Venedig, wie überraschend sind Tänze und Gruppirungen! Das Publicum, welches sich diesen Abend überaus zahlreich eingefunden hatte, belohnte Mad. Rohrbeck, Dlle. Jäger, die HH. Lang und Fenzl durch Vorrufen. — Dlle. Leopoldine Vogel debütirte in Hrn. Bäuerle's „Aline" in der Titelrolle. Ihre Darstellung trug das Gepräge ernsten Fleißes, und einige mit Wärme vorgetragene Stellen erregten die Theilnahme des Publicums. In den Localscenen war ihr Spiel angenehm, nirgends erblickte man eine grelle Farbenmischung. Da sie die Direction bereits gewonnen, wird diese fleißige Schauspielerinn Gelegenheit zur ferneren Ausbildung haben. Hr. Lang (Bims) und Dlle. Jäger (Zilly), beyde in ihren Fächern vortrefflich, haben neuerdings Beweise erhalten, wie hoch sie in der Gunst des Publicums stehen. Das Duett im ersten und jenes im zweyten Acte gefiel ungemein, und der Beyfall schien trotz der Wiederhohlungen kaum enden zu wollen. Mit Auszeichnung müssen wir der launigen Darstellung der HH. Tomaselli (Wildau), Landner (Niki), Sartory (Capitän) erwähnen. Hr. Schaffer (Graf Carlo) zeigte viel Anstand im Spiele. Mad. Thal (Lissa) befriedigte wohl durch ihre Gestalt, aber nicht durch ihren monotonen Vortrag. Das Groteskpas-de-cinq im ersten Acte durch die HH. Stiller, Ziegelhauser, Babitsch, Mad. Mischak und Th. Lenz, so wie das caricirte im zweyten Acte durch Hrn. Schadetzky und die Dlles. Ther. Lenz, Fiedler, Doberauer, Mad. Mischak ausgeführt, wurde beyfällig aufgenommen.

Zum Vortheile des Groteskkänzers Hrn. Anton Stiller wurde zum ersten Mahle gegeben: Frauenhaß, Lustspiel in einem Acte nach dem Französischen des Scribe von Both. Dieses Lustspiel hat Hr. von Kurländer unter einem andern Titel recht verdienstlich bearbeitet. Hier erscheint die Handlung zu wenig rasch, der Dialog ist besonders im Anfange zu gedehnt, und das Ganze kann nur durch eine gelungene Darstellung, wie es hier der Fall war, einiges Interesse abgewinnen. Madame Scutta (Antonie von Reinhardt) und Hr. Fermier (Professor) verliehen ihren Charakteren die originellste Zeichnung. Hr. Brabbée (Moritz) hielt sich recht wacker, auch Mad. Thal und Dlle. Schadetzky (Hermenegilde und Leopoldine) wirkten momentan glücklich mit. — Hierauf folgten die herkulischen und athletischen Übungen des Benefizianten, welcher sich, wie bey den früheren Productionen, allgemeinen Beyfall erwarb. — Mad. Springer, vom Breslauer Theater, erschien als neu engagirtes Mitglied und führte mit dem Pantomimenmeister Hrn. Fenzl einen ungarischen Nationaltanz mit vieler Sicherheit und Virtuosität aus. Unter anhaltendem Applause mußten sie zweymahl erscheinen. Die Solo-Mazurka, ausgeführt von Mad. Springer, entwickelte viele Anmuth und Leichtigkeit, jedoch vermißten wir noch jene Energie, welche ihrer Vorgängerinn in hohem Grade eigen war. Übrigens bleibt sie für die Pantomime eine vortheilhafte Acquisition.

Joh. Nep. Hrastnigg.

Ankündigung.

Tivoli veranstaltet zum Vorabende des Nahmensfestes des allverehrten Monarchen (3. October) ein großes Fest. Das innere Local, der große Saal nebst den Zimmern, soll mit einer bisher nicht Statt gefundenen Zierlichkeit ausgeschmückt werden; die Beleuchtung des übrigen Locals, der großen Säulenhalle und des Gartens sich durch Neuheit auszeichnen. Es werden doppelte Musik-Chöre in Thätigkeit gesetzt, Land- und Wasserfeuerwerke abgebrannt, Luftbälle steigen und noch andere Abwechslungen das Vergnügen des Publicums erhöhen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler.

Sonnabend, den 120 5. October 1833.

Ein Ritter von Toggenburg unſerer Zeit.

(Wahre Begebenheit; nach dem Engliſchen.)

In den großen goldverzierten Sälen des ſtattlichen, vom Grafen von Burlington bewohnten Pallaſtes verſammelte ſich eine bunte, nicht kleine Maskenſchaar, bekleidet mit den Gewändern aller civiliſirten Nationen, von den funkelnden Trachten des üppigen Aſiaten bis zur demüthigen doch mahleriſchen eines Tyroler Bauern. Jede Kunſtzierde, die Bildung und Wohlſtand irgend verleihen, ſchien für die Verherrlichung dieſes Maskenfeſtes erſchöpft. Die Wände der Säle und Nebenzimmer waren mit blauen Silberſtoffen behangen, alle Räume durch prachtvolle Marmorvaſen mit den köſtlichſten Wohlgerüchen erfüllt; das flimmernde Licht von mehr als tauſend Scheinlampen, umkränzt mit den ſchönſten Pflanzen aller Erdregionen, blendete des Beſchauers Auge, und die kunſtreich geordneten Gruppen der herrlichſten Gewächſe, deren Düfte die Luft durchwürzten, vollendeten die Bezauberung ſeiner Sinne und die Täuſchung einer Verſetzung des Zuſchauers in einen Feenpallaſt.

Doch ſelbſt in dieſen fürſtlichen Hallen und unter dem lockenden, aber trüglichen Gewande der Luſt, pochte mehr als ein beängſtigtes Herz, welches den Verluſt des ſcheidenden Glückes betrauerte. In einer Niſche, abgeſondert von dem Maskengedränge, ſaß, von Orangen umgrünt, auf einer weiß geſchmückten Ottomane ein ſchönes weibliches Weſen, in ihrem Anzuge einer Sultaninn gleich. Die leicht durchſchimmernden Falten ihres Gewandes, ſo wie ihre Arme und Hände waren mit Diamanten, Rubinen und andern Edelſteinen wie bedeckt, die dunkeln, reichen Locken wogten über den ſchneeweißen Nacken, und die Maske lag ihr zur Seite; ihr Geſicht war bleich wie Marmor, und ihre kleine, zarte Hand bedeckte die Stirn, um das thränenvolle Auge zu verbergen. Es war die reizende Henriette Mortimer, jetzige Gräfinn von Burlington. Auf den Gipfel des Ehrgeizes geſtellt und im Beſitz des ſo theuer erkauften Ranges und Glanzes, empfand ſie nur allzu ſehr, wie eine glänzende Größe für die Gewährung eines wahren Glückes lange nicht ausreiche.

Es war der Tag ihres Wiegenfeſtes, der unvergeßliche Erinnerungen und nie ſchlummernde Gefühle aus der Vergangenheit hervorgerufen; denn fünf Jahre früher war es derſelbe Tag, an dem ſie durch zufälliges Zuſammentreffen mit ihrem gegenwärtigen Gemahl, dem Grafen von Burlington, bekannt geworden. Mit grauſamer Härte hatte ſie den Mann, den ſie über Alles liebte, verſtoßen. Arthur Travers war weit entfernt, und ſein unglückliches, unverdientes Geſchick, im Gegenſatz zu ihrer äußeren Glücksfülle, die Folge ihres Ehrgeizes, belaſtete mit kränkender Gewalt Henriettens Gemüth. Alle traurigen Folgen ihres Beneh-

mens traten in ganzer Peinlichkeit vor ihre Seele, und mit den Händen das Geſicht verbergend, brach ſie in laute Thränen aus.

Henriette Mortimer, das einzige Kind eines ſehr zärtlichen Vaters, deſſen Gattinn ihm ſchon früh durch den Tod entriſſen wurde, wuchs als ein Opfer übertriebener Verzärtelung, zugleich als ein Geſchöpf groſſer weiblicher Eitelkeit und Nachſicht gegen ſich ſelbſt auf. Von der Natur mit faſt nicht zu ſchildernden Reizen, Geiſtesanlagen und bezaubernder Naivetät des Benehmens begabt, war ſie von ihrer Kindheit an durch die verlockendſten Stimmen der Schmeicheley ſo verwöhnt, daß nach und nach nur Genußſucht und die Leidenſchaft des Ehrgeizes ihre ganze Seele erfüllte, und Traumbilder künftiger Größe ihre Phantaſie umgaukelten. Leider erkannte der Vater, bey ſeiner blinden Liebe für ſeine Tochter, nichts von dieſen mißlichen Trieben in ihrer Bruſt, und Henrietten fehlte das Glück des Beſitzes einer Freundinn, welche ihrem ſo eben bezeichneten Charakter in ſeinem Aufſtreben eine würdigere Richtung zu geben vermocht hätte. Schon in früher Jugend ward ſie von ihrer Mutter mit Arthur Travers verlobt, den nicht Reichthum, wohl aber männliche Schönheit und vorzügliche Talente auszeichneten.

Der Graf von Burlington fand Henrietten, und kaum geſehen, gehörte er auch ſchon zu ihren Bewunderern. Sie brach darauf die Treue gegen den Geliebten, der damahls in fernen Landen ſich aufgehalten, um dort ihretwillen Reichthum zu erſtreben; geblendet von dem Glanze des neuen Bewerbers reichte ſie ihm die Hand. Seit dieſer Stunde war Friede und Glück aus ihrer Nähe verſcheucht. Verbunden mit einem leichtſinnigen, jeder Tugend entbehrenden Gatten, den ſie nicht lieben konnte, getrennt von den Geſpielinnen ihrer Jugend durch die kalten Vorſchriften der Etikette und den Stolz ihres Gemahls, der Alles, was an ihre niedere aber rechtliche Herkunft erinnerte, haſſte, fühlte ſich Henriette inmitten des Glanzes, der ſie umgab, furchtbar einſam und verlaſſen. In dieſer Nacht überwältigte ſie mehr als je die Qual der Gewiſſensvorwürfe, ſie hatte den Schauplatz der rauſchenden Fröhlichkeit verlaſſen, um dem lange ſchon in ſich genährten Schmerz Luft zu machen.

Verſunken eben in tiefes, gedankenvolles Träumen, bemerkte ſie nicht, daß ſie beobachtet wurde; als ſie aber plötzlich die Augen aufſchlug, ſah ſie am Eingange des Boudoirs eine Geſtalt in Pilgertracht. Schnell griff ſie nach ihrer Larve und wollte eben, ſie vor das Geſicht bindend, den Ort verlaſſen, als der Fremde, ſich tief verbeugend, die Worte ſprach: „Iſt es möglich, Lady Burlington in Thränen zu finden, die doch in dem glücklichen Beſitze alles deſſen iſt, was ſie vor Zeiten ſo heiß ſich wünſchte?“ Henriette ſtarrte empor; war es Einbildungskraft oder der wirkliche Ausſpruch des Pilgers, der ihrem gefolterten Ohr wie ein Wiederhall des geſchiedenen Glückes tönte? — bald aber erhohlte ſie ſich und fragte: „Wer ſind Sie, Maske, die Sie unberufen wagen, den Geheimniſſen eines weiblichen Herzens nachzuforſchen?“ — „Ein Pilger, Lady! in einem andern Sinne, als die Maske andeutet, ein ermatteter Pilger der Welt, der, ihrer Herrlichkeit und Eitelkeit überdrüſſig, die Bürde ſeines Daſeyns abzuwerfen ſchmachtet!“ — „Sie ſprechen Worte des Kummers,“ entgegnete Henriette, „was hat die Welt Ihnen gethan, daß Sie ſo ſehnlich wünſchen ſie zu verlaſſen?“ — „Lady,“ erwiederte Jener, „einſt war mir die Welt eine unbewölkte Sonne des Glückes; ich beſaß Alles, was nur wünſchenswerth ſeyn kann: die Freundſchaft und Achtung der Verwandten und Freunde, und ach! ich glaubte mich geliebt von einem Weſen voll himmliſcher, weiblicher Liebreize; doch ich war arm und nicht vonvornehmer Herkunft, Lady, und fand, daß ſie nur Liebe geheuchelt, daß ihre Treuſchwüre nur trügende waren.“

Der Pilger hielt darauf inne, und auch Henriette, die mit ſchmerzlicher Innigkeit ſeinen Worten lauſchte, unterbrach das Schweigen nicht. Doch die Stimme ward ihrem Ohr beym aufmerkſamen Lauſchen immer bekannter und erſchien ihr als wohlgehörte Laute ihrer Kindheit. Der Pilger fuhr fort: „Um ihretwillen hatte ich Heimath, Freunde und Vaterland geopfert, um unter Indiens brennender Sonne und Afrika's dürren Wüſten den ſchimmernden Unflath des Reichthums zu ſuchen, der die Menſchen in der Regel nur verſchlimmert. Zuletzt fand ich ihn, aber zu ſpät; mir war er nutzlos, denn als ich in's Vaterland und in die Heimath meiner Jugend zurückkehrte, fand ich, daß ſie — ſie, um derentwillen ich mich den größten Gefahren ausgeſetzt, die begehrten Reichthümer zu ſammeln, ſich bereits dem glänzenden Elende verkauft hatte.“ — Zähren erſtickten hier ſeine Worte.

Henriettens gepreßtes Herz feſſelte ihre erſtarrte Zunge, ſie verſuchte zu reden, aber vergebens; auf ihren Lippen erſtarb ſtammelnd das Wort; eine bewegte ſchnelle Wendung ſeiner Larve ließ ſie ſein Geſicht erblicken, ſie erkannte in demſelben die ihr wohlbekannten Züge, und ſo ſank ſie mit einem tiefen Seufzer ohnmächtig zu Boden.

Der Pilger hob ſie in ſeine Arme und trug ſie auf die nahe Ottomane; Dienerinnen kamen ihr bald zu Hülfe. Der Pilger blickte noch einmahl mit tiefſtem Schmerz auf die bleiche, jetzt faſt lebloſe Wohlgeſtalt hin, drückte ſie feſt an ſeine bewegte Bruſt, überließ die Einzige, die er geliebt und der er ſo viel zu opfern bereit war, der Sorgfalt der herbeygekommenen Pflegerinnen und eilte davon.

Jahre entrollten im Strome der Zeit, und Henriette lebte ſtill im Glanze des Ranges und des Großen, bewundert wegen ihrer Schönheit und beneidet wegen des Prunkes, der ſie umgab. Doch nagte der geheime Kummer und das Gewiſſen an ihrem Herzen immer mehr, denn ihr unwürdiger Gatte überließ ſich immer ärger den ſträflichſten Leidenſchaften, und ſie ſtand verlaſſen, ohne eine empfindende Freundinn da, welche Worte des Troſtes und des Friedens, die in ſolchen Momenten dem kräftig heilenden Balſam gleichen, ihrem bedrückten Gemüth zuſprechen konnte.

Endlich bewegte ſich an einem trüben Herbſtmorgen der lange Zug von Trauerkutſchen hin zum Grabgewölbe der Grafen von Burlington. Ein Reiter ohne Begleitung folgte dem prunkenden Zuge und ſchien faſt der Einzige, der wirkliches Leid trug. Als der Gottesacker erreicht war, ſtieg er in einer kleinen Entfernung von der übrigen Gruppe vom Pferde, und harrte faſt ohnmächtig, bis die Proceſſion des Leichenbegängniſſes vorüber war. Wie aber nun der Sarg in die Gruft geſenkt wurde, ſtreckte er ſeine Arme aus, als wollte er das erbleichte, auch noch jetzt von ihm ſo heißangebethete Weſen dem Schweigen des Grabes entziehen. Seine tiefe Rührung erweckte die geſpannteſte Aufmerkſamkeit der noch anweſenden kleinen Umgebung. Er ſtand an einen Baum gelehnt, die Augen ſtarr auf das Grab geſenkt, doch ſeine Züge feſſelte das ſtarre Bild des Todes. Vergebens ſuchte man ihn in's Leben zu wecken. Sein Geſicht war Allen unbekannt, und ſeine eingefallenen Wangen mit den Spuren drückenden Grames bezeugten auch, daß er dem Tode mit Sehnſucht entgegengegangen.

In einer goldenen Kapſel mit den Buchſtaben A. T. — Arthur Travers — trug er in ſeinen erſtarrten Händen eine Haarlocke, und dieſe Zeichen gaben Aufſchluß über ihn und ſeine Leiden. Auch ſein Leichnam wurde bald in des Kirchhofs Ecke eingeſenkt, und an Henriettens Grabe zeigt eine Marmortafel die Inſchrift: „Opfer des Ehrgeizes.“ E.

Notizen.

Schauſpiele.

Am 27. v. M. wurde im k. k. Hofburgtheater zum erſten Mahle gegeben: „Maria, oder: die Peſt in Leon;“ Trauerſpiel in drey Aufzügen, von O. Ernſt Bohl.

Maria, aus dem hochgeſtellten Stamme der Grafen von Alcora, wendet ihre Neigung dem zwar edlen aber vermögenloſen Don Gusmann, ohne Rang und Verdienſte, zu. Die Einwilligung des ſtolzen Vaters zur Verehligung ſteht nicht zu erwarten; die Liebenden wählen daher das Mittel der Flucht. Nachdem ſie des Prieſters Segen vereint hatte, lebt Gusmann mit ſeiner Gattinn in der gebirgigen Umgegend von Leon als Förſter ein ſtilles einſames Leben. Ohne allen Verkehr mit der Welt, erfuhren ſie auch nicht, wie der Graf von Alcora einen fürchterlichen Fluch auf ſeine Tochter und ihren Verführer geworfen, indem an jenem Tage der Flucht ihm wichtige Staatsurkunden entwendet, und ſpäter an einen feindlich geſinnten Hof verkauft wurden, daher ſein Verdacht auf die Entflohenen fiel, während, wie es ſich in der Folge wies, ein Diener des Hauſes der verruchte, ſchlaue Thäter geweſen. — Ein Knabe, Fernando, war der Segen aus Mariens und Don Gusmann's Ehe. Sie gaben ihn zu einem bekannten Kaufmanne, Jeronimo, in die benachbarte Stadt Leon, damit er dort Unterricht genöſſe. — Eines Tages aber, nachdem ſchon früher das Gerücht eingetretener häufiger Sterbefälle daſelbſt ſich verbreitet hatte, erſcheint plötzlich ein Commando Soldaten in der Wohnung Gusmann's, an ihrer Spitze der Oberſt Graf v. Alcora ſelbſt; es werden alle Anſtalten zur ſchleunigen Herſtellung eines dreyfachen Cordons um Leon getroffen, und dabey die fürchterlichſte Strenge anbefohlen. Marie, die in einem Seitengemache das Geſpräch vernimmt, befindet ſich in grauſer Qual um Fernando, ihren geliebten Sohn, und beſchließt ſeine Rettung. Ohne Gusmann ihr Vorhaben anzuvertrauen, eilt ſie in die umzingelte Stadt, und trifft dort den Klausner Bernardo, der einſt ihren Eheſegen ausgeſprochen, und gleich ihr aus einem Grafengeſchlechte ſtammt. Er berichtet, daß der Knabe geſund, und aus dem Hauſe Jeronimo's durch die Vorſorge des königl. Commiſſärs in abgeſonderte Verwahrung gebracht worden. Dieſer edle Mann iſt Niemand anderer als Don Riccabrun, aus einem der erſten Geſchlechter Spaniens, von ihrem Vater Marien zum Gatten beſtimmt, aber von ihr um Gusmann's willen verſchmäht. Aus tiefem Gram über die Flucht ſeiner ihm verlobten Braut, nahm er das Johanniterkreuz, und übt nun ſeine milde Chriſtenpflicht in der todhauchenden Stadt, an den Sterbebetten der Verpeſteten. Als Maria vor ihm erſcheint, mit der Bitte ihren Sohn ſehen zu dürfen, hat der lange Zeitraum gegenſeitig ihr Gedächtniß nicht verwiſcht, und Riccabrun, auf das tiefſte ergriffen, willfahrt ihrer Bitte. Der Knabe wird gebracht, und nun iſt das glühende Begehren der Mutter, mit Fernando aus der Stadt zu fliehen. Der Commiſſär ſtellt die unerbittliche Pflicht ſeines Amtes dieſem Begehren gegenüber, wird aber nichts deſto weniger durch das qualvolle Flehen Mariens endlich erweicht, ihr ſelbſt einen Weg zu bezeichnen, wo ein Entkommen möglich. — Inzwiſchen ſtürzt Jeronimo im halben Wahnſinn herum in den Straßen der Stadt, ſucht Riccabrun, der Fernando aus ſeinem Hauſe genommen, und verlangt, todkrank, daß Bernardo an ſein Sterbebett kommen möge, um ihm Wichtiges mitzutheilen. Es findet ſich, daß Jeronimo, früher des Grafen Alcora Kammerdiener, jene Documente entwendet und verrätheriſch verkauft habe; auch die Peſt ſchleppte ein ihm gehöriges

Schiff, aus Smyrna kommend, in Spanien ein. Als die Urkunde über dieses Bekenntniß dem Grafen zugesendet wird, empfindet er stolze, gränzenlose Lust wegen seiner nun geretteten Ehre, und sein Zorn über die entflohene Tochter mildert sich bis zur Verzeihung. Gusmann entdeckt ihm nun, daß Maria lebe, daß sie gegenwärtig in der Stadt, um ihren Sohn zu hohlen, und endlich, daß er selbst ihr Gatte sey. Die erste Wuth Alcora's über den Verführer legt sich ebenfalls, und er ist nur mit der Sorge um Mariens Rettung erfüllt. — Sie gelangt inzwischen unbemerkt in gebirgiger Gegend bis an die Linien des Cordons. Gusmann selbst ist auf Befehl des Obersten hier Führer der Soldaten. Einer derselben nimmt nun Marien wahr, legt an, und seine Kugel, trotz dem daß sich Gusmann, seine Gattinn erkennend, mit entblößtem Stahle dazwischen wirft, durchbohrt das liebende Mutterherz. Der Graf wird herbeygerufen, und vernimmt nur noch die letzten Worte der Sterbenden, seiner geliebten einzigen Tochter. Ihr Sohn ist nun der seinige: Gusmann aber weiht sich dem Dienste des Himmels, nachdem für ihn alle Freuden der Erde verblühet. —

Es läßt sich Mancherley gegen den Organismus der Hauptsache in diesem Stücke einwenden, neben der tadelnden Beleuchtung anderwärtiger Umstände, die, besser geordnet, oder erdacht, die Wirksamkeit desselben hätten erhöhen können. Wenn wir inzwischen so mit den Mängeln beginnen, werden wir später die Vorzüge nicht verschweigen. Vor Allem dünkt uns die Schuld Mariens, die einem verhaßten Ehebündnisse sich durch die Flucht entzieht, um eine Einigung ihres wahren Herzenstriebes einzugehen, wiewohl oft im Trauerspiele gebraucht, in dieser Art keine tragische Katastrophe zu begründen. Sie ist keine menschliche Schwäche, die sich verirrte, vielmehr eine moralische Kraft, die den Sieg errang, und sich unter Dulden und Entbehren, welche mit ihrem glanzlosen Schicksale verbunden, als solche durch den Erfolg bewährt. Don Gusmann ist ein edler Mensch: ihre Neigung für ihn war keine Verirrung, Leidenschaft, wie oft die Strafe bey ähnlichen Fällen durch eine traurige Ehe in der Folge offenbart. Man wende uns nicht die Gesetze der Convenienz, der Schicklichkeit oder auch der Wirklichkeit ein, wonach die Tochter nicht ohne den Willen des Vaters eine Verbindung eingehen sollte, sie begründen in Wahrheit noch keine tragische (ich meine traurige) Katastrophe, denn sie sind Vorkehrungen der kurzsichtigen menschlichen Vorsicht, die sich vielleicht in ihrem Ausgange eben so oft als unzulänglich, verkehrt erweisen. Die Vorsehung aber, und die Tragödie als ihre sichtbarliche Gesetzauslegerinn in der Poesie, führt ihren Bau, möge es ein Altar der Freude oder das richtende Schaffot seyn, nur auf dem ewigen Grunde unwandelbarer Wahrheit auf. Angenommen aber auch Mariens und Gusmann's Schuld, so wächst die Strafe aus ihr nicht organisch, wie aus der Wurzel hervor, sondern sie ist rein zufällig. Käme die Pest nicht nach Leon, und dieß geschieht durch keinerley Zuthun Mariens, so würde nichts von dieser Katastrophe erfolgen. Ein Soldat, Einer aus Tausenden, die durchaus todten Werkzeuge, vollstreckt ihr Geschick, durchaus in keiner Beziehung zu ihr und ihrem Verseben, und zwar im Sinne des Mandats, das jedem Einwohner von Leon auf gleiche Weise gilt. Wäre vielleicht Gusmann selbst der Vollstrecker dieser That, gewänne es wenigstens den Schein einer dunklen Fügung. Sein endlicher Entschluß, der Welt zu entsagen, nimmt sich am Schlusse in der That etwas matt aus, vielleicht auch, weil er allzu verbraucht ist, und in diesem Stücke selbst zweymahl: an Bernardo und Riccabrun vorkömmt. — Was Nebenumstände betrifft, so ist das stete Enthüllen und Ausmahlen eines physischen Übels, wie hier der Pest, für den Zuschauer etwas widrig. Dergleichen sollte nur als Hebel benützt und ihm nicht so viel Raum gegönnt werden. Es nehmen sich unter einer so ungeheuren allgemeinen Calamität zumahl die kleinen Familiendrangsale nicht wichtig genug aus, und der Knabe Fernando kann wohl unsere Theilnahme nicht in so ausschließlichem Grade verdienen. Am schlechtesten handelt Riccabrun, der, aus verdammlicher Nachgiebigkeit oder Großmuth, die Flucht Mariens mit dem Knaben gestattet, wodurch Millionen unglücklich werden könnten. Von einem Manne, wie ihm, ist eine solche Handlung doppelt unerklärlich. Der Charakter Mariens ist ohne Colorit gehalten; sie klagt vom Anfange bis zu Ende. Gusmann geht beynahe, und das ist Schade, ganz verloren. — Inzwischen muß zur Ehre des Dichters bemerkt werden, daß er den Stoff, so wie er nun einmahl ist, wohl geordnet und benützt, vorzugsweise aber in der Diction viele Phantasie entwickelt habe. Die Aufnahme des Stückes war ehrenvoll. Mad. Lange gab die Marie mit vielem Feuer, nur hinderte die Monotonie der Aufgabe die Entfaltung eines besseren Colorits. Hr. Löwe war als Gusmann, Hr. Anschütz als Alcora, Hr. Heurteur als Bernardo und Hr. Korn als Riccabrun vorzüglich, so wie die HH. Wilhelmi und Weber. Ermin.

Concertanzeige.

Sonntag den 6. October Nachmittags um 4 Uhr gibt Hr. Seipelt in dem Apollo-Saale am Schottenfelde eine große musicalisch-declamatorische Abendunterhaltung, deren reinen Ertrag er (als Chorregent an der Pfarrkirche St. Joseph ob der Leimgrube) für die Kirchenmusik dieser Pfarrkirche, und zu den hiezu nöthigen Anschaffungen bestimmt. Vor Beginn der ersten Abtheilung trägt der Regisseur Hr. Anschütz einen von Hrn. F. Zitzinger gedichteten Prolog vor. Die Nummern der ersten Abtheilung sind: 1. Rossini's Ouverture zu „Wilhelm Tell." 2. Pianoforte-Variationen von H. Herz, gespielt von Dlle. Seipelt. 3. Das Waldvöglein, Lied von Vogl, componirt vom Capellmeister Lachner, vorgetragen von Dlle. Heinefetter, Hrn. Lewy und dem Compositeur. 4. Phantasie über Schweizerlieder, für die Violine von B. Molique componirt, von Hrn. Gänsberger vorgetragen. 5. Duett aus Spohr's „Jessonda," gesungen von Dlle. Heinefetter und Hrn. Binder. Zweyte Abtheilung: 1. Das Grab der Liebenden, steyermärkische Sage von Hrn. Weidmann, gesprochen von Dlle. Zeiner. 2. Vocalquartett, arrangirt von Seipelt, gesungen von den HH. Binder, Tschatschek, Oberhoffer und Seipelt. 3. Violoncellvariationen, componirt und gespielt von Hrn. Hartinger. 4. Phantasie für das Pianoforte, mit Begleitung des Orchesters, Solostimmen und Chor, von L. van Beethoven, vorgetragen von Dlle. Seipelt, die Solegesangparten von Mad. Pfeiffer, den HH. Bader und Oberhoffer. 5. Trio für Pedalharfe, Violine und Waldhorn, componirt von Hrn. Manseder, vorgetragen von den HH. Janka, Lewy und Hellingmayer. Hr. Professor Helmesberger hat die Leitung des Orchesters, Hr. Capellmeister Lachner die Direction des Ganzen übernommen. Die HH. Brüder Höfelmayer, Inhaber des Apollosaales, haben ihr Locale zu diesem Zwecke unentgeltlich überlassen. Eintrittskarten zu 2 fl. W. W. sind in den Kunsthandlungen der HH. Diabelli und Comp. am Graben, bey Hrn. Mechetti am Michaelsplatz, bey Hrn. Seipelt (Rothgasse, Windmühlgrund Nr. 59) und am Tage der Aufführung an der Casse zu haben.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinſtag, den 121 8. October 1833.

Ein Nachtlager in den Höhlen von Inkerman in der Krimm.

(Bruchſtück aus einem Tagebuch in der nordiſchen Biene.)

Es war ſchon ganz dunkel, als wir von der nördlichen Seite her an das erſte Picket der Quarantänelinie kamen, welche die Stadt Sebaſtopol umgibt. Ein mit einer Pike bewaffneter Tatar in einem groben Filzmantel vertrat uns den Weg. Mit Worten, die für uns völlig unverſtändlich waren, und mit drohenden Gebärden ſuchte er uns etwas begreiflich zu machen, wir verſtanden ihn aber nicht, und blieben im Zweifel. Endlich trat ein Koſak aus dem Picket hervor, und belehrte uns, daß, wenn wir in die Stadt gingen, wir auf dem Rückweg unfehlbar Quarantäne halten, nicht bloß uns einer Räucherung unterwerfen müßten, wie dieß ſonſt genügte, als Sebaſtopol noch nicht für verdächtig galt. Dieſe Nachricht veranlaßte mich, meinen Entſchluß zu ändern, und ſtatt, wie ich beabſichtigt hatte, gerade durch die Stadt nach der ſüdlichen Zollſtätte zu gehen, um die mir gegebenen Aufträge zu erfüllen, auf der nördlichen Zollſtation zu übernachten, und dann längs der Umwallung, um alle Buchten von Sebaſtopol herum, weiter zu gehen. Da ich aber wußte, daß dieſer mühſame Weg mich über die Berge führte, ziemlich lang und nicht allenthalben gefahrlos war, ſo wollte ich vorher mit dem Befehlshaber der hier ſtehenden Poſtenkette ſprechen, um von ihm das Nähere über alle dieſe Puncte zu erfahren. Der dienſtfertige Koſak führte uns ins Quartier des Fürſten ....., wo ich ein warmes Zimmer, freundliche Aufnahme und einen kochenden Theekeſſel fand. Man muß geſtehen, daß alles dieß große Reize hat für den, der in einem ſtürmiſchen Herbſtwetter mehrere Tage nicht aus dem Sattel kam. Der wohlriechende Rauch wirbelte aus langen türkiſchen Pfeifen empor, und wir, auf ein weiches Sofa hingeſtreckt, ſprachen von den Mühſeligkeiten des mir bevorſtehenden Weges. Die Thüre öffnete ſich, und ein dicker bejahrter Mann von unterſetztem Wuchſe trat herein; es war Herr R., der Eigenthümer des Hauſes. Er lud uns höflich ein, ſein kärgliches Mahl, wie er ſich ausdrückte, mit ihm zu theilen. Wir machten keine langen Complimente, ſondern folgten ihm in das Speiſezimmer, wo uns eine ſchöne junge Dame in etwas phantaſtiſcher, halb orientaliſcher Kleidung bewillkommte; dieß war ſeine Tochter. Wir ſetzten uns an den Tiſch, und das angeblich kärgliche Mahl begann mit einer Schüſſel vorzüglicher, ganz friſcher Auſtern, die noch vor zwey Stunden im Meeresgrunde gelegen hatten. Dann folgten ſchmackhafte Fiſche verſchiedener Arten, vorzügliches Wildpret und Früchte, wie man ſie im Norden ſelbſt im Traume nicht ſieht, dabey floß der belebende Saft der Trauben von Almin und Katſchin reichlich in unſere Gläſer, und

weckte die Lebhaftigkeit unſeres Geſpräches. Zwey niedliche Mädchen bedienten uns am Tiſche.

Am andern Tage wollte ich Morgens aufbrechen, aber die Anordnung verſchiedener Papiere hielt mich beynahe bis 4 Uhr Nachmittags zurück. Endlich führte man zwey Koſakenpferde herbey; ich beſtieg das eine derſelben, das andere der Koſak, der mich hergeführt hatte, und dieſer befeſtigte an ſeinen Sattel einen kleinen Sack mit meinen Reiſegeräthſchaften. Wer zu Pferde gereiſt iſt, weiß, welcher Abſprung es iſt, aus dem warmen Zimmer in das kalte Wetter hinaus. Der Wind blies ſtark, ein dichter Schnee verſchüttete den Weg, aber ich mußte fort, und ſomit gab ich meinem Pferde die Sporen. Sebaſtopol liegt auf einer Anhöhe, iſt von der nördlichen Zollinie durch einen Meerbuſen getrennt, und biethet von hier aus einen wunderſchönen Anblick dar; ich konnte aber wegen des ſchlechten Wetters nichts ſehen. Der hieſige von der Natur ſelbſt gebildete Hafen iſt einer der größten in Europa. Er beſteht aus einem Hauptmeerbuſen, der ſich einige Werſte weit von Weſten nach Oſten ins Land hinein erſtreckt, und zwiſchen den Bergen nach allen möglichen Richtungen eine Menge Nebenbuchten hat. Jede derſelben hat ihren beſondern Nahmen, und biethet zu jeder Zeit und für Schiffe jeder Größe einen ſichern Ankergrund dar; ich ſelbſt ſah, daß die größten Kriegsſchiffe ganz ruhig hart am Ufer vor Anker lagen, während auf dem Meere der Sturm tobte.

Anfangs ritten wir auf den Höhen fort, die ſich in einiger Entfernung vom Ufer hinziehen, dann ſtiegen wir tiefer hinab, und bald befanden wir uns ſo nahe am Meere, daß die brauſenden Wellen zu unſern Füßen anſchlugen und uns mit ihrem Schaume beſpritzten. Schon begann es zu dunkeln, und das Unwetter hörte nicht auf. In den tiefen, gegen die Meeresbucht auslaufenden Thälern lagen ſchöne Sommerhäuſer und Gärten der Einwohner von Sebaſtopol zerſtreut, jetzt aber war kein lebendes Weſen darin, Alles war leer und öde. Wir kamen abermahls auf die Höhe, jetzt aber ſtießen dem Blicke des Wanderers bereits einzelne wilde mit kleinem Geſtrüppe bewachſene Felſen auf. Ein kaum bemerkbarer Pfad ſchlängelte ſich um die Abgründe und führte zu den gegenüberliegenden Picketen der Quarantänewache. Mehr als einmahl mußten wir Felſenvorſprünge, die über dem Meere hingen, erſteigen, und hart am Rande des Abſchuſſes hinreiten; mehr als einmahl hingen Felſen über uns, und der Abgrund brüllte unter unſern Füßen. Die armen Pferde ſchienen den ganzen Schrecken dieſer Lage zu fühlen; ſie zitterten am ganzen Körper, und ſetzten nur mit der größten Vorſicht einen Fuß vor den andern; trotz dem ſtolperten ſie nicht ſelten über Steine oder glitten auf dem glatten Felsboden aus. Der Wind wurde kälter und heftiger, die Dunkelheit nahm zu, und mit ihr wuchs auch die Gefahr.

Ich hüllte mich in meinen Mantel, legte meinem ſichern Pferde den Zügel auf den Hals, und folgte langſam meinem Führer, indem ich unfreywillig bey dem Gedanken zitterte, daß ein einziger Windſtoß vom Berge her, ein einziger falſcher Schritt des Pferdes, eine unglückliche Bewegung des Reiters jede Rettung unmöglich mache. Schon ſeit einiger Zeit ritten wir eine Art Schlucht hinab, und bald bemerkten wir, daß wir vom Wege abgekommen ſeyn mußten, denn unſere Pferde hielten oft an, ſchnaubten und wollten nicht vorwärts gehen; wenn wir ſie vorwärts trieben, glitten ſie mit allen Füßen aus, und rutſchten einen ſteinernen Vorſprung hinab, am Abhange des Berges, bis ein zweyter Vorſprung den weitern Sturz verhinderte. Da ich mir auf irgend eine Art helfen wollte, ſo beſchloß ich vom Pferde zu ſpringen, und paßte nur einen ſchicklichen Augenblick dazu ab, als plötzlich mein Pferd mit mir auf die Seite fiel, und wir mit einander hinabrollten. Als ich wieder zur Beſinnung kam, ſtanden mir die Haare zu Berge, und ein kalter Schweiß bedeckte meinen Körper; ich lag in einem Sumpfe neben meinem einſinkenden Pferde. Zum Glücke war der Vorſprung, von dem ich herabfiel, nahe am Fuße des Berges, und ich fiel in der Tiefe auf weichen Boden.

Auf dieſe Weiſe kamen wir in ein Thal hinab, das ſich offenbar ziemlich weithin ausdehnte; allein die tiefe Dunkelheit ließ die Gegenſtände nicht erkennen. Bey dem Geräuſche meines Falles ſah ſich mein Führer um, und da er mich nicht ſah, fing er an laut zu ſchreyen, es war mir aber unmöglich ihm zu antworten. Nun gerieth er in Angſt, und als ich mich mit Mühe aus dem Schlamme herausgearbeitet hatte, bekreuzte ſich der gute Kerl und ſagte: „Gott ſey Dank, daß Sie keinen Schaden genommen haben.“ Als er ſich verſichert hatte, daß ich unbeſchädigt geblieben war, fing er an mich treuherzig zu verſichern, daß böſe Geiſter hier die Vorübergehenden neckten. „Hier, an der Meierey des Oberſten,“ ſagte er, „iſt es nicht gut bey Nacht zu reiſen, da darf man zuſehen, daß man nicht den Hals bricht. Kürzlich ging ich hier mit Papieren vorüber, und wurde ſo kopfüber hinabgerollt, daß ich zwey

Wochen lang nicht auf den Beinen ſtehen konnte.“ Ich ſtimmte ihm von Herzen bey, daß hier bey Nacht ſchlecht zu reiſen ſey und fragte: „Wie weit iſt es denn noch bis zu der verwünſchten Meierey?“ — „Noch etwa zehn Werſte,“ war die Antwort. „Wie weit haben wir noch bis zur ſüdlichen Zollſtätte?“ — „Da haben wir ungefähr den halben Weg gemacht; bis morgen früh können wir dort ſeyn.“ Tröſtliche Ausſicht, aber was war zu thun? wir mußten vorwärts. Der Wind wehte im Thale nicht mehr ſo heftig, wie auf den Bergen; aber der dicht fallende Schnee verhüllte alles, während eine Eisrinde unſere Kleider überzog, jede Bewegung erſchwerte und die Kälte um ſo empfindlicher machte. Wir ritten auf gut Glück am Rande des Sumpfes hin, unſern ermatteten Pferde ſanken häufig bis an den Bauch ein, und brachten nur mit Mühe die Füße wieder in die Höhe. Manchmahl kamen wir an ſchlammige Bäche, über die wir ſetzen mußten, und empfahlen uns in den Willen Gottes, denn keiner wußte, wie tief ſie ſeyen. Endlich fühlten wir, daß der Boden unter unſern Füßen feſter wurde, ſprangen von den Pferden und gingen zu Fuße; von Dunkelheit und Schneegewirbel umgeben, irrten wir lange von einer Seite zur andern, ob wir nicht in irgend einer Richtung wieder auf den Weg ſtoßen könnten. Nirgends war aber eine menſchliche Spur, nirgends ein Zeichen von Leben zu entdecken. Von Zeit zu Zeit glaubten wir Stimmen zu vernehmen, blieben ſtehen, horchten aufmerkſam nach allen Seiten, und immer vergebens. Der Wind heulte in den Schluchten, die Bäume knarrten unter dem Anſtoße der Gießbäche, in der Ferne brüllten die Wellen des Meeres, und dieſe wilde, grauenhafte Muſik füllte das Herz mit unfreywilligem Schauder. Wir gingen langſam, ohne zu wiſſen wohin, und kaum konnten wir unſere vor Kälte und Mattigkeit erſtarrten Füße noch bewegen. Die düſterſten Gedanken ſtiegen in mir auf. Iſt es beſchloſſen, dachte ich, daß ich in dieſer Öde umkommen ſoll? Mit Schrecken warf ich meine Augen nach allen Seiten, aber nirgends Rettung, — ich war in Verzweiflung. Plötzlich blinkte ein Licht, und im Augenblicke flammte wieder die Hoffnung in unſern Herzen auf. Mit Entzücken eilten wir nach der Gegend, wo wir das Licht erblickt hatten, unſere Füße hatten wieder Kraft, und Muth füllte wieder unſer Herz. Unſere Freude dauerte aber nicht lange, und es ſchien, als wollte der Himmel unſere Geduld völlig erſchöpfen. Das Pferd meines Führers ſcheute an einem dürren Aſte, der auf dem Schnee hinrollte, riß ſich mit Gewalt von ihm los und entfloh. Wir eilten ihm nach, traten aber in der Dunkelheit fehl, und fielen in einen mit Waſſer angefüllten Graben. Hier verlor ich nun völlig die Geduld, überließ die Pferde mit dem Führer ihrem Schickſal, und wandte mich dahin, wo ich das Licht geſehen hatte, wo ich mich zu erwärmen, zu trocknen und dabey ein lebendiges Weſen zu finden hoffte. Wer mahlt ſich aber meine Verzweiflung, als das rettungverkündende Licht plötzlich erloſch. Tiefe Dunkelheit umgab mich; ſie ſchien der Vorläufer der ewigen Nacht, die ſchon bereit war, ihr Opfer zu verſchlingen. Doch in der höchſten Gefahr ſteht oft die Rettung nahe. Kurze Zeit, nachdem das Licht, und hiemit auch der letzte Hoffnungsſtrahl in mir erloſchen war, hörte ich plötzlich ganz deutlich und in geringer Entfernung Hundegebell. Keine Muſik hat je meinen Ohren ſo angenehm getönt, als dieſer wilde von den öden Felſen wiederhallende Klang. Unter ſtarkem Herzklopfen eilte ich gerade auf dieß Gebell zu; je mehr ich vorwärts ging, deſto weiter entfernten ſich die Hunde, aber ihre Stimme diente mir zum ſichern Wegweiſer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Logogryph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9.

Ich ſaß bey meinem Tiſche, und hatte ein Stück 4 3 2 vor mir, das ich zu verzehren gedachte, indem ich einen eben beendeten ſehr gehaltreichen Roman von Thereſe 2 5 6 3 4 bey Seite legte, in meinem Innern den frühen Verluſt dieſer geiſtvollen Dichterinn tief betrauernd, als mein Freund D. mit einem Jubelgeſchrey zur Thüre hereinkam. „Triumph! Triumph!“ rief er aus „die Flachheit unterliegt, das wahre Verdienſt ſiegt endlich, und wird enthuſiaſtiſch gewürdigt; Heil der ächten Kunſt! Da leſen Sie! die neue Oper von 1 2 3 5 6 7 8 9. hat allgemein angeſprochen, Kenner und Laien entzückt, ja wahrlich er iſt ein 4 5 6 7 8 unter den Tonſetzern. „O ich bitte Sie!“ erwiederte ich, „thun Sie doch dem großen Manne die Schmach nicht an, ihn mit einem 4 5 6 7 8 zu vergleichen, die es für ihn nur ſeyn kann, ſeit man ſo viele Meteore am Kunſthimmel ſchon mit Diamanten verglichen. Wenn Sie ſagen, daß er, deſſen erhabene Muſe gottbegeiſtert ſich emporſchwingend, ſo oft durch die Tiefe der Vollendung in Gottes heil'gem Tempel uns entzückte, ein muſicaliſcher 1 2 3 4 5 6 ſey, dann haben Sie das Wahre geſagt. C. F. Müller.

Miscelle.

Unter der gemäßigten Zone zu ſäen und unter den Wendekreiſen zu ernten, iſt gewiß etwas Seltſames, und doch geſchieht es häufig, denn die großen Schiffe der oſtindiſchen Compagnie haben, nach Art der Holländer, welche dieſen Gebrauch zuerſt einführten, kleine Gärten in hölzernen Kaſten auf dem Hintertheile. Man ſäet darin Salat ꝛc., und der Same, einer immer höher ſteigenden Temperatur unterworfen, entwickelt ſich

mit überraſchender Schnelligkeit; die Ernten vervielfältigen ſich in's Unendliche und können nicht gezählt werden. Keine Miſtbeete können ſolche Wunder von Wachsthum erzeugen. —

Notizen.

Schauſpiele.

Das erſte Gaſtſpiel der Dlle. Luzer, vom Prager Theater, erfolgte am 28. September im Hofoperntheater in der Rolle der Desdemona im Othello. Da Hr. Wild an dieſem Abende ſein Benefice hatte, und auch der Reiz der Neuheit mächtig wirkte, ſo fand Dlle. Luzer, die jugendliche, ſchüchterne Sängerinn, ſich einem gedrängtvollen Hauſe gegenüber, das mit geſpannter Neugier und Erwartung den noch ungekannten Tönen lauſchte. Der Dlle. Luzer war von Prag ein guter Ruf vorangegangen, den ſie auch, als ſie vor längerer Zeit in dieſem Hoftheater ſich in einem Concerte hören ließ, bewährte. Wir laſſen dem kunſtreichen Prag gerne Gerechtigkeit widerfahren; eben ſo gerne wird es zugeſtehen, daß der eigentliche Ruf eines Künſtlers erſt dann allgemein werden kann, wenn die Kaiſerſtadt ihre Zuſtimmung gegeben. Daher iſt das Erſcheinen eines aufkeimenden Talentes in derſelben ein wahrer Prüfſtein; die Würfel können eben ſo gut zum Tode als zum Leben fallen, da man hier ganz andere Dinge gehört und ganz andere Vergleiche anſtellen kann, als in jeder, auch der kunſtgebildetſten Hauptſtadt außer der Reſidenz. Der beſcheidene Künſtler tritt daher mit Befangenheit, mit Mißtrauen in ſeine Kräfte, mit Scheu vor den Richtern, die ſein Urtheil ſprechen ſollen, vor dieſelben hin; ſo auch Dlle. Luzer. Aber ſchon im erſten Recitativ kamen Töne vor, die das Herz überwältigten, und im Duettino mit Emilien wußte ſie, beſonders gegen den Schluß, durch Schmelz und Wohlklang der Stimme, ſo wie durch ſchönes Gefühl und künſtleriſche Ausbildung ſo hinzureißen, daß ein lauter, man kann ſagen, allgemeiner Ruf ihr Wiedererſcheinen veranlaßte. Nun war die Bahn gebrochen, wozu ihre reizende Perſönlichkeit in dem gut gewählten Coſtume ſchon vortheilhaft vorgearbeitet hatte. Die großen Scenen des zweyten Actes, welche eine vollendete Künſtlerinn in Anſpruch nehmen, konnten begreiflich von einer ſo jugendlichen Sängerinn nicht in allen Theilen gleich gut durchgeführt werden; überall aber war ein ſchönes Talent, und ein rühmliches Streben, das Höhere der Kunſt, das noch in der Ferne liegt, zu erreichen, ſichtbar. Die Romanze und Pregbiera des dritten Actes nebſt der Schlußſcene waren äußerſt gelungene Leiſtungen, und das Publicum war nur gerecht, daß es Dlle. Luzer nach allen Actſchlüſſen vorrief. Vortheilhafte Körperbildung, klangreiche Stimme, anmuthiger Vortrag geben der Dlle. Luzer die Anwartſchaft, einſt den beſten deutſchen Sängerinnen beygezählt zu werden; ſchon jetzt, glauben wir, müßte ſie in Rollen, die keine tragiſche Kraft und Ruhe erheiſchen, noch bedeutend mehr zu leiſten im Stande ſeyn. (Dieſes hat ſich bereits in der Rolle der Zerline im Fra Diavolo bewieſen.) Dlle. Luzer gehört Wien eben ſo gut als Prag an; in dem Conſervatorium Prags erhielt ſie den erſten Unterricht; bey uns von dem bewährten würdigen Meiſter Cicimarra, dem wir die Bildung manches ausgezeichneten muſicaliſchen Talentes verdanken, empfing ſie die letzte Reife. — Hr. Wild, groß in allen Leiſtungen ſeiner Kunſt, iſt am größten als Othello; hier kann er ſogar unerreicht genannt werden, denn die berühmteſten Italiener, die wir in dieſer Rolle hörten, mußten ihm den Vorritt geſtatten. Er wäre ſchon der erſte deutſche Sänger, wenn er nur Recitative vorzutragen hätte; ſolcher Ausdruck, ſolches Feuer, ſolche Deutlichkeit kommen bey keinem andern Sänger vor, und verleihen ihm die höchſte Weihe der Kunſt. Die große Scene im Eingange, wobey er jedoch am Schluſſe mit ſeiner Kraft etwas haushälteriſch verfuhr, bewirkte ſein Vorrufen; dieſe Ehre widerfuhr ihm noch viermahl, und mit dem größten Enthuſiasmus nach dem Duette mit Jago, wo er die Stelle: „Die Falſche ſoll erbleichen,“ mit einer Macht und Schönheit der Expreſſion vorträgt, welche jeder Beſchreibung trotzen, jede Erwartung übertreffen. Auch in der Schlußſcene ſind Geſang und Spiel von höchſter Bedeutſamkeit. — Hr. Binder ſang den Rodrigo ſehr verdienſtlich, und beſonders war in den Enſembles ſeine Mitwirkung entſcheidend. Nach ſeiner recht gut vorgetragenen Arie wurde er gerufen. — Hrn. Staudigel's kräftige und ſonore Baßſtimme war von ergreifender wohlthuender Wirkung. So wenig die Rolle Brabantio's hervortritt, ſo bedeutſam wußte der treffliche Sänger ſie zu geſtalten. Selbſt die Nebenrollen Jago's und Emiliens fanden an Hrn. Schäffer und Mad. Frontin fleißige Darſteller. Da auch Chor und Orcheſter im Einklange wirkten, gewährte die ganze Oper den günſtigſten Totaleindruck, und erregte den Wunſch, ſie bald wieder von ſo herrlichen Kräften ausgeführt zu ſehen.

Wild als Othello.

Es zeigt ſich meinem Geiſt das ewig Schöne
Im Bund mit des Geſanges Allgewalt;
Ich ſchaue durch die Wundermacht der Töne
Othello's ſchmerzdurchglühete Geſtalt,
Wie aus des Meeres Spiegelgrunde
Zum Auge ſtrahlt der helle Mond:
So ſeh' ich jetzt vor mir die Wunde,
Die in Othello's Buſen wohnt.

Wie bey der Eos erſten goldnen Tritten
In Harmonie die Memnonsſaul' erſchallt:
So weckt in dir der Geiſt des großen Britten
Auch herrlich deiner Lieder Allgewalt.
Wenn dein Geſang in Macht ertönet,
O du Amphion unſ'rer Zeit,
Da wird das Haus der Kunſt verſchönet,
Beſtrahlt vom Licht der Göttlichkeit.

Und mahleſt wunderbar du im Geſange
Uns des Othello tief zerriſſ'nes Herz:
So hebet in der Seele heft'gem Drange
Uns Alle das Entzücken himmelwärts. —
Es ſchwebt durch deine Zauberlieder,
Die Orpheus Schöpferkraft erfüllt,
Zu dir die Schaar der Muſen nieder,
Rings von der Schönheit Hauch umhüllt.

Sie reichen dir, der Künſte hehrem Sohne,
Umleuchtet von Apollo's Morgenkranz,
Zu deiner Götterlieder ſchönſtem Lohne,
Des ew'gen Ruhmes ew'gen Lorbeerglanz.
Und der ſteigt unter Geiſterwehen
In die erhab'ne Luft empor,
Empor in ſapphirblaue Höhen,
In der Geſtirne heil'gen Chor.

G. Neumann.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1168.

Der Sammler

Donnerstag, den 122 10. October 1833.

Ein Nachtlager in den Höhlen von Inkerman in der Krimm.

(Fortſetzung.)

Indem ich auf eine Felſenſchlucht losging, ſah ich mit Entzücken das Feuer wieder, das in einer Höhle brannte, und deutlich vernahm ich die erſehnten Laute menſchlicher Stimmen. Obgleich ich durchaus nicht wußte, wohin und zu wem mich das Schickſal führte, obgleich die tiefe Mitternacht und die Einſamkeit des Ortes gegründeten Argwohn erwecken konnten, ſo dachte ich mir doch im erſten Augenblicke nichts, als: vor dir iſt Ungewißheit, hinter dir ſicheres Verderben; mir ſchien es immer noch beſſer, mit böſen Menſchen zu thun zu haben, als mit den feindlich empörten Elementen, und ohne Zaudern nahm ich meinen Weg gegen das Innere der Höhle.

In der einen Ecke war auf dem Boden ein groſſes Feuer angemacht, über dem ein Keſſel hing. Zwölf bärtige Männer, mit braunen aſiatiſchen Geſichtern, ſaßen um das Feuer, und unterredeten ſich ziemlich eifrig in einer fremden Mundart. Einige waren in Schafpelze gekleidet, andere in eine Art von Soldatenmantel; jeder hatte im Gürtel eine Piſtole und einen krummen türkiſchen Säbel; eine Anzahl langer albaneſiſcher Gewehre lehnte in einer andern Ecke der Höhle. Ein groſſer hölzerner Krug ging raſch von Hand zu Hand; jeder that einen herzhaften Zug daraus, und keiner bemerkte es, als ich in die Höhle eintrat. Man muß geſtehen, daß der ſeltſame und drohende Anblick dieſer bewaffneten Schaar, die mitten in der ſtürmiſchen Nacht in einer Bergſchlucht zechte, ſo wie alle Umſtände meiner Hieherkunft nicht ſehr geeignet waren, meine durch ſo mancherley Gefahren aufgeregte Phantaſie ruhiger zu ſtimmen. Unfreywillig zweifelnd ſtand ich mitten in der Höhle, und ſuchte mir durch Vermuthungen klar zu machen, in welche Lage ich gerathen war; aber meine Unruhe ſtieg, als ich ſah, daß der ganze bärtige Haufe bey meinem Anblicke zu den Waffen griff. Indeſſen trat Einer aus der Schaar hervor und ging auf mich zu. Es war ein Mann von mittlern Jahren und hohem Wuchſe, ſeine gedrungenen Glieder verkündigten körperliche Kraft, ſeine gebietheriſche Haltung zeigte den Anführer; ein langer Schnurbart und ein dichter Backenbart gaben den ſcharfen Zügen ſeines Geſichtes ein ungewöhnliches Anſehen von Wildheit. Er hatte rothe Schifferhoſen und eine grüne mit Treſſen beſetzte Kurtka an; auf dem Kopfe trug er etwas, das an die alten Ritterhelme erinnerte, Säbel und Piſtolen waren mit Silber eingelegt. Ich ſtand wie eingewurzelt, und erwartete die Entſcheidung meines Schickſals, — wie groß war aber mein Erſtaunen, als das furchtbare Weſen anfing, mir ganz demüthig in gebrochenem Ruſſiſch über den guten Stand ſeines Commando zu rapportiren! ... Es kam heraus, daß es Griechen von dem balaklawiſchen Bataillone waren, die zur Verſtär-

kung der Quarantänewachen nach Sebaſtopol zogen. Vom Unwetter überraſcht, beſchloſſen ſie, in den Höhlen von Inkerman zu übernachten, und meine unerwartete Erſcheinung brächte unter ihnen denſelben Schrecken hervor, der mich ergriffen hatte. Der Unterofficier, der mich für den Befehlshaber der Poſtenkette hielt, begann mir ſeinen Rapport abzuſtatten, ehe ich mich beſinnen konnte, wo ich war. Man muß alles, was ich in dieſer Nacht erduldete, erfahren haben, um ſich eine Vorſtellung machen zu können, mit welchem Vergnügen ich meine erſtarrten Glieder am Feuer wärmte, mich in den Kreis der kriegeriſchen Albaneſen ſetzte, und dem für mich jetzt gefahrloſen Toben des Unwetters zuhorchte. Indeſſen gingen einige Leute mit brennenden Kienſpänen hinaus, um meinen armen Führer aufzuſuchen; nach einiger Zeit hörte ich ſeine Stimme, und bald war er ſelbſt da mit den ermatteten Pferden. Ich erſtaunte über die Unermüdlichkeit des Koſaken; kaum hatte er Zuflucht unter einem Dache gefunden, als er auch ſchon alle Mühſeligkeiten vergeſſen hatte. Zahlloſe Gefahren, die ſo eben uns noch bedroht hatten, ſchienen ihm ſo gewöhnlich, daß er gar nicht daran dachte und ſich nur mit ſeinen Pferden beſchäftigte. Vergebens rieth ich ihm erſt ein wenig für ſich zu ſorgen und ſich etwas zu erwärmen, er erwiederte mir kaltblütig: „Das iſt unſere gewöhnliche Arbeit; ſein Vieh zu vergeſſen, das wäre eine Sünde vor Gott, da müßte ſich ja ein Koſak vor ſeinem Bruder ſchämen; das gute Ding iſt kein Menſch, und kann nicht ſagen, was ihm fehlt.“ Inzwiſchen fuhr er fort, das Gepäcke abzuſchnallen und die Pferde aufzugurten. Er ſuchte in einer der Seitenhöhlen einen Zufluchtsort für ſie aus, und verſchaffte ihnen ſogar Heu. Als Alles fertig war, kam der Koſak fröhlich ans Feuer, und fing an, ſich zu wärmen. Zum Glücke fand ſich in meinem Reiſevorrath etwas Branntwein, den ich brüderlich mit ihm theilte, und in Erwartung, daß mein Reiſetheekeſſel ſiede, unterhielt ich mich mit den dienſtfertigen Balaklawen, von denen einige ſehr gut ruſſiſch ſprachen.

Dieſe irregulären Truppen haben viel Originelles an ſich. Zwey Generationen ſind ſeit der Zeit verſchwunden, ſeit die tapfern Albaneſen zu dem blutigen Feſte der Eroberung berufen, die Waffen in der Hand, und Haß gegen die Mohamedaner in der Seele, an den Ufern von Tauris landeten; dieſer Stamm hat auch jetzt, mitten im friedlichen Leben, ſeinen kriegeriſchen Sinn noch nicht verloren; er hat die Sprache, die Kleidung und die Sitten der alten Beſitzer des bergigen Theiles der Krimm beybehalten; dort nennt man ſie gewöhnlich Arnauten, und der Tatar ſchreckt noch jetzt mit dem Worte Arnaut ſeine Kinder, und bringt ſie zum Schweigen, wenn ſie weinen.

Inzwiſchen belebte mich der heiße Thee völlig und verſöhnte mich wieder mit meinem Schickſale; meine Pfeife rauchend, und ſorglos auf meinem in einer Ecke der Höhle ausgebreiteten Mantel hingeſtreckt, pflegte ich der Ruhe mit einem Vergnügen, wie es der Reiche auf ſeinem weichen Pfühl unmöglich fühlen kann. Angenehm iſt die Kühle nach der Hitze, aber die lebenſchaffende Wärme nach einer heftigen, tödtlichen Kälte wirkt noch angenehmer auf unſern zerbrechlichen Körper, das fühlte ich jetzt in vollem Grade; in dem Maße, als meine Glieder ſich erwärmten, beſchlich mich eine wollüſtige Ruhe, und Seele und Leib ſanken allmählig in weichen Schlummer.... Plötzlich vernehme ich einen Grabgeſang, ich trete hinaus, und zu meinem Erſtaunen ſehe ich eine Menge Mönche mit traurigen Geſichtern: die Einen trugen einen einfachen hölzernen Sarg auf ihren Schultern, der mit einem ſchwarzen Tuche bedeckt war, Andere begleiteten den Todten mit brennenden Lichtern in den Händen. Alle ſangen ein Grablied, deſſen gezogene Töne in der tiefdunkeln Höhle wiederhallten. Die Neugierde ließ mich meine Müdigkeit vergeſſen, und ich folgte dem traurigen Zuge. Nachdem wir durch viele dunkle Gänge gezogen, gelangten wir endlich in eine Art Kirche*), wo die ganze Umgebung zur Andacht einlud. Der Sarg ward in der Mitte niedergeſetzt, und die trauernden Mönche begannen die Begräbnißfeyer. Da tönte plötzlich wilder Lärm von Außen, Waffen klirrten, die heilige Handlung ward unterbrochen. Die friedlichen Einſiedler verwandelten ſich plötzlich in Krieger, und drängten muthig heran gegen die Schaar der Feinde, welche das Kloſter zu überfallen und zu plündern gedachten; da ſie ſich in ihrer Hoffnung getäuſcht ſahen, entbrannte ein wilder Kampf..... Hier erwachte ich, und nur mit Mühe gelang es mir meine Gedanken in Ordnung zu bringen. Der wunderliche Traum, und Alles, was in der That mit mir vorgegangen war, verwirrte ſich in meiner Einbildungskraft ſo durch einander, daß es lange währte, ehe ich Täuſchung und Wahrheit unterſcheiden konnte; das Eintreten meines Koſaken brachte mich endlich völlig zu mir ſelbſt; ich

*) In dieſen Kalkgebirgen findet ſich in der That eine Menge Grotten und tiefer Höhlen, die in frühern Zeiten während der Kriege, die ſo oft dieſe Inſel verheerten, den alten Einwohnern von Eklenos zur Zufluchtſtätte dienten. Auch findet ſich in dieſen Felſen eine Kirche von hohem Alterthume, die zum Theil noch erhalten iſt.

befahl ihm, Alles zur Abreiſe in Bereitſchaft zu ſetzen, und betrachtete indeſſen die Höhlen. Beym Anblicke dieſer weiten, in den feſten Stein gehauenen Gewölbe kann man nicht umhin, die Gewalt menſchlicher Kunſt zu bewundern, welche ſo über die Natur ſiegte; zugleich aber drängte ſich mir der Gedanke auf, was wohl die alten Bewohner dieſer Gegenden veranlaßt habe, ſolche mühſelige, wahrhaft ägyptiſche Arbeiten zu unternehmen, und endlich im Innern der Berge zu wohnen, da es doch viel leichter und bequemer war, ſich Wohnungen in freyer Luft zu erbauen. Man quält ſich ab in Vermuthungen, die aber alle höchſt unwahrſcheinlich ſind, beſonders wenn man bey einer aufmerkſamen Betrachtung der hieſigen Berge entdeckt, daß ſie beynahe alle zu künſtlichen Höhlen ausgehauen ſind, von denen zwar die allgewaltige Zeit ſchon viele wieder zerſtörte, aber nach den Überbleibſeln zu ſchließen, muß man glauben, daß nicht Hunderte und Tauſende, ſondern ganze Nationen hier arbeiteten und wohnten. Gewöhnlich ſchreibt man die Erbauung dieſer Höhlen den erſten Chriſten zu, die ſich darin gegen die Verfolgungen der Heiden verborgen haben ſollen. Ohne dieſe Meinung ganz zu verwerfen, kann man doch aus mehrern Kennzeichen mit großer Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß der erſte Gedanke an einen ſolchen Bau einem viel tiefern Alterthum angehört. Schlüßlich muß man aber vor Allem die Veranlaſſung zu dieſem Gedanken in religiöſen Ideen ſuchen, welche dem Geheimnißvollen und Wunderbaren ſo nahe ſtehen, dem freylich eine ſolche Localität überflüſſige Nahrung darbiethet. Indeß iſt durchaus kein Zweifel, daß die Höhlen von Inkerman ehemahls von Chriſten bewohnt wurden; Kirchen, die darin erbaut, und Kreuze, die an den Wänden ausgehauen ſind, dienen zum unwiderleglichen Beweiſe; aber konnten ſie als ſichere Zufluchtſtätten gegen dauernde Verfolgungen dienen? Ich glaube nicht, und mir ſcheint, daß man in dieſen Höhlen kaum eine temporäre Zuflucht gegen Räubereinfälle finden konnte. Doch dem ſey, wie ihm wolle, ich überlaſſe Andern, Vermuthungen über längſt vergangene Zeiten aufzuſtellen, und ſage bloß im Vorübergehen, wie Inkerman ſich jetzt den Augen eines einfachen Reiſenden darſtellt, der kein Archäologe iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Epigramm.

Hinreichender Lohn.

Puff borgt aus ſeinem Bücherſchranke
Mir ſchöne Bücher, fordert d'rauf
Für's Borgen Geld. Ich ſag': Zum Danke
Schneid ich dir ja die Bücher auf.

Adolph Wiesner.

Die Girſupah-Fälle.

(Beſchluß.)

Bis jetzt ging noch Alles leicht genug von Statten, aber das Hinabſteigen war beſchwerlich, ermüdend und nicht ohne Gefahr, da wir eine Reihe rauher ungleicher Stufen hinunterklimmen und uns über die abhängige Fläche großer Felſenſtücke hinabgleiten laſſen mußten. Hätte Ruggar Radſchah jene Stufen, welche die Felſen mit einander verbinden, nicht aushauen und ſo den Weg einigermaßen gangbar machen laſſen, ſo wäre es faſt unmöglich hinabzukommen. Als wir aber in der Tiefe anlangten, fanden wir uns für alle Beſchwerden reichlich entſchädigt. Die furchtbaren Felſenmaſſen im Baſſin, die ſchwindelnden Abgründe zu beyden Seiten, die herabſtürzende, ſchäumende Waſſermaſſe, alles dieß both einen großartigen überraſchenden Anblick. Der ganze Abgrund war von dem ſtäubenden Waſſer in Nebel gehüllt, der Felſen und Fußpfad ſchlüpfrig und gefährlich zu betreten machte. Da unſere Zeit gemeſſen war, ſo reichte unſer Aufenthalt in dieſer Tiefe gerade hin, dieſe Naturmerkwürdigkeit flüchtig zu überblicken; zudem wurden wir in dieſer feuchten Umgebung von Froſt durchſchauert, um ſo mehr, als wir uns beym Hinabſteigen ſtark erhitzt hatten. Die Höhe des Sturzes war nicht lange vorher von einigen Herren der Präſidentſchaft von Madras gemeſſen worden; die Art, wie ſie hiebey verfuhren, war folgende. Sie ließen eine Art Gerüſt errichten, das oberhalb über den Rand des Abgrundes vorragte, und von dieſem wurde ein Seil mit einem daran befeſtigten Gewichte herabgelaſſen; unten ſtanden Leute, die, ſobald das Gewicht den Boden erreichte, an dem Seil zogen, Flinten abfeuerten und Fahnen wehen ließen. Daſſelbe Verfahren wurde von einem andern Herrn wiederhohlt, und der Erfolg war mit der erſtern Meſſung ziemlich übereinſtimmend, denn die Abweichung betrug nicht mehr als 14 Fuß; ein geringfügiger Unterſchied, wenn man bedenkt, daß ein ſo langes Seil, um eine ſolche Tiefe zu erreichen, ſich bald mehr, bald minder ausdehnt; man kann demnach die angegebene Tiefe von 892 Fuß als genau annehmen. Auf- und Abweg, den Übergang über den Fluß mit eingerechnet, nahmen kaum zwey Stunden weg. Die Zeit unſeres Beſuches fiel in den Monath Januar, wo es Waſſer genug gab, daß wir bis zum Falle fahren konnten, und unſeres Bedünkens eine beſſer gewählte Zeit als die der Paſſatwinde, wo der Fluß ſo angeſchwollen iſt, daß man die einzelnen Fälle nicht unterſcheiden kann, ſondern das Waſſer in Einer Maſſe hinabſtürzen ſieht, was zwar

einen noch schrecklichern Anblick gewähren mag, aber den Nachtheil hat, daß man weder an den Rand gelangen, noch in die Tiefe hinabsteigen kann. Die Reise zu den Fällen kann leicht von irgend einem Puncte der westlichen Küste aus bewerkstelligt werden; der Reisende fährt auf Pattismas (Boote der Eingebornen) nach Ibonor und von da aus auf dem Flusse bis Girsupah (16 englische Meilen), wo ein Bungalo ist. Von dort steigt er zum Paß Allawallah und dann zu den noch sechs Meilen entfernten Fällen empor.

Auflösung
des Logogryphs im vorigen Blatte:
Cherubini.

Notizen.

Schauspiele.

Getreu unsern früheren Andeutungen, die Fortschritte der dermahlen wenigen Localdichter gehörig zu beleuchten, glauben wir bey dem Beyfalle, der Schickh's neuestes Product, Liebenau, bey der Aufführung im Leopoldstädter Theater steigernd begleitet, auf das Wirken des Dichters zurückgehen zu müssen. Im Jahre 1821 trat er in dem damahls unter der Leitung des Joseph Huber gestandenen Josephstädtertheater zum ersten Mahle mit der Posse: Pluto und Proserpina, die 13 Mahl bey vollem Hause gegeben wurde, hervor. Schon dieses Debut beurkundete das Talent des Verfassers für Localdichtung; das von dem Unterzeichneten ihm damahls schon in diesen Blättern gestellte Prognostikon hat sich vollkommen bewährt. Einige kleinere Stücke folgten, bis sein ernsteres Auftreten im Jahre 1829 im Theater an der Wien durch die Parodie: „die goldpapierne Zauberkrone," durch die Bearbeitung: „der eleganten Bräumeisterinn," durch die Parodie: „Vanilli" ꝛc. uns seine Fortschritte schon gesteigert erblicken ließ. Als Herr von Marinelli das Leopoldstädtertheater übernahm, gewann er diesen Dichter für seine Bühne, und hier entfaltete er nun eine, die Aufmerksamkeit des Publicums auf eine ungewöhnliche Weise in Anspruch nehmende Thätigkeit. Er begann mit dem glücklichen Gedanken in einer der drangvollsten Epochen Wiens, wo der Frohsinn dem heitersten Gemüthe unzugänglich schien, durch seinen „Sieg des guten Humors" den nationalen Muth, die bewährte Heiterkeit, und das patriotische Gefühl sinnig zu vereinigen. Das Publicum faßte Vertrauen zu seinen Erzeugnissen, und als in Kürze in ungewöhnlich schnellen Zwischenräumen Stück auf Stück folgte, von denen die meisten zu Repertoirestücken sich gestalteten, alle aber mit günstigem Erfolge über die Bretter schritten, da erhob ihn die komische Muse zu einem ihrer Lieblinge, und schon verbürgt seine Firma angenehme Erscheinungen. Möge sein heiteres Gemüth dem frohsinnigen Publicum durch neue, viele Producte lange noch heitere Abende verschaffen, und wir sind überzeugt, daß die allgemeine Anerkennung gewiß das große Verdienst würdigen wird, das früher gesunkene Volkstheater großentheils durch ihn wieder hergestellt zu sehen.

Carl Meisl.

Schöne Literatur.

Wiener Gesellschafter zur Erheiterung für Gebildete, von Andreas Schumacher. 3. und 4. Heft. Wenn diese Blätter zu Gunsten der früheren Bändchen des obigen, wie es scheint, periodischen Werkes ein beyfälliges Urtheil aussprachen; so wollen wir auch diesmahl nicht mit allzu großer Strenge zu Werke gehen, sondern, die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens berücksichtigend, von dem Fortschreiten desselben auch bessere Früchte erwarten. Nach dem Inhalte der beyden vorliegenden Bändchen, scheint es in der That, als ob das Publicum, welches auf dem Titelblatte die Nahmen mehrerer geschätzten Autoren erblickt, mit der leidigen Hoffnung auf der einstige gehaltvolle Beyträge derselben vertröstet werden sollte, denn, was bisher von solchen gebothen wird, kann man höchstens als den Abfall von ihren literarischen Gastafeln betrachten. Die Masse des Unbedeutenden im Buchhandel wächst ohnehin zusehends und wahrhaft zum Erschrecken; wenn man nun, wie es heut zu Tage nur allzu sehr üblich ist, jede Ephemere mit der Posaune der freundschaftlichen Apologie empfängt, so leistet man wahrlich der Literatur keinen, ihrem Emporkommen gedeihlichen Dienst, und es wird für Jeden, der es mit der Wissenschaft redlich meint, zur Pflicht, gegen diese Art der Buchmacherey offen in die Schranken zu treten. Die oberwähnten neuesten Hefte des Wiener Gesellschafters sind in der That keiner viel besseren Kathegorie angehörig, nahmentlich ist das letztere derselben beynahe ganz ein Cyclus von völlig unbedeutendem Geschreibsel. Im dritten finden sich doch einige Aufsätze, die nicht ohne Verdienst sind, z. B. Heilung, von dem geschätzten Enk, ein recht ansprechendes Mährchen vom Herausgeber: Hopfenbütl — zwey anziehende Gedichte von Baron Schlechta und Huber — dann die, wiewohl am Schlusse etwas übereilte Sage: vom spuckenden Eckstein, von Straube, welche Mittheilungen wenigstens in Etwas für die Mühe des Lesens entschädigen; das zuletzt erschienene, vierte Bändchen aber gehört fast ohne Ausnahme zu dem Gehaltlosesten, was seit langer Zeit die Presse seufzen machte. Die vom Redacteur des Büchleins übersetzte Novelle des Perez de Montalban (nicht Montalbon) ist weder dem Inhalte, noch der Bearbeitung nach mehr als mittelmäßig, aber noch immer ausgezeichnet gegen die Machwerke: Lumir, Rothar, Scenen u. s. w.; selbst von geachteteren Nahmen: Bauernfeld, Seidl, Vogel, Enk lesen wir hier nur Aufsätze von sehr gewöhnlichem Werthe, die des Letzteren sind übrigens noch die gelungensten darunter. Der einzige Beytrag von Interesse ist ein Phantasiestück von Straube: Coeur Dame — das, wenn schon der Idee nach nicht ganz neu, dennoch durch Tendenz und Darstellung, als eine wirklich geistvolle Production erscheint, und dem begabten Verfasser, der vermuthlich ein Inländer ist, weil er sonst als Erzähler gewiß schon einen größeren Ruf hätte, viele Ehre macht. Die Benennung: Mährchen, setzt übrigens einen ganz unrichtigen Begriff von dieser Gattung voraus, die dem Stoffe und der Form nach, sich ganz anders gestalten muß.

Wenn unser Urtheil etwas herber erscheint, so ist dieß keineswegs, um Hrn. Schumacher zu entmuthigen, sondern bloß, um ihn aufmerksam zu machen, daß er sorgfältiger unter seinen Materialien ausscheide und nicht jede Einsendung für gut genug halte, um sie auf gut Glück mittelst seiner Hefte in die Welt zu senden. Achtung vor der Literatur und dem Publicum müssen ihm das zum Gesetze machen.

B.....m.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den 123 12. October 1833.

Die Buchhalterinn.

(Ein niederländiſches Bild.)

Um einen wahren Kaufmann zu finden, muß man nach Holland gehen; ich habe in Antwerpen Kämmerchen von 6 Quadratfuß geſehen, wo ein Daſeyn von 84 Jahren verfließt, und Millionen in Umlauf geſetzt werden. Ein braver Flamänder muß bereits vollkommen gelähmt und blödſinnig ſeyn, um ſich von Geſchäften zurückzuziehen, denn nur dann entſchließt er ſich, die Frucht ſeiner Arbeiten zu genießen. Die Flamänder, welche ſich großes Vermögen erwerben, bereichern ſich noch durch eine Heirath, und erhalten ſie die „ſaftige“ Mitgift aus den Händen einer jungen, hübſchen Frau, ſo wiſſen ſie ſich recht gut darein zu ſchicken. Der Kaufmann wird von Vater auf den Sohn vererbt, und Buchhalterblut rollt in ihren Adern. Geht aber dieſer unwiderſtehliche Commerzſtrom in eine Tochter über, dann geſtaltet ſich ein höchſt ſonderbares Weſen. Die verwirrte Natur weiß nicht, was ſie mit dem weiblichen Handelsgeſchöpfe anfangen ſoll, und erringt ſie ja einmahl einen Vortheil, ſo kömmt eine Groteskfigur zum Vorſcheine, worüber man herzlich lachen möchte, wenn die Erſcheinung nicht zugleich höchſt betrübend wäre. Ich lernte ein ſolches Weſen kennen, und ihre Geſchichte iſt ſo pickant, daß ſie wohl mitgetheilt zu werden verdient.

Es lebten (vielleicht leben ſie noch gegenwärtig) zwey gute alte Freunde zu Antwerpen, die ſich einander ſo ähnlich waren, wie zwey Brüder, Peter Kail und Paul Rodberg. Beyde waren Kaufleute, Millionäre und geizig. Peter Kail hatte einen Sohn von achtzehn Jahren, und Paul Rodberg eine ſechzehnjährige Tochter, und die Väter hatten bereits ſeit Langem die Heirath ihrer Kinder zu dem gewöhnlichen Curſe abgeſchloſſen. Das kleine Gretchen war die Sparſamkeit, die Ordnung und die Reinlichkeit ſelbſt. Ich wünſchte, geneigter Leſer, dein Wechsler (haſt du anders einen nöthig) hätte dir einen Creditbrief auf das Haus Rodberg und Comp. zugeſtellt. Man hätte dich, mit deiner Anweiſung in der Hand, erſucht, dich nach dem Büreau des Buchhalters zu begeben, — und nun folgt das Beſte — du hätteſt allda zu deiner nicht unangenehmen Überraſchung das liebliche Gretchen gefunden, welche die Quittungen einzutragen und mit rother Dinte zu bezeichnen pflegte.

Der Chef des Hauſes Peter Kail war bey weitem nicht ſo glücklich. Sein Sohn Johann liebte weder den Commerz noch die Buchhalterey, mit 18 Jahren konnte er noch keinen Contocorrent revidiren, und der Praktikant, der noch ohne Gehalt die Briefe copiren mußte, ſah den Sohn ſeines Chefs über die Achſel an. Dieſer großen Mängel ungeachtet verließ Gretchen gerne ihr großes Hauptbuch, um mit Johann zu plau-

dern, denn in ihrem Herzenscomptoir ſchien die Liebe das Buch führen zu wollen.

Eines Tages, als Johann zufällig das Muſeum in Antwerpen beſuchte, erfüllte ihn ein Gemählde von Rubens mit ſo hoher Bewunderung, daß er ſpornſtreichs nach Hauſe lief, ſich in ſein Zimmer einſperrte und ein ganzes Carton mit Naſen und Augen vollkleckſte. Peter Kail fand es und gerieth darüber in Verzweiflung.

„Mein Sohn Johann,“ ſagte er, „du thäteſt beſſer, in meinem Büreau zu arbeiten, anſtatt mir Zeit und Papier zu verderben. Ich gebe dir ein Procent Gewinnſtantheil, wie mein Gevatter Rodberg ſeiner wohlgerathenen Tochter zugeſagt hat.“ Aber Johann ſchwieg und war für alles unempfindlich. Der arme Peter Kail klagte dem Gevatter Rodberg und Rechenmeiſter Gretchen ſein Leid.

Zum Glücke gab es in ganz Flandern nicht mehr geſunden Menſchenverſtand und Klugheit, als eben in Gretchens Blondköpfchen ſtack. Sie ließ ihren Freund Jean zu ſich bitten, und redete ihm ſo eindringlich zu, daß Jean nach Hauſe ging und ſeine Zeichnungen ins Feuer warf. Aber ach, es ſtand in den Sternen geſchrieben, daß der Chef des Hauſes Kail keine ganze Woche glücklich ſeyn ſollte. Jean ging nähmlich eines Abends über den Marktplatz und hörte eine Haydn'ſche Symphonie, welche von dem dortigen Muſikcorps ausgeführt wurde. Sein Herz ſchlug hoch vor Entzücken, und als der Orcheſterdirector fortging, bath ihn Jean, ihn die Clarinette blaſen zu lernen. Nun mußte der arme Peter Kail ſich den ganzen Tag die Ohren voll ſchnarren laſſen, und das war noch ärger als die Mahlerey. Abermahls hielt er eine vergebliche Predigt, und endigte damit, daß er ſeinen Sohn in das Cabinet der holden Buchhalterinn führte. Gretchen ſprach wieder mit ſolcher Sanftmuth und Lebendigkeit, daß Jean ſeine Clarinette in den Canal warf.

Wieder war noch keine Woche ſeit dieſem Acte des Muthes und der Gelehrigkeit verſtrichen, als ſich ein drittes Unglück, noch größer als die beyden andern, zutrug. Jean ſchwatzte nähmlich am Hafen mit dem Steuermann eines Kauffahrteyſchiffes, der ihm von Spanien, den Frauen in Cadix, den Schauſpielen und Merkwürdigkeiten in Paris, den mannigfachen Unterhaltungen in Frankreich und von tauſend andern unerhörten Dingen ſo Wunderbares vorerzählte, daß die Einbildungskraft des armen jungen Menſchen nicht viel weniger entzündet wurde, als weiland die Phantaſie Robinſon Cruſoe's. Der einzige Sohn Peter Kail's träumte von nichts als von Reiſen. So oft ein Schiff die Anker lichtete, oder ein Poſtwagen auf dem Pflaſter rollte, zitterte Jean vor Ungeduld. Der bekümmerte Vater beſtürmte wieder den kleinen Buchhalter. Gretchen ſprach noch ſalbungsreicher als jemahls, aber Jean ſah, während dem er die Augen beſchämt niederſchlug, ſo ſchöne und reizende Landſchaften im Geiſte vorüberſchweben, daß Gretchen ihre Logik umſonſt verſchwendete. Er unterbrach ſie indeſſen nicht, aber als ſie geendigt hatte, rief er aus:

„Höre mich an, mein liebes Gretchen! einer unſerer Correſpondenten in Paris hat uns ſeit Langem den Rath gegeben, eine Seifenſiederey daſelbſt zu etabliren. Nun ſiehſt du, ich will dieß ins Werk ſetzen. Mein Vater wird mir eine Anweiſung auf 40,000 Franken geben, in drey Jahren werde ich ein braver Kaufmann ſeyn, und mein liebes Gretchen heirathen.“

Wer war froher als Peter Kail! Jean reiſte den Tag darauf ab, er umarmte Gretchen, und vergeß Thränen der Freude, der Liebe und der Wehmuth auf einmahl. Die arme kleine Buchhalterinn ſtieß noch einige Tage darauf tiefe Seufzer aus, tröſtete ſich aber bald mit dem Gedanken, daß ſie während der paar Jahre bis zu Jeans Zurückkunft noch manch hübſches rundes Sümmchen in ihre Bücher eintragen würde.

Der Chef des Hauſes Peter Kail und der Buchhalter des Hauſes Paul Rodberg hatten indeſſen einen paſſabeln Bock geſchoſſen. Denn kaum war Jean in Paris, als er ſeine weiſen Vorſätze aus dem Geſichte verlor. Er kaufte jedoch in der Vorſtadt ein großes Haus, und richtete es zu einer vollſtändigen Seifenſiederey ein. Im erſten Briefe, welchen er ſeinem Vater ſchrieb, ſprach er vom Curs des Ripsöhles, des Indigo und der Baumwolle, er verſicherte, die Seife ſtünde ſehr gut, der Safran und das Bley aber ſeyen flau. Dieſe Details rührten ſämmtliche Bewohner der Häuſer Peter Kail und Paul Rodberg bis zu Thränen.

Nach drey Monathen war die Seifenſiederey in voller Blüthe. Jean verliebte ſich in eine Tänzerinn der großen Oper bis zum Sterben. Um die Gunſt ſeiner Schönen ſich zu erwerben, mußte er Geſchenke machen; um ſie zu erhalten, durfte er kein Geld ſparen, und nach einigen Monden eines vollkommenen Glückes befand ſich Jean ohne einen Heller. Die Producte der Seifenſiederey waren ſchon im Voraus veräußert und Jean brauchte Geld. Endlich wurde die Fabrik ſelbſt verkauft und in klingende Münze verwandelt, welche letz-

tere in Jeans Siebtaſche nicht lange zu klingen Zeit gewann.

Dieſe Nachricht war ein Donnerſchlag für die beyden Häuſer Kail und Rodberg. Der alte Peter nahm die Poſt und fuhr nach Paris, aber ſein undankbarer Sohn hatte es nicht gewagt, dem gerechten väterlichen Zorne unter die Augen zu treten. Er war bereits nach Spanien gegangen, und kam in Madrid mit einem regelmäßigen Paſſe, aber ohne Geld an. Er nahm Dienſte in der königlichen Garde, wo er ſich nicht zum Beſten betrug, und bald darauf erhielt Peter Kail einen ſchwarzgeſiegelten Brief, der ihm den Tod ſeines Sohnes in einem Duell anzeigte. —

Ganze vierzehn Tage herrſchte in den Häuſern Kail und Rodberg tiefe Trauer. Das arme Gretchen ließ drey große Thränen in ihr Caſſabuch fallen, aber zum Glücke war die große Schlußbilanz vor der Thür, und die verwickelten Rechnungen nahmen ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Vater Kail tröſtete ſich mit dem glücklichen Erfolg einer unermeßlichen Speculation; doch ſeufzte er zuweilen: „O Gott, warum bekam ich nicht eine Tochter wie Gretchen, ſtatt des Schlingels, der mir vor ſeinem Tode 40,000 Franken durchgebracht hat?“

So lebten die guten Leute fort, als ein ſteinreicher Engländer nach Antwerpen kam und ſich in das niedliche Gretchen verliebte. Er hielt um ſie an, und da dieß ein ſehr vortheilhafter Handel war, ſo wurde er ohne weiteres abgeſchloſſen, obſchon Gretchen dawider proteſtirte. Die Vermählung wurde demnach in der Kathedralkirche von Antwerpen vollzogen. Aber ach, meine mitleidiger Leſer! denn es war Gretchens Todesſtreich. Ihr Gemahl führte ſie auf Reiſen, und ſobald ſie ſich ohne Beſchäftigung, von Kammerfrauen und Lakeyen umſchwärmt ſah, verlor ſie ihre Friſche und Geſundheit.

Sie kamen in Neapel an, und ihr Mann führte ſie auf den Veſuv, wo man in großartigem Proſpect Italien und das Mittelmeer überſchaut. Ach! da ſchwebten ihr im Nebel die beräucherten Mauern von Antwerpen vor, ſie ſah im Geiſte die engen Schiffscanäle, die ſchmalen Fenſterchen des Hauſes Rodberg und Comp., die Glasſcheibe, auf welcher mit ſchwarzen Buchſtaben zu leſen war: Comptoir des Buchhalters, — und ihr Heimweh wurde ſo überwältigend, daß ſie in Ohnmacht fiel. —

Drey Wochen darauf war das arme Gretchen nicht mehr. — —g—

Die Flucht.

Romanze.

„Komm Schweſterlein, komm in die Arme geſchwind!
In den finſteren Wald hinaus!
D'rin toben die Räuber und plündern das Haus,
Sie würden uns tödten, du bleiches Kind!
Die Mutter iſt weit — ſie ließ uns allein!
S'iſt Alles voll Schnee und voll Eis!
Weh! — hörſt du? ſie brechen die Kammer ſchon ein,
Mir ſelber wird kalt und wird heiß!“

Wo das Käuzlein im Walde ſein Neſt erbaut,
Da ſteht ein Gemäuer kalt und ſtarr;
Dort birgt ſich umſchlungen das kleine Paar,
Und wagt nicht zu athmen, zu ſeufzen laut. —
Der Wintermorgen blitzt über den Schnee,
S'iſt Alles erſtarrt und voll Eis — —
Da kauern die Kleinen ſo weiß wie der Schnee,
Und kalt wie das kalte Eis! — —

Prechtler.

Römiſche Ruinen in Paris.

Das einzige römiſche Bauwerk, welches ſich in Paris erhalten hat, iſt das Palais de Thermes, in der Straße la Harpe, zwiſchen modernen Häuſern gelegen, die es bis zum Jahre 1820 ganz verſteckten, und auch jetzt nur die Hauptfaçade erblicken laſſen. Fünfzehn Jahrhunderte ſind an dieſen Ruinen vorübergegangen, die, als ein geſchichtliches Denkmahl der Siege Cäſars über die alten Gallier, wohl einer aufmerkſameren Beachtung werth geweſen wären.

Das Ganze bildet ein großes Gewölbe von 40 Fuß Höhe, von großen Backſteinen erbaut, die mit einem unzerſtörbaren Mörtel verbunden ſind, deſſen Bekleidung leider verloren gegangen iſt. An dieſes Gewölbe ſchließt ſich ein Saal von ſehr einfacher Bauart an, der mit Figuren, Najaden vorſtellend, und Schiffsſchnäbeln geziert iſt, und die Beſtimmung des Gebäudes als Bäder der Cäſaren andeutete. Unter dem Saale befindet ſich eine Vorrichtung zur Erwärmung des Waſſers, ſo wie mehrere ſteinerne Canäle, um es ab- und zuzuleiten. Erleuchtet wird dieſes Gemach durch drey große Bogenfenſter nach der Straße la Harpe hinaus; hier finden ſich auch Spuren einer ſteinernen freyen Treppe, die es mit dem Pallaſt der Cäſaren verbanden.

Noch heute muß man die Kühnheit der Gewölbe bewundern, welche allen Stürmen der Zeit und der Zerſtörungsſucht der Menſchen widerſtanden haben. Die Fundamente des Pallaſtes der Cäſaren ſind ebenfalls noch vorhanden und ziehen ſich bis zu dem Gipfel des Berges der heiligen Genofeva hinauf. Es iſt jetzt die Rede davon, auch dieſe von dem ſie bedeckenden Schutte zu

befreyen, und die Auffindung vieler Antiquitäten würde dieſe Arbeit belohnen.

Ganz Paris möchte wohl kein Gebäude von ſo vielfach hiſtoriſchem Intereſſe haben, als dieſe Ruinen, und es iſt der Mühe werth einen Rückblick in die Geſchichte zu thun, um zu überſehen, welche berühmte Nahmen in dieſem Pallaſte reſidirten. Conſtans-Chlorus war einer der erſten römiſchen Herrſcher, der hier 40 Jahre wohnte, während Diocletian in Rom regierte. Julian wählte dieſen Pallaſt zu ſeinem Winteraufenthalt, und hier war es, wo er als Kaiſer begrüßt wurde. Die beyden Kaiſer Valens und Valentinian reſidirten hier im Jahre 395, bis die Merovinger ſie verjagten und ſelbſt Beſitz von dieſem Gebäude nahmen. Childebert, Carl der Große und alle folgende Könige bewohnten dieſen Pallaſt, bis im Jahre 1200 Philipp Auguſt ihn einem ſeiner Höflinge ſchenkte, der ihn theils abtragen ließ, theils in einzelnen Abtheilungen verkaufte, ſo daß er endlich durch die neuen Häuſer, die auf ſeinen Fundamenten erbaut wurden, ganz verſchwand.

Erſt der jetzigen Zeit war es vorbehalten, dieſes merkwürdige Bauwerk wieder gehörig zu würdigen. Es iſt beſchloſſen worden ein Muſeum auf dieſer Stelle zu errichten, in welches alles, was von Kunſtwerken und archäologiſchen Merkwürdigkeiten hier gefunden werden wird, aufgeſtellt werden ſoll. Paris wird dadurch eine intereſſante Sammlung erhalten, die ſowohl für den Geſchichtsforſcher als für den Künſtler neue Aufklärungen geben wird.

Notizen.

Schauſpiele.

(Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore.) Hr. Henry brachte uns zu ſeiner Benefice das pantomimiſche Ballet: Agneſe und Fitz-Henri, ein düſteres Gemählde voll Schlagſchatten und von einer Monotonie, die das Vergnügen über das Verdienſtliche der Darſtellung des Wahnſinnes durch Hrn. Henry ſelbſt nicht recht aufkommen ließ. An einem unglücklichen Stoffe ſcheitert jede Kunſt des Anordners; es genüge daher die Anzeige, daß Hr. Henry vortrefflich ſpielte, von Dlle. Muratori und dem lieblichen Kinde Herold trefflich unterſtützt wurde, daß die Tänze ſehr gut erfunden und arrangirt ſind und die HH. Cromé, Mattis und Laville, ſo wie Mad. Mattis, die Dlles. Rabel, Mazza-Aureglo und Baſeg alles Mögliche anwendeten, dieſem Schreckensgemählde heitere Farben zu verleihen; daß aber demungeachtet der Totaleindruck nicht günſtig war, und das Publicum dieſes Ballet recht bald durch ein anderes erſetzt wünſcht.

Obgleich die Vorſtellungen von Robert dem Teufel durch eine Unpäßlichkeit des Hrn. Breiting unterbrochen wurden, zogen doch die Auftritte des von ſeiner Kunſtreiſe zurückgekehrten Hrn. Wild ſehr viel Publicum ins Theater. Bellini's Norma findet bey allen Wiederhohlungen die größte Anerkennung, die ſogar noch im Steigen begriffen zu ſeyn ſcheint. Als Fra Diavolo und Frigin der „Braut" ſammelte Wild ſich neue Lorbeern, die er im Othello in einen reichen Kranz zuſammenflocht. Letztere Darſtellung, ſo wie das glückliche Debut der Dlle. Lutzer von Prag als Desdemona, haben wir in dieſen Blättern ſchon beſprochen. Seitdem zeigte ſich Dlle. Lutzer auch als Zerline im „Fra Diavolo" und beſtätigte das günſtige Urtheil, welches ihr erſtes Auftreten begründet hatte; nur konnte das Einlegen einer übrigens ſehr ſchönen Arie von Kreutzer (zu Herold's Marie componirt) im Anfange des dritten Actes füglich unterbleiben, ſo gelungen auch die Ausführung derſelben war. An dieſem Platze ſtand das Muſikſtück offenbar nicht an rechter Stelle. Befremdend war das Weglaſſen der großen Arie Fra Diavolo's, welchen an dieſem Abende Hr. Binder ſang, und eines Terzettes. Die Oper ſpielt nicht lang genug, um dergleichen Weglaſſungen dadurch motiviren zu können.

Gretry's Raul der Blaubart wurde zur Benefice der Dlle. Heinefetter dargeſtellt. Dieſes Werk hatte einſt Furore gemacht und Mariens Rolle die Pedrillo-Eigenſatz unter die beſten Schauſpielerinnen in der Oper gereihet. Wir beſtreiten das Verdienſt des alten franzöſiſchen Meiſters keineswegs; eben ſo wie der ehrliche Hoffmannswaldau — der, im Vorbeygehen geſagt, kein ſchlechterer Dichter war, als irgend ein anderer — in unſerer verfeinerten Zeit ſich nicht mehr anſtändig in guter Geſellſchaft ſehen laſſen darf, es wäre dann, daß ein literariſcher Freund ihm ein neues Mäntelchen nach dem Modejournal umhinge — eben ſo wenig kann der einfache Gretry den Rang noch einnehmen, den ihm ſein Zeitalter, und gewiß nicht mit Unrecht, anwies. Es iſt weniger die Sache als die Form, welche uns zurückſtößt. Eine Oper, deren drey Aufzüge mit Proſa anfangen, worin der Chor nur ſingt, nicht ſchreyt, wo das größte Muſikſtück ein Quartett und die Inſtrumentirung nicht ſtark genug iſt, um die volle Lungenkraft eines Sängers in Anſpruch zu nehmen, iſt für unſere Generation eigentlich gar keine Oper mehr, höchſtens ein Liederſpiel. Schon damahls, als Raul vor etwa 28 Jahren im Theater an der Wien erſchien, fühlte man das Bedürfniß, mit den Inſtrumenten etwas mehr Lärm zu machen und der verdienſtvolle, nun ſchon lange verſtorbene Capellmeiſter Fiſcher, beſorgte dieſen Auftrag. Aber der damahlige Geſchmack ſtand von dem unſrigen ſo weit ab, daß es jetzt ſchon wieder eines Capellmeiſters bedürfte, der Fiſcher's Inſtrumentirung verſtärkte. — Der erſte Act dieſes Blaubart iſt in der That ein ſchwaches Werk; im zweyten hingegen erhebt ſich die Handlung durch die Kataſtrophe im Cabinete, durch die dankbare Rolle des Burgvogts und durch das ſehr gelungene Finale des genannten Capellmeiſters Fiſcher, welches einen wohlthuenden Übergangspunct von der älteren in die neuere Muſik bildet. Der dritte Act iſt wieder merklich ſchwächer, und die Zeit auch vorüber, wo der Tod eines Tyrannen das ehrenwerthe Spectatorium aufindeln machte. Die Aufführung dieſer Oper war gelungen. Dlle. Heinefetter erhielt nicht nur in ihren Geſangſtücken, ſondern auch in den wichtigern Scenen ihrer Proſa lauten und anhaltenden Beyfall. Hr. Forti gab den Burgvogt mit einer Natürlichkeit und Herzlichkeit, die alle Kunſt auszuſchließen ſchien und eben deßhalb ſo mächtig wirkte. Die HH. Cramolini und Seipelt gaben ihre undankbaren Rollen ſehr fleißig. — Für die äußere Ausſtattung war das Mögliche geſchehen. Blaubarts prunkender Einzug wurde durch ein ſchmetterndes Trompetercorps gehoben; im zweyten Acte ein niedliches Divertiſſement angebracht und die Schlußſcene, welche mit Blaubarts Tode endigt, war gut arrangirt. Nach dem zweyten und dritten Acte wurden die Künſtler hervorgerufen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Sammler

Dinſtag, den 124 15. October 1833.

Die Warnung.

(Erzählung.)

Ich war dreyßig Jahre alt, reich und unabhängig, aber — nicht zufrieden, denn ich hatte meine liebenswürdige Gattinn verloren. Ach, meine Emmy, wie reizend war ſie! Ich will den Verſuch wagen, ihre Geſtalt zu beſchreiben. Doch nein! es würde mir ja doch nicht gelingen.

Mein Vater war einer der erſten Fabriksinhaber in Birmingham, er hatte ſeine größte Freude mit ſeinen Fabrikserzeugniſſen, und hatte es auch darin ſehr weit gebracht. Meine Mutter war eine liebe, gute Frau, welche mich mit aller Zärtlichkeit liebte, da ich ihr einziger Sohn war. Nachdem ich eine Reiſe nach Frankreich unternommen hatte, um meine merkantiliſchen Kenntniſſe auszubilden, hatte mein Vater beſchloſſen mir eine Gattinn zu geben. Die Wahl derſelben überließ er mir ſelbſt, und da fiel ſelbe natürlich auf meine liebenswürdige Emmy, welche gewiß das hübſcheſte und beſcheidenſte Mädchen unſerer Stadt war. Ich hatte drey Jahre vergnügt mit ihr gelebt, ſie war auf dem Puncte Mutter zu werden, das Einzige was, unſerem Glücke noch fehlte, als ein bösartiges Fieber mir dieſen Engel für immer entriß. Schnell darauf ſtarben auch meine Ältern, und ich ſtand nun allein und troſtlos in der ganzen weiten Welt.

Um mich zu zerſtreuen, hatte ich mich auf meinen Landſitz zurückgezogen und brütete dort unaufhörlich über meinen Reiſeplan. Ich beſchloß nach und nach den ganzen Continent zu bereiſen, und vorläufig einige Zeit in Frankreich zu bleiben.

Eines Abends ſaß ich in meinem Parke, ganz in Gedanken vertieft, da kam ein Mann auf mich zu, deſſen Geſtalt mir ſogleich wohlgefiel. — Er war groß, athletiſch gebaut, braun wie eine Kaſtanie, mit pechſchwarzen Haaren, lebhaften Augen und von guter Haltung. Er trug keinen Rock und ſeine Hemdärmel waren bis an die Achſeln aufgeſtreift, Hals und Bruſt waren gleichfalls unbedeckt. Seine Füße waren nackt bis an die Knie. Obgleich ſein Geſicht nicht eben düſter war, ſo lag doch in ſeinem klaren Auge eine Unruhe und Unentſchloſſenheit, woraus ich ſchloß, die Gewohnheit müſſe ſeinen angebornen Muth in enge Schranken gezwängt haben. Er ſchien mir eine intereſſante Erſcheinung zu ſeyn.

„Wollen Sie,“ ſo ſprach er mich an, „an einem armen Manne chriſtliche Barmherzigkeit üben? Ich bitte Sie recht inſtändig darum!“ Der ſanfte Ton und das ſchüchterne Weſen, das mit ſeinem Ausſehen ſo ſehr contraſtirte, bewogen mich ihm freundlich zu antworten.

„Was kann ich für dich thun?“

„Ich wurde nirgends von Ihren reichen Nachbarn geduldet und habe es gewagt mein Zelt hier in der Nähe aufzuſchlagen. Mein Weib wurde ſo eben entbunden, und

ich flehe bloß Ihre Güte an, ob Sie uns unter Gottes freyem Himmel, auf Gottes Erde so lange dulden wollen, bis sie wieder so viele Kraft hat, weiter zu ziehen."

Es lag eine gewisse Ruhe und Kraft in seiner Rede, die den günstigen Eindruck erhöhte, den dieser Mann bereits auf mich gemacht hatte.

„Das will ich," entgegnete ich rasch, „ich würde kein Thier von meiner Thüre weisen, das einen Zufluchtsort bey mir sucht, um so weniger einen Menschen in deiner hülflosen Lage. Wie sollte ich dir deine einfache Bitte abschlagen."

Eine Thräne trat in des Mannes Auge. „Ich bin so wenig an dergleichen Ausdrücke gewohnt, welche den Menschen an den Menschen knüpfen, daß ich weinen könnte wie ein Weib. Ich werde nicht undankbar seyn," setzte er, kurz abbrechend, hinzu. — „Wo steht denn euer leinwandenes Haus?" fragte ich im Tone des Mitleids, der seine Rührung augenscheinlich noch höher trieb. „Vielleicht kann ich deinem Weibe in etwas nützlich seyn, der in ihrem gegenwärtigen Zustande einige jener Bequemlichkeiten willkommen seyn werden, die du ihr vielleicht nicht verschaffen kannst."

Er dankte mir mit wenigen, aber warmen Worten und führte mich zu seiner Nomadenwohnung. In einem Winkel, zwischen zwey Hecken, auf einem Stückchen ödeliegenden Landes, war das zerrissene Zelt aufgeschlagen, das in nichts als einem viereckigen Stücke über eine Stange geworfener und von zwey gabelförmigen Stöcken getragener Leinwand bestand. An der vordern Seite verhüllte die Öffnung ein Stück Tuch, während die nächste zum Ein- und Ausgange offen blieb. Hier wohnte der Zigeuner (denn das war er) mit drey Kindern, der Mutter und der Großmutter. Das Weib des Zigeuners lag unter einer groben zerlumpten Decke auf einem Lager von reinem Stroh und säugte ihr neugebornes, völlig nacktes Kind, während die zwey andern Kinder, zwey Mädchen, auf der Erde neben der Mutter saßen und nur mit einem zerrissenen Hemde bekleidet waren. Die ältere war ein braunes, schwarzäugiges Mädchen mit niedlichem, runden Gesichte, aber starkem Gliederbaue und schön gebildet, wie der Vater. Sie zählte, wie ich später erfuhr, erst zwölf Jahre, war aber, wie es bey diesem Volke gewöhnlich der Fall ist, das noch viele Eigenthümlichkeiten seines orientalischen Ursprungs an sich trägt, bereits vollkommen ausgebildet. Das Geräthe im Zelte paßte völlig zu schnellem Aufbruche, da alles zusammen leicht in einen Handkorb hätte gepackt werden können. In dem freyen Winkel dieser patriarchalischen Wohnung, in welche die Sonne ungehindert schauen konnte, lagen einige Kochgeschirre umher. Ein bis zum Bruche mit Wasser gefüllter zersprungener Krug stand in der entgegen gesetzten Ecke, während ein kleines Gerstenbrot auf einem welken Krautblatte in der Mitte lag.

Ich fragte die arme Frau, wie sie sich fühle und sie antwortete sehr freundlich, „sie fühle sich ungemein wohl," als sie von ihrem Manne, der allem Anscheine nach sehr besorgt um sie war, hörte, ich habe versprochen, sie ungestört auf dem Plätzchen zu lassen, das sie für ihre einstweilige Wohnung gewählt. Ich steckte der Frau, als ich die wandernde, aber wirklich interessante Familie verließ, etwas Geld in die Hand und schickte, sobald ich zu Hause angekommen war, ihnen Verschiedenes, was nach meiner Ansicht der Frau, dem Manne, oder den andern Gliedern des Zigeunerhauses von Nutzen seyn konnte. Einige Tage besuchte unser Arzt auf meinen Wunsch das Zelt und nach Verlauf einer Woche hatte ich die Freude, die abgehärtete Mutter bereits ganz frisch und munter herumgehen zu sehen.

Kurz nach meinem Bekanntwerden mit dieser armen Familie wurde der Zigeuner auf den Verdacht hin festgenommen, Geflügel aus dem Gute eines Nachbars gestohlen zu haben, der ihn aus seinen Besitzungen verwiesen hatte. Da ich hörte, der Verdacht sey höchst unzureichend, so versah ich ihn mit den Mitteln, bey seinem Prozesse den Beystand eines Sachwalters annehmen zu können, und er wurde wirklich freygesprochen. Kurz nachher ergriff und überführte man den wirklichen Thäter.

Einige Tage nach seiner Freysprechung kam der Zigeuner, an dem ich wirklich vielen Antheil nahm, mit seiner Frau zu mir, um mir zu danken, und er that dieß mit so viel Männlichkeit und Wärme, daß meine gute Meinung von ihm noch mehr bestärkt wurde. Nach diesem Besuche packte er sein Haus und sein Geräthe zusammen und zog fort, ich weiß nicht wohin. Er hatte nicht bloß meine Besitzung, sondern, wie ich hörte, auch das Land verlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Nachtlager in den Höhlen von Inkerman in der Krimm.

(Beschluß.)

Der Stein, in welchen die Höhlen ausgehauen sind, besteht aus einem ziemlich festen Kalkstein; an vielen Orten ist er aber eingestürzt, und dadurch die

Gänge zum Theil verſchüttet, und ganze Abtheilungen dieſes wunderbaren Baues völlig vernichtet; der Hauptgang iſt aber noch ganz, und ſelbſt eine hölzerne Treppe ſehr gut erhalten. Dieſe Treppe iſt unter einem ziemlich langen Gewölbe erbaut, das an einigen Stellen ſich zu größern Plätzen erweitert, eine Krümmung macht und allmählich aufwärts führt. An den Seiten ſind Einſenkungen, die als Zellen dienten, Kreuze an den Mauern und menſchliche Gebeine, die aus den finſtern Ecken hervorſehen, beweiſen, daß die hier lebendig begrabenen Einſiedler auch im Tode ihre Wohnung nicht wechſelten. In dem obern Theile der Höhlen iſt eine Kirche erbaut; man muß ſtaunen, mit welcher Kunſt ſie in den Felſen gehauen iſt, noch jetzt ſieht man Geſimſe und verſchiedene Verzierungen, die mit dem ganzen Bau aus demſelben Stein gehauen ſind; die Mahlerey an den Mauern und an der Decke iſt verlöſcht, doch ſieht man allenthalben noch Spuren. Der Vorſprung des Felſen, der die vordere Mauer der Kirche bildet, iſt eingeſtürzt, und das Gewölbe derſelben hängt nun beynahe in der Luft; aber eine der Seitenwände ſteht noch ganz, und kann einen richtigen Begriff von den übrigen Theilen dieſes merkwürdigen Tempels geben. Sogar ein Fenſter mit ſeiner gothiſchen Form iſt hier noch erhalten, und auf dem Boden vor der Mauer, wo das Heiligenbild ſtand, kann man die Vertiefungen ſehen, welche die Fußtritte der frommen Pilger austraten. In einer Ecke war nach unten zu eine Öffnung, ich blickte hinaus, und ſah zu meiner Verwunderung, daß dieſer ganze Theil des Gebäudes nur mit Einer Seite an dem Felſen anklebte, alſo wie ein Schwalbenneſt in der Luft hing. Links von der Kirche geht ein zweyter Corridor, aber er läuft bald in eine Öffnung über dem Felſen aus, und es iſt zu vermuthen, daß hier ein zweyter Ausgang war, von dem keine Spur mehr übrig blieb.

Von hier aus kann man das ganze Thal überſehen, das von einem ſchwarzen Flüßchen bewäſſert wird, welches vor ſeinem Ausfluß in den Meerbuſen von Sebaſtopol einen breiten, ſtark mit Schilf bedeckten Sumpf bildet. Indem ich von der Höhe aus mit aufmerkſamem Auge die Gegend überblickte, wo wir in der vergangenen Nacht umhergeirrt waren, konnte ich mich überzeugen, daß wir von keinen eingebildeten Gefahren umgeben waren, und daß der mit Schnee bedeckte Sumpf leicht für immer unſerer Wanderung ein Ziel hätte ſtecken können.

Die Thürme der Feſtung auf dem hohen Felſen an dieſer Seite des Thales lockten meine Neugierde, aber zu meinem Bedauern geſtattete es meine Zeit nicht, dieſe denkwürdigen Trümmer zu beſuchen und die darin befindlichen Höhlen zu betrachten. Als ich an den erſten Eingang zurückkehrte, waren die Pferde bereits geſattelt und Alles zur Abreiſe bereit; da ich mich aber nicht aufs Neue in den Bergen verirren wollte, nahm ich als Führer einen von den Belaklawen mit mir, der mich verſicherte, er kenne hier alle Pfade genau. Dieſer kleine Kerl ritt vor mir her auf einem ſehr großen magern Pferde und hüllte ſich dabey in einen fuchsrothen Filz, der ehemahls ein Mantel*) geweſen war. Zu Zeiten ſtieß er dichte Wolken von Rauch aus einer kurzen Pfeife, die ihm unter einem mächtigen Knebelbarte zwiſchen den Zähnen hervorſah. Von rückwärts ſah dieſe Figur ganz kegelförmig aus, und glich einer Nomadenjurte mit der rauchenden Öffnung oben. — Als wir Inkerman verließen, war die Erde noch mit Schnee bedeckt, als wir aber gegen das ſüdliche Zollhaus kamen, war er bereits geſchmolzen. Anfangs war das Wetter hell, dann blies der Wind ſtark vom Meere her, und Berge und Thäler bedeckten ſich mit Nebel. Endlich als wir gegen Sebaſtopol kamen, zerriß der Wind aufs Neue den Nebelvorhang, und hell erleuchtete die Sonne die Ebene vor mir, wo einſt die prächtige Cherſoneſus ſich erhob.

*) Burka, ein Filzmantel, wie ihn die Koſaken tragen.

Miscelle.

Das Obſt enthält viel Waſſer und hat einen ſüßſäuerlichen Geſchmack; es kann daher kühlend die Stelle des Getränkes vertreten. Im reifen Obſte ſind Zuckerſtoffſäure und Schleim in einer ſolchen Miſchung, daß es zur angenehmſten und zuträglichſten Nahrung dient, beſonders für einen Magen, der nicht durch gegorne Getränke verdorben iſt. Es iſt beſonders im Sommer und vollblüthigen Menſchen zu empfehlen. Unter den Steinfrüchten ſind vorzüglich Kirſchen und Pflaumen zu empfehlen. Äpfel und Birnen ſind das geſundeſte Kernobſt. Weintrauben enthalten ſehr vielen Schleim und innig damit gemiſchten Zuckerſtoff, ſo daß ſie nährender und leichter verdaulich, daher auch geſünder als vieles andere Obſt ſind; man braucht daher bey manchen Unterleibsbeſchwerden eine ordentliche Traubencur, wo man einige Monathe lang täglich eine beteudende Quantität von Trauben verzehrt.

Notizen.

Kunstnachricht.

Zu den seltensten Erscheinungen im Gebiethe der Kunst gehört es wohl, daß im Laufe von drey Jahren eine Oper von den Ufern der Seine bis zur Newa sich Bahn bricht, und daß selbst die Transatlantica dem Componisten ihre Kränze reichte. Wie um die Ehre der Geburt Homers sich sieben Städte Griechenlands stritten, so geizen Deutschland, Frankreich und Italien um die Ehre, den gefeyerten Meyerbeer den ihrigen zu nennen. Deutschland grüßt Robert den Teufel als ein Nationalwerk und krönt dasselbe in Wien, Berlin, Breslau, Frankfurt am Main, Manheim, Leipzig, u. s. w. Auf Frankreichs Boden erwuchs es, und Italien, welches das hohe Talent des Deutschen zuerst anerkannte, eignet sich das Verdienst zu, den Meister mit Melodien erfüllt zu haben. Einen Beweis für den Melodienreichthum in dieser Oper biethet das vor uns liegende Verzeichniß der Arrangements und Compositionen über Themate aus dieser Oper; die berühmtesten Componisten wetteiferten, die Blüthen ihres Geistes mit denen Meyerbeer's zu vereinen, so Kalkbrenner, Czerny, Thalberg, Herz, Ganz, Hunter, Lafond, Chopin, Adam, u. v. a. Wir legen dieses Verzeichniß jener Werke, die in der Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung in Berlin mit Eigenthumsrecht erschienen sind, unsern Lesern mit beygesetzten Preisen in Con. Münze vor, überzeugt, daß ihnen eine Anzeige nicht unwillkommen seyn wird, die allen ihren Anfragen Genüge leistet, und woraus sie die bemerkenswerthe Thatsache entnehmen können, daß bis jetzt noch keine der neueren Opern (selbst Freyschütz, Wilhelm Tell, Norma, Montecchi und Capuleti, Zampa, Fra Diavolo ꝛc. nicht ausgenommen) so viel Compositionen hervorgerufen hat.

1. Vollständiger Clavierauszug mit deutschem und französischem Text, arrangirt von Pixis (Subscriptionspreis 16 fl. 48 kr.), detto ohne Finale (11 fl. 12 kr.). Dann alle Gesangstücke einzeln. 2. Arrangement für das Pianoforte allein (9 fl. 6 kr.). 3. Detto für das Fortepiano auf 4 Hände (11 fl. 40 kr.). 4. Detto für Pianoforte und Flöte (11 fl. 12 kr.). 5. Detto auf Pianoforte und Violine (11 fl. 12 kr.) sämmtlich von Wustrow. 6. Detto für zwey Violinen, Viola und Cello (7 fl. 56 kr.). 7. Detto für Flöte, Violine, Viola und Cello (8 fl. 24 kr.) diese beyden von Strunz. 8. Detto für zwey Violinen, von Golfe (6. fl.). 9. Detto für zwey Flöten, von Walkiers (6 fl.). 10. Detto für die Flöte allein, von Gabrielsky (2 fl. 6. kr.). 11. Detto für Flöte und Violine concertants, von Walkiers (3 fl.). 12. Detto für zwey Clarinetten von Beer (4 fl. 50 kr.). 13. Detto für Harmoniemusik von Neithardt (4 fl. 40 kr.). 14. Detto mit Begleitung der Guitarre, von Gernlein (42 kr.) Für Pianoforte mit und ohne Begleitung. 15. Adam, Mosaik aus Robert der Teufel für das Pianoforte, 4. Folge (1 fl.). 16. Chopin und Franchomme, Duo concertant für Pianoforte und Violoncelle (1 fl. 35 kr.). 17. Ganz Mor. 8 pièces faciles sur des airs de Robert le Diable, Fra Diavolo etc. für Pianoforte und Violoncello (1 fl. 30 kr.). 18. Ganz, Potpourri in Form einer Phantasie, für Violoncell und Piano (1 fl. 24 kr.). 19. Herz J. Cinq airs de Ballet de l'opéra Robert le Diable, arrangés en Rondeaux (à 50 kr.) savoir N. 1. Bacchanale, Nr. 2. Pas de cinq. Nr. 3. Valse infernale, Nr. 4. Choeur danse, Nr. 5. Pas de Dlle. Taglioni. 20. Herz J. Drey Rondeaux brillants über 3 Favorit-Chöre aus genannter Oper; für das Fortepiano, und zwar: Trinkchor (42 kr.); Chor der Spieler; Schlußchor und Cotillon (jedes 56 kr.). 21. Hunter Franz, Erheiterungen für die Jugend, enthaltend 25 Lieblingsstücke mit Fingersatz, für den ersten Unterricht für das Pianoforte (zwey Hefte à 30 kr). 22. Kalkbrenner Fr. Rondo über die Sicilienne für das Pianoforte (30 kr). 23. Detto, Erinnerung an Robert den Teufel für das Pianoforte (30 kr.). 24. Kalkbrenner und Lafont, Duo und Variationen über Motive aus Robert der Teufel für Pianoforte und Violine (1 fl. 52 kr.). 25. Kalkbrenner und Walkiers, detto für Pianoforte und Flöte (1 fl. 52 kr.). 26. Lemoire, acht Bagatellen über die Ballade aus Robert der Teufel für Pianoforte mit Begleitung von Flöte oder Violine ad libitum (30 kr.). 27. Mereau Variations brillantes über den Turniermarsch, für das Pianoforte (1 fl. 10 kr.). 28. Wustrow, Ouverture und Introduction von Robert der Teufel für Pianoforte (30 kr.). 29. Detto auf vier Hände (56 kr.). 30. Detto für Pianoforte und Flöte oder Violine (1 fl. 3 kr.). 31. Pixis, Ouverture zu Robert der Teufel (21 kr.). 32. Wustrow, Balletmusik und Märsche, für das Piano (zwey Lieferungen, à 1 fl. 24 kr.). 33. Detto, dieselben auf vier Hände (zwey Hefte à 2 fl. 6 kr.). 34. Detto für Piano und Flöte oder Violine (zwey Hefte à 2 fl. 12 kr.). 35. Neithardt, Contratänze aus Robert der Teufel (zwey Hefte à 28 kr.). 36. Detto ein Walzer, ein Galopp und eine Masurka aus Robert der Teufel (14 kr.). 37. Pixis, dramatische Caprice über die Cavatine aus Robert der Teufel für das Pianoforte (1 fl. 3 kr.). 38. Detto, Variationen über das Quartett aus Robert der Teufel für das Pianoforte auf 4 Hände (1 fl. 24 kr). 39. Schwenke, Divertissement für das Piano und Violine concertant, über Motive aus Robert der Teufel (1 fl. 40 kr.) 40. Walkiers, Phantasie über Motive aus Robert der Teufel für Flöte mit Begleitung des Piano (1 fl. 40 kr.). Für Violine und Violoncelle. 41. Chopin und Franchomme, Duo concertant für Violine und Cello über Motive aus Robert der Teufel (1 fl. 40 kr.). 41. Ganz, Potpourri in Form einer Phantasie über Arien aus Robert der Teufel, für das Violoncell mit Begleitung des Orchesters (2 fl. 34 kr.). 43. Detto, detto mit Begleitung des Quartetts (1 fl. 30 kr.). 44. Detto, 8 pièces faciles über Arien aus Robert der Teufel, Fra Diavolo, Stumme ꝛc. für das Violoncell, mit Begleitung des Pianoforte (1 fl. 30 kr.). 45. Lafont und Kalkbrenner, Duo und Variationen für Violine und Piano (1 fl. 52 kr.). — Für Flöte 46. Cottignies, sechs Phantasien über Motive aus Robert le Diable und la Tentation (zwey Lieferungen à 56 kr.). 47. Wustrow, Ouverture und Introduction aus Robert der Teufel arrangirt für Flöte und Piano (1 fl. 3 kr). 48. Meyerbeer, Balletmusik und Märsche aus Robert der Teufel für Pianoforte mit Begleitung der Flöte (zwey Hefte à 2 fl. 12 kr.). 49. Walkiers, Phantasie für die Flöte mit Begleitung des Piano aus Robert der Teufel (1 fl. 38 kr.) 50. Walkiers und Kalkbrenner, Duo und Variationen für Flöte und Piano (1 fl. 52 kr.). — Für Militär- und Orchestermusik. 51. Meyerbeer, Ouverture und Introduction aus Robert der Teufel für das ganze Orchester (3 fl. 30 kr). 52. Detto Robert der Teufel, Partitur, Pariser Ausgabe (250 Francs). 53. Detto Orchesterstimmen (300 Francs). 54. Neithardt, neueste Berliner Lieblingstänze für zwey Violinen, eine Flöte, zwey Clarinetten, zwey Hörner und Baß, zehn Hefte, enthält sechs Contratänze aus Robert der Teufel, zwey Galoppen, einen Walzer und einen Masurka (2 fl. 40 kr.)

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mot. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerſtag, den 125 17. October 1833.

Die Warnung.

(Fortſetzung.)

Ich trat endlich meine Reiſe an, ging zuerſt nach Paris, wo ich ein volles Jahr blieb, durchreiſete ſodann Frankreich in allen Richtungen und ſchiffte mich endlich in Marſeille ein, um nach Palermo zu gehen. Von da ging ich nach Neapel, Rom, Florenz, Mailand, und zuletzt nach Turin, wo ein alter Correſpondent meines Vaters war. — Ich war in Turin völlig fremd, fand aber bald mehrere Engländer in der Stadt, an welche ich mich leicht anſchließen konnte. Ich hatte einen Creditbrief auf einen Bankier, der mich höchſt zuvorkommend behandelte, als er ſah, ich ſey mit Geld vollauf verſehen. Er war keineswegs ein einnehmender Mann, er ſchielte vielmehr und ſah Einem nie ins Geſicht, außer wenn es unbemerkt geſchehen konnte, und dann ſchien ein Auge das andere zu bewachen. Ich hatte einige Monathe in Turin gelebt, ohne daß mir etwas Ungewöhnliches vorgekommen wäre, als mich eines Abends, indem ich aus dem Theater nach Hauſe ging, ein Fremder in der Landestracht, in ziemlich reinem Italieniſch anredete: „Eine rauhe Nacht, Herr!“ Ich wußte nicht, was ich von dem Manne denken ſollte und antwortete ganz trocken: „Ja.“

„Ein ſchlechtes Neſt, das Turin,“ fuhr der Fremde fort, „voll von Vagabunden und Spitzbuben.“

„Vagabunden und Spitzbuben gibt es überall.“

„Wohl wahr; Sie haben aber vielleicht noch nicht mit denſelben zu thun gehabt, können jedoch hier ihre Bekanntſchaft machen.“

„Sie irren, ich habe deren Bekanntſchaft ſchon an andern Orten gemacht.“

„So nehmen Sie ſich wenigſtens in Acht, dieſelbe hier nicht zu erneuern.“

„Warum dieſe Warnung?“

„Weil Sie ein Fremder und hier unbekannt ſind.“

„Ich bin nicht ſo unerfahren, als Sie glauben, und gegen die Betrügerey und Liſt zu ſehr auf meiner Hut, um leicht hintergangen zu werden.“

„Der Fuchs iſt ein liſtiges, kluges Thier, geräth aber bisweilen doch in die Falle. Nehmen Sie einen wohlgemeinten Rath an — ſeyn Sie gegen den Bankier auf Ihrer Hut.“

Ich war für den Augenblick ganz verlegen; der Fremde wiederhohlte die Warnung noch nachdrücklicher und ſchritt dann ſchnell eine ſchmale Gaſſe entlang, die quer über die in mein Gaſthaus führende Hauptſtraße ging. Sonderbar! Indeß nahm ich mir die Warnung doch zu Herzen, ging den nächſten Morgen zu dem Bankier und erzählte ihm aufrichtig das Abenteuer von voriger Nacht. Er lächelte höhniſch, ohne im mindeſten eine innere Bewegung zu verrathen und meinte mit großer Ruhe, es ſey dieß ein von einem mit ihm rivaliſirenden Hauſe

angeſponnener Plan, ihn in Mißcredit zu bringen und dadurch das eigene Geſchäft zu vergrößern. Übrigens behandelte er das Abenteuer als eine unbedeutende Sache, und da ich wirklich nicht im mindeſten argwöhniſch war, ſo ließ ich mich leicht überreden, die Warnung ebenfalls als eine Handelsſpeculation anzuſehen, beſonders da ich immer eine beſondere Abneigung gegen anonyme oder geheimnißvolle Mittheilungen gehabt hatte.

Der Bankier lud mich häufig in ſein Haus, wo ich bisweilen mehrere der angeſehenſten Perſonen Turins traf. Er behandelte mich fortwährend mit beſonderer Aufmerkſamkeit, oft aber ſprach ſich in ſeinem Weſen ein offenbarer Zwang, angenehm zu ſeyn, aus, was mir bisweilen höchſt peinlich wurde. Gelegentlich verrieth er auch im Geſpräch mit mir eine Zerſtreutheit und Geiſtesabweſenheit, welche mir bewies, ſeine Gedanken beſchäftigten ſich mit andern Dingen, während er gänzlich mit mir beſchäftigt ſcheinen wollte. Ich war ihm als junger Mann von anſehnlichem Vermögen geſchildert worden, und hatte ihm keine Veranlaſſung gegeben, daran zu zweifeln, da er ſeit meinem Aufenthalte in Turin immer eine beträchtliche Geldſumme von mir in Händen gehabt hatte.

Eines Tages erwähnte ich zufällig meine Abſicht, nach Frankreich zurückzukehren, und einige der merkwürdigſten Alpengegenden zu beſuchen, die nicht ſehr entfernt von meinem Wege lagen. Der Bankier rieth mir dringend, ein Paar zuverläſſige Führer zu dingen, was er gern für mich thun wolle, da er ſolche Leute kenne, weil er ſich ihrer ſchon in mehrern ähnlichen Fällen bedient habe. Ich ließ eine beträchtliche Summe in ſeinen Händen, wofür er mir einen Creditbrief auf ein Wechſelhaus in Lyon gab, und ich ſchickte mich zur Abreiſe an.

Während ich nach Tiſche allein in meinem Zimmer im Gaſthauſe ſaß, ward mir ein Billet gebracht, des Inhalts: „Haben Sie die Warnung des Unbekannten vergeſſen oder verſchmähen Sie dieſelbe? Einem Klugen genügt ein Blick; Sie weiſen auf Ihre Gefahr die Mahnung von ſich.“

Das Geheimnißvolle dieſes Briefchens war mir höchſt zuwider und ich nahm es entweder für einen Scherz, mich zu erſchrecken, oder für einen böſen Streich, den man meinem Bankier ſpielen wollte, da der Briefſteller nach meiner Meinung, wenn er es wirklich gut mit mir meinte, hätte deutlicher ſeyn ſollen. Ich nahm mir deßhalb vor, den nächſten Morgen mit meinem Diener und zwey Führern aufzubrechen und die räthſelhafte Warnung gar nicht zu beachten.

Ich ging bald zu Bett; aber meine Aufregung, der ich mich trotz meiner Ungläubigkeit und Entſchloſſenheit nicht erwehren konnte, verſcheuchte lange den Schlaf, und endlich, als ich eingeſchlummert war, trat mein Bedienter in das Zimmer, um mir zu melden, es ſey alles bereit zur Abreiſe.

Früh am Morgen, an einem rauhen Octobertage, brach ich nach Lyon auf. Das Wetter war ſehr ſchön, aber kalt. Mich begleitete mein Diener Andreas und zwey mir vom Bankier empfohlene Führer. Erſt den nächſten Morgen fingen wir an, den Mont Cenis zu beſteigen, und als ich die Gränze betrat, welche Italien von Frankreich ſcheidet, wurde die Kälte zwar empfindlich, aber die zunehmende Schönheit der Gegend, je höher ich hinaufkam, ließ mich dieſelbe vor Bewunderung vergeſſen. Felſen thürmten ſich über mein Haupt auf, als hätten ſie Rieſen in der Abſicht hergeſetzt, um darauf den Himmel zu erſteigen; und wenn das Auge ſich anſtrengte, die dunkle Gränze zu erſpähen, auf den froſtigen Gipfeln, auf den gewaltigen Spitzen, die nie ein menſchlicher Fuß betreten, ruhte, ſo ſchien es in den Himmel ſelbſt zu dringen, der ſich darüber wölbte. Bisweilen gähnten Abgründe unter meinen Füßen, die ſo fürchterlich tief waren, daß ſich das Gehirn mir im Kopfe drehte, wenn ich wagte, in ihre dunkle, anſcheinend bodenloſe Tiefe zu blicken, während das nahe Rauſchen des Bergbachs und das ferne Toſen des Waſſerfalls, von tauſendfachem Echo nachgeahmt, dem lauten und beredten Beyfalle der Natur über die Großartigkeit ihrer eigenen Herrlichkeiten glich.

Nach einer ziemlich beſchwerlichen Tagreiſe, da wir von dem gewöhnlichen Wege abgekommen waren, erreichten wir den berühmten Paß, den ich ſo begierig war zu ſehen. Der ſchmale unebene Pfad lief längs dem Rande einer fürchterlichen Schlucht hin, deren Seiten ſo ſteil waren, daß es ſchien, als ſey das Gebirge im Alterthume durch irgend eine gewaltige Maſchine geſpalten worden, als „es noch Rieſen gab.“

Viele hundert Fuß unten brauſte und drängte ſich ein tiefer reißender Fluß über Felſenſtücke, donnerte mit betäubendem Getoſe dahin und verlor ſich in den Windungen des Thales. Obgleich in ſolcher Höhe über dem unten ſchäumenden Fluſſe, ſchien ich doch noch immer, wenn ich in die Höhe blickte, am Fuße des Gebirges zu ſeyn, dagegen mich auf dem Gipfel zu befinden, wenn ich hinab in die Tiefe ſchaute. Ich ſtand auf

dem ſchmalen Rande, der am Berge ausgehauen war und nur ſo viel Breite hatte, daß mit einiger Vorſicht zwey Perſonen ſich darauf ausweichen konnten.

An der Seite des Abgrundes war er zwar durch eine niedrige Lehne geſchützt, über welche der Reiſende hinunter auf den donnernden Fluß ſehen konnte, aber doch nicht ohne Gefahr und Schwindel, denn ſie war ſo leicht, daß ſie einem Stoße nicht widerſtehen zu können ſchien und wirklich einem feſten Drucke des Knies nachgab; während die lockern und überhängenden Felſenmaſſen, welche von Zeit zu Zeit über unſern Köpfen erbebten, mich in beſtändiger Angſt erhielten, ſie möchten einſtürzen und mich mit ſich hinunter in den Abgrund reißen. Viele große Stücke lagen bereits auf dem Wege, die von dem Wetter herabgeworfen worden waren und den Reiſenden auf die Gefahr aufmerkſam machten, der er ſich an dieſem ſchauerlichen Orte bloßſtelle.

(Die Fortſetzung folgt.)

Den Manen
des Hochwohlgebornen Herrn Anton Freyherrn König von Kronburg*).

Die Trauer bürgt, was Alle wir empfinden.
Wie tiefbetrübt — welch allgemeiner Schmerz
Ergreift der Seinen und der Freunde Herz!
Der Sänger nicht darf rühmend Dich verkünden.

Des Edlen Grab wird ohne Stein leicht finden
Der Seinen Gram — hinweg mit allem Erz!
Dein Auge ſähe trauernd niederwärts,
Könnt' uns das Erz des beſſern Dank's entbinden.

Der Thränen Fluth iſt unſer Trauerzeichen —
Dein Bild wird nicht aus unſerm Herzen weichen,
Bis wir Dir einſt die Hände ſelig reichen!

Wohlan! hier ſteht's, daß es der Nachwelt ſage:
„Gerecht und innig war der Seinen Klage"
„Er war der Beſten Einer ſeiner Tage."

Joh. B. Hell.

Zeuxis und ſein Gemählde.

„Mahle uns, lieber Zeuxis," ſprachen einige der vornehmſten Einwohner Cortona's, „ein Bild der griechiſchen Helena, und in ihr das ſchöne Ideal weiblicher Liebenswürdigkeit." — „Das will ich thun," erwiederte der Künſtler, „mit der Bedingung, daß ihr mir als Modelle ſechs der ſchönſten Mädchen eurer Stadt ſendet, damit ich einer jeden beſondern Liebreiz entnehmen kann." Am folgenden Morgen kamen ſie, ſo ſchön durch Jugend und Liebreiz, daß der Mahler anfangs der Kraft ſeiner Kunſt zu mißtrauen begann. — „Ihr ſeyd in der That ſchön, meine reizenden Jungfrauen," ſagte er; „aber es iſt unumgänglich nöthig, daß ihr mir unverſchleyert ſitzt." — „Unverſchleyert?" riefen ſie alle mit Erſtaunen; „unverſchleyert niemahls!" — So hallte es aus jeden Munde wieder. — Durch vieles Bitten, aber noch mehr durch Schmeicheley, gelang es dem Künſtler endlich, fünf derſelben ihre Scheu zu benehmen, doch die ſechſte blieb unerſchütterlich feſt. „Wenn es auch Venus ſelbſt werden ſollte," rief ſie empört, „ſo würde ich mich nicht hiezu entſchließen!" Alle Vorſtellungen waren umſonſt — ſie entfloh mit Erröthen.

Zeuxis nahm Pinſel und Farben, ſtudierte ſeine Modelle — und nach einigen Wochen unaufhörlicher Arbeit hatte er ſeine Helena vollendet, das Meiſterſtück ſeiner Kunſt und die Bewunderung der Welt.

Der Tag der öffentlichen Ausſtellung kam heran; der Beyfall erſchallte einſtimmig; die Offenherzigen und Vorurtheilsfreyen waren entzückt, die Eiferſüchtigen und Neidiſchen überſtimmt oder zaghaft geworden.

Doch bey dem allgemeinen Triumph zeigte der Künſtler, allein unbefriedigt, auf ſeiner gerunzelten Stirn die Zeichen der Unzufriedenheit. — „So geneigt du auch immer biſt," ſagte ſein Freund Aretus, „in deinen eignen Kunſtwerken Mängel zu entdecken, wo keine ſind, möchte ich doch wohl wiſſen, was jetzt der Gegenſtand deines Bedauerns iſt?" — „Das Gemählde," erwiederte Zeuxis, „iſt vollkommen, der Gegenſtand ohne Fehler, und in der That möchte ich darunter ſchreiben: es wird in der Zukunft leichter ſeyn, dieß Gemählde zu beurtheilen, als ein gleiches zu machen; aber noch Eins fehlt zu ſeiner Vollkommenheit." — „Und was kann das ſeyn?" — „Das Erröthen der ſechſten Jungfrau." S.

*) Der Verewigte war in der muſicaliſchen Welt, als Mitglied des Muſikvereins, durch die virtuoſe Behandlung des Violoncells allgemein bekannt und beliebt. Er war aber auch ein vortrefflicher Menſch, und ſtarb für die Seinen viel zu frühe. Ruhe ſeiner Aſche!

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien. Zum Vortheile des Komikers Johann Neſtroy kam hier am 9. d. M. Robert der Teufel zur Darſtellung.

Neſtroy hat ſich ſeit der Zeit ſeines Hierſeyns durch eine Reihe von Volksſtücken einen Credit bey dem Publicum erworben, der ſelbſt durch die Angriffe ſeiner Gegner nicht erſchüttert werden konnte. Das Gute kann auch nie gewaltſam untergehen, und geht es unter, ſo muß es den Keim der Zerſtörung in ſich tragen; eben ſo kann das Schlechte durch hausbackige Anpreiſungen nicht

gewinnen, nur verlieren. Nestroy's „Lumpacivagabundus“ hat seinen Bestrebungen um das Volkstheater vollends die Krone aufgesetzt, und wenn die Erwartungen des Publicums bey seinem neuesten Producte vielleicht zu groß, zu überspannt waren, so muß dieß damit entschuldigt werden, daß der beliebte Volksdichter die Aufmerksamkeit des ganzen Publicums an sich zu ziehen wußte. Man erlaube mir zu sagen, daß es für Nestroy besser gewesen wäre, wenn das Publicum ohne große Hoffnungen, mit einem gewöhnlichen Andrang seine neue Zauberposse angesehen hätte; denn dann hätte man sie über die Erwartung gefunden, während dieß nun umgekehrt der Fall war. Ich, für meinen Theil, kam mit bescheidenen Forderungen in das Theater, ich denke von Parodien billig, und vollends ist es die in Rede stehende Parodie, welche gerechter Weise meine Billigkeit in Anspruch nimmt. Einmahl erwartete ich von dem Süiet nicht viel, da das der Oper eben nicht interessant ist, und wenig Stoff zu einer geistreichen Parodie darbiethet; hingegen versprach ich mir Alles von Carl's Arrangement und Nestroy's bekanntem Witz in seinen Couplets. Carl's Anordnungen übersteigen alle Wünsche. Er leistete in Garderobe und Decorationen Alles, was man nur mit Aufopferung leisten kann. Nestroy's komische Muse entwickelte abermahls einen Reichthum origineller Ideen, einen Schatz von Humor und Laune, die sich hauptsächlich wieder in seinen Gesangstücken kund gab. Fast alle mußten auf stürmisches Verlangen wiederhohlt werden. Das Lied der Dlle. Zöllner, die Chorarie der Dlle. Weiler, das Duett zwischen Nestroy und Scholz, das Lied des Hrn. Nestroy im dritten Act, sind sowohl durch ihren Text, als durch die wahrhaft volksgemäße Musik des talentvollen Hrn. Capellmeisters Adolph Müller gelungen zu nennen. Kurz gesprochen, die Novität entspricht allen billigen Begehrnissen; man erblickt Spectakels aller Art, herrliche Decorationen, effectvolle Chöre, Musikbanden ꝛc. und doch ist — oder war der Gesammteindruck, der Totaleffect nicht der günstigste. Wir haben den Grund dieser von der Direction gewiß nicht erwarteten und vorgesehenen Erscheinung angedeutet. Inzwischen dürfte diese Erscheinung bald einer anderen Platz machen, daß nähmlich die Posse doch noch nach Verdienst und Billigkeit beurtheilt werden wird. Der Zwang, den das Publicum am ersten Abende mitbrachte, wird der Ungezwungenheit weichen, mit der man Parodien beschauen muß, und die gespannten Forderungen werden um ein Bedeutendes herabgespannt werden, wenn man genug erwägen wird, was im Ganzen geleistet wurde. Die Darstellung war in der That vorzüglich. Carl (Robert), Scholz (Reimsbodel) und Nestroy (Bertram) erhielten die Lachmuskeln in einer immerwährenden Bewegung. Nestroy war besonders original. Die Dlles. Zöllner und Weiler erhielten viel Beyfall. Alle übrigen wirkten nach Kräften.

G. P.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Zum Vortheile des Orchesterdirectors Hrn. Joseph Leyden wurde die Neuheit: Domi der amerikanische Affe, oder: Negerrache, bey stark besuchtem Hause gegeben. Mit nur gerechtem Lobe müssen wir des regen Fleißes erwähnen, von dem die gesammten Darstellenden beseelt waren. Vorzugsweise heben wir Hrn. Fenzl in der Affenmaske und Hrn. Scutta als Hausinspector heraus. Zwischen dem 1. und 2. Acte trug der Benefiziant Violinvariationen von Mayseder vor, und entwickelte bedeutende Kunstfertigkeit. Ruhe und Delicatesse würzen seinen Vortrag. Das Publicum rief ihn verdientermaßen vor. Zwischen dem 2. und 3. Acte spielte Hr. Ignaz Loschan, Mitglied des Orchesters, eigene Compositionen auf dem Violoncell. Dieser junge Tonkünstler bedarf einer gerechten Aufmunterung, denn er zeigte viele Fähigkeiten. In manchen Passagen wäre wohl mehr Reinheit und Klarheit zu wünschen gewesen, jedoch bey fortgesetztem Fleiße und Eifer für die Kunst läßt sich diesem Mangel leicht abhelfen. —

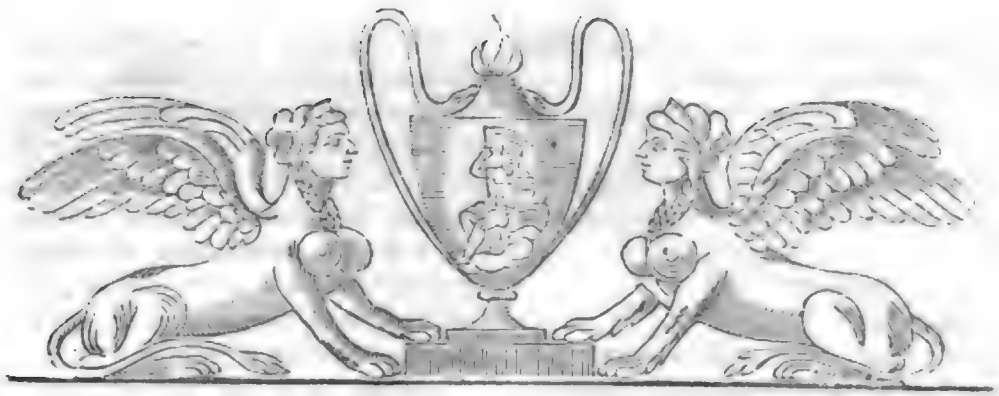
Mittwoch den 2. October d. J. erschien eine dramatische Kleinigkeit in einem Acte von A. Giftschütz: Die Lockspeise. Der Nahme des Verfassers ist uns aus hiesigen Zeitschriften durch seine gelungenen Sinngedichte und Witzspiele vortheilhaft bekannt, und da er in diesem kleinen dramatischen Producte wirklich Talent für Bühnenerzeugnisse bewies, so wäre unser Rath gewiß freundschaftlich, wenn derselbe auch in größeren Bühnendichtungen seine Fähigkeiten erproben möchte. Wir wollen den Inhalt folgendermaßen erzählen: Die Tochter des Pächters Holm liebt einen jungen Bauer aus der Nachbarschaft, allein bey dem Vater meldet sich Bucher, der Magister des Dorfes, als Brautwerber, gegen welchen jedoch das junge Mädchen Abneigung heget. Ein glücklicher Zufall führt gerade zu derselben Zeit einen feindlichen Officier, welcher die Waffen gegen sein Vaterland getragen, in die Gegend; Holm erkennt in ihm einen schon lange vermißten Bekannten, und erzählt in traulichen Gesprächen das Liebesverhältniß seiner Tochter. Der Officier biethet hülfreiche Hand, jeden Brautwerber strenge zu prüfen, und auf diese Art das Glück seines früheren Wohlthäters zu gründen. Als Lockspeise werden 100 Ducaten ausgesetzt. Der begünstigte Liebhaber verschmäht diese ansehnliche Summe für den Preis sein Vaterland zu verrathen; allein der geldgierige Dorfmagister geht blindlings in die Falle. — Das Ganze gefiel seiner lebendigen Handlung und des entsprechenden Dialogs wegen, wozu die gute Darstellung das Ihrige beytrug. Hr. Schuster (Magister) hat allerdings die dankbarste Rolle; allein auch nur er konnte durch seinen Künstleraufwand sie so sehr erfrischen. Diese Rolle in die Hände eines Anfängers oder minder talentvollen Schauspielers gelegt, wird nicht effectuiren. Rauschender Beyfall lohnte den Künstler, so wie die HH. Schaffer (Officier), Blankowsky (Pächter) und Brabbée (Bauer) allgemeines Lob in ihren Darstellungen begleitete. —

Dienstag den 8. October wurde Körner's: Hedwig, Drama in 3 Acten, auf dieser Bühne zum ersten Mahle gegeben. Dlle. Brandt wagte in der Titelrolle ihren ersten theatralischen Versuch. Nebst einer entsprechenden Gestalt zeigte sie als Anfängerinn ziemlich viele Theaterroutine und Darstellungsgabe, nur Schade, daß ihr Organ nicht kräftig genug ist, um in effectvollen Stellen wesentlicher wirken zu können. Daß sie im Anfange fast unverständlich sprach, mag wohl der Beklommenheit ihres ersten Auftretens zugeschrieben werden; im 2., besonders aber im 3. Acte in den Scenen mit Rudolph athmete ihr Spiel mehr Feuer und Leben, aber auch ihre schwache Stimme bedurfte eines bedeutenden Kraftaufwandes, um auf das Gemüth der Zuschauer einzuwirken. Es gelang ihr übrigens den Beyfall und die Ehre des Vorrufens während des letzten Actes und am Schlusse zu erringen. In der Haltung zeigten sich wohl manche Ecken. Das größte Verdienst erwarb sich Hr. Schaffer (Julius), denn er entwickelte in seinem Spiele viel Gefühl, verbunden mit einem fleißigen und verständigen Studium seiner Rolle; dafür entging ihm auch nicht der wohlverdiente Applaus. Hr. Blankowsky (Graf Felseck), Mad. Schack (Gräfinn) verdienen ebenfalls rühmlich erwähnt zu werden. Hr. Kemetner (Bernhard) verdarb dießmahl nichts. Hr. Fermier (Rudolph) hatte einen schwierigen Standpunct, da ihm dieser Part, bey all seinem Fleiße, nicht zusagen wollte. Wir glauben, daß ähnliche Charaktere außer dem Wirkungskreise dieses verdienstvollen Schauspielers seyen.

Joh. Nep. Hrastnigg.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler

Sonnabend, den 126 19. October 1833.

Die Warnung.

(Fortſetzung.)

Bis dieſen Augenblick war ich mit meinen beyden Führern zwey ſtarken, behenden Männern, die bereit zu ſeyn ſchienen, völlig ihre Schuldigkeit zu thun, zufrieden geweſen. Einer hatte zwar ein ziemlich verſchmitztes Ausſehen, dasſelbe ward aber durch den Ausdruck von gutmüthiger Laune verwiſcht, der wirklich viel dazu beytrug, jeden ungünſtigen Eindruck zu verdrängen, den die ſtumme Sprache ſeiner Züge hätte machen können. Der Andere war ein ziemlich einfältig ausſehender Mann, der wenig ſprach; ſein Geſicht verließ die Selbſtzufriedenheit und Ruhe nie. Ich hatte die Warnung des Fremden faſt vergeſſen und verließ mich jetzt gänzlich auf die Ehrlichkeit meiner Führer, da es ihnen, hätten ſie böſe Abſichten gehabt, an Gelegenheit zur Ausführung nicht gefehlt.

Gegen Mittag am nächſten Tage erreichten wir eine Anhöhe von mehr als gewöhnlicher Ausdehnung und Steilheit. Der Weg wand ſich allmählig, wie eine Wendeltreppe, den Berg hinab, hing an manchen Stellen, bey Hervorragungen, über den Abgrund unten hinweg und ſchien mitten in den Wolken in ſo grauenhafter Höhe zu hängen, daß dem Wanderer bey dem bloßen Anblicke übel und ſchwindelig werden mußte. Hier und da konnte man oben einen einſamen Reiſenden ſehen, der einem beweglichen Puncte glich. Nach einer langen und ermüdenden Wanderung erreichten wir einen ſchmalen, freyen, faſt ebenen Platz, an deſſen Ende eine gewaltige Felſenwand ſtand und unſer Weitergehen hindern zu wollen ſchien. Der Menſch hatte indeß auch hier die Hinderniſſe zu überwinden gewußt. Es war nähmlich ein Eingang in der Mitte der Felſenwand ausgehöhlt und ein ordentlicher Weg mit unglaublicher Arbeit durch den Felſen ſelbſt gehauen worden. Es war ein ungefähr 12 Fuß breiter und 10 Fuß hoher Tunnel, der ſich ungefähr eine Viertelmeile (engl.) hinzog. Das Licht kam durch die Ausgänge zu beyden Seiten hinein. Ich nahm mir vor, dieſe merkwürdige Höhle allein zu beſehen, während Andreas und die Führer auf dem grünen Platze vor ihr das Mittagsmahl hielten. Kaum war ich hineingegangen, ſo kam es mir vor, als gehe Jemand an mir vorüber. Es war zu dunkel, als daß ich den Wanderer hätte erkennen können; aus dem feſten, ſchweren Tritte ſchloß ich aber, es müſſe ein Mann ſeyn. Ich fragte, wer da ſey, und da ich keine Antwort erhielt, fing ich an zu fürchten, man beabſichtige etwas Böſes. Ich hörte die Fußtritte ſchnell umkehren, folgte, ſah deutlich einen Mann ſchnell durch den Tunnel gehen und an der Ecke verſchwinden. Als ich auch dort ankam, ſah ich Niemanden, und da ich wohl einſah, wie gefährlich und vergeblich es ſeyn würde, in den Schluchten nach einem eingebildeten Räuber zu ſuchen, ſo kehrte ich zu den

Führern zurück, welche unterdeß ihre Mahlzeit beendigt hatten und ſich zur Weiterreiſe anſchickten.

„Freund,“ ſagte ich zu dem Verſtändigſten, „begegnet man hier häufig Reiſenden?“

„Selten; aber es gehen ſonderbare Sagen von Kobolden und Geiſtern, welche dieſe Höhle bewohnen ſollen.“

„Glaubt ihr an Geiſter?“

„Ich ſah noch keinen.“

„Aber ich habe einen geſehen,“ fiel der andere Führer ein, „und zwar in dieſer Höhle und an demſelben Tage, als der reiche Kaufmann von Lyon bey dem Durchgange durch dieſelbe ermordet wurde.“

Seine Augen verriethen, als er dieß ſagte, weder Furcht bey dem Gedanken an die übernatürliche Erſcheinung, noch Mitleid mit dem Schickſale des Ermordeten. Wir gingen nun langſam durch den unterirdiſchen Gang und mir fiel ſogleich die wachſende Vertraulichkeit des pfiffigſten der beyden Führer auf, die unangenehm zu werden anfing. Ich befahl meinem Diener, dicht bey mir zu bleiben und ſprach ziemlich kräftig den Wunſch aus, die beyden Führer möchten vorausgehen. Einer von ihnen bemerkte mit verſtändlichem Nachdrucke, da der Weg breit genug ſey, ſo könnten ſie mit des Herrn Erlaubniß da gehen, wo es ihnen am bequemſten ſey. Der Mann ſprach dieß zwar mit der größten Höflichkeit; es war aber dennoch klar, daß ich mich in ihrer Gewalt befand, wenn ſie böſe Abſichten auf mich hatten. Nach und nach blieben ſie zurück, und ich flüſterte dem Andreas zu, auf der Hut zu ſeyn; er aber fürchtete nichts, da die Führer den ganzen Tag über ſehr freundlich gegen ihn geweſen waren und dadurch ſeinen Verdacht eingeſchläfert hatten. Als wir in der Mitte des Ganges ankamen, ward Andreas, der meinem Befehle nicht gehorcht hatte, mit einem Mahle von hinten ergriffen und ihm ſehr gewandt eine Handſchelle angelegt. Ehe ich noch Zeit hatte, ein Piſtol zu ziehen, ſah ich auch mich ergriffen und geknebelt.

„Nun,“ ſagte Einer der Räuber, „geben Sie uns ruhig, was Sie beſitzen, und es wird Ihnen nichts geſchehen; wagen Sie aber, uns etwas zu verbergen, ſo ſollen Sie mit dem Lyoner Kaufmanne in jener dunklen Höhle ſchlafen, wohin nur Todte kommen. Bleiben Sie ruhig und folgſam, ſo ſind Sie die Beute eines Mannes, der, ich wage es zu ſagen, ein gutes Löſegeld, aber nicht mehr fordern wird, als Sie geben können. Die Börſe gezogen! wir müſſen auch etwas haben, ehe Sie von geſchickteren Händen geplündert werden.“

Sie fingen nun an, meine Taſchen zu durchſuchen, führten mich an das andere Ende des Ganges und begannen ihre Beute zu beſehen. Ihre Erwartung ward indeß ſehr getäuſcht, indem ſie nur wenig Geld in meinen Taſchen fanden, da ich die Vorſicht gebraucht hatte, meine Baarſchaft bey dem Bankier zu laſſen und mein Gepäck bereits nach Lyon voraus war. Die Spitzbuben waren ſehr ärgerlich darüber und ich fürchtete, ſie möchten deßhalb feige Rache an mir nehmen, wie es bey den Alpenräubern gebräuchlich ſeyn ſoll.

Nachdem die Führer alles mit größter Genauigkeit durchſucht hatten, traten ſie einige Schritte zurück, um mit einander zu berathſchlagen, worauf der Eine zu mir trat und mit einem Lächeln, das die Bosheit nicht gänzlich zu verdrängen vermochte, ſagte: „Signor, Sie haben uns überliſtet. Es iſt ein gewöhnlicher Gebrauch unter den Leuten von unſerer Profeſſion, unwillkührliche Contribution von den Reiſenden zu erheben, welchen wir als Führer über dieſe Berge dienen. Wir haben alſo nur in unſerm Berufe gehandelt. Wollen Sie ſich verpflichten, keinen Lärm zu machen, wenn ich Ihnen den Knebel abnehme? Thäten Sie es aber auch, ſo würde Ihnen nur das Echo der Berge antworten.“ Ich nickte und mein Mund ward augenblicklich von dem rohen Werkzeuge befreyt, das mir Stillſchweigen auferlegt hatte. „Sie müſſen geſtehen, Signor,“ fuhr der Straßenräuber fort, „daß wir Sie mit aller möglichen Artigkeit und Achtung behandelt haben. Sie müſſen ſelbſt ſagen, daß wir unſere Pflicht gethan. Wir ſelbſt haben freylich ſehr wenig Gewinn davon, daß wir unſern Credit auf's Spiel ſetzten.“

„Seyd ihr meinem Freunde, dem Bankier, bekannt?“ fragte ich.

Der Räuber lächelte klug und ſagte endlich: „Ich ward nicht gedungen, um auf Fragen zu antworten.“

„Auch nicht, um mich zu berauben,“ fügte ich hinzu.

Der Bankier, der mir die Leute empfohlen hatte, kam mir nun ſehr verdächtig vor und ich verſuchte, den Führer über denſelben auszuforſchen, aber der liſtige Schurke ließ ſich nicht fangen.

Nun ſetzten wir unſere Reiſe fort. Nachdem die Führer die Vorſicht gebraucht hatten, mir und meinem Bedienten die Piſtolen abzunehmen, womit wir noch immer bewaffnet waren, erlöſten ſie uns von allen Banden, beobachteten uns indeß ſcharf, ſo wie wir ſelbſt nicht weniger auf unſerer Hut waren. Es trat zwiſchen beyden Parteyen eine ſtarke Zurückhaltung ein, weil wir einen neuen Anfall, ſie aber Entdeckung

fürchteten. Mir fiel jetzt zum erſten Mahle das abſtoßende einfältige Ausſehen des ſtillen Räubers auf, welches Rohheit und Gefühlloſigkeit verrieth. Er ſprach mehrmahls halblaut mit ſich ſelbſt, als ob er über eine geheime Unthat nachſinne. Offenbar hatte es ihn ſehr verſtimmt, daß er in meinen Taſchen ſo wenig gefunden. Der Andere dagegen war ſorglos und heiter, als ob nichts vorgefallen ſey, neckte ſeinen Gefährten wegen deſſen Bärbeißigkeit, aber nichts deſto weniger wandte ſich ſein durchdringender Blick fortwährend nach mir, als ob er ſich keine meiner Bewegungen entgehen laſſen wollte.

Ich fing jetzt an müde zu werden, da wir nach dem Rathe der Führer die Maulthiere zurückgelaſſen hatten und zu Fuße weiter gegangen waren, weil, wie ſie ſagten, die Thiere nur mit Mühe fort könnten und wir einige Stunden weiter friſche finden würden. Offenbar waren wir der Beraubung wegen getäuſcht worden. Der geſprächige Führer verſicherte, als er ſah, daß ich kaum mehr gehen konnte, in einer halben Stunde würden wir ein Hoſpiz finden, wo ich ein gutes Bett und Erfriſchungen erhalten könne.

„Ich werde eure Sache geheim halten," ſagte ich, um die Böſewichter zu beſchwichtigen, in deren Hände ich offenbar gegeben war.

„Halten Sie dieſelbe geheim oder nicht, wie Sie wollen," entgegnete der Räuber; „Niemand wird eine ſolche That von den Händen erwarten, welche einen Reiſenden ſicher zu Erfriſchung und zur Herberge geleiten haben. Die Räuber in den Alpen ſpaßen nicht, wie man ſchon weiß. Erzählen Sie Ihre Geſchichte immer, denn Niemand wird Ihnen glauben."

„Aber hier iſt ein Zeuge," warf der finſtere Spitzbube in murmelndem Tone ein, indem er nach Andreas blickte und beyde Führer einen ſchnellen, aber bedeutungsvollen Blick wechſelten, den zwar mein Diener, welchem er galt, nicht bemerkte, welcher aber in mir große Beſorgniß erregte.

Ich merkte wohl, daß mich der Straßenräuber zum Schweigen einſchüchtern wollte, da er klug genug ausſah, um zu wiſſen, ein Geheimniß liege ſicher in der Bruſt einer feigen Memme, wofür er mich ſelbſt zu halten ſchien. Ich ſtellte mich auch ſo, und verſicherte, weit entfernt über ſeine Behandlung aufgebracht zu ſeyn, ich wundere mich über die beyſpielloſe Milde, die ich von ihnen erfahren hätte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Homonyme.

An den nordiſchen Altären
Stimmten Hymnen mir zu Ehren
Ihren huldigenden Sang.
Im Talar von Goldesglanze
Strahlt' mein Haupt im Sternenkranze
Hört' ich ihren Jubelklang;
Schwang den blüh'nden Lilienſtängel,
Sandt' den Gläub'gen meine Engel,
Schützend und belohnend ſie;
Doch auch zürnend, donnernd, ſtrafend,
Für das wahre Recht nie ſchlafend,
Wenn gefrevelt hatten ſie.

Zu des Tempels heil'ger Stelle,
Zu des Kerkers Grabesſchwelle,
Zu der Städte innerm Raum,
In Pallaſtes gold'ne Mitte,
Aber nicht in niedre Hütte
Führet dich mein breiter Saum.
Bin dem Irrwahn ſchnöd verfallen,
Und in des Verſtandes Hallen
Herrſcht des Chaos Dunkel mir;
Dennoch hält für klug die Menge
Mich, wenn nur durch Goldgepränge
Ich mich glänzend zeige ihr.

F. W. Jaggi.

Nothwendigkeit der eigenen Bedienten in Rußland.

In Deutſchland, Frankreich und England findet der Reiſende in dem Wirthshauſe, in dem er einkehrt, Bedienung, worüber er ſogleich bey ſeiner Ankunft verfügen kann, die ihm die kleinen Dienſte leiſtet, die das Leben des Menſchen erfordert und die ſtets wiederkehren, ſo wie er geht, ſich ankleidet, ſich niederlegt, ißt und trinkt. Das Zimmer des Fremden iſt ihrer Aufſicht anvertraut. In Rußland aber ſcheint der Wirth dem Reiſenden nichts weiter mehr zu geben als das Zimmer und indem er es ihm anweiſet, ſcheint er zu ihm zu ſagen „Mein Herr! da ſind Mauern und Thüren! Sie haben ein Lager und ein Dach über ſich, das iſt alles, was ich Ihnen geben kann; das Andere iſt Ihre Sache."

Der Reiſende muß ſich daher Bediente anſchaffen, die ihm ſein Frühſtück, ſein Mittagsbrot hohlen, die ihm ſeine Kleider und ſeine Schuhe reinigen, die für ſein Zimmer und ſeine Sachen ſorgen. Oft erblickt man in ſolchen Wirthshäuſern Thüren mit großen Vorlegſchlöſſern, welche in der Abweſenheit des Bedienten die Stelle von Wächtern vertreten. Wird man in ſolchen Gaſthöfen beſtohlen, an wen ſoll man ſich halten, da Niemand die Aufſicht über die Sachen übernommen hat?

Notizen.

Schauspiele.

Über den ersten theatralischen Versuch der Dlle. Henriette Brandt im Leopoldstädtertheater.

(Am 8. October.)

Schon vor einigen Jahren hatte Ref. das Vergnügen, Dlle. Brandt auf einer Privatbühne einige Mahle spielen zu sehen. Damahls erwarb sie sich durch ihren Vortrag, durch die richtige Betonung der Worte, durch ihre Action, kurz durch ihr ganzes Spiel, welches ein vorzügliches Talent zur Kunst beurkundete, stets den Beyfall der Zuseher, und ließ nur sehr selten etwas zu wünschen übrig. Seit jener Zeit muß sich Dlle. Brandt mit vielem Fleiß und Eifer, mit Ernst und Studium für ein öffentliches Auftreten vorbereitet haben; denn in ihrer Darstellung war heute mehr Würde, mehr Einheit; Alles hatte Rundung und vereinte sich, den Charakter Hedwigs ganz wiederzugeben. Was bey dem Ref. die schönsten Hoffnungen auf die ferneren Leistungen der Dlle. Brandt erweckte, bestand darin, daß ihre Durchführung des Charakters in den verschiedenen Situationen von jener Wärme durchdrungen erschien, welche bloß ein inneres Gefühl dem Künstler verleiht. Aller Fleiß, alles Studium, selbst die höchste Kritik vermag nichts Productives in der Kunst hervorzubringen, wenn jenes Gefühl, die Seele jeder Kunst, die schaffende Kraft nicht da ist. In dem Spiele der Dlle. Brandt sprach sich durchaus ein edler Geist aus. Überall wehte der Athem ächter Weiblichkeit. Unsere junge Künstlerinn suchte nicht durch ein unnöthiges Herausheben einzelner Stellen zu gefallen. Ihr einziges Streben ging dahin, den Charakter Hedwigs lebendig und ganz darzustellen. Nur derjenige Künstler wird etwas Vorzügliches zu leisten im Stande seyn, den der Drang, einen Charakter als ein Ganzes wiederzugeben, nie verläßt, und jenen Drang fand Ref. in Dlle. Brandt's ganzer Durchführung des Charakters der Hedwig.

Die Darstellung der Dlle. Brandt ward vom Publicum mit reichlichem, wohlverdientem Beyfall belohnt; auch wurde die begabte Künstlerinn zu Ende des Stückes hervorgerufen, und sie sprach einige sehr sinnige Worte. Etwas störend trat es der vorzüglichen Leistung der Dlle. Brandt entgegen, daß ihre Umgebung gar so unbedeutend war. G. Neumann.

(K. K. priv. Theater in der Josephstadt.) Mittwoch den 9. October zum Benefice der Dlle. Herbst zum ersten Mahle: Das Mädchen des Gomez Arias, Volksschauspiel mit Gesang und Tanz nach Calderon metrisch bearbeitet von Andr. Schumacher. Musik von N. T. Nidezki.

Ich hatte das Stück mehrere Mahl in der Ursprache gelesen, wo es den Titel: „la Nina de Gomez Arias“ führt, hätte mir aber nie einfallen lassen, daß es für die deutsche Bühne in ihrer jetzigen Gestalt passe. Es ist überhaupt eine von jenen Arbeiten des großen Spaniers, die sich den Lückenbüßern, wie man sie bey Lopez de Vega so häufig findet, mit Recht anreihen lassen, und auf keine höhere Bedeutung Anspruch machen. Der Held ist Don Gomez, ein Don Juan ins Deutsche übersetzt, ein platter, unbeholfener Wüstling; ihm mangelt die ächt südliche Gluth, jener höhere Schwung unwiderstehlicher Frivolität, die den ächten Don Juan so liebenswürdig macht, und selbst seine Laster verklärt. Don Gomez aber ist ein gemeiner, sinnlicher Verführer, dessen Mädchen nicht minder gemein und sinnlich seyn müssen, um ihm nachzulaufen, und so ist denn das dramatische Interesse an den Hauptpersonen gänzlich aufgehoben. Die Situationen aber drehen sich immer und ewig um geschmacklose Liebesscenen, und eine einzige, die Flucht der Liebenden in die Wüste, worauf Gomez das Mädchen verläßt, ja sie verkauft, wiederhohlt sich außerdem, daß sie episch wie dramatisch, selbst im „Oberon“ weit glücklicher behandelt worden, im Stücke selbst, wo, wie gesagt, die Theilnahme an dem geistesschwachen, verliebten Mädchen ohnehin verloren gegangen ist; jede Spannung des Zuschauers, jeder dramatische wenn auch niedere Effect — die Schüsse etwa ausgenommen, welche ein Scenenspiel aufrecht erhalten können — mangelt, und kein Faden schlingt sich lindernd durchs Ganze. Dafür kann nun freylich der Bearbeiter wenig. Im Gegentheil ist er umsichtig verfahren, hat wohlthätig gekürzt, die Sprache ist kernig und gediegen, der Versbau fleißig und rein, aber eben deßwegen schmerzt mich die Mühe, die er sich mit der undankbaren Arbeit genommen, und um so wünschenswerther erscheint es, bald die Verpflanzung einer werthvolleren Blüthe Calderon's als: „Es ist besser als es war“ (wir wollen seine Wahl nicht beschränken) auf deutschem Boden zu sehen.

Nidezki's Musik ist wacker, kräftig, feurig und melodiös. Die Ouverture ging übel zusammen, und verrieth Mangel an Einübung. Das erste Vocalquartett als Serenade ist sehr gelungen und effectreich, und der Sänger, der die erste Stimme vortrug, behandelte sie so zart als verständig. Der folgende Chor mit Tanz, im Genre des Bolero, führt eine äußerst pikante Idee glücklich durch, und das liebliche Liedchen, das eben so originell ist, verstärkt den günstigen Eindruck. Eben so gefiel ein Violinsolo in Es mit Harfen- und Waldhornbegleitung, so wie das Finale, eine Preghiera von der anmuthigsten und ergreifendsten Wirkung. Die Marcia militare im dritten Acte ist kräftig gearbeitet und melodiös; doch minder gelungen der orientalische Chor im fünften Acte, der etwas farblos erscheint. Übrigens stellt uns Hr. Nidezki durch diese schöne Arbeit neue Proben eines ungewöhnlichen musicalischen Talentes auf, dem nur ein glücklicherer Boden und höhere Aufmunterung zu wünschen wäre, und bald würde es, wie so viele andere Celebritäten unserer Zeit, seine Schwingen glänzend entfalten. Ich bin überzeugt, daß Kraft und Originalität, so selten sie jetzt gefunden werden, in Nidezki's Arbeiten sich hervordrängen, und zu den erfreulichsten Hoffnungen berechtigen.

Die Aufführung war im Ganzen gelungen, doch sichtlich etwas übereilt. Die Tänze waren nicht übel arrangirt; die militärischen Evolutionen anständig. Chor und Orchester hielten sich unter der Leitung des jetzigen Capellmeisters Kreutzer bis auf die Ouverture ziemlich wacker. — Die Personen des Schauspiels thaten ihr Möglichstes. Dlle. Herbst, die Beneficiantinn, gab die Rolle der Dorothea mit Liebe und vieler Wirkung. Die Scene, wo sie von Gomez verlassen und verkauft wird, machte vielen Eindruck, und so bewährte sie sich durchgehends, auch der strengeren Forderung, als denkende Künstlerinn. Sie wurde zweymahl gerufen und dankte höchst anständig. Die Rolle des Gomez gab Hr. Fischer nicht ohne Geschick. Indessen hätte er sie ein wenig höher halten sollen — wir glauben unsere Ansicht oben genügend angedeutet zu haben. Ergötzlich war Herr Kindler als sein Diener, doch ließen die ernsteren Scenen manches vermissen. Mad. Matte, als Königinn Isabella, spielte mit zu wenig Anstand und Kraft. Hr. Demmer Fr. als Don Diego, Dlle. Beisteiner als Beatrix, Hr. Dietrich als Don Felix, waren sämmtlich zweckmäßig beschäftigt. — Das Haus war mäßig voll.

— n g —

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Nik. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1103.

Der Sammler

Dinſtag, den 127 22. October 1833.

Die Warnung.

(Fortſetzung.)

Kurz darauf gelangten wir in eine Schlucht auf einem ſo ſchmalen Wege, daß bloß eine Perſon auf einmahl gehen konnte. Die zwey Führer ſchritten voran, ich und Andreas folgten. Von allen Seiten ſtarrten ſteile Felſen um uns her und nach wenigen Schritten ſahen wir, die Schlucht endige ſich in einer ſchmalen hölzernen Brücke, die über einen tief gähnenden ſchwarzen Abgrund geſpannt war. Die Brücke beſtand aus einem viereckig behauenen großen Baumſtamme und ruhte auf zwey parallelen Steinlagern, die durch den Abgrund getrennt waren. Unten war alles unerkennbar, dunkel und ſchrecklich, weil die Tiefe ſo groß, der Felſenſpalt ſo ſchmal war und das Licht von den darüberhängenden rauhen Felſenmaſſen ſo ſehr abgehalten wurde, daß das Auge nur ein paar Ellen in die Tiefe dringen konnte. Ich ſchauderte bey dem Gedanken, über dieſen gebrechlichen Steg zu gehen, denn die Brücke ſchwankte ſichtlich unter dem Gewichte der Führer, als ſie darüber ſchritten. Ich hatte indeſſen keine andere Wahl und mußte der Gefahr trotzen; ich nahm mir deßhalb vor, es ohne den Beyſtand der beyden Schurken zu wagen, die ihre Dienſte antrugen, weil ich gar kein Verlangen nach ſo naher Berührung mit gemeinen Räubern an einem ſo gefährlichen Orte trug. Gerade in der Mitte der Brücke glitt ich aus, und da ich fühlte, daß ich das Gleichgewicht verlor, ſchoß ich mit dem Körper vorwärts und griff zu gleicher Zeit nach der Felswand an der andern Seite, wo mich Einer der Führer beym Arme faßte und mich ſo aus der gefährlichen Lage befreyte. Andreas folgte, aber ehe er das andere Ende der Brücke erreicht hatte, ſtieß ihn der mürriſche Räuber, zu meinem Entſetzen, plötzlich vor die Bruſt und ſtürzte ihn ſo in die Tiefe hinunter. Ich hörte den armen Kerl von Fels zu Fels ſchlagen, und das Blut gerann mir in den Adern, da es mir vorkam, als hörte ich ſeine Knochen auf den Steinſpitzen brechen und zermalmen. Ich wagte kein Wort zu ſprechen, um mich nicht einem ähnlichen Schickſale preis zugeben, und ſetzte meinen Weg ſchweigend fort.

Wir kamen nun allmählig aus der Schlucht auf einen bequemern Weg, der ſich ſanft auf die Spitze des Berges wand. Dieſe erreichten wir bald. Ich ſah einige Maulthiere und einzelne Ziegen in dem ſpärlichen Graſe weiden, was die Nähe einer menſchlichen Wohnung verrieth. Dieß beſtätigte ſich nach einigen Minuten noch mehr, als ich einen Mann plötzlich, als ſey er aus der Erde geſtiegen, auf uns zukommen ſah; aber wie groß war mein Erſtaunen, als ich meinen alten Bekannten, den Zigeuner, vor mir ſtehen ſah. Er trat ehrfurchtsvoll auf mich zu und ich drückte ihm freund-

lich die Hand, was meinen beyden Begleitern ſehr unwillkommen zu ſeyn ſchien. Der Zigeuner bemerkte dieß ebenfalls, nahm ein kleines Horn aus der Taſche und blies hinein, daß alle Echos der umliegenden Berge erwachten. Die Verlegenheit der Führer ſteigerte ſich, als ſie vier bis fünf ſtämmige Bergbewohner, wie aus der Erde gewachſen, vor ſich erſcheinen ſahen.

„Signor,“ ſagte der Zigeuner, ſich zu mir wendend, „Sie ſind verrathen worden.“ Bey dieſen Worten ſuchten die Räuber eilig zu entfliehen, wurden aber augenblicklich feſtgenommen und gebunden. „Dieſe Schurken haben Sie als einen Mann, der ein fürſtliches Löſegeld geben könne, an mich verkauft; denn ich gelte für einen berühmten Räuber, obgleich es mein Beruf iſt, die Reiſenden zu ſchützen, nicht zu plündern. Hier habe ich die letzten ſechs Jahre mit einem halben Dutzend von meinem Stamme gewohnt, Gemſen gejagt, den widerſpänſtigen Boden bebauet und ſo ein mühſeliges aber ehrliches Leben geführt. Unſere Wohnung iſt eine Höhle in einem Felſen unter dem Abgrunde. Folgen Sie mir in meine Behauſung.

Er erzählte mir ferner, als er meine Ankunft in Turin erfahren, habe er ſich ſogleich vorgenommen, eine Gelegenheit zu ſuchen, mich wieder an ihn zu erinnern. Eines Tages war er in eine Schenke getreten und hatte daſelbſt die beyden von dem Bankier für mich gemietheten Führer bemerkt, die in einem Winkel ſich mit einander unterhielten. Da ſie als abgeſäumte Schurken bekannt waren, ſo hatte er ſich ſo nahe als möglich bey ihnen auf eine Bank gelegt und, um ihre Aufmerkſamkeit nicht zu erregen, gethan, als ſchlafe er. Er hörte ſo ihr ganzes Geſpräch mit an, das von einem Engländer handelte, den ſie nach Frankreich führen ſollten, und den ſie zu berauben und zu ermorden beſchloſſen. Da er nun wußte, ſie hielten ihn für das Mitglied einer Räuberbande, ſo redete er ſie endlich an, geſtand, ihr Geſpräch gehört zu haben, both ihnen zweyhundert Piſtolen, wenn ſie ihm den Engländer zuführen wollten, und machte ſich verbindlich, die Summe bey der Auslieferung ihres Opfers auszuzahlen. Sie nahmen den Vorſchlag augenblicklich an, und auf dieſe Weiſe entging ich dem blutigen Plane der gedungenen Mörder. Der Lyoner Kaufmann war ebenfalls von ihren Händen gefallen.

Nachdem mich der Zigeuner in wenigen Worten mit dieſen Umſtänden bekannt gemacht hatte, führte er mich an das Ende des Felſens. Er war von einem wenigſtens ſiebenhundert Fuß tiefen Abgrunde begränzt, ſo daß mir ſchwindelte, als ich hinunterblickte; ich mußte zurücktreten — und unter dem Rande dieſes furchtbaren Abgrundes war der Zigeuner mit ſeinen Begleitern hervorgekommen. Der Weg hinunter war ſo ſteil, daß kaum eine wilde Katze Fuß faſſen zu können ſchien, während die Ecke der Bergſpitze gerade über die Tiefe hinüberhing. Ungefähr vierzig Fuß unter dem Rande des Abgrundes befand ſich die Höhle, die ſechs Jahre lang die Wohnung des Zigeuners geweſen war; gerade vor dieſer Zeit hatte er ſein Weib und ſeine beyden jüngern Kinder verloren. Ich ſtaunte über die Leichtigkeit und Sicherheit, womit mein Retter und ſeine Begleiter hinabſtiegen, indem ſie bald auf etwas hervorragende Steine traten, bald ſich an den Wurzeln einer Ebereſche anhielten. Mein alter Bekannter kam bald darauf mit einer Strickleiter zurück, auf welcher ich in die Höhle hinabſteigen ſollte; aber ich zögerte. „Wie,“ fragte er lächelnd, „fürchten Sie den Verſuch, welchen meine Tochter täglich ohne ſolche Hülfe macht?“ Nach dieſen Worten rief er ſeine Tochter beym Nahmen, die ſogleich aus der Höhle und ſo ſchnell herausklletterte oder ſprang, daß ich vor Bewunderung kein Wort ſagen konnte. Sie ſtand jetzt vor mir in vollſter Blüthe der Schönheit und grüßte mich als alten Bekannten mit einer Anmuth, um nicht zu ſagen, Würde, die mich in Erſtaunen ſetzte. Mir war es, als ſey ein neuer Stern am dunkeln Horizont aufgegangen, der alle andern Lichter des Firmamentes verdunkelte und unwiderſtehlich aller Augen auf ſich zog. Ich ſtand wie auf den Felſen gewachſen. Ihre Schönheit denke man ſich nach der Wirkung, die ſie auf mich machte; denn ſie zu beſchreiben, wäre eine wahre Unmöglichkeit. Sie drückte mir freundlich die Hand und hieß mich herzlich in ihrer Bergheimath willkommen. Die Strickleiter war feſtgemacht und ſie ſtieg augenblicklich darauf hinunter. Ich konnte mich nicht weigern ihr zu folgen, und mein neuer gefährlicher Verſuch begann. Das Ende der Stricke hing ungefähr zwey Fuß über die Öffnung der Höhle hinweg und da der Rand derſelben vorſtand, ſo hatte das gebrechliche Werkzeug, worauf ich ſtand, keinen andern Haltpunct, als oben. Als ich ungefähr zwanzig Schritte hinunter war, ſchwankte die Leiter auf eine wahrhaft grauſige Weiſe hin und her. Ich konnte mich nicht feſt und im rechten Gleichgewichte halten, ſo daß ich mich, zwiſchen Himmel und Erde frey ſchwebend, rund herum drehte, und mir zwiſchen der Zeit und Ewigkeit nur ein Augenblick zu liegen ſchien. Der Wind pfiff um mich, während ich ſo regelmäßig wie der ſchwere Pendel einer Kirchenuhr

hin- und herſchwankte. Ich hörte den Fluß unten brauſen; ich ſah den weißen Schaum, der aus den gebrochenen Wellen heraufſtäubte; die Angſt ſchnürte mir die Kehle zu, daß ich kaum zu athmen vermochte; meine Augen ſchloſſen ſich; mir ſchwindelte; ich ſchnappte nach Luft; ein Krampf faßte meine Bruſt, ich — fiel. Da der Abgrund allmählig abſchüſſig zu werden anfing, ſo rollte ich mit fürchterlicher Schnelligkeit dem dunklen Gewäſſer unten zu, aber mit einem Mahle fühlte ich mich wie durch ein Wunder angehalten und ward wohlbehalten in die Höhle gezogen. Einer der Zigeuner, der aus den Pampas in Südamerika ſtammte, wo er die wilden Pferde zu fangen gelernt, hatte einen Laſſo über mich geworfen. Nachdem ich mich ein wenig von meiner Überraſchung erhohlt hatte, wurde ich von meinem Retter und deſſen Tochter in ihrer Felſenwohnung bewillkommt. Dieſe war ziemlich groß, in mehrere Stübchen eingetheilt und auch bequem eingerichtet. Nur von unten herauf konnte man in ſie gelangen, und ſie war von einem halben Dutzend entſchloſſener Hände recht gut gegen hundert Angreifer zu vertheidigen.

(Der Beſchluß folgt.)

Epigramm.

Der Großmüthige.

Wem gut ich's meine, ſagt Herr Silbermann,
Dem ſteht ſtets meine Börſe offen.
Schad', daß er Niemand noch getroffen,
Mit dem er gut es meinen kann.

Adolph Wiesner.

Die Haut des Affen.

Unter den vielen Theatern in Paris fehlt auch nicht ein Eleventheater, mit welchem Herr Comte ganz gute Geſchäfte macht. Angehende Schauſpieler, Dichter und größtentheils ein junges Publicum ſpielen hier ihre Rolle. Von welcher Art die dramatiſchen Gerichte ſind, die hier aufgetiſcht werden, mag folgender kurze Abriß eines Stücks: „Die Haut des Affen," welches zur Eröffnung der Bühne in dieſem Jahre gegeben wurde, dienen.

„Eine unbekannte Fregatte, welche aus einem unbekannten Hafen in ein ebenfalls nicht benanntes Land ſegeln will, hat einen ſich auch nicht nennenden Capitän zum Führer, der ſeinen Lieblingsaffen Tarile aus dem Geſchlecht der Orang-outangs, aus Gründen, die er nicht mittheilt, mit zur See nehmen will, während er ſeinem Sohn Edmund, einem rüſtigen jungen Matroſen, aus unbekannten Urſachen, das von ihm ſo ſehnlich gewünſchte Mitreiſen verbiethet. Der junge Mann iſt bis zum Tode darüber betrübt, und beſchließt ſo eben irgend einen Genieſtreich zu machen, als er dem alten Schiffskoch Riz-au-lait begegnet, der vorzüglich vom Capitän damit beauftragt iſt, dem vielgeliebten Affen täglich ſein Futter zu reichen. Der alte Koch iſt außer ſich vor Kummer, denn er hat den Affen verhungern laſſen, während er ſich in den letzten Tagen, um die Freuden des feſten Landes vor ſeiner Abreiſe noch einmahl recht gründlich zu genießen, mehr bene gethan hat, als ihm erlaubt geweſen. Er zweifelt keinen Augenblick daran, daß ſein Herr ihn am großen Maſtbaum aufhängen laſſen wird, und will ſich, um dem zuvorzukommen eben, ins Meer ſtürzen. Edmund faßt ſogleich einen kühnen Gedanken. Er hat ſchon lange aus Scherz ſich geübt die Manieren des Affen nachzuahmen, ſeine Größe und Taille ſind von demſelben Umfang wie die des Affen, kurz, der alte Koch muß die Haut des Affen abziehen, Edmund kriecht in dieſelbe hinein, und ſo wird dem Capitän der Ärger, dem Koch das Hängen und dem jungen Seemann das Zuhauſebleiben erſpart. Man reiſet ab. Großer Sturm, Schiffbruch des Schiffes, Rettung der Mannſchaft auf einer Felſeninſel, von Irokeſen bewohnt, Kämpfe mit denſelben, größtentheils zum Nachtheil der Europäer. Edmund-Tarile that Wunder der Tapferkeit, rettet dem Capitän das Leben, indem er mit ſeinem Körper einen vergifteten Pfeil auffängt, der jenem beſtimmt war. Er ſtößt einen Schrey aus, der aber ſo viel Menſchliches hat, daß man ihn näher unterſucht. Die Haut wird ihm abgeſtreift, und der unglückliche Vater erkennt ſeinen ſterbenden Sohn. Mit der tröſtlichen Phraſe: „Das ſind die dunklen Wege der Vorſehung," ſchließt das Stück.

Man ſieht ſehr bald, daß das Stück eben keine große dramatiſche Tiefe hat, ſondern nur dahin zuſammengearbeitet iſt, um die Talente des jungen Ratel, der die Doppelrolle Edmunds und des Affen übernommen, in voller Glorie auf die Bühne zu bringen, wobey natürlich die Gelenkigkeit ſeiner Glieder, vorzüglich des Rückgraths die Hauptrolle ſpielen. Indeſſen iſt das Ganze unterhaltend, an manchen Stellen bis zum Weinen komiſch, die Tänze der Irokeſen überraſchend, Coſtüme und Decorationen elegant, und der Unternehmer,

der Dichter, Schauspieler und das Publicum vollkommen damit zufrieden. Was will man mehr?

. . . . . t.

Auflösung
der Homonyme im vorigen Blatte:
Thor.

Notizen.

Schauspiele.

Am 12. d. M. wurde im k. k. Hofburgtheater zum ersten Mahle gegeben: Der Gelehrte, Lustspiel in zwey Aufzügen, nach dem Französischen des Scribe und Morvel bearbeitet von Theod. Hell.

Die Intrigue dieses artigen Lustspieles ist weder reichhaltig noch complicirt. Wenn wir nicht alle kleinen Pinselstriche wiedergeben wollen, die das Ganze bilden oder charakterisiren, so wird unsere Inhaltsanzeige von ziemlich schmalem Raume seyn. Wir wählen das letztere, weil bey Charaktergemählden (denn in die Classe derselben gehört dieses Lustspiel) die selbsteigene Anschauung immer das beste, wo nicht einzige Mittel bleibt, sich den wahren Begriff davon zu machen, und beym Erzählen, über der Masse von Einzelnheiten, gewöhnlich das Ganze aus den Augen gerückt erscheint. Das wenige Folgende genüge daher: Professor Reinhold gehört unter jene Classe von Gelehrten, deren ganzes Denken, Sinnen und Vergnügen in dem Umgange mit Büchern, in Erforschung der Wahrheit, im Zustandebringen von schriftstellerischen Erzeugnissen besteht. Es kleben ihm daher auch alle jene Eigenthümlichkeiten oder Sonderbarkeiten an, die Gelehrte von Profession in ihrem düsteren Leben zu charakterisiren pflegen. Obwohl Reinhold vor langer Zeit sogar zwey Abhandlungen über die Vor- und Nachtheile des Heirathens geschrieben, denkt er doch selbst am allerwenigsten daran, und für seinen praktischen Gebrauch wären die Gründe pro und contra gar nicht vorhanden, wiewohl er die Gesellschaft eines höchst liebenswürdigen weiblichen Wesens, Helene mit Nahmen, genießt, die ihm recht zugethan ist. Allein Reinhold's Hausfreund und sein Arzt wissen besser, was dem Sonderling Noth thut, um nicht ganz und gar aus dem Geleise der Natur zu gerathen: er proponirt ihm die Ehe. Nur die Vorhersagung, er würde im Weigerungsfalle unfehlbar früher sterben müssen, ehe sein grosses bereits auf zwey Bände gediehenes Werk vollendet werden könnte, vermag Reinhold dahin zu stimmen, daß er diese Proposition ruhig anhört, und dem Doctor endlich die Vollmacht einräumt, Alles für ihn zu Stande zu bringen. Dieser lenkt seine Wahl alsogleich auf Helenen, die nun zu Oheim und Tante auf das Land gezogen war. Vom Oheim wird die Bewerbung sogleich beyfällig aufgenommen, zumahl Reinhold gerade erst durch das Absterben seiner Verwandten nebst dem Titel eines Grafen Frankenstein auch ein unermessliches Vermögen zu Theil geworden. Die Tante dagegen wünscht einen jungen Lieutenant Stoll zum Gatten ihrer Nichte. Helene selbst ist im Irrthume über den ihr zugedachten Bräutigam, weil er ihr als Graf von Frankenstein angekündigt wird. Reinhold aber sowohl auf diesen Titel als auf seine Reichthümer so wenig geachtet hatte, daß er nie mit einer Sylbe davon Erwähnung that. Als er selbst auf dem Landgute erscheint, wird er mehr durch die trefflichen Editionen der Classiker, welche der Kammerrath und respective Oheim in seiner Bibliothek hat, als von seiner Braut angezogen, welche er nicht einmahl zu sehen verlangt; denn auch Reinhold weiß nicht, daß Helene es ist, die der Doctor für ihn bestimmt hat. Als der Lieutenant Stoll bey einem tête-à-tête mit ihm etwas drohend darüber spricht, ist Reinhold auch gleich geneigt, nachzugeben, und entsagt seiner Braut in einem Briefe an ihn. Da er aber erst weiß, daß Helene selbst es ist, die unbewußt schon lange in seinem Herzen wohnte, und Stoll die ganze Facultät der Gelehrten schimpflich behandelt, nimmt Reinhold sogar ein Duell auf Pistolen an, so bis zum Äußersten des Lebens Aufregungen folgend und den Staub der Studierstube von sich schüttelnd. So weit kommt es inzwischen nicht; Reinhold ist Stoll's Wohlthäter, denn er hatte unbekannter Weise schon früher 20,000 Gulden für den jungen Mann deponirt, die qui pro quo der Personen lösen sich alle auf, auch die Tante gibt nach, und so wird der Gelehrte ein — Ehemann.

Es benimmt dem Werthe ähnlicher Stücke nichts, daß sie schon ihrer Natur nach ein großes Publicum zu interessiren nicht ganz geeignet sind. Wer bekümmert sich nähmlich mit Vorliebe um jene Eigenthümlichkeiten gelehrter Sonderlinge, womit sie so häufig in Contrast mit dem Leben und den Forderungen der Geselligkeit treten? In der That sind diese Eigenheiten nicht nothwendig mit dem gelehrten Stande verbunden, und treten bey der jetzigen Zeit wohl schwerlich irgendwo in Wirklichkeit auf. Das Beste in solchen Fällen ist daher wohl, wenn ein solches Charaktergemählde sich an irgend eine historische Person anschließt; dann weiß der Zuschauer gleich, an welches Individuum er sich zu halten hat, während er sich so vergebens nach einem Gelehrten umsehen mag, welcher ihm die Dichtung wahr oder auch nur wahrscheinlich machte. Dieß kann inzwischen, wie gesagt, nur das größere Publicum gelten. — Das Stück hat aber auch nebst dem, und abgesehen von aller allgemeinen Beziehung auf den gelehrten Stand — wenn man nähmlich Reinhold im strengsten Sinne als Individuum betrachtet — unbezweifelten Werth, durch die anschauliche, stufenweise sich gestaltende Charakterisirung, die nicht nur in komischen Äußerlichkeiten, sondern mitunter auch wirklich in tiefer Seelenentwicklung besteht. Der zweyte Act nimmt noch dazu viel lebhafteren Gang und Farbe an, als der vorangehende, und wiewohl Situationen und Ausdruck der Charaktere darin etwas minder wahr sind, so ersetzt der auffallendere Effect, der vorwaltet, dem Unterhaltung suchenden Publicum reichlich das regelrechte Vorwärtsschreiten. — Im Anfange wollte das Stück nicht sonderlich ansprechen, aber eben der zweyte Act entschied die günstige Aufnahme, und zum Schlusse wurde sogar lebhaft und allgemein applaudirt.

Unter den Darstellenden war Hr. Löwe, als der Gelehrte, sonderlich in der Lage, durch charakteristisches Spiel vorzutreten, was dieser einzige Künstler denn auch that, und nahmentlich in dem glücklichen Verschmelzen von Indolenz und Thatkraft, Willenlosigkeit und Entschlossenheit, Hinbrüten und auffodernder Begeisterung seine schönsten Vorzüge entfaltete. Hr. Costenoble, als Arzt, erregte durch Munterkeit und Laune das ganze Publicum, und gab dem Stücke durch seine Parthie eine weit hellere Farbe. Sein Verdienst um den Erfolg gehört in die Vorderreihe. Hr. Koberwein gab den Kammerrath verdienstlich, und Mad. Poller, als dessen Gattinn, wußte auch schon in ihr entschiedenes Erscheinen, wie sonst immer, Interesse zu legen. Mad. Anschütz war als Helene noch immer die liebliche Künstlerinn, wie seit Jahren, und Hr. Swoboda gab den Lieutenant Stoll so vorzüglich, daß wir ihm auf diesem Wege herzlich Glück zu seinen Fortschritten wünschen.

Ermin.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den 128 24. October 1833.

Die Warnung.

(Beſchluß.)

Ich ward nun in einen geräumigen Gang, das Zimmer der ſchönen Zigeunerinn, geführt. Im Hintergrunde des Herdes, wie es ſchien, befand ſich eine eiſerne Platte, welche, auf welche Weiſe konnte ich nicht erkennen, in einem Falze zu beyden Seiten hinaufgezogen wurde und einen ſchmalen in den Felſen gehauenen Gang öffnete. Der Zigeuner erſuchte mich, ihm zu folgen und verſchwand augenblicklich durch die Öffnung, welche nur ſo groß war, um einen menſchlichen Körper durchzulaſſen. In beyde Seiten des Felſens waren abwechſelnd tiefe Kerben gehauen, worein der Fuß geſetzt werden konnte; das Hinaufſteigen blieb indeſſen immer ſehr beſchwerlich, weil es ſo dunkel war, daß man nach den Löchern erſt herumtappen mußte. Nachdem wir nach meiner Berechnung ungefähr vierzig Stufen geſtiegen waren, wurde das Tageslicht ſichtbar und ich kam in einem dichten Gebüſche, wenige Schritte vor dem Rande des Abgrundes, heraus. Dieſer Eingang zur Höhle war durch drey eiſerne Stäbe geſchützt.

Der Zigeuner wandte ſich an meine Führer, die gebunden hier lagen, und ſagte zu mir: „Sie ſollen nun ſehen, wie dieſe Teufel den Lohn für ihre vielfachen Schandthaten erhalten.“

„Überlaſſen Sie ſie ihrem Gewiſſen,“ entgegnete ich, „denn eine ſchwerere Strafe kann ihnen Niemand geben.“

„Für Gewiſſensbiſſe ſind ſie zu abgehärtet und ſie müſſen deßhalb dem Lyoner Kaufmann folgen, den ſie auf ſo unbarmherzige Weiſe ſchlachteten.“

Die beyden Räuber erbleichten; ich ſprach heftig gegen die verdiente Strafe der Schurken. Aber vergebens, der Zigeuner war feſt entſchloſſen und geboth, die Strafe ſogleich an ihnen zu vollziehen.

Wenige Fuß vor dem Abgrunde ſtand ein geſchwärzter Baumſturz mit wenigen Äſten und trotzte den Stürmen, die ihn ſo oft und ſo gewaltig umbrauſeten. Ein großer geſprungener Aſt ſtreckte ſich von dem Stamme aus, den der Blitz bis in die Wurzel geſpalten hatte. Es war dieß ein paſſendes Sinnbild des Schickſals, bey deſſen Vollziehung er als Werkzeug dienen ſollte. An den einſamen Aſt dieſes Baumpatriarchen befahl mein unerbittlicher Retter Einen der Mörder zu ſchlingen. Mittelſt eines an das Ende eines Seiles (deſſen anderes Ende um den Führer geſchlungen wurde) befeſtigten Gewichtes wurde es über jenen dürren Zweig geworfen. Der Delinquent ſah betrübt aus, doch beugte ſich ſein ſtarres Herz nicht. Seine Züge blieben feſt und unverändert. Er ſprach kein Wort. Es war der ſchweigſamſte, mürriſcheſte der Beyden. Er bath weder um Gnade, noch verfluchte er den Rächer ſeiner Verbrechen, ſchwieg vielmehr verſtockt ſtill und ſah den Vorbereitungen zu ſei-

ner Hinrichtung ernſt und unerſchüttert zu. „Nun ſchwingt ihn über den Abgrund!“ rief der Zigeuner, als alles bereit war. Der verſtockte Sünder bewegte ſich bey dieſem gräßlichen Befehle nicht, ſondern warf bloß einen Blick ſtiller, aber ſchrecklicher Wuth auf den Sprecher. Keine Muskel ſeines Geſichtes bewegte ſich. Es ſchien, als ſey jede Faſer ſo angeſpannt, daß ſie nicht wieder nachlaſſen könne. Seine Lippen waren zu einem höhniſchen Zuge verzerrt; die Arme kreuzte er über der Bruſt. Er war ein paar Fuß hoch über den Boden gehoben, als einer der ſtärkſten Zigeuner einen Strick an die Feſſel band, womit des Räubers Beine zuſammengeſchnürt waren, und ihn mit Gewalt vorwärts zog. Durch dieſen Strick vermehrte er bald das Schwingen und Schwanken des ſchwebenden Schurken, und als dieß die größte Ausdehnung erreicht hatte, ließen die Bergbewohner das Seil, welches über den Baumaſt gezogen war, gehen, und der Räuber flog über den Rand des Abgrundes hinaus in die freye Luft. Faſt augenblicklich drehte er ſich hier um, ſo daß der Kopf hinunterkam, und ſchoß in die Tiefe hinab. Ein Platſchen hörte man und dann folgte wieder das Brauſen des Fluſſes. Das Sterbegewimmer wurde von den wilden Wogen verſchlungen, während der Körper wahrſcheinlich an den zahlloſen Felſenſtücken zermalmt und zerriſſen wurde.

Der andere Räuber war zu einem ähnlichen Schickſale verurtheilt, aber er trug es nicht mit gleichem Trotze. In ihm war die Lebensluſt noch mächtig und ſein Geiſt ſträubte ſich bey dem Gedanken, der dunkeln Ungewißheit einer Zukunft entgegenzugehen, welche für ihn nichts Freudiges haben konnte. Er war ſo bleich und kalt wie der Schnee, der die Bergſpitzen bedeckte; ſeine Lippen bebten, ſeine Augen waren weit aufgeriſſen und ſtarrten ängſtlich vor ſich hin und ſein ganzes Geſicht ſprach den Schrecken aus, der durch jede Faſer ſeines Körpers zuckte. Er bat um Gnade — vergebens; man beachtete ſein Flehen nicht und zog ihn über den Baumaſt. Er wehrte ſich fürchterlich, was einen grauſenvollen Anblick gewährte, aber eben ſo vergeblich, als hätte er mit dem Sturme gekämpft. Auf ſein dringendes Bitten wurden ihm die Feſſeln von den Füßen genommen, doch erſt, als er ſchon vom Boden emporgehoben war. Nun verdoppelte er ſeine Anſtrengungen, um ſich frey zu machen, und man erkannte, daß er ſich nur darum die Feſſeln von den Füßen hatte abnehmen laſſen, weil er gehofft, leichter ſeinen Zweck zu erreichen. Alle ſeine Bemühungen waren indeß fruchtlos, obgleich es ihm gelang, die Hände frey zu machen und er nun alle Kraft anſtrengte, das Seil zu erfaſſen, an dem er hinausgeſchleudert wurde. Endlich verſuchte er einen verzweiflungsvollen Griff darnach, erlangte es aber nicht, wurde vielmehr in demſelben Augenblicke über den Baumaſt hinweggeriſſen. Schreyend, mit ausgeſtreckten Armen und Beinen ſchwebte er einen Augenblick über dem Abgrund, dann aber fiel er ſtill in die Tiefe hinunter. Man hörte wieder das Patſchen und dann das Toſen des Waſſers. Mich ergriff dieß ſchreckliche Strafgericht über alle Beſchreibung, obgleich ich fühlte, die Strafe ſey zehnfach verdient.

„Sie hatten den Tod verdient,“ ſprach der Zigeuner, als er das Entſetzen auf meinem Geſichte bemerkte. „Halten Sie mich nicht für hartherzig oder grauſam, weil ich dieſe Schurken beſtrafte; und was ihre Todesart betrifft, ſo war ſie, obgleich ſie fürchterlich ausſieht, die leichteſte, welche ſie ſterben konnten. Ich habe bloß zwey Schlangen zertreten und unſchuldiges Blut gerettet.“

Auch der Bankier empfing bald den Lohn für ſeine Schandthaten. Die Freunde des Lyoner Kaufmanns nahmen, durch mich veranlaßt, ſogleich Maßregeln, ihn verhaften zu laſſen, und er ward endlich durch das Geſtändniß der Mutter der beyden Räuber überführt und hingerichtet.

Nach der Beſtrafung der Räuber blieb ich noch eine kurze Zeit bey dem Zigeuner, wurde von ihm aufs beſte verpflegt und endlich auf mein Bitten von ihm und ſeiner Tochter nach Lyon begleitet. Ich erfuhr nun, ſein Weib, ihr jüngſtes Kind und die zweyte Tochter ſeyen in den pontiniſchen Sümpfen, wo ſie ſich nach der Abreiſe aus England aufgehalten hatten, am Fieber geſtorben.

Ich war damahls gerade ſechs und dreyßig Jahre und ſtand ganz allein in der Welt bis auf einen Oheim in Indien, den ich ſeit meiner Knabenzeit nicht geſehen hatte. Ich erfuhr weiter nichts von ihm, als daß ich jährlich ſeinen Nahmen in dem East India Register als Richter in einer der eroberten Provinzen angeführt fand. Mein Einkommen war mehr als hinreichend zu einem glänzenden Leben, denn ich hatte jährlich acht tauſend Pf. Sterl. Einnahme, und war Niemanden Rechenſchaft über mein Thun und Laſſen ſchuldig. Ich entſchloß mich alſo, dieſen meinen ungebundenen Zuſtand zu benützen und meinen Neigungen völlig nachzugeben. Erſchrick nicht, lieber Leſer, wenn ich ſage, daß ich die Tochter des Zigeuners heirathete. Und warum ſollte ich nicht? Sie war ein tugendhaftes Mäd-

chen, und von der Natur mit Geistesgaben ausgestattet, die nach völliger Ausbildung zu den glänzendsten gehörten.

Verdiene ich Tadel und Spott, weil ich ein braves, liebenswürdiges Mädchen heirathete, obgleich es die Tochter eines Zigeuners war? Meine Zigeunerbraut, obgleich sie arm ist, hat in ihren Adern das reine unvermischte Blut ihres Stammes. Sie wurde gut erzogen, wenn auch nicht verzogen, und stammte von einem der ältesten Geschlechter auf der Erde. Als Braut war sie der Stolz meiner Wahl und in spätern Jahren die Bewunderung meines Herzens und ihres Geschlechts. Wir lebten erst einige Jahre im Auslande, ehe ich in das Land meiner Väter zurückkehrte. Es ist nun drey und dreyßig Jahre, daß ich der Tochter des Zigeuners mein Herz und mein Vermögen antrug, und ich habe in dieser langen Zeit nicht Einmahl Ursache gehabt, es zu bereuen. Sie hat mich zum Vater dreyer liebenswürdigen Töchter und der Gesellschaft, in welche ich sie einführte, keine Schande gemacht. In meinen Augen ist sie noch heute schön, obgleich sie den Gleicher des hundertjährigen Kreises überschritten hat. Ihre Liebe und Zuneigung zu dem sechsundsechzigjährigen Gatten scheint noch eben so stark zu seyn, als damahls, wo er ein sechsunddreyßigjähriger Bräutigam war. Wir sind noch heute Eins durch das Andere glücklich und ich erinnere mich stets mit freudevoller Zufriedenheit des Tages, an welchem ich den Entschluß faßte, den Spöttereyen der Welt Trotz zu biethen und mein künftiges Glück der Tochter eines Zigeuners anzuvertrauen.

Die höchste Lust.

Die höchste Lust
Lacht mir an Liebchens Brust,
Wenn sie sich sanft an mich so schmieget,
Ihr Köpfchen mir im Arme lieget;
Da winkt die höchste Lust
An Liebchens Brust.

Es schlägt das Herz,
Es schwindet jeder Schmerz,
Wenn sinnig sie in's Aug' mir blicket,
Wenn innig meine Hand sie drücket;
Da schwindet jeder Schmerz,
Froh schlägt das Herz.

Es schwillt die Brust
Von nie geahnter Lust,
Es thut sich auf ein neues Leben,
Das Lieb' allein vermag zu geben;
Und nie geahnte Lust
Schwellt hoch die Brust.

Ihr reiner Blick
Schafft mir das höchste Glück.
Voll Unschuld strahlt ihr klares Auge,
Aus dem ich Lust und Wonne sauge;
Mir schafft das höchste Glück
Ihr reiner Blick.

Dann frag' ich sie:
„Liebst du mich Mädchen? Wie?“ —
Da röthen schnell sich ihre Wangen,
Von Liebe und von Lust befangen
Spricht sie: „„Ich liebe dich
Herzinniglich.““

Und fest drück' ich
Die Theure dann an mich.
Die größte Wonne hier auf Erden
Ist lieben und geliebt zu werden;
Und sterben dünkt mir Lust —
An Liebchens Brust.

Heinrich Proch.

Das Fest Salomonis.

(Eine jüdische Sage.)

Der weise König Salomon, Sohn Davids, gab in den Tagen seines Glanzes einst ein Fest und ladete zu demselben alle Könige der Erde von Osten bis Westen ein. Er bewirthete seine Gäste mit mehr als königlicher Pracht und während des Festes, als sein Herz von Wein erfreuet war, zeigte er ihnen die Wunder seiner Macht. Zuerst befahl er, daß die Schaaren von Sängern, die noch von seinem Vater unterrichtet waren, hereinkommen und ihre Fertigkeit auf der Harfe, der Cymbel, Trompete und den andern Instrumenten zeigen möchten. Es konnte nichts Köstlicheres geben; Alle wurden überrascht und entzückt. Doch hatte König Salomon ein frappanteres Schauspiel im Vorbehalt. Auf den Wink mit seinem Zepter und den Ausspruch eines Befehls an alle Geschöpfe der Erde wurden die Hallen seines ungeheueren Pallastes sogleich durch das Herbeyströmen aller Thierarten, von dem Löwen bis zur Schlange und von dem Adler bis zu dem kleinsten der Vögel, übermäßig gefüllt. Der Schrecken seiner königlichen Gäste war anfangs außerordentlich groß, doch ging er in Bewunderung über, als sie die Macht des weisen Mannes von der ganzen Menge der Thiere anerkannt sahen; diese ließen ihm nähmlich Laute hören, die er alle verstand und beantwortete, und sie entfalteten alle ihre Eigenschaften und Schönheiten, um dem mächtigen Monarchen zu huldigen.

Diesem sollte indeß ein noch überraschenderes Schauspiel folgen. Der König befahl, man möchte ihm einen aus einem einzigen Edelsteine gefertigten Becher bringen, und er goß eine Flüssigkeit von blendendem Glanze in denselben, bis der ganze Becher gleich einem Stern glühte; eine aus demselben aufsteigende Flamme schoß tausend deutlich zu erkennende feurige Pfeile nach allen Seiten des Horizonts aus. In einer kurzen Zeit wurden Töne fürchterlicher Art in der Erde und in der Luft gehört, und das Heer der Dämonen, nächtlicher Gespenster und böser Geister, die seinem Willen un-

terworfen waren, drang in den Pallaſt. Alle zeigten ſich in ihrer ſchönſten Geſtalt, und es gibt nichts, das überraſchender, wunderbarer oder blendender ſeyn konnte, als die maßloſe Muſterung des Feindes der niedern Welt.

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

Schauſpiele.

Zu dem Mittwoch den 16. d. M. im Hoſeperntheater Statt gehabten letzten Auftritte des Hrn. Wild (als Sever in der „Norma") ſchien die ganze gebildete Welt unſerer Hauptſtadt ſich drängen zu wollen, um noch einmahl ihren Lieblingsſänger zu hören. Die Theatergeſchichte hat wenig Beyſpiele eines ſolchen Zuſtrömens zu einer ſchon oft gegebenen Oper aufzuweiſen; freylich hat ſie auch auf wenige Künſtler hinzudeuten, die ſich der allgemeinen Gunſt in ſo hohem Grade erfreuten. Hr. Wild wurde nach ſeiner Arie, nach dem erſten Finale und am Schluſſe nicht weniger als viermahl gerufen. So groß auch an dieſem Abend die Wirkung ſeines Geſanges war, wurde ſie doch dießmahl durch jene ſeiner Rede überboten, als er mit ſichtbarer Rührung die Verſicherung gab, er wolle auch ferner noch dem geliebten Vaterlande ſeine Kräfte weihen. — Mad. Ernſt, die Beneficiantinn dieſes Abends, wurde nach ihrer groſſen Scene und nach beyden Actſchlüſſen gerufen; eben ſo Dlle. Löwe. Es war ein Muſikfeſt, das in dem Gedächtniſſe der daran Theilnehmenden lange fortleben wird. — Nachſtehendes waren die Worte, welche Hr. Wild zum Abſchiede ſprach: „Empfangen Sie, Hochverehrteſte, meinen innigſten Dank „für Ihren ſich ſtets gleich bleibenden Beyfall, deſſen ich mich „während meines neuen Hierſeyns in meinem angeſtrengten Be„rufe ſtets zu erfreuen hatte. Zugleich bitte ich Sie, mir Ihre „freundlichen Geſinnungen in Zukunft zu bewahren. — Gerne „werde ich die Hand bieten, um mein einſt gegebenes Verſpre„chen zu erfüllen: bis an's Ende meiner Künſtlerlaufbahn meiner „lieben Vaterſtadt anzugehören." Hr. Wild iſt bereits nach Breslau abgereiſet.

Kalenderſchau.

Von dem gemeinnützigen und erheiternden Hauskalender iſt der Jahrgang für 1834 (der fünfzehnte) erſchienen. Wir nehmen alljährlich Anlaß, von dieſem Volksbuche im edlen Sinne des Wortes eine empfehlende Anzeige zu machen, weil bey demſelben, was ſchon bey Büchern nicht gewöhnlich, bey Kalendern aber beſonders ſelten iſt, nach einem feſten Plane ſyſtematiſch vorgegangen, und die doppelte Richtung: zu belehren und zu unterhalten, feſt im Auge behalten, auch derſelbe von Zeit zu Zeit mit Allem, was nützen oder vergnügen kann, bereichert wird. Da der bisherige verdienſtvolle Herausgeber des Hauskalenders den Wiſſenſchaften, welchen er lebte, durch den Tod entriſſen wurde, ſo iſt die Redaction desſelben in andere Hände übergegangen, und wir freuen uns nach ſorgfältiger Prüfung die auf Überzeugung baſirte Verſicherung geben zu können, daß der Verfaſſer des in Rede ſtehenden Jahrganges in den Geiſt ſeines Vorgängers eingedrungen ſey, ja, daß er auf eine zweckmäßige Art das leichter Entbehrliche weggelaſſen, und durch Rubriken von höherem und allgemeinerem Intereſſe erſetzt habe, ſo wie, daß auch die ſtehenden Rubriken einer genauen Sichtung unterworfen, und manche weſentliche Verbeſſerungen damit vorgenommen wurden.

Als Beyſpiel gelte gleich die erſte Rubrik: Aſtronomiſch-meteorologiſches Jahrbuch, welches dießmahl von der Beſtimmung der geographiſchen Breite und Länge, ſo wie der geographiſchen Höhe handelt; ein Aufſatz, der an ſich ſchon werthvoll, noch gröſſeres Intereſſe durch eine beygefügte Tafel der Länge, Breite und Höhe der vornehmſten Puncte der Erdoberfläche und insbeſondere des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates erhält. In der zweyten Rubrik: Geſchichts-Archiv finden wir die mit Fleiß und Genauigkeit ausgearbeitete Chronik bemerkenswerther Ereigniſſe vom 1. July 1832 bis letzten Juny 1833. Dieſer im Hauskalender neue Artikel iſt für die Leſer von höchſtem Intereſſe, er hält ſie im Currenten mit der Zeitgeſchichte und iſt zugleich nützlich als Nachſchlagebuch für Vorfälle und deren Datum. — Das Pantheon des öſterreichiſchen Nationalruhmes liefert außer der zum Titelkupfer gehörenden Beſchreibung der Stadt Mailand, einen ſehr gediegenen Aufſatz über den Bau des Hauptcanals am rechten Ufer des Wienfluſſes, und Biographien von Niclas Zrini, dem Feldherrn Grafen Frimont (letztere aus den zuverläſſigſten Geſchichtsquellen), dann jene des Prager Fürſt-Erzbiſchofs Grafen von Kolowrat und des berühmten Geſchichtforſchers Michael Ignaz Schmidt. Mit Sorgfalt und glücklicher Wahl leſen wir unter der Aufſchrift: Moral in Beyſpielen, einen Dialog: Das Leben eines Weibes, wirklich aus dem Leben gegriffen; eine Erzählung: Benedetto Torelli; eine anziehende Anekdote aus dem Leben des berühmten brittiſchen Staatsmannes Fox: Eine Ehrenſchuld; und die pikante Humoreske: Meine Verfolgerinnen. Ebenfalls als neu und empfehlenswerth bezeichnen wir den „Kalender für Leben, Geſundheit, Kunſt und Wiſſenſchaft, praktiſche Heilkunde, Naturkunde, Naturgeſchichte und Naturlehre, Feld- und Landwirthſchaft, Viehzucht, Wald- und Obſtbau, Länder- und Völkerkunde, und allerley Nützliches im Leben." Was dieſe umfaſſende Aufſchrift verheißt, leiſtet der Inhalt; er iſt zu reichhaltig, um hier ausführlich beſprochen zu werden; aber ſicher wird der praktiſche Nutzen dieſes Aufſatzes, auf den allein es hier abgeſehen iſt, allgemein gewürdigt, und vielleicht oft davon Gebrauch gemacht werden. Vorzügliche Anempfehlung verdienen: Die ſicherſten Mittel die Scheintodten jeder Art wieder zu erwecken. — Der „Unterhaltungskalender" beſteht aus Gedichten, Fabeln, Anekdoten, kleinen Erzählungen, Räthſeln, Charaden, Logogryphen und einer Muſikbeylage, eine Compoſition unſers beliebten Capellmeiſters Franz Lachner. — Bey dem Poſtweſen ſind die neueſten Veränderungen hinſichtlich der Preiſe, dann der Abfahrt und Ankunft der Eilwagen aufgenommen worden; eben ſo hat der Artikel: Öſterr. Jahrmärkte jene Rectificationen erhalten, deren er ſo ſehr bedurfte. Endlich ſteht auch das Auskunftsbuch in ganz neuer Geſtalt vor uns. Viel Müßiges iſt hier weggeblieben, manches Nöthige eingeſchaltet, eine beſſere Eintheilung getroffen und das Nachſchlagen durch Hinauswerfen aller Hinweiſungen, welche früher die erprobteſte Geduld ermüden konnten, bedeutend erleichtert. Die Verbeſſerung dieſes Artikels muß unſägliche Mühe veranlaßt haben, dieſe wird aber in der Zufriedenheit des Leſepublicums Vergütung finden. — Der Hauskalender erſcheint wie bisher im Verlag von A. Strauß's ſel. Witwe (Dorotheergaſſe Nr. 1108). Er koſtet gebunden, mit dem Plane der Stadt Mailand und einer Muſikbeylage geziert, 174 Quartſeiten ſtark, auf Druckpapier 3 fl. 30 kr., auf Schreibpapier 4 fl. 30 kr. W. W.

W—dh—m.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Sammler.

Sonnabend, den 129 26. October 1833.

Rockall.

(Aus Capitäns Hall Reiseerinnerungen.)

Am 13. October 1813 kreuzten wir auf dem „Endymion“ an der Nordküſte von Ireland; auf den Sturm des vorhergegangenen Abends war ein ſchöner Tag gefolgt, die Schiffsmannſchaft hatte ihr Mittagsmahl zu ſich genommen, und es war ein Uhr Nachmittag, als die Maſtkorbwache auf der Marsſtange herabrief: „Ich ſehe etwas unter dem Wind.“

„Etwas! Was verſtehſt du unter etwas?“ fragte der Premierlieutenant, indem er zugleich dem Hochbootsmanne, der am Steuerruder ſtand, einen Wink gab, den Helmſtock in Acht zu nehmen. — „Ich weiß nicht, was es ſeyn kann; es iſt etwas Schwarzes,“ war die Antwort. Nun befahl der Lieutenant dem Cadetten, in den Maſtkorb hinaufzuſteigen und mit ſeinem Fernrohre zu unterſuchen, was die Schildwache geſehen hatte.

„Das ſieht auf ein Haar einem kleinen Felſen ähnlich,“ rief der junge Menſch.

„Es gibt hier herum keine Felſen,“ erwiederte der Officier, „wir können höchſtens die Muckiſh-Spitze hinter der Inſel Tory ſehen. Sehen Sie noch einmahl genauer hin.“

„Es iſt eine Schaluppe,“ rief nun der Cadett, „es iſt eine Schaluppe im Abfalle, drey oder vier Grade unter dem Winde.“

„Nun das mag ſeyn,“ entgegnete der Lieutenant und rapportirte dem Capitän, der befahl, die Fregatte unter dem Winde hintreiben zu laſſen, um etwas Näheres über die ungewöhnliche Begegnung zu erfahren. Da man nicht Bord an Bord mit der Schaluppe anlegen konnte, ſo wurde die Quartierwache durch die Pfeife auf ihren Poſten gerufen, und nur die eine Hälfte der Schiffsmannſchaft blieb auf dem Verdecke; die andere ſchlenderte nachläſſig in den Raum hinab oder legte ſich unter der Gallerie der Schiffsleiter in die Sonne. Es genügte das Fockſegel und die Schoten ein paar Mahl zu braſſen, die Bram- und Marsſegel flattern zu laſſen und die Boyleinen ſtraff anzuziehen, und der leichte „Endymion“ flog dahin wie ein Windſpiel, das man von der Leine losgelaſſen hat. Bald erſah man, daß der Gegenſtand, den man verfolgte, wirklich eine Schaluppe war. Ein wenig näher gekommen wurden die Köpfe einiger Menſchen ſichtbar und endlich dieſe ſelbſt, wie ſie in ihrem Fahrzeuge ſtanden und die Hüte ſchwangen. Wir legten ihnen gegenüber am Winde bey und ſetzten ein Boot aus, um zu erfahren, was es gebe.

Wie wir gleich anfangs gemuthmaßt hatten, gehörte die Schaluppe einem Schiffe zu, das in dem letzten Sturme geſcheitert war. Der Schiffsmannſchaft war es noch gelungen, die Schaluppe in's Meer zu bringen und in derſelben ein und zwanzig Perſonen, Matroſen und Paſſagiere, aufzunehmen, unter de-

nen ſich zwey Weiber und drey Kinder befanden. Mitten im Sturme war ihr Schiff ſo leck geworden, daß die Pumpen unnütz wurden, worauf die Unglücklichen das Waſſer mit Eimern auszuſchöpfen begannen; allein von Arbeit erſchöpft und völlig entmuthigt, hatten ſie ſich endlich vom Schlafe übermannen laſſen, bis das Schiff nahe daran war, in den Grund zu ſinken. Den unvermeidlichen Tod vor Augen rafften ſie ſich noch zu einem letzten Verſuche auf, ſich zu retten. Die Schaluppe wurde nicht ohne große Schwierigkeit ausgeſetzt; Alle, die hineinkommen konnten, drängten ſich hinein und ſchätzten ſich glücklich noch zwey kleine Ruder und eine Beyſegelſtange erhaſchen zu können, die ſie als Maſt aufſtellten und daran ſtatt des Segels ein Stück ihres Preſſennings (breites getheertes Segeltuch an den Lucken) zu befeſtigen. Ein Schinken und drey Gallonen Waſſer bildeten ihren ganzen Mundvorrath, und ſo entfernten ſie ſich von ihrem Schiffe, auf dem jedoch der Capitän, zwey Paſſagiere, zwey Matroſen und eine Frau zurückzubleiben ſich entſchloſſen hatten. So wurde uns die Geſchichte wenigſtens von den Leuten, die wir am „Endymion“ aufnahmen, erzählt.

Als die Schaluppe den Wrack ihres Schiffes verließ, wehte der Wind nach dem Lande zu, und obgleich ihr das ſchlechte Segel wenig half, ſo reichten doch beyde Ruder aus, das Vordertheil des Fahrzeuges in einer guten Richtung zu erhalten. Natürlich kamen ſie nur äuſſerſt langſam von der Stelle, ſo daß ſie, wenn ihr Schiff von einer Woge in die Höhe gehoben wurde — denn die See ging wegen des erſt vorübergegangenen Sturmes ſehr hoch — von ferne nichts entdecken konnten, als den flachen Berg Muckiſh, auf der Nordweſtküſte von Ireland, in einiger Entfernung von dem ſogenannten „Bloody Foreland“ (Blutiges Vorgebirg).

Unter dieſer Geſellſchaft von Schiffbrüchigen herrſchte aber nicht die mindeſte Mannszucht, ſelbſt als der Wind noch günſtig wehte; als dieſer aber umſprang und vom Lande her ihnen entgegenblies, ergaben ſie ſich einer völligen Verzweiflung, ließen die Ruder ſinken, ihr Segel in Stücke zerfetzen und zehrten allen ihren geringen Mundvorrath von Speiſen und Getränken auf. Zu allem Überfluſſe fing die Schaluppe, die nur ſchlecht vertheert war, auch noch an, Waſſer zu ſchöpfen, und, wie ſie nachher eingeſtanden, ohne den Muth und die Beharrlichkeit der Frauen würden ſie bey dieſem neuen Unfall insgeſammt zu Grunde gegangen ſeyn. Da das Wetter zugleich regneriſch und kalt wurde, ſo fingen die armen Kinder, die noch zu jung waren, um ihre verzweiflungsvolle Lage und das Unnütze ihrer Klagen zu begreifen, unaufhörlich nach Waſſer und warmen Kleidern zu ſchreyen an. Selbſt als ſie ſchon an unſern Bord gekommen waren, wimmerten dieſe armen Geſchöpfe noch: „Ach, gebt uns ein wenig Waſſer!“ und dieſe Worte tönten noch lange in unſre Ohren. Keine der Frauen war von ſtarkem Körperbau, im Gegentheil Eine von ihnen ſchien ſogar ſehr zart; allein dieß hinderte ſie nicht, die Männer aus ihrer ſtumpfſinnigen Verzweiflung zu wecken und ſie an ihre Pflichten zu erinnern, wobey ſie Vorwürfe und Bitten vereinigten und mit einem Beyſpiele von Muth vorausgingen, der das andere Geſchlecht in äußerſten Gefahren oft ſo mächtig begeiſtert, daß es ſich über die Männer erhebt. Wie lange jedoch dieß gedauert haben würde, weiß ich nicht zu ſagen; allein wahrſcheinlich würde ihre fieberhaft geſteigerte Kraft noch vor Einbruch der Nacht ermattet ſeyn, zumahl da der Wind viel ſtärker zu wehen anfing und ſie weiter in die offene See hinaustrieb.

Die Frauen, von Waſſer durchnäßt und kaum fähig Hand oder Fuß zu rühren, wurden faſt in einem Zuſtande von Stumpfſinn an Bord gebracht; denn ihre unverhoffte Rettung hatte ſo mächtig auf ſie gewirkt, daß ſie von ihrer moraliſchen Kraft in dem Augenblicke verlaſſen wurden, als ſie ihrer nicht mehr bedurften. Eine von ihnen glitt, als ſie das Caſtell des Schiffes erreicht hatte, aus den Händen und fiel auf ihre Knie, indem ſie Thränen vergoß und dem Himmel für ihre Rettung zu danken ſchien; allein ihr Kopf war ganz verwirrt; ſie bildete ſich ein, ihr Kind verloren zu haben, rang die Hände und ſchrie in Verzweiflung laut nach ihrem Kinde. In dieſem Augenblicke erſchien ein rieſenhafter Hochbootsmann, Billy Magnus genannt, von dem man ſagte, daß er nicht weniger als fünf Weiber und weiß Gott wie viele Kinder hatte, auf der Schiffsleiter und hatte in ſeiner Gigantenfauſt den armen Wurm, der ſich krümmte und weinte, wie weiland Gulliver zwiſchen Daumen und Zeigefinger des Pächters von Brobdignac. Die Mutter hatte gerade noch Kraft genug, ihr Kind aus der Hand Billy's zu empfangen und ſtürzte dann ohnmächtig auf dem Verdeck zuſammen.

Mit Hülfe eines tüchtigen Feuers, warmen Thee's, Braten und Eyern war bald einigen der dringendſten Bedürfniſſe dieſer armen Frauen abgeholfen; allein die größte Schwierigkeit war, für ſie trockne Kleider aufzutreiben. Der Capitän verfiel glücklicherweiſe endlich auf eine Auskunft. Er ließ bey den Officieren ihre Schlafröcke hohlen, fügte von ſeinen eigenen Kleidungsſtücken

hinzu und hatte bald ſo ziemlich ordentliche Anzüge für dieſe Frauen zuſammengebracht, bis wenigſtens ihre eigenen Kleider getrocknet waren. Die Kinder wurden in derſelben Kajüte nahe zum Feuer hin gebettet, und es war ein wahrhaft erfreulicher Anblick, die Speiſen von den Tiſchen verſchwinden zu ſehen, während die Weiber durch einander weinten, betheten und lachten.

Die Matroſen, als abgehärtete Naturen, legten keine ſolchen Zeichen von Rührung an den Tag, als man ſie aus der Schaluppe heraufhohlte, ſondern liefen inſtinctmäßig auf die Trinkkannen zu und bathen um einen Tropfen Waſſer. Man konnte kein beſſeres Mittel wählen, ſie zu kleiden und zu ſpeiſen, als indem man ſie den verſchiedenen Matroſen, die gemeinſchaftliche Schüſſeln hielten, einzeln zutheilte. Hier hatte man ſie bald mit Kleidern verſehen, und ſie aßen, ſo viel ſie konnten, da der Arzt, darüber befragt, zur Antwort gab, ſie hätten noch nicht ſo lange gefaſtet, daß es ihnen ſchädlich würde, wenn man ſie eſſen ließe, ſo viel ihnen ſchmeckte. Den Schinken ausgenommen, den ſie in der Schaluppe verſchlungen hatten und von dem auf Jeden nur ein Mundvoll gekommen war, hatten ſie ſechs und dreyßig Stunden lang keinen Biſſen über die Zunge gebracht; daher denn aber auch dem Rindfleiſch, Schweinefleiſch, Brot und andern Vorräthen der königlichen Fregatte nie größere Ehre geſchah. Man fütterte ſie ſo lange, bis ſie bathen, man möchte ſie jetzt ein wenig ſchlafen laſſen. Vielleicht waren einige von unſern Leuten um ſo mehr geneigt, dieſen Unglücklichen, die man auf offener See gefunden hatte, aus allen Kräften beyzuſpringen, als wir uns einen Monath vorher erſt in einer faſt ähnlichen Gefahr befunden hatten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Feſt Salomonis.

(Beſchluß.)

In langer Reihe folgten feurige Geſtalten; einige ſprühten Feuer, dem Blitze gleich, aus andern ſtrömte Licht, zart wie das des Regenbogens. Manche waren von koloſſaler Geſtalt, andere den kleinſten Zwergen ähnlich; einige waren nackt, mit kräftigen Gliedmaßen der vorſündfluthlichen Rieſen, andere von der zarteſten und lieblichſten Geſtalt, in Seide und Gold gekleidet; manche trugen Wapen, königliches Gewand, Kronen mit Sternen beſetzt, die klein wie das Auge des Maulwurfs waren, dennoch aber mit dem blendendſten Glanze funkelnd. Manche befanden ſich auf Schwingen, andere in ſchwebenden Wagen aus auf Erden unbekanntem Metall, das aber Gold und Silber an Glanz übertraf. Reitende Bothen waren von unbegreiflicher Kraft und erſtaunlicher Größe, ſchlank wie die Thürme einer Stadt, und neben welchen der Elephant wie ein Rehkalb ausgeſehen hätte. Barken ganz aus koſtbaren Juwelen gemacht, bewegten ſich durch die Luft, und ſchwammen um die Pfeiler und Bildwerke des Pallaſtes mit ungemeiner Schnelligkeit. Einige Geſtalten waren zu Fuß, und traten auf Teppiche von Silber und Scharlach, die ſich, wohin ſie traten, ausbreiteten, und bey jedem Schritte friſche Roſen hervorbrachten. Manche hatten ein von Kummer und Schrecken gefurchtes Geſicht, andere waren aber von ſeltener und vollkommener Schönheit, die das Auge zugleich anzog und niederdrückte. Alle bewegten ſich nach dem Schall einer unendlichen Anzahl von Inſtrumenten, auf welchen, je nach dem Stande und der Gewalt eines jeden, Kriegs- und Hirtenlieder ſo wie Chorale geſpielt wurden, und ſie bildeten alle den ſeltenſten und wunderbarſten Anblick.

Obgleich nun alle Gäſte niemahls ein ähnliches Schauſpiel geſehen, bekannten ſie dennoch, wie es ſie mit unbeſchreiblicher Furcht durchdringe. Sie fühlten ſich ſchwer beklommen, und nicht der Reiz dieſer Lockungen und Verſuchungen, welche gefallenen Geiſtern noch übrig bleiben, ja nicht einmahl ihre Weisheit, Schönheit und Kenntniß der Geheimniſſe der Natur, ihre glänzende Geiſtesfähigkeit und allgemeine Geſchicklichkeit vermochten die Könige abzuhalten Salomon zu bitten, er möge ſeinen ſchrecklichen Vaſallen, den Beherrſchern der Welt der Finſterniß befehlen, den Pallaſt zu verlaſſen. Der König willigte aus Rückſicht auf ihre menſchliche Schwäche ein, nahm den Becher aus Edelſtein in die Hand, und goß in denſelben eine Flüſſigkeit von der Farbe des Elfenbeins. Der Becher wurde alsbald ſchwarz wie die Nacht, und tauſend Pfeile der Finſterniß ſchoſſen aus demſelben nach allen Seiten des Horizonts. Sie drangen durch die Reihen der böſen Geiſter wie fliegende Pfeile, und ſogleich brach die ganze mächtige Schaar auf und flatterte in allen Richtungen durch die Luft. Lange ſah man ihre Flucht, welche dem Herabfallen feuriger Meteore glich; und das Geſchrey auf ihrer Flucht wurde bis nach Babylon gehört.

Ad. Saſſe.

Notizen.

Schauspiele.

Über Neſtroy's „Robert der Teufel."

Ich pflege das k. k. priv. Theater an der Wien weder häufiger zu beſuchen, noch bin ich veranlaßt, meine Meinung über die daſelbſt einheimiſche Art von Kunſtleiſtungen dem Publicum vorzulegen. Seit mehr als einem einjährigen Zeitraume habe ich nur Neſtroy's: „Der böſe Geiſt Lumpacivagabundus" und neuerlich die ſiebente Vorſtellung ſeiner neueſten Parodie „Robert der Teufel" geſehen. Das Publicum hat das erſtere Erzeugniß des landsmänniſchen Dichters (dieſen Nahmen verdient Neſtroy in ſeiner Art unſtreitig) mit wahrem Enthuſiasmus aufgenommen; ich fand dieſe Aufnahme billig, wenn nicht gerecht. — „Robert der Teufel," von dem Alles ſprach, den Alles rühmte, pries, in die Wolken erhob, ehe — er gegeben worden, fand eine laue Aufnahme — und ich finde ſie unbillig, wenn nicht ungerecht. Allein ſo pflegt es dichteriſchen Producten zu ergehen, die irgend einem von dem Publicum verhätſchelten, allbelobten Adoptivkinde nachfolgen. Man hegt die ungeheuerſten Erwartungen, glaubt, ein Weſen ganz neuer Art werde das Tages- oder vielmehr Lampenlicht erblicken, und ſiehe da! es darf weder ſchlechter noch beſſer ſeyn als ſein Vorgänger — das hochgeſpannte Urtheil iſt ganz ein anderes; denn wo die Erwartung über Alles, bleibt Alles unter der Erwartung. Es wäre für Dichter und Directionen keine heilſamere Politik (wenn dieſe zu befolgen, immer in ihrer Macht ſtünde) anzuempfehlen, als von ihren Neuigkeiten ſehr wenig oder gar nichts reden zu machen. Allein unberufene Freunde, die irgend etwas davon erſchnappt, bey der Vorſtellung beſchäftigte Nebenperſonen, oder die beym Coſtüme oder Decorationsweſen irgend einen Handlangerdienſt zu verrichten bekommen, blaſen in die Poſaunen von Jericho, und zertrümmern das vermeintlich feſtgefügte Gebäude, gleich den Mauern jener Stadt. — Von der anfänglich gleichgültigen Aufnahme, welche beſagte Parodie Neſtroy's fand, müſſen die angeführten Umſtände wohl ein Hauptgrund ſeyn, weil ſich leicht kein anderer zureichender vorfindet. Mag nun auch der Geſchmack in dieſem Genre localer Poſſen für ein oder das andere Süjet Vorliebe hegen, mögen die Einen nicht Verehrer von Parodien ſeyn, während ſie Zauberſtücke über Alles gerne ſehen — ſo viel iſt gewiß, daß „Robert der Teufel" in ſeiner Art nicht eben tief unter dem Zauberſtücke „Lumpacivagabundus" ſteht, nur daß bey beyden Erfolg und Erwartung ſich durch letztere in ein entgegengeſetztes Verhältniß ſtellten. Es war ſehr ſchwierig den Operntext „Robert der Teufel" zu parodiren. So wie er auf unſeren Bühnen dargeſtellt wird, liegt ſo wenig Sinn in ſelbem, daß eine komiſche Auffaſſung des Stoffes a contrario beynahe unmöglich gemacht wird. An den Lächerlichkeiten, die in einzelnen Momenten liegen, hat der parodirende Dichter aber nur magere Koſt. Neſtroy hat demungeachtet verſucht, das ganze Süjet in ein komiſches umzuſtalten, und wenn ihm dieß, im Sinne der Parodie, auch nicht in dem Grade gelungen iſt, daß die Sache ſelbſt, die Tendenz des Ganzen damit ins Lächerliche gezogen worden wäre, ſo hat er in der komiſchen Handlung (die jedenfalls nicht viel weniger Sinn und Zuſammenhang hat, als das Original ſelbſt) doch einen Faden gefunden, welcher die einzelnen, gewiß draſtiſch-witzigen Situationen ſo gut verbindet, als man in localen Zauberſtücken gewohnt iſt. Einzelne Scenen aber ſind, wie geſagt, unübertrefflich. Wir erinnern nur an jene bey der Spinnerinn am Kreuze, um die Erinnerung all Derjenigen, welche die Parodie geſehen haben, für uns zu ſtimmen. Als Hr. Scholz Bertrams Rock findet, ihn anzieht, und der lammweiche Mann plötzlich ein Tyrann, Räuber wird, ja alle Geberden der diaboliſchen Natur annimmt und ſein gutmüthiges Erſtaunen darüber, als er ſich des bluterhitzenden Kleides wieder entledigt hat, ſo wie alle folgenden Scenen mit Bertram und Alice — ſind in der That voll Witz und komiſcher Laune, ſo wie ſie nur immer in einem derley Stücke vorgekommen ſeyn mögen. Sehr gelungen iſt auch die Idee mit den Scenen im Weinkeller, wo die geſchwefelten Weingeiſter aus den Fäſſern emporſteigen, und Robert die von der Katze bewachte Zauberpippe entwendet. Nur der Schluß, wo er bewogen wird, dieſen hölliſchen Talisman wieder von ſich zu werfen, iſt allzu präcipitirt, und ſchadet ganz gewiß dem Endeffecte. — Wie Neſtroy den Charakter Bertrams als Dichter und Schauſpieler behandelt hat, iſt der beſte Bürge für ſein beyderſeitiges Talent. Man kann ſich des Lachens nicht enthalten, wenn dieſer Geiſt, der ewig Böſes ſchafft, um ſeiner Natur zu genügen, einem Kellnerjungen den Fuß unterſetzt, ihn zum Falle bringt und ausruft: Triumph! es iſt gelungen! — Solcher Züge gibt es mehrere. Als Schauſpieler hält Neſtroy die äußere höchſt originelle Erſcheinung bis zum Schluſſe feſt, und fällt auch nicht einmahl aus der angenommenen ſchwierigen Weiſe. Im hohen Grade komiſch iſt Scholz als Bedienter. Was dieſer in der That claſſiſche Künſtler auch in dieſer Rolle leiſtet, wiewohl ſie dem Umfange nach nicht groß, darf ſeinen beſten Parthien an die Seite geſetzt werden. Decorationen, Coſtüm, Arrangement ſind ſchön, pflegen aber ohnehin allwärts gelobt zu ſeyn.

Ermin.

Concertanzeige.

Morgen Sonntag den 27. d. M. findet im Geſellſchaftsſaale der Muſikfreunde das Abſchieds-Concert der Brüder Carl und Anton von Kontski Statt. Erwägt man die Vorzüglichkeit der Leiſtungen dieſer Künſtler in ihren bereits gegebenen Concerten, worin uns beſonders die Entwickelung des ſeltenen Talentes ihres Bruders, des kleinen Apollinar v. Kontski, welcher eine beynahe männliche Beſonnenheit und Ruhe mit großer Fertigkeit und vielem Geſchmacke des Spieles vereint, zum gerechten Staunen zwang; weiß man ferner, daß die Genannten in der Zwiſchenzeit von einem Jahre mit raſtloſem Streben nach ſteter Vervollkommnung in ihrem Fache rangen, ſo kann man mit voller Zuverſicht einem hohen Genuſſe in dieſem Concerte entgegenſehen, welches eben deßhalb eines zahlreichen Beſuches ſich erfreuen dürfte. Von beſonderem Werthe, ergreifender Annehmlichkeit und Lieblichkeit der Compoſition ſoll das Doppelconcert ſeyn, deſſen Vortrag von den beyden Concertgebern gewiß einen bedeutenden Grad von Vollkommenheit erreichen wird. Dieß und die Mitwirkung des kleinen Apollinar möge ſich als ein kräftig wirkender Magnet auf das Zuſtrömen des Publicums bewähren.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Im Comptoir des Oeſterr. Beob. iſt erſchienen: Gemeinnütziger und erheiternder Hauskalender für das öſterreichiſche Kaiſerthum, oder Geſchäfts-, Unterhaltungs- und Leſebuch auf das gemeine Jahr (von 365 Tagen) 1834. Titelkupfer: Plan der k. k. Hauptſtadt Mailand. Koſtet im geſchmackvollen Umſchlage, worauf der kaiſerl. Adler mit allen öſterr. Ritterorden abgebildet iſt, auf Druckpapier 3 fl. 30 kr., — auf Schreibpapier 4 fl. 30 kr. W. W.

Der Sammler

Dinſtag, den 130 29. October 1833.

Bey der

Rückkehr Ihrer k. k. Majeſtäten

in die Reſidenzſtadt Wien,

nach ihrer in dieſem Sommer unternommenen Reiſe.

Willkommen! Vater! Mutter! in der Kinder Mitte,
Die lange ſich nach Eurer Gegenwart geſehnt,
Willkommen! rufen wir nach alter Väterſitte
Euch zu, durch die das Leben uns wird hold verſchönt.
Im Jubel zogt Ihr ein bey Euren fernen Kindern,
Die ſelt'ner trifft des güt'gen Vaters Zauberblick,
Doch konnte dieß die brünſt'ge Liebe nicht vermindern,
Als Ihr erſchient, erſchien der Völker höchſtes Glück;
Im Jauchzen, das erſcholl aus ihrer Seele Tiefen,
Sprach ſich, Euch preiſend, aus ihr innerſtes Gefühl,
Und alle Wünſche, die in ihrem Buſen ſchliefen,
Sie traten laut hervor im freud'gen Volksgewühl.
Und wir, die Eurer Gegenwart uns ſtets erfreuen,
Der Hohen, die uns huldvoll ſchützt, beſeelt, erhebt,
Wir ſollten wen'ger Euch der Freudenthränen weihen,
Wir, die die Glorie der Herrſcher ſtets umſchwebt?
Nein! Vater! Mutter! das könnt Ihr von Wien nicht glauben,
Das Eure Huld umſchuf zu einem Paradies;
Drum möget Ihr den treuen Wienern mild erlauben,
Zu rufen: O wie iſt die Wiederkehr ſo ſüß!

C. F. Müller.

Rockall.

(Fortſetzung.)

An einem ſchönen Herbſtmorgen, gerade eine Woche nachdem wir zu Lough-Swilly die Anker gelichtet hatten, ſignaliſirte man ein Segel unter dem Winde. Sogleich ſteuerten wir in dieſer Richtung hin; allein Niemand wußte zu ſagen, wer und woher dieſes Schiff ſey, auf das man Jagd machte; wenigſtens waren nicht zwey unſerer alten Seeleute darüber einverſtanden. Die verſchiedenen

Meinungen trafen endlich doch darin zuſammen, daß es eine Brigg ſey, deren obere Segel ſehr weiß, die untern aber ſchwarz ſchienen, als wenn jene von Baumwollenzeug, dieſe von Preſſenningleinwand gemacht wären, — eine in der Marine allerdings ſonderbare Anomalie; allein nur ſo konnte man ſich erklären, was man vor Augen ſah. Es dauerte indeß nicht lange, ſo wurde allen dieſen Muthmaßungen mit einem Mahl ein Ende gemacht; denn man entdeckte bald darauf, daß das geheimnißvolle Schiff, auf das wir Jagd gemacht hatten, — ein Felſen war, kein Schiff von Holz und Eiſen, ſondern ein mächtiger Granitblock, der ſich auf einer größern Entfernung vom feſten Lande erhob, als irgend eine Inſel oder ein Eiland von gleichem Umfange. Dieſer Art Flecken auf der Oberfläche des Meeres war nicht höher als ſechzig Fuß und von hundert Klaftern im Umfange. Der kleinſte Bleyſtiftpunct könnte nicht auf der Karte ſeine Stelle andeuten, ohne das Verhältniß ſeiner Größe zu den übrigen Inſeln dieſes ſtürmiſchen Meeres zu übertreiben. Dieſer Fels liegt hundert vier und achtzig Seemeilen weſtlich von St. Kilda, der entfernteſten der Hebriden, und zweyhundert und ſechzig nordwärts von Ireland. Man nennt ihn Rockall, ein Nahme, der den Schiffern des baltiſchen Meeres gar wohl bekannt iſt. Dieſer ſonderbare Pik beſteht aus ſchwarzem Granit; allein ſein Gipfel, der ſeit undenklichen Jahrhunderten Myriaden von Seevögeln zum Ruheort diente, hat ſich der Länge nach mit einer Schichte, ſo weiß wie Schnee, bedeckt, durch die man aus der Ferne verleitet wird, ihn für ein Schiff mit vollen Segeln zu halten. Während wir damahls kreuzten, wurden wir noch mehr als einmahl von ihm getäuſcht, obgleich wir bereits ſeine Lage genau kannten.

Da wir nichts Beſſeres zu thun hatten, ſo entſchloſſen wir uns den Rockall näher zu unterſuchen und zu beſichtigen. Zwey Boote wurden zu dieſem Zweck ausgeſetzt, und während die Fregatte unter dem Winde dieſes Felſeneilandes lavirte, ſuchten die Zeichner ihre Mappen und die Geologen ihre Hämmer zu einem groſſen wiſſenſchaftlichen Ausfluge hervor. Als wir vom Bord abſtießen, ſchien das Meer ſo ſpiegelglatt, daß wir uns ſchmeichelten, ohne die geringſte Schwierigkeit landen zu können; allein wir fanden am Felſen einen mehrere Fuß hohen Wellenanſchlag, den wir nicht in unſere Berechnung aufgenommen hatten. Die eine Seite des Felſens war ſenkrecht bis zur Spitze, wie eine Wand; die andern waren zwar gleichfalls ſteil und glatt, allein ſie waren doch uneben genug, um uns hinanklettern zu laſſen, wenn wir einmahl aus dem Boote waren. Indeß mußte man auf ſeine Füße vertrauen können, und ſo ziemlich viel Muth haben, als ein Jäger braucht, um über einen Zaun wegzuſetzen. Ein Fehltritt, oder die geringſte Furcht konnte den wißbegierigen Forſcher, wenn ihm der Sprung mißlungen war, hinabſtürzen, um die Geheimniſſe des Abgrundes zu unterſuchen, in welchem der Fuß dieſes räthſelhaften Felſens wurzelt. Doch glücklich kamen wir Alle an, Hämmer, Zeichnungsbücher und Chronometer mit einbegriffen.

Da wir uns etwas darauf einbildeten, mit der größten Genauigkeit nicht nur die Lage des Felſens, ſondern auch ſeine Geſtalt zu beſtimmen, ſo machten wir uns rüſtig ans Werk, die Einen, um Granitſtücke abzuſchlagen, die Andern, um mittelſt einer Schnur den Umfang zu meſſen, während eines von den Booten überall, wo es Grund fand, mit dem Senkbley Unterſuchungen anſtellte. Nach Verlauf einiger Zeit begann um uns her die See hohl zu gehen, und wir fragten uns, warum die Fregatte, die ſich immer mehr entfernte, kein Manöver mache, um in der bisherigen Nähe zu bleiben; allein da es helllichter Tag war, ſo kümmerten wir uns wenig um einige Ruderſchläge mehr, die wir etwa machen mußten, und ſetzten unſere Arbeiten fort. Ich weiß nicht genau zu ſagen, zu welcher Stunde plötzlich der dünne Duftvorhang, der am Horizonte ſchwebte, herabſank, ſich ſchnell zu einem Nebel verdichtete und zuletzt zu einem kalten Staubregen wurde, der uns nothwendig einige Beſorgniſſe einflößen mußte. Es wurde unverzüglich beſchloſſen, die Boote zu beſteigen und zu dem „Endymion“ zurückzukehren, um ſo mehr, da wir mit unſern Arbeiten zu Ende waren und uns nur noch damit unterhielten, an den Wänden des Felſens herumzuklettern.

Inzwiſchen hatte die See angefangen ſo hoch zu gehen, daß es uns zweymahl ſchwieriger wurde, wieder in unſere Boote zu gelangen, als aus denſelben den Felſen zu erklimmen; aber noch ſchlimmer war es, daß wir doppelt ſo viel Zeit dazu brauchten, nähmlich wenigſtens eine halbe Stunde. Wir mußten gewiſſermaßen durch mehrere gefährliche Sprünge hinter einander davon wegzukommen ſuchen, und durften uns dabey weniger auf unſere Gewandtheit, als den Zufall verlaſſen, von unſern Cameraden aufgefangen zu werden. Diejenigen von unſern Gefährten, die man wegen ihres leiblichen Umfanges in der Sprache der Seecadetten: „Chriſten mit breitem Caſtell“ zu nennen pflegte, ſtürzten daher mit einem Gepolter zwiſchen die Ruderbänke

und Ruder hinein, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, durch die Schwere ihres Falles ein Loch in den Kiel der Boote geſchlagen zu ſehen. Indeß ging dennoch Alles glücklich von Statten, und wir ſteuerten nun mit vollzähliger Mannſchaft, wie wir gekommen waren, nach der Fregatte zu. Allein zu unſerer großen Überraſchung und zu unſerer noch größern Betrübniß war der „Endymion“ weit und breit nicht mehr zu ſehen. „Der Endymion war gerade in dieſem Augenblick auf jener Seite,“ ſagte der Eine. — „Noch vor keiner Stunde befand er ſich in dieſer Richtung hin,“ bemerkte ein Anderer. Allein kein Endymion war mehr zu ſehen. Offenbar hatte er ſich eine beträchtliche Strecke weit entfernt; die Luft hatte überdieß ihre Durchſichtigkeit verloren, und der Horizont, den wir vor uns hatten, war nicht mehr derſelbe. Man hätte die Farbe der Luft mit der eines Glaſes mit Waſſer vergleichen können, in das ein Tropfen Milch gefallen war, ſo daß es zwar nicht ein eigentlicher Nebel war, aber doch naß und dunſtig genug, um den geſuchten Gegenſtand zu verbergen. So geriethen wir in die größte Ungewißheit, was nun anfangen. Vergeblich manövrirten wir in einiger Entfernung von dem Unglücksfelſen hin und her, in der Meinung, daß eine oder die andere etwas dichtere Luftſchichte uns einen Schleyer vor die Augen gezogen habe; allein keine Spur von dem Endymion war zu entdecken.

Nun kamen einige auf den Gedanken, es wäre möglich, daß die verdichtete Luft, wie ſie ſchon ihrer Natur nach ſchwerer ſey, als die nicht von Dünſten erfüllte, nur auf der Oberfläche des Meeres verbreitet liege, und wir uns in einer Schichte undurchſichtiger Ausdünſtungen befänden. Dieß wurde mit großem Ernſt behauptet, und man fügte hinzu, daß die Spitze des Felſens, die ſechzig Fuß über der Meeresfläche erhaben liege, ſich in einer ganz ungetrübten Luftregion befinden könne, weßhalb es vielleicht möglich ſey, von dort aus die Maſtſpitzen des Endymion, wo nicht gar die ganze Fregatte ſelbſt zu ſehen. Unſere jungen Gelehrten wußten ihrer Meinung durch einen Aufwand von Kunſtausdrücken ſo viel Gewicht zu geben, daß der Officier, der die Expedition befehligte und auch ein wenig aus den wiſſenſchaftlichen Myſterien genaſcht hatte, ſich überreden ließ, den Verſuch zu machen. In jedem Falle, dachte er, dient es zur Zerſtreuung oder beſchäftigt wenigſtens. Sofort wurde alſo ein Matroſe, der behendeſte von allen, an dem Felſen gelandet, den er wie eine Gemſe hinankletterte. Aller Augen folgten ihm, und kaum war er auf der Spitze angekommen, als man ihn mit einer Ungeduld, die mehr Unruhe verrieth, als die Officiere wahrſcheinlich den Matroſen zeigen wollten, fragte, was er ſehe. „Hat ſich was zu ſehen!“ war die Antwort; „ich ſehe in keiner Richtung irgend was — ausgenommen da unten.“ — Hier deutete er mit der Hand ins Meer hinaus. „Was iſt es denn?“ riefen mehrere Stimmen zugleich. — „Ich fürchte, es iſt eine Seenebelbank, die auf uns anrückt.“ — Und er hatte es errathen. Das geübte Auge des Matroſen, der in ſeiner Jugend an der Küſte von Newfoundland auf dem Fiſchfange mitgeweſen war, entdeckte einen Dunſtſtreif, eine Wolke von länglicher Ausdehnung, die am Horizonte hing und wie eine ferne Küſte anzuſehen war. Allgemach ließ ſich dieſes Dunſtgewölk unter dem Winde herab, und umhüllte endlich den Felſen, die Boote und Alles umher mit einem Mantel von ſo dichtem Seenebel, daß wir in keiner Richtung hin auch nur auf zehn Klafter weit ſehen konnten. Obgleich nun unſere Lage ſo verzweifelt war als vorher, ſo war es doch merkwürdig, die beſtändige Ebbe und Fluth menſchlicher Gedanken zu beobachten, wie ſie ſich geſchmeidig dem Wechſel der Umſtände anſchmiegten. Eine halbe Stunde vorher hatten wir es uns als einen Fehler vorgeworfen, das Felſeneiland nicht früher verlaſſen zu haben, und nun wünſchten wir uns Glück, doch einen feſten Vereinigungspunct zu haben, ſtatt der Laune des offenen Meeres preisgegeben zu ſeyn. „Die Fregatte,“ ſagten wir zu einander, „muß doch früher oder ſpäter den Felſen wieder finden, und wir haben nichts Beſſeres zu thun, als ihn nicht zu verlaſſen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Dreyſylbige Charade.

Soll die Erſte ſein man loben,
Muß man aus den Höhen oben
Viel des letzten Paars erblicken
In den ſchlau geſtellten Stricken.
Und weil dieſe Letztern wandern
Von Amerika bis Flandern,
Nennt als Ganzes man ſie nur,
Stellt ihm nach in Wald und Flur.

F. W. Jaggi.

Walter Scott.

Mehrere Jahre vor der Reiſe Walter Scott's nach Italien, und als er noch ſein Amt in Edinburgh bekleidete, — erzählt Capitain Baſil Hall — nahm ich Gelegenheit, ihn zu fragen, wie viel Stunden er täglich

für die Preſſe arbeiten könne. Scott entgegnete, daß er fünf und eine halbe Stunde für ein gutes geiſtiges Tagewerk anſehe und es ſelten bis zu ſechſen gebracht habe. Was nach einem ſolchen Zeitraume geiſtiger Anſtrengung geſchaffen werde, halte er für unbedeutend. — Nachdem ſich Walter Scott ſeiner amtlichen Verpflichtungen entledigt hatte, trieb ihn das Beſtreben, ſeine Gläubiger zu befriedigen, zu weit größeren Anſtrengungen, und er arbeitete zehn, zwölf und vierzehn Stunden täglich. Darunter litt freylich der Gehalt ſeiner Werke und noch mehr ſeine Geſundheit, deren Verfall er größtentheils dieſem Umſtande zuſchrieb. Während ſeines Aufenthalts in Portsmouth äußerte er darüber gegen den Capitän Hall: „Ich beſorge, ein großer Theil meines jetzigen Übelbefindens iſt die Folge zu anhaltender Arbeit. Laſſen Sie ſich's geſagt ſeyn, Capitän, das Überarbeiten iſt ein gefährliches Ding.“ Und ein anderes Mahl: „Ich glaube, ich habe mich übernommen und durch Übermaß geiſtiger Anſtrengung dieſes Übelbefinden zum Theil herbeygeführt.“ A.

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldſtadt.) Sonnabend den 12. October wurde zum erſten Mahle aufgeführt: „Liebe kann Alles, oder: die bezähmte Widerſpenſtige,“ Luſtſpiel in vier Abtheilungen, nach Shakeſpeare und Schink frey bearbeitet von Holbein. Dieſes Stück, ſeit einer Reihe von vielen Jahren unverändertlich und unvermindert ein Lieblingsſtück des gebildeten Theaterpublicums, wurde auf mehreren Bühnen Wiens mit dem beſten Erfolge zur Darſtellung gebracht. Die Verpflanzung deſſelben auf dieſen Boden finden wir ganz zweckmäßig, da die Direction den Schauſpielern dieſer Bühne, welche beynahe ausſchließend in der Poſſe und in Spectakelſtücken verwendet wurden, Gelegenheit zu zeitweiſen Verſuchen im Converſationsfache darbietbet; ja wir müſſen die Wahl dieſes auf beſondere Theatereffecte berechneten Luſtſpieles um ſo mehr billigen, da uns das Vergnügen zu Theil ward, Mad. Scutta wieder in einer Glanzrolle vorgeführt zu ſehen. Als im Jahre 1831 Mad. Scutta in Grätz mehrere Gaſtvorſtellungen gab, haben ſich dortige Blätter über ihr muſterhaftes, fürwahr kunſtvoll durchdachtes Spiel mit gerechten Lobeserhebungen ausgeſprochen, und das liberale Grätzer Publicum ihren Leiſtungen als Victorin in „Waiſe und Mörder,“ Franciſca in: „Liebe kann Alles“ volle Anerkennung angedeihen laſſen. Die Rolle der Franciſca bezeichnet einen Charakter von ſehr ſchroffen Übergängen; es iſt wohl ein Leichtes, einzelne Stellen, ja vielleicht Scenen dieſer Aufgabe befriedigend zu löſen, aber die Schwierigkeit, ſie im Ganzen geiſtreich aufzufaſſen, auch als ein Ganzes durchzuführen, d. h. die Idee des Dichters zu verfolgen und zu verkörpern, kann nur von ausgezeichneten Talenten erwartet werden. Mad. Scutta wußte das getreue Bild eines von Jugend auf verzogenen Mädchens mit allem Verdienſte darzuſtellen, und ihren Charakter ganz zu beherrſchen. Das Kunſtwerk des Schauſpielers gebt dahin, wie ein Lächeln über das Geſicht des Menſchen, ſagt Iffland, darum rede der Freund und Bewunderer des glücklichen Talentes ein dankbares Wort von dem, was geweſen iſt. Obwohl Hr. Schaffer (Oberſt von Kraft) in ſeiner Darſtellungsweiſe ſich vielen verdienten Applaus erwarb, ſo können wir doch zur Steuer der Wahrheit eine Bemerkung nicht unterdrücken, zu der ſich dießmahl eine beſonders dringende Veranlaſſung fand. Der Charakter des Oberſten iſt mit nicht minderen Difficultäten wie jener der Franciſca in der Ausführung begabt, es können daher ſehr leicht die fleißigſten und talentvollſten Schauſpieler (denen wir Hrn. Schaffer mit Recht beyzählen müſſen), an der Vollendung dieſes Gebildes ſcheitern. Der Dichter ſtellte uns in dem Oberſten von Kraft einen Mann voll Energie dar, ließ ihn aber auch zugleich als einen ſubmiſſen Liebhaber und zärtlichen Gatten erſcheinen, ohne jedoch der Würde des Mannes und dem militäriſchen Anſtande etwas zu vergeben. Läßt ſich nun der Schauſpieler im Feuer eines lodernden Gefühles, einer heftig erregten Phantaſie zu Ausbrüchen von unbewachter Leidenſchaft hinreißen, welche unbeſtreitbar die gezogene Gränze des Einen oder Andern überſchreiten; ſo muß der darzuſtellende Charakter vergriffen, und die wirkſamſte Leiſtung für die Kritik minder verdienſtlich werden. Wenn daher die Art und Weiſe von Hrn. Schaffer's Darſtellung auch nicht das Gepräge einer vollendeten Durchführung in ſich vereinte, ſo können wir doch nicht in Abrede ſtellen, daß ſchon der Fleiß und die Thätigkeit dieſes Schauſpielers lobenswerth erſcheint. Mad. Scutta, welche nach dem zweyten Acte und am Schluſſe gerufen wurde, erſchien jedesmahl mit Hrn. Schaffer. Wollten wir Hrn. Tomaſelli als Bauernburſche Criſpin mit Stillſchweigen übergehen, würden wir ſeinem verdienſtvollen Streben wenig Anerkennung zollen. Von den Übrigen, HH. Blankovsky (Baron Gromer), Brabbée (Doctor Dolfing), Fermier (Commerzienrath von Wörlitz), Mad. Forſter (Julie) und Dlle. Schadetzky (Eliſe), welche ſich alle untergeordnet bewegen, können wir erwähnen, daß ſie eifrigſt bemüht waren, ihre Wirkungskreiſe gehörig auszufüllen. —

Mittwoch den 16. October wagte Dlle. Brandt in Gleich's romantiſcher Volksſage: „Der Freyſchütze“ als Käthchen ihren zweyten theatraliſchen Verſuch. Sie war in dieſer anſpruchloſen Rolle minder befriedigend als in ihrer erſten, obſchon ſie einzelne Pointen mit Glück exequirte. Ihre Umgebung wirkte mit allem Eifer und geſtaltete das Ganze zu einer gelungenen Vorſtellung.

Joh. Nep. Hraſtnigg.

Literariſche Anzeige.

Hr. Ant. Kasper, deſſen Nahme in der lyriſchen Poeſie als ächte Münze gilt, hat das Geſchick der ſpartaniſchen Helden bey Thermopylä zu einem fünfactigen Trauerſpiele benützt, welches bey v. Ghelen unter der Preſſe iſt. Dem Vernehmen nach ſoll es ein ſehr gehaltvolles Werk und Sr. Excellenz dem Patriarchen J. L. Porker dedicirt ſeyn.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerſtag, den 131 31. October 1833.

Ueber das Opiumrauchen in China.

Jedermann kennt die Art, auf welche man ſich in der Türkey und in Perſien des Opiums bedient, um den gewünſchten narcotiſchen Erfolg hervorzubringen; man nimmt es in Pillen entweder ein, oder mit Gewürzen vermiſcht, um ſeinen unangenehmen Geſchmack zu vermindern. Auf dieſe Art genommen, bringt es eine augenblickliche Aufregung hervor, auf welche eine eben ſo große Erſchlaffung folgt, bis eine neue Doſis die Organe wieder reizt. Der Mißbrauch des Opiums bringt bald eine gänzliche Zerrüttung der Lebenskräfte hervor; der Appetit verſchwindet, die Kräfte verlieren ſich, der Opiumeſſer iſt niedergeſchlagen, und verſinkt am Ende in gänzliche Stupidität. Die Chineſen und Malayen ſuchen den ſchädlichen Folgen dieſes Genuſſes durch eine andere Art der Bereitung des Opiums vorzubeugen; ſie eſſen es nie, ſondern rauchen es, nachdem ſie es zuvor auf folgende Art gereinigt haben. Man löſt das Opium in einer gleichen Quantität Waſſer auf, läßt es kochen bis es völlig austrocknet und in Staub zerfällt, rührt es dann um, bis es ſich bräunt, doch ohne zu verkohlen; hierauf gießt man wieder Waſſer auf, und ſeihet es durch Papier oder Leinwand; den Reſt wäſcht man verſchiedene Mahle, um Alles, was ſich auflöſen läßt, herauszuziehen. Das gewonnene mit Opium geſättigte Waſſer läßt man ausdünſten, bis es etwa die Zähigkeit vom Syrup angenommen hat. Die Quantität, welche man ſo erhält, iſt ſehr verſchieden, nach den verſchiedenen Arten von Opium, die angewendet werden; dieſe ſind in China ausſchließlich türkiſches, bengaliſches, und Malwa-Opium (das letztere wird in Mittelindien, in den verſchiedenen mahrattiſchen Staaten bereitet). Hundert Theile liefern von bengaliſchem Opium 48, von türkiſchem 33, von Malwa-Opium 73 Theile Reſultat; aber türkiſches Opium gilt für höchſt ungeſund, und wird nie allein geraucht, ſondern für alte Opiumraucher mit indiſchem gemiſcht, weil es berauſchender iſt, als dieſes. Dieſer Extract behält alle Bitterkeit des Opiums, hat aber den widrigen Geruch verloren; er iſt ſtärker als rohes Opium, aber ſeine Wirkung iſt weniger zerſtörend für die Organiſation, erhitzt weniger, und läßt weniger Kopfſchmerzen nach ſich. Während der Bereitung erheben ſich ſtarke narcotiſche Dämpfe, welche betäubend wirken. Die Pfeife, aus der es geraucht wird, beſteht aus dem Gelenk eines Bambusrohrs, das an einer Seite offen iſt; nahe an dem geſchloſſenen Ende iſt eine Seitenöffnung, auf welche eine metallene Schale angepaßt iſt, die in der Mitte eine ſehr enge Öffnung hat. Wenn man rauchen will, ſo zündet man eine Lampe mit einer ſehr kleinen Flamme, die mit gereinigtem Öhl genährt wird, an, taucht eine kleine eiſerne Nadel in das Opium und hält den Tropfen, der daran hängen bleibt, über die Flamme, um

Digitized by Google

ihn zu trocknen; hierauf bringt man ihn an die Öffnung in der Schale der Pfeife, nähert sie der Flamme, zieht stark an sich, und die Flamme verzehrt im Augenblicke das Opium; der Rauch kommt in den Mund, man verschlingt einen Theil desselben, behält den Rest möglichst lange im Munde, und stößt ihn durch die Nase aus. Hierauf fängt man dieselbe Operation wieder an, und wiederhohlt sie, bis man satt ist; selten rauchen die Chinesen mehr als zwanzig Tropfen auf einmahl, aber sie wiederhohlen es mehrere Mahle täglich. Sie halten sich dabey in einem finstern Zimmer, so viel wie möglich von allem Geräusch entfernt, und auf einem Canapee liegend. Diese Art Opium zu nehmen, soll weit unschädlicher seyn als das Essen desselben, dennoch stumpft der Mißbrauch auch hier vollkommen ab, und eingefallene Augen und beständiges Zittern verrathen einen alten Opiumraucher, und die zunehmende Erschöpfung macht ihm immer größere Dosen und ihre immer häufigere Wiederhohlung nöthig, bis er seine Lebenskräfte völlig aufgezehrt hat. Daher hat das chinesische Gouvernement die Production von Opium, und die Einfuhr von Außen verbothen, ist aber nicht im Stande, die letztere zu hindern. Die englischen und amerikanischen Schiffe, welche mit Opium handeln, werfen am Eingange des Flusses von Canton auf der Rhede von Lintin Anker; der Capitän benachrichtigt seinen Correspondenten in Canton von der Quantität und Qualität des Opiums, das er an Bord hat, dieser verkauft es an den chinesischen Kaufmann gegen baares Geld, und liefert ihm dagegen eine Anweisung an den Capitän, eine gewisse Anzahl von Kisten abzugeben; diese Anweisung wird gegen Abend von stark bemannten Booten an das Schiff gebracht, die Kisten zerschlagen, das Opium in Säcke gefüllt und weggeführt. Von Zeit zu Zeit ergehen die strengsten Befehle von Peking, den Handel zu verhindern; die bewaffneten Boote der Douane halten bessere Wache, oder verlangen eine höhere Summe für ihre Connivenz, und der ganze Erfolg ist, daß der Preis des Opiums auf den Schiffen sogleich fällt, weil die Kosten des Schmuggelns größer werden. Die chinesische Marine ist nicht stark genug, diesen Verkehr zu unterbrechen, und die Zunahme der Einfuhr von Opium ist unbegreiflich schnell. Im Jahre 1817 wurden 3600 Kisten, zu einem Werthe von 6,800,000 Sp. Dollars eingeführt, im Jahre 1831 war die Einfuhr auf 20,108 Kisten zu einem Ankaufspreise von 18,000,000 Dollars angewachsen. National-ökonomisch ist das Verboth eine große Thorheit; würde die chinesische Regierung die Einfuhr je unter einem hohen Zoll erlauben, so würde sie die Engländer zwingen, sogleich den Preis um eben so viel herabzusetzen. Der Erfolg wäre bloß, daß sie jährlich 5 bis 6,000,000 Dollars an Zoll einnähme, welche gegenwärtig die Compagnie aus ihrem Monopol zieht. Das einzige Resultat, welches die chinesische Regierung durch ihr Verboth erreicht hat, ist die Vertheurung des Opiums, welche zur Folge hat, daß wenigstens die große Masse keinen übermäßigen Verbrauch von demselben machen kann; aber die täglich sinkenden Preise und die daraus folgende große Zunahme der Einfuhr vernichten auch dieses Resultat immer mehr, und ein hoher Zoll würde hier das einzige wirksame Mittel seyn; aber es scheint, daß die innere Politik der chinesischen Regierung nicht erlaubt, etwas an jenem Verbothe zu ändern.

Rockall.

(Beschluß.)

Da indeß die Seenebel nördlich von Ireland oft einige Tage und noch länger dauern, und wir in den Booten weder einen Tropfen Wasser noch einen Bissen Mundvorrath hatten, so fingen wir an, uns den traurigsten Beunruhigungen zu überlassen. Der Wind begann immer heftiger zu blasen, und die Wogen, die gegen den Felsen geworfen wurden, brachen sich in zwey große Wellen, die rings um die ganze Insel rollten, und unter dem Winde, wo wir uns befanden, wieder zusammenstießen. Ihr Anprall war so gewaltig, daß unsere Boote wie Kork in dem Wasserkessel, worin ein Mühlbach strudelt, herumgeworfen wurden. Diese Wogenstöße waren uns um so unangenehmer, als in uns die Furcht aufstieg, wir möchten genöthigt werden, uns von dem Felsen unserer Zuflucht zu entfernen, während die Meerschwalben und Seemöven, als wollten sie uns in unserer Gefahr verspotten, oder aus Verdruß, sich von uns aus ihrem alten Stammgute verdrängt zu sehen, ob unsern Häuptern kreisten und ein schrillendes Geschrey ausstießen.

Da wir offenbar nichts Besseres thun konnten, als zu bleiben, wo wir waren, so plauderten wir mit einander so munter, als es gehen wollte, indem Jeder dem Andern seine Angst verbergen wollte, was den Einen ganz gut, den Andern gar nicht gelang. Manche sprachen so laut und so schnell, daß man gar leicht sehen konnte, was im Innern vorging. Ein junger Seeca-

dett wurde deßhalb von dem commandirenden Officier etwas rauh angeſchnauzt: „Mein Herr,“ ſagte er zu ihm, „erinnern Sie ſich, daß wir im Dienſte ſind, und daß es die Pflicht eines Jeden iſt, ſo ruhig zu ſeyn, als wenn wir dem Feinde gegenüber wären.“

Während wir ſo über unſere Lage ſchwatzten und nachdachten, rief plötzlich unſere treue Wache, die auf der Spitze des Felſens zuſammengekauert ſaß: „Ich ſehe die Fregatte!“ Dieſen erfreulichen Zuruf erwiederte die Mannſchaft in den beyden Booten mit einem Geſchrey, das die Möven und Seeſchwalben mit Schrecken erfüllte, die nach allen Seiten hin verſcheucht, ſchreyend ſich in den dichten Nebel verloren. Es war in der Dunſtmaſſe, die uns umlagerte, eine Lücke entſtanden, durch die wir endlich den Endymion erblicken konnten, zwar in einer ziemlichen Entfernung, aber mit vollen Segeln. Wir ſäumten nicht, unſere Wache, die auf dem Gipfel des Felſens vor Froſt mit den Zähnen klapperte, einzuberufen, und ruderten nun aus Leibeskräften der Fregatte zu. Kaum aber hatten wir eine Viertelmeile zurückgelegt, als der Nebel hinter uns ſich ſchloß, ſo zwar, daß wir Rockall ganz aus dem Geſichte verloren, was uns jedoch wenig Kummer machte, da wir in dieſem Augenblicke nicht allein die Fregatte ſahen, ſondern nach ihren Bewegungen muthmaßen konnten, daß ſie der Boote anſichtig geworden. Allein in dem Augenblicke, wo wir dieſe tröſtliche Hoffnung ausſprachen, wendete ſie ſich nach einer andern Seite, und bewies uns ſomit deutlich, daß ſie weder den Felſen noch die Boote bemerkt hatte, und ſo zu ſagen nach ihren verlornen Schafen im Nebel umhertaſtete. Bey dieſem neuen Unſtern handelte es ſich darum, unverzüglich einen Entſchluß zu ergreifen, und wir beſchloſſen, umzukehren, und den Rockall wieder aufzuſuchen. Fürwahr mit ſchweren Herzen über dieſe bittere Täuſchung wendeten wir unſere Boote um. Glücklicherweiſe fanden wir das Felſeneiland wieder, und nun beſchloſſen wir, dieſen treuen Freund nicht eher wieder zu verlaſſen, bis die Umſtände uns erlaubten, ganz ſicher zur Fregatte zurückzukehren. In dieſer Erwartung vertrieben wir uns die Zeit mit Entwürfen über unſern künftigen Aufenthalt auf dieſer kleinen Wüſte, im Fall das Wetter den Endymion während der Nacht zwingen ſollte, ſich weiter zu entfernen. Wenn die See noch höher zu gehen anfangen ſollte, und der Ort, wo wir unter dem Winde angelegt hatten, durch die zwey Wogenbrüche zu gefährlich werden ſollte, wurde beſchloſſen, das ſchwerſte von beyden Booten zu verlaſſen und das andere auf die Spitze des Felſens zu ziehen, es dort kielaufwärts umzuſtürzen und uns ſo daraus ein Obdach zu ſchaffen. Dieſe verſchiedenen Robinſon-Cruſoe's-Plane, von denen manche nur leere Träume waren, dienten wenigſtens, uns zu zerſtreuen, bis endlich die zunehmende Dunkelheit uns erinnerte, daß die Sonne untergegangen ſey. Unſere Beunruhigungen wurden nun immer ernſter, als auf einmahl der Nebel ſich in die Höhe zog und uns von allen weitern Beſorgniſſen befreyte, indem er uns von Neuem die Fregatte erblicken ließ. Es ſchien, daß der Endymion nicht zu gleicher Zeit, wo wir ihn bemerkten, auch unſere kleine Inſel gewahrte; denn er entfernte ſich abermahls, und ſchien nicht genau zu wiſſen, auf welcher Seite der Rockall liege. Es war dieß der peinlichſte Augenblick unſers Abenteuers, wie ich glaube, und ich werde nie vergeſſen, mit welchen freudigen Gefühlen wir das Fockmaſtſegel flaggen und die andern Anzeichen ſahen, die uns verkündigten, daß die Fregatte auf uns zukomme.

Es war Nacht geworden, als wir an Bord kamen. Unſer erſtes Wort war ein Vorwurf: „Warum habt ihr keine Kanone abgefeuert, um uns die Richtung anzugeben?“ — „Keine Kanone abgefeuert?“ war die Antwort. „Seit fünf oder ſechs Stunden thaten wir dieß alle zehn Minuten.“ — „Sonderbar! wir hatten nichts davon gehört.“

Auflöſung

der dreyſylbigen Charade im vorigen Blatte:

Zugvögel.

Notizen.

Eine Einwendung.

Von Wieſt.

Wenn der äſthetiſch gebildete Menſch einen Beruf in ſich zu fühlen glaubt, über einen Gegenſtand der Kunſt oder Wiſſenſchaft eine Kritik ſchreiben zu können, ſo darf er dieſem Glauben, der oft nur Eitelkeitsſprache iſt, nicht unbedingt folgen, ſondern er muß hören und prüfen, was Andere, vielleicht weniger, vielleicht mehr Gebildete zu ſeinen Kritiken ſagen, und erſt dann, wenn keine Stimme gegen ſie aufſteht, dann kann er aburtheilen über den Werth oder die Gehaltloſigkeit eines ſolchen Gegenſtandes

der Kunst oder Wissenschaft. In einer so genannten Theaterkritik, gewöhnlich Recension genannt, ist es nicht hinreichend oberflächliche ästhetische Kenntnisse zu zeigen und damit zu prahlen, nicht hinreichend viel des Guten und Schlechten gehört und gesehen zu haben, nicht hinreichend mit gelehrten Phrasen und sogenannten Recensions-Steckenpferden zu paradiren; nein, der nüchterne kalte Verstand, ausgebildet und nicht verschroben, muß gebiethend vorausschreiten, fein prüfen und ordnen, ob nicht zu viel vom Beywerk, zu wenig von der Hauptidee gedacht und geschrieben, ob nicht das Ganze dem Einzelnen, der Körper den Gliedern untergeordnet; mit einem Worte, es muß aus dem Ganzen ein kritisch gebildeter Geist, richtige logische Kenntniß sprechen. Herr G. P. hat, abgesehen seiner früheren Recensionen, in seiner letzten Abhandlung über „Robert der Teufel" wenig solche logische Richtigkeit und mit ihr so wenig Beruf zu tüchtigen Recensionen gezeigt, daß man nicht umhin kann, einiges der Wahrheit gemäß hier näher zu beleuchten. „Nestroy hat" — so drückt sich unser Recensent aus — „durch eine Reihe von Volksstücken sich einen Credit beym Publicum erworben, der selbst durch die Angriffe seiner Gegner nicht erschüttert werden konnte." Nestroy hat, meines Wissens, als Dichter mit wenigen Gegnern zu kämpfen gehabt, in diesem Genre der Dichtung hat er nie einen Rivalen gekannt, es sey denn Herrn Schikh, und dieser selbst steht zu abgeschlossen in sich da, als daß er auf Rivalität in diesem Genre der Dichtung antragen würde, wo seine Muse nicht einmahl heimisch genannt werden kann. Nestroy mag als Schauspieler viele Gegner haben und deren noch mehr gehabt haben; aber seine Stellung als Volksdichter, wie ihn Herr G. P. nennt, wird niemand bestreiten. „Das Gute kann auch mit Gewalt nicht untergehen, und geht es unter, so muß es den Keim der Zerstörung in sich tragen, eben so kann das Schlechte nur durch hausbackige Anpreisungen verlieren." Dieser Satz ist nicht zu bestreiten, und zeigt seine volle Gültigkeit bey „Robert der Teufel." Wenn nicht die drey Matadors der Komik, so was man sagt, höchst langweilig darin forcirt wären, wenn nicht das Publicum selbst bey der ersten Vorstellung den Ton angegeben hätte und angezeigt, was noch auszumerzen war, es hätte sicher die Keime des Durchfallens in sich getragen. Leider haben Nestroy's Enthusiasten mit Jericho's Trompeten in die Welt hineingeblasen und sich beynahe die Brust zersprengt; aber wozu? verlorene Mühe; parturit mons, nascitur ridiculus mus. „Besser wäre es gewesen," sagt Herr G. P., „wenn das Publicum ohne große Hoffnungen mit gewöhnlichem Andrange in's Theater geeilt wäre." Damit scheint unser Recensent sagen zu wollen: besser wäre es gewesen, wenn Hr. Nestroy ein dunkler Nahme gewesen wäre, wenn er noch nie etwas geschrieben hätte, dann hätte vielleicht die Nachsicht über die Langeweile gesiegt, und Hr. Nestroy hätte gleichsam als captatio benevolentiae hindrucken lassen sollen: „Bittet um Nachsicht." — „Ich für meinen Theil bin mit bescheidenen Forderungen in's Theater gegangen; ich denke billig von Parodien, und vollends von dieser Parodie, die so ganz meine Billigkeit in Anspruch nimmt." — Aus was für bescheidenen Gründen Herr G. P. dießmahl in's Theater ging, und warum gerade dießmahl seine Bescheidenheit noch übertroffen wurde, sehe ich nicht so ganz ein; vielleicht hat er, mit dem innern Werthe des Stückes schon vertraut und daher mit kühlerem Blute und gedämpftem Enthusiasmus das Theater betreten. Ob ein Recensent billig von einer Parodie denkt oder nicht, wird wohl schwerlich Jemand interessiren; der Recensent darf allerdings seine Meinung aussprechen, sie aufdrängen nie. Dem Dichter selbst aber wird an dem billig oder nicht billig Denken seines Recensenten nicht so viel liegen, wie an der Stimme des Publicums. Ich will nicht sagen, vox populi vox dei; allein die Stimme eines Einzelnen verhallt gegen die Stimme so Vieler. — „Einmahl weil die Oper selbst nicht interessant genug ist und wenig Stoff zu einer geistreichen Parodie biethet; hingegen versprach ich mir alles von Carl's Arrangement und Nestroy's bekanntem Witz." — Einmahl, soll das heißen: „erstens?" nein! denn es fehlt das darauf folgende Zweyte, weil die Oper wenig Stoff zu einer geistreichen Parodie biethet. Gerade diese Oper ist es, die so viel Stoff zu einer Parodie biethet. Der dramaturgisirende Robert, dieser immer mit seinem Teufelsthume prahlende Bertram, dieser weinerliche Liebhaber Raimbaud: alle diese Gestalten tragen den Keim der Parodie schon in sich, nur daß es nicht hinreicht, die Nahmen zu parodiren und das Costüme, auch die Handlung muß parodirt werden, und dieß fehlt hier ganz und gar. Es ist eine laterna magica, wo immer Ein Zerrbild nach dem andern eingeschoben wird, und wo Eine solche Fratze den Eindruck der andern schmälert. „Auf Geist im wahren Sinn des Wortes wird wohl Niemand in einer Parodie Anspruch machen." G'spaß, wie es der Wiener nennt, ist nicht immer Geist, oft gerade die Negation, aber es macht G'spaß. Lustig hätte die Parodie seyn sollen und können, und sie erschien, bey den Haaren herbeygezogen, gesucht, manierirt, gedrechselt, ohne Natur, wie sie im Lumpaci vagabundus weht. Wie unlogisch sagt ferner Herr G. P. „Doch ich versprach mir alles von Carl's Arrangement und Nestroy's bekanntem Witz." Das Arrangement ist also bey Hrn. G. P. die Hauptsache der Parodie, das Materielle, das Technische setzt er dem Geist, dem Witze voran. Wohl war es hier leider der Fall, daß nicht einmahl das Arrangement dem Stücke aufhelfen konnte; wohl versprach man sich mehr von Nestroy's Witz; aber die Worte, die Herr Nestroy dem Robert in den Mund legt, können doch unmöglich Witzworte seyn, oder soll vielleicht in dem Grimassiren oder Verzerren des Gesichtes des Verfassers selbst der Witz liegen? Wo lag übrigens das gepriesene Carl'sche Arrangement? Im rothen Feuer, im Finale, im Kegelscheiben der Schützen, oder im infernalischen Tanze? Herr Carl hat sein Talent im Arrangiren in andern Stücken weit glänzender gezeigt, als daß man hier das Mittelmäßige anrühmen sollte und die Aufopferung gar! Welch ein exaltirtes Wort! Herr Carl hat meines Wissens noch nie im Arrangement sich bis zur Aufopferung erschöpft. Herr G. P. hat wahrscheinlich das Stück nicht nach der ersten Vorstellung beurtheilt, sondern erst dann, wo das Publicum schon sich bestimmt ausgedrückt hat, daß es in dieser Form eine ungenießbare Holzbirne nicht genießen könnte. Herr G. P. hat uns glauben machen wollen, daß eine Holzbirne eine saftige Pomeranze sey, allein er hat sich getäuscht. Wir empfehlen Herrn G. P. ein andermahl mehr Logik und weniger Parteygeist; dann könnte es seyn, daß man seine Recensionen ohne Langeweile liest.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Im Comptoir des Oesterr. Beob. ist erschienen: Gemeinnütziger und erheiternder Hauskalender für das österreichische Kaiserthum, oder Geschäfts-, Unterhaltungs- und Lesebuch auf das gemeine Jahr (von 365 Tagen) 1834. Titelkupfer: Plan der k. k. Hauptstadt Mailand. Kostet im geschmackvollen Umschlage worauf der kaiserl. Adler mit allen österr. Ritterorden abgebildet ist, auf Druckpapier 3 fl. 30 kr., — auf Schreibpapier 4 fl. 30 kr. W. W.

Digitized by Google

Inhalt des Sammlers.

October.

Nr. 118. Briefe einer Deutſchen aus Amerika. — Epigramm. Von Adolph Wiesner. — Das Schloß Windſor. — Not. Schauſpiele. Theater an der Wien. Über die Leiſtungen dieſer Bühne.

Nr. 119. Lebe hoch mein Öſterreich! Von C. F. Müller. — Briefe einer Deutſchen aus Amerika. Beſchl. — Die Giesupah-Fälle. — Not. Schauſpiele. Hofoperntheater. Zum erſten Mahl und zur Benefice des Balletmeiſters Hrn. Henry: Agnes und Fitz-Henri. Ballet in 2 Acten. — Leopoldſtädtertheater. Zum erſten Mahl: Liebenau oder die Wanderung nach einer Frau, Zauberſpiel mit Geſang in 2 Acten. Vom Verfaſſer der Nina oder die Wanderung nach einem Manne. Dann zum Vortheile des Grotesktänzers Hrn. Stiller zum erſten Mahl: Frauenhaß, Luſtſpiel in 1 Act nach dem Franzöſ. von Both. — Ankündigung.

Nr. 120. Ein Ritter von Toggenburg unſerer Zeit. — Not. Schauſpiele. Hofburgtheater. Zum erſten Mahl: Maria, oder die Peſt in Leon, Trauerſpiel in 3 Aufzügen, von O. Ernſt Bohl. — Concertanzeige.

Nr. 121. Ein Nachtlager in den Höhlen von Inkerman in der Krimm. — Logogryph. Von C. F. Müller. — Miscelle. — Schauſpiele. Hofoperntheater. Erſtes Gaſtſpiel der Dlle. Lutzer in der Oper: Othello. — Wild als Othello. Von G. Neumann.

Nr. 122. Ein Nachtlager in den Höhlen von Inkerman in der Krimm. Fortſ. — Epigramm. Von Adolph Wiesner. — Die Giesupah-Fälle. Beſchl. — Auflöſung des Logogryphs von Nr. 121. — Not. Schauſpiele. Über Schich's dramatiſche Erzeugniſſe. — Schöne Literatur. Wiener Geſellſchafter zur Erheiterung für Gebildete, von Andreas Schumacher. 3. und 4. Heft.

Nr. 123. Die Buchhalterinn. — Die Flucht. Romanze von Prechtler. — Römiſche Ruinen in Paris. — Schauſpiele. Hofoperntheater. Über die Leiſtungen dieſer Bühne.

Nr. 124. Die Warnung. Erzählung. — Ein Nachtlager in den Höhlen von Inkerman in der Krimm. Beſchl. — Miscelle. — Not. Kunſtnachricht.

Nr. 125. Die Warnung. Fortſ. — Den Manen des Hochwohlgebornen Herrn Anton Freyherrn König von Kronburg. Von Joh. B. Heil. — Zenris und ſein Gemählde. — Not. Schauſpiele. Theater an der Wien. Zum Vortheil des Komikers Johann Neſtroy: Robert der Teufel. — Leopoldſtädtertheater. Zum Benefice des Hrn. Leppen: Domi der amerikaniſche Affe. Ferner zum erſten Mahl: Die Lockſpeiſe, dramatiſche Kleinigkeit in 1 Act von A. Gleichſchütz. Gleichfalls zum erſten Mahl: Hedwig, Drama in 3 Acten von Körner.

Nr. 126. Die Warnung. Fortſ. — Homonyme. Von F. W. Jaggi. — Nothwendigkeit der eigenen Bedienten in Rußland. — Not. Über den erſten theatraliſchen Verſuch der Dlle. Henriette Brandt im Leopoldſtädtertheater. — Joſephſtädtertheater. Zum erſten Mahle und zum Benefice der Dlle. Herbſt: Das Mädchen des Gomez Arias. Volksſchauſpiel mit Geſang und Tanz nach Calderon von A. Schumacher, mit Muſik von N. T. Nidezki.

Nr. 127. Die Warnung. Fortſ. — Epigramm. Von Adolph Wiesner. — Die Haut des Affen. — Auflöſung der Homonyme von Nr. 126. — Not. Schauſpiele. Hofburgtheater. Zum erſten Mahl: Der Gelehrte, Luſtſpiel in 5 Aufzügen nach dem Franzöſiſchen des Scribe und Morvel, von Theod. Hell.

Nr. 128. Die Warnung. Beſchl. — Die höchſte Luſt. Von Heinrich Proch. — Das Feſt Salomonis. Von Ad.-Saſſe. — Not. Schauſpiele. Über das letzte Auftreten des Hrn. Wild in der Norma. — Kalenderſchau.

Nr. 129. Rockall. — Das Feſt Salomonis. Beſchl. — Not. Schauſpiele. Reflexion über Neſtroy's Robert der Teufel. — Concertanzeige.

Nr. 130. Bey der Rückkehr Ihrer Majeſtäten in die Reſidenz Wien, nach ihrer in dieſem Sommer unternommenen Reiſe. Von C. F. Müller. — Rockall. Fortſ. — Dreyſylbige Charade. Von F. W. Jaggi. — Walter Scott. — Not. Schauſpiele. Leopoldſtädtertheater. Zum erſten Mahl: Liebe kann alles; oder die bezähmte Widerſpänſtige. Luſtſpiel nach Shakeſpeare und Schink von Holdein. Literariſche Anzeige.

Nr. 131. Über das Opiumrauchen in China. — Rockall. Beſchl. — Auflöſung der dreyſylbigen Charade von Nr. 130. — Not. Eine Einwendung. Von Wieſt.

Der

Sammler.

Ein

Unterhaltungsblatt.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1833.

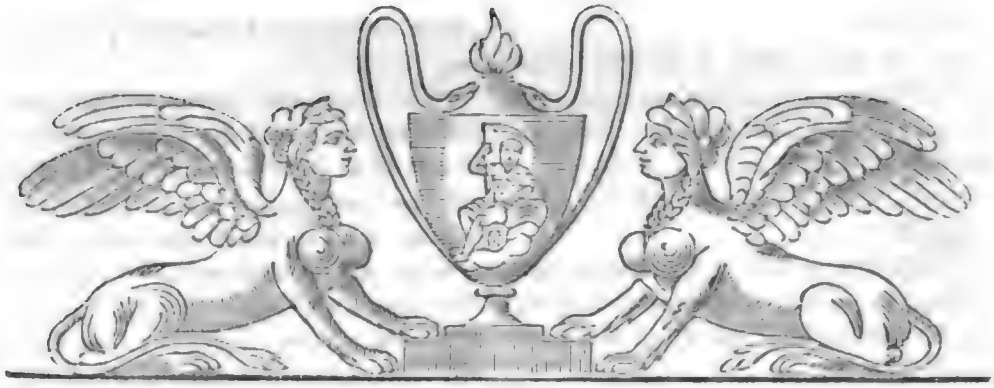
November.

Wien.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Digitized by Google

Digitized by Google



Der Sammler

Sonnabend, den 132 2. November 1833.

Vierteljähriger Pränumerationsbetrag 6 fl. Wiener-Währung, bey Anton Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Ein Abend in Portici.

(Fragment.)

Der heilige Januarius, der auf der Magdalenenbrücke vor dem Thore Neapels steht, ist nebst einer großen marmornen Statue des heiligen Nepomuk, der einzige Wegweiser nach Masaniello's Geburtsort. Man braucht nur seiner Nase und dem hölzernen Kreuze des Heiligen nachzugehen, so gelangt man zuverlässig nach Portici. Hier steht zwar der alte Pallast und das Säulenportal nicht, welches unsere deutschen Theaterdirectionen im fünften Acte von Auber's Stummen produciren, dagegen ein achteckiges weitgedehntes Gebäude, welches einige hundert Jahre später Carl III. durch einen geschmacklosen Architekten, Nahmens Canevari — die Italiener behalten uns alle Nahmen von Künstlern wie von Stümpern — erbauen ließ. Das Dorf lagert zu seinen Füßen und fischt wie ehemahls immer noch im Golfe für Neapels Markt.

Ich war hinausgepilgert, einen Sonnenuntergang von Ischia zu sehen und bey dieser Gelegenheit mich in den Hütten des Ufers nach der einstigen Residenz des fabelhaften, muthvollen stummen Mädchens und ihres Bruders zu erkundigen. Vielleicht, dachte ich, hat sich im Volke noch etwas Interessantes aus dieser Zeit durch Tradition erhalten. Es war aber nicht also, und ich fand bald, daß die Nachkommen der Masaniello's großentheils seinen Nahmen vergessen haben.

Als ich in die Pallastfronte trat, die gegen das Meer geht, fand ich eine hübsche Gesellschaft beysammen, Miladys hauptsächlich und zwey Schotten mit ächt patriarchalischen Gesichtern gothischen Zuschnittes. Ein Männchen zwitscherte als Cicerone hinter ihnen her wie ein Ohrwürmchen, indem er in schlechtem Französisch das Alles wiederkaute, was ich unterwegs im Nibby gelesen hatte. Ich machte nichts destoweniger Queue und ließ auch etwas von meinem Balsam der Antiquität träufeln, sobald sich Gelegenheit fand, der angenehmsten Gestalt nahe zu kommen. Es ist ein Naturfehler, daß die Schlacken, die am sechsten Schöpfungstage von der Sonne ausgingen, sich um dieselbe als Planeten drehen; wir Männer sehen bloß durch die Weiber.

Ich hatte das Glück, eine Lady Cheffield zu unterhalten, die alle Fehler der Französinnen und alle Tugenden der Brittinnen besaß. Ich merkte es au coup und schlug darnach meine Zunge trotz dem Männchen, welches auf der andern Seite occupirt war und mir das Geschäft überließ.

„Sie sind gewiß ein Künstler!“ fragte die Schöne, „da Sie so isolirt und einfach in der alten Parthenope wandeln.“

„Ein Stück davon,“ erwiederte ich, „ich stümpere mein Theil.“

„So mahlen Sie?“

„Die Natur iſt nicht immer ſo ſchön wie hier,“ bemerkte ich beziehend, „ſonſt würde ich wohl dieſer Kunſt holder ſeyn. Ich mahle mit Worten, Milady.“

„Ach, ein Schriftſteller?“

„Un écrivain, wenn Sie erlauben, ich bin Jüngling noch an Jahren.“

„In dieſem Falle werden Sie es nicht verſchmähen, mit uns nach Iſchia zu ſegeln. Das Eiland iſt ſo unendlich reich, und die Ausſicht auf dem Berge ſo wunderſchön nach dem Feſtlande.“

„Mit vielem Vergnügen; doch erſt nach Sonnenuntergang, hoffe ich, daß Sie die Fahrt antreten, ich bemerke eben, daß die goldene Scheibe ſchon dem Meere zuſinkt.“

„Freylich, freylich, wir wollen noch eine Promenade in das Bosquet des Pallaſtes machen und dort den Veſuv im Abendpurpur rauchen ſehen. Allons, meine Damen, zu den Fontainen, der Gondelier erwartet uns am Geſtade, ſobald es dunkelt.“

Das war ein Pas en avant. O, es iſt allerliebſt zu ſehen, wie man auf Reiſen Bekanntſchaften macht. So promt, ſo ungenirt, ſo anſpruchlos und doch ſo herzlich. Ich glaube, ich muß „herzlich“ ſagen in Betracht Miß Cheffield, die mir ſo ſeelengut vorkam.

Noch einen Blick warf ich über das unermeßliche Meer und ſeine Goldſtreifen, einen Blick, der die ganze Küſte von Caſtellamare, Sorento, Maſſa, Capri, Iſchia, den Pauſilipp und die Stadt Neapel umſchlang, dann ließ ich mein müdes Auge auf dem grünen Flor der ſchönen Nachbarinn ausruhen und ſich erſtarken. Sie war hübſch, ſchön, liebenswürdig. Warum aber war ſie Milady Cheffield, und nur eine angenehme Geſellſchaft? Ich fing an mich zu ärgern, und wollte eben in Gedanken mich am Rheine auf dem Donnersberge niederlaſſen, als mich eine ſanfte Hand elektriſirte und zu mir ſelbſt brachte.

„Schwärmer,“ ſagte die Schöne, „iſt das wohl galant, in meiner Nähe eine Reiſe nach Deutſchland zu machen?“

„Wer ſagt Ihnen, daß ich —?“

„Sie laſſen ſich durch Reflexionen verführen und vergeſſen dadurch, daß das Leben um Sie her ſchön und groß iſt.“

„O Madame!“ —

„Still, ſtill, ich weiß ſchon, was Sie eben gedacht haben.“

Dieſer Dialog wurde durch die Worte abgebrochen: „Ecco il Sommo!“ So wird hier der Veſuv ſchlecht weg genannt.

Wir ließen uns, bewundernd das ſchöne Schauſpiel am Horizonte, auf die Marmorpolſter des Gartens nieder. Das Angelus läutete in der Schloßcapelle; es war eine ſonntägliche heilige Stille, keine Wolke am Olymp, die der Veſuv nicht braute. Indeß fumirte er ſo ſanft, wie ein ſchmauchender Holländer, blaugrauen Kochdampf ohne allen Geruch. Mir kam es vor, als befinde ich mich im Shakſpeare, und die Hexen Macbeth's rührten ihren Keſſel auf einem erhabenen Dreyfuße von Oliven- und Weinbergen. Der Himmel lag wie ein Gewölbe in einer alten Baſilika ſtahlblau auf dem Horizont, ich bildete mir ein, es müſſe ein Weſen mit einer Strahlenkrone daran erſcheinen, und hier und da ein goldener Stern wie aus der Ritze eines himmliſchen Herdes flammen. Vulkanus ſagte kein Sterbenswörtchen, doch zog er nach und nach das Wamms aus und präſentirte ſich in rothen Tricots, in bloßen Hemdärmeln, was ſich unendlich ſchön machte, da er immerfort rauchte. Auch dieſer Rauch rollte in röthlicheren und immer röthlicheren Wellen, bis er zuletzt die Geſtalt einer großen rothen Allongenperrücke annahm, die im Winde flatterte.

„Milady,“ ſagte ich, „wollen wir jetzt nach Iſchia fahren, ich fürchte, daß der Veſuv ein Verräther iſt.“

Es war mir Ernſt, beſonders da ich meinen Platz in einem Winkel von 45 Graden ſeitwärts der Donna hatte und ihre blühende Geſtalt wie eine Roſe betrachtete, darin ich als leichtfertiger Schmetterling köſtlichen Duft ſchlürfte. Wäre ich Titian geweſen, ich hätte, wie einſt Peter von Cortona das Bild ſeiner Geliebten, ihre wahrhaft weiblich-edlen Züge, wie ſie ſo von der Landſchaft und dem Himmel colorirt waren, in alle meine Gemählde übertragen.

Wir gingen ans Meeresufer zurück, wo eine ſchöne Fiſchergondel mit einem ſchwellenden Segel der Abfahrt harrte. Ich vergeſſe nie des feuerſprühenden wonnigen Abendes, der in dem Augenblicke der entſchlummernden Natur noch ein neues Leben über dieſelbe verbreitete. Kaum blies der kühlende Küſtenwind uns von dannen, ſo wälzte ſich die goldene Scheibe der Welterleuchtungsanſtalt in den unermeßlichen Strom geſchmolzenen Metalls, der vom alten Tyrus bis Cadix fließt. Eine Feuerſäule ſtieg zwiſchen Procida und Iſchia auf bis zum Zenith, majeſtätiſch wie eine Ceder des Libanon, nach allen Richtungen Zweige verbreitend und als Krone die Sonne in ſich tragend. Eine Goelette, von Palermo kommend, flog mit vollen Segeln durch

die Strahlenrichtung und ſchien plötzlich wie vom Pulver entzündet in die Luft zu fliegen. Jedes Segel wurde Flamme, jeder Maſt eine Zündruthe. Zugleich löſte es drey Ankündigungsſchüſſe und warf Anker auf der Rhede, unfern dem Pharus vom Castello nuovo.

Ich habe in Rom einmahl, als Leo XII. ſtarb, auf dem Monte Pincio die Glocken von vierhundert Thürmen aus zehn Thälern und von eilf Hügeln läuten hören — das war eine Cherubimmuſik, ein Orgelton aus dem Tempel der Engel, der mich zu Thränen rührte und wunderſam wehmüthigte; aber hier, auf ſchwellender See, empfand ich unnennbar größere Wirkung dieſer Metallſtimmen, als allmählig die Klöſter Hora und die Glöckner der Baſilika Ave Maria läuteten. Einzelne Silberſtimmen, die an den Felſen St. Elmos und Capo di Monte ein Echo anſchlugen, zitterten wie koloſſale Äolsharfentöne durch die Choralaccorde der Gennarokirche und Magdalena, wo die großen Glocken die Bäſſe anſchlugen. Alles bimmte und ſummte in dem neapolitaniſchen Keſſel bis zum Veſuv hin, und es war, als ob Meer und Berge, Schiffe und Paläſte accompagnirten und nach der heterogenen Melodie den Saltarello tanzten.

„Mein Gott, ich werde trunken vor Freude,“ ſagte Milady Cheffield, „halten Sie mich, der Nachen geht wie ein Kreiſel.“

Es war ganz dem Augenblick gemäß, daß man ſich in einem ſolchen Momente freundſchaftlich umſchlang. Die Wogen, da wir ungefähr auf höherer See ſchwammen, hüpften wirklich ganze Ellen hoch und ſpritzten zuweilen eine grüne Fluth über unſere Kleider. Laut kreiſchten die Damen, Milords ſprachen keinen Laut, der Führer wenig. Was mich belangt, ich war unendlich glücklich und flehte alle Götter von Paphos um Beyſtand an, mich die Gefahr überſtehen zu laſſen.

Endlich waren wir Procida vorbey, und die dunkelnden Häuſer und grünen Höhen von Iſchia lagen vor uns.

Ich ſage nichts von unſerem Souper in einer Albergo d'Isola, noch von dem Schauſpiel des Sonnenaufgangs und unſerer Rückkehr am folgenden Morgen. Doch erfuhr ich bey dieſer Gelegenheit von unſerem Schiffer, daß er ein Nachkomme des Capitano Thomas Aniello, und daß letzterer nicht in Portici, ſondern in Amalfi, alſo im Golfe von Salerno geboren worden.

Meine ſchöne Lady habe ich ſpäter nicht wiedergeſehen, doch werde ich in ihrem Gedächtniſſe ewig leben; denn ich ſchrieb ihr zwey Strophen voll Wonne, Meer, Feuer, Iſchia und Götternahmen in — „den neueſten Londoner Keepſake.“

B. Lz.

Die wunderbare Rettung!

Ballade.

Still und traurig, zum Erbarmen,
Seinem kranken Kinde nah,
Das da liegt in Todesarmen,
Sitzt der blaſſe Vater da;
Eben iſt der Arzt geſchieden,
Keine Hoffnung gab ſein Blick,
Stirbt das Kind, ſo blüht hienieden
Auch dem Vater mehr kein Glück.

Keine Zähre netzt die Wange,
Doch vergeht er ſchier vor Schmerz,
Könnt' er weinen, nicht ſo bange
Wär's ihm um's gebrech'ne Herz.
Denn das ſind die ärgſten Qualen,
Die die Hölle mit ſich führt,
Daß ſie, wie mit Teufelskrallen,
Uns das Herz zuſammenſchnürt.

Von des Kindes trauter Nähe
Treibt's ihn plötzlich wild hinaus,
Hin auf Rigi's ſteile Höhe
Eilt er in das Gotteshaus.
Um den Himmel zu verſöhnen,
Stürzt er auf die Kniee hin,
Wimmert in gebroch'nen Tönen
Zu der Himmelskönigin *).

„Mutter, fleht er, wenn ein Leben
Deinen Zorn ja ſühnen ſoll,
Will ich meines freudig geben
Für des theuern Kindes Wohl.
Doch läßt deine hohe Milde
Gnade heut' mir angedeih'n,
Will ich, hier vor deinem Bilde
Bethend, ſtets den Tag dir weih'n.“

Wie, wenn in des Sommers Schwüle
Sonnengluth die Erde ſengt,
Sie nun plötzlich friſche Kühle
Labend aus dem Regen tränkt,
Fühlt auch er ſein Herz erquicket,
Wie vom ſanften Weſt umweht,
Sorgen, die ihn eh' gedrücket,
Hat verſcheucht ein Gottestroſt.

Heim kehrt er nun ohne Kummer,
Trifft das Kind im ſüßen Schlaf;
Vater! iſt das Menſchenſchlummer,
Oder ach! der ew'ge Schlaf? —
Sieh! es rührt ſich, es erwachet,
Und ſein Auge ſtrahlt ſo mild,
Aus ſonſt blaſſen Zügen lachet
Jetzo der Geneſung Bild.

M. D. Ettinger.

*) Maria zum Schnee in der Schweiz.

Notizen.

Schauspiele.

Im k. k. Hofburgtheater wurde zum ersten Mahle gegeben: „Der Regenschirm," Lustspiel in Einem Aufzuge von F. v. Holbein. — Wir haben dießmahl über eine Kleinigkeit zu berichten, und wollen durch die Ausdehnung unseres Referats dem Gegenstande vollkommen entsprechen. Ein Regenschirm war das mehrmahlige Unglück eines jungen Mannes, Peregrinus Quentchen, indem er Veranlassung ward, daß sich der Bedauernswerthe einmahl das Bein brach, das andere Mahl an ihm ein Auge ausstach. Inzwischen bringt dieser Regenschirm dem armen hinkenden und einäugigen Copisten der hohen Kriegskanzelley auch einmahl Freude und Glück. Bey einem heftigen Regen begleitet er damit Theresen, seine schöne eingezogene Nachbarinn, in die Wohnung zu ihrer Tante, und erhält so Gelegenheit, ihre Bekanntschaft zu machen. Schon ist Peregrinus überglücklich, und glaubt auch einige Theilnahme bey Theresen gefunden zu haben, als ein junger Officier herbeystürmt, mit Theresen wie ein vertrauter Bekannter thut, sie mit dem Worte Du anredet, und dem bestürzten Kriegscopisten sogar den Kaffeh austrinkt, welchen die Tante für ihn bereitet hatte. Auch Therese ist über diesen Auftritt verwirrt. Indeß sammelt Peregrinus seine Geister und geht, trotz der Bitten Theresens, fort. Der Officier verspricht noch diesen Abend wieder zu erscheinen. Quentchen hat seinen Regenschirm und sein Taschentuch vergessen, deßhalb kommt auch er wieder, wiewohl ihn mehr eine Stimme des Innern dazu getrieben hatte. Als nun Therese mit ihrer Tante und bald darauf auch der Officier ins Zimmer treten, verbirgt sich Peregrinus hinter den ausgespreiteten Regenschirm, vernimmt aus der Erklärung Theresens zur Tante, daß dieser Officier Graf Sturm sey, in dessen Hause sie von seiner Mutter gleichsam wie ein eigenes Kind erzogen worden, aber dasselbe wegen der verliebten Zudringlichkeiten des Sohnes heimlich verlassen habe. Peregrinus athmet wieder auf. Allein Graf Sturm, der ihn hinter dem Verstecke schon bemerkt hatte, neckt sowohl ihn als Theresen. Indem er seine häßliche lächerliche Äußerlichkeit darstellt, bringt er Theresen zur Erklärung, daß sie dem stillen bescheidenen Peregrinus trotz dem vom Herzen gewogen sey, und dadurch, daß er Theresen mit Gewalt einen Kuß aufdringen will, lockt er sogar Muth aus dem furchtsamen Copisten, der hinter seinem Schirme hervorspringt, und Drohungen gegen den Officier durch die That wahr machen will. Nun, erklärt Graf Sturm, sey der letzte Wille seiner sterbenden Mutter erfüllt. Sie bestimmte Theresen ein bedeutendes Legat, wenn sie einen Mann heirathete, der ihre Liebe besäße, und der durch männliche Gesinnung ihrer würdig wäre. Er selbst nun übergibt den Liebenden die Urkunde.

Hr. von Holbein hat schon durch mehrere ähnliche Stückchen, die seiner gewandten Feder entsprungen, gezeigt, daß er eine Anekdote zu dramatisiren verstehe. Eine solche dramatisirte Anekdote ist auch das in Rede stehende Lustspiel. Man macht an dergleichen Pieçen keine Forderungen, als daß sie artig und mitunter durch frappante, epigrammatische Wendungen überraschend seyen. In solchem Grade, wie z. B. beym „Verräther" vom selben Verfasser, ist dieß freylich bey dem „Regenschirm" nicht der Fall. Es nahm auch das Publicum die Kleinigkeit so ziemlich ihrem Werthe gemäß auf; während dem Verlauf des Stückes, wo auch das vortreffliche Spiel der Mitwirkenden in Rechnung kam, wurde mehr applaudirt, als am Schlusse. — Hr. Fichtner gab den Peregrinus mit der defecten Äußerlichkeit und dem demüthigen schüchternen Wesen so vorzüglich, daß wir für die Wendung seines Talentes auch die besten Hoffnungen hegen, wo das Übergehen in ein Charakterfach nicht mehr die liebenswürdige Äußerlichkeit zur vorzüglichen Stütze gebrauchen kann. — Hr. Herzfeld, als Graf Sturm, hat die Piece durch seinen lebendigen Humor, dem immer auch etwas Güte beywohnt, ebenfalls ungemein gehoben. Dlle. Reichel, als Therese, hat Hoffnungen für Entwickelung eines sehr schönen Talentes, auch schon durch wirkliches Gelingen dieser Parthie, an den Tag gelegt. Ihr Vortrag hat Wärme und Innigkeit, und ihr Spiel ist ungezwungen.

Ermin.

Kirchenmusik.

Sonntags den 20. October hatten wir Gelegenheit, unsern gefeyerten Pöck auch im Vortrage des Kirchengesanges zu bewundern. Es ward nähmlich in der Pfarrkirche St. Joseph in der Leopoldstadt eine vom dortigen Regenschori, Fr. Xav. Seidl, componirte Missa solemnis in C-dur mit trefflicher Besetzung ausgeführt, wobey Hr. Pöck den Solopart des Basses sang.

Die Messe ist ein im strengen Kirchenstyle geschriebenes Werk und verdient ausgezeichnete Anerkennung. Das Kyrie (C) bewegt sich im Andante fromm und bethend, das Gloria (C) jubelt im Allegro spirituoso feurig und lärmend, bis das äußerst delicat gehaltene Gratias (F) mit feyerlichen Danthymnen eintritt. Höchst charakteristisch ist das wunderschöne Qui tollis, wo Pöck's herrliche Stimme auf den vollstönigen Accorden der Begleitung majestätisch dahin glitt, wie ein Schiff auf melodisch rauschenden Wellen. Das Quoniam (C) endet mit einer meisterhaft igearbeiteten Fuge. Das Credo (C), erhaben und ausdrucksvoll mit seinem erhebenden: et incarnatus (F) und dem imposanten: et resurrexit (C), so wie das mit Tonmassen betäubende Sanctus (C) sind höchst genial gedacht. Das Benedictus (As) ist wegen seiner Lieblichkeit und Einfachheit die Krone des Ganzen. In die harmonisch ertönenden Singstimmen weben sich weich und leise die bezaubernden Töne des Allegro, wie Frühlingslüfte durch Blumen säuseln, und die so glücklich und bezeichnend gewählte Tonart trägt nicht wenig zur überraschendsten Wirkung bey. Agnus (C) und Dona (A minor) schließen sich den übrigen Abtheilungen vollendend und vollendet an.

Wir haben nun bereits von Hrn. Seidl, der uns auch als ausgezeichneter Organist bekannt ist, 4 Messen und mehr als 30 Gradualien und Offertorien gehört. Aus jeder seiner Compositionen leuchten seltene musicalische Kenntnisse und Liebe für die Kunst hervor, welche demselben einen rühmlichen Platz unter den Tonsetzern seines Faches anweisen.

Arrr.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Franz Zelena's „Allgemeines österreichisches, oder neuestes Wiener Kochbuch, oder die Kochkunst für herrschaftliche und bürgerliche Tafeln." Zweyte verm. und verbess. Aufl. gr. 8. mit Titelk. Wien 1832. Preis: steif geb. 2 fl. 48 kr. CM.

Der Sammler

Dinſtag, den 133 5. November 1833.

Ein Bruchſtück der Wirklichkeit, woraus eine Novelle hätte werden können.

„Nein, es geht nicht länger,“ rief der Aſſeſſor in dem alten Schloſſe zu Elſterwitz eines Sonntags Abends, und warf die vom vielen Schreiben ſtumpf gewordene Feder bey Seite. Er klopfte die bey der letzten weitläufigen Verfügung ausgegangene Pfeife aus, ſtopfte eine neue, löſchte die Arbeitslampe, die treue Erhellerinn ſeiner einſamen Stunden, und begab ſich zu dem über ihm wohnenden Steuerrath, der eben von einer Geſchäftsreiſe zurückgekehrt war. „Gut, daß Sie kommen,“ rief ihm dieſer entgegen, „laſſen Sie uns den Reſt des Tages nach vollbrachter Arbeit traulich verplaudern, denn ich habe, von der Reiſe ermüdet, eben auch nicht mehr Luſt, die Feder in die Hand zu nehmen.“ Der Theetiſch wurde an das Sofa gerückt, die Pfeife in Brand geſetzt, und Beyde überließen ſich behaglich dem Wohlgefühl der Ruhe nach den Mühen des Tages. Ludwig, der Rath, dem eine ſchöne Ausſicht in das Leben entgegenlächelte in der baldigen Vereinigung mit einem lieblichen Mädchen, mahlte dem Freunde die glücklichen Stunden des Bräutigamſtandes vor, und ward nicht müde, ihn von den Hoffnungen ſeiner Zukunft und der Einrichtung ſeiner Häuslichkeit zu unterhalten. Lange hörte Wibald ſchweigend zu, endlich ſchwoll ihm das Herz über, und er rief in weinerlich komiſchem Pathos: „Alle Männer haben Bräute, nur ich bin ganz allein. Wo blühſt du holde Blume, die ich mein nennen ſoll, wo weilſt du jetzt, nah oder fern, in ärmlicher Hütte, verwaiſt bey der treuen Mutter, oder im glänzend geſchmückten Hauſe, umflattert von buhleriſchen bunten Schmetterlingen, hüpfeſt du fröhlich, umklungen von rauſchenden] Freuden, oder ſchaueſt du ſchwärmeriſch über die Erde hinweg nach den Hoffnungen des Himmels? Steuerrath, hier in dieſer Bruſt wohnt ein Herz, das lieben kann, wie wenige, das ſich werth fühlt der ſchönſten, der beſten, der liebenswürdigſten, ach! und das einſam klagen und verſchmachten muß, von Niemand erkannt, von Niemand geliebt.“ — „Nun, nun, beruhigen Sie ſich nur, Beſter,“ entgegnete der Angeſchwärmte, „noch iſt ja nichts verloren, noch blühen um Sie herum treffliche Jungfrauen in Fülle, ſehen Sie ſich um unter den Töchtern des Landes, welche Ihren Wünſchen entſprechen.“ — „Freund, ich bitte, ich beſchwöre Sie,“ erwiederte Wibald, „wo ſoll ich finden, was ich ſuche, ſitze ich nicht in dem lieben Neſte nun ſchon volle vier Jahre, reiſe ich nicht jährlich ein paar Mahl in die Reſidenz, hoffe ich nicht von einem Tage zum andern vergeblich, ein guter Genius werde in glücklicher Stunde das Weſen, das ich ſuche, mir zuführen? Ein Tag ſchleicht gleichförmig hinter dem andern hin, hinter mir häuft ſich täglich die graue, farbloſe Vergangenheit, unaufhaltſam ſpinnt ſich

der Lebensfaden ab, iſt's nicht natürlich, daß mit jedem leer hingeſchwundenen Tage eine Blüthe hinwelkt am Baume der Hoffnung? Kenne ich nicht weit und breit die Individuen des leer geſchwätzigen Geſchlechts und iſt auch nur Eine, die dieſes glühende, von Idealen leider nur zu ſehr emporgehobene Herz zu faſſen vermöchte? Nur Eine, Eine, Eine," rief er ſchmerzlich, und blickte ſehnſuchtsvoll über die weite Schneefläche, die ſich am Horizont in graue Wolken verlor. Lächelnd hörte der Freund ihm zu, ſchlürfte behaglich den duftenden Thee, und verſank in wonnige Träume ſeiner nahen Zukunft. Plötzlich ſprang Wibald, von einem Gedanken emporgeſchwellt, auf. „Ja, ja, ich hab's gefunden!" rief er, „ich mache den Verſuch, ich laſſe mich in den allgemeinen Anzeiger der Deutſchen ſetzen." — „Sind Sie bey Sinnen," rief jener, „wie können Sie ſich zu einer Maßregel entſchließen, über die wir uns ſo oft luſtig gemacht haben? Wie oft haben Sie mit mir diejenigen verſpottet, welche, alles Selbſtvertrauens ermangelnd, wie im Blindekuhſpiel umhergreifend, ein Feinsliebchen zu erhaſchen hoffen." — „Ich nehme meinen Spott zurück," erwiederte der Aſſeſſor, „mir leuchtet jetzt ein, wie ein armer, einſamer Menſch, überall zurückgeſtoßen, verdrängt von eitlen Gecken, zagend und ſcheu den letzten Schritt wagte, um eine Gefährtinn zu finden, die ihm die Hand reiche für das Leben. Ehen werden im Himmel geſchloſſen; findet mancher ſein Liebchen auf dem Balle, im Theater, im Poſtwagen, warum ſollte nicht Einer ſie im Anzeiger finden." Er entfernte ſich und entwarf ſofort folgendes Heirathsgeſuch: „Ein Mann aus dem Beamtenſtande, in ſeinen beſten Jahren, ſucht eine Frau, die ihm das Leben verſchönere. Ein Herz, das über die blühende Erde und ihre Freuden den Himmel darüber nicht vergißt, ein Auge, dem die Thräne der Empfindung nicht fremd iſt, werden ihn beglücken. Flachheit und Leerheit haben ihn überall zurückgeſtoßen. Er wählt daher dieſen Weg, um ſeine Zukünftige zu finden, und bittet, geneigte Leſerinnen, welche dieß Geſuch berückſichtigen möchten, ihre Briefe unter der Adreſſe X. Y. Z. an die Expedition dieſes Blattes gelangen zu laſſen."

Halb im Ernſte, halb im Scherz ließ er das Schreiben abgehen. Hatte er doch wenigſtens dadurch bewirkt, daß ſeiner Phantaſie, die allmählig zu ermatten anfing, in der langweiligen Alltäglichkeit, die ihn umgab, wieder ein Stoff gegeben war, aus welchem er die luftigen Schlöſſer ſeiner Hoffnung in der Zukunft hineinbauen konnte. Die Geiſter der Schwermuth, welche ſich in den düſtern ſtaubigen Winkeln ſeines Zimmers allabendlich lagerten und über ihn kamen, wichen vor den glänzenden Bildern der heitern Geſelligkeit und Geſchäftigkeit, welche ſeine Phantaſie aus ſeinem künftigen ehelichen Leben hervorhohlte und in reizender Folge um ihn gaukeln ließ.

2.

Eugenie, des verſtorbenen Geheimraths Logau einzige Tochter, war durch das ungeſtüme Schneetreiben abgehalten worden, mit zwey Freundinnen die Stumme von Portici zu beſuchen, welche zum erſten Mahl dem erſtaunten Publicum ihre entzückenden ſüdlichen Landſchaften und den brennenden Veſuv zeigte und die Zauber der bald gewaltig daherbrauſenden, bald anmuthig dahinſtrömenden Muſik entfalteten. Die von den Wänden des Zimmers herablächelnden reizenden Gemählde in goldnen Rahmen, die am Fenſter üppig blühenden Hyacinthen und Narciſſen, ließen die Verarmung der winterlichen Natur draußen vergeſſen und die behagliche, mit Wohlgerüchen durchduftete Wärme des Zimmers vermehrte die Täuſchung, mit welcher blühende Citronenbäume die Phantaſie nach dem Süden verſetzten. „Schade," ſagte Clärchen, eine der Freundinnen, „daß wir die Oper nicht beſuchen konnten. Im Winter, vorzüglich in dieſem ächt nordiſchen, der alle Frühlingserinnerungen verſchneit, thut es ungemein wohl, in die Landſchaften Italiens zu ſchauen und das freye tanzende Leben in der immer günſtigen Natur zu ſehen." — „Ja wohl," fügte Eugenie hinzu, „nie duftet uns eine Blume inniger als im Winter, heller lachen da die Gemählde des Frühlings uns an, lieblicher tönt uns der Geſang der Nachtigallen, Dichtung und Wirklichkeit reichen uns, hold verſchwiſtert, ihre Kränze." Mathilde hatte indeß in den dort liegenden Journalen geblättert, und ihre Stimme mit komiſchem Pathos erhebend, las ſie aus dem allgemeinen Anzeiger der Deutſchen das Wibald'ſche Heirathsgeſuch vor. „Ich möchte nur wiſſen," fügte ſie hinzu, „ob dergleichen Geſuche Spaß oder Ernſt ſind; doch ſollte man das letztere meinen, da ein ſo oft ſich wiederhohlender Spaß zu fade und abgeſchmackt wäre. Dennoch iſt es mir unbegreiflich, daß jemahls ein Mädchen auf ſolch ein Geſuch eingehen ſollte, daß eine Jungfrau hoffen könnte, hinter einer ſolchen abgeſchmackten Freywerberey ein liebenswürdiges Schätzchen zu finden. Die arme einſame Seele wird lange warten müſſen, ehe ein mitleidiges Weſen ſich ihrer erbarmt." Clärchen ſtimmte lachend ein: „Das möchte mir auch ein ſchöner Freyer ſeyn, der mich ungeſehen aufriefe aus der Schaar aller deutſchen

Jungfranen; einiges Geld zur Beſtreitung der vermehrten Haushaltungskoſten ſoll gewöhnlich auch nicht fehlen und das ungefähre Alter wird wohl auch um zehn Jahre zurückdatirt.“ — „Das Geſuch,“ bemerkte Eugenie, „ſcheint ſich doch von andern ähnlichen Inhalts bedeutend zu unterſcheiden: es ſcheint von einer wahren Sehnſucht und einem tiefen Gefühl eingegeben zu ſeyn.“ — „Ey, ey, ſprichſt du doch,“ entgegnete Clärchen, „als hätteſt du ſelbſt nicht übel Luſt, deine ſchöne Hand in eine ſo bittend ausgeſtreckte zu legen, und die glühende Sehnſucht eines ſchwärmeriſchen Jünglings zu ſtillen, deſſen Herz der Geliebten entgegenſchmachtete.“ Eugenie lächelte und ſetzte ſich, um das Geſpräch abzubrechen, an den Flügel.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Reſignation.

„Laß den Menſchen ihre lauten Freuden,
Größer iſt, wer Menſchen nicht bedarf;
Größer, wer vor Wonnen, wie vor Leiden
Nie die Stirn zum Staube kehren darf.
Feſt dich haltend an den Idealen
Ford're nicht, daß ſie die Welt dir gibt;
Ruf' ſie nicht aus ihren heil'gen Hallen,
Wo dein Herz ſie ewig — ewig liebt.“

„Unbedürftig dieſer Erde Gaben,
Wandle du in deiner Freyheit Au'n;
Kann die Welt dich denn mit Quellen laben,
Die durch halberſtorb'ne Ufer thau'n?
Such' in ihr nichts — und du wirſt nicht fühlen,
Daß ſie ausgeſetzte Kinder trägt,
Daß die Wünſche nie ſich hier erfüllen,
Die der Geiſt aus ihrem Schlummer weckt.“

„Komm', ich will an meine Bruſt dich legen,
Iſt ſie gleich verarmt und todtenkalt;
Sie ertheilt dem Herzen einen Segen
Gegen jede irdiſche Gewalt.
Kurzen Kampf nur koſtet das Entſagen,
Faſſe ernſt und ſtark die beſ're Wahl!
Ewig blüht in hellen Liedertagen,
Ewig dir das hohe Ideal!“

Prechtler.

Ruſſiſche Verwegenheit.

An der Stelle der jetzigen Kathedrale der heiligen Mutter von Kaſan in Petersburg ſtand eine alte Kirche mit einem entſetzlich hohen Thurme, und oben auf dem Thurme ſtand wieder ein ſechs Ellen hohes metallenes Kreuz. Alexander I. ließ die Kirche niederreißen, um die jetzige nach dem Modell der Peterskirche gebaut aufführen laſſen zu können. Allein vor dem Einreißen mußte das hohe Kreuz abgenommen werden, da es zu den heiligen Dingen gehört, und nicht durch Herabſtürzen entweiht werden durfte. Wie war dieß zu bewerkſtelligen? Ein Gerüſte bis da hinauf zu führen, hätte ſehr große Koſten gemacht. Man forderte daher Zimmerleute auf, es gegen eine gewiſſe Summe herunterzuhohlen. Es fanden ſich drey Ruſſen. Sie bekamen das heilige Abendmahl, ſtiegen nun muthig im Innern des Thurmes ſo hoch hinauf, als es die Weite zuließ, ſchlugen dann eine Öffnung hinaus und kletterten nun außen immer höher, indem der erſte mit der Axt das Blech losriß und eine Stufe nach der andern in die Pfoſten einhieb. Der Wind nahm ihm in der ſchrecklichen Höhe den Hut vom Kopfe, aber das kümmerte ihn nicht. Schlapa upala (ich habe den Hut verloren)! rief er. — Nach mehreren Stunden war die Spitze erklimmt. Der Eine, der Vorderſte, ſchwang ſich aufs Kreuz und die Andern arbeiteten am Fuße, daß es Nachmittags um vier Uhr unter den Augen von vielen Tauſenden, die bebende Zuſchauer geweſen waren, an Seilen heruntergelaſſen werden konnte. — Darauf ſtrichen die kühnen Ruſſen ihr Geld ein und bekamen noch ihren Freybrief als außerordentliche Belohnung. — Der neue Kirchthurm iſt indeſſen minder hoch, um nicht den ſpäten Nachkommen eine gleiche gefährliche Aufgabe zu hinterlaſſen. *r.

Miscelle.

Ein Hr. Schmitz, der früher ſchon einige literariſche Curioſitäten zum Licht gefördert, gibt uns eine neue Theorie des Lichts und der Farben. Er ſagt, das Licht ſey mit ſeinen Farben nur eine Scala des Druckes der Luft, für deſſen Empfindung wir den Sinn des Auges hätten. Das kann ein Hauptſatz der neueſten Naturphiloſophie werden, in ſo fern er durch ſeine eminente Undeutlichkeit noch vieles Andere undeutlich machen würde.

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldſtadt.) Sonnabend den 26. October d. J. hatte der Pantomimenmeiſter und Darſteller des Harlekins Hr. Johann Fenzl ſeine jährliche Einnahme. Es wurde zum erſten Mahle gegeben: „Mirina's Zauberſchlaf oder treue Liebe ſiegt,“ große komiſche Zauberpantomime in zwey Acten vom Beneficianten, mit Muſik von Limbayer, neuen Decorationen von Dolliner und Mayr, Maſchinen von Simonet. Das Coſtüm durchaus ganz neu. —

Dieſe choreographiſche Novität hatte bey dem Umſtande, daß ſchon eine geraume Zeit in der Pantomime nichts Großartiges zur

Schau gebracht wurde, dem Beneficianten eine zahlreiche Menge Zuschauer herbeygeführt. Kein Posaunenschall verkündete eine außerordentliche Vorstellung, darum betrat auch das Publicum mit sehr gemäßigten Wünschen das Schauspielhaus und fand sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Es herrscht in der Erfindung und Durchführung mancher Reiz der Neuheit, die Tänze sind mit Geschmack geordnet, werden auch mit einer besonderen Präcision ausgeführt; vorzüglich lobenswerth erscheint aber die durchaus solide Behandlung, eine wesentliche Eigenschaft, um sich mit dem gebildeten Theile des Publicums zu befreunden. Ohnerachtet aller jener Vorzüge, welche diese Pantomime in sich faßt, erging es uns doch am Schlusse derselben, wie dem Demokritus, von welchem die Abderiten, seine Mitbürger, erzählten, er habe sich acht Tage lang den Kopf darüber zerbrochen, warum die Feigen, die ihm seine Magd vorgesetzt, nach Honig röchen und schmeckten, bis ihm diese endlich entdeckte, die Feigen hätten einige Tage in einem Honigtopfe gelegen. In diese ähnlich peinliche Lage versetzten uns die episodischen Scenen, welche wohl meistens trefflich, nur an dem Übelstande leiden, daß sie in keiner besseren Verbindung stehen, wodurch die Handlung verständlicher und interessanter herbeygeführt worden wäre. Wir erklärten uns endlich, daß selbe bloß der Decorationen und Maschinen wegen eingeschaltet, so mühsam ihr frisches Leben verkümmern müssen. So wie aber jede locale Posse, jedes Zauberstück durch Witz und Humor in immerwährender Regsamkeit erhalten wird, eben so muß die Pantomime durch komische Effectscenen gewürzt, die Lachlust des Zuschauers häufig in Anspruch nehmen, ohne jedoch durch niedrige Späße nur auf die obern Regionen einwirken zu wollen. Dieses pantomimische Erzeugniß fesselt wohl unausgesetzt das Auge durch geschmackvolle und glänzende Ausstattung in Decorationen und Costümes, durch überraschende Maschinen, pittoreske Gruppirungen; allein alles dieses ist nur vorübergleitend, da die heiteren Scenen das Übergewicht behaupten. Im ersten Acte sprach der zwar nicht neue karrikirte Tanz zwischen den HH. Fenzl Jos. und Schadetzky, dann der ungarische, ausgeführt von kleinen Automaten, ungemein an, die Schlußgruppirung wurde leider durch einen Unfall unvorsichtiger Werkleute gestört. Der zweyte Act biethet Gelegenheit zu effectreichen Groteskkänzen, einer Policinello-Scene, worin Hr. Fenzl Jos. sich die Ehre des Vorrufens erwarb. Der Gedanke, Pierot in Harlekin zu verwandeln, hätte im Verfolge zu einer äußerst komischen Situation Veranlassung gegeben. Diese kritische Ansicht sey übrigens ein Beleg, daß wir jedes Verdienst zu würdigen wissen, und daß wir durch unseren Tadel nie die Absicht haben, das wahrhaft Gute untergraben zu wollen. Die Musik von einem in der musicalischen Welt unbekannten Compositeur, Limbayer, hat nur zum Theile angesprochen. Da die erste Vorstellung dieser Pantomime mit gutem Erfolge über die Bretter ging, glauben wir, daß die Direction ein vortheilhaftes Repertoirstück gewonnen habe. — Vorher wurde zum zweyten Mahle das Lustspiel: „Frauenhaß“ gegeben; Mad. Scutta, Dlle. Schadetzky, die HH. Fermier und Brabée spielten mit vielem Fleiße.

Joh. Nep. Hraßnigg.

Ein Abend im Theater zu Olmütz.

Es war am 30. September in der zweyten Abonnements-Vorstellung, da war ich im Theater zu Olmütz und es gefiel mir überaus gut, das Schauspielhaus nähmlich selbst und auch die Schauspieler und was ich sonst an Garderobe und Decorationen zu sehen Gelegenheit hatte, und endlich auch die Fremde. Ich möchte mich nun gerne entblöden, hierüber etwas Umständlicheres zu äußern und fürchte nicht, daß es jetzt nach beynahe fünf Wochen schon zu spät sey; ein Lob kommt nie zu spät, besonders wenn es eine Sache betrifft, der nichts fehlt als ein wenig Geräusch und Lärm, um allgemeines Aufsehen, Anerkennen und Bewundern zu erregen. Man spielte das wunderhübsche Lustspiel von Albini, „Kunst und Natur,“ und zwar spielte man es recht natürlich und kunstlos, ohne viele Prätensionen, ohne schleppende Ziererey, gerade weg, wie es der Verfasser gedichtet hat und dargestellt haben will; aber hinter mir saß eine Fremde, eine Pohlinn, wie mir schien, eine Gestalt, wie ich noch keine sah. Die schwarzen glänzenden Locken, das glühende Auge, die edlen, geistvollen Züge, die zarten, dunkelrothen Lippen, das Ebenmaß des Körpers: alles vereinte sich zu einem Musterbilde, wie es die Meister der venetianischen Schule oder die alten Spanier hinzuzaubern verstanden. — Dlle. Caroline Müller vom ständischen Theater in Grätz debutirte als neu engagirtes Mitglied in der Rolle der Polyxena; ein liebliches Organ, eine schöne Gestalt, ein frohes lebendiges Spiel machen sie zu einer schätzenswerthen Acquisition dieser Bühne, eine geringe Übung wird ihr die fehlende Rundung, das nöthige Aplomb verleihen; ich aber saß eingeengt in einen Kreis von Freunden und Bekannten, ehrsamen Frauen, hochgeachteten Männern und konnte nicht hinüber zu der Fremden, zu der Pohlinn, zu dem edlen, erhabenen Gebilde, das leider so fern von mir saß. — Hr. Scotti gab die Rolle des Agamemnon pünctlich so ergötzlich, als man sie nur immer spielen kann; die beschränkte Ängstlichkeit, Devotion, Unterthänigkeit neben dem Hange zur Wohlthätigkeit und Gemüthlichkeit konnte nicht besser ausgedrückt und wiedergegeben werden; aber neben der Fremden saß ein junger rothwangiger Mann, der sehr angelegentlich mit ihr conversirte; zwar eine gewisse Familienähnlichkeit schien mir einigen Trost einzuflößen, allein dessenungeachtet war der Fall bedenklich. — Der Rittmeister Graf Born wurde durch Hrn. Buel dargestellt; eine kräftige Männlichkeit zeichnete ihn aus, leichter, gesellschaftlicher Ton, Leben und Empfindung waren in keinem Momente zu vermissen, ja sogar Bühnengewandtheit und Routine mußten ihm zugesprochen werden. Hr. Scotti und er waren die Seele, die verbindenden Ringe und Glieder des Ganzen, so gut wußten sie die zerstreuten Bestrebungen zu verknüpfen und auf ein Ziel hinzulenken; ich war gesprächig, lebendig aufgeregt wie selten vorher, ich lachte, scherzte, wagte Bemerkungen, Gedanken, Einfälle, ich glaube, ich ward sogar manchmahl melancholisch und tiefsinnig, die Pohlinn horchte offenbar auf unser Gespräch herüber. Verstand sie vielleicht auch deutsch? — Auch Dlle. Horn (Gräfinn Aurora), Hr. Benisch (Baron Berger), Hr. Kneuer (Reitknecht Teufel) spielten vortrefflich, und selbst die andern unbedeutenderen Rollen von der Gräfinn bis zum Kutscher herab wurden recht brav und gut ohne die mindeste Störung gegeben. Ich wüßte nicht, wie das Stück besser, wahrer, wohlgefälliger hätte dargestellt werden sollen. — Der Vorhang war gefallen, die fremde Schöne erhob sich, drückte den einfachen Strohhut auf die üppigen Locken und schickte sich an, das Theater zu verlassen, aber um mich drängte sich der schätzbare Kreis der Verwandten, meine Cousine hängte sich in meinen rechten, eine andere in meinen linken Arm, und mein Oheim, der Kunstkenner ist, fragte mich über den Eindruck dieser und jener Scenen und über den ästhetischen Werth des Stückes, der Aufführung, und indeß — war meine Unbekannte für immer entschwunden! Einige Stunden darauf saß ich schon im Postwagen und sie habe ich nimmer gesehen!

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Nik. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den 134 7. November 1833.

Ein Bruchstück der Wirklichkeit, woraus eine Novelle hätte werden können.

(Beſchluß.)

3.

Eines Tages kam der Aſſeſſor Wibald höchſt aufgeräumt, was bey ihm jetzt ſelten der Fall war, aus dem Sonntagsclubb nach Hauſe. Die Urſache ſeiner freudigen Unruhe war eine Jungfrau, die erſt vor wenigen Tagen angekommen, in der Geſellſchaft erſchienen war. Es war, wie die klatſchfertigen Elſterwitzerinnen berichteten, eine arme Verwandte der Predigers Witwe Seebald, hatte nach dem Tode ihres Vaters als Geſellſchafterinn eine Dame auf ihren Reiſen begleitet und wollte jetzt einige Zeit bey dieſer zubringen. Seine ganze Seele athmete Heiterkeit, er fühlte ſich frey und leicht, die trübe Schwermuth, die ſeinen Geiſt ſonſt befangen hielt, war gewichen.

Amalie, ſo hieß jene Jungfrau, hatte ihn entzückt. Der geiſtreiche Ernſt, der auf ihrem friſchblühenden Geſichte wohnte, ſtach wunderbar ab gegen die langweiligen fadelachenden Geſichter der übrigen Frauen. Die freundliche Anmuth ihres Geſichts, der helle, klare Blick des blauen Auges zog ihn zu ihr hin, er hätte ſein ganzes Herz vor ihr ausſchütten mögen. Zum erſten Mahle ſeit langer Zeit fand er Anklänge zu der Stimmung, die in ſeinem Innern vorherrſchte. Wibald ſprach mit ihr über den geſelligen Verkehr des Städtchens und ergoß ſich in Klagen über die Armuth ſeines jetzigen Lebens, wie er, von jedem Kunſtgenuſſe getrennt, ſogar eines gebildeten Umgangs entbehre, wie er allein ſtehe und zuweilen in trüber Stimmung an dem Glücke der Zukunft verzweifelte. Sie ſchien ihm theilnehmend zuzuhören und der Blick, den ſie bisweilen auf ihn heftete, traf wie ein Blitz ſein Innerſtes. Er hätte vor ihr alle Klagen ſeiner einſamen Stunden, jede Sehnſucht ſeines liebenden Herzens ausrufen mögen, allein ein Blick auf die übrigen Frauen, welche lauernde Blicke auf ihn hefteten, ſcheuchte jedes tiefere Gefühl in den Hintergrund ſeines Herzens zurück. Jetzt, in ſeinem Zimmer angekommen, umſchwebte ihn ihre Geſtalt, immer klarer ward es ihm, daß ein ſolches Mädchen ihn verſtehen werde, daß ein ſolches fähig ſey, die Ideale einer ſchönen Häuslichkeit, die ſeine Phantaſie in begeiſterten Stunden erſchuf, zu verwirklichen. Am nächſten Sonntage kleidete er ſich ſorgfältiger als bisher und war einer der erſten in der Geſellſchaft. Die Erwartete erſchien nicht. Er vermochte kaum ſeine Unruhe zu bergen. Die Augen auf die Thüre geheftet, aus der ſo manche roſige Schöne, die dunkle Hülle draußen abſtreifend, in hellem Gewande mit angenehmer Verbeugung in den Kreis eintrat, ſaß er in höchſter Verſtimmtheit über ſeine fehlgeſchlagene Hoff-

nung da. Des andern Abends irrte er gedankenvoll umher in den Gefilden von Elsterwitz. Der Winter begann allmählig sich zurückzuziehen, die starre Bedeckung der Erde fing an sich zu lösen und einzelne Bächlein, aus dem Schnee hervorsickernd, strömten dem Flusse zu, ein Bild seines Innern, worin eine gewaltige Empfindung die erstarrten Gefühle in Thränen aufzulösen drohte. Bald wird der Frühling kommen, sprach er zu sich; wo jetzt schon die eintretende Dämmerung die dunkle Natur noch düsterer macht, wo einsam und lautlos die nackten Gebüsche ihre verarmten Zweige in die neblige Luft emporstrecken, wird bald heller Sonnenschein in eine blüthenprangende Natur hineinstrahlen, frohe Menschen werden sich darin ergehen und sich an dem neuen Leben ergötzen, die Gebüsche, von befiederten Sängern bewohnt und mit Grün und Blüthen bekleidet, werden in Wonneschauern erzittern in der milden Frühlingsluft, Alles wird leben und Wonne athmen, aber was wird der Frühling dir bringen? In ewigem Einerley tönen mir die Stunden von jenem alten Thurme, unter dem schon manche Geschlechter in Freude und Trübsal vorbeygewandelt sind, wann wird die Stunde herabklingen, wo ich das Glück finde, nach dem mein Herz sich sehnt? Werde ich dem künftigen Winter heiterer entgegensehen, wird mir nicht wieder bangen vor seiner Öde und Einsamkeit? Im tiefsten Hintergrunde seines Herzens schimmerte das Bild einer Jungfrau und es war, als wollten aus ihm Farben emporblühen, die ihm das Leben bunter und lachender mahlten. Könnte sie es seyn, rief er aus, die meinen Wünschen entspräche? Noch hält mich die Hoffnung, daß ich nicht untergehe in der flachen Alltagswelt. Wenn auch sie mich täuscht, was bleibt mir dann? Aber wenn meine Hoffnung erfüllt wird, wenn ich eine Häuslichkeit gewinne, wie beglückende Träume sie mir mahlen? Welcher Wendepunct, welches Gewicht in dieser einen Minute des Wählens! Heil oder Verzweiflung für Zeit und Ewigkeit, denn nur in dem heiligen Kreise eines harmonischen Familienlebens können sich die ewigen Blüthen des Gemüths herrlich entwickeln, welche der Wurm des Grams und der Unlust zerstört, wo Zwiespalt herrscht und Verwirrung. So in Schwanken und zweifelnd irrte er umher in der abendlichen Natur. Nach und nach beruhigte sich sein Gemüth, immer heller fing das Bild in seinem Innern an zu strahlen. Es sah ihn an mit jenem sinnigen Ernste, mit jener holden Freundlichkeit, die sein Herz beym ersten Anblick gewonnen hatte. Nein, rief er aus, ihr könnt mich nicht täuschen, ihr seelenvollen Züge des schönen Angesichts, immerhin schlage es aus, wie es wolle, es sey gewagt.

4.

An jenem Abende saßen die Predigers Witwe Seebald und ihre vor einiger Zeit angekommene Verwandte in traulichem Zwiegespräch bey einander. Unvermerkt wußte diese das Gespräch auf den Assessor Wibald zu bringen, von dessen Lobe der Mund der Tante überströmte. „Ein vortrefflicher junger Mann," sagte sie, „mit dem einmahl eine Frau nicht übel fahren wird. Er ist gar nicht wie die andern jetzigen jungen Männer; während diese jedes junge Mädchen geckenhaft mit Schmeicheleyen umflattern, und jeden Abend für verloren achten, den sie nicht außer dem Hause zubringen können, sitzt er daheim und arbeitet still und emsig für sich und kümmert sich nicht um die süßlächelnden Töchter des Städtchens. Spräche nicht aus allen seinen Zügen eine so milde Freundlichkeit, leuchtete nicht aus seinen dunklen Augen ein so tiefes Gefühl, man wäre versucht ihn für einen Weiberfeind zu halten." Die junge Schöne lächelte, als wüßte sie besser, wie es um Wibald's Gemüth stehe. Da klopfte es an die Thür und herein trat dieser mit glühendem Gesichte. Er bath verlegen um Entschuldigung seines so späten Besuchs und suchte ein Gespräch über gleichgültige Dinge anzuknüpfen. Aber bald fielen seine Blicke verwirrt zu Boden, vor dem Klopfen seines Herzens hatte er kaum die Worte in seiner Gewalt. Wie hätte er ruhig bleiben können vor den strahlenden Augen, deren seelenvolle Blicke sein Innerstes entzündeten. Er konnte die Gefühle, die ihn bestürmten, nicht länger zurückdrängen. „Amalie," rief er, „Sie werden mich für einen Thoren halten, aber ich kann nicht anders, ich muß Ihnen offenbaren, was in mir vorgegangen, seit ich Sie zum ersten Mahle sah. Antworten sie mir so offen und redlich, wie ich Sie frage, wollen Sie die Meinige werden?" Amaliens Wangen überstrahlte rosige Gluth, sie senkte die Augenlieder, welche wie weiße Blüthen die himmelblauen Augensterne bedeckten und lispelte leise: „Sie haben mich ja kaum einmahl gesehen, wie deut' ich mir diesen raschen Entschluß bey einer Wahl, die über ein ganzes Leben entscheidet." — „Ach Amalie," rief er, „kennten Sie die Qual meiner Sehnsucht, die unerträgliche Leere meines Lebens, wüßten Sie, wie seit dem Augenblick, wo ich Sie gesehen, ein neuer Stern mir aufgegangen ist, Sie würden mich nicht fragen, Sie würden das Überraschende natürlich finden." Amaliens Augen flossen jetzt über von Thränen der Empfindung, innig gerührt blickte sie Wibald an, aber sie drängte ihr Gefühl zurück und sprach mit erkün-

ſtelter Ruhe: „Sind Sie aber auch gewiß, daß dieſer Rauſch der Begeiſterung nicht verfliegen wird? wird die Wirklichkeit Ihnen geben, was poetiſche Träume Ihnen vormahlen? Wenn Andere eine reiche Gattinn wählend, ſich ein behagliches Leben ſchaffen und in der Fülle ſinnlicher Genüſſe die Träume der Jugend vergeſſen, wenn dieſe ein bequemes ſorgenfreyes Leben, wie es der Reichthum gewährt, entſchädigt für das Entſchwinden der Ideale, die vor dem Manne in Nebelduft zerfallen, werden Sie Erſatz dafür finden in den Armen der Verwaiſten, die Ihnen nichts bringt, als ſich ſelbſt, wird Ihre Wahl Sie nie gereuen?“ — „O Amalie, wie können Sie ſolchen Zweifel hegen, wie können Sie Ihre Anmuth, Ihre holde Schönheit, Ihren tiefen Geiſt, Ihr lebendiges Gefühl, alle dieſe unſchätzbaren Vorzüge in die Wagſchale legen mit flüchtigen Gütern, die nur flüchtige vergängliche Genüſſe ſchaffen, deren Wiederhohlung ihr eigener Tod iſt. Mir kann das Leben keinen Reiz gewinnen durch äußeren Schmuck. Sie ekelt mich an, jene philiſterhafte Behaglichkeit, welche im weichen Lehnſtuhle ſich dehnend, die Leere des Herzens mit Genüſſen auszufüllen glaubt, an der Mahnung des Beſitzes ſich freut, und in Plänen des Wohllebens den Zweck des Daſeyns erzielt.“ — „Nun dann,“ entgegnete die Holde, ihm die Hand reichend, „ich vertraue Ihnen, ich will die Ihrige ſeyn, möge der Himmel Ihre und meine Wahl gelenkt haben!“ In jauchzendem Entzücken umſchlang er ſie, ein Blick zum Himmel dankte für die Seligkeit, die ſein Herz berauſchte, er hörte die ſeligſte Stunde ſchlagen, die ihm hienieden zu Theil geworden. Spät riß er ſich von der Geliebten los: ſein ſonſt ſo düſterer einſamer Heimweg war überall beleuchtet von hellen Bildern einer glücklichen Zukunft.

Der erſte Strahl der Morgenſonne weckte ihn aus ſeinen frohen Träumen zu noch innigerem Bewußtſeyn eines Glückes. Er konnte es kaum erwarten, daß die erſten Frühſtunden verronnen, um ſich in der Tageshelle des Anblicks ſeiner herrlichen Braut zu erfreuen, um ihr in das ſtrahlende Auge zu ſchauen. Aber wer beſchreibt ſein ſtaunendes Entzücken, als ſie ihn begrüßte, in die feinſten Stoffe koſtbar gekleidet, das reiche Haar von blitzenden Diamanten umfunkelt. Geblendet trat er zurück, aber die Holde flog in ſeine Arme und both den roſigen Mund ſeinem Kuſſe. „Wie ſoll ich mir dieſe Wandlung erklären, geliebte Amalie?“ fragte er überraſcht. „Nicht mehr Amalie, ſondern Eugenie,“ erwiederte ſie lächelnd, „Tochter des verſtorbenen Geheimenraths Logau. Ihr ſehnſuchtsvoller Ausruf an die unbekannte Geliebte wurde von mir geleſen. Der Einfall ſchien mir originell und reizte meine Phantaſie, den Mann kennen zu lernen, der ſich ſo humoriſtiſch um eine Gattinn bewarb. Es gelang mir, Ihren Nahmen und Aufenthalt zu erfahren, und es ward mir leicht, mich bey der guten Seebald, welche ich früher in Berlin kennen lernte, einzuführen, unter der Bedingung, mich für eine arme Verwandte von ihr auszugeben. Sie entſprachen meinen Erwartungen, das Übrige iſt Ihnen bekannt. Werden Sie, da Sie die arme Amalie gewählt, auch die reiche Eugenie nicht verſchmähen?“ Daß dieß nicht geſchah, und daß Wibald jenen Abend pries, wo er den bekannten Einfall gehabt, können die Leſer ſich denken. Er lebt jetzt in der glücklichſten Ehe, und wünſcht Jedem, der ſein Liebchen im Anzeiger ſuchte, einen eben ſo unerwarteten Erfolg ſeiner ſchüchternen Bewerbung.

Miscelle.

Die jetzigen Spanier haben einen Dramatiker, Martinez de Roſa, der noch dazu ein eben ſo großer Kritiker ſeyn und die ausländiſche Literatur, z. B. die deutſche, genau kennen ſoll. Er wiederhohlte die Behauptung, daß das ſpaniſche Theater ein Schacht ſey, in welchem mancher Ausländer im Dunkeln gegraben habe. In ſeinen eigenen Stücken ſieht man ihn mehr als Kritiker, als daß er große Dichtergaben offenbarte; doch hat er dramatiſches Talent. Man rühmt beſonders „die Verſchwörung von Venedig 1310“ und „Aben Humeia,“ aus der mauriſchen Geſchichte Spaniens.

Notizen.

Concert.

Am 27. v. M. gaben die Herren Carl und Anton von Kontski im Saale der Geſellſchaft der Muſikfreunde um die Mittagsſtunde ihr Abſchiedsconcert. Eine Ouverture, von Anton Kontski, eröffnete daſſelbe, wobey wir, wie bey der Compoſition des Doppelconcerts von beyden Concertgebern, mit Vergnügen bemerkten, daß ſie ſich die Meiſter der älteren Schule zu Vorbildern erkoren und nicht den Tändeleyen der neueren Zeit huldigten. Die Motive der Ouverture ſind eher antik als modern zu nennen, doch ſehr effectvoll ohne nach Effect haſchend. Sanfte, gefühlvolle Melodien wechſeln darin mit hellen humoriſtiſchen Weiſen wirkſam und zweckmäßig ab; die Inſtrumentation iſt zwar nicht ohne Manier, aber mit Verſtand und Beſonnenheit gehalten. Schade, daß das Orcheſter, auf welches wir nochmahls kommen werden, ſo Vieles, faſt Alles verdarb. Das Doppelconcert iſt eine nicht nur regel-

rechte, ſondern auch brillante Compoſition. Der erſte Satz zeichnet ſich beſonders dadurch aus, daß die höchſt mögliche Wirkſamkeit der Violine und des Piano klug bedacht iſt, ſo zwar, daß jeder Concertgeber im Stande iſt, die Kunſtkraft auf ſeinem Inſtrumente vollkommen zu äußern, ohne ſich gegenſeitig zu beeinträchtigen. Dieſe Berückſichtigung ſetzt Phantaſie und Verſtand voraus, deren Beſitz die beyden Concertanten dabey hinlänglich beurkundeten. Weniger ſprach uns das Adagio an, wobey eine ſclaviſche Nachahmung der Manier des unvergeßlichen Slawik den Effect aus zwey Gründen herabſtimmte, nähmlich, weil ſie das davon erwählten, was ſelbſt bey Slawik nicht für ſchön anerkannt worden iſt, und weil zweytens die Virtuoſität Slawik's ihnen natürlich noch mangelt, wodurch auch das minder Schöne als groß erſcheinen mußte. Hinſichtlich des Vortrages können wir beyden Brüdern nur großes Lob zollen. Carl v. Kontski hat einen ſchönen, kräftigen, reinen Strich, eine ſichere Intonation, Nettigkeit in den ſchwierigſten Paſſagen, bey deren ſchnellſten ſich Klarheit und Deutlichkeit nicht verlieren, und einen Vortrag voll Leben und Feuer. Er ſpielte eine neue Violine von Sawicki*). Der Pianiſt Anton von Kontski hat das Prädicat eines Virtuoſen bereits in allen Blättern, von allen Kunſtrichtern erworben, und mit Recht. Sein Anſchlag iſt kräftig ohne ſchlagend zu ſeyn, die Triller ſind nett und abgeſchloſſen, die Läufe voll Leben und Gleichheit, ſowohl in Octavgängen als im Scalenlauf, beyde Hände führen Sprünge ſowohl im gebundenen Style, als in geſtoßenen Noten mit Kraft, Gleichheit und Reinheit aus, dabey weiß ſeine Phantaſie im Vortrage Licht und Schatten gehörig zu vertheilen und dem Spiele jene Lebendigkeit und Sanftheit zu verleihen, aus deren geregelter Verbindung wahre Virtuoſität hervorleuchtet. Eine Intervalle füllte Eugenie von Kontski mit dem Vortrage einer Arie aus. In ihrem Geſange vereint ſich eine gute Schule mit gefälliger Manier, und es iſt nicht zu bezweifeln, daß ſie unter Cicimarra's, ihres jetzigen Meiſters, Händen zu einem bedeutenden Grad von Vollkommenheit gelangen wird. Sie war ſichtbar befangen, allein das iſt doppelt begreiflich, erwägt man, wie das Orcheſter accompagnirte und, fürwahr, man muß die Kraft ihrer Sicherheit und ihrer Nerven zugleich anerkennen, da ſie bey ſolcher Begleitung ſich künſtleriſch und phyſiſch aufrecht zu halten wußte. Darauf wagte ſich ein Dilettant, Hr. Gottfried, an eine Arie aus der Oper: „Joſeph und ſeine Brüder.“ Eine unglückliche Wahl. Der Vortrag dieſes Geſangſtückes fordert Einfachheit, Natürlichkeit und Gemüth, nur dadurch wird er ſchön und ergreifend. Am überraſchendſten war das Spiel des kleinen Apollinar von Kontski, welcher eine Polonaiſe concertante für die Violine von Beneſch vortrug. Dieſer ſiebenjährige Knabe zwang uns zur Bewunderung; die Leiſtung überflügelte ſein Alter um das Dreyfache. Der junge Virtuoſe genügt jetzt ſchon ſtrengen Anforderungen der Kunſt. Mit Phantaſie faßt er den Geiſt der Compoſition auf, und gibt ihn wieder, dazu geſellt ſich große Fertigkeit in der Mechanik, Reinheit und Sicherheit in allen Stricharten, als Staccati, Triller, Doppelgriffe u. ſ. w. Vorzügliches Lob verdient das Gefühl des Vortrages, ſo wie der kräftige, volle, präcis markirte Ton, den dieſer kleine Virtuoſe auf einer Halbgeige hervorzubringen weiß, ſo wie die Beſonnenheit in ſeinem Spiele die höchſte Anerkennung verdient. Wir können mit Fug und Recht dieſem talentreichen Knaben eine Stufe der Vollendung vorausſagen, wie es nur ein Liebling der Muſe, dem ſie frühe ſchon die ſchöne Weihe ertheilt, erklimmen kann. Die Familie Kontski bewies hiermit in dieſem ihrem Abſchiedsconcerte die Tüchtigkeit und den Gehalt ihrer Kunſtleiſtungen in einem Glanze, der ſie überall umſtrahlen und ihr überall den günſtigſten Erfolg ſichern muß. Wir zollen ihr zum Schluſſe unſern aufrichtigſten Dank für den durch ſie gewährten Kunſtgenuß und wünſchen dem Vater dieſer Kunſtjünger von Herzen Glück. Das Orcheſter war in keinen Einklang zu bringen und that Mißgriffe, die ans Unbegreifliche gränzen, ſo z. B. fiel der Triangel ſtatt im Rondo im Adagio mit luſtigen Klängen ein u. ſ. w. Statt aller Kritik nur ſo viel, daß wir der Meinung ſind, es hätte ſich manches Orcheſterperſonale eines Tanzſaales vielleicht beſſer gehalten.

Joh. Nep. Hofzinſer.

*) Es dürfte alle Violinſpieler wohl intereſſiren zu erfahren, daß Sawicki nicht nur in der äuſeren Geſtaltung ſeiner Violinen ganz die Form der Straduari'ſchen beybehielt, ſondern auch durch Studium und Forſchen ſie ſo zu bauen verſtand, daß ſie hinſichtlich des Tones den beſten Inſtrumenten dieſes berühmten Meiſters an die Seite geſtellt werden können, dergeſtalt, daß ſchon mancher tüchtige Kenner beym Anſchauen und Anhören einer Geige von Sawicki ſich täuſchte und ſie für eine italieniſche beſter Gattung hielt. Sawicki's Violinen zeichnen ſich durch die Stärke und Gleichheit der Töne in den verſchiedenen Applicaturen beſonders aus. Dieſe neueſte, worauf Kontski ſpielte, liefert den bündigſten Beweis für die Geſchicklichkeit des Verfertigers. Er hat ſeine Abſicht erreicht, nähmlich die alten Meiſter in der exacteſten Ausarbeitung aller Theile und ihrer Verhältniſſe zu erreichen, und bringt auf dieſe Art Violinen zu Stande, die den hundertjährigen Violinen berühmter Meiſter wenig nachgeben. —

Abfertigung*).

Hr. W... Ich habe durchaus nicht Zeit, Ihnen ein Langes und Breites auf Ihre lange und breite Einwendung zu entgegnen; auch mag ich Ihnen nicht die koſtbare Zeit rauben, die Sie gegenwärtig vermuthlich zu einer zweyten und dritten Einwendung gegen Hrn. Ermin's Meinung und die eines ſonſt ſtrengen Recenſenten einer anderen hieſigen Zeitſchrift über Neſtroy's „Teufel“ benützen werden. Wenn Sie jederzeit den kurzen Sinn Ihrer Einwendungen ſo lange ausſpinnen, da werden Ihnen die folgenden Einſprüche eine große Schreiberey verurſachen. Ich bitte Sie alſo höflichſt, mir auf dieſe Abfertigung keine neue Einwendung zu machen, damit Sie keine Minute verlieren, denn ich kann Ihren Einwendungen durchaus kein Gehör geben, da Sie bey der Streitfrage nicht indifferent zu ſeyn ſcheinen. Wollen Sie ſich aber durch meine Aufſätze nicht langweilen laſſen, ſo wüßte ich Ihnen einen herrlichen Rath, nähmlich: daß Sie dieſelben gar nicht leſen; dadurch erſparen Sie ſich und mir das unnütze Schreiben und dem Leſer die Langeweile an derley komiſchem Federſtreite, zu dem Sie nicht zu paſſen ſcheinen, da Sie nicht einmahl den Muth haben, Ihr Viſier zu öffnen. Indeſſen „cantu dignoscitur ales!“ Noch einmahl beherzigen Sie meinen Rath! Sie haben dann weniger Galle; ich weniger Stoff zum Lachen! Sie werden den Teufel nicht ſchwärzer machen, als er es ſchon iſt; und mir kommt es nicht in den Sinn, ihn weiß zu waſchen!

Wien am 1. November 1833.

Guſtav Paöſt.

*) Sammler Nr. 131.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Nik. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den 135 9. November 1833.

Napoleon und der Ocean.

Bey einem Manne, wie Napoleon war, mußte man oft in einer Bewegung, in einem Worte eine ganze Gedankenreihe erfaſſen, denn er nahm ſich nur ſelten die Mühe, ſich ausführlicher zu erklären. Man hat oft gefragt, warum er ſeinen Plan einer engliſchen Landung aufgegeben habe. Vielleicht wäre es nicht zu gewagt, die erſten Symptome dieſes Entſchluſſes in folgendem Abenteuer zu ſuchen, deſſen Zeuge ich in Boulogne war.

Wir befanden uns eines Abends mit einigen Officieren bey dem Kaiſer, als ein Adjutant plötzlich hereintrat und meldete, daß ein heftiger Sturm ausgebrochen und ein Kanonenboot mit fortgeriſſen worden ſey. Napoleon nahm ſeinen Hut und ſtürzte, ohne weiter uns ein Wort zu ſagen, aus ſeinem Zimmer, zwiſchen den Zähnen zornig murmelnd: „Wieder der Sturm!“

Wir folgten ihm und gelangten mit ihm an den Strand. Die Nacht war dunkel, der Wind heulte gewaltig. Man vernahm das Geſchrey der Matroſen, die ſich einander zuriefen, und von Zeit zu Zeit ein Nothſignal des verunglückten Schiffes.

„Fort! Euren Cameraden zu Hülfe!“ rief der Kaiſer.

Man antwortete nicht; aber als in dieſem Augenblicke der Mond hinter den Wolken hervortrat, konnte der Kaiſer ſehen, daß man kaum erſt einige Boote in's Meer gebracht habe. Als er dieß ſah und die Unentſchloſſenheit um ſich her bemerkte, ward er böſe und rief höhnend: „Haha! die Matroſen hier fürchten ſich vor dem Meere! Nun gut, ſo will ich meine Grenadiere hohlen laſſen.“

Nun beeilt ſich Alles. Der Kaiſer reizt die Einſchiffung durch Wort und Miene noch mehr an, und nicht lange, ſo ſteht er faſt allein am Ufer. Einige Zeit lang verfolgt er die Schiffe, die durch Kraft der Ruder ſich entfernten, mit den Augen, bald aber verſchwinden ſie in der Dunkelheit und den hohen Wellen. Während der Zeit kamen am Strande eine Menge Neugieriger aller Claſſen zuſammen, darunter viele Einwohner von Boulogne. Man hörte das Gemurmel ihrer Geſpräche neben dem dumpfen Brauſen des Meeres. Nur die einzelnen Nothſchüſſe unterbrachen wie ein heftiger Schrey dieſes monotone Geräuſch. Bey jedem Schuſſe blickte der Kaiſer ungeduldig nach dem Meere aus, ſich dann wieder zu den Umſtehenden wendend, deren Reden er aufzufaſſen ſuchte. Mehrere Mahl glaubte er die laut wiederholten Worte zu hören: „Welche Tollheit! Sie können das Meer nicht halten! Sie müſſen Alle zu Grunde gehen! Man hätte lieber das Kanonenboot ſeinem Schickſale überlaſſen ſollen. Das kommt daraus, wenn man ſich in Dinge miſcht, die man nicht verſteht!“

Die Nothſchüſſe folgten ſich indeß ohne Unterlaß. Plötzlich blieb der Kaiſer ſtehen. Er ſchien ſeinen Blick in das unendliche Meer verſenken zu wollen, das ſich vor

Digitized by Google

ihm ausbreitete. Da blitzte es von weitem hell auf. Es war noch ein Kanonenschuß.

„Sie ſind mehr als eine halbe Meile abwärts getrieben worden!“ rief er aus. „Sie werden an den Klippen der Küſte zerſchellen. Wo ſind die Fahrzeuge? Sehen Sie nichts?“

„Nichts, Sire!“ antwortete ich.

„Man muß dahin!— Geſchwind einen Kahn! Geſchwind!“

Ein Officier der Marine glaubt eine Gegenbemerkung wegen des Zuſtandes des Meeres machen zu dürfen. Napoleon ſieht ihn an und ſagt in ſtrengem Tone zu ihm: „Haben Sie denn keine Ohren? Hören Sie denn nicht das Schiff, das dort mit dem Untergange kämpft?“

Ein abermahliger Schuß.

„Es iſt vielleicht ſein letzter Seufzer!“

Der Kahn wird herbeygebracht, der Kaiſer ſpringt hinein, ich ihm nach. Wir haben vier Ruderer und den Marine-Officier, von dem ich eben ſprach.

„Zum Kanonenboote!“ ſagte der Kaiſer.

Sogleich legten die Ruderer Hand ans Werk und kämpften kräftig gegen die Wellen. Der Kaiſer ſtand am Vordertheil, mit einem Fuße auf dem Rande des Kahnes, ſo daß die Wellen, die uns manchmahl überſchwemmten, ſich an ſeinem Knie brachen. Er ſah ſtarr vor ſich hin.

„Kommen wir vorwärts?“ fragte er ein paar Mahl.

„Wenig, Sire!“ entgegnete der Officier.

„Ihren Ruderern fehlt's an Kraft und Muth!“ rief Napoleon.

„Man kann nicht mehr von ihnen verlangen, als ſie leiſten, aber das Meer iſt ſo bös!“

„Das Meer, das Meer!“ rief der Kaiſer und ſah in die Wogen, die uns emporhoben; „es empört ſich, aber man kann es beſiegen!“

Bey dieſen Worten wurden wir von einer Welle zurückgeſchleudert, die uns wieder auf die Stelle brachte, von welcher wir ausgefahren. Es war gleichſam eine Antwort des Oceans. Der Kaiſer ſtampfte mit dem Fuße, die Ruderer arbeiteten wieder friſch und es ging vorwärts. Ein abermahliger Mondblick beleuchtete die Scene. Bey ſeinem Scheine erblickten wir mehrere Fahrzeuge.

„Sie fahren unrecht!“ rief der Kaiſer; „das Kanonenboot iſt dort unten links! Wie ungeſchickt! Sie werden unter die engliſchen Kreuzer gerathen! Man muß ſie warnen. Heda! ſagt einmahl .....“

Er wandte ſich um und bemerkte, daß ſeine Gewohnheit, zu commandiren, ihn hingeriſſen hatte. Es war weder Generalſtab noch Adjutant bey ihm. Sein Wille, ſein Befehl konnten aus dieſem Kahne nicht hinaus, ſie blieben gefangen durch das Meer. Napoleon hatte ſeine Tabakdoſe in der Hand. Er warf ſie zornig gegen eine Welle, die ſich auf uns zuwälzte. Man konnte ſagen, er wollte den Sturm beſchwören. Dieß hinderte jedoch nicht, daß das Meer uns über und über durchnäßte. Der Kahn war faſt ganz voll, die Gefahr dringend. Der Marine-Officier wagte es, dieß bemerklich zu machen. „Das Meer iſt ſchrecklich, Sire!“ ſagte er; „wir werden bald nicht mehr im Stande ſeyn, den Kahn zu lenken.“

„So ſollen wir alſo dieſe Unglücklichen umkommen laſſen?“ fragte der Kaiſer.

„Sire,“ entgegnete der Officier; „unſer Tod würde Jene doch nicht retten.“

Der Kaiſer antwortete nicht. Ich gab dem Officier ein Zeichen, an's Land zurückzukehren. In dieſem Augenblicke ſetzte ſich Napoleon im Vordertheile nieder und blieb in das tiefſte Nachdenken verloren. Endlich kamen wir wieder an's Land. Wir ſtiegen aus. Der Kaiſer drückte mir im Herausſpringen den Arm und ſagte: „Das Land! ja, ja, das Land, das hat doch der Soldat immer feſt unter ſich; es bäumt ſich nicht und öffnet ſich nicht! Es iſt folgſam, es hat immer ein Schlachtfeld für den Sieg in Bereitſchaft. O, das Land, das Land!“ — Und indem er dieſes ſagte, ſtampfte er enthuſiaſtiſch mit dem Fuße darauf.

Die Nacht war vorüber und man meldete uns, daß das Kanonenboot von den zuerſt ausgelaufenen Fahrzeugen zurückgebracht worden ſey. Der Kaiſer trat ein, ich hinter ihm. Er fing an zu ſchreiben und gab mir den Brief. Er war an Joſephinen. Ich vermuthete, daß er ihr darin unſtreitig die Gedanken ausgedrückt und entwickelt habe, die ich aus den wenigen Worten, die er mir geſagt, zu errathen geglaubt hatte. Ich reiſte am folgenden Tage ab und übergab der Kaiſerinn ſelbſt den Brief. Sie las ihn in meiner Gegenwart und ſagte mir ſogleich: „Sie haben eine furchtbare Nacht zugebracht.“

„Der Kaiſer hat Ihnen das ohne Zweifel geſchildert,“ entgegnete ich; „ein Sturm von des Kaiſers Hand gemahlt, muß ein außerordentliches Gemählde ſeyn.“

„Je nun ja,“ erwiederte Joſephine; „er wird etwas zum Dichter dabey. Da leſen Sie.“

Sie gab mir den Brief und ich las Folgendes:

Hafen von Boulogne, am 2. Thermidor.

„Geliebtes Weib! Seit vier Tagen, wo ich Dich

verließ, bin ich immer zu Pferde und in Bewegung geweſen, ohne daß es meiner Geſundheit im geringſten nachtheilig war. — Maret hat mir Deinen Plan mitgetheilt, nächſten Montag abzureiſen. Machſt Du dann kurze Tagreiſen, ſo kannſt du noch bey Zeiten im Bade ankommen, ohne Dich zu ſehr zu ermüden.“

„Da der Wind dieſe Nacht ſehr heftig war, ſo hat er eins unſerer Kanonenböte von der Rhede zwiſchen die Felſen eine halbe Meile von Boulogne in's Meer getrieben. Ich hielt ſchon alles für verloren, Mann und Maus, aber es iſt uns doch noch gelungen, alles zu retten. Es war ein erhabenes Schauſpiel: Nothſchüſſe, das Ufer mit Feuern bedeckt, das Meer brüllend und in Wuth, die ganze Nacht voll Angſt über Leben oder Tod jener Unglücklichen. Die Seele ſchwebte zwiſchen der Ewigkeit, dem Ocean und der Nacht. Um fünf Uhr früh hatte ſich alles aufgehellt und alles war gerettet. Da legte ich mich mit dem Gefühle eines romantiſchen oder epiſchen Traumes nieder, der mich zu dem Gedanken hätte bringen können, ich ſey noch da, wenn die Ermüdung meines durchnäßten Leichnams mir noch ein anderes Bedürfniß übrig gelaſſen hätte als das des Schlafes.

Tauſend Herzliches. Ganz der Deine:

Napoleon Buonaparte.“

Ich behielt dieſen Brief, den mir Joſephine überließ. Es ſtand kein Wort von dem darin, was mir aufgefallen war, und doch möchte ich, nachdem ich die Ungeduld des Kaiſers geſehen hatte, wie ſie gegen die Wellen ankämpfte, und den feſten Ton ſeiner Stimme hörte, als er wieder auf dem Lande war, mich für überzeugt halten, daß er ſeit dieſem Tage an dem glücklichen Erfolge einer Expedition, wo ſein Wille nicht alles allein vermochte, gezweifelt habe. Zehn Jahre ſpäter ſollte er in Rußland erfahren, daß das Land auch ſeine Hinderniſſe habe, Hinderniſſe, mächtiger als das mächtigſte Genie.

(Aus dem Franzöſiſchen des Herzogs von F.....)

H.

Logogryph.

In dreyzehn Zeichen will ſich Euch enthüllen
Gar mancherley — o möget Ihr erfüllen
Den Wunſch des Räthſelgebers, aufzulöſen,
Was er zu biethen Euch ſo frey geweſen.

Wie glücklich, wenn nach langem Harr'n und Hoffen
„1 2 3 4 bin ich,“ ſpricht das Mädchen zart und offen
Zum Liebenden, der um ihr Herz gerungen,
Solch Wort iſt in die Seele ihm gedrungen!

„Auf ewig 1 2 3 4,“ du wunderholde Braut!
Ruft überſelig herzlich er, und laut.
Gar mannigfaltig wird der 9 10 11 12 13 gedeutet,
Der auf der ganzen Welt zerſtreut verbreitet;
Im Reich der Mineralien raget er
Seit Welterſchaffung vor, oft hoch und hehr,
Und doch pflegſt du zu treten ihn mit Füßen,
Indeß der Dame Hand mit Luſt zu küſſen,
An der er ſtrahlt, dein feuriges Begehren,
(Möcht' ſie's zu deinem Glücke dir gewähren!)
Weil jene Hand durch ihn mehr Reiz erhält,
Und ſo dem Zärtlichen noch mehr gefällt,
Auch Inſtrumente, die an's Herz uns klingen,
Wußt' ſein Erfindungsgeiſt hervorzubringen.
Mit Hellas Sprache inniglich vertraut,
Hat er manch würdig Denkmahl ſich erbaut
In der Gelehrten Meinung, die geehrt
Den tücht'gen Lehrer, anerkennungswerth.
In Melpomenens und Thaliens Reichen
Gelang's ihm einen Nahmen zu erreichen;
Als Redner ſeiner Stimme ſchöner Klang
Auch hier uns einſt an's Herz ſo rührend drang;
Doch in der Jugend Blüthe ſank er hin,
Der für die Bühne war ein Hochgewinn.
Des Siegers von Marengo Übermuthe
Trat er entgegen einſt mit kaltem Blute,
Zur Zeit, als Deutſchland noch war unterjochet,
Und frech der Zwingherr auf ſein Glück gepochet;
Ihm war in ſeines Glückes Glanz der Mann
Selbſt furchtbar, der, was deutſcher Sinn wohl kann,
Gezeigt durch ſein ſo kräft'ges Widerſtreben
In der Geſchichte wird er ewig leben.
Heil dem, deß Herz, deß Liebe und Gewiſſen
Stets 7 11 12 13 iſt! jedes Leiden zu verſüßen
Weiß ſein Bewußtſeyn dann, und himmelwärts
Hebt hoffend ſich, im höchſten Schmerz, das Herz.
Den Stand, der in den ält'ſten grau'ſten Zeiten
Den Menſchen Unterhalt wußt' zu bereiten,
Zeigt nun der 5 3 7 10 dir, den ſo oft beſang
Des wackern Geßner zarter Saitenklang.
Am Abend, wenn die Sonn' in's Bette ſinket,
Iſt es der 9 10 11 7 13, der dir entgegenblinket,
Der Allmacht hohes Werk, die nicht verhehlt,
Er ſey ein Zwillingsbruder unſrer Welt.
So iſt ein 9 10 11 7 13 in Gott Apollo's Reichen
Das Ganze, das beſteht aus allen Zeichen.
Die Werke ſeines Geiſtes, hochgeachtet,
Der Deutſche ſtolz als Eigenthum betrachtet.
Ja, unſ're Stadt gebar den Muſenſohn,
Den Deutſchland ſchmückt mit des Verdienſtes Kron'.
Nicht lange führet er mit Ruhm die Zügel
Des Reichs der Phantaſie, das uns im Spiegel,
Im hellen, zeigt, was längſt und heut geſcheh'n,
Wo wir Natur und Kunſt vereinet ſeh'n.

C. F. Müller.

Ein Thierkampf und indiſche Feſte.

(Nach dem Engliſchen.)

Die Muſiker der Lanciers gingen dem Zuge voran, der gravitätiſch in guter Ordnung folgte. Neben einander ritten der Fürſt von Puniab und der General-

Statthalter. Triumphbogen erhoben ſich am Eingange des Lagers, welche zu den königlichen Zelten führten; der runde Platz war mit wunderſchönen Teppichen bedeckt, und auf denſelben waren die Zelte des indiſchen Fürſten errichtet. Durch einen langen, aus einer Menge in gerader Linie aufgeſchlagener Zelte gebildeten Säulengang kam man zu dem königlichen Pavillon, und der General-Statthalter nebſt dem Fürſten von Lahor nahmen Platz auf für ſie bereiteten Sitzen; das Gefolge des indiſchen Fürſten und der Generalſtab des General-Gouverneurs ließen ſich auf Plätzen unter ihnen nieder; alsdann erfolgte das Zeichen zum Beginnen des Kampfes. — Zuerſt wurden zwey Elephanten auf den Kampfplatz geführt, der eine kreisförmige Geſtalt hatte und von Palliſaden umgeben war. Wie dieſe beyden Thiere, von ſeltener Größe und Stärke, ſich einander gewahrten, ſtürzten ſie mit ſolcher Wuth eins auf das andere, daß die Erde unter ihrem Tritte zu zittern ſchien, und ihr Stoß war ſo gewaltſam, daß beyde auf das Hintertheil niederglitten. Bald erhoben ſie ſich aber wieder und griffen ſich von Neuem an. Es iſt unmöglich ſich einen Begriff von der Schnelligkeit zu machen, mit der ſich ihr Rüſſel bewegte. Die Schläge, welche ſie auf einander führten, ertönten in weite Ferne; man hätte ſie für das dumpfe Geräuſch der Hammer einer Maſchine halten können. Der Kampf dauerte einige Zeit, und da die beyden Elephanten gleiche Kraft zeigten, war es unmöglich zu beſtimmen, auf welche Seite ſich der Vortheil neigen würde. Man beſchloß daher, die beyden Streitenden zu trennen, und, um dieß zu bewirken, nahm man ſeine Zuflucht zu Petarden und Schwärmern, welche, zwiſchen ſie geſchleudert und abgebrannt, ſie in Schrecken ſetzten und alſo zurücktrieben. — So lange der Kampf währte, konnten wir uns nicht genug wundern über die Haltung der Elephantenführer (von den Eingebornen Mahouts oder Cornacs genannt), welche auf einem auf dem Rücken des Elephanten befeſtigten Sitze die Thiere aufreizten und anſpornten. Es geſchieht zuweilen, daß die Cornacs von einem Schlage des Rüſſels bey einer ſolchen Gelegenheit verwundet und ſelbſt getödtet werden; dießmahl aber begegnete beyden Führern, welche auf den furchtbaren Elephanten ſaßen, nicht der geringſte Unfall. — Hierauf erſchienen zwey Rhinozeros im Kreiſe, und beyde griffen ſich mit ſo vieler Erbitterung und Wuth an, daß man nach einem ſehr hartnäckigen Kampfe, in welchem eines von ihnen eine ſehr ſchwere Wunde erhielt, die größten Schwierigkeiten hatte ſie zu trennen. —

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Den 30. October d. J. wurde hier zum Vortheile der Dlle. Kondoruſſi gegeben: „Die Wanderung durch das Leben," Schauſpiel in 4 Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen. Die Stickerinn Margaritta wird durch ihre leichtſinnige Freundinn Fanny und Guillaume, der letzteren Bruder, verleitet, den Bewerbungen eines angeblichen Marquis Lerour Gehör zu geben. Dadurch verſcherzt ſich das Mädchen die Liebe ihres Bräutigams Auguſt Bardeau, eines Tapezierers, der nach einem ernſthaften Wortwechſel an einem Abende Margaritta ihren Betrachtungen überläßt. Margaritta, durch die ernſten Scenen des Tages ergriffen, von ihren eigenen und Auguſts Vorwürfen beunruhigt, kniet vor dem Bilde ihrer Mutter nieder, fleht um den Schutz der Verklärten auf den Irrwegen des Lebens und begibt ſich zur Ruhe. Die folgenden drey Acte ſtellen die Bilder eines Traumes vor, deren Zeichnung in der That gelungen iſt. Wir enthalten uns hier der Details, und fügen nur dem Hauptinhalte bey, daß Margaritta durch den Traum über ihre Zukunft belehrt, ihre Geſinnungen ändert, und dem verſtoßenen Auguſt ihre Hand reicht.

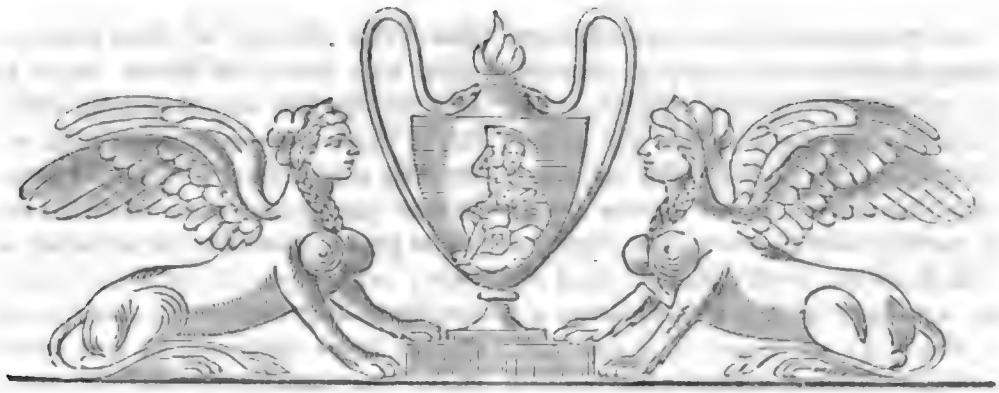
Wenn auch das Stück in ſeinen Abtheilungen an viele in der Art geſchriebene franzöſiſche Volksgemählde erinnert, ſo iſt dennoch die Grundidee originell, und die Charakterzeichnung aus dem Pariſer oder überhaupt aus dem großen ſtädtiſchen Leben geſchöpft. Margaritta, Fanny, Auguſt und Guillaume ſind trefflich geſchildert; wir denken uns dieſe Perſonen leibhaftig in dem Gewühl der Bevölkerung von Paris, und können den einen nicht unſer Mitleiden, den andern unſere Verachtung verſagen. Der unbekannte Überſetzer hat an dem Originale eine nützliche Abänderung getroffen, um das Gefühl des Zuhörers nicht zu ſehr zu verletzen, der auch, ungeachtet der Abbreviatur, ſich an dem lebenswahren Gemählde ſpiegeln kann. Die Aufnahme war günſtig, die Darſtellung vortrefflich. Mad. Pann (Margaritta) und Dlle. Kondoruſſi (Fanny) trafen beyde den rechten Ton ihrer Charaktere, eben ſo Hr. Henſel (Auguſt), und Hr. Spielberger (Guillaume). Erſterer, ſeit Kurzem engagirt, entwickelte einen großen Reichthum von Gefühl, und erhielt die lebhafteſten Beweiſe von Aufmunterung, letzterer war in ſeinen Masken höchſt originell. Das Publicum belohnte die vier erwähnten Künſtler mit der Ehre des Hervorrufens. G. P.

Nachricht.

Das früher in dieſen Blättern angekündigte Buch unter dem Titel: „Launen des Schickſals, oder Scenen aus dem Leben und der theatraliſchen Laufbahn des Schauſpielers Anton Haſenhut," mit deſſen Bildniß und einem illuminirten Kupfer wird am 16. November ſicher im Druck erſcheinen und bey Franz Ludwig, priv. Buchdrucker in der Singerſtraße im deutſchen Hauſe, zu haben ſeyn.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.



Der Sammler

Dinſtag, den 136 12. November 1833.

Fernow und Zoega.

Laß mich dir in wenigen Zügen das nur zu ſchnell entſchwindende Bild von zwey geliebten Todten im leichten Umriſſe darſtellen; denn die Umgebung, in welcher dieſer unvergeßliche Winter uns nur zu ſchnell entfloh, war an tiefem Intereſſe vielleicht einzig zu nennen. Fernow war kraftvoll und männlich gebildet; etwas ſcharf von Zügen und Blicken und ſehr geradezu, ohne je die gute Sitte zu verletzen. Die treueſte Wahrheitsliebe, tiefdringender und genau ſammelnder Scharfſinn, Klarheit der Begriffe und eine große Umſicht bezeichneten und umſchrieben ſein geiſtiges Vermögen, die treueſte Anhänglichkeit an die erprobten Freunde, reine Gerechtigkeitsliebe, willig frohe Anerkennung des Guten und des Schönen, wo er es fand, und gränzenlos treue Ergebung an die, ſo er liebte, ſeinen Charakter. Allein einen größern Feind alles Unberechenbaren, alles deſſen, was er nicht definiren oder durch die äſthetiſche Zerlegungsmethode in ſeine Beſtandtheile auflöſen konnte, gab es nie. Er mußte das Wie und Was und Wozu eines jeden Dinges genau einſehen und begreifen, ſonſt war es für ihn nicht da; daher ihm das ganze holde Bild der Grazie, welche gerade im Unberechenbaren beſteht und vor jeder Analyſe in Duft zerfließt, immer fremd und unerreichbar blieb. Ja, es war in ſeinem Innern eine Art Widerwillen gegen dieſe Himmelsblüthen, deren Duft und Farbe, Geſtalt und leiſes Wirken von ſeinem äußern und innern Sinne nicht aufgefaßt werden konnte; auch war des Streites zwiſchen ihm und mir über Guido Reni's, Albano's, Claude Lorrain's und unter den Neuern über Canova's und der Angelica Werke kein Ende. Er ſah nur ihre Mängel und konnte ihren unausſprechlichen Zauber nicht empfinden. Ihm war die Form (freylich in ſo weit ſie auch den Geiſt ausſpricht) Alles, Colorit und Behandlung Nebenſache, und ſeine Intoleranz hierin kannte keine Gränzen. Die Kunſt ſelbſt ſollte nach den Grundſätzen der Kant'ſchen Vernunftkritik neu geboren werden, und ſelbſt das ſeit Jahrhunderten, ja Jahrtauſenden Vorhandene ſich unter dieſes Strichbret ſchmiegen.

Allein nicht nur über die Kunſt zog er dieſes ſtrenge Richtſeil; auch die Menſchen ſollten ſich unter daſſelbe hinſtellen, einer neben den andern. Da war er nun beſonders mit Bonſtetten und mit dir, meine Ida (den beyden unerforſchlichſten Weſen, die ich je gekannt), ſehr übel daran. Bonſtetten's hoher Geiſt und tiefer Scharfblick feſſelten ihn ſo ſehr, als ſeine Grazie, ſein leichter Sinn und die ihm immer aufs Neue entſchlüpfende Beweglichkeit ſeines Weſens ihn abſchrecken!

Daß du aber in einer Viertelſtunde die Elektra, ſich mit Oreſt am Grabe Agamemnon's wiedererkennend, treu nach Sophokles und herzergreifend darſtelleſt, und bald nachher mit deiner Puppe, einer ſchönen albaniſchen

Bäuerinn, von der du dich weder Tag noch Nacht trennteſt, am Boden ſitzend ſpielteſt, das war zu unverzeihlich, nicht zu ertragen. Euer wirklich erklärter, gegenſeitiger Widerwille gegen einander aber war Zoega's unendliche Beluſtigung. Ich hingegen liebte (die Disparata abgerechnet) den wackern treuen Fernow herzlich und ward ſo von ihm wieder geliebt. Auch begegneten wir, welche ſich ſo oft vor den Werken der Kunſt entzweyten, uns einträchtig im Schooße der Natur und ſelbſt in der Kunſt da, wo es um das Höchſte galt, ſo wie in der Welt der Ideen, wenn die höhere Charites, die Grazie aller edlen Menſchen, uns erſchien.

Zoega, wie er war? Ein Sokratiſcher Cyniker, gerade aus Athen mitten unter uns verſetzt. Selbſt der Mantel fehlte nicht, in welchen er ſich knapp und eng bey unſern gemeinſchaftlichen (ach, unvergeßlichen, ach, wie ſie nur mit ihm ſeyn konnten!) Wanderungen einwickelte, wo er denn ſelbſt ausſah wie der verhüllte Mythus. Nichts, durchaus nichts an ihm war geliehen, Alles eigen, Alles naturnothwendige Wahrheit, und unter dem Mantel des Cynikers ſtrahlten oft Sokratiſche Ironie und der reinſte Atticismus hervor. Zoega war eher ſpärlich gebildet als klein, ſchmächtig und ſchwächlich gebaut. Die Geſichtszüge eigentlich fein, aber etwas grämlich, verbunden mit einem ſteten Unbehagen, welches ihn in ſeinem Hausweſen umgab. Eine Conſtitution ſo zart, Nerven, ſo reizbar, daß kein Klima unter dem Monde denſelben eigentlich zuſagte, gaben immer ſeiner erſten Erſcheinung etwas Peinliches. Sein wahrhaft cimbriſches grünlichblaues Auge aber ſtrahlte von innerm Feuer, und um den Mund ſpielten Züge des feinſten Witzes.

Nachläſſig in allem Äußern, war Zoega doch voller Grazie, und der Beweis hievon war, daß man nie ermüdete, mit und um ihn zu ſeyn; er mochte nun, gütig ſich herablaſſend, als treuer und faßlicher Lehrer unter uns wandeln, mit ihm gewichtigem Wort und hochgefühlvollem Sinn für das ganze Reich des Schönen uns belehren oder die tiefe Weisheit mit heiterem Dichtergeiſte in den Symbolen der Natur und Kunſt und den Mythen des Alterthums zu unſterblichen Kränzen vereinen, immer war er neu, tief, überraſchend und des höchſten Geiſtes voll.

Oft aber krank, grämlich (und es unter uns, den Seinen, unverhohlen äußernd), wandte er ſich ſpröde der Kunſt und Geſchichte ab, wollte ſich im Sonnenlicht baden wie Diogenes. Und wenn er nun auf unſere Frage: wohin? geantwortet hatte: „Ich will heute nur athmen. Laſſen Sie uns ins Freye gehen; ich mag heute nichts Altes ſehen; die Sonne ſcheint ja ſo ſchön!“ wenn wir ihm Alle dann ſo gern den Willen thaten und ihm in irgend eine romantiſche Wildniß von Rom folgten, und er ſich mit uns, Blumen und zuweilen wilde Kräuter zum Salat, den er ſehr liebte und die er dich kennen gelehrt, ſammelnd und unbemerkt weiter ſchlendernd, an abgelegenen Orten verlor und irgend ein halbvergeſſenes altes Monument, von Gebüſch umwildert oder im hohen Frühlingsgraſe halb verſteckt, anſichtig ward, dann umfaßte er, Alles vergeſſend, ganz Geiſt und Leben, die Braut ſeiner Seele: lehrend dichtete er dann, er, der Seher, deſſen Falkenblick die verdämmernde Klarheit der Vergangenheit am tiefſten durchdrang.

Wie er dich liebte, meine Ida! Er, dem keine eingeborene Grazie fremd war und den keine angebildete halbwahre täuſchte; er, der liebendſte Vater und Freund aller Kinder, wie liebte er dich, meine Ida, wie hat er dich auch ſpäter geliebt! wie weich und oft zitternd war ſeine Sorge, als ich dich, nur drey Jahre ſpäter, halb ſterbend nach Rom zurückbrachte. Vergiß es nie, Geliebteſte, wie die Beſten dich von zarter Kindheit an geliebt; denn in dieſer liebevollen Erinnerung iſt die heilige Verpflichtung zur Erfüllung deſſen, was die Beſten von uns mit liebendem Vorurtheil erwarteten, mit einbedungen. Aber auch du hingſt an ihm, wie früher deine ältern Geſchwiſter Carl und Charlotte, mit innigſter Liebe, und lauſchteſt auf manches von den meiſten Kindern deines Alters unverſtandene Wort; zumahl war die Erklärung der holden und tiefgedankenreichen Mythen von Ceres und Proſerpina, von Amor und Pſyche, u. ſ. w. dir ein wahres Feſt, und du haſt Letztere im Frühling 1804 einſt in Sophienholm ſo dargeſtellt, daß ich mit Freudenthränen in dir Zoega's ſicher jüngſte Schülerinn erkannte.

Nie wird mir ſein rührendes Bild aus der Seele kommen, wie er mit ſeinen beynahe immer kränkelnden Kindern (nachdem er acht derſelben bis zu ihrem Tode gepflegt, hat er nicht die Freude erlebt, die zwey jüngern, den hoffnungsvollen Sohn Federico und die ſo ſehr geliebte jüngſte Tochter Minna, in blühender Jugend zu erblicken) in ſeinem Diogenesmantel oft das eine verhüllt, während er das andere an der Hand führte, treu wie eine Amme auf dem ſchönen Spaziergange von Trinita del Monte herumwandelte, nachdem er, der große Gelehrte, oft die Nacht, ſie pflegend, durchwacht; denn er ſonderte ſich von keinem Familienleiden

ab, trug, duldete, theilte Alles mit unerſchöpflicher Geduld und der aufopferndſten Liebe.

Nichts hat mir mehr den phyſiognomiſchen Inſtinct der Kinder bewieſen als die Art, wie ihr, meine Geliebten, Carl, Lotte und du, in Zoega's nicht anmuthiger Hülle den Geiſt, der ſie belebte, ahntet. Ihr behauptetet nähmlich jedes bey ſeinem Aufenthalte in Rom: Zoega ſey ſchön, und ſeine ſo ſehr ſchöne, aber nicht Güte, noch weniger Verſtand blickende Frau ſey häßlich.

Als ich im Februar 1809, an ſein Krankenlager tretend, ihn eben erblaßt, aber noch nicht erkaltet fand, war die Seele, als Siegerinn die bey ſeinem Leben immer kummerdurchfurchte Stirn glättend, eingegangen ins ewige Morgenroth. Keine Kummerſpur war mehr ſichtbar; heiter und eben, wie die nach vorübergegangenen Winterſtürmen wieder beruhigte Meeresfluth, glänzte dieſe hohe gedankenvolle Stirn, wie wir ſie nie im Leben erblickten. Solch ein Vollender iſt der Tod.

Thorwaldſen, von dieſer wunderbaren Wandlung ergriffen wie ich, zeichnete den Todten. Es ward ein ſchönes edles Profil, und um den Mund ſpielte die ſanfte Ironie, mit welcher der Unſterbliche, obwohl noch in den engen Schranken desſelben befangen, ſchon oft das Leben belächelte.

Friederike Brun.

Schaukellied.

Einmahl hoch und einmahl nieder,
Ach! das Schaukeln iſt ſo lieb;
Seht! ſchon ſchwinge ich mich wieder,
Vor dem Aug' wird's mir faſt trüb.

Das gerade iſt das Wahre,
Wenn man ſchnell die Luft durchfliegt;
Ruhe winkt uns auf der Bahre,
Wenn der Tod in Schlaf uns wiegt.

Ruhen will ich d'rum jetzt nimmer,
Schaukeln iſt mir Götterluſt;
Hoch und nieder, ſo geht's immer,
Freudetrunken ſchlägt die Bruſt.

Schaukeln, glaubet meinen Worten,
Iſt ein Bild vom Leben auch,
Und es iſt wohl aller Orten
Gar ein alter, alter Brauch.

Und ſo ſchaukeln ſie ſich immer,
Bis den Hals dann einer bricht,
Dem zu wenig noch der Schimmer,
Dem zu dunkel noch das Licht.

Der noch höher wollte ſtreben,
Sich den letzten Schwung noch gab
Doch er büßte mit dem Leben,
Und lebendig ſank in's Grab.

Gebt d'rum Acht beym Schaukeln immer,
Daß Ihr Euch zu hoch nicht ſchwingt;
Gar zu hoch erfreuet nimmer,
Da's wohl ſtets Gefahr uns bringt.

Mäßig immer auf und nieder,
Dann brecht Ihr den Hals Euch nicht;
Immer ehrlich, ſchlicht und bieder,
Dann tauſcht mit dem Reichſten nicht!

Heinrich Proch.

Auflöſung.

des Logogryphs im vorigen Blatte:

Deinhardſtein

Stein, königl. preußiſcher Staatsminiſter.
Stein, berühmter Fortepiano-Fabrikant in Wien.
Stein, Profeſſor der Äſthetik.
Stein, Schauſpieler.

Notizen.

Tonkunſt.

Das eifrige Beſtreben der Geſellſchaft der Muſikfreunde unſerer Kaiſerſtadt nimmt mit jedem Jahre zu, und bringt, in gleichem Verhältniß ihres vielſeitigen Kunſteifers, die erfreulichſten Folgen an den Tag. Schon hat ſich manche Blüthe, in dieſem Kunſtinſtitute gepflegt und gefördert, zur gedeihlichen merklich reifenden Frucht herangebildet, und einige Zöglinge haben bereits im Auslande anerkennende Theilnahme, ja Bewunderung ſich errungen. Da aber die Kunſt, wie das Leben, welches ſie idealiſirend repräſentirt, im ewigen Fortſchreiten, in nie raſtender Bewegung, ihr Daſeyn erhält und ernährt, ſo iſt auch die Geſellſchaft der Muſikfreunde bedacht, in jeder Beziehung die Fortſchritte der Anſtalt zu fördern. So ſind anerkannte Künſtler, ſowohl für die Vocal- als Inſtrumental-Muſik, als Profeſſoren gewonnen. Zu den bereits Angeſtellten iſt kürzlich noch der rühmlich bekannte Virtuoſe und Clavierlehrer Hr. Fiſchhof hinzugekommen, der, von ächter Kunſtliebe beſeelt, ſich anboth, unentgeltlich die Profeſſur auf dem Clavier zu übernehmen. Die ausgezeichneten Schüler, die Hr. Fiſchhof in Wien gebildet, laſſen ſchönen Früchten von dieſer neuen Acquiſition entgegen ſehen. Wir behalten uns vor, in dieſen Blättern in Zukunft dieſer Kunſtanſtalt eine beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen. L — e.

Correſpondenz-Nachrichten.

Breslau, den 28. October 1833.

Wenn Sie, mein verehrter Freund und Redacteur, ein gelinder Schrecken anwandelt ob der Länge dieſes Schreibens, ſo hören Sie auch gleich zum Eingang die tröſtliche Kunde, daß dieſs endloſen Zeilen keine Correſpondenz-Artikel, d. h. keine ſüße Bitte um irgend ein Honorar, enthalten, ſondern lediglich amicale Worte über mancherley, was Sie intereſſiren wird, oder auch nicht.

Wir haben uns ſo lange nicht geſehen, nicht geſprochen und nicht geſchrieben, daß wir am Ende uns beyderſeitig etwas fremdartig vorkommen werden. Um ſo beſſer, ſo wiederhohlen wir alle Annehmlichkeiten des erſten Bekanntwerdens und genießen die Freuden der Freundſchaft doppelt.

Welche Ereigniſſe welthiſtoriſcher Bedeutſamkeit rauſchten an

uns vorüber, seitdem wir uns nicht sahen! Welche Veränderungen im Kleinen streuten ihre Rosen oder übten ihre Tücke aus an uns und manchen unsrer Freunde! Wie erfreulich und betrübend, wie wunderlich und bewundernswerth zeigten sich die Ergebnisse der Kunst und der Kunstwelt! Diese öffentliche Stimme preist ihr lebendiges Vorwärtsschreiten, ihren neuen kühnen Aufschwung, ihren goldenen Frühling. Jene Stimme schilt und beweint ihr sichtbares Altern, ihr betrübendes Hinwelken, ein bis zum verzweifelten Zustand ausartendes Verderbniß im Ultrawesen, welches dem Verstand, dem Geschmack und Gefühl auf gleich derbe Weise Hohn spricht. Ich mag die juste milieu nicht sonderlich, aber in den Ansichten über unser Kunstthum scheint sie doch zuweilen das richtige Maß zu treffen.

Die Kunst sowohl als die Literatur scheinen mit raschen Schritten einer mächtigen Katastrophe entgegenzugehen. Alles Einzelne, Nationale, Relative schwindet mehr und mehr, und Eine Ansicht über Alles scheint täglich entscheidender die Herrschaft bey den Gebildeten aller Völker zu gewinnen.

Nirgends spricht diese Erscheinung auffallender sich aus, als bey unsern beyderseitigen Steckenpferdchen — dem Theater. Wie laut schallt aus England die Klage herüber, daß es mit dem Geschmacke des Publicums am Classischen vorüber sey. Wir Deutsche lachen, daß dasselbe Wehe, welches seit einigen Olympiaden uns quält, auch dort verspürt werde; während der lustige Franzmann sein Théâtre français am Hungertuch nagen läßt, der Spanier und Portugiese seinen alten Matadoren kaum noch einen Succès d'estime zugesteht, und Italien alle seine Bühnen mit Übersetzungen überschwemmt. Überall dieselbe Klage und überall die hochkomische Vornehmthuerey der Recensenten und Correspondenten, welche die ganze Welt für geschmacklos und albern erklärt, und niemahls zugestehen will, daß der Mensch in seinem Studierzimmer und Lesecabinet ein ganz anderes Wesen ist, als er es im Parterre, in den Sperrsitzen, in den Logen oder auf dem Paradies irgend eines Theaters seyn kann und will. Wir machen solche Jeremiaden der Blinden über die Blindheit Anderer unendlichen Spaß. Ist auch ihr Vortheil für die Welt sehr problematisch, so scheint doch ihre Unschädlichkeit außer allem Zweifel zu seyn. Nein, Herr Gevatter, die Rumford'sche Suppenanstalt des Recensionswesens hilft der Armuth an durchgreifenden Genies eben so wenig auf die Beine, als die oft burleske Mittelmäßigkeit der meisten Schauspieler ersten Ranges die Freude am Theater vergällt, dem Geschmack für das Classische eine Ohrfeige gegeben hat. Die Poesie selbst und die Poeten wollen oder können nicht mit der Zeit fortgehen, oder können wenigstens in die völlig veränderte Zeit sich nicht finden und schicken, noch weniger ihr voranschreiten und ihre Oriflamme tragen wie Shakespeare, Calderon, Gozzi, Lope, Corneille, Racine, Molière, Goldoni, Schiller, Goethe und Holbein sie trugen. Die Theater selbst sind zum größten Theil durch Verpachtung ꝛc. ꝛc. zu gewöhnlichen Restaurationen geworden, in welchen der Restaurateur sich restauriren will, wenn er nicht Lust hat mit der Kunst Bankerott zu machen. In Deutschland nahmentlich sind der Theater so viele geworden, daß bald ein honetter Hausvater nichts eifriger zu thun haben wird, als Hals über Kopf ein Genie zu erziehen, damit die Garrik, Iffland, Devrients und Schröder bey keinem Theater aussterben.

Das Ballet ist nicht viel besser daran und wird nach wenigen Jahren wohl nur noch dazu taugen, um sich selbst todt zu tanzen, wie es längst die Grazie, die Sittlichkeit, die dramatische Bedeutung mit seiner sündhaften Bravour niedergetanzt hat. Ballete, in welchen die Musik zur Parodie, die Pantomime zum faden Lückenbüßer, die Mimik zur Fratze geworden ist; Schneiderballete, Decorationsballete, Maschinenballete.

Die Musik allein hat in wunderbarer Einheit durch die drey Hauptvölker mit der Zeit gleichen Schritt gehalten, und gleichzeitig allbelebende Genies gefunden, welche durch ihr völlig divergirendes Streben und ganz heterogene Tugenden alles zu verwirren schienen, aber alle Welt eigentlich aufklärten und beynahe jetzt schon zur Einheit des Geschmackes und der Ansicht allmächtig hintrieben. Eine Menge altehrwürdiger Regeln haben ihr lustiges Grab in den modernen Partituren gefunden, aber die Eine, lebendige Regel stieg wie ein Phönix empor: daß Schulquatm, Gelehrtthun, in verba magistri schwören, der dramatischen Musik fremd bleiben müssen, wenn sie lebendig werden und lebendig machen soll.

Wie ein Zauber fuhr es durch alle Ohren und Herzen, selbst der Sänger und Sängerinnen, welche sonst gar dorthörig und zähfühlend seyn sollen, wenn Fama nicht irrt. Der Bombast des Dramatisch-singen (d. h. Noten nach Quantität und Qualität tactfest herunterkrähen) und die jämmerliche Windbeuteley des fälschlich sogenannten italienischen Coloraturgewimmers und Concertgedudels hat ein eben so schmachvolles als komisches Ende genommen. Wie viele Herren und Damen werden jetzt von Jedermänniglich als Pfuscher erkannt, welche vor zehn Jahren noch für Heroen der Kunst galten!

Wie mächtig Ihr Wien zu dieser Umstimmung mitwirkte, wie sehr Wien fast verarmte, um das ganze übrige Deutschland mit Kunst und Künstlern zu bereichern, wissen Sie selbst, das Theater der Königstadt in Berlin hat eben so kräftig entschieden, wie das Verpflanzen der deutschen Oper und Operisten nach London und Paris, das ungemeine Erleichtern und Vervielfältigen der Gastspiele, das allmählige Verschwinden der absoluten Vorliebe für einen oder den andern Meister und seine Affen der neuesten Zeit. Überall werden Rossini, Auber und Weber mit gleicher Liebe empfangen, mit wahrer Freude den ältern Meistern aller Schulen angereiht. Nur Don Juan gilt noch für einzig in der ganzen gebildeten Welt, für die Sonne, unter welcher eine reiche Welt voll Bergen und Thälern und Fluren und Auen in ewigem Frühling blüht, die alten Planeten in schönem Reigen sich schimmernd und strahlend drehen und neue Sterne sich anschließen dem Tanze der Sphären.

Die Musik wird mehr und mehr zum allempfundenen und täglich reiner verstandenen Gemeingut und die Oper ist fast das einzige Vergnügen, in welchem die Welt sich wiedererkennt mit all ihrem ewig jugendlichen Streben und Ringen, mit allen Tugenden und Vorzügen der Gottheit im Menschen, mit allen Fehlern und Irrthümern der Erbsünde; mit allem Sichten und Sondern des Verstandes und mit allen Schnippchen, welche Phantasie und Gefühl behaglich dem Verstand schlagen; mit allen Neckereyen und Launen des kindlichen und kindischen Humors.

(Der Beschluß folgt.)

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Im Comptoir des Oesterr. Beob. ist erschienen: Gemeinnütziger und erheiternder Hauskalender für das österreichische Kaiserthum, oder Geschäfts-, Unterhaltungs- und Lesebuch auf das gemeine Jahr (von 365 Tagen) 1834. Titelkupfer: Plan der k. k. Hauptstadt Mailand. Kostet im geschmackvollen Umschlage, worauf der kaiserl. Adler mit allen österr. Ritterorden abgebildet ist, auf Druckpapier 3 fl. 30 kr., — auf Schreibpapier 4 fl. 30 kr. W. W.

Freitag, den 1. November 1918. 1. Beiblatt z. Nr. 253.

Der Tag auf der Insel.

Der Morgen war kühl und klar. Ein Wind ging über die Insel, der die Wolken vor sich hertrieb. Die Sonne stand hoch am Himmel, als Hans Wolfram sich aus seinem Bett erhob. Er hatte lange geschlafen, denn es war Sonntag, und da durfte man ausschlafen. Er wusch sich, kleidete sich an und ging dann in die Küche, wo seine Mutter schon das Frühstück bereitet hatte. Sie begrüßte ihn mit einem freundlichen Lächeln und sagte: „Du hast lange geschlafen, Hans, es ist schon neun Uhr.“ Hans setzte sich an den Tisch und aß. Dann ging er in sein Zimmer, um sich zum Ausgehen fertig zu machen. Er wollte nämlich mit seinem Freunde Fritz Meyer, der auf der Insel Ferien machte, einen Ausflug machen.

Fritz war schon da, als Hans aus dem Hause trat. Sie begrüßten sich und gingen dann zum Hafen, wo sie ein Boot mieteten. Sie ruderten hinaus auf die See und ließen sich von den Wellen schaukeln. Dann ruderten sie an der Küste entlang, bis sie an eine Bucht kamen, wo sie landeten. Sie gingen ein Stück Weges durch den Wald und kamen dann an einen Bach, der aus einer Felsenspalte hervorsprudelte. Sie tranken von dem kühlen Wasser und ruhten sich dann aus. Hans und Fritz hatten sich viel zu erzählen, denn sie hatten sich lange nicht gesehen. Sie sprachen von der Schule, von ihren Lehrern und von ihren Mitschülern. Dann kamen sie auf die Ferien zu sprechen, die Hans hier auf der Insel verlebte. Fritz sagte: „Du hast es gut, Hans, du kannst hier baden, rudern und segeln, so viel du willst. Ich muß in der Stadt bleiben und habe keine Gelegenheit dazu.“ Hans antwortete: „Ich habe es auch gut, Fritz, aber ich muß auch viel arbeiten. Ich muß meiner Mutter im Garten helfen und Wasser holen. Wenn wir dann zu Hause sind, muß ich meine Aufgaben machen.“

Nachdem sie sich ausgeruht hatten, gingen sie weiter. Sie kamen an einen Berg, der ziemlich steil war. Sie stiegen hinauf und kamen auf eine Wiese, wo sie sich niedersetzten. Sie sahen von hier aus auf die See hinaus und auf die Schiffe, die vorüberfuhren. Sie sahen auch die Küste, die sich weit hinzog. Dann gingen sie weiter, bis sie an ein Dorf kamen, wo sie in einem Gasthause einkehrten. Sie aßen und tranken und ruhten sich aus. Dann gingen sie weiter, bis sie an den Hafen kamen, wo sie ihr Boot wieder abgaben. Sie gingen dann zu Hans Wolfram, wo Fritz zu Abend aß. Dann ging er nach Hause, und Hans ging zu Bett.

ſich der Roßberg erhob und der Goldauer Bergſturz, und Alles ſo groß und ſo zierlich, ſo majeſtätiſch das Ganze und ſo künſtlich abgezirkelt jedes Einzelne, alles Farbe und Glanz, daß man meint, das ſey das Schöne, und es war doch wieder die correcte Zeichnung. Es war ein grüner, goldener Sonnen-Sommermorgen, aber ich hüte mich ihn zu ſchildern.

Vom Rigi ſieht man nichts, bis man oben iſt. Wenige, die herabkamen, blickten uns neidiſch an. Sie hatten nur die Dämmerung eines ſchönen Tages erlebt; uns ſollte der ſchöne Tag ſelbſt werden. Kalte, eiſige Lüfte, nackte Bergwände, Schnee zwiſchen dem Heidekraut wie Salzkörner eingeſtreut, ſagten uns, daß wir uns der Spitze näherten. Außerdem ſagte es der Mann mit der Büchſe, welcher, ich glaube für die Armen, — ſagte er — einen Zoll forderte.

Der erſte Blick — wer enthält ſich deſſen, wenn man ihm auch noch ſo oft ſagt, er ſolle ſich die Luſt ſparen, erhöhen, ſie potenziren, dadurch daß er ſich die Augen verſchließt, bis er Alles mit einem Mahle zu ſehen bekommt, — der erſte Blick rückwärts zeigte uns weite Reihen Schneeberge, und darüber hin jagten Nebelſtreifen und Wolken, und wir blieben ſtehen und riſſen die Augen auf und hofften, weil wir meinten, der nächſte Moment könne uns Alles wieder rauben, und der ſaure Schweiß ſey umſonſt — und nun ſahen wir doch, was Schweiz war. Die Schweiz iſt ganz weiß, dachte ich als Knabe, und nun war ſie bisher ganz grün geweſen, wo ſie nicht grau war. Dieß war weiß, Berg über, Nebel dazwiſchen und darüber, Felsſpitzen, Glanz und Schatten. Und es war doch noch nicht die Schweiz, die ich meinte, die ewige, die mit dem glänzenden Schneeband umkrönte, ein Diadem, das ihr keine Revolution raubt, bis auf die, welche die alte Erde in Staub und Kies auflöſt.

Das war der erſte Blick, aber es war ein langer Blick. Erſt ein Freudenſchrey von der andern Seite riß uns fort. Über den andern Rand des Rigi, wo er ſich ſchroff ſenkt gegen den Zugerſee, erblickten ſie weit hingegoſſen die nördliche Schweiz, ein groſſes grünes Moosbild, mit ihren Seen, Flüſſen, Straßen, Wäldern, Städten, mit Licht und Schatten. Licht und Schatten, das war alles, was, von dieſer Höhe aus, die gewaltigen Berge und die tiefen Thäler ſchienen, über die wir bis da im Schweiß des Angeſichts geklettert. Das war ein unermeßliches Panorama, eine liebliche Erinnerung der durchlebten Vergangenheit, indeß das Schauſpiel vorhin nur Blicke waren in ein phantasmagoriſches Zauberſpiel. Wir ahneten die Zukunft, und ſahen ſie doch noch nicht.

Doch — ich will nicht beſchreiben, was ich vom Rigi aus ſah! Wenn ich noch einmahl unwillkührlich ins Beſchreiben komme, ſo iſt es ein Fehler, — ich ſage es im voraus, — und es gilt nicht. Die Ausſicht vom Rigi läßt ſich nicht beſchreiben, ſo wenig als die Schweiz, auch wäre es Lüge, ſagte ich, daß ich oben vor Staunen Aug und Ohr und Mund aufgeriſſen und nichts gethan und an nichts gedacht als an das ungeheure Schauſpiel. Gelaufen bin ich vielmehr von einer Seite zur andern, weil mich fror, und die Hände habe ich mir gerieben, und die Arme zuſammengeſchlagen. Und das thaten alle Andern auch, und Deutſche, Schweizer, Dänen, Engländer, Franzoſen liefen auch mit einander und durch einander auf dem Kulm des Rigi, und es war Friede zwiſchen ihnen, und jeder wußte, was der andere meinte, indem er ſich die Hände rieb und mit den Armen zuſammenſchlug. Wäre es nicht auf dem Rigi geweſen, es hätte jeder den andern, und die andern Alle uns Alle für närriſch gehalten.

So aber gingen wir ins Rigihaus, was ungefähr ſo eingerichtet iſt, wie ein groſſes Schiff mit kleinen Kajüten und niedrigen Sälen, und wärmten uns, ſo gut es ging, an einem Frühſtück. Aber der rothe Wein war eiskalt. Ich weiß nicht, ob dieß Rigiſitte iſt.

Nur der eine Engländer ging nicht hinein. Er ſtieg ſpornſtracks, triefend noch vom Schweiß des Kletterns (denn der Rigi iſt, man ſage, was man will, kein Spaß) auf das hohe Gerüſte, zählte an den Fingern die zwey und zwanzig Seen heraus, die man vom Rigi aus ſoll zählen können, war nun ſeelenfroh, daß die Arbeit abgethan, und — kehrte um. Er hatte den Rigi geſehen. — Ich verfahre nicht ganz hiſtoriſch, aber doch ſyſtematiſch richtig, wenn ich hier gleich den andern Engländer nenne, welcher gegen neun Uhr Abends, auch ſchweißtriefend, kam, ins Haus ſtürzte, ſeinen Nahmen ins Fremdenbuch eintrug und darauf eben ſo ſchnell wieder hinunterſtieg. Sein Vater und ſein Vormund, es kann ihm Niemand vorwerfen, daß er nicht auf dem Rigi war.

Wie anders verfuhr jener Lord, der ſeine Lady und ihr Kammermädchen in einer glänzenden Equipage über die Alpen führte und nun auf den Rigi ſtieg. Dem war es um Menſchenkenntniß zu thun. Denn während wir Mittags zu Tiſche ſaßen, kam er drey- oder viermahl herein, und ſtellte ſich breitbeinig, die Mütze auf dem Kopf, mitten ins Zimmer und lorgnettirte einen nach

dem andern und lächelte dazu und sprach kein Wort, und lächelte noch mehr, als Einige ihre Fernröhre heraus-hohlten und ihn auch ansahen vom Kopf bis Fuß, als wenn er ein ferner Gletscher wäre.

Anführen muß ich, daß einige Engländer, die mit uns zu Tische saßen, noch mehr darüber errötheten als die Deutschen. Sonst hatte dieser Lord eine Lady, welche erstens die einzige Dame auf dem Rigi war, und zweytens eine Dame, die es sich wohl verlohnte mit dem Tubus und der Lorgnette anzusehen. Auch der Lord hat sich vielleicht in seinen Sitten über Nacht auf dem Rigi gebessert, denn als ihn Morgens darauf ein deutscher Student eben so scharf ansah, als der Lord gestern uns, zog er sehr freundlich zuerst die Mütze und rief ihm einen deutschen: „Guten Morgen" zu.

Auch nenne ich einen vierten Engländer, welcher mit großer Bereitwilligkeit den Cicerone machte und mir zeigte, wie jetzt das Schreckhorn, jetzt das Finster-Ahorn, die Wetterhörner, der Eiger, die Jungfrau auftauchten.

(Der Beschluß folgt.)

An die Göttliche.

Soll ich Staubgeborner aus den Tiefen
Schwingen mich zu deines Lichtes Höh'n?
Soll ich Sphären siegend überschiffen,
Hochgebenedeyte! dich zu seh'n?
Ach! zu schwach sind meines Geistes Schwingen,
Mutter sieh! es will mir nicht gelingen! —

Heil'ge Jungfrau! darum aus dem Dunkel
Nimm mein Preisen gnädig auf und mild!
In der Sterne leuchtendem Gefunkel
Lächelt mir dein göttlich' Mutterbild;
Denn zu deinem Throne hinzudringen,
Mutter sieh! es will mir nicht gelingen! —

Ein Verehrer bin durch's ganze Leben,
Himmelsfürstinn! bleib' ich dir getreu;
Wird mein Geist von hinnen einst entschweben,
Und ich so von Erdenfesseln frey,
O so laß das Hinderniß bezwingen,
Dich zu sehen laß mir dann gelingen!

L. Kordesch.

Ein Thierkampf und indische Feste.

(Beschluß.)

Sechs wilde Büffel, drey Tieger, zwey Wölfe, ein Bär und eine Hyäne nahmen nun den Platz ein. Den Büffeln blieb die Ehre des Kampfes; einer derselben versetzte einem Tieger eine tödtliche Wunde; dieser mochte ungefähr fünf Fuß lang seyn und war mit einer wunderbaren Kraft begabt. Der Büffel durchbohrte den Tieger durch und durch mit seinen ungeheuren Hörnern. — Jetzt wurden alle Blicke auf einen glänzenden Auftritt gerichtet, welcher zwischen einem Tieger und dem Bären Statt fand. Der erste nähmlich, nachdem er sich von dem Wagestück überzeugt hatte, mit einem der Büffel zu kämpfen, suchte Zuflucht in einer Ecke der Arena, die ihn vor den Hörnern seines furchtbaren Feindes barg. Der Bär, welcher sich dieses Schlupfwinkels bemeistern wollte, stürzte auf den Tieger los, faßte ihn mit seinen Vorderpfoten und drückte ihn aus allen Kräften an sich. Durch dieses Würgen wurde der Tieger in Wuth gebracht; er öffnete seinen ungeheuren Rachen, und faßte mit demselben die Hälfte des Kopfes des Bären, welcher nach unsäglichen Anstrengungen und furchtbarem Geschrey ihn endlich, aber ganz blutig und verstümmelt, wieder herauszog. — Man sprach auch von einem Kampf zwischen einem Tieger und einem wilden Pferde; allein die Gemahlinn des General-Statthalters äußerte den Wunsch, sich zurückzuziehen, und so wurde dieser Unterhaltung, welche das größte Vergnügen der Indier ist, ein Ende gemacht. Man versicherte, daß dieß Pferd bereits zweymahl gegen einen Tieger gekämpft und — was kaum glaublich erscheint — zweymahl seinen Gegner bezwungen und getödtet habe. — Wir besuchten es in seinem Stalle; es war von hohem Wuchse und seine Formen waren schön und elegant, aber es schien scheu und wild. Man konnte bey seinem Anblick seinen unbezähmbaren Muth leicht errathen. — Man gab uns hierauf ein glänzendes Mittagmahl, welches auf Gefäßen von massivem Silber, und an dem Theile des Tisches, wo der Monarch von Punjale, der General-Statthalter und seine Gemahlinn saßen, sogar auf Gefäßen von reinem Golde serwirt wurde. Die Weine waren ausgesucht und wurden mit wahrhaft königlicher Freygebigkeit herumgereicht. Bey dieser Gelegenheit sah ich zum ersten Mahl die Eingebornen mit den ungläubigen Europäern, denn so nennen sie uns, an einem Tische sitzen und essen. Die Indier zeigten einen erstaunlichen Appetit; sie ließen keine Schüssel unberührt vorübergehen. Man muß auch sagen, daß man auf dem Tisch kein unreines Fleisch, z. B. vom Schwein, und kein anderes von ihrer Religion verbothenes sah. Ich bemerkte, daß kein Indier Wein trank. Was uns sehr ergötzte, war die Verlegenheit und die linkische Manier, mit welcher die Mauren Messer und Gabel handhabten. Es war ihnen sehr ungewohnt, diese beyden Werkzeuge in der Hand zu halten, vor Allem wurde ihnen

die Gabel beschwerlich; oft wenn sie solche zum Munde führten, stachen sie sich in die Lippen oder das Zahnfleisch, und im Schmerz schnitten sie dann seltsame Gesichter. — Nach Aufhebung der Tafel wurde ein Feuerwerk abgebrannt, eine Gattung von Schauspiel, in welchem die Indier sich sehr geschickt zeigen; dann wurde Rosenessenz herumgereicht und zuletzt machte unser königlicher Wirth dem General-Statthalter, seiner Gemahlinn und seiner Begleitung kostbare Geschenke, die in goldenen und silbernen Halsbändern, Agraffen u. s. w. bestanden, worauf wir uns beurlaubten. Bas.

Anekdote.

Ein Einwohner in Neuchatel hatte eine sehr störrische Gattinn. Diese fragte ihn einst: was die Oppositionspartey in England eigentlich sey, wovon die Zeitungen so häufig sprächen?

„Es ist eben das, was du in der Haushaltung bist," erwiederte er lakonisch.

Notizen.

Taschenbuch-Literatur.

Aurora. Taschenbuch für 1834. Zehnter Jahrgang.
Das Veilchen. Taschenbuch für Freunde einer gemüthlichen und erheiternden Lecture. Siebenzehnter Jahrgang. 1834.
Der Freund des schönen Geschlechtes. Taschenbuch für 1834.
(Wien, bey H. Buchholz, k. k. Hofbuchbinder.)

Sämmtliche drey Almanache erscheinen seit einer Reihe von Jahren unter der Firma des bekannten, in der letzteren Zeit mit seinen Producten ziemlich zurückhaltenden, vaterländischen Dichters, Johann Gabriel Seidl, und zeigen mit jedem Jahrgange, durch geschmackvollere Ausstattung und sorgfältigere Wahl des Inhaltes, das thätige Streben nach Besserem sichtbarer. Die Aurora hat dießmahl so schöne Kupfer, daß sie gewiß den strengsten Anforderungen genügen. Der Inhalt steht der Form in keiner Hinsicht nach. Adelmi's Standesverhältnisse werden Freunde des Conversationellen, Rosalia von Domaso, von Schmid, wird die Liebhaber des Romantischen befriedigen. Das Testament, von J. G. Seidl, ist ein lebendiges Bild aus dem Dichterleben, und der Kampf um die Braut von eben demselben führt uns den Günstling Kaisers Maximilian des Zweyten, den kräftigen, langbärtigen Andreas Rauber, in einer ächt komischen Situation vor Augen. Der Theaterfeind von Meta Communis enthält ergreifende Schilderungen. Ein ergötzlicher Scherz ist die, in der österreichischen Mundart geschriebene, Scene aus dem Volksleben: Der Bawladschenbear, mit der Chiffre S. bezeichnet. Außer mehreren Gedichten von renommirten Verfassern, welche durchgehends nichts ihres Nahmens Unwürdiges beysteuerten, bringt der Almanach noch ein dramatisches Fragment aus dem Nachlasse des Professors Eug. Weßely, und ein Lustspiel in 1 Act und Alexandrinern: Dichterleiden, von dem pseudonymen H. W. Adelmi, welches bereits über die Bretter der Grätzerbühne ging, und eine verständige Durchführung mit leichter Versification verbindet.

Das Veilchen und der Freund des schönen Geschlechtes erheben sich durch ihren wohlgewählten Inhalt weit über die gewöhnliche Sphäre solcher Modekinder. Daß sie, als Damenspenden, nett und gefällig ausgestattet seyen, kann man mit Recht von ihnen fordern, und sie sind es auch wirklich in hohem Grade. Daß sie aber auch so gediegene Beyträge von den beliebtesten vaterländischen Dichtern enthalten, zeugt sowohl von dem Geschmacke des Verlegers, als auch von der Thätigkeit des Herausgebers.

Lobenswerth ist es, daß dieses Almanach-Kleeblatt wieder ganz aus Producten inländischer Schriftsteller besteht, und mithin seinen eigenthümlichen Charakter, welchem zu Folge es sich seit Jahren als ein rein patriotisches Unternehmen kund zu geben bestrebte, mit Ehren behauptet. Möge es diesem Zwecke treu bleiben, und, während andere, ergiebigerer Mittel sich erfreuende, Sammlungen dieser Art, wo möglich, vom Auslande borgen oder ihm ängstlich zu Danke leben, nach Kräften einen Vereinigungspunct bescheidener Talente des Inlandes zu bilden fortfahren.

Ausstattung, Druck, Papier, Kupfer und Preise bezeichnen Herrn H. Buchholz als einen soliden Verleger. Die Aurora ist der Gattinn des Gouverneurs von Illyrien, der Frau Baroninn von Schmidburg dedicirt. Hyacinthus

Literarisches.

Im Verlage der Carl Gerold'schen Buchhandlung ist von Ritter Braun von Braunthal eine humoristische Schrift erschienen, unter dem Titel: „Antitheſen, oder Herrn Humors Wanderungen durch Wien und Berlin," welche durch ihren geistreichen pikanten Inhalt Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen vollkommen geeignet ist. Wenn es überhaupt nicht leicht Jemanden gab, der an des Verfassers reichen Geistesgaben, die eben so Gemüth und Phantasie als Scharfsinn, Witz und Laune in sich vereinigen, Zweifel hegte, so waren doch Manche um das Zersplittern dieses schönen Talentes in allzu verschiedenen Richtungen und Wegen nicht mit Unrecht besorgt. Die Crisis scheint für unsern Verfasser aber glücklich vorüber, und wir sehen ihn in allen neuesten Leistungen mit einer so sichern Klarheit auftreten, die nur dem Gährungsprozesse folgt. Worin Hr. von Braunthal den meisten deutschen Belletristen voransteht, das ist die immerwährende Frische, Neuheit und Gefälligkeit der Form, worin er seine Aufsätze kleidet. Dieser Geschmack im Vortrage gibt seinen Schriften einen so anlockenden Reiz, wie sie das gründliche Einerley der gediegensten Feder nicht zu gewähren vermag. In vorliegender Schrift hat der Verfasser mit ächt geistreichem Humor seine Wanderungen durch Wien, Stadt und Vorstädte, Theater und Volksfeste, Kaffehhäuser ꝛc. durchgemacht, und um das Bild desto anschaulicher zu machen, das Berliner Leben dem hiesigen an die Seite gestellt, wodurch das Büchlein eben so dem Norddeutschen wie dem Wiener interessant gemacht wird. Wir schließen diese kurze Anzeige mit der sichern Überzeugung, daß jeder, der die Schrift auf unsere Veranlassung in die Hand nimmt, unserem Fingerzeige es Dank wissen wird, eine Stunde mit geistreicher Lectüre gewonnen zu haben.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Die Grenzboten.
Zeitschrift für Politik und Literatur.
Herausgeber: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Redacteur: Julian Schmidt.
Verlag von Friedrich Leopold Herbig in Berlin.
Fünfzehnter Jahrgang. 1856. Erster Band.

Die Reichsgräfin v. Gatterburg.

Die Reichsgräfin v. Gatterburg, geborne Gräfin Thurneyssen, Tochter des Grafen v. Thurneyssen, Gemahl der Reichsgräfin Sophie v. Gatterburg, geborne Gräfin Thurneyssen, Mutter der Reichsgräfin Sophie v. Gatterburg, geborne Gräfin Thurneyssen, Gemahl der Reichsgräfin Sophie

Der Zweck der Rettungshäuser ist ein zweyfacher: man nimmt junge Leute beyderley Geschlechts, die noch unter zwanzig Jahren sind, auf, wenn sie für ein Vergehen oder Verbrechen verurtheilt worden sind; dann werden auch solche hier eingeschlossen, über die noch kein Urtheil gesprochen, deren man sich aber versichern will. Niemand wird wohl die Nothwendigkeit der Rettungshäuser für verurtheilte Personen jugendlichen Alters in Abrede stellen. Zu allen Zeiten und in allen Ländern hat man erkannt, wie zweckwidrig es sey, jugendliche Sträflinge mit alten verhärteten Verbrechern an einem und demselben Orte zusammenzusperren, und sie derselben Behandlung zu unterwerfen. Dieses Gebrechen ist so ernster Natur, daß die Magistrate Anstand nahmen, Verbrecher jugendlichen Alters zu verfolgen, und die Jury, sie zu verurtheilen. Allein hieraus entspringt ein anderer Nachtheil: durch Nachsicht der Strafe ermuthigt, überlassen sie sich neuen Ausschweifungen, von denen eine, ihnen gleich anfänglich ertheilte, angemessene Züchtigung sie vielleicht für immer abgeschreckt hätte. Das Rettungshaus, dessen Verwaltung weder zu streng für ein Kind, noch zu mild für einen Schuldigen ist, hat nun den Zweck, den jungen Verbrecher eben sowohl gegen eine strenge Züchtigung, als auch gegen die traurigen Folgen einer gänzlichen Nachsicht aller Strafe sicher zu stellen.

Die nicht verurtheilten Personen, die man in's Rettungshaus schickt, sind Jünglinge und Mädchen, die, ohne gerade ein Verbrechen begangen zu haben, sich in einer der Gesellschaft und für sie selbst Besorgniß erweckenden Lage befinden; Waisen, die ihr Elend zum Herumstreichen oder zum Betteln nöthigt; von ihren Ältern verlassene und ein unordentliches Leben führende Kinder; mit Einem Wort, alle Jene, die entweder durch eigene oder durch die Schuld ihrer Ältern, oder auch aus Mangel an Unterhalt in eine Lage versetzt sind, die sie, wenn sie ihre Freyheit behalten, nothwendig zu Verbrechern machen muß *). Man bestimmte also die Rettungshäuser zu gleicher Zeit für junge Verbrecher, und für solche, die auf dem Puncte standen, es zu werden; man erspart auf diese Weise den letztern die Schmach der Verurtheilung und allen den Schmutz des Kerkers.

Damit der Aufenthalt im Rettungshause dem jungen Verbrecher durchaus keine Schmach anhänge, hat man für diese Anstalt einen Nahmen gewählt, der zunächst den Gedanken an Unglück erregt. Obschon in seinem Innern eine gewisse Anzahl Verurtheilter verwahrt werden, so ist das Rettungshaus dennoch keineswegs ein Gefängniß, und die hieher Gebrachten haben keine Strafe zu erleiden. Die Entscheidung, kraft deren die Kinder dorthin gebracht werden, wird weder in gerichtlicher, noch in Form eines Urtheils erlassen, und die Art, wie man hiebey zu Werke geht, bezeichnet den Zweck der Anstalt. Die Behörden nähmlich, welche Kinder dahin senden, bestimmen nie die Dauer ihres Aufenthalts, sie beschränken sich einzig darauf, die Kinder dem Hause zuzuweisen, das mit dem Augenblick ihres Eintritts Vormundschaftsrechte über sie erhält. Dieses Vormundschaftsrecht erlischt, sobald das Kind das zwanzigste Jahr erreicht hat; indeß können es die Vorsteher der Anstalt auch schon vor dieser Zeit entlassen, wenn sein Interesse es erheischt. Das Rettungshaus ist ein Mittelding zwischen einer Kostschule und einem Gefängnisse; man nimmt junge Leute darin auf, nicht sowohl um sie zu strafen, sondern vielmehr, um ihnen die Erziehung zu geben, die sie von ihren Ältern oder ihrer Armuth wegen nicht erhalten konnten. Die Gerichte können also die Dauer ihres Aufenthalts in der Anstalt nicht bestimmen, weil sie nicht voraus wissen können, wie viele Zeit erforderlich ist, um die Kinder zu bessern und sie von ihren lasterhaften Neigungen zu entwöhnen *). Dieß zu bestimmen ist den Vorstehern der Anstalt überlassen, die, da sie die ihrer Aufsicht anvertrauten Kinder täglich vor Augen haben, ihre Fortschritte am besten beurtheilen und jene bezeichnen können, denen man ohne Gefahr die Freyheit wiedergeben kann. Selbst dann, wenn ein Kind in Folge seines guten Betragens aus der Anstalt entlassen wird, steht es doch bis zu seinem zwanzigsten Jahre unter der Aufsicht der Vorsteher; entspricht es den Erwartungen, zu

*) Wir haben uns bey einem Besuche des Rettungshauses zu New-York überzeugt, daß mehr als die Hälfte der bis jetzt dort aufgenommenen Kinder durch unverschuldetes Unglück in die Anstalt gekommen ist. So haben von 513 Kindern 135 ihre Väter, 40 ihre Mütter verloren; 67 waren Waisen; 51 waren durch offenkundigen, liederlichen Lebenswandel oder Mangel an Aufsicht von Seite ihrer Ältern zu Verbrechen getrieben worden. Von 4 Kindern hatten die Mütter sich wieder verheirathet.

Anm. d. Verf.

*) Die verschiedenen Behörden, welche Kinder in die Rettungshäuser senden können, sind folgende: 1) die Criminalgerichtshöfe, 2) die Polizey und 3) die Vorsteher der Armenanstalten. — §. 17 des 7. Abschnitts (Cap. 1) des 4. Theils der aufs Neue durchgesehenen Statuten des Staats New-York sagt hierüber: „Dafern ein Individuum von einem Alter von mindestens 16 Jahren der Veruntreuung überwiesen ist, so hat das Gericht, statt es zum Kerker in einem Centralgefängniß zu verurtheilen, seine Einschließung in dem in der Stadt New-York von der Gesellschaft zur Besserung junger Verbrecher gegründeten Rettungshause zu verordnen, wofern nicht etwa dem Gericht von der genannten Gesellschaft kund gethan würde, daß in der Anstalt eben kein erledigter Platz sey."

denen es Hoffnung gab, nicht, ſo haben dieſe das Recht es in das Haus zurückzunehmen, und können, um es hiezu zu zwingen, ſich aller Rechtsmittel bedienen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5.

In grauer Vorzeit blüht' ein Baum
Mit wundervollen Zweigen,
Und faſt zu glauben iſt es kaum,
Noch heut' ſich Knoſpen zeigen
Von ſeinem alt ehrwürd'gen Stamm,
Er wuchert fort und grünt und blüht,
Obwohl manch tauſend Jahr ſchon kam,
Und ewig ſein Gedeih'n man ſieht.

Zwölf Äſte ſproßten d'raus hervor,
Hieß keiner wie der And're;
Der Jüngſten Einer trieb empor,
Bis daß zur Kron' er wandre.
Der ält'ſte Zweig jedoch, er hieß,
So wie mein Wort es hier erwies.

1. 2. 3. 4. 5. 6.

Und wieder blüht' in neu'rer Zeit
Ein Baum voll Wunderkraft,
Die Erde war der Kunſt geweiht,
Aus der er ſog die Säfte,
Die ihn mit Spenden hoher Art,
Mit ſchöpf'riſchen Gewalten
Begabt, womit Natur ſich paart
Und Fantaſiegeſtalten.
Er blüht' in bunter Farbenpracht,
Die ewig grünt und währet,
Und göttlich, hehr iſt ſeine Macht
Und heut' noch hoch verehret.

F. W. Jaggi.

Notizen.

Correſpondenz-Nachrichten.

(Beſchluß.)

Breslau, den 28. October 1833.

Aber — mit all' dieſen vielen, mitunter recht hübſchen Worten und zierlichen Betrachtungen haben Sie, mein lieber Freund, noch immer keine Zeile Neues erfahren, nichts Thatſächliches vernommen, was Ihnen intereſſant ſeyn könnte. Soll ich Eulen nach Athen tragen und Ihnen erzählen, was Sie hundertfach anderwärts geleſen haben? Solches muthen Sie mir nicht zu.

Darum halte ich mich lediglich an einige Erſcheinungen der jüngſten Zeit, um ſo lieber, als dieſelben ſämmtlich von der Kaiſerſtadt her uns zukamen und freundlich an dieſelbe erinnern. Ich ſchweige von dem unbeſchreiblichen Enthuſiasmus, welchen das treffliche Anſchütz'ſche Paar durch ſeine Darſtellungen hier erregte und in hohem Grade verdient. Es war ein Jubelfeſt der Erinnerung für Künſtler und Publicum, eine ſchönere Vergegenwärtigung der Vergangenheit. Ergreifen Sie ja die erſte Gelegenheit, um dem edlen Paare zu ſagen, daß es recht bald wiederkommen ſolle, und neuer Freude gewiß ſeyn könne. Gewiß wird die mit 1. Jänner 1834 antretende neue Direction ſich beeilen, mit ſolchen Gäſten fruchtbringende Contracte abzuſchließen.

Minder erfreulich, obgleich überaus belehrend in mancher Hinſicht, hatte faſt gleichzeitig der hochberühmte Tenor Jäger einen Gaſtrollencyclus begonnen. Wohin iſt der Zauber dieſes mit Recht einſt ſo beliebten Sängers? Entſchwunden mit dem nie wiederkehrenden May des Lebens. Herr Jäger hat es offenbar nicht verſtanden, auf dem Wege der Fortbildung raſtlos und umſichtlich weiter zu ſchreiten; durch den Erwerb neuer Tugenden den unausbleiblichen Verluſt manches Vorzugs zu maskiren, zu vergüten; urſprüngliche Fehler und Mängel abzulegen, wenigſtens zu mildern. Dieſe traten nur ſchroffer und greller hervor; was früher im Glanz der Jugend als verzeihliche Caprice und Eigenheit erſchien, zeigt ſich nun ſtörend, oft faſt widerlich. Wie ſehr auch ſeine wärmſten Anhänger ſich bemühen mögen, ob der unverkennbaren Vorzüge die Fehler zu überhören und zu bemänteln — das Publicum richtet unbarmherzig nach dem, was im Augenblick ihm geboten wird. Es glaubt wohl mitleidig den Erklärungen der Kenner, aber ſolcher Glaube wird nicht lebendig, höchſtens negativ, indem er die Ausbrüche momentanen Unwillens unterdrückt. So gefiel Hr. Jäger in der Mehrzahl ſeiner Rollen wenig, in einigen gar nicht, nur in Boieldieu's „Weißer Dame“ und Roſſini's „Wilhelm Tell“ ſehr. — Nicht ungern wandte ſich der Blick von der ſchönen und edlen Ruine zu der heitern, blumigen Landſchaft, zu dem jugendlichen Leben minder begabter, und weniger gebildeter Sänger zurück.

Zu gleicher Zeit hatte die Sängerinn Frau von Pfuhl, genannt Marra (Schülerinn der Schmalz) mit Anna in der weißen Dame ihre Gaſtrollen ſehr unweiſe begonnen, mit Donna Anna, Desdemona, Elvira (Stumme von Portici) ſo glücklich fortgeſetzt, daß ſie ein Engagement mit 1800 Reichsthl. Gehalt erzielte. Die Natur verlieh dieſer Sängerinn eine umfangsreiche, ſehr biegſame Stimme, Verſtand und regſame Phantaſie. Ihr liebenswürdiger Charakter und eine wahre Herzensfreude an der Kunſt machen ſie zum Schatz für jede Direction. Ohne Jugend und äußere Schönheit hat ſie ſich zum entſchiedenen Liebling des Publicums emporgeſungen, obgleich zuweilen die Geſchmackloſigkeit der erſten Lehrerinn, und einzelne Schwächen der Stimme (durch Forciren der Extreme erzeugt und genährt durch häufiges Singen der anſtrengendſten und heterogenſten Parten, wie „Tancred“ heute, morgen „Königinn der Nacht“) ihr zuweilen fatale Poſſen ſpielen. Daß ſie mit der Wiener Schule vertraut iſt, hat ihr manchen ſchönen Sieg verſchafft und wenigſtens alles Grelle der ſogenannten Lutheriſchen Singweiſe abgeſchliffen.

Später kam gleichfalls von Wien eine Dlle. Fürth mit friſchem, kraftvollem Mezzo-Sopran, welcher jeder ſchönen Ausbildung fähig, aber auch noch ſehr bedürftig iſt. Die Vorzüge der Natur gefielen dem Publicum ſo ſehr, daß die Direction Veranlaſſung nahm, auch ſie zu engagiren, und damit ſecundäre Parthien mancher Oper weſentlich zu veredeln. Mit ihr trat eine hübſche Pohlinn und Schülerinn Cicimarra's, Mad. Brodowitz, in Concertpiecen auf. Ein gewiſſes Ultrathum der Coloratur und welſchen Zierrathenmanier abgerechnet (welche noch nicht immer volle Rundung und Gleichheit haben), ſprach auch dieſer ſonore Sopran ſo freundlich an, daß ohne Zweifel die Direction auch ihr Beſchäftigung in der Oper gern gönnen, und damit eine Abwechslung dem Publicum bereiten wird, wie ſolche in Breslau nie erlebt worden iſt.

Eine Sgra. Marochetti (erſte Contre-Altiſtinn Sr. Maj. des Königs von Sardinien) hatte die Gnade von Petersburg direct hieher ſich zu bemühen und in coſtumirten Scenen einiger Opern von Roſſini, Celli, ſo ſtümperhaft zu ſingen, daß die große Menge in Verlegenheit gerieth, ob man eine eminente, unbegreiflich große Sängerinn vor ſich habe, oder eine Signora und Prima Donna ultramontaner Arroganz und ſchaaler Seiltänzerey. Sie ſpudete ſich fortzukommen und verdient dafür den allerherzlichſten Dank ſämmtlicher Muſikfreunde.

Durch dieſe bunte und erfreuliche Opernwelt bewegte ſich anſpruchslos und höchſt ergötzlich — abermahls ein Wiener, le Sieur Heiling Jean, vulgo Johann Petzmeyer, mit ſeinen allerliebſten Potpourri's, Phantaſien (?), Tänzen und Serenaden auf der gewöhnlichen und auf der Streichzither, von den HH. Senftner und Schmutzer ſehr anmuthig accompagnirt, und vom

Publicum im Theater, im Concertsaal und in allen Gärten mit dem lautesten Beyfall belohnt. Welche Lebensfrische, welcher Frohsinn und welche Gemüthlichkeit athmen aber auch die Tänze eines Strauß, Lanner und Morelly! Es geht damit gerade, wie einst mit den W. Müller'schen Weisen, Jeder Narr schreyt: es ist nichts Rechtes dahinter! aber keiner bringt's so leicht und natürlich und anmuthig wieder heraus. Ist es etwa anders mit dem ganz gewöhnlich scheinenden Accompagnement dieser paar Instrumente? Die Natur selbst scheint sich einen musicalischen Spaß zu machen, einem einzigen Instrumente scheinen diese himmlischen Melodien zu entströmen, mit rein republicanischer Theilung der Gewalten. Daran scheitert alle gewöhnliche Schulmeisterey, und tröstet sich dann umsonst bey ihren unwirthlichen und unmusicalischen Musikproductionen mit dem vornehmen Waidsprüchlein: „Es ist gemeines Zeug, auf Effect berechnet!" ꝛc. Göttliche Composition und göttliche Ausführung — welche nicht auf Effect berechnet sind! Gleichen sie nicht einer wunderschön geschliffenen Brille, durch welche kein Auge eines Sterblichen etwas sehen kann? Nein, meine Herren, die Zeiten der bocksledernen Mystificationen sind auch für die Kunstwelt vorüber. Erfindung will die Zeit, Phantasie, Leben; nicht schön gedrechselte mathematische Kunststückchen.

Da erschien Deutschlands erster Sänger, der bewundernswerthe Wild, der Alexander, der den gordischen Knoten der Streitfrage: was schön und recht sey im Gesang, mit dem ersten Recitativ schon siegreich durchhaut, und ein Publicum anschaulicher, lebendiger und überzeugender über die schöne Kunst belehrt, als Hunderte gelehrter Bände es vermögen. Alle Geister der Vergangenheit erwachen und umtanzen und umtönen mich in beseligendem Chor. Welche Herrlichkeit und Größe schoß in diesem Minnesänger auf zur Palme, welche alles Lebende hoch überragt! Brizzi, Sisboni, Krebs, Nozzari, Donzelli höre ich vereint, verjüngt in ihm wieder; wie Schmetterlinge im Frühlinge ihren Puppen sich entschwingen und in reicher Farbenpracht sich sonnen und spiegeln, so tauchen sein Johann, Joconde, Fryburg, und alle jene wonnigen Gestalten vor der trunkenen Seele wieder auf.

Wild hat unbeschreiblichen Enthusiasmus hier erregt! Er hat die sonst ziemlich besonnenen Breslauer zu ächten Wienern gemacht, voll Genußlust und Jubel und Musicomanie. Er hat veraltete, tiefgewurzelte Vorurtheile ausgerottet, indem er bekundete, daß die Größe der Helden, die Kraft und die Gluth der Heroen nicht in äußerem Maß zu suchen sind, sondern unsichtbar in der Seele, in der Begeisterung ruhen und wie Himmelsblitze begeistern und zündend aus ihr hervorbrechen. Er hat bethätigt, daß ächte Kunst und wahres Genie auch dann noch fortstudieren, der Vollkommenheit näher streben und näher rücken, wenn der May des Lebens vorüber ist. Er hat den allerbeharrlichsten Nordländer belehrt, daß Rossini's Compositionen mehr inwohne als süßes Geleyer und pikante Spielerey, wenn nur der Sänger selbst für Höheres Sinn, Gabe und Seele mitbringt. Wild macht im strengsten Sinn Epoche hier, und wird noch lange Zeit nachgehört und nachempfunden werden. Er trat bis jetzt als Othello, Zampa und Masaniello auf. Der erste Satz des Mohren war schon der unzweydeutigste Victoria-Ruf, jede Nummer steigerte den Enthusiasmus. Trotz der hohen Preise füllte sich das Haus mit jeder Vorstellung mehr. Ich darf hiebey nicht unbemerkt lassen, daß der Triumph kein so leichter war, als man bey Ihnen vielleicht glauben mag. Othello ist seit vielen Jahren sehr oft wiederhohlt worden. Keiner der wackern Gäste hat unsern Wiedermann bis dahin erreicht. Fast fünfzig Mahl schon hörten wir das Glückskind Zampa, und keiner Seele wäre es in den Sinn gekommen, daß irgend einer der deutschen Sänger darin etwas Vorzüglicheres leisten könne. Über hundert Mahl verklang die „Stumme von Portici" vor unsern Ohren, und Wiedermann-Masaniello blieb Sieger über die allergefeyertsten Rivalen; nicht etwa aus Kleinstädterey und Dünkel, sondern — weil er der wirklich Bessere stets noch war. Schwerlich dürfte auch von allen jetzt lebenden deutschen Sängern Einer an dramatischer Haltung, an Innigkeit und Gluth des Vortrags dieser Parthien ihn übertreffen, nur sehr wenige in Einzelnem ihn erreichen*). Wild vermag in keiner Hinsicht ein so treffliches, gerundetes, majestätisches Heldenbild vor unsere Seele zu führen. Aber Wild, der Gesangsheros, entreißt uns auf den Wogen seiner Melodien dem irdischen Anblick der Außenwelt, und führt uns unwiderstehlich in die Regionen der Phantasie eines Genies, in die Gebiethe des Unendlichen. Wer ihn von früherhin kennt, den überwältigt zuweilen ein banger Zweifel: ob bey seiner jetzigen heroischen Wirksamkeit auch das frühere unübertreffliche Romanzo seines Vortrags, die schmelzende Zartheit und herzinnige Wärme bestehen könne? Sein Murnay, Nadori, Johann von Paris werden hoffentlich recht bald diesen Zweifel lösen. Gewiß werden Sie bald aufrichtigen Bericht über den Erfolg erhalten. Ich will nicht scheiden von dem Herrlichen, ohne mein Opfer auf den Altar der Gerechtigkeit zu legen. Bedeutender erscheint Jäger im Arabeskengebiet des figurenblühenden Gesangs, und in der Kunst: das Falset mit der Bruststimme zu verschmelzen. Non omnia possumus omnes!

Glauben Sie, mein lieber Freund, damit nicht genug erfahren zu haben, so bitte ich mit dem alten Satz: „Nemo ultra posse" mich zu entschuldigen, und in gewohnter Geduld einen zweyten Brief abzuwarten, der nicht ausbleiben wird, da ich einmahl wieder im Zuge bin. Wir Breslauer sind ja in mancher Hinsicht noch immer halbe Wiener, und blicken, wenigstens was Kunst betrifft, stets begieriger nach Süden, denn nach Norden. Dennoch halten wir uns nicht für Böotier, weil „Robert der Teufel" in Wien Furore gemacht hat und hier mit Pauken und Trompeten durchgefallen ist. Wir meinen: dieselben Costümes, Decorationen, Ballete wären in mancher andern Oper weit hübscher angebracht; das Buch sehr vieler andern Opern wäre klüger und weit höhere, edlere, innigere und sinnigere Musik hätten Gluck, Mozart, Cimarosa, Paisiello, Weigl, Weber, Spohr, Spontini, Rossini, Cherubini, Bellini, Mehul, Boieldieu, Gretry, D'Allayrac, Auber und selbst Herr Meyerbeer in andern Opern schon längst geschrieben. Übrigens zanken wir darüber auch nicht mit den Wienern, aber wohl darüber, daß mit solchem Orchester, solchem Chor und solcher Ausstattung nicht jede Oper Furore macht.

Auf Wiedersehen.

*) Die Bemerkung kann ich nicht unterdrücken, daß ich es nicht begreifen kann, wie die sonst so umsichtigen und speculativen Directoren Duport und Stöger noch gar keinen Versuch machten, unsern Wiedermann wieder für seine Vaterstadt Wien zu gewinnen. Der Mann ist wahrlich interessant genug geworden, um wenigstens ein Dutzendmahl in Wien wieder gehört und geprüft zu werden. Werden auch einzelne Stellen in einem Fra Diavolo, Zampa, Masaniello, Cleomenes von einem wirklichen Tenor lieblicher gesungen, so dürften doch gewiß manche nicht unrühmlich genannte Sänger schwerlich bey irgend einem deutschen Publicum einen ähnlichen Totaleindruck hervorbringen können, während Wiedermann's Don Juan, Figaro, Schlosser, Neuburg, Vampyr, Bertram ꝛc. überall als höchst respectable Darstellungen erscheinen werden. Nachdem Forti dieser Sphäre entzogen und Fischer abgegangen ist, würde ein solcher Versuch gewiß sich lohnen. Mancher hat klein angefangen und tüchtig geendet. So wäre der hiesige Tenorbuffo Meio gewiß ein Schauspieler, welchem Wien in diesem Augenblick schwerlich einen Rivalen entgegenstellen könnte, selbst wenn er in den Rollen Nr. 1 und 2 nicht gleich gefallen sollte oder vielmehr nicht Furore machte. Hört man hier außen, daß dort ein Börner auf solche Weise gefallen konnte, so glaubt man es kaum.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinſtag, den 139 19. November 1833.

Die Rettungshäuſer in den vereinigten Staaten.

(Fortſetzung.)

Man hat in Penſylvanien gegen das den Rettungshäuſern zugeſtandene Recht, Perſonen feſtzuhalten, die weder ein Verbrechen begangen haben, noch verurtheilt worden ſind, einige Einwürfe erhoben. Eine ſolche Gewalt ſey, ſagte man, der Conſtitution der vereinigten Staaten entgegen, und die den Vorſtehern der Anſtalt ertheilte Vollmacht, die Dauer der Einſchließung nach Gutdünken abzukürzen oder zu verlängern, geſtatte eine Willkühr, die in einer freyen Geſellſchaft nicht zu dulden ſey. Dieſe Einwürfe theoretiſch zu widerlegen, wäre ſchwer geweſen! Da indeß die Erfahrung zeigte, daß die Rettungshäuſer, ſtatt die Lage der jungen Verbrecher zu erſchweren, ſie vielmehr erleichterten, und daß die nicht verurtheilten Kinder, die man dort einſchloß, keineswegs Opfer der Verfolgung würden, ſondern daß man ſie nur einer Freyheit beraube, die verderblich für ſie werden könne, ſo ſpricht jetzt Niemand mehr gegen dieſe Anſtalten. Man hat ſich überzeugt, unter welchen Beſchränkungen die Behörden von dem ihnen zuſtehenden Rechte, Kinder dorthin zu ſchicken, Gebrauch machen dürfen, und daß ſie nur dann Kinder ihren Ältern entreißen und in der Anſtalt unterbringen können, wenn es erwieſen iſt, daß die letztern Schuld an den Ausſchweifungen der erſtern ſind. Das Geſetz hat auch die Möglichkeit eines Mißbrauchs vorgeſehen und durch Verordnungen vorgebeugt. Das Kind hat, dem Geſetz zufolge, das Recht, ſich vor dem ordentlichen Richter gegen die Entſcheidung des Beamten, der es ins Rettungshaus ſchicken will, zu verwahren. Die Ältern haben daſſelbe Recht und man hat Beyſpiele, daß es behauptet wurde; übrigens hat man in dieſen Anſtalten durchaus keine tyranniſche Verfolgung zu fürchten. So nöthig es auf der einen Seite iſt, daß die Verwaltung des Hauſes durchaus nichts von der Härte und Strenge an ſich trage, die an Kerker erinnert, ſo nachtheilig würde es auf der andern Seite ſeyn, wenn ſie allzu mild und ganz intellectuell wie eine Schule wäre. Wenn dieſe Anſtalten in Amerika ſich von dem eigentlichen Zweck ihrer Errichtung entfernen, ſo iſt dieß weniger, weil ſie ſich allzu ſehr zur Strenge, ſondern vielmehr weil ſie ſich zu ſehr zur Milde neigen. Die Grundſätze, von denen die Verwaltung der Rettungshäuſer ausgeht, ſind ganz einfach: in New-York und in Philadelphia ſind die Kinder während der Nacht in einſamen Zellen abgeſondert, den Tag über iſt ihnen geſtattet zuſammenzukommen. Die Trennung während der Nacht ſcheint im Intereſſe der Sitten dringend nöthig; am Tage hingegen iſt ſie nicht nur unnütz, ſondern ſie würde den Kindern ſogar verderblich ſeyn. Sie des geſelligen Umgangs berauben, ohne den ihre

geiſtigen Fähigkeiten ſich nicht entwickeln könnten, würde die größten Nachtheile hervorrufen. Zu Boſton ſind ſie weder bey Tage noch bey Nacht getrennt. Wir haben nicht bemerkt, daß das Zuſammenſeyn bey Nacht in dieſem Rettungshauſe irgend einen Nachtheil veranlaſſe; indeß erſcheint deßhalb die Gefahr nicht minder groß und wird in Boſton nur durch einen außerordentlichen Eifer und durch eine Wachſamkeit vermieden, die man in der Regel ſelbſt von Männern nicht erwarten darf, die ihrem Beruf mit ganzer Seele leben. Die Zeit der Kinder iſt zwiſchen Unterricht und den Handarbeiten getheilt, mit denen ſie beſchäftigt werden. Man ertheilt ihnen den Elementarunterricht, der ihnen für ihr künftiges Leben von Nutzen ſeyn kann, und lehrt ſie ein Handwerk, durch deſſen Betrieb ſie ihren Unterhalt verdienen können. Ihr geiſtiger Unterricht gibt der Anſtalt das Anſehen einer Primärſchule, und ihre Handarbeit iſt dieſelbe wie in einem Zuchthaus.

Die Ordnung wird im Rettungshauſe durch Disciplinarmittel aufrecht gehalten, die wir hier näher beleuchten wollen. Man wirkt auf die Gemüther durch Strafen und Belohnungen, indeß herrſcht in den Rettungshäuſern von New-York, Philadelphia und Boſton ein Unterſchied. In den beyden erſtern Anſtalten beſtehen die über die Kinder, die ſich gegen die Ordnung vergehen, verhängten Strafen 1) in Entziehung ihrer Erholung, 2) in Einkerkerung in einer Zelle, 3) in Beſchränkung der Nahrung auf Waſſer und Brot und 4) in ſchweren Fällen, in körperlicher Züchtigung, d. h. in Peitſchenhieben. In New-York iſt die Anwendung von Schlägen durch eine ausdrückliche Verordnung genehmigt. In Philadelphia hat man zwar nicht gewagt ſie ausdrücklich zu geſtatten, allein ſie iſt auch nicht unterſagt; die Zuweiſung von Strafen gehört in den Bereich des Oberintendanten, der in der Anſtalt eine unumſchränkte Macht übt.

So wie die Unartigen verſchiedenen, dem Grade ihres Vergehens angemeſſenen Züchtigungen unterliegen, ſo werden auch denjenigen Kindern, die ſich gut aufführen, Belohnungen zu Theil. Außer der Ehre den erſten Claſſen beygezählt zu werden, tragen jene, deren Betragen vorzüglich ausgezeichnet iſt, ein Ehrenzeichen, das ſie von allen übrigen unterſcheidet. Endlich ernennt auch der Oberintendant unter den Beſten der Kinder eine gewiſſe Anzahl von Aufſehern, denen er einen Theil der ihm ſelbſt obliegenden Aufſicht überträgt, und dieſer Beweis von Zutrauen iſt für ſie eine Auszeichnung, auf die die Erwählten den höchſten Werth legen.

In Boſton ſind die körperlichen Züchtigungen aus dem Rettungshauſe verbannt. Die Disciplin der Anſtalt iſt ganz moraliſch und beruht auf höchſt philoſophiſchen Grundſätzen. Alles geht hier darauf aus, die Gemüther der jungen Verbrecher zu erheben, und ſie für die Achtung ihrer ſelbſt und die ihres Gleichen empfänglich zu machen. Um dieß zu erreichen, ſtellt man ſich, als behandle man ſie als Glieder einer freyen Geſellſchaft. Wir betrachten dieſe Theorie aus dem Geſichtspunct der Disciplin, weil uns ſcheint, daß die hohe Meinung, die man einem Kinde von ſeiner Moralität und ſeiner geſellſchaftlichen Stellung beybringt, nicht allein geeignet iſt ſeine Beſſerung zu bewirken, ſondern auch das zweckmäßigſte Mittel iſt, es zu einem unbedingten Gehorſam zu gewöhnen. Es iſt einer der feſt beſtehenden Grundſätze des Hauſes, daß Niemand wegen eines unvorſätzlichen Vergehens nach göttlichen, Landes- oder den Geſetzen der Anſtalt geſtraft werden könne. Dieß iſt auch der erſte Grundſatz, nach dem im Rettungshauſe Criminalfälle beurtheilt werden. Das Reglement der Anſtalt enthält überdieß auch noch folgenden Satz: „Da es außer der Macht des Menſchen liegt, Mangel an Achtung gegen die Gottheit zu beſtrafen, ſo wird man ſich darauf beſchränken, Jedem, der eines ſolchen Vergehens ſich ſchuldig gemacht, alle Theilnahme an gottesdienſtlichen Handlungen zu unterſagen, und ſo den Verbrecher der Gerechtigkeit Gottes überlaſſen, die ihn ſpäter finden wird. Ein Kind, das im Rettungshauſe zu Boſton zu dieſem Ausſchluß von gottesdienſtlichen Handlungen verurtheilt iſt, erleidet in den Augen ſeiner Cameraden und ſeiner eigenen Überzeugung nach die härteſte aller Züchtigungen. Überdieß iſt den Kindern alle Angeberey durchaus verbothen, und durch einen Artikel des Reglements Jedem, der ſein Vergehen von ſelbſt aufrichtig bekennt, Erlaß der Strafe zugeſichert.

(Der Beſchluß folgt.)

Homonyme.

1.

Einer Schwelle zu vergleichen,
Gibt aus des Verſtandes Reichen,
Aus des Herzens tiefſtem Grund
Über mich ſich Alles kund.

2.

Deutſcher Fürſten Dynaſtie
Und des Landes Gränzenraum,
Wo gebrönt, geherrſchet ſie,
Nenn' ich, wie des Fluſſes Saum,
Der in ihrem Staat hinfließet
Und die Reſidenz umſchließet.

F. W. Jaggi.

Ein Tag auf dem Rigi.

(Beſchluß.)

Ich ſchildere nicht, was ich geſehen, wie eine Reihe weißer Berge über der andern aus dem Nebelmeere auftauchte. Nun, meinten wir, das ſind die höchſten, und ſie waren nur kleine Vorberge gegen die Rieſen, die jetzt hinter ihnen aufſtiegen. Hinter den Rieſen wogte noch ein Dunſtſee, und ſiehe, wieder ragten Spitzen, zackige deutliche Spitzen über dem See vor — unermeßlich weit, unermeßlich hoch. Der Nebelſee blieb den Tag über, er trotzte der Sonne, die uns ſo freundlich wärmte, und erſt der heitere Abend zeigte uns die erhabene Kette des Berner Oberlandes unverſchleyert. Wie verſchwand dagegen im Panorama die Kette von Schneebergen, welche bis da denſelben den höchſten Reiz geliehen.

Es war ein ſchöner, heiterer Tag, einer, wie man ſich lange nicht entſann. Der zackige Pilatus, kein Schneeberg, aber doch mit Schnee bedeckt, jenſeits des Vierwaldſtädterſees, entwickelte ſich allmählig, und dieß war das untrügliche Zeichen, daß ein ſolcher Tag werden mußte. Einer ſo auf dem Rigi verlebt, lohnt eine Reiſe nach der Schweiz, auch wenn man Wochen durch Regen und Wolken troſtlos gewandert iſt. Welcher Pinſel mahlt das Panorama? Nur kann es noch ſchöner werden, wenn die Vorberge, noch nicht mit Septemberſchnee bedeckt, in ihrer natürlichen Farbe ſchärfer abſchneiden gegen die Eisberge hinter ihnen.

Das ſchöne Wetter hatte von nah und fern gelockt. Man ſah zu Fuß, zu Pferd, auf Trageſeſſeln, von allen Nationen der Welt, in allen möglichen Trachten Ankömmlinge heraufſteigen. Ein Student, der acht Tage in Zürich vergebens gewartet, lief von Nachmittag 2 Uhr in einem Tage, in einem Zuge bis auf den Rigi, natürlich kam er in der Nacht bey Laternenſchein an, aber er blieb doch zum Sonnenaufgang, weil er ein Deutſcher war. Von allen Nationen fehlten nur die Ruſſen und — Portugieſen. Die Wirthe vermiſſen jene ſchmerzlich ſeit einigen Jahren. Und ſeltſam, daß kein Willkomm die Ankommenden begrüßte — und man blieb ſich fremd in der Kühle des Morgens, beym freundlichen Mittagsſchein, ſelbſt beym Wein; kaum daß die Entzückungen bey der untergehenden Sonne die Nationen verbanden. Das iſt anderwärts anders. Der Rigi iſt zu ſehr Wirthshaus.

Auch eine militäriſche Beſatzung fehlte nicht, ächtes Schweizer-Militär. Von den eidgenoſſiſchen Executionstruppen aus Alt-Schwyz kamen ſtündlich Pelotons aus Aart herauf. Ordentlich hatte es den Anſchein, als ſeyen ſie commandirt; aber ſie trieb nicht mehr und nicht weniger, als was manchen Engländer antreibt. Sie ſahen ſich um, ſchrieben Buchſtab für Buchſtab ihre Nahmen ein, und gingen wieder hinunter. Nur einige Officiere blieben über Nacht, und ließen dafür einige Verſe im Buche zurück, welche gerade nicht für die neueſte Schweizer-Poeſie, aber doch für das patriotiſche Gefühl der Schriftſteller Zeugniß ablegten. Es waren gute ehrliche Geſichter. Keiner von ihnen macht eine Revolution; aber wo es gilt für ihr Vaterland ſich zu ſchlagen, ſind ſie, dafür ſtehe ich, bereit, wenn ſie gleich, wie mein Nachbar bey Tiſche, nicht wußten, daß Dänemark ein Land in Europa iſt.

Der Rigi iſt in der neueſten Revolutionsgeſchichte berühmt geworden. Über ſeinen Fuß führte Oberſt Abiberg die 600 Altſchwyzer gen Küſtnacht, und ein engliſcher Lord, der das Manöver von oben mit anſah, wollte über Hals und Kopf davon, weil er meinte, es könne um ſeinen gehen. Aber der Rigiwirth warf ſich ihm zu Füßen und ſchwor bey Wilhelm Tell, daß kein Schweizer einem Fremden ein Haar krümme, ſo lange er Geld hätte. Alle Schweizer-Wirthe betheuerten uns, daß die Gaſtfreundſchaft die erſte Tugend der Schweizer ſey.

Die Sonne ging unter. Der Ton eines Kuhreigens zeigte es den Gäſten an. Die Sonne ging auf — nähmlich am andern Morgen — und der Ton eines Kuhreigens zeigte es den Gäſten an. Wer kann es unbillig finden, daß die Gäſte dafür bezahlen mußten? die Sonne wäre ſonſt vielleicht nicht unter- und nicht aufgegangen.

Der Untergang war ein ſchöneres Schauſpiel als der Aufgang. Nur wollten die Schneeberge nicht recht glühen. Man ſoll auch nicht Alles von einem Tage auf dem Rigi fordern. Die Sterne flimmerten hell in der kalten Nacht. Am Morgen rötheten ſich die Schneegipfel etwas; allein mit dem Auftauchen des Sonnenbildes verſchwand das magiſche Licht, und die Beleuchtung wurde monoton. Deſto wunderbarer war das Schauſpiel, das wir gaben. Alle Männer faſt kamen eingehüllt in die dicken weißen rothgeblümten Friesdecken ihrer Betten; ein Corps neu erſtandener Tempelherren begrüßte die kommende Himmelskönigin, und Alle ſchüttelten ſich und zitterten. Die Lady des Lords hatte keine Friesdecken, aber zwey Pelze um. Das Kammermädchen mußte laufen und ſpringen und der Lord lachte. — Die Seen unten aber lagen eingehüllt in gekräu-

selten Nebel, ein Bett von Flocken. Könnte ich dir das wenigstens mahlen, du stiegest darum allein schon auf den Rigi. W. Alexis.

Epigramme.

Die reiche Grabstätte.

Der reiche Geizhals Pilz geht aus der Welt,
Und hinterläßt nicht einen Deut Vermögen,
Weil er im Testament bestellt:
In einen goldnen Sarg ihn in das Grab zu legen.

Warnung an Schatzgräber auf Pilzens Grabe.

Laßt euch hier nicht zum Suchen lüstern machen,
Sonst stoßt ihr zwar auf Geld, doch auch auf einen Drachen.
Adolph Wiesner.

Auflösung.

des Logogryphs im vorigen Blatte:
Ruben — Rubens.

Notizen.

Schauspiele.

Unter einer Reihe von Stücken, welche das k. k. Hofburgtheater, dessen Thätigkeit für Abwechslung im Repertoir unverkennbar, in letzterer Zeit neu in die Scene setzte, haben gewiß Marivaux „falsche Vertraulichkeiten" die zustimmendste Freude beym Publicum erregt, wie dieß zwey volle Häuser bey nacheinanderfolgender Darstellung desselben bewiesen haben. In früherer Zeit, als Hr. Korn und Mad. Löwe mit unvergleichlicher Virtuosität in den Hauptparthien um den Preis rangen, war dieses Lustspiel mit dem: „Stille Wasser sind betrüglich" eine Zierde des Repertoirs und ein Lieblingsstück der ganzen gebildeten Welt. Der Zahn der Zeit hat auch hierin eine Änderung nothwendig gemacht, und das Publicum hatte mit der neuen Besetzung Ursache zufrieden zu seyn, die in manchen Puncten den Verehrern früherer Zeit vielleicht weniger entsprach, dagegen im Ganzen jedem Unbefangenen genügen, ja ihn überzeugen mußte, wie gegenwärtig selbst Nebenparthien ausgezeichneten Darstellern übertragen werden, und für die Ehre des Ganzen mit wahrhaft classischem Sinne das geschieht, was nur zu oft am künstlerischen Kastengeiste zu scheitern pflegte. An diese neue Besetzung schloß sich eine neue Übersetzung durch den Herrn Grafen Mailath an, von der im Wesentlichen wenig zu sagen ist, da sich bey einem Lustspiele, wie dieses anerkannte Meisterwerk Marivaux, wohl auch nichts Wesentliches ändern läßt ohne Nachtheil für das Ganze. Die Sprache scheint hie und da einen modernen Firniß erhalten zu haben. Unter den Anordnungen, wofür wir dem Herrn Grafen Dank wissen, ist wohl vorzüglich jene bessere Motivirung anzuführen, wornach das Kammermädchen der Frau von Grünau aus einem guten Hause und die Tochter eines Freundes vom Procurator Rasch selbst ist, wornach sein plötzlich aufkeimender und beynahe fixer Gedanke, dieselbe mit seinem Neffen Linden zu verheirathen, mehr Wahrscheinlichkeit erhält. Weniger in der Nothwendigkeit begründet fanden wir jene Umgestaltungen, wornach der Bearbeiter das Dienstpersonale, gleichsam nach dem Zuschnitte unserer Zeit, um eine Stufe höher erhob. Aus dem Freunde Linden's, welcher sich für ihn als Bedienter verkleidete, ward ein Kammerdiener, der auch nicht mehr verkleidet ist, sondern im eigenen, ganz eleganten Costüme erscheint. Wenn der Hr. Bearbeiter damit es wahrscheinlicher machen wollte, daß die Frau von Grünau so viel mit ihm conversirt, so ist dagegen einzuwenden, daß die Livree ihn früher unkenntlicher machte, daß es unwahrscheinlich, wie ein so eleganter Kammerdiener ehedem erst bey dem armen Schlucker Linden, gegenwärtig Secretär seiner Herrschaft, als Bedienter, wie er selbst sagt, in Diensten gestanden habe, u. dgl. Auch sehen wir nicht wohl ein, was der Dialog oder die Verfeinerung der Charaktere damit gewonnen haben soll, wenn die Frau zum Kammerdiener oder Kammermädchen Sie sagt. Uns scheint, daß eine solche Verwischung der Standesverhältnisse, selbst wenn sie im wirklichen Leben vorkommen sollte, auf der Bühne allmählig alles Colorit der Personen und Verhältnisse austilgen werde, so wie es die allzuviele Modernisirung des Costümes ohnedieß schon zum Theile gethan hat. — Das Lustspiel behauptete auch in dieser neuen Aufführung sein langjährig erworbenes Recht in der Gunst des Publicums; das Haus war bey der ersten Aufführung beynahe überfüllt, und die Zufriedenheit allgemein. — Unter den Darstellenden hatte Dlle. Müller als Frau von Grünau den schwierigsten Standpunct, den sie mit jener Sicherheit behauptete, der diese beliebte Künstlerinn nur in die Lage von mehr oder weniger Gefallen bringt. Ihre lieblichen, dabey picanten Wendungen in entscheidenden Momenten machen oft selbst den Mangel einer durchgehends gehaltenen Charakteristik leichter vergessen. Uns schien vorzugsweise jenes Aufkeimen von Gefühl und Liebe nicht genug ersichtlich ausgedrückt, die ganz allein ihren letzten Entschluß bestimmen, wiewohl Eitelkeit die erste Veranlasserinn dazu gewesen seyn mochte. — Mit wahrer künstlerischer Auffassung stellte Hr. Fichtner die, nach der Leistung des Hrn. Korn doppelt schwierige Parthie des Linden dar, und er bewies damit, daß er uns vollen Ersatz in Rollen der Art gewähren wird. Seine Darstellung ist so voll Delicatesse, dabey von warmem Gefühl für seine Angebethete begleitet, daß man dieses Motives willen den Betrug gerne zugibt. Eben so hat Hr. Herzfeld als verkleideter Kammerdiener seinem Humor eine wohlthuende Dosis Herzensgüte und hingebender Freundschaft, die auch der Beweggrund seines Handelns, beygemischt, und ein recht interessantes Charakterbild geliefert. Hr. Wilhelmi als Procurator Rasch, trat mit seiner gewohnten künstlerischen Entschiedenheit auf, und belebte alle Scenen, wo er mitwirkte. Mad. Poller als Tante der Frau von Grünau, ist ein wahrer Gewinn in dieser neuen Besetzung zu preisen. Die Art, womit diese Darstellerinn Charaktere solcher Art bey dem Zuseher gleichsam zu Ehren zu bringen versteht, verschafft ihr mit Recht einen Rang, worin sie schwer ihres Gleichen findet. Mad. Anschütz gab das Kammermädchen lieblich und zugleich warmfühlend, wie das ganze Wesen dieser Künstlerinn ist. Hr. Wothe stellte den Bedienten mit seiner sprudelnden Laune dar, und Hr. Weber als Graf verdient Lob wegen der zurückhaltenden Delicatesse in seinem Spiel.

Ermin.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den 140 21. November 1833.

Ausbruch des Aetna im Jahre 1832*).

Der Ausbruch, von dem hier die Rede iſt, erfolgte höchſt unerwartet. Obſchon während der letzten zwey Jahre ſich in der Nachbarſchaft deutliche Anzeichen kund gaben, daß die vulkaniſchen Stoffe in Gährung ſeyen, ſo gingen doch keine ſolchen von dem Ätna aus, den man ſtets als den Mittelpunct dieſer Erſcheinungen angeſehen hat. So z. B. ging dem neuerlichen Ausbruch des Veſuvs um einige Monathe ein furchtbares und verheerendes Erdbeben in Calabrien voraus, durch das in der Stadt Catanzara ſo viele Menſchen und Eigenthum zu Grunde gingen. Vor dieſem erſchien und verſchwand die Grahams-, wie die Engländer, oder die Ferdinands-Inſel, wie die Neapolitaner ſie nannten, die dem Streit über den ihr beyzulegenden Nahmen dadurch ein Ende machte, daß ſie wieder untertauchte. Alle dieſe Erſcheinungen bewieſen, daß die Elemente im Innern der Erde in Thätigkeit waren. In Meſſina wurden mehrere Erdſtöße gefühlt, allein es ſchien, als ob in dieſer Stadt ſich nur die entferntern Wirkungen jenes unterirdiſchen Aufruhrs bemerkbar machten, weil in Folge ſpäter eingelaufener Nachrichten es ſich zeigte, daß man ſie in den nördlich gelegenen Gegenden ſtärker, in Catania und den Städten am Ätna aber gar nicht gefühlt hatte. Man kann ſich demnach leicht denken, daß ganz Sicilien höchſt erſtaunt war, den Ätna im vergangenen November mit ſolcher Wuth ausbrechen zu ſehen. Das Schauſpiel begann am 31. October, wo ſich, ungefähr drey (engliſche) Meilen unterhalb des großen Kraters oder Gipfels, in einer Valle del Serbo genannten Vertiefung, ein kleiner Vulkan öffnete, der jedoch nur einige Tage lang Rauch und Flammen ausſtrömte. Am 3. November nahm indeß die Erſcheinung eine furchtbarere Geſtalt an. Sieben kleine Krater hatten ſich ungefähr drey Meilen unterhalb des erſtern gebildet, aus denen, da ſie dicht neben einander lagen, durch das Arbeiten der vulkaniſchen Stoffe im Innern des Berges, bald nur zwey oder drey wurden, aus deren einem, der jetzt von bedeutendem Umfange war, alle Lava ſich ergoß. Die Seite des Berges, wo Valle del Serbo ſich befindet, liegt beyläufig weſtſüdweſtlich von dem großen Krater und gerade über der Stadt Bronte.

Die Exploſionen bey dieſem Ausbruch, ſo wie die Menge der ausgeworfenen Aſche und Steine, waren nicht beunruhigend, um ſo mehr aber waren es die Fortſchritte, welche die Lava machte. Von dem ſteilen Gipfel, auf dem der Krater ſich befindet, ſtrömte ſie in den erſten paar Tagen mit furchtbarer Schnelligkeit den Berg herab; auf mehr ebenem Boden angelangt, floß

*) Mitgetheilt von einem Engländer, der den Ätna unmittelbar nach dem im Monath November vorigen Jahres erfolgten Ausbruch beſuchte.

ſie langſamer, der Strom begann ſich auszubreiten und fügte nun den Grundeigenthümern großen Schaden zu. Die höhern Regionen des Ätna ſind ſo kalt, daß ſie ſich kaum für den Anbau eignen; weiter abwärts fängt die Waldregion an, die große Bäume enthält, und unter dieſer breiten ſich die Ebenen aus, auf deren Abhang größtentheils Weingärten angelegt ſind. Hier angelangt, verbreitete der Feuerſtrom das größte Entſetzen.

Die Richtung, welche die Lava zuerſt nahm, war in gerade abwärts laufender Linie; dieſe ſetzte ſie ungefähr eine Meile weit fort, wo ſie auf das Thal ſtieß, das den Monte Gitto und Monte Lepre von einander ſcheidet, ſich hier in ſüdlicher Richtung abtheilte und ſo ungefähr vier Meilen weit floß, wo ſie Halt machte. Sie ſchlug nun, von der Stelle aus, wo ſie zuerſt von der geraden Linie abgewichen war, eine andere Richtung ein, und theilte ſich aufs Neue zwiſchen Monte Gitto und Monte Malletta. Sich um den Fuß der Gebirge, auf die ſie geſtoßen war, krümmend, ſetzte ſie ihren Lauf ununterbrochen fort, und rückte gerade auf Bronte los, das ſie ſicher erreicht hätte, wäre ſie nicht von einem Thal aufgenommen worden, das ſo groß iſt, daß der Lavaſtrom mindeſtens zwey Monathe lang in gleicher Maſſe ſich ununterbrochen hätte ergießen müſſen, um dieſes Thal ſo zu überfüllen, daß die Stadt bedroht geweſen wäre. Bey einer ähnlichen frühern Gelegenheit lenkte dieſes Thal, das die Stadt faſt wie ein Feſtungsgraben umgibt, den Lauf des Lavaſtromes zu beyden Seiten ſo ab, daß die Stadt unberührt blieb, während eine Strecke Landes, mehrere Meilen unterhalb Bronte, verwüſtet wurde. Jetzt reichte ſie nicht einmahl ſo weit, ſondern blieb 1½ Meilen von der Stadt, nachdem ſie eine Strecke von zwölf Meilen von ihrem Urſprung an durchfloſſen hatte.

Die größte Breite des Lavaſtromes betrug 1½ Meilen; dieß war aber in den niedern Regionen, wo ſie nicht zwiſchen den verſchiedenen Gebirgen eingeſchloſſen war, ſondern ſich bedeutend ausgebreitet hatte. Dieſer Anblick war allerdings geeignet Entſetzen einzuflößen, es kamen auch ſogleich Ingenieurs von Catanea, um ſich von dem Stand der Dinge zu überzeugen, und Vorkehrungen zur Ableitung des Feuerſtromes zu treffen, im Fall Bronte gefährdet ſeyn ſollte. Ohne die natürlichen Hülfsmittel, welche die Lage der Stadt biethet, wäre dieß indeß ein lächerliches Unternehmen; denn einer ſo furchtbaren Maſſe einen Widerſtand leiſten wollen, iſt Thorheit. Die Lava, welche ſo lange Zeit braucht, um abzukühlen, wird bald feſt, wobey ſie aber immer noch ihre Rothglühhitze behält. Brydone ſagt, daß ſie in großer Hitze geſchmolzen werden könne; allein ich weiß kein Beyſpiel, daß dieß geſchehen wäre. Der Grad von Dichtigkeit, in dem die Maſſe nach einem Lauf von zwölf Meilen ankommt, muß, wie man leicht denken kann, größer ſeyn, als bey ihrem erſten Ausfluß; auch iſt die Strömnng verhältnißmäßig langſamer. Dieß erklärt zum Theil die wenige Übereinſtimmung, die ſich in den Berichten über die Geſchwindigkeit des Lavaſtromes findet, und das von Vielen als ſo furchtbar geſchildert wird, daß mehrere Einwohner ihre Geräthſchaften von Bronte wegbrachten, weil ſie fürchteten, daß die feurige Maſſe ihren Lauf mit gleicher Geſchwindigkeit fortſetzen werde.

Nichts vermag einen anſchaulichern Begriff von der Ausdehnung dieſer Feuermaſſe zu geben, als der Umſtand, daß ſie eine Strecke Weges von zwölf Meilen zurücklegen kann, ohne feſt zu werden. Sie behält nicht nur ihre Hitze, ſondern theilt ſie auch den losgeriſſenen Steinen und den Lavaſchichten früherer Ausbrüche in gleichem Grade mit. Während des größern Theils ihres Laufes hatte ſie viele Jahrhunderte alte Lavaſchichten zu durchſchneiden. Die Steinblöcke, obſchon losgeriſſen, hatte man dennoch liegen laſſen, da deren Wegſchaffen, ihrer Menge und Größe halber, eine Auslage verurſacht hätte, die ſich nicht bezahlt machen würde. Wie man mir ſagte, liegt der Boden viele Klafter tief unter der Lava. Das Wegräumen derſelben wäre alſo mit ungeheuern Koſten verknüpft.

Ich ſah ſie am 19. November; mehrere Tage vorher hatten die Exploſionen ſchon aufgehört und es wurde keine Aſche mehr ausgeworfen. Die Lava ſtrömte damahls in das Thal hinter Bronte, wobey ein Theil ihres Laufes dem Blick durch die erwähnten Steinſchichten entzogen wurde; denn da die Lava flüſſig war, ſo ſank ſie natürlich auf den Grund, und ihre Oberfläche blieb auf eine bedeutende Strecke verdeckt. Dieß that der Schönheit des Anblicks Abbruch, da wir Alle eine vollkommen gleiche Maſſe von Feuer zu ſehen erwartet hatten. Viele, die nur gekommen waren, um ſich an dem Anblick zu ergötzen, hatten ihre Erwartungen auf einen Feuerſtrom von zwölf Meilen Länge und 1½ Meilen Breite geſpannt; allein des gekrümmten Laufes wegen war nicht mehr als eine Strecke von drey oder vier Meilen auf einmahl ſichtbar, und die erwähnte Breite erreichte er nur auf den ebenern Stellen des Gebirges. Wenn der Strom, der hier ſeichter war als in den engen

tiefen Schluchten höher aufwärts, auf ein Felſenſtück von gewöhnlicher Größe ſtieß, ſo machte dieß eine dem Auge bemerkbare Lücke in ſeiner Oberfläche. Es war indeß immer ein höchſt großartiger Anblick.

(Der Beſchluß folgt.)

Schwanengeſänge.

Von Auguſt Schilling.

I.

Es rinnt in tauſend Wellen
Die Silberfluth hinab;
Sie trägt das Schneegefieder
Des Schwanes in das Grab.

Es perlt von ſüßen Thränen
Des Schwanes heißer Blick,
Gebrochen ſieht das Auge
Auf das vergang'ne Glück.

Und ſchneller rauſcht die Wege
Und kühlt des Todes Gluth,
Der Vogel taucht den Buſen
In ihre klare Fluth.

Der Hals wie Alabaſter
Sinkt müde auf die Bruſt;
Entflohen iſt das Leben,
Entflieh'n der Liebe Luſt.

Und in den letzten Zügen
Verborgen in dem Teich
Sieht man ihn traurig ſchwimmen,
Sein Sang iſt dumpf und weich.

Die Rettungshäuſer in den vereinigten Staaten.

(Beſchluß.)

Man hält in Boſton auch ein Regiſter über die Aufführung der Kinder, in dem der Nahme eines jeden mit guten oder ſchlechten Bemerkungen verzeichnet ſteht; was aber dieſes Regiſter vor allen andern dieſer Art auszeichnet, iſt, daß in Boſton jedes Kind ſelbſt die es betreffenden Bemerkungen angibt. Jeden Abend werden ſie nach der Reihe aufgerufen, um ihre Aufführung den Tag über befragt, und nach der eigenen Erklärung jedes Kindes wird die ſelbſt ausgeſprochene Bemerkung ſeinem Nahmen beygefügt. Die Erfahrung zeigt, daß jedes über ſich ſelbſt weit ſtrenger urtheilt, als dieß von andern geſchehen würde; auch tritt oft der Fall ein, daß man ſich veranlaßt ſieht, die Strenge, ja oft Ungerechtigkeit, dieſer eigenen Urtheile zu mildern

Erheben ſich Schwierigkeiten über die Claſſification der Moralität, und haben etwa einige ſich Vergehen gegen die Disciplin ſchuldig gemacht, ſo findet eine Aburtheilung Statt. Zwölf Kinder der Anſtalt treten zuſammen, und ſprechen ihr „ſchuldig“ oder „nicht ſchuldig“ über den Angeklagten aus. So oft ein Aufſeher oder ein Beamter unter den Kindern gewählt werden ſoll, verſammelt ſich Alles und ſchreitet zur Wahl; der Candidat der die meiſten Stimmen erhält, wird dann vom Präſidenten ausgerufen. Nichts kann ernſter ſeyn als die Weiſe, mit der dieſe Wähler und Gewählten von zehn Jahren ihre Verrichtungen üben.

Die Disciplin bedient ſich indeß auch noch anderer Mittel, wenn die moraliſchen unwirkſam ſind. Die Kinder, die ſich gut aufführen, genießen großer Vorrechte: ſie allein haben Theil an den Wahlen und ſind wählbar; die Stimmen jener, die zur erſten Claſſe gehören, zählen ſogar für zwey, eine Doppelſtimme, auf die die übrigen nicht eiferſüchtig ſeyn können, weil es nur von ihnen abhängt desſelben Vorrechts theilhaft zu werden. Die guten Kinder ſind die Bewahrer der wichtigſten Schlüſſel des Hauſes; ſie gehen frey in der Anſtalt aus und ein, und verlaſſen ihre Plätze in den Verſammlungsorten, ohne einer Erlaubniß zu bedürfen; man glaubt ihnen bey jeder Gelegenheit auf ihr Wort und feyert ihre Geburtstage. Nicht alle guten Kinder genießen dieſe Vorrechte, doch hat jedes, das einer guten Claſſe angehört, das Recht eine dieſer Auszeichnungen anzuſprechen.

Die Strafen, die über die unartigen Kinder verhängt werden, ſind: Entziehung des Wahlrechts und des Rechts der Wählbarkeit; ferner dürfen ſie nicht zu dem Oberintendanten gehen, noch ohne ſeine Erlaubniß mit ihm ſprechen, und es iſt ihnen verbothen ſich mit ihren Cameraden zu unterhalten; endlich belegt man, wenn es nöthig befunden wird, den Strafbaren auch mit einer körperlichen Strafe. Bald läßt man ihn Handſchellen tragen, bald legt man eine Binde um ſeine Augen und ſperrt ihn auch wohl in eine einſame Zelle.

Dieß iſt das Syſtem, nach dem man im Rettungshauſe zu Boſton verfährt; das der Anſtalten zu New-York und Philadelphia iſt, obſchon bey weitem minder merkwürdig, doch vielleicht beſſer: nicht etwa als ob das Rettungshaus zu Boſton nicht ausgezeichnet gut verwaltet würde und vorzüglicher als die beyden übrigen wäre, ſondern weil ſeine Fortſchritte, wie es ſcheint, weniger dem Syſtem ſelbſt, als dem ausgezeichneten Manne, der es in Ausübung bringt, zuzuſchreiben ſind.

Auflöſung

der Homonyme im vorigen Blatte:

Lippe.

Notizen.

Taschenbuch-Literatur.

„Österreichisches Wunderhorn, Taschenbuch der Balladen, Romanzen, Sagen und poetischen Erzählungen," herausgegeben von Johann Nep. Vogl. Wien 1835. Druck und Verlag der Edlen von Ghelen'schen Erben. — Die Idee dieses Unternehmens gereicht dem als wackern Balladendichter bekannten Herausgeber zu wahrer Ehre, und es ist zu wundern, daß nicht schon längst Jemand auf den Gedanken gekommen ist, die poetischen Blüthen des an ächten Dichtern eben nicht unfruchtbaren Österreichs in einem duftenden Strauße zu vereinigen. Auf dem Titelblatte glänzen die Nahmen von Hammer, Deinhardstein, Zedlitz, neben andern tüchtigen, aber auch einigen noch ganz unbekannten Schriftstellern, welche einigen hier vermißten gefeyerten Nahmen füglich hätten den Platz räumen dürfen.

Was den Titel selbst betrifft, der vielleicht Manchem etwas anmaßend vorkommen dürfte, so wird derselbe im Vorworte vollkommen gerechtfertigt. Die Reichhaltigkeit der Sammlung gestattet nicht, jedes Einzelne besonders zu berühren, und diese flüchtigen Andeutungen sollen sich vorzugsweise auf die, hier zum ersten Mahle gedruckt erscheinenden Gedichte beziehen. — „Rudolph von Habsburg und der Kaufmann," von Dr. Fick, eröffnet würdig den Cyclus dieser Dichtungen. Form, Ton und Inhalt sind ächt deutsch, das Ganze musterhaft. „Der arme Sohn," von Vogl, voll tiefer Gemüthlichkeit, welche das Unwahrscheinliche entschuldigen mag. „Die Musicanten von Strathspey," von Castelli, reich an Humor, der Ton sehr gut getroffen. „Wehklage," von Straube, diese Dichtung des als Novellisten geachteten Schriftstellers ist ein anziehendes, elegisches Gemählde. „Die Mutter," in drey Romanzen, von Dr. Scherer, zeugt von wahrem Dichterberufe; eines der schönsten Gedichte im Taschenbuche.

„Bithon und Kleobis," von Freyh. von Feuchtersleben. Gut erzählt, die Sprache edel. „Der Zauberquell," von Christian Wilhelm Huber, wäre nicht ohne Interesse, wenn die Form weniger vernachlässigt wäre. „Frauentreue," nach dem Altdeutschen, von Demel, ist trefflich gehalten. „Zwey Wetterschläge," von Seidl, scheint doch zu sehr auf die Spitze gestellt. „Der Hirsch im Walde," von E. Veith, gut aufgefaßt und poetisch wiedergegeben.

„Der Reiter im Spittel," von Vogl, bleibt an Wärme der Darstellung hinter den besten Balladen des Verfassers keineswegs zurück. „Das Schloß Kadnow," nach W. Scott von Glöckner, eine recht gelungene Übertragung des meisterhaften Originals. „Schön Käthchen," von Fitzinger, unter den Hinrichtungsballaden, vor welchen uns Gott Apollo gnädiglich bewahren wolle, eine der gelungensten. „Hanns Baumann," von Vogl, lebendige Schilderung, poetische Auffassung, trägt den Stempel der hohen epischen Gewandtheit des Verfassers, und dürfte sich zum declamatorischen Vortrage besonders gut eignen. „Die Sternthaler," von Bauernfeld, fromm und einfach, wie ein Gemählde von Cranach, trotz der etwas prosaischen Metamorphose der Sterne des Himmels in „blanke Thaler." „Die Prophetensendung," arabische Legende von Feuchtersleben, etwas präcios im Ausdrucke, Göthe nachkünstelnd.

„Die Hoffnungsmaske," von Fitzinger, nicht ohne komische Färbung. „Kaiser Maxens Abschied von Augsburg," von Hannusch, theilweise gelungen. „Der Wassermann," von Adami, und „Der Seefürst" von Wocel, bestrebten sich ihren wässerigen Titeln Ehre zu machen, das Letztere leidet auch noch an zu großer Breite, mit zuweilen übergeschnappter Phantasie. L. Zach. Werner's eben so poetisches und gemüthliches, als barrockes „Ehestandslied: die drey Reiter," eine Reliquie des phantasiereichen Dichters, gewährt dem Taschenbuche hohes Interesse. „O'Donoghun," von Christian Wilhelm Huber. Ein gedehntes Product, welches seinen Schöpfer wahrlich nicht als Berufenen zu dieser Dichtungsart bewährt. Metaphern, wie: Der Degen reitet, — die Mähnen flattern ein leuchtend (!) Geschoß, — Winde mit dichten Zähnen, — des Lebens Erguß verhauchen, — oft nur des Reimes wegen da, deuten zu sehr auf die Unbeholfenheit des Anfängers. „Das Glöcklein des Glücks," von Seidl, hat einen guten Klang, und vergütet manchen Mißlaut, welcher diesem Wunderhorn entschlüpfte. „Der Bildstock," Allemanisch, von Bergmann, bildet einen guten Schlußstein des Ganzen, wobey wir nicht verhehlen können, daß im „österreichischen Wunderhorn" wohl auch ein paar Gedichten, im österreichischen Volksidiome geschrieben, eine Stelle gebührt hätte, welchem Mangel der einsichtsvolle Herausgeber in einem zweyten Bändchen gewiß abhelfen wird. Die Ausstattung ist nett und anständig, der Satz sehr correct, besonders hübsch die Zeichnung auf dem Umschlage; der Preis mäßig.

A...z.

Ankündigung

von Concerten der Zöglinge des Wiener Conservatoriums.

Die Comité des Wiener Conservatoriums hat dem Vernehmen nach beschlossen, eine Anzahl von Concerten zu veranstalten, in denen von den Zöglingen seltene, große und classische Orchesterstücke und Chöre, nach vorhergegangenen fleißigen Proben, aufgeführt werden sollen. Der Ertrag dieser Concerte, zu denen ein billiges Abonnement eröffnet wird, ist zur Gründung von Stipendien bestimmt, welche an mittellose, aber fleißige und talentvolle Schüler vertheilt werden sollen, damit dieselben in den Stand gesetzt werden, ihre Studien in der so nützlichen Lehranstalt gehörig fortsetzen zu können, und nicht etwa genöthigt werden, ihres Broterwerbs halber das Conservatorium zu früh zu verlassen.

Den Kunstliebenden und so menschenfreundlichen Bewohnern Wiens bietet sich hier nicht allein ein wahrer Kunstgenuß in Anhörung der fleißig eingeübten und präcisen Musikaufführungen an, sondern es eröffnet sich dem Wohlthätigkeitssinne derselben zugleich eine schöne Gelegenheit zur besseren Ausbildung der Jugend in der so nützlichen Musik-Lehranstalt beyzutragen, und die bessere Einrichtung derselben zu befördern. Die Concerte werden an gewissen, im großen Anschlagzettel zu bestimmenden Sonntagen, Nachmittags halb fünf Uhr, Statt finden. Das Eintrittsgeld für sechs Concerte ist 2 fl. C. M. — Für einen gesperrten Sitz ist 1 fl. C. M. mehr zu entrichten.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Nik. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Nummer 64. Jahrg. 1888. 20. August 1888.

Wochenblatt.

Die Wochenblatt-Expedition befindet sich jetzt Wilhelmstraße 9, Ecke Bahnhofstraße, Eingang Bahnhofstraße. Die Expedition ist geöffnet von 8 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends. Sonntags von 8 bis 10 Uhr Morgens.

Die Wochenblatt-Redaktion befindet sich jetzt Wilhelmstraße 9, Ecke Bahnhofstraße, Eingang Wilhelmstraße. Die Redaktion ist geöffnet von 8 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends. Sonntags von 8 bis 10 Uhr Morgens.

Die Stadt Gießen (Provinz Oberhessen) hat 27,000 Einwohner, 1 Gymnasium, 1 Realschule, 1 Lehrerseminar, 1 Taubstummenanstalt, 1 Irrenanstalt, 1 Universität, 1 Theater, 1 Bahnhof, 1 Telegraphenamt, 1 Telephonamt, 1 Postamt, 1 Expedition, 1 Redaktion, 1 Druckerei, 1 Buchhandlung, 1 Buchbinderei, 1 Papierhandlung, 1 Schreibmaterialienhandlung, 1 Lithographie, 1 Kunstanstalt, 1 Kunsthandlung, 1 Bilderhandlung, 1 Photographie, 1 Kunstgewerbe, 1 Kunstschlosserei, 1 Kunstschreinerei, 1 Kunstschmiede, 1 Kunstgießerei, 1 Kunstgießerei, 1 Kunstgießerei

zu heirathen. Leonard vernahm dieſen Beſchluß mit ſo großem Unwillen, daß er augenblicklich das väterliche Haus verlaſſen haben würde, hätte ihn Margarethe nicht zurückgehalten. Er ſah nicht ein, daß die Heirath ſeines Vaters ihm gar nicht nachtheilig ſey; aber die Leidenſchaft für Margarethe und der Gram über den Verluſt ſeiner Mutter machten ihn faſt unfähig zu zuſammenhängendem Nachdenken.

Die Ehe ſeines Vaters war unwiderruflich beſchloſſen und der Tag der Hochzeit kam. Leonard wohnte derſelben nicht bey, und der Vater, aufgebracht über dieſen Mangel an Achtung, verboth ihm, je wieder einen Fuß über ſeine Schwelle zu ſetzen.

Leonard, ſchon durch die neue Ehe ſeines Vaters tief verletzt, ward durch jenes Verboth zu dem Äußerſten getrieben und ſo entſtand in ihm der Entſchluß, ſich zu rächen. Zu dieſer eigentlich völlig materiellen Rache kam noch eine Art Fanatismus; er glaubte nähmlich, ſeine Mutter ſähe vom Himmel mit Betrübniß, daß eine andere Frau ihren Platz in dem Hauſe eingenommen habe, und die Rache, die er an ſeinem Vater nähme, habe dieſer an ihr und an ihm verſchuldet.

Wenn Leonard die geliebte Margarethe beſuchte, mußte er ſich heimlich und ohne geſehen zu werden in das Haus ſeines Vaters ſchleichen. Dieß ſteigerte ſtets ſeine Wuth. Eines Abends verließ er in tiefen Gedanken Margarethen früher als gewöhnlich und ſtieg die Treppe hinab, ohne ihr Lebewohl zu ſagen. Margarethe hatte ſeine Aufregung bemerkt und ſah deßhalb, ſtatt ſich zur Ruhe zu begeben, faſt gedankenlos durch die Fenſterſcheiben. Nach einiger Zeit ſchlich ein Mann über den Hof, drehte eine Diebslaterne, die er in der Hand trug, um, legte Feuer in die Scheune, ſchloß das Thor derſelben und entfernte ſich wieder. Dieſer Mann war Leonard.

Margarethe hatte einige Minuten Zeit, einen feſten Entſchluß zu faſſen. Sie ging hinab, rief, ehe das Feuer um ſich greifen konnte, nach Hülfe und in wenigen Augenblicken war das ganze Dorf auf den Beinen. Das Feuer richtete dennoch große Verheerungen an und die Polizey befahl, dem Schuldigen nachzuforſchen. Da entwickelte ſich in Margarethen eine Hingebung, von der man wenige Beyſpiele hat. Ihre Liebe zu Leonard war eine Miſchung von Achtung und Erkenntlichkeit, denn ihre reine, edle Seele konnte nicht glauben, daß der Geliebte das Verbrechen nur aus roher Rache vollbracht habe. Sie wähnte, nur um ſie noch länger ſehen zu können, nur aus Liebe zu ihr habe er ſo viele vortheilhafte Heirathsanerbiethungen ausgeſchlagen. Dafür liebte ſie ihn mit aller Stärke ihres empfänglichen Gemüths.

Das ganze Dorf wußte, daß Leonard der Hochzeitfeyer ſeines Vaters nicht hatte beywohnen mögen. Alle hatten den Haß des Sohnes gegen das väterliche Haus, ſeit eine Stiefmutter darin ſchaltete, wohl bemerkt. Wegen ſeines düſtern, barſchen Weſens liebte ihn, außer Magarethen, keine Seele in der ganzen Gegend, und deßhalb ſprach man überall laut: Leonard iſt der Brandſtifter!

Margarethe behielt ihre völlige Geiſtesgegenwart und beſchloß, um jeden Preis, Leonard zu retten. Dieß war ihr erſter Gedanke; auch hatte ſie ſich den Tag nach dem Brande, und ehe ſie Jemand bemerken konnte, an den Unglücksort begeben, und bey dem noch rauchenden Schutte einen ihrer Schuhe und ein Feuerzeug mit Schwamm zurückgelaſſen.

Das von ihr gehoffte Reſultat blieb nicht aus. Es wurden Nachforſchungen angeſtellt, und Margarethens Schuh erregte den Verdacht, den ſie auf ſich zu ziehen angelegentlich wünſchte. Sie wurde darüber befragt, nachdem man den andern Schuh, welchen ſie abſichtlich auf ihrer Stube gelaſſen hatte, mit jenem verglichen hatte.

„Haben Sie dieſe Brennmaterialien an die Scheune getragen?“ fragte der Richter, der die Unterſuchung leitete.

„Ja, mein Herr,“ antwortete ſie mit Beſtimmtheit.

„Erkennen Sie dieſen Schuh für den Ihrigen an?“

„Ja, mein Herr.“

„Haben Sie alſo das Feuer angelegt?“

„Ja, mein Herr.“

Dieſe Antworten ſtimmten mit dem Obigen überein.

Leonard wurde als Zeuge verhört, und alle Ausſagen dieſes entſetzlichen Scheuſals liefen darauf hinaus, Margarethen als ſchuldig darzuſtellen.

Es kam zum Urtheil, das junge Mädchen beharrte auf ihrer Anklage gegen ſich ſelbſt, und da alle Beweiſe gegen ſie ſprachen, ſo wurde ſie zum Tode verurtheilt und in das Gefängniß von *** gebracht.

Während ihres ganzen Prozeſſes verläugnete ſie nicht einen Augenblick dieſe Aufopferung der Liebe, mit der ſie Leonard ihr Leben und ihre Ergebenheit darbrachte.

Schon ſeit einiger Zeit ſah ſie in ihrem Gefängniſſe dem Tode entgegen, als ein Mann, der von düſtern Empfindungen bewegt zu ſeyn ſchien, zu mir kam

und mich zu ſprechen verlangte. Ich nahm ihn an. Es war Leonard. Die Gewiſſensbiſſe hatten ihn vermuthlich zu dieſem Schritte getrieben: aber er, der Verbrecher, hatte nicht Stärke genug, eine Unſchuldige zu retten. Er hätte ſie gern retten mögen, wenn es nur nicht auf ſeine Koſten hätte geſchehen müſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Der Menſch und der Schmerz.

Der Ew'ge ließ den Menſchen werden,
Sein war, wohin nur ſchaut' der Blick;
Sein Alles, was da iſt auf Erden,
Und ſchier zu groß für ihn dieß Glück.
Da prüfte Gott des Menſchen Herz,
Und ſchuf ihm liebevoll — den Schmerz.

Heinrich Proch.

Ausbruch des Aetna im Jahre 1832.

(Beſchluß.)

Im Thale oberhalb Bronte erreichte die Eruption, ſo zu ſagen, ihr Ziel. Mehrere Tage lang ſah man nur noch eine matte, erlöſchende Flamme am Krater, und die Lava floß nach und nach immer ſchwächer, ſo daß noch vor Ende des Monaths alle dieſe tobenden vulkaniſchen Stoffe, die ſo viel Neugier und Schrecken erregt hatten, ſich zur Ruhe gaben. Noch ein kleiner Strom folgte einige Tage ſpäter dem Lauf des erſten, blieb aber, ſeiner geringen Maſſe wegen, nur auf eine Strecke von einer oder zwey Meilen in flüſſigem Zuſtand. Noch vor Ende des Jahres 1832 war alles ruhig, die Lava aber dürfte ſich ſchwerlich vor den nächſten zwölf Monathen abgekühlt haben; mit einem ſo unglaublich hohen Grad von Hitze ergießt ſie ſich aus dem Innern des Berges, und ſo lange hält ſie ſie feſt. Noch bey keinem der Ausbrüche des Ätna ergoß ſich, ſo weit die Erkundigungen reichen, die ich einzog, die Lava weiter als 12 bis 15 Meilen; es hängt Alles von der Neigung des Bodens, auf dem ſie fließt, und von der Größe ihrer Maſſe ab. Die Eruption, die im Jahre 1669 Catania erreichte, allgemein als eine der furchtbarſten bezeichnet, kam vom Monte Roſſi herab (Brydone nennt ihn, wenn ich nicht irre, Monpelieri) ungefähr 12 Meilen von der Stadt und 18 vom Hauptkrater auf dem Gipfel. Der Lavaſtrom ſtürzte ſich in den See von Catania, und es iſt faſt unbegreiflich, wie er ſo lange in flüſſigem Zuſtande bleiben kann. Die Hitze macht ſich auf weite Entfernung hin fühlbar; wir fanden uns zuweilen in Dunſt gehüllt und ſahen die Lavamaſſe nur in Zwiſchenräumen, fühlten aber immer ihre Wärme.

Die von der Lava auf ihrem Wege angerichteten Verheerungen waren entſetzlich; kein, wenn auch noch ſo großer Gegenſtand, entging ihrer Wuth. Ich beobachtete eine ganz ausgewachſene Ulme, und dachte mir, als der Feuerſtrom ihr näher kam, wie lange Zeit es wohl brauchen dürfte, bis ſie verzehrt ſey; zu meinem großen Erſtaunen ſah ich ſie plötzlich auflodern und eben ſo ſchnell wieder verlöſchen, daß auch nicht eine Spur von ihr zurückblieb. Der ungeheuern Hitze wegen ſollte man faſt glauben, der Baum könne, einige Minuten bevor ihn der Feuerſtrom erreichte, wenig mehr als Kohle geweſen ſeyn, weßhalb er auch ſo ſchnell aufziſchte wie Schießpulver.

Der angerichtete Schaden iſt jetzt genau erhoben worden. Der am meiſten Betheiligte iſt der Fürſt Malletta, Eigenthümer des Waldes, in den das Feuer drang, Alles verbrannte und den Boden mit einer Steinmaſſe, härter als Granit, überzog, ſo daß Jahrhunderte vergehen können, bis er wieder zum Anbau tauglich iſt; den Verluſt an Bauholz, das vom Feuer verzehrt wurde, ungerechnet. Weingärten unterhalb des Waldes litten ebenfalls, und dieß ſind die werthvollſten Grundſtücke. Häuſer und Menſchen gingen nicht zu Grunde; der ganze Schaden iſt auf ungefähr 5000 Pfund Sterling geſchätzt worden, und ich habe Grund zu glauben, daß dieſe Schätzung den wahren Werth des Verluſtes überſteigt. Höher als Bronte liegt weder Dorf noch Stadt, und folglich konnten auch keine Wohnungen beſchädigt werden. Lord Nelſon's Gut, das, wie man ſagte, Schaden gelitten haben ſollte, iſt gar nicht berührt worden, denn es liegt unterhalb Bronte.

Dieſer Ausbruch des Ätna war, wie geſagt, einer der unerwartetſten, einer der heftigſten hinſichtlich ſeiner Dauer, und, rückſichtlich der angerichteten Verheerungen, einer der unbedeutendſten, deſſen man ſich erinnert. Den meiſten dieſer Naturerſcheinungen pflegen oft furchtbare elektriſche Stöße vorauszugehen, die zuweilen größern Schaden anrichten als der darauf folgende Lavaſtrom. Hier ging weder eine ſolche Warnung voraus, noch konnte man bey dem mit ſolcher Wuth erfolgten Ausbruch ein ſo ſchnelles Ende erwarten. Alle, die keine Grundſtücke auf dem Gebieth des Ätna beſitzen, ſehen ein ſolches Ereigniß nicht ungern, denn ſie ſchließen mit Recht, daß ſie nun von dem Schrecken eines Erdbebens verſchont bleiben.

Notizen.

Der Wiener Strauß und die Leipziger Elegante, oder Sperl in Floribus.

Von Wiest.

Es war im August des Jahres 1833, an einem jener Abende, die mit ihrem dämmernden Zauberschmelze sich in die Herzen der Elster- und Donaustrandbewohner gleich wohlthuend einschleichen, als die Leipziger Elegante im blendend weißen Lenzgewande Arm in Arm mit dem bebrillten Fashionable, dem Gesellschafter, durch Leipzigs dunkelste Straßen wallte. Auf luftigen Schwingen gaukelte das liebenswürdige Paar von Gasse zu Gasse, selbst über die aromareichen Leipziger Höllenflüsse, die Parde, Elster, Pleiße und Luppe, schwebte es hin, nicht scheuend rheumatische und katharrhalische Leiden, bis es sich endlich in einer jener grünenden Leipziger Kartoffelfluren außerhalb der Grimmaischen Vorstadt niederließ, und mit aller Erbauung gähnte. Es war aber dieses Paar niemand anderer, als die Körper belebenden Principe zweyer Leipziger Journalisten, die von Langeweile erfaßt in die Mondnacht hinausschwärmten, um sich wenigstens im Grünen in den trautlichen vaterländischen Weinlauben zu ennuyiren. Der Leipziger elegante Geist sprach wie ein zweyter Alamentade von Unsterblichkeit der Seele, von sentimentaler Langweiligkeit, von Rousseau'schen Ideen, von duftendem Leipziger Mokka-Kaffeh, und von Buffon's Naturgeschichte. Der Gesellschafter hörte, gähnte, schlief ein, und träumte von einem schönen Lande, wo Butterbrote auf den Grashalmen wuchsen, und der liebliche Leipziger Surrogattrank in Strömen dahinrauschte. Das elegante Gespenst blieb also allein mit seinem Ich, mit seiner marternden Langweile, und mit des ehrenwerthen Buffon's dickleibiger Naturgeschichte. Das Gespenst durchflog das unermeßliche Reich der Natur auf Sturmesflügen vom Mammuth bis zum Colibri; endlich haftete es mit Bewunderung an der langhalsigen Kaste der Struthionen.

„Wunderthier," begann es, „wunderbarer denn das Eichhorn, die Sphinx und die liebenswürdige Chimäre, dich, du Thier, das die Wiener Tanz-Enthusiasten göttlich verehren, dich soll meine Feder verewigen; um deinen berühmten Nahmensbruder von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ob denn auch wirklich die entfernteste Ähnlichkeit zwischen euch beyden vorwalter; dir zu Liebe will ich Leipzig mit seinen duftenden Strömen verlassen, mich auf den Pegasus schwingen, nach Wien galoppiren, wo heut dein gefeyerter Nahmensbruder in Floribus seine neuesten Walzer producirt!" So raisonirte das Körper belebende Laubische Princip, und aus der Kartoffellaube, unter deren schirmendem Dach der Gnome Gesellschafter laut schnarchte, kroch das Geistchen hervor, schwang sich behend auf einen Mondstrahl, der gerade nach Wien abging, und den luftigen Leipziger Passagier mitten auf dem Stephansplatze sanft auf's Wiener Granit nieder placirte. Der Laubische Genius beguckte neugierig den Großpapa der Thürme, bewunderte die aschgraue Couleur, besah sich verschlingend die Wiener Eleganten und trabte dann gemächlich zur Inselstadt hinaus. Da bekanntlich ein Geist gewöhnlich auch durch ein Schlüsselloch passirt, drehte auch unser Leipziger Genie dem wachenden Sperl-Cerberus eine tüchtige Nase, und befand sich bald, in einen Leipziger Modegecken metamorphosirt, mitten im Gewühl der bunten tanzenden Menge. Hier, an eine Säule gelehnt, von der Mondreise ausgehungert, von den Menschenwogen hin und her getrieben, die dünnen Spindelbeine schrecklich maltraitirt, von den neckischen Mädchen wegen seiner Blödigkeit verlacht, stand der arme Journalist und zog — Parallelen.

Viele Drangsale erlebte der elegante Redacteur in dieser einzigen Nacht, viel des gräßlichen Unheils stürmte auf den ruhigen Beschauer herein; gestoßen, getreten, von neugierigen Blicken der Kellner gemustert, von den Tanzenden als ein Marmorblock erklärt, weil er auch nicht ein Haar breit Terrain den Flehenden einräumte, von Basiliskenstichen einiger otellisirender Liebhaber gefoltert, von den Wiener Fashionablen wegen seines kleinstädtischen Anzuges ausgelacht: kurz, es war eine Nacht des Jammers, eine Nacht wahren Gräuels. Auf den ersten Strahlen des Morgensternes trat der Journalist seine gespenstische Rückreise an, halb gerädert, bleich, entstellt, kam er in Leipzig an. Wie doch Eine Nacht so viel des Schönen vernichten kann! Dieser nächtlichen Pilgerfahrt hat die Elegante Leipziger Zeitschrift einen höchst interessanten Aufsatz: „Sperl in Floribus," Wien aber wieder einen neuen triftigen Beweis zu danken, wie die ausländischen Blätter mit ihrer Schmähwuth auf Alles scandalisirend herfallen, was in Wien nur einigermaßen anspricht. Dießmahl hat der Neid wieder sein Gift auf den Wiener Tanz-Orpheus Strauß ausgespien, und doch können diese quackenden Frösche keinen Grund ihres ewigen Plärrens angeben; wie kleine Hunde bellen sie die Windmühle an, und wollen mit ihrem kleinen Gehirn die Riesenmaschine ins Stocken bringen. Armer Strauß! das ist der Fluch, der auf deinem Nahmen lastet; warum hat dich die Mutter Natur nicht weißer gemacht, zum Nutzen und Frommen aller Leipziger Eleganten! Warum hat dir deine gütige Amme dieses „afrikanisch-heißblutige, zappelnd-unruhige, unschön-leidenschaftliche, tobend-eifrige Betragen" eingeflößt, mit welchen Prädicaten dich ein galanter Redacteur beehrt; warum endlich lässest du dich nicht weißer machen von den berühmtesten Leipziger Bleichern?"

„Wenn der Magen leer, ist die Phantasie am geschäftigsten." Die elegante Phantasie sieht in dir den Sieger an der Katzbach, sie schaut eine Vendome-Säule dir zu Ehren beym Sperl errichtet, sie spricht wie eine gelehrte Dame, die einmahl in einem Spindler'schen Almanache etwas von dem großen Manne gelesen, wie ein heißhungriger Verschlinger der „Allgemeinen" von der Vendomesäule bey seinem Morgenkaffeh radotirt; endlich (hört hört!) horribile dictu, ihr zahllosen Verehrerinnen Straußischer Muse hört, — endlich, sieht sie in dir den Mohrenkönig Balthasarius, wie er leibt und lebt. Und doch, wenn man Hrn. Strauß fragen würde, ob er lieber ein Mohrenkönig mit krausem Haar und aufgestülpter Nase oder ein Leipziger Journalist mit nichtssagendem schalem Gesichte und vertrocknetem Gehirn seyn wollte, ich glaube er wählte die Mitra des Mohrenkönigs. Dann würde er vielleicht auch einen Mondabstecher nach der Elster machen, und die ganze dort hausende Journalisten-Kaste mit ächtem Mokka-Kaffeh regaliren, um den Schreyhälsen mit bunten Straußfedern die losen Mäuler zu stopfen. Dann könnte es sogar seyn, daß alle nach seiner Geige tanzten, und selber die Elegante den häßlichen Mohrenkönig recht interessant, recht liebenswürdig fände. Ja ich wette sogar, daß sie ihm selbst eine Ehrensäule errichteten, mit der Inschrift: „Dem großen Mohrenfürsten Strauß, der uns mit so herrlichem Kaffeh regalirt und unsere Häupter mit so schönen Straußfedern schmückte, zum Andenken erbaut von sämmtlichen Leipziger Journalisten-Zunft. — Aber das war nur Phantasie; so lange Strauß nur Tanzmusikdirector in Wien bleibt, so lange werden sie ihm nur Pamphlets in ihren Journalen gründen. Doch wir tanzen ganz lustig und entzückt nach seinen Walzern und rufen doch immer: Vivat Strauß!

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Bekanntmachung.

Nachdem die Bahnstrecke von Neuenrade-Neuenrade-Hemer-Iserlohn-Letmathe-Altena-

„Nein," ſagte ſie, „wenn ich mich nicht für ſchuldig erklärte, ſo würde das Schaffot ein anderes Opfer, eine andere Perſon als mich fordern. Der Verdacht würde dann auf Leonard übergehen. Ach nein, mein Herr, laſſen Sie den Verdacht, die Beweiſe gegen mich ſprechen. Übrigens will ich ſterben, ich habe es Ihnen ſchon geſagt, und beſonders für ihn ſterben!"

Ich verließ den Kerker, voll von lebhafter Bewunderung für Margarethen, und von Abſcheu gegen Leonard.

Ich ſchrieb an den Siegelbewahrer, und beſchwor ihn, die Hinrichtung Margarethens noch aufzuſchieben. Er antwortete mir, daß ſie aufgeſchoben werden ſolle, aber daß der wirklich Schuldige genannt werden müſſe.

Ich begab mich zu einem ehrwürdigen Mitgliede des Magiſtrats, dem ich alles vertraute, indem ich ihn um ſeinen Rath bat. — „Nennen Sie den Verbrecher nicht," ſagte er mir, „denn ſtatt eines Kopfes würden zwey unter dem Beile des Henkers fallen. Margarethe würde als Mitſchuldige hingerichtet werden."

Alle Auswege waren alſo verſperrt.

Margarethe beſtieg das Schaffot. Das Volk, das ſich ſtets von dem Ungewöhnlichen hinreißen läßt, und das über die vielen Feuersbrünſte, welche die Provinzen verwüſteten, aufgebracht war, verfolgte die arme Unſchuldige mit Schreyen und Verwünſchungen, wie einſt die Hexen, wenn ſie zu dem Scheiterhaufen geführt wurden. — Mit aufgerichtetem Haupte ſchritt Margarethe einher, ihr Auge war ruhig, wie ihr Gewiſſen, und die Umſtehenden hielten es für Frechheit und Unverſchämtheit, was die Wirkung innerer Überzeugung von der Größe ihrer Handlung und eine Aufopferung war, die eines beſſern Zweckes würdig geweſen wäre.

Ihre Feſtigkeit blieb unerſchütterlich, und gewiß hat Margarethe noch auf dem Schaffote, das ſie der Gerechtigkeit Gottes anheimgab, um die der Menſchen ungültig zu machen, dem Andenken Leonards ein letztes freundſchaftliches Wort zugerufen.

Logogryph.

Konnte nie mich wohl bequemen
Meines Wort's Arz'ney zu nehmen;
Blieb mir in den Zähnen ſtecken,
That wie pure Erde ſchmecken.
Doch ſeit Sie mir es gereicht,
Die, wenn ihr ein Zeichen ſtreicht,
Euch im Nahmen bold erſcheint,
Seh' in der Arz'ney vereint
Ich des Honigs ſüße Milde
Mit des holden Mädchens Bilde.

F. W. Jazai.

Das jetzige Alba-Longa.

Friederike Brun, in den Darſtellungen ihres römiſchen Lebens, erwähnt auch einer Wanderung nach dem alten Alba-Longa, deſſen Beſtimmung nicht allein zu ſo vielen gelehrten Streiten Veranlaſſung gegeben, ſondern deſſen Exiſtenz ſogar ganz beſtritten wurde.

„Unſere theuern Freunde Zoega und Fernow kamen heute freudig unſern Berg herangeſtiegen, um uns zu verkünden, daß die gewünſchte Wohnung in Rom gefunden ſey, und zwar in der Villa di Malta auf der Stirne des pincianiſchen Hügels, in denſelben Zimmern, welche einſt Amalie Herzoginn von Weimar (die Mnemoſyne des Muſenchors, welches ihre Mutterpflege einſt um ſich verſammelte) und Herder bewohnten, wo ich nun, wie ſie, aus dem Gärtchen am Hauſe in Angelica Kaufmann's blumenduftendes Heiligthum hinabſehen und freundſchaftlichen Gruß geben und empfangen kann; wo Zoega mir nahe wohnt, und von wo ich aus immergrünen Schatten und holder Einſamkeit den größten Theil der „ewigen Stadt" überblicke. — In unſer Aller frohem Muthe beſchloſſen wir eine Wallfahrt nach dem jetzigen Capuzinerkloſter Palazzola, welches nach der Meinung Zoega's (und welche andere wöge dieſe auf?) an der Stätte der alten lateiniſchen Bundeskönigiinn Alba-Longa liegt. Als ich vor ſieben Jahren dieſen mir unvergeßlichen Weg zurücklegte, war eben alles Nutzholz umher gehauen; dagegen war das ganze Amphitheater (deſſen Arena der See iſt) mit grünenden Blumenteppichen behangen; denn es war im May und Alles duftete ringsum. Jetzt ſchattete ſchon das hoch aufgeſchoſſene Gebüſch und wölbte von dem einen ſich verengenden Abſatze des durch vulkaniſche Ausbrüche vertieften und gebildeten Seegeſtades ſich in natürlichen Lauben herab auf den andern. Unter den friſchen Schatten glänzte in einzelnen Sträußern das zierliche Cielamen und einige Spätlinge von Sommergewächſen. Die vielen, theils von ſelbſt entſtandenen, theils durch das Ausfahren von Puzzalona und Peperino gewölbten Grotten enthüllten tauſendfache Schönheiten; denn die kryptogamiſchen Pflanzen lieben dieſe feuchten Grotten, denen oft ein kleiner Silberfaden entrieſelt, und ſchmücken und bekleiden ſolche von innen mit dem hellen Grün

ihrer phantaſtiſch geſtalteten Blätter, während von außen der Epheu, ſolche mit ſtarken Armen umrankend, ſie mit des ausgezackten Laubes Fülle üppig bekleidet. Wer weiß, ob nicht Numitor und Amulius dieſe Grotten höhlten, um aus dem Geſtein ihre Wohnungen zu erbauen?

Der Hain duftet friſch. Die Eichen-, Kaſtanien-, Nuß- und Ulmenbäume ſind noch ſommergrün, allein die gleichſam in halber Trunkenheit reizend umherirrende wilde Rebe flicht ſchon Purpur- und Citronfarben des Herbſtes in die dunkeln Schatten. Nie würde ich ermüden, unter dieſen Laubgewölben zu wandeln und in dieſe gründete, von ſanften Schauern umathmete Tiefe zu blicken. Ehe man die letzte Felſenjähe bis zum Kloſter hinankommt, vertieft ſich zur Rechten eine Grotte unter einer mächtigen, ſchroffen Felſenwand, die ein friſches Haingebüſch krönt. Sie iſt hochgewölbt und geräumig. Schwere Pfeiler ſtützen und trennen die mächtigen Wölbungen. Nichts iſt grandioſer zu erdenken als ihre Öffnungen gegen Wald und See; nichts entzückender als die Ausblicke, wenn man darin iſt. Wölbungen, Pfeiler und Boden ſind mit dem Schleyer des ſeicht verwobenen Adiantums an der Sonnenſeite geſchmückt, an welcher der Schatten mit vielfarbigen Mooſen wie angehaucht iſt; an der Erde kehren die hellgrünen Pflanzen aus dem Dunkel die zarten Häupter ſchmachtend dem Lichte zu. Am Eingange der Grotte fängt ein weißer marmorner Kaſten ein reich hervorſprudelndes, luſthelles Quellwaſſer auf. Sicher war dieſe Grotte einſt der Nymphe des ſchönen Quells heilig. Hieher kamen die Töchter Alba-Longa's, die glänzenden Gewänder zu ſpühlen, oder in ſchön geformten Gefäßen Waſſer zu ſchöpfen; Geſang und ſüßes Mädchengeſchwätz umtönten einſt dieſe ſchöne Stätte, welche nun Schauer der Erinnerung umgibt.

Bald war die letzte Höhe erreicht und wir vor dem Kloſter, welches mit ſeinen Gebäuden, der Kirche und den Gartenmauern, lang und ſchmal ſich auf engem Rande zwiſchen der überſteigenden Felswand und der ſtürzenden Tiefe des Sees hinzieht. Warum aber kommen mir der See, die Geſtade, die Felſenwände, ja ſelbſt der erhabene Gipfel des albaniſchen Berges, kurz Alles, was mich umgibt, kleiner und niederer vor? Wahrſcheinlich, weil meine Phantaſie ſieben Jahre Zeit gehabt hat, Alles mit den dunkelklaren Schleyern der Vergangenheit vergrößernd zu umhüllen. Nur der Alpen heilig erhabene und ſchauervolle Größe erreichen ihre kühnſten Zaubergewebe nicht, die unendlich wogende Fülle des Meeres und des Sternenhimmels endloſe Unumfaßbarkeit. Aus dem langen engen Garten, der zwiſchen dem ſteigenden Felſen und der ſinkenden Tiefe ſich hinzieht, blickt man, auf dem Gemäuer ſitzend, in die grünende Spiegelfläche des Sees und über ſeinen Trichterrand hinweg zwiſchen Caſtel-Gandolfo's thürmenden Gipfeln und Marino's reizenden Hainen in die weit offene Campagna, und wir würden Rom geſehen haben, hätten nicht Dünſte dort gewaltet.

In dieſem Kloſter möchte ich, wie die Künſtler es ſo oft thun, eine Villeggiatura*) halten. An der ſchroffſteigenden Felſenwand des Gartens iſt das Äußere vom Grabe eines römiſchen Conſuls eingehauen, ein rohes Basrelief. Unſeres Zoega geübter Falkenblick erkannte und ließ uns erkennen: ſechs Fascesbündel zu jeder Seite, gleichſam als Frontiſpizcolonnade hingereiht; in der Mitte ſteht die Sella-Curulis und daneben der Scepter mit dem Adler.

*) So nennen die Italiener den Herbſtaufenthalt auf dem Lande.

Notizen.

Schauſpiele.

(Theater an der Wien.) Am 5. November ſchritt zum erſten Mahle: „Goldkönig, Vogelhändler und Pudelſcherer," oder „Prüfung durch die Elemente," große Local-Zauberpoſſe mit Geſang in zwey Aufzügen, und zwar zur Benefice des Hrn. Hopp über die Bretter dieſer Bühne. — Der Verfaſſer dieſer ainsi dit localen Zauberpoſſe hat ſeinen Nahmen nicht genannt, und Referent kann ihm für ſeine Beſcheidenheit nur Dank wiſſen. Solche anonyme Producte können für den Kritiker nur angenehm, für das Publicum aber deſto fatalere Erſcheinungen ſeyn. Der Kritiker darf die Wahrheit, erſcheint ſie auch noch ſo nackt und grell, kühn ausſprechen, ohne ſich der Gefahr bloß zu ſtellen, eingebildeter Perſönlichkeiten wegen zur Rechenſchaft gezogen zu werden, das Publicum hingegen muß das vorgeſetzte Gericht, ſey es nun geſchmackvoll oder fad, verſchlucken, ohne die indignirende oder billigende Meinung über den Koch ausſprechen zu können. Der Unbekannte dialogiſirt einen unzuſammenhängenden Zuſammenhang, ſchmiedet einige witzig ſeyn ſollende Verſe, die man Couplet nennt, miſcht Teufeleyen und Hexenſpuk hinein, und ſtellt dann das Ganze mit dem prunkenden Titel: „Locale Zauberpoſſe" einem gebildeten Publicum zur Beſchauung hin. Zu dieſer unſeligen Kaſte gehört auch dieſe Zwittergeburt unſerer heutigen Beurtheilung, zu jenen Machwerken ohne Nahmen, die kaum geboren ſchon wieder zum Frommen alles Beſſeren ſchnell verſchwinden.

Es war eine Zeit, wo man mit dem Ausdrucke locale Poſſe eine ganz andere Idee verknüpfte; die feine Ironie nähmlich auf alle lächerliche Thorheiten der Zeit, die witzige Geiſelung der menſchlichen Verkehrtheiten, und das alles baſirt auf eine rein moraliſche Tendenz. Die Zeit hat neue Menſchen, neue Charaktere, neue Thorheiten und ſomit auch neue Lächerlichkeiten mit ſich gebracht, doch Dank ſey es der Zeit, ſolche Charaktere, wie ſie in dieſer Zauberpoſſe ſpuken, hat ſie uns nimmermehr vorgeführt.

Wien kennt keinen ſolchen träumeriſchen Vogelhändler, keine

solche interessante Vogelhändlerbehälfte, keinen so pudelnärrischen Pudelscherer, keinen so idealisch gehaltenen Mahler. Dieß sind Charaktere, die nie im großen Wien existirt haben; Gestalten, die alles andere mehr als Natur und Wahrheit besitzen. Der Verfasser hat sich zu viel bey der Wurzel aufgehalten, und ist darüber auf keinen grünen Zweig gekommen. die Prüfung aber durch die Elemente hätte zuerst den wohlthätigsten Einfluß auf die locale Zauberposse selbst ausgeübt, wenn der übertriefende Wassergehalt derselben durch das feurige Element nur einigermaßen getilgt worden wäre. Über die Darstellung selbst läßt sich zum Theile Genügendes sagen. Hr. Scholz (Pudelscherer Martin) war, wie immer, eine höchst ergötzliche zwerchfellerschütternde Erscheinung. Jedes Wort, jede Bewegung, jedes Nichtssagen reißt zum Gelächter hin, mag er von der mystischen Wurzel fabeln, oder tragische Gesangsstellen parodiren, immer erreicht er seinen Zweck — einen Lachsturm.

Dlle. Zöllner gab die Babette auf eine entsprechend lebhafte, beynahe nur zu lebhafte Weise und gerne hätten wir ihr die bezeichnenden Schnupftüchel-Manövres geschenkt. Herr Zöllner als Vogelhändler Cyprian zeigte seine Verwendbarkeit in komischen Parthien auf ziemlich hervorstechende Weise — nur können wir über seine Gesangsmanier nicht lobend abstimmen. Sein Gesang ist ein studierter, unnatürlicher und darum minder ansprechender; Hrn. Scholz's Gesang ist ein parodierender, bizarrer, darum läßt jener kalt, dieser erschüttert und ergreift. Doch wird Hr. Zöllner, wenn er einmahl das Wiener Publicum studiert hat, seine Stellung als Komiker, und zwar im Bunde der fünfte, genügend ausfüllen. Heinrich Froh war im Verlaufe der Posse niemahls Mahler, nur eines: Staberl, und zwar so grell, wie wir ihn nicht einmahl in den tollsten Carnevalszeiten zu sehen gewohnt waren, so derb und excentrisch gepinselt, daß wir wahrlich um den Ausdruck darüber verlegen sind. — Herr Director Carl hat durch schöne Decorationen und viel Schauwerk zur Erträglichmachung dieser localen Zauberposse sehr viel beygetragen, jedoch ist es ihm nicht gelungen, durch einzelne Schaustückchen die innern, verderbenden Gebrechen der Posse zu verdecken und die Gehaltlosigkeit dieses anonymen Productes zu bemänteln.

Die Musik tritt nur in der Ouvertüre und im Quintett mit Bedeutsamkeit hervor, aber um consequent zu bleiben, mußte auch der Popanz des Niedrigen im Gassenhauer uns entgegentreten, und so auch den letzten, vielleicht einzig versöhnenden Gedanken, entwürdigen. Wiest.

Taschenbuch-Literatur.

Österreichisches Wunderhorn. Taschenbuch der Balladen, Romanzen, Sagen und poetischen Erzählungen, herausgegeben von Joh. N. Vogl. Wien 1834 bey Ghelen's Erben.

Zweyter Artikel.

Ich muß mich bey der Recension dieses Buches auf die Würdigung des Einzelnen beschränken, denn das Ganze besteht aus so heterogenen Theilen, daß man es gar nicht als etwas, das Fleisch und Blut hat und einen compacten Stoff der Kritik gebe, betrachten und behandeln kann. Höchstens wäre dieß ein Einheitspunct, daß bloß österreichische Dichter an demselben mitgearbeitet haben; allein da entsteht wieder die Frage: Soll man die Sammlung etwa als einen Beleg betrachten, was unser Vaterland an epischer Poesie zu leisten vermöge? Und da müßte ich sagen: Nein! Denn wo ein Grillparzer, ein Ebert, ein Anastasius Grün und Nicolaus Lehner fehlen, und wo viele der genannten Dichter eben nicht das Beste und Vorzüglichste ihrer Poesien mitgetheilt haben, da kann man unmöglich den vaterländischen Parnaß für vollständig besetzt halten, so viel Gutes übrigens die Sammlung bieten mag.

Also das Einzelne will ich recensiren! Aber da muß ich von Neuem unterscheiden, ob dieses Einzelne ein bereits anderweitig Bekanntes, Beurtheiltes und Bekrittelstes ist, oder ob es, so weit ich entscheiden kann, sich hier zum ersten Mahle dem zersetzenden Blicke der Kritik unterzieht, denn nur über das Letztere will ich mich des Weiteren aussprechen und selbst da nicht einmahl über Alles.

Vor Allem muß ich nun von dem umfangreichsten Stücke der Sammlung, von der poetischen Erzählung: Der Seefürst, von J. E. Wocel reden. Ich muß offen gestehen, daß ich lange Zeit nichts Ähnliches gelesen habe, es hat einen tiefen Eindruck in mir zurückgelassen. Reiche Erfindungsgabe, üppige Phantasie, Wohllaut der Sprache zeichnen es aus, und die eigenthümliche Scene unter den Wassern, im Pallaste des Herrschers der Meere, erhöhet den Eindruck bedeutend. Mit immer steigendem Interesse liest man, wie der Fürst in seinem Grimme die Feuerpuke zum Kampfe fordert, in Siegestrunkenheit die gesammte Unterwelt zur Verherrlichung seiner Feste ruft, wie er nach Liebe sucht und sie nirgens findet, nicht unter den hohlen, gemüthlosen Gestalten seines Reiches, nicht unter den Töchtern der Erde, wo die ersehnte Jungfrau bereits durch eine andere traulichere Liebe an die Heimathschelle gefesselt ist, wie er endlich in Liebeswuth die Schöne mit sich hinab in den krystallnen Pallast reißt, und als er sie erbleicht, todt an seiner Seite sieht, in wilder Verzweiflung Krone und Scepter bricht, an den sein und seiner Geister Bestand und Leben gebunden war, und sich und die Seinigen den Elementen zum willkommenen Raube hingibt.

Ein ähnliches Meisterwerk, jedoch ganz anders, mit der eben erwähnten Erzählung gar nicht vergleichbar, schroff, grell, hart, eckig, jedoch erhaben und tiefsinnig, das ganze Leben in den Raum weniger Verse pressend, ist die Ballade aus F. L. Z. Werner's Nachlaß: Die drey Reiter, ein Ehestandslied, ein Gedicht, das, wie uns eine belehrende Note am Ende lehrt, zum Theile unter Göthe's Augen entstanden, von ihm gebilliget, auf seinen Antrieb vollendet worden ist.

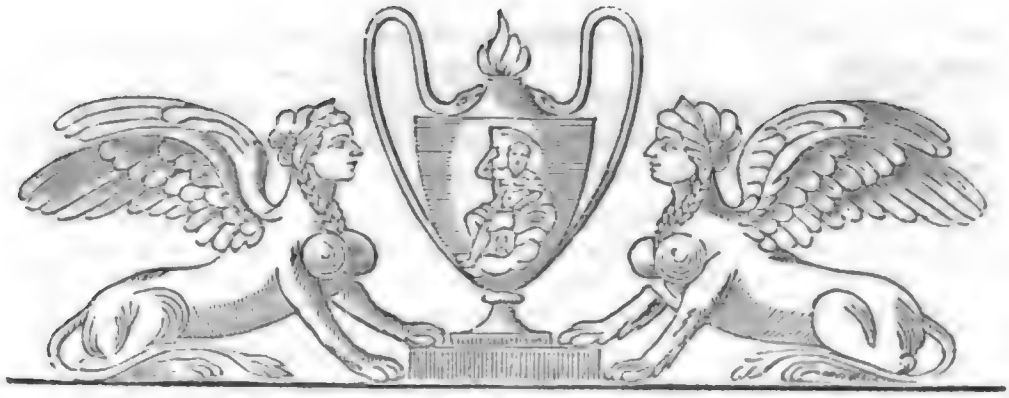
Von Braunthal hat sich durch ein recht launiges Gedicht: Der Diamant des Troubadours, ausgezeichnet, gleiches Lob können wir dem Wunderkeller von J. F. Weigl spenden. Unter denjenigen, die Stoffe fremder Länder und Völker wiedergegeben haben, verdienen v. Bauernfeld, v. Feuchtersleben und Ch. W. Huber den ersten Rang. Wegen der trefflichen Haltung, der Einfachheit der Sprache, der Innigkeit des Gefühls, verdienen die Balladen von Fick und Duller besondere Anerkennung.

Geradezu tadelnd wäre nur Weniges zu erwähnen, Mittelgut hingegen gibt es mehr als löblich. — Die Ausstattung des Buches könnte eleganter, schöner, geschmackvoller seyn, besonders ist der Druck viel zu gedrängt und enge. C. F.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Dr. Leopold Fleckles „Die Krankheiten des schönen Geschlechts in der Blüthe des Lebens, und die Mittel ihnen vorzubeugen. 8. Wien 1832. Preis: in elegantem Umschlag br. 1 fl. 20 kr. CM.



Der Sammler

Donnerſtag, den 143 28. November 1833.

Engliſche Sitten im XV. Jahrhundert.

Aus dem Tagebuche eines jungen Fräuleins.

Folgendes Bruchſtück aus Fräulein Eliſe Woodwike's Tagebuch, welches ſie vor ihrer Vermählung mit Sir John Grey ſchrieb, iſt einem alten Manuſcripte entlehnt, welches in dem Schloſſe Drummond gefunden wurde. Es biethet eine ſonderbare Schilderung jener finſtern Zeit, und des grellen Contraſtes mit der Gegenwart halber ſcheint es der Mittheilung werth.

Fräulein Eliſe Woodwike heirathete nach dem Tode ihres erſten Gemahls, des Herrn John Grey, im Jahre 1465 König Eduard IV., und als Heinrich VII. den Thron Englands beſtiegen und ſich ihre Tochter zur Gemahlinn erwählt hatte, ward ſie in das Kloſter von Bermonduy verwieſen, wo ſie ihre Laufbahn beſchloß; ihre irdiſchen Überreſte jedoch wurden in Windſor beygeſetzt.

Montag den 9. März. — Um 4 Uhr Morgens aufgeſtanden und Katharinen geholfen die Kühe melken, da Rachel, die zweyte Kuhmagd, ſich Abends zuvor die rechte Hand verſtaucht hatte. Hierauf ein Pflaſter für dieſelbe bereitet, und Robin einen Penny geſchenkt, um Salbe für das arme Mädchen aus der Apotheke zu hohlen.

Sechs Uhr. — Die Ochſenkeule war zu ſtark verſotten, und das Bier hatte einen abſcheulichen Geſchmack. (NB.) Dem Koche anzuempfehlen, daß er nicht wieder in ähnliche Fehler verfallen, und ein Fäßchen friſches Bier mit dem alten vermengen möge.

Sieben Uhr. — Ich ging mit meiner Frau Mutter auf dem Hofe des Hauſes ſpazieren, wo wir an zwanzig Menſchen beyderley Geſchlechtes Eſſen vertheilten. Roger derb geſcholten, daß er ſeinen Dienſt ſchlecht verrichtet.

Acht Uhr. — Mit der Magd Dorothea in den Stall hinabgegangen und mein Lieblingspferd, den Thump, beſtiegen, jedoch ohne Zaum noch Sattel, und ungefähr 6 Meilen weit auf demſelben umhergeritten. —

Zehn Uhr. — Mittageſſen. John Grey, ein junger ſehr liebenswürdiger Edelmann ſpeiſte mit uns, aber .... was geht er mich an? — Ein tugendhaftes Mädchen muß nur den Ältern ihr ganzes Vertrauen ſchenken und ihnen unbedingt in Allem Gehorſam leiſten. John hat wenig gegeſſen, mir aber deſto häufiger zärtliche Blicke zugeworfen und geſagt: „Weiber, die kein gutes Gemüth haben, ſollten auch nie ſchön ſeyn!“ — Ich will doch hoffen, daß mein Charakter eben nicht zu den unerträglichen gehöre, wenigſtens klagt Niemand darüber, als höchſtens Roger, und das iſt der faulſte Diener im ganzen Hauſe. — John Grey ſieht die weißen Zähne gern, und die meinen haben eine ganz artige Farbe, wie ich hoffe; auch meine Haare ſind ra-

benſchwarz, und irre ich mich nicht, iſt John darüber einerley Meinung mit mir.

Eilf Uhr. — Die Tafel ward aufgehoben und die Geſellſchaft wünſchte einen Gang durch die Felder zu machen. — John Grey ging immer ganz dicht neben mir und zweymahl hat er mir die Hand gewaltig ſtark gedrückt. — Ich kann nicht läugnen, daß ich John gern ſehe; er übt die ritterlichen Spiele trotz jedem andern Edelmanne der Grafſchaft und verſäumt keinen Sonntag die Kirche.

Drey Uhr. — Durch Unvorſichtigkeit brach in des Pächters Robinſon Hauſe Feuer aus. John Grey hat zu Gunſten dieſes Mannes eine Collecte veranſtaltet und ſich derſelben großmüthigſt mit 4 Pfund an die Spitze geſtellt. (NB.) Nie ſtellte er ſich mir ſo günſtig noch dar als in dieſem Augenblicke!

Vier Uhr. — Mein Gebeth verrichtet.

Sechs Uhr. — Den Kühen und dem Federvieh zu freſſen gegeben.

Sieben Uhr. — Das Nachtmahl ward aufgetragen, allein Pächter Robinſons Unglück machte, daß man ſich erſt ſpäter zu Tiſche verfügte. (NB.) Die Gänſepaſtete war zu weich gebacken und das Schweinefleiſch ein wenig angebrannt.

Neun Uhr. — Man ſchläft allmählig rings um mich ein, überhaupt waren die letzten Stunden des Tages ziemlich langweilig. Ich mußte mein Abendgebeth zweymahl ſagen, denn das erſte Mahl war ich zu zerſtreut, ich dachte zu viel an John Grey. — Als ich einſchlief, träumte ich ſogar von dem guten Menſchen.

Dem Überſetzer dieſes Tagebuchfragmentes ſey es erlaubt als Gegenſatz das Tagebuch eines jungen Mädchens unſerer Zeit beyzufügen; wobey er ſich keineswegs in der gleichen Sphäre des Standes halten und ſich zur Thatenſchilderung eines adeligen Fräuleins ſolchen Ranges verſteigen wird, wie Eliſe Woodwike geweſen, die an eines Königs Seite den Thron beſtiegen, ſondern er will ſich auf den Stand der vornehmeren Bürgerclaſſe beſchränken, und — was gilt die Wette? — wenig Beyſpiele werden die Fortſchritte der Cultur ſo evident erweiſen als folgende:

Tagebuchſkizze eines jungen Mädchens. von 1833.

Sonnabend den 9. März. — Um 8 Uhr Morgens 2 Schalen Kaffeh im Bette getrunken, dann die Modejournale geleſen und das Stubenmädchen zur Putzhändlerinn geſandt, zu fragen, ob der neue Hut noch nicht fertig ſey. —

Neun Uhr. — Aufgeſtanden und mit Hülfe meines Mädchens Morgentoilette gemacht. Beym Coeffiren erzählte mir Liſette, daß ſie morgen mit ihrem Geliebten auf einen Hausball gehen werde und wies mir das Billet doux, worin er ſie dazu einlud. — Der Styl des jungen Menſchen iſt beſſer, als ich gedacht, ich bin recht neugierig ihn zu ſehen, wenn er Liſette morgen abhohlen wird.

Zehn Uhr. — Clavierlection. Die vierhändigen Variationen von Czerny wollten nicht recht gerundet von Statten gehen, ich hatte ſie zu üben vergeſſen, und wir nahmen Strauß's „Frohſinn mein Ziel“ vor. — Mein Lehrer fand meinen Teint heute etwas brouillirt und die Augen voilirt; ich mußte die Stunde daher abkürzen, den Spiegel zu Rathe ziehen und die Flacons zu Hülfe rufen. Ich gab ihm ein Billet für übermorgen, weil ich da einer Militärparade halber keine Zeit zu ſpielen habe.

Eilf Uhr. — Engliſche Lection. Maſter Bakefield war heute ſehr unartig, er nannte mich faul, und ich habe doch das ganze Recept vom Plumpudding aus Mama's engliſchem Kochbuche überſetzt. Ich will ihn verklagen, und ſandte ihn fort, weil die Marchande de mode den erſehnten Hut brachte. Liſette ſagt, er kleide mich zum Entzücken. — Fräulein Marie von R.... brachte mir einen Roman von Spindler, ich las während ihres Beſuches ſogleich darin und hörte den größten Theil ihres Geſchwätzes nicht, nur die Hiobspoſt allein traf meine Ohren, daß die übermorgige Parade abgeſagt worden, j'en fus en désespoir!

Zwölf Uhr. — Phyſikaliſche Lection. Dieß Studium gewährte mir noch nie ſo viel Intereſſe als heute, und zwar durch einen Verſuch mit der aëroſtatiſchen Pumpe. Mein Canarienvogel ward darin dreymahl bis zum Erſticken gebracht, und langſam wieder in's Leben zurückgerufen, es war herrlich anzuſehen. — Ich bath Mama den Herrn Profeſſor für morgen zum Speiſen einzuladen.

Ein Uhr. — Liſette zog mich an, ich durchflog die Affichen. — Neues Ballet, alſo gehen wir Abends in's Theater. — Johann hat die Sitze bereits gehohlt, aber Moritz von Thalersleben weiß noch nichts davon; ich ſchrieb ihm einige Zeilen, damit er ſich hinter den Sperrſitzen einfände. — Der Schneider brachte meinen neuen Überrock, er iſt raviſſant; mein Teint hat ſich auch calmirt, ich ſah wirklich reizend aus.

Drey Uhr. — Tafel. — Man ſprach ſehr viel von der heutigen Mittagpromenade auf der Baſtey und im Prater, aber ich ſuchte die Converſation bald auf etwas Anderes zu lenken, denn Papa hatte ja heute den alten gelben Baſtard müſſen anſpannen laſſen, weil der Carricle beym Sattler iſt; ich habe mich recht in der Seele geſchämt, in der geſchmackloſen Karrete zu ſitzen. — Von B... war heute ſehr wortkarg und wollte nicht einmahl die Sprache meiner Blicke verſtehen, weil ich mich auf der Baſtey mit dem Baron M. unterhalten. Délicieuse jalousie! Er ſoll mir dafür büßen! — Das Gefrorne war heute beſonders gut, aber den non mousseux mag ich durchaus nicht leiden, Papa darf mir keinen mehr beſtellen.

Fünf Uhr. — Ich ging mit Schweſter Roſalie Einkäufe machen und verlor die Brieftaſche. Äußerſt fataler Zufall! Gerne hätte ich noch andere hundert Gulden Münze darum gegeben, um es zu verhüten, denn es befanden ſich ein Brief und ein Gedicht von dem Rittmeiſter Baron Th. darin, welche mir von unermeßlichem Werthe ſind. Zum Glücke weiß ich letzteres auswendig und um es meinem Gedächtniſſe auf immer zu verewigen, will ich es dieſen Blättern einverleiben:

Roſe! erblüht in Amors Gefilden!
Mit den Äuglein, den feurigen, milden,
Bey dir wird dem Herzen kein ſchonend Pardon,
Du mäh'ſt mit den Blicken 'ne ganze Schwadron!

Mag mich der Schlachten Gefahr auch umfaſſen,
Mag ich im Tode des Helden erblaſſen',
Sterbend noch küß' ich die Locke, geſandt
Mir von der liebenden, ſchneeweißen Hand.

Und bin ich einſtens Major geworden,
Schmückt mich des Muthes, der Tapferkeit Orden,
Führ' ich dich Holde zum Traualtar,
Soll mir Jott ſtrafen! iſt es nicht wahr!

Ewig theure Schwüre, nie verklingt ihr meinem liebenden Herzen! So eben bringt man ein Cadeau, 4 prächtige ſteyriſche Kapaune, ich freue mich ſchon auf den morgigen Schmaus.

Sechs Uhr. — Vor dem Theater habe ich noch die Eskimo beſucht. Es iſt ein Frauenzimmer wie jedes andere, nicht einmahl lebende Hühner hat ſie verzehrt wie andere Buſchmenſchen, die ich ſah. Die Melodie ihres Geſanges habe ich mir gemerkt und will damit viel Spaß haben in Geſellſchaft, denn das Imitiren gehört zu meinen eminenteſten Talenten. Papa hat dem wilden Frauenzimmer 5 fl. geſchenkt, als man die Collecte für ſie machte, wie viel möchte er erſt gegeben haben, wenn ſie nur ein bischen ſchöner wäre! Papa lachte, als ich ihm dieſe Bemerkung machte und nannte mich ſein liebes Tſchapperl. C'est ce que je ne suis pas!

Zehn Uhr. — Das Ballet war ſuperb! Auf die Tänze gab ich minder Acht, weil es doch immer daſſelbe iſt, aber die Garderobe und die Decorationen waren herrlich; das Sujet dolmetſchte mir von Thalersleben, der ſchon hinter den Sperrſitzen ſaß, als wir kamen. Er ärgerte ſich gewaltig über zwey Herren neben ihm, die fortwährend über die Schöngeiſter ſchimpften und ihn dabey ſo höhniſch anſahen; der edle Menſch! Alle Welt nimmt er in Schutz und doch mied er großmüthig die beſchämende Zurechtweiſung der arroganten Spötter und begnügte ſich mir in's Ohr zu flüſtern: „In's Theater werde ich mein Lebtag nicht Händel anfangen, ſeyn Sie ganz ruhig mein Fräulein, aber ich treff die Herren ſchon anderwärts.“ — Mein Gott! wenn er ſich nur nicht duellirt!

Unſer Souper war ſehr ennuyant. Mama hatte Krämpfe und war ſchon im Bette, als wir vom Ballet nach Hauſe kamen, und Papa gähnte beſtändig. Ja, du lieber Himmel, mit ſeinen Schweſtern kann man doch von nichts Intereſſanten reden.

Zwölf Uhr. — Ich habe noch in Spindler's Roman geleſen; es iſt eine ſehr anziehende Lecture und ſchildert die alten guten Zeiten harmloſer Liebe mit einer Wahrheit, die mich faſt davon träumen machen wird. Dieß Buch ſoll mir den faden morgigen Sonntag verkürzen helfen, wo außer den ſteyriſchen Kapaunen und der Reunion im Augarten wenig Erfreuliches meiner wartet, denn die Jungfrau von Orleans iſt doch, weiß Gott, nicht anzuſehen vor langer Weile. —

F. W. Jaggi.

Zweyſylbige Charade.

Die Erſte.

Ich bin die Quelle heitrer Freuden,
Der Born, der Jung und Alt erquickt;
Doch auch der Urſprung herber Leiden,
Der Kummer beut und — ihn erſtickt.
Mich findet ihr in niedrer Schenke
Wie bey Lucullus Gaſterey'n,
Den Einen ich in Unmuth ſenke,
Den Andern mach' ich jubelnd ſchrey'n.
Ich breite meinen Stammbaum aus
Durch Frankreich, Spanien, Schwaben,
Bin überall beynah' zu Haus,
Wo man mich gern will haben;
Ja ſelbſt, wenn ich verdorben bin,
Werd' ich nicht nutzlos liegen,
Der Hausfrau ökonom'ſchem Sinn
Weiß wohl ich zu genügen.

Die Zweyte.

Ich bin des Auges Weide bald
Früh in des Lenzes Walten,
Und weht des Herbstes Nordluft kalt,
Tausch' Farb' ich und Gestalten.
Ich zier' des Helden Siegeshaupt,
Dien' Königen zur Krone,
Doch ist's dem Koch wohl auch erlaubt,
Daß er, gleich der Citrone,
Mich pflanze auf des Bratens Kopf,
In Brühen mich verwende;
Am Säulenbau, wie in dem Topf,
Find'st du mich ohne Ende.

Das Ganze.

Nur wo die erste Sylbe blüht,
Bin ich als zweyt' zu schauen.
Ihr Schutz, wenn Hagelwetter zieht,
Ihr Schirm, wenn Froste thauen.
Zwar ohne Werth für leckern Gaum,
Dem Aug' nur hold zu blicken,
Wird besser wohl kein ander's kaum
Als Nachtischzier sich schicken.
Und wenn auch nur der Teller Rand
Mein schlängelnd Grün umschlinget,
Einst Götterstäbe ich umwand,
Hab' Götterstirn umringet.

J. W. Jaggi.

Miscelle.

Ein Beamter in Calcutta lud einen vornehmen Indianer zu Tische. Er setzte seinem Gaste als eine diesem unbekannte Seltenheit eine Flasche Porterbier vor.

Während der Mahlzeit sprang der Stöpsel von der Flasche, traf das Gesicht des Indianers, und das Bier überströmte ihn und die Speisen auf seinem Teller.

Während sich der Wirth über dieß Ereigniß höchlich ärgerte, klatschte der Indianer freudig in die Hände und bedankte sich höflichst für diese Überraschung.

„Herr!“ sprach er, „Sie sind zu reich und zu vornehm, um Ihnen für dieses Kunststück Geld zu biethen. Aber um jeden Preis möcht' ich das Geheimniß erkaufen, diese gewaltigen Wolken in einen so kleinen Raum einzuschließen, und sie nach Gefallen unvermerkt in die Luft steigen zu lassen, wenn man Jemanden eine Artigkeit erweisen will.“

Auflösung

des Logogryphs im vorigen Blatte:

Magnesia — Agnesia.

Notizen.

Correspondenz-Nachricht.

Grätz.

Ein wichtiges, ein unentbehrliches Bedürfniß im Leben ist uns ein Theater; für das Theater hinwieder ist das Nothwendigste ein guter Director; für den Director ist oder sind das Unentbehrlichste: Schauspieler und Sänger; und für diese Letzteren ist wieder ganz unentbehrlich ein Recensent, ein bescheidener, anspruchsloser, gründlicher, ausgezeichneter Recensent.

Dem Himmel sey Dank! Grätz entbehrt keine einzige dieser Unentbehrlichkeiten und besonders ist das Fach des Recensenten durch mich auf's entsprechendste ausgefüllt. — Ich bitte dich, lieber Leser, lasse dich nicht irre machen, wenn irgend Jemand das Gegentheil behaupten wollte, lache ihm geradezu ins Gesicht und vermeide hinfort seinen Umgang! Ich mache es ebenfalls so.

Was nun unser Theater betrifft, so stand dieses früher unter der Direction des Herrn Directors Stöger und steht nunmehr unter jener des Herrn Directors Pellet.

Das müßte ein ganz undankbarer Mensch seyn, welcher nicht gestehen wollte, daß wir Grätzer unter Stöger's Direction hohe Kunstgenüsse genossen; Genüsse, wie vielleicht keine Zukunft sie uns wieder bringt, und unvergeßlich wird uns seine Operngesellschaft bleiben, in Rücksicht welcher Herrn Stöger kein and'rer Vorwurf treffen kann, als daß er sie uns Grätzern so häufig entführte, und, andere Städte mit ihr besuchend, der unsern ihren Genuß auf halbe Jahre raubte. Auch jene Mitglieder seines Schauspieles werden uns stets in freundlicher Erinnerung bleiben, welche, genial wie ein Fischer, gediegen wie ein Korner, unsere vollste Würdigung häufig in Anspruch nahmen.

Unter unserer gegenwärtigen Bühnendirection zeichnen sich einige sehr lächerliche Bühnenmitglieder aus. Das erste derselben ist der Herr Remark, denn er ist Komiker und ist sehr lächerlich, in so ferne man nähmlich denjenigen lächerlich nennen darf, über welchen man lachen muß. Ich weiß nicht, ob man das darf? aber mir selbst ist's letzthin begegnet, daß mich Jemand in einer Zeitschrift lächerlich nannte, der gewiß nur über mich hat lachen müssen. Auch Herr Grois ist zuweilen solch ein lächerlicher Mensch; und Mad. Huth, welche alle für unser Localluſtspiel recht glückliche Acquisitionen genannt werden dürfen.

Im höhern Schauspiele ist ausgezeichnet Hr. Hörtel, Hr. Dietz, Hr. Chauer, Dlle. Bervison und nicht selten die liebenswürdige Leinfott. Die Dlles. Schneider und Emilie Müller so wie die Herren Eigenwahl und Woller leisten oft höchst Beyfallswerthes. — Die Oper besitzt an Mad. Laroche und den Dlles. Schnidt, Wachmann, Schrottmüller so wie an den Herren Bußmeyer, Jaskewitz, Pichler, Drayler sehr anerkennenswerthe Mitglieder. Doch erscheinen sie für die Wünsche unseres Publicums nicht genügend und nicht immer durchaus zweckmäßig verwendet und in dieser Beziehung trifft unsre sonst so achtbare Direction einiger Tadel, welchen wir ihr nicht verhehlen dürfen. Wir Grätzer wünschen in Bezug der Oper mehr und endlich einmahl doch auch etwas Neues zu hören. Soll diesem Publicum denn „Robert der Teufel“ immer nur ein Mährchen vom Hörensagen bleiben?

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Erscheint jede Woche. Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pfg. 15. Januar 1881.

Der Kinderfreund.

Ein Wochenblatt für Jung und Alt.

Herausgegeben von Dr. Christoph von Schmid.

Mit Genehmigung des Verlegers.

Augsburg.

Verlag von Wilhelm Gottlieb Rieger.

1881.

Der Kinderfreund.

Ein Wochenblatt für Jung und Alt.

Herausgegeben von Dr. Christoph von Schmid.

Mit Genehmigung des Verlegers.

Augsburg.

Verlag von Wilhelm Gottlieb Rieger.

1881.

Der Kinderfreund erscheint jeden Samstag in einem Bogen. Der vierteljährliche Abonnementspreis ist 1 Mk. 50 Pfg. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen darauf an. Man kann auch jeden Monat 6 Nummern um 50 Pfg. kaufen. Wer aber das Blatt nicht durch die Post bezieht, muß es bei der Buchhandlung, wo er es bestellt hat, bezahlen. Die Verlagshandlung kann für Nachlässigkeiten der Buchhandlungen nicht haften.

Die Einrückungsgebühr für die Petitzeile oder deren Raum ist 10 Pfg. Beilagen werden nicht angenommen.

Alle Briefe und Geldsendungen sind an die Verlagshandlung zu adressiren.

Inhalt.

Seite

Der Kinderfreund 1

Der Kinderfreund 1

Inhalt. 1

Der Kinderfreund 1

Der Kinderfreund 1

Inhalt. 1

Der Kinderfreund.

Der Kinderfreund.

Inhalt.

Der Kinderfreund.

Der Kinderfreund.

Inhalt.

„Ich ſollte meinen, das ſey genug,“ fiel ich ihm in die Rede.

„Ja ſelbſt zu viel,“ erwiederte der Verbrecher. — „Der Teufel hohle den Zufall, welcher gerade wollte, daß ich der Erbe des Gemordeten geworden wäre, wenn er ohne Nachkommen geſtorben, und daß ich ihn gerade in dem Augenblicke erſchoß, als er ſeinen Sohn ſelbſt tödtete.“

„Großer Gott, ein Kindermord!“

„Je nun, mein Herr, ich machte es wie meine Richter, ich beging eine Übereilung, ohne der That bis auf den Grund nachzuforſchen!“

„Ich ſah den Vater in einem Anfalle von Wuth ſein Kind mißhandeln, ſah den armen Kleinen blaugeſchlagen, dem Erſticken nahe und in convulſiviſchen Zuckungen, er fiel leblos ſcheinend zu Boden, eben als ich nahte. Ich war gerade von der Jagd heimgekehrt, ohne auch nur ein einziges Repphuhn erlegt zu haben, und doch hätte Eins genügt mich zu retten, denn ich hatte nur eine einfache Ladung in der Flinte. — Gleichviel! es iſt nun geſchehen! — Ich rief dem Unmenſchen zu, ob er toll ſey, ſein eigenes Kind ſo barbariſch zu morden, beſchwor ihn ſeinen Mißhandlungen Einhalt zu thun; umſonſt, er hörte nicht, oder wollte mich nicht hören. Da bemeiſterte ſich die heftigſte Empörung meiner Seele, ich ſchlug, ohne es zu wiſſen noch zu wollen, mein Gewehr auf ihn maſchinenmäßig an, kein Vorſatz lenkte meine Hand. Abſichtslos geſchah es, aber es geſchah! dieß genügt! — Noch dröhnt der furchtbare Schuß in dem Echo meiner Seele wieder! — Mein Opfer erklärte mir ſterbend, daß ſein grauſamer Sohn den Haushund mit dem Beile erſchlagen habe, und es war wahr, daß er es gethan. Aus mitleidvoller Empfindſamkeit tödtete ich den Vater! aus Empfindſamkeit hatte er ſein Kind ermordet! — Nicht genug; — das Kind hatte den Hund aus gleichem Gefühle erſchlagen!“

„Das iſt denn aber doch eine gräßlich furchtbare Empfindſamkeit, mein Sohn,“ bemerkte ich.

„Sie haben Recht, mein Herr,“ fuhr der Mörder fort, „es iſt wahr! — Ich frottirte das Kind und wandte Alles an, es wieder ins Leben zurückzurufen und es gelang. — Der Knabe erzählte mir, daß er Cäſar (ſo hieß der Hund) erſchlagen, weil er eine Henne erwürgt habe und das war gleichfalls wahr! — Das arme Kind ſtarb kurz nach dieſer Mittheilung und ich ging in den Hof, wo die erwürgte Henne neben dem getödteten Hunde lag, — Cäſar hatte die Henne gleichfalls aus Empfindſamkeit erwürgt.“

„Das iſt ja eine wahrhaft epidemiſche Empfindſamkeit!“ rief ich aus. „Beynahe,“ ſprach der Verbrecher. — „Cäſar war ein Hühnerhund, den ich ſelbſt auferzogen und abgerichtet hatte. Er war als Hüter des Hühnerhofes aufgeſtellt und verwaltete ſein Amt mit tadelloſem Eifer. — Als die Henne den Frevel beging, ihre eigenen Eyer mit dem Schnabel zu zerſchlagen, verjagte er ſie davon, da ſie aber den Verſuch aufs Neue wagte, drehte er ihr den Hals um. — Der Knabe kam dazu, erſchlug Cäſar, der Vater lief herbey und prügelte das Kind zu Tode, und ich goß das Bad vollends aus. — Nun iſt gegen mich die Empfindſamkeit des Publicums mit Recht in Aufruhr und nichts rettet mich vom Schaffotte. Das nenne ich eine garſtige Entwicklungsſcene! Hüten Sie ſich vor Empfindſamkeit, mein Herr Doctor!“

„Ich gebe euch mein Wort darauf,“ erwiederte ich.

F. W. Jaggi.

Die ungleichen Schweſtern.

Reiſeſcene von St. Schütze.

Als Hauslehrer bey dem Oberamtmann L. in S. machte ich manche Luſtfahrt mit, wovon mir beſonders eine merkwürdig geblieben iſt.

Es ging nach einer kleinen Stadt, in deren Nähe eine Hirſchjagd gehalten werden ſollte. Nachmittags auf einem offenen Wagen von einem ergiebigen Regen reichlich durchnäßt ſprach ich meine fortdauernde muntere Laune durch Declamation Hölty'ſcher Gedichte aus, als ich aber von einem Strohnachtlager auf dem Dorfe hörte, verſpürte ich zur großen Hirſchjagd in mir keine Luſt, und ließ mich von einem Freunde des Oberamtmanns bey einem ſeiner Verwandten in der Stadt einquartieren. Es traf ſich aber, daß hier die Ältern eben verreiſt waren und eine Tochter von 18 Jahren allein die Wirthſchaft führte. Ich ſah ein Mädchen von wohlanſtändigem, gefälligem Äußern vor mir. Nachdem ich die gehörigen Entſchuldigungen vorgebracht und demnächſt meine naſſen Kleider mit einem warmen Schlafrocke vertauſcht hatte, eröffnete ich ein Geſpräch mit ihr. „Fürchten Sie ſich nicht, einen Fremden aufzunehmen?“ fragte ich.

„Nein, ganz und gar nicht,“ antwortete ſie, indem ſie die Hand auf meine Schulter legte.

Dieß Zeichen von Zutrauen überraſchte mich ſehr. Ich fand darin zur Eröffnung unſerer Bekanntſchaft eine größere Ermuthigung, als ich ſonſt bey den erſten

Annäherungen einer Gunſtbewerbung für meine Schüchternheit nöthig hatte. Jede Berührung aber kann leicht der Anfang einer Vertraulichkeit werden, ſelbſt den Handkuß nicht ausgenommen. Es war alſo natürlich, daß ohne viele Worte ihre Freundſchaft nicht ohne Erwiederung blieb. Welch ein angenehmer Contraſt zwiſchen Regen und Sturm draußen, und dieſem liebreichen Empfang! Nun der Gedanke dazu: wir ſind allein, denn die kleinen Geſchwiſter waren zeitig zu Bette gebracht — was Wunder, wenn da ohne Einleitung, raſch zu einem zärtlichen Romane vorgeſchritten wurde! Indeß, ſo willkommen mir auch ein ſolches Unterkommen bey ſchlechtem Wetter ſeyn mußte, ſo erhielt das Befremden, das der Auftritt einflößte, mir denn doch einigermaßen den Kopf über dem Waſſer, das heißt: ich hatte noch eben Beſinnung genug, um zu merken, daß dieß über alle romantiſche Liebe hinausging, die doch bisher mein Ziel geweſen war.

Den andern Tag war es mir ſehr lieb, daß die Stunde der Verſuchung ſo glücklich vorübergegangen war, denn die Schöne zeigte ſich mir bald von einer ganz mißfälligen Seite. Für eine Gunſt, die uns ſelbſt zugewendet wird, findet unſere Eitelkeit gar leicht noch eine Entſchuldigung, widerfährt ſie aber einem Andern, ſo erſcheint ſie uns erſt recht in ihrer verwerflichen Geſtalt. Bey Tage umſpielten mich zwey Kinder im Garten, welche wünſchten, daß ich hundert Jahre, dann wieder, ſo lange ich lebte, bey ihnen bleiben möchte. Aber am Abende folgte dem Beſuche des jungen Rectors der Stadtſchule ein Student, der ſich in ſeinem Geſpräch mit der Mamſell nicht den geringſten Zwang anthat. Endlich, da dem Scherze ſo ganz und gar alle geiſtige Beſtandtheile fehlten, wurde es dem Rector doch zu arg, und er erhob ſich gegen das Mädchen und ſagte: „Nun muß ich Ihres Vaters Stimme annehmen!“ Er ſchien ſeine Nähe geahnt zu haben, denn indem jene noch darüber lachten, kam der Vater wirklich mit ſeiner andern Tochter vor dem Hauſe angefahren. Alle geriethen in Angſt und Verwirrung. Die Eintretenden ſahen die verſtörte Geſellſchaft mit Verwunderung an. Der Rector verbeugte ſich und ſagte: „Ich bin gekommen, dem fremden Herrn Geſellſchaft zu leiſten.“ Der Student: „Ich bin mit dem Herrn Rector gekommen.“ „Was ſoll ich nun ſagen, — fuhr ich fort, — der ich ganz fremd bin?“ Ich brachte in Eile die Grüſſe des Verwandten, der mich hier abgeſetzt hatte, benannte aber die Perſonen falſch, weil ich in die Verwandtſchaft nicht genug eingeweiht war. Mit einem Gemiſch von Freundlichkeit und Verdacht nahm man die Grüſſe hin. „Caroline,“ ſagte der Vater zur beſſern Tochter, indem er einen Blick auf das Zimmer warf, „das ſieht hier ſehr wüſte aus.“—„Ja,“ entgegnete dieſe, „wenn es nur erſt Tag wäre, daß man ſehen könnte!“ Ohne weiter ein Wort zu ſprechen, ſtellte ſich der Vater an das Fortepiano und phantaſirte. — Rector und Student ſchlichen davon.

Den nächſten Tag gewann es im Hauſe ein ganz anderes Anſehen. Die geſtern mitgekommene Tochter, von Geſundheit ſtrahlend wie die Morgenröthe, und mit jedem Zuge jungfräulicher Sittſamkeit geſchmückt, hatte das Zimmer zur reizendſten Ordnung umgeſchaffen und bewies ſich in der Bewirthung eben ſo anſtändig-gefällig, in der Unterhaltung eben ſo geiſtreich-vernünftig, als geſchickt vor dem Inſtrumente, das ſie mit vielem Ausdruck ſpielte. Die unedlen Gefühle ſchämten ſich bey ihrem Anblicke, und die beſſern traten wieder hervor. Ihre Schweſter war durch ſie nicht nur geiſtig ausgelöſcht, ſondern kam auch nun gar nicht mehr zum Vorſchein.

Wie iſt es möglich, fragte ich mich in der Stille, daß zwey leibliche Töchter, von denſelben Ältern erzogen, ſo verſchieden geartet, ſo von einander abweichen konnten! Aber daran erkennt man eben die Gewalt der Natur, die ſchon ſelbſt in den Menſchen Licht und Schatten hervorbringt und den Maßregeln auch der beſten Erziehung oft gar keine oder nur ſehr wenig Einwirkung geſtattet.

Ein reichlich verſorgtes Mittagmahl empfing darauf den Verwandten des Hauſes von der Hirſchjagd, und mit dem erneuerten Frieden in meiner Bruſt reiſte ich in Geſellſchaft des Oberamtmanns den Nachmittag wieder nach S. zurück.

Auflöſung

der Charade im vorigen Blatte:

Weinlaub.

Notizen.

Schauſpiele.

(Theater an der Wien.) Mittwoch den 20. November wurde in dieſem Theater zum Vortheile des von Seiner Excellenz dem Herrn Grafen Ferdinand von Palffy gegründeten und von einer hohen Landesſtelle ſanctionirten Penſions-Inſtitutes zum erſten Mahle „der Tritſchtratſch,“ locale Poſſe mit Geſang in 1 Aufzuge, gegeben. Vorher ward die „Wanderung durch

das Leben," Schauspiel in 3 Aufzügen nach dem Französischen, dargestellt. Da schon ein früherer Referent dieses Blattes über den innern Werth des Schauspieles an sich, so wie über den der Darstellung weitläufig gesprochen, halten wir es nicht für nöthig, neuerdings das Besprochene zu erläutern, sondern nur zu erwähnen, daß man im Allgemeinen diese Leistung eine gelungene nennen kann, und schreiten hiemit unverzüglich zur Beurtheilung des Tritschtratsch. Dieser Tritschtratsch ist aber nichts anders, als eine Umarbeitung des bekannten Angely'schen Singspieles „Klatschereyen," das in Berlin vor einiger Zeit zur Aufführung kam, aber nicht allgemein ansprach. Die Idee der Intrigue, die an einem losen Faden sich durch die Posse windet, ist alt und sehr verbraucht. Ein alter, aus Ostindien zurückkehrender, natürlich mit Diamanten beladener Vater, der so viel Vatergefühl besitzt, daß er seine Tochter nach fünfzehn Jahren nicht einmahl sehen will, eine gutherzige Tochter, der man aber absprechen will, daß sie einen Vater gehabt; ein am Puncte sie zu heirathen stehender Liebhaber, der sie aber doch nicht heirathen will, weil eine alte, vermuthlich auch sehr reiche Tante keine anonyme Heirath will; ein Chor schnellzüngelnder, männerloser Marchandes de Modes-Heldinnen, und endlich der Dirigent der Intriguen, Tonangeber, ein äußerst spaßhafter, redseliger, tabakkäuender und essender Tabakkrämer, sind die lose skizzirten Charaktere, die im bunten Tritschtratsch leben, in dieser Conversations-Plappermühle sich herumdrehen. Der bühnengewandte Bearbeiter hat wohl eingesehen, daß aus diesen verbrauchten Elementen wenig Erhebliches und Unterhaltendes hervorgehen werde, er hat also den Berliner Sandwitz in einen kräftigen Wiener Granitspaß verwandelt, einige gefällige Liedchen, ein munteres Duett eingeflochten, und das Finale der Posse mit jener tüchtigen Quodlibet-Cadenz geziert, und somit den Zweck der Bagatelle — Unterhaltung — erreicht. Es wurde über die Klatschereyen sehr viel geklatscht, und vorzüglich war die Stimme des Publicums wegen der Titelwahl einig, da man seit langer Zeit keinen, dem Geiste des Ganzen so entsprechenden wahrgenommen.

Die Darstellung selbst war äußerst gelungen, und wie aus Einem Gusse geformt.

Herr Nestroy gab den Tratschmiedl mit all der Virtuosität, welche ihn immer in chargirten Parthien so sehr auszeichnet; und wir müssen gestehen, daß wir in dieser Parthie neuerdings Gelegenheit gefunden, Hrn. Nestroy's drastisch-komisches Talent ehrenvoll anzuerkennen.

Ton, Haltung und Costüm waren so glücklich gewählt, daß man über den Werth der Darstellung die Gemeinheit der Charakteristik vergaß, und Hr. Nestron sowohl nach dem Duette mit Dlle. Weiler als am Schlusse gerufen wurde.

Nach dem Helden der Posse müssen wir gleich der Heldinnen, das sind die fünf Putzhändlerinnen, lobend erwähnen, Dlles. Zöllner, Weiler, Condorussi, Planer und Bianchi, die sämmtlich durch die Ungebundenheit ihres Spieles, verbunden mit einer äußerst interessanten Zungenfertigkeit sowohl, als auch durch die gut vorgetragenen Gesangsstellen im Quodlibet, in dem Alles singt was da Kehlen hat, den größern Theil des Publicums entzückten. Mit viel Delicatesse trug Dlle. Weiler im Quodlibet die Pizzicatostelle aus der Arie der Königinn der Nacht vor, so wie Dlle. Planer die Jodlerarie ächt im Geiste des Jodelns wiedergab. Die übrigen Nebenparthien waren glücklich besetzt, und lobend müssen wir noch des glücklich liebenden Paares, der Dlle. Frey und Hrn. Gämmerler's erwähnen, die eben die Individuen darstellen, um die sich die Räder der Tritschtratsch-Mühle herumdreben.

Die Musik, dem Tritschtratsch-Geiste angemessen, ist eine Bagatelle, die nur einigermaßen im Duett anspricht. — Das Haus war, obwohl der Ertrag einem wohlthätigen Zwecke gewidmet war — kaum halb voll. Wiest.

Erdkunde.

Ein höchst empfehlenswerthes Werk erscheint jetzt im Wege der Pränumeration, und ist in Commission in allen Buchhandlungen der österreichischen Monarchie zu erhalten. Es führt den Titel: „Hausbuch des geographischen Wissens. Eine systematische Encyklopädie der Erdkunde für die Bedürfnisse der Gebildeten jedes Standes." Das Abrégé de Géographie des A. Balbi, welches erst im Laufe dieses Jahres in Paris erschien, nachdem dieser Gelehrte sich durch volle zehn Jahre beynahe ausschließlich mit der Redaction und Ausführung dieses Buches beschäftigt hat, liegt dem neuen Hausbuch zum Grunde. Balbi hat darin einen staunenswerthen Sachreichthum, ein gründliches Sichten des Materials, eine mit unendlichem Fleiß durchgeführte Originalität in der Bearbeitung des Stoffes entwickelt. Zu der jetzt erscheinenden deutschen Bearbeitung haben sich fünf Männer vereinigt, deren Nahmen allein auf den Werth des Originals hindeuten, und zugleich Bürgschaft leisten, daß dasselbe unter ihrer Feder durch alle nöthigen Berichtigungen, durch werthvolle Zusätze und unausgesetzte Berücksichtigung der Bedürfnisse deutscher Leser zu einem Nationalwerke unserer Literatur ausgebildet werden wird. Hr. Professor Zeune nähmlich liefert die Vorerläuterungen aus den geographischen Hülfswissenschaften, und die Darstellung Asiens; Hr. Pastor Cannabich die Beschreibung Europens; Professor Sommer jene Amerika's; Pastor Wimmer die Gemählde Afrika's und Oceaniens (Australiens); Hr. Professor Littrow aber Thionville's Münz-, Maß- und Gewichtstabellen, welche eine sehr brauchbare Zugabe des Originals ausmachen. Das Werk erscheint in zwey Bänden, in acht Lieferungen; es wird mit vier schön in Kupfer gestochenen Tableau's ausgeschmückt, welche Ansichten der Hauptgebirgszüge mit ihrer stufenweisen Erhebung; des Laufes der vornehmsten Ströme, und die Umfangsgröße aller bedeutenden Binnenseen unserer Erde darstellen. Schon die Wahl des Titels zeigt, daß dieses interessante Werk die Bestimmung habe, als Haus- und Familienbuch jedem gebildeten Hausgenossen zu jeder Stunde des Tages zur Hand zu seyn, wo er über einen geographischen Gegenstand sich zu belehren Veranlassung findet, oder auch nur Lust trägt, eine müßige Zeit mit einer nützlichen Lectüre auszufüllen. Zwey Lieferungen sind bereits erschienen, und berechtigen zu den glänzendsten Erwartungen auf das Ganze. Jede Lieferung besteht aus 8 bis 12 Druckbogen (Druck bey A. Strauß's sel. Witwe), und der Pränumerationspreis einer solchen Lieferung ist 48 kr. C. M. Doch wird bey Empfang der ersten Lieferung die letzte voraus bezahlt. Bis Anfang des Jahres 1834 kann man auch auf das Ganze mit 5 fl. 36 kr. pränumeriren; später aber fällt diese Begünstigung weg.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Im Comptoir des Oesterr. Beob. ist erschienen: Gemeinnütziger und erheiternder Hauskalender für das österreichische Kaiserthum, oder Geschäfts-, Unterhaltungs- und Lesebuch auf das gemeine Jahr (von 365 Tagen) 1834. Titelkupfer: Plan der k. k. Hauptstadt Mailand. Kostet im geschmackvollen Umschlage, worauf der kaiserl. Adler mit allen österr. Ritterorden abgebildet ist, auf Druckpapier 3 fl. 30 kr., — auf Schreibpapier 4 fl. 30 kr. W. W.

Digitized by Google

Problem 1.

By Mr. Thomas Weddle, Principal of the Mathematical School, Royal Military College, Sandhurst.

Given the equation $x^3 - px^2 + qx - r = 0$, to find the sum of the cubes of the roots.

Solution.

Let α, β, γ be the roots of the equation, then

$$\alpha + \beta + \gamma = p,$$
$$\alpha\beta + \alpha\gamma + \beta\gamma = q,$$
$$\alpha\beta\gamma = r.$$

Now $(\alpha + \beta + \gamma)^3 = \alpha^3 + \beta^3 + \gamma^3 + 3(\alpha^2\beta + \alpha\beta^2 + \alpha^2\gamma + \alpha\gamma^2 + \beta^2\gamma + \beta\gamma^2) + 6\alpha\beta\gamma$

$$= \alpha^3 + \beta^3 + \gamma^3 + 3(\alpha\beta + \alpha\gamma + \beta\gamma)(\alpha + \beta + \gamma) - 3\alpha\beta\gamma;$$

$$\therefore \alpha^3 + \beta^3 + \gamma^3 = (\alpha + \beta + \gamma)^3 - 3(\alpha\beta + \alpha\gamma + \beta\gamma)(\alpha + \beta + \gamma) + 3\alpha\beta\gamma$$

$$= p^3 - 3pq + 3r.$$

Problem 2.

By Mr. Thomas Weddle, Principal of the Mathematical School, Royal Military College, Sandhurst.

Given the equation $x^3 - px^2 + qx - r = 0$, to find the sum of the fourth powers of the roots.

Solution.

Let α, β, γ be the roots of the equation, then

$$\alpha + \beta + \gamma = p,$$
$$\alpha\beta + \alpha\gamma + \beta\gamma = q,$$
$$\alpha\beta\gamma = r.$$

Now $(\alpha + \beta + \gamma)^4 = \alpha^4 + \beta^4 + \gamma^4 + 4(\alpha^3\beta + \alpha\beta^3 + \alpha^3\gamma + \alpha\gamma^3 + \beta^3\gamma + \beta\gamma^3) + 6(\alpha^2\beta^2 + \alpha^2\gamma^2 + \beta^2\gamma^2) + 12(\alpha^2\beta\gamma + \alpha\beta^2\gamma + \alpha\beta\gamma^2)$

$$= \alpha^4 + \beta^4 + \gamma^4 + 4(\alpha\beta + \alpha\gamma + \beta\gamma)(\alpha^2 + \beta^2 + \gamma^2) + 6(\alpha^2\beta^2 + \alpha^2\gamma^2 + \beta^2\gamma^2) + 12\alpha\beta\gamma(\alpha + \beta + \gamma)$$

$$= \alpha^4 + \beta^4 + \gamma^4 + 4(\alpha\beta + \alpha\gamma + \beta\gamma)[(\alpha + \beta + \gamma)^2 - 2(\alpha\beta + \alpha\gamma + \beta\gamma)] + 6(\alpha\beta + \alpha\gamma + \beta\gamma)^2 - 12\alpha\beta\gamma(\alpha + \beta + \gamma)$$

$$= \alpha^4 + \beta^4 + \gamma^4 + 4(\alpha\beta + \alpha\gamma + \beta\gamma)(\alpha + \beta + \gamma)^2 - 2(\alpha\beta + \alpha\gamma + \beta\gamma)^2 - 12\alpha\beta\gamma(\alpha + \beta + \gamma);$$

$$\therefore \alpha^4 + \beta^4 + \gamma^4 = (\alpha + \beta + \gamma)^4 - 4(\alpha\beta + \alpha\gamma + \beta\gamma)(\alpha + \beta + \gamma)^2 + 2(\alpha\beta + \alpha\gamma + \beta\gamma)^2 + 12\alpha\beta\gamma(\alpha + \beta + \gamma)$$

$$= p^4 - 4pq + 2q^2 + 12pr.$$

Das

Gemälde

des

Unterhaltungsplatzes

Eine neue phraseologische Zeitschrift.

1866.

Herausgeber.

Mit 1 Bild.

Leipzig und Heidelberg. Verlag von C. F. Winter'sche Buchhandlung.

Ankündigung

die Pränumeration des Sammlers für das Jahr 1834 betreffend.

Dieſes Blatt, welches mit dem Jahre 1834 ſeinen ſechs und zwanzigſten Jahrgang eröffnet, dürfte ſchon dadurch den Beweis geführt haben, daß es den Bedürfniſſen und dem Geſchmacke ſeines zahlreichen Leſerkreiſes zu entſprechen gewußt habe. Wenn die ſich ſeit deſſen Entſtehung gleichbleibende Eleganz der Ausſtattung, und die umſichtige Wahl des Beſten im Fache der Erzählung, den Sammler vorzugsweiſe zu einer angenehmen Lectüre für das ſchöne Geſchlecht geſtalten, ſo glaubt doch die Redaction ſich ſchmeicheln zu dürfen, daß ſie beſonders in den letzteren Jahrgängen befliſſen war, ſelbſt den ſtrengſten Forderungen Genüge geleiſtet zu haben. Auch iſt dieſelbe bemüht, ihrem Blatte durch gediegene Originalaufſätze einen erhöhten und ſelbſtſtändigen Werth zu verſchaffen, und ſie kann ſich nur Glück wünſchen, daß ſo viele verdienſtvolle vaterländiſche Schriftſteller, dieſe neue Richtung wahrnehmend, ihr bereitwillig ihren Beyſtand angebothen haben. Durch dieſe Unterſtützung geſtärkt, kann ſie die Ankündigung des neuen Jahrganges mit dem Verſprechen begleiten, daß ſie denſelben, mit intereſſanten Materialien verſehen, eröffne, und dem Geſchmacke ihrer verehrten Leſer vollkommen zu entſprechen ſich beſtreben wird.

Einträchtig mit dem Hauptblatte werden die Notizen des Sammlers in theatraliſcher und artiſtiſcher Hinſicht ſich das bereits durch Unparteylichkeit und Wahrheitsliebe gewonnene Vertrauen zu ſichern wiſſen. Die Referate über die Bühnen Wiens ſind bewährten Schriftſtellern anvertraut, und eine ausgebreitete Correſpondenz wird in dem Gebiethe der Kunſt das Intereſſanteſte, was in den übrigen Hauptſtädten Europens ſich ereignet, ſchnell und gründlich zur Kenntniß des Publicums bringen.

Der Sammler wird, wie bisher, wöchentlich dreymahl, und zwar: Dinſtag, Donnerſtag und Sonnabend pünctlichſt ausgegeben werden.

Die Beträge der Pränumeration bleiben unverändert, und zwar: ganzjährig 24 fl. W. W., halbjährig 12 fl. und vierteljährig 6 fl.

Auswärtige Beſtellungen nehmen das k. k. Oberſthof-Poſtamt in Wien, und die k. k. Poſtämter in den Provinzen zu wöchentlichen Verſendungen an, und erhalten den Jahrgang um den Pränumerationspreis von 13 fl. 12 kr. C. M. ganzjährig, und 6 fl. 36 kr. C. M. halbjährig.

Wien, im December 1833.

Die Redaction und der Verlag.

Der Sammler.

Dinſtag, den 145 3. December 1833.

Vierteljähriger Pränumerationsbetrag 6 fl. Wiener-Währung, bey Anton Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Fiſcher von Calabrien.

Italieniſche Sage.

Erzählt von Sigmund Schleſinger.

1.

Die Einigung mehrerer Ströme von der Hügelkette unter Tropea bildet einen der reizendſten Seen des an Naturſchönheiten ſo reichen Italiens. Während jedoch der unbedeutende Weiher bey Nemi, und hundert andere Armſeligkeiten den Überſchwenglichen zum unerſchöpflichen Sündenbocke des Enthuſiasmus dienen müſſen und jene in Reiſebeſchreibungen paradiren, in allen Albums und Stammbüchern mit geziemend erbärmlichen Phraſen gemißhandelt, und von den Italienern ſelbſt beſonnetirt und beſtegreifdichtert werden — hört man den Nahmen des anmuthigen Stillplätzchens Santa Roſa kaum außerhalb der freundlichen Dörfchen, welche ſeine blühenden Geſtade bekränzen. Der Grund dieſer glücklichen Vergeſſenheit liegt wahrſcheinlich darin, daß die launiſche Göttinn Mode ihre Arme über dieß liebliche Fragment des Landes, „wo die Citronen blühen," noch nicht heißhungerig ausgeſtreckt hat. Was könnte es auch ſonſt für einen andern geben? Die Gefahr der Reiſe iſt es nicht; denn die tyranniſche Göttinn Mode darf nur ihr Commandowort ausſprechen — und alle Räuber in den vielberüchtigten Abruzzen, ſammt den Beduinen Arabiens und den Corſaren der Barbaresken, mit ihren Dolchen und Speeren, würden es nicht hindern, daß Reiſekutſchen, Phätons und Pritſchka's voll lieblicher und zarter Geſtalten über Hals und Kopf nach dem fraglichen Orte zuſtürzten. Der Mangel an Bequemlichkeiten iſt es noch weniger; denn was ſind die meiſten Badeorte, als faſhionable Beyträge zu Krämpfen, Rheumatismen, und die große Kunſtſchule, die Börſen der Badegäſte durch eine Virtuoſität im Plündern auf die möglichſte Natureinfachheit zu reduciren? — Auch die Entlegenheit der Gegend möchten wir nicht als Urſache annehmen; denn die flatterhafte Göttinn liſpelt nur ein Wörtchen — und die Phantaſten ſpannen volle Segel auf, ſchiffen trotz Sturm und Brandung herum, machen dem Großherrn einen Morgenbeſuch, ſtreifen an den Geſtaden der Krimm, um bey dem Paſcha von Ägypten die Mittagstafel zu halten, nehmen das Deſſert bey dem Sultan von Nubien ein, und ſoupiren mit den Nachkommen der Königinn Sheba oder den Leuten im Monde. Wie demnach der See von Santa Roſa dem Schickſal entgehen konnte, von den Tauſenden und über Tauſenden beſucht zu werden, welche London allein jährlich nach dem gelobten Lande ſendet, läßt ſich nur daraus erklären, daß er bis jetzt noch nicht, einem ſogenannten — Liebhaber in die Hände gefallen. Aber er möge darum die

Hoffnung nicht aufgeben! Ehe ein Dutzend Jahre über ſeinen ſtillen und klaren Spiegel dahinſchweben, wird vielleicht eben dieſer Spiegel, zu ſeiner eigenen Verwunderung, auf der einen Seite ein hôtel de quatre nations reflectiren, groß genug, um eine badende Armee einzuquartieren, auf der andern Seite ein paar Nußſchalen, die man Badeſtuben titulirt, auf der dritten ein weitläufiges Fabriksgebäude mit Stühlen und Dampfmaſchinen ohne Ende, und auf der vierten endlich, um die Ronde zu vollenden, einen ſogenannten Urſprungsbrunnen von eleganten Herren und ſchmachtenden Damen umlagert, die mit gar merkwürdigen Mienen die Becher zum Munde führen. Eine Promenade von einem paar halbgrünender Bäumchen mit Elegants, Hageſtolzen, Witwen, Blondſpitzen und ächten Shawls, und — ein Armenhaus aus einigen Löchern beſtehend, krönen dann das wunderſprühende „Santa-Roſa-Bad!“ Wenn die Seenixe davon träumt, wenigſtens im Mittelpuncte ihres Teiches von dem Modetreiben verſchont zu bleiben, ſo irrt ſich die gute Dame gewaltig. Nicht Ein Fiſch wird dann mehr eine ruhige Stunde haben, nicht Eine Woge des reizenden Santa Roſa je wieder im warmen Strahle der Mittagsſonne ſich ſpiegelnd Sieſta halten. Ewige Waſſerparthien werden ſich kreuzen, und die Dampfboote unzählige Furchen in ſeine Fläche wühlen, um neue Gäſte zu bringen, die eben ſo ſchnell gehen, als ſie gekommen. Schlüßlich jedoch wird ein Projectenmacher kommen, der mit dem Finger an der Naſe herausklügeln wird, die Gegend ſey ohne See weit mehr werth; er wird eine Actiengeſellſchaft bilden, und darauf zu Jedermanns Verwunderung lostrocknen, bis er den reizenden Santa Roſa mit ſeinen reichen Geſtaden und Lapis-Lazulibänken in einen gräulichen, ſtinkenden, verpeſteten Moraſt verwandelt haben wird, bis endlich die Mode ihr Antlitz wendet, und ihre Schwingen nach Äthiopien breitet, Hoſpiz und Hotel dem Ruin preisgibt, den Badearzt an den Bettelſtab bringt, den Projectenmacher ins Gefängniß und die verdorbene Bevölkerung als freylich etwas geſetzwidrige Tributnehmer an die Heerſtraße verſetzt, und endlich den kahlen bejammernswürdigen Seegrund dem Regen des Himmels, den Stürmen der Berge und dem Erbarmen der Natur überläßt, die ſeine Wunden liebend heilt, und ihn einſt eben ſo prächtig und reizend als früher geſtaltet.

Aber Calabrien, ſo verkannt es auch ſeyn mag, hat ſeine eigenthümlichen Erinnerungen, ſeine Sagen von Liebe, Haß, glücklichen und unglücklichen Abenteuern. Mögen auch einige Spuren ländlicher Rauhheit an dieſen Traditionen des Volkes haften, ſo haben ſie doch bey alle dem für den unverdorbenen Empfänglichen wenigſtens eben ſo viel Reiz, als manche Novelle, die Signor Sgricci *) durch unendliche Stanzen in den Hallen Roms improviſirt, oder die Signora Seraſina Taddei **), die zehnte Muſe von Neapel, in einem glänzenden Salon zur Guitarre liſpelt. Denn die wildromantiſchen Überlieferungen dieſes Landſtriches tragen meiſtens jenes originell ſchauerliche Gepräge, das den Zuhörer mit athemloſem Leben feſſelt und ganz zu dem eigenthümlich ausgeſprochenen Charakter jener ſchroffen Umgebungen geſchaffen erſcheinen.

2.

Vom Wirbel der Scylla bis zu dem fernſten Gipfel der Abruzzen flüſtert der Landmann noch geheimnißvoll den Nahmen Cosmo Calderini, bekreuzt ſich dabey, und ſieht des Abends dann inſtinctmäßig nach ſeiner Lampe, ob kein falber Wiederſchein im Lichte zu ſehen.

Cosmo war der Sohn eines Fiſchers von Santa Roſa im Beginne des achtzehnten Jahrhunderts, und hatte ſich durch ſeinen perſönlichen Muth, durch eine Art natürlicher Überlegenheit bey allen Geſchäften und kühnen Unternehmungen des Fiſcherdörfleins einen gewiſſen Ruf erworben. Er hatte eine der intereſſanteſten italieniſchen Phyſiognomien, und obwohl ſeine Erziehung gänzlich vernachläſſigt war, ſo wußte er ſelbe doch durch eine Art von natürlicher Gewandtheit zu erſetzen, die ſeinen Landsleuten eigenthümlich zu ſeyn ſcheint. Seine Geſchicklichkeit aber erſtreckte ſich nur auf gewiſſe Zweige; ſo war er einer der beſten Schützen im Dorfe, während er ein untauglich gewordenes Netz nicht wieder herzuſtellen wußte, und hatte auch wenig Glück im Fiſchfange. Doch war er immer geſchäftig. Die einheimiſche Vorliebe für Muſik herrſchte ganz in ihm, und ſeine Guitarre wurde bey allen Heiligenfeſten und Hochzeiten in Anſpruch genommen. Er war der Barde, der Redner, der Kämpe des Dörfchens, doch durchaus kein Fiſcher. Er zerbrach ſich ſchon ſeit langer Zeit den Kopf, wozu er eigentlich am beſten tauge, als ihn die Feueraugen einer ſiebzehnjährigen Ragazza, ſchlank wie ein Reh und ſtarkgeiſtig wie die Mutter der Gracchen, ihm glücklich auf die rechte Spur halfen.

Die liebliche Tacinta war eben aus einem Kloſter

*) Ein bekannter Improviſator.

**) Gleichfalls als Siegreifdichterinn in Italien gefeyert, von deren Ruhme eben noch alle italieniſchen Blätter erfüllt waren.

in Lodi heimgekommen, wo ſie Augenzeuge eines Sturmes von Catinat's berüchtigtem Regimente auf dieſe Stadt geweſen war. Sie floh weniger, als ſie vom Wirbel der Fliehenden mit fortgeriſſen wurde.

Aber der Flitter der glänzenden Kriegsleute hatte dem Mädchen den Kopf verrückt, und ihr für immer den Geſchmack für das ländliche Stillleben geraubt.

Kaum war ſie drey Tage im Dorfe, ſo war Cosmo nicht mehr Herr ſeines Herzens. Vergebens ſpannte er alle Netze aus, um das Goldfiſchlein zu fangen; ſchon die nächſte Woche wies ſie ihn geradezu, entſchieden, ja verächtlich zurück, und Cosmo war troſtlos. Hätte ihm ein Mann dieſe Schmach angethan, er hätte es nicht geduldet; aber ſo knirſchte er und ſchwieg.

Bald geſellten ſich zu den Qualen verſchmähter Liebe auch jene der Eiferſucht. Ein Dragoner ritt mit Depeſchen an den Gouverneur von Calabrien durchs Dörflein, und fing ſich in Tacinta's Flammenaugen, während er ſein erſchöpftes Roß fütterte. Der Dragoner war ein Mailänder — eine ſtattliche Geſtalt, und ſein Helm, ſein Säbel und ſeine Piſtolen, alles blank geputzt und flimmernd, erweckten neuerdings in der feurigen Brünette die einmahl gefaßte Vorliebe für ſchmucke Soldaten. Er, ſeinerſeits, brauchte nicht mehr Zeit, als nöthig war, ſeine Maccaroni zu verzehren, um über Hals und Kopf in das Mädchen verliebt zu ſeyn. Mochte der Kampf ſich verzögern, oder der Krieg ſich vor die Mauern Turins hinwälzen, mochte die franzöſiſche Flotte landen oder ſcheitern — der Dragoner ſaß unbekümmert und fröhlich plaudernd unter der friſchen Epheulaube vor dem Gaſthauſe. Sein Herz brannte lichterloh. — Sicherer war ſeine Depeſche bewahrt, denn dieſe ſchlummerte ruhig in ſeiner Taſche.

(Die Fortſetzung folgt.)

Byron sul Lete.

(Überſetzung des Gedichtes: „Byron am Lethe," aus den epiſch-lyriſchen Dichtungen von Ludwig Aug. Frankl.)

„Dov'è Lete torvo nocchier,
Dell' obbliar porto beato?"
„„Là spuma essa in scuro rivier.""
E l'ombre spariscon rato.

I lassi di vital pena
A beve la felice onda,
I desio caldo mena
Che pace ed obbliar gronda.

Alla ripa va uno muto,
Il ricordar degli affanni,
A scemar del lutto,
E della vita gl' inganni.

Rege la mano alla bocca,
È potator forte ladro, —
E dall' imo fondo scocca
Di suo viver un quadro.

E dall' orlo delle labbra
La mano cava ritira,
Chè al sorriso il miro l'apra
E il terren mondo rimira.

„Tu solo, degli altri di più
Biancheggiante scarne viso
Non bevi, non vuoi gir più
Tu mesto nel paradiso?"

Byron.

„„Tutto che il cuor umano fende
Muore nell' onda di quel rio,
Anche l'amor che in luce splende —
Un momento — Non bevo io!""

Battista.

Byron am Lethe.

„Dunkler Fährmann, wo iſt Lethe,
Des Vergeſſens ſel'ger Port?"
„„Dort ſchäumt ſie im dunklen Beete!""
Und die Schatten ziehen fort.

Sehnſucht treibt die Schmerzensmüden
Zu des Hafens ſel'ger Fluth,
Und Vergeſſenheit und Frieden
Schlürfen ſie mit gier'ger Gluth.

Einer nahet ſtumm dem Strande
Zu vergeſſen Lebensqual,
Zu vergeſſen ſeine Bande,
Was das Leben höhnend ſtahl.

Und er bringt die Hand zum Munde,
Iſt ein Zecher kühn und wild:
Da tritt aus dem Hintergrunde
Seines Lebens ihm ein Bild.

Und die Hand, die tief gehöhlte,
Sinkt ihm von der Lippe Rand,
Und es lächelt der Gequälte,
Blickt zurück in's Erdenland.

„Du nur, bleicher als die Andern,
Eingeſtürzter dein Geſicht,
Willſt nicht nach Elyſium wandern,
Du, der Düſterſte, trink'ſt nicht?"

Byron.

„„Alles ſtirbt in dieſer Welle,
Was das Herz des Menſchen bricht,
Auch der Liebe Roſenhelle —
Ein Moment — Ich trinke nicht!""

Notizen.

Correspondenz-Nachrichten.

Breslau, den 22. November 1833.

Ihr Wiener Liebling Wild ist die freundlich strahlende Abendsonne am Pichl'schen Theaterhimmel geworden. Bereits der dritte Cyclus seiner Gastspiele hat begonnen, und stets gleicher Erfolg läßt auch einen vierten hoffen und wünschen, wenn nicht das neidische Berlin früher ihn uns entreißt.

Manche der hiesigen Recensenten sind durch Wild's Auftreten in einen wirklich verzweifelten Zustand versetzt. Sollen sie dem gesammten Publicum, welches an ihm (salva venia) einen Narren gefressen hat, widersprechen? Oder, sollen sie einen Sänger loben, der kaum das Recrutenmaß eines Grenadiertambours mißt, nicht immer im Dialog seine südliche Herkunft zu verläugnen weiß, und sich erkühnt, manche Parthie so originell, gediegen und geistvoll zu singen, als wäre er kein Schüler einer hiesigen Musikschule; der noch weiter geht in der Anmaßung, indem er die Parthien individualisirt, und glücklich sich bestrebt, jeden Abend ein anderer zu erscheinen?

Man überzeugt sich immer mehr, mein theurer Freund, wie unendlich schwer es Vielen wird, Vorzüge, Verdienste, Schönheit, Tugend zu erkennen und der Eminenz zu huldigen; während jeder Schulknabe tausend Worte zum Tadel findet, und das Unschöne jedem Pinsel in die Augen springt.

Seit meinem letzten Schreiben trat Wild wieder auf: als Othello, Zampa, zweymahl als Fra Diavolo, Almaviva, Johann von Paris, Don Juan, Murney, Tamino, Hüon, Georg Brown, zweymahl als Licinius, Armand und zweymahl in einer Scene aus Auber's „Braut."

Derselbe Abderitismus, welcher in dem trefflichen Jäger keinen Vorzug und keine Tugend erkennen wollte; der mit ächtem Krähwinkler Hochmuth dem Urtheile von Wien und Berlin Hohn sprach, findet jetzt Unendliches an Jäger zu loben, um an Wild tadeln zu können. Lasen mehr als 70 Personen eines dieser Journale, so thäte es wahrlich noth, einen Streifzug gegen diese Bönhasen zu beginnen. Allein Kampf gegen solche Journalistenspaßmacherey wäre eine Sünde. Ist doch Einer derselben naiv genug zu bekennen, daß Wild's Fra Diavolo, Zampa, Almaviva, Don Juan ꝛc. ihn nicht im mindesten gerührt habe. Will der Mensch gerührt seyn! Den rührte es gewiß, wenn Don Juan am Ende den steinernen Gast hübsch ordentlich um Verzeihung bäthe und bessern Lebenswandel verspräche. Für solche musicalische Recensenten gibt es eigentlich keine Oper außer die „Hussiten vor Naumburg" und „Herodes vor Bethlehem;" man wird selbst gerührt, wenn man solcher Rührung gedenkt.

Das edle Metall der Stimme, Feuer des Ausdrucks und intensive Lebendigkeit der Verbindung des Spiels mit dem Gesang erheben selbst jetzt noch seinen Almaviva, Murney, Tamino unter die merkwürdigen Theatererscheinungen, obgleich jeder Gesangskundige bemerkt, daß sie für ein anderes Diapason und für eine andere Weise ursprünglich berechnet sind. Das Genie überwindet alle Schwierigkeiten, und weiß das Feindlichste und Widerstrebendste zu verschmelzen, zu versöhnen, oder wenigstens mit seinem immer und überall unwillkührlich honorirten Stempel ihm Glauben und Bewunderung zu verschaffen. In der weißen Dame dürfte das Soldatenlied: Komm holde Dame, und das Avenel'sche Thema nicht wohl von irgend einem Sänger markiger, wärmer und pikanter vorgetragen werden können; dasselbe gilt von Johann von Paris. An einer gewissen sentimentalen, schmelzenden Concertvirtuosität überbiethen ihn manche Sänger, welche sonst nicht werth sind, die Schuhriemen ihm aufzulösen. Sein Licinius ist die Weihung des Liebesbundes zwischen Mars und Venus. Son Romano ed amante! tönt jeder Laut aus seiner Brust. Ein edles Meisterstück! Jedoch, damit das errare humanum nicht vergessen werde, ertönt zweymahl in der Oper ein unschönes Überschlagen in ein sehr heterogenes Falsett. Ein Meistersänger sollte billig solche Mittelchen den Diis minorum gentium überlassen, und mit Stolz aussprechen: non omnia possumus omnes. Die fatigantesten und barrocken Sätze des Hrn. Hüon strömen voll und leicht und verständlich aus seiner Kehle, und so eindringlich, daß jeder merkt, sie kommen von tiefer Brust herauf. Ich kann trotz vieler traits de Génie niemahls mit diesem Weber'schen „Oberon" mich versöhnen und finde selbst in dem alten Wiener Oberon manches anmuthiger, natürlicher, romantischer, gesünder. — „Don Juan" hatte für die Breslauer einen eigenen Reiz dadurch gewonnen, daß der Liebling Wiedermann wegen plötzlicher Desertion des jungen Bassisten Dettmer den Leporello übernommen hatte. Er zog sich als Meister aus der Affaire, und Wild entzückte im Duett mit Zerline, im Champagnerlied und Ständchen in so hohem Grade, daß gewiß eine Repetition mit schönem Erfolge gegeben wird, wenn gleich der natürliche Bariton und Baßklang durch diese Besetzung in allen Ensembles verloren geht. Solche Erscheinungen machen auch den Laien auf den Unterschied der Qualität der Stimme aufmerksam und auf das Widersinnige in manchen Convenienze teatrali der deutschen Bühne, welche leider so oft noch den Vollgenuß mancher Composition stören, und nicht selten die schönsten Stimmen vorzeitig zu Grabe fördern.

Darüber ließe sich viel sagen, wenn etwas wesentlich Nützliches damit gesagt werden könnte, aber mit Worten kann dem deutschen Theaterjammer nicht abgeholfen werden.

Im Allgemeinen geht es bunt genug zu bey einer scheidenden Theaterdirection. Wild hat das Ganze bis jetzt ehrenvoll aufrecht erhalten. Für den Rest des Jahres werden hoffentlich die Alpensänger, der Tausendkünstler Alexandre, Hr. Kunst, und will das Glück gut, die Damen S. Heinefetter und Schröder-Devrient das Ihrige thun, damit Hr. Pichl so glänzend abtrete, wie er (dem hiesigen Publicum gegenüber) hier fünf Jahre unbestreitbar dirigirte. Der angehende Director (Hr. Haake) sitzt wahrlich nicht auf Rosen. Schwerlich wird das Publicum die Eleganz der Oper, die reizenden Occioni'schen und Kobler'schen Ballete, den Reichthum an Decorationen und Maschinerie vergessen. Indessen, nirgends ist mit dem Publicum besser auszukommen, als hier, so lange die 90,000 Menschen kein eigentliches Abendvergnügen haben, außer dieses Theater der Actionäre, welches die kleinste österreichische Provinzstadt nicht ein Jahr lang in ihrer Mitte dulden würde.

Dem ganzen herrlichen Österreich meine freundlichsten Grüße und Wünsche! Auf Wiedersehen!

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Im Comptoir des Oesterr. Beob. ist erschienen: Neuer Wandkalender in Placatformat für das Jahr 1834. Einfassung und Titelvignette von Hrn. Blasius Höfel gestochen. Kostet 24 kr. C. M.

Wochenblatt, Jahr 1881 — 3. November 1881

Der Wilde und die Kokosnuß.

Novelle von

Paul Heyse.

Der Wilde und die Kokosnuß. Novelle von Paul Heyse. Der Wilde und die Kokosnuß, das ist ein Thema, das sich nicht nur in Bilderbüchern, sondern auch in der Literatur von jeher großer Beliebtheit erfreut hat. Wer kennt nicht die Geschichte von Robinson Crusoe, der auf seiner einsamen Insel, nachdem er sich mit Hilfe seiner Flinte und seines Messers gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis er endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Paul und Virginie, die, nachdem sie sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatten, sich von Kokosnüssen nährten, bis sie endlich ihren Freitag fanden, der ihnen Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Max und Moritz, die, nachdem sie sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatten, sich von Kokosnüssen nährten, bis sie endlich ihren Freitag fanden, der ihnen Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Hänschen Klein, der, nachdem er sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis er endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Struwwelpeter, der, nachdem er sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis er endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Frau Holle, die, nachdem sie sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis sie endlich ihren Freitag fand, der ihr Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Rotkäppchen, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Aschenputtel, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Dornröschen, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Schneewittchen, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Rumpelstilzchen, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Tischlein deck dich, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Goldesel, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Knüppel aus dem Sack, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Daumesdick, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Hans im Glück, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Gevatter Tod, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Sterntaler, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Brüderchen und Schwesterchen, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Hänsel und Gretel, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Aschenbrödel, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Dornröschen, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Schneewittchen, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Rumpelstilzchen, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Tischlein deck dich, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Goldesel, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Knüppel aus dem Sack, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Daumesdick, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Hans im Glück, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Gevatter Tod, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Sterntaler, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Brüderchen und Schwesterchen, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Hänsel und Gretel, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk? Wer kennt nicht die Geschichte von Aschenbrödel, das, nachdem es sich gegen die Angriffe der wilden Kannibalen verteidigt hatte, sich von Kokosnüssen nährte, bis es endlich seinen Freitag fand, der ihm Fische fing und Ziegen molk?

das Schmettern der Trompete goß neuen Fieberbrand in ſein erhitztes Blut.

„Dieß ſind Männer, wie ſie ſeyn ſollen,“ ſprach er dumpf, „Männer, die für ihr Vaterland, für Ehre, Ruhm und Glück kämpfen — und ich ſoll in dieſem elenden Winkel mein Leben hinbringen! Welch ungerechte Willkühr des Schöpfers, den Menſchen mit eiſerner Hand dorthin zu bannen, wo ſein innerſtes Gefühl widerſtrebt!“ Er war in Betrachtung der vollen Mondesſcheibe verſunken, die wie verklärend am tiefblauen Himmel ſtand. Gefühle einer ungemeſſenen Aufregung zuckten durch ſein Gemüth und die Geſtalten ſeiner unheimlichen Phantaſie ſchienen ſich zu verkörpern. Es zogen glänzende Heerſchaaren an ihm vorüber, an deren Spitze er ſich ſelbſt im blanken Kriegerſchmuck erblickte, er hörte Trompetenſchall, ſchaute Schlachten in all ihrer geträumten Großartigkeit und ſchwelgeriſche Siegesmahle in all ihrer Üppigkeit, — kurz dieſe Erſcheinungen umſchwebten ſein ganzes Bewußtſeyn, und entrückten ihn auf einen Augenblick dem Gefühle ſeiner gegenwärtigen Lage.

Plötzlich ſchreckte ihn eine rauhe Stimme auf, die ihn anrief. Er blickte auf und vor ihm ſtand ein Reitersmann, der über den See geſchifft ſeyn wollte. Cosmo wandte ſich, und ein Mondesſtrahl fiel auf des Reiters Antlitz — es war der Dragoner, ſein Nebenbuhler. Rache war der erſte Gedanke des Fiſchers. Er ſchlug ſein Ruder in's Waſſer, trieb an's Geſtade, und die Hand an ſein Meſſer gelegt, erwartete er nur den erſten Schritt des Dragoners in's Boot, um ihn zu durchbohren, und ſich ſo von dem verhaßten Nebenbuhler mit Einem Mahle zu befreyen. Aber der Soldat hatte mit ſich, ſeinem Gepäcke und ſeinem Pferde ſo viel zu ſchaffen, ſo viele Riemen zu binden und zu ſchnallen, ehe er das treue Thier in's Boot führte, und ſo viele Flüche auszuſtoßen, bis er es dahin brachte, daß Cosmo's neuentflammte Wuth wieder erkaltete. Sein Dolch durfte ruhig in der Scheide weilen, und das Einſteigen des Dragoners in das Boot wurde von keinem andern Ereigniſſe begleitet, als daß der Kahn ob der neuen ſchweren Laſt ſchwankte, und die klare Fläche des Sees zu unzähligen wie Phosphor leuchtenden Wellen reizte. Jedoch die gute Laune des Reiters hatte auch ihren Antheil dabey, wenn der Fiſcher und ſeine Waffe ruhig blieben. Jener ſprudelte vor Luſtigkeit über. „Dieſe Nacht,“ rief er, ſich fröhlich die Hände reibend, „muß mich zum Officier befördern, wenn ich jemahls meinen Schnurbart gut ſoldatiſch zu wichſen verſtanden. Mit Hülfe meines wackern Roſſes und eines tüchtigen Galoppes habe ich den Gouverneur noch vor dem Abendeſſen erreicht, ihm die Depeſche übergeben, und bin nun um einen Beutel voll Piſtolen mehr werth als jemahls, wenn ich in's Trinken kam. Sagt mir, wie weit iſt von Ventilone hieher?“

„Ventilone,“ entgegnete ſein Zuhörer, „wohl zwanzig Meilen für einen Fußgänger. Ihr werdet doch nicht dort mit dem Gouverneur geſprochen haben, ihr müßtet euch denn aus Zeitvertreib in einen Vogel oder in eine Kanonenkugel verwandelt haben!“

Der Dragoner brach in ein lautes Gelächter aus.

„Mein guter Fährmann,“ ſagte er noch lachend, „wäreſt du etwas anderes als ein Fiſcher, ich würde mich gewaltig über dich ärgern. Wir Dragoner, und insbeſondere wir, die wir die Ehre haben die Leibwache des Herzogs von Savoyen — den Gott beſchützen möge — zu bilden, wir machen uns nichts daraus, in einer Nacht eine halbe Provinz zu durchreiten. Aber mein Geſchäft für dieſes Mahl ſoll erſt jetzt beginnen. — Wie weit denkſt du wohl, muß ich ſeyn, ehe der Tag anbricht?“

„Nachdem zu berechnen, wie Ihr zum Gouverneur geritten ſeyd,“ bemerkte Cosmo mit ſpötiſchem Lächeln, „müßt Ihr dann wenigſtens in Neapel ſeyn!“

„Ha, ha! Signor Fiſcher!“ rief der joviale Dragoner mit abermahligem brüllenden Gelächter, „du mußt die Welt erſt ein wenig anſehen, denn jetzt haſt du wahrlich noch ſehr ſchwache Begriffe von ihr. Nach Neapel? — Ich wette dieſe Börſe mit Goldfüchſen,“ — und er warf ſie in die Höhe — „bis morgen früh muß dieſe Depeſche auf des Generals Tiſche in Turin liegen!“

Es war nun an Cosmo in ein gewaltiges Gelächter auszubrechen, und er überließ ſich dieſem fröhlichen Hange nach Herzensluſt. Aber der Dragoner ließ ſich dadurch keineswegs irre machen, noch erzürnte er ſich darüber, ſondern er beſtand ganz kaltblütig auf der Wette, und zum Zeichen, daß er es ernſtlich damit meine, warf er die volle Börſe zum Unterpfand in die Hand des Fiſchers. Mittlerweile war die Überfahrt zu Ende, der Hengſt wieherte und ſtampfte bereits auf feſtem Boden, das Gepäck war aufgebunden und der ſchmucke Reiter ſaß einen Augenblick darauf im Sattel.

„Morgen Nachts um dieſe Zeit,“ fuhr er zuverſichtlich fort; „ſiehſt du mich wieder, vorausgeſetzt, daß ich auf euern ſchlechten Wegen nicht den Hals breche, oder in einem eurer Sümpfe erſticke. Ihr Calabreſen habt, dem Teufel ſey's gedankt, Überfluß an dergleichen Vor-

trefflichkeiten. Lebe wohl!“ Er gab ſeinem Gaule die Sporne, hielt aber in demſelben Augenblick das Pferd wieder an. „He,“ rief er, „da hätte ich bald das Beſte vergeſſen! du warſt, glaube ich, unwirſch über die ſchwarzäugige Dirne drüben in der Locanda. Mach dir deßwegen keinen Kummer. Du biſt ein zu ehrlicher Junge, als daß ich dir das Forellchen aus dem Netze haſchen ſollte, obſchon es ein höchſt verdienſtliches Werk wäre, einen hübſchen Burſchen wie dich, der einen ſtattlichen Leibgardiſten vorſtellen könnte, von einer Verplemperung abzuhalten, die ihn auf Lebenszeit, wie einen Kettenhund, an die Thüre einer Dorfſchenke feſtnageln würde. Indeſſen meinetwegen ſollſt du das Mondgeſicht beſitzen, ich wünſche dir von Herzen Glück dazu. Addio.“ Hiemit ſchwenkte er ſeine Hand, ſetzte die Sporne tief ein, ſchnalzte fröhlich mit der Zunge, und flog dahin wie ein Pfeil vom Bogen.

(Die Fortſetzung folgt).

Grabſchrift eines gallichten Recenſenten.

(Von ihm ſelbſt.)

Hier lieg' ich nun. Mein Handwerk war das Beißen,
Ich trieb es immerfort, und ruhte nie;
Jetzt werde ich von Würmern ganz zerbiſſen,
So gibt's im Tode noch Homöopathie!

C. F. Müller.

Die Jägerameiſen

Das kürzlich in England herausgekommene Werk: **Domestic Manners and Society in the West-Indies**, theilt über dieſe Thiere Folgendes mit: Eines Morgens wurde meine Aufmerkſamkeit in Laurell Hill (Trinidad) durch eine Schaar ſchwarzer, den Krähen, wiewohl kleiner als dieſe, nicht unähnlicher Vögel gefeſſelt, die auf einem Kalebaſſenbaum unfern der Küche ſaßen. Ich fragte einen eben aus dem Garten heraufkommenden Dienſtbothen, was wohl die Urſache des Erſcheinens ſo vieler ſchwarzer Vögel ſeyn könne, und erhielt die Antwort, daß dieß ein Anzeichen von Gottes Segen ſey, und daß noch vor Mittag die Ameiſen kommen und die Häuſer ſäubern würden. Ich wurde in dieſem Augenblick zum Frühſtück gerufen, und da ich die erhaltene Auskunft für abergläubiſch hielt, ſo achtete ich nicht weiter darauf. Ungefähr zwey Stunden ſpäter ſah ich eine ſo ungewöhnliche Anzahl Ameiſen auf dem Boden des Zimmers kriechen, daß meine Kinder davon beläſtigt wurden, und ſich ſo auf den Tiſch ſetzten, daß ihre Füße den Boden nicht berührten. Die Ameiſen krochen zwar nicht an mir herauf, aber ich war ganz von ihnen umringt. Bald darauf waren auch die Wände von ihnen bedeckt, und dann fingen ſie an von Tiſch und Stühlen Beſitz zu nehmen. Ich dachte, es ſey nun Zeit, in ein anſtoßendes Zimmer zu flüchten, das nur durch einige aufwärts führende Stufen von dem getrennt war, in dem ich mich befand, und dieß geſchah mit der größten Vorſicht, denn hätten wir eine zertreten, ſo wären wir auf der Stelle beſtraft worden. Es befanden ſich bereits mehrere Ameiſen auf den erwähnten Stufen, doch waren ſie hier noch nicht ſo zahlreich als in dem Zimmer, das wir verlaſſen hatten; allein das Zimmer ſelbſt, in das wir uns begeben wollten, both den ſeltſamſten Anblick, denn nicht nur Fußboden und Wände, ſondern auch die Decke waren mit Ameiſen bedeckt. Das ſchlecht zuſammengefügte Gebälke eines weſtindiſchen Hauſes biethet ſtets einer Unzahl von Inſecten, beſonders aber Kakerlaken, Schlupfwinkel, deren letzte Stunde jetzt gekommen war. Die Ameiſen kletterten in dicht geſchloſſenen Reihen, als ob es in die Schlacht ginge, das Gebälk hinan und warfen die Kakerlaken ihren Cameraden auf den Boden herab, die eben ſo regelmäßig anrückten, und nun mit vereinten Kräften die todten Körper außerordentlich ſchnell fortſchleppten. Die Kakerlaken wurden entweder von den Ameiſen todtgeſtochen oder durch den Fall getödtet; die Ameiſen hielten ſich nicht auf, um ihre Beute zu verzehren, ſondern ſchleppten ſie in ihren Bau. Die Fenſter des Zimmers nach der Windſeite waren von Glas, und nun entſpann ſich ein Gefecht zwiſchen den Ameiſen und den weſtindiſchen Weſpen (jack-spaniards) auf den Glastafeln. Dieſe ſind zweymahl ſo groß als eine gewöhnliche Weſpe, und ihr Stich verhältnißmäßig ſchmerzhafter. Sie bauen ihr Neſt in Bäumen, alten Gebäuden und zuweilen zwiſchen die Dachſparren. Dieſe waren indeß keine ſo leichte Beute, denn ſie bedienten ſich ihrer Flügel, was keiner der Kakerlaken verſucht hatte. Zwey auf dem Fenſter hart verfolgte Weſpen flüchteten ſich auf das Kleid eines meiner Kinder, dem ich zurief ſich ruhig zu halten. In unglaublich kurzer Zeit waren mehrere Ameiſen an dem Kinde emporgekrochen, umringten und bedeckten die beyden Weſpen, und kletterten dann, ohne dem Kinde das mindeſte Leid zuzufügen, ihre Beute nach ſich ziehend, wieder herab.

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

Schauspiele.

Nathan der Weise, von G. E. Lessing.

(Dargestellt im k. k. Hofburgtheater.)

Dieses didactisch-dramatische Gedicht, wie es Prof. Engel nennt, ist als der Brennpunct zu betrachten, der alle Strahlen der Verstandes- oder Reflexions-Poesie vereint, wie sie im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, durch Leibnitzens Lehre angeregt und gepflegt, die philosophische Weltanschauung der damahligen Zeit repräsentirte. Lessing legte in diesem Gedichte die Resultate seines thatenreichen Lebens und seiner Forschungen, gedrängt und gesammelt, in kostbare Juwelen umgesetzt, in ein harmonisches Ganzes geordnet, nieder*)! — „Fontenelle sagt von Newton," schreibt Mendelssohn in einem wenig bekannten Briefe an den Münzdirector C. Lessing, „er machte sein Weltsystem bekannt, und — starb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit ähnlichem Rechte von ihm sagen können: er schrieb Nathan den Weisen und — starb." —

So wenig Lessing die Absicht hatte, dieses eine Welt von Ideen umfassende Gedicht den Schranken und Anforderungen der Bühne anzupassen, und so wenig Charaktere, die größtentheils meditirend sich aussprechen, weniger aber handelnd dem Auge sich darstellen, für die mimische Verkörperung geeignet zu seyn scheinen; so ist dennoch die Wirkung in der Darstellung groß und ergreifend. Wird das Herz auch nicht unmittelbar gerührt, so dringt doch der goldene Stahl durch den Kopf in das innerste Leben, um desto dauernder seine Wirkung hervorzubringen. Da die Dichtung selbst, Eigenthum der Deutschen, im buchstäblichen Verstande, die gleichsam ihren Ideen und Gedanken assimilirt wurde, keine nähere Beleuchtung erfordert; so beschränken wir uns bloß auf einige Andeutungen, die Darstellung betreffend.

Nathan ist für Hrn. Anschütz wie geschaffen. Wo könnte dieser große Künstler seine tiefe Einsicht, die Klarheit und Harmonie der Rede, und endlich die Würde der Haltung mehr geltend machen als im Nathan, der seine große Seele einzig und allein im Worte offenbart? Selbst seine großherzige Resignation und edle Handlungen erzählt er uns. — Meisterhaft wie der ganze Charakter war, darf der Vortrag der Erzählung von den drey Ringen unübertrefflich genannt werden. — Mit ungemein vieler Zartheit und Anmuth, gehoben durch die liebliche äußere Erscheinung, spielte Dlle. Peche die Recha, so wie Hr. Löwe mit begeisternder Wahrheit den Templer. Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, Alles, was dieses einzige Wort enthält, aufzuzählen. — Mit vielem Adel stellte Hr. Korn den Saladin dar. Die Würde seines Vortrags wie seine harmonische Haltung waren gleich ausgezeichnet. — Unübertroffen steht Hr. Costenoble als Klosterbruder da. Wer diesen mit den zunehmenden Jahren an Vortrefflichkeit zunehmenden Künstler nur in dieser einzigen Rolle gesehen, kann den Kunstreichthum dieses Protheus genugsam ermessen. Höchst lobenswerth müssen endlich noch die Schauspielerinnen Lembert und Poller, und die HH. Koberwein und Wilhelmi in ihren Rollen genannt werden.

Letteris.

(Theater in der Leopoldstadt.) Zur Einnahme der Dlle. Caroline Planer wurde Schadetzky's Pantomime: „Der Zauberzweig, oder Pierot der lebendig Todte" neu in die Scene gesetzt.

Sonnabend den 23. November ging eine neue Posse mit Gesang in 2 Acten, betitelt: „Die dreyfache Heirath durch eine Schneelawine," mit Musik vom Capellmeister Wenzel Müller, spurlos über die Bretter. Wenn die in Rede stehende theatralische Erscheinung das Erstlingsproduct eines angehenden Bühnendichters wäre, hätte die Kritik die menschenfreundliche Verpflichtung auf sich, die Gebrechen zu rügen, dieselben durch Gründe zu unterstützen, um den Verfasser dadurch für die Zukunft vor gleichen Irrwegen zu warnen. Es würde sich nähmlich die Frage stellen, welch' sonderbare Begriffe der Dichter vom Komischen habe, und was er eigentlich unter der Benennung Posse verstünde? Denn, was soll wohl hier komisch seyn? das Sujet? der Dialog? die Situationen? die Charaktere der Personen? Wir haben den zureichendsten Grund, uns über getäuschte Erwartungen zu beklagen, da der Verfasser ein Veteran der localen Muse ist, welcher durch hundert von Erzeugnissen bewiesen hat, daß es ihm durchaus weder an Beruf noch an Geschicklichkeit fehlt, Genießbares zu liefern, in diesem Machwerke aber gewaltig unsere Discretion in Anspruch nimmt. Dieses Stück ist dermaßen fehlerhaft, daß es nur Ein Gebrechen genannt werden kann. Daher der mildesten Kritik nichts anderes erübrigt, als in generali den Stab zu brechen, um das Publicum mit Detaillirung eines uninteressanten Sujets und seiner flüchtigen Bearbeitung nicht zu ermüden. Da übrigens der Dialog mit dem Werthe dieses Stoffes Hand in Hand ging, die Musik eine eben so treue Begleiterinn war, so ist es wohl nicht zu wundern, wenn die Aufnahme dieser Ephemäre ganz lau blieb, und das Publicum sich nur auf die Bemühung der wackern Darsteller beschränkt sah. Dieselben leisteten auch wirklich, was unter solchen Umständen zu leisten war, denn das Spiel der Dlle. Jäger (Gretli), Mad. Schack (Sabine), Mad. Forster (Änneli), dann der HH. Scutta (Swendi), Fermier (Invalide), Brabbée (Arneld), die vorzugsweise beschäftiget wurden, war der einzige Anker, an dem sich das leck Schifflein erhalten konnte. Die Übrigen traten minder in den Vordergrund. Die imposante Schlußdecoration des ersten Actes, eine beschneyte Gebirgsgegend vorstellend, fand allgemeinen Beyfall, und erwarb dem verdienstvollen Theatermahler, Hrn. Mich. Mayer, wegen Abwesenheit von dem Director Hrn. von Marinelli repräsentirt, die Ehre des Vorrufens. Der Besuch war nicht außerordentlich zahlreich.

Joh. Nep. Hraschnigg.

---

*) Siehe Lessing's Schreiben an Mendelssohn am Ende der Morgenstunden, oder Vorlesungen über das Daseyn Gottes. Berlin 1785.

Concert-Anzeige.

Der Flötenspieler des k. k. Hofburgtheaters und Professor am hiesigen Conservatorium, Hr. Aloys Khayll, wird künftigen Sonntag den 8. December um die Mittagsstunde im Saale der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates ein Concert veranstalten, welches aus nachfolgenden Nummern besteht: 1. Ouverture. 2. Erster Satz eines neuen Doppelconcertes für zwey Flöten, von Anton Pfeiffer, vorgetragen von Hrn. Scheibl und dem Concertgeber. 3. Declamation: „Heilung." Gedicht von Egon Ebert, gesprochen von Dlle. Fournier, k. k. Hofschauspielerinn. 4. Erster Satz des A-moll-Concertes von Hummel, vorgetragen von Hrn. Henselt. 5. Lied: „Die beyden Nachtigallen," in Musik gesetzt für zwey Baßstimmen von Hrn. Hackel, gesungen von Hrn. Pöck, Sänger des k. k. priv. Theaters in der Josefstadt, und Hrn. Borschitzky, Sänger der k. k. Hofcapelle, auf dem Pianoforte begleitet von dem Compositeur. 6. Variationen für Harfe, Violoncell und Flöte, von Stadermann vorgetragen von Mad. Lorent, Hrn. Borzaga und dem Concertgeber. Eintrittskarten zu 3 fl. W. W. sind in der Kunsthandlung des Hrn. Diabelli und Comp. am Graben, und am Tage des Concertes an der Casse zu haben.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Weltkrieg und Amerika.

Von Dr. Hans Wagner.

Wenn man sich mit der Frage befaßt, in welcher Weise der Weltkrieg auf Amerika wirken wird, so muß man sich vor allem darüber klar sein, daß Amerika nicht nur ein Land ist, sondern ein Weltteil, ein Kontinent, der sich in seiner Ausdehnung von Norden nach Süden über 130 Breitengrade erstreckt, also über mehr als ein Drittel des Erdumfanges. Wenn man sich diese Ausdehnung vergegenwärtigt, so wird man sich sagen müssen, daß es unmöglich ist, daß ein Ereignis, das sich in Europa abspielt, auf alle Teile Amerikas in gleicher Weise wirken kann. Es ist ja auch bekannt, daß Amerika in seinen verschiedenen Teilen ganz verschiedene Interessen hat, daß es in seinen verschiedenen Teilen ganz verschiedene Bevölkerungselemente aufweist, daß es in seinen verschiedenen Teilen ganz verschiedene Ansichten und Meinungen gibt. Wenn man also die Frage aufwirft, wie wird der Weltkrieg auf Amerika wirken, so muß man sich vor allem darüber klar sein, daß man diese Frage nicht für ganz Amerika beantworten kann, sondern daß man sie für jeden einzelnen Teil Amerikas gesondert beantworten muß.

Wenn wir Amerika in seinen verschiedenen Teilen betrachten, so müssen wir vor allem Nordamerika, das heißt die Vereinigten Staaten, ins Auge fassen. Nordamerika ist ja das Land, das in seiner Bevölkerung, in seinen Interessen, in seinen Ansichten und Meinungen am meisten mit Europa verbunden ist. Nordamerika ist ja das Land, das in seiner Bevölkerung die meisten Elemente aufweist, die aus Europa stammen, das in seinen Interessen am meisten mit Europa verbunden ist, das in seinen Ansichten und Meinungen am meisten von Europa beeinflußt ist. Wenn also der Weltkrieg auf Amerika wirken wird, so wird er vor allem auf Nordamerika wirken.

Wenn wir Nordamerika betrachten, so müssen wir vor allem sagen, daß es ein Land ist, das sich in seiner Bevölkerung, in seinen Interessen, in seinen Ansichten und Meinungen in zwei Teile teilt, in einen Teil, der mit Europa verbunden ist, und in einen Teil, der mit Europa nicht verbunden ist. Der Teil, der mit Europa verbunden ist, ist der Osten, der Teil, der mit Europa nicht verbunden ist, ist der Westen. Wenn also der Weltkrieg auf Nordamerika wirken wird, so wird er vor allem auf den Osten wirken.

Wenn wir den Osten betrachten, so müssen wir vor allem sagen, daß er ein Land ist, das sich in seiner Bevölkerung, in seinen Interessen, in seinen Ansichten und Meinungen in zwei Teile teilt, in einen Teil, der mit Europa verbunden ist, und in einen Teil, der mit Europa nicht verbunden ist. Der Teil, der mit Europa verbunden ist, ist der Nordosten, der Teil, der mit Europa nicht verbunden ist, ist der Südosten. Wenn also der Weltkrieg auf den Osten wirken wird, so wird er vor allem auf den Nordosten wirken.

Wenn wir den Nordosten betrachten, so müssen wir vor allem sagen, daß er ein Land ist, das sich in seiner Bevölkerung, in seinen Interessen, in seinen Ansichten und Meinungen in zwei Teile teilt, in einen Teil, der mit Europa verbunden ist, und in einen Teil, der mit Europa nicht verbunden ist. Der Teil, der mit Europa verbunden ist, ist der Nordosten, der Teil, der mit Europa nicht verbunden ist, ist der Südosten. Wenn also der Weltkrieg auf den Nordosten wirken wird, so wird er vor allem auf den Nordosten wirken.

hieher!“ Hiemit knöpfte er ſein Wamms auf, und zeigte den herzoglich ſavoyiſchen Adlerorden, ſammt einem Belohnungsdecrete der ausgezeichneten Dienſte Gaſpar Gaſparoni's (dieß war ſein Nahme), ebenfalls von dieſem Morgen in Turin datirt. „Dieß Alles,“ ſagte er nun triumphirend, „wird doch endlich hinreichen, um dich zu überzeugen, du ewiger Zweifler, und dir zugleich beweiſen, daß in des Herzogs Dienſten alles ſeinen gebührenden Lohn findet. Geſtern war ich noch Gemeiner, heute bin ich Ritter, und morgen ein wohlbeſtallter Officier in der Armee.“

„Und was werde ich ſeyn?“ rief Cosmo unwillkührlich und ſchmerzlich aus.

„Ein prächtiger Fiſcher, ohne Zweifel!“ ſpottete der Reiter. „Je nun, es muß Menſchen für alle Stände geben, eben ſo gut Aale zu fangen und Pſalmen zu bethen, als Orden zu tragen und Heldenthaten zu verrichten. Und am Ende habt ihr friedlichen Leute noch den beſten Theil. So wirſt du, mein guter Fiſcher, noch in fünfzig Jahren ganz gemächlich hier ſitzen und Forellen angeln, während ich dann entweder ſchon Herzog oder todt bin.“

Jedes Wort fiel wie glühende Lava in die Seele des jungen Mannes. „Eben fällt mir etwas bey,“ fuhr der Dragoner fort, „du biſt mir noch einige Zechinen ſchuldig, es waren deren hundert und fünfzig in dem Beutel, den ich dir zurückließ. Wollen wir die ganze Schuld auf Einmahl ausgleichen?“ Cosmo hatte ſowohl auf die Wette als auf die Börſe ganz vergeſſen. Der Dragoner aber, ſein Stillſchweigen dem Umſtande zuſchreibend, daß er kein Geld bey ſich habe, both ihm an, mit ihm nach Hauſe zu gehen. Cosmo erſchrak, er ſchämte ſich ſeiner dürftigen Behauſung, und hätte den Beſuch gerne abgelehnt; aber der Dragoner war bereits auf dem Wege, und ehe Cosmo noch einen Entſchluß faſſen konnte, hatte jener ſchon den Holzweg gefunden, die kleine Brücke überſchritten, und ſaß unverſehens an der Thüre der Hütte, mit dem alten Vater in ein lebhaftes Geſpräch verwickelt, indeſſen ſeine Augen eine Unterhaltung zärtlicherer Art mit Jacquelina, der reizenden Schweſter Cosmo's, anknüpften. In bewunderungswürdig kurzer Zeit hatte er ſich zum allſeitigen Favoriten erhoben, und der alte Mann, verblüfft über die Menge von Sachen, die Jener geſehen, die Abenteuer, die er beſtanden, die Feſte und Feldzüge, bey denen er, nach ſeiner Ausſage, eine Hauptrolle geſpielt hatte, beſtand darauf, daß er die Nacht unter ſeinem Dache zubringen ſolle. Der Dienſteifer des Dragoners ließ etwas nach, und mit einem Blicke, der Jacquelina deutlich ſagte, dieſe Herablaſſung ſey bloß ihren Reizen zuzuſchreiben, nahm er das Anerbiethen an. Aber um Mitternacht hörte Cosmo das Pferd des Fremden vor der Thüre. Er erhob ſich ſchnell von ſeinem harten Lager und ſah den Dragoner bereits im Sattel und auf dem Puncte wegzureiten.

„Woher dieſe Eile?“ rief Cosmo.

„Mein guter Junge!“ erwiederte Jener, „Eſſen und Trinken macht träge, und ſo hätte ich bald vergeſſen, daß ich um Mitternacht (hier flammten ſeine Augen höher) ein Geſchäft habe, das kein Anderer für mich verrichten kann. — Was die Wette betrifft, ſo haſt du ſie verloren. Ich vermuthe auch beynahe, daß du meine Börſe verloren haſt. Nun ſo mag's drum ſeyn. Im Dienſte gewöhnt man ſich an ſo etwas. Wir verlieren heute Hunderte und gewinnen morgen Tauſende. Das verſchlägt nicht viel. Lebe wohl!“

Cosmo fiel ihm in die Zügel, und im edlen Selbſtgefühl ſeiner Redlichkeit ſagte er ihm, daß die Börſe verſchwunden ſey, er wiſſe nicht wie. Aber er wolle ſein Netz, ſein Boot und alles, was er beſäße, zu Gelde machen und ihm ſeinen Verluſt erſetzen, nur möge er ihm eine Friſt gewähren.

Jedoch der Krieger ſchüttelte ihm treuherzig die Hand, wie ein alter Camerad. „Da ſehe ich nur Einen Weg,“ ſagte er, „wie du mich bezahlen kannſt. Unſer Herzog will ſeine Leibwache vergrößern und ſucht hübſche ſchmucke Recruten. Du biſt ein ganzer Burſche, werde Soldat! denn, unter uns, ein Fiſcher iſt ein Bettelhandwerk für einen Jungen von deinem Anſehen und deiner Geſtalt.“

Cosmo's Herz ſchlug hoch auf. Seine Eitelkeit und ſein Ehrgeiz ſtürmten in ihm empor — aber was ſollte aus ſeinem alten von Mühſal erſchöpften Vater, was aus ſeiner Schweſter werden, zu jung und zu reizend, um ſich ſelbſt überlaſſen zu werden!

Der Dragoner kam dieſen Einwürfen zuvor. „Was deine Familie betrifft,“ ſagte er haſtig, „ſo mußt du dir deßwegen keine Scrupel machen. Denn erſtlich: werden ſie wahrſcheinlich die Börſe finden, deren Inhalt für ſie jahrelang ausreicht. Und in einem oder in ein paar Jahren wirſt du Officier ſeyn, und dann magſt du ſie mit dem Degen in Schutz nehmen, der ganz anders verſorgt, als Netz und Fiſchangel.“

Nur zu bereitwillig horchte der Jüngling auf die ſanften Reden des Verführers. Ein geſatteltes Roß ſtand — er wußte nicht durch welche Mittel — für ihn ſogleich in Bereitſchaft. Der Dragoner ſagte, es gehöre

einem Capitän, der es in Turin zurückgelassen hätte. Unverzüglich hob er den beynahe träumenden Fischer in den Sattel, schnalzte mit der Zunge — und dahin flog das Thier mit einer Blitzesschnelle, die den armen Cosmo vollends verwirrte. So stürmten die beyden Reiter ohne Aufenthalt über Berg und Thal rastlos fort, ohne daß an den Rossen auch nur die mindeste Erschöpfung zu bemerken gewesen wäre. Nichts unterbrach ihren rasenden, beynahe beflügelten Lauf. Um des Fischers Haupt drehten sich die Sterne, die ferne Alpenkette, Dörfer und Städte im bleichen Mondeslichte mit fast gespenstigen Reigen, bis der erste rosige Morgenschleyer am fernen Horizont aufdämmerte.

(Die Fortsetzung folgt.)

An Luise.

Mein Lied hast Du geküßt?
Ey, wie Du wunderlich bist!
Küsse mich; singst Du wieder,
In mir sind noch hundert Lieder.

Aug. Schilling.

Anekdote.

Bey einem Doctorschmaus ging es anfänglich sehr still und ernst zu. Hauptsächlich sprach ein Herr E... über Tafel, als wenn er auf dem Katheder stände, und unter andern äußerte er sich sehr pathetisch: „Die Vernunft ist das schönste Vorrecht des Menschen, es ist der Zügel, womit er seine Leidenschaften bändigen kann und soll."

Nach und nach, als die Gläser oft gefüllt und wieder geleert wurden, verwandelte sich dieser ernste Ton in einen heitern und der Doctorschmaus in ein lustiges Mahl. Herr E... hatte sich den Wein so gut schmecken lassen, daß er nach seiner Wohnung geführt werden mußte.

Den Tag darauf begegnete ihm Jemand, der auch an dem Schmause Theil genommen, auf der Straße; er redete ihn an und fragte ihn: „Wie befinden Sie sich nach dem gestrigen Festmahl?"

„So ziemlich!"

„Aber," fuhr der Erstere sarkastisch fort, „wo haben Sie denn gestern Abend Ihren Zügel gelassen?"

„Lieber Freund! den legte ich bey Seite, um desto besser trinken zu können."

Räthsel.

Wenn ich im Theater nächst dem Kärnthnerthore bin,
Ziehen Menschen strommeis zu Thaliens Tempel hin;
Bin ich aber im Theater nächst dem Kärnthnerthor',
Kommt kein Mensch dort hin, kein einz'ger Wagen fährt vor.

Heinrich Proch.

Notizen.

Schauspiele.

Im k. k. Hofburgtheater wurde zum ersten Mahle gegeben: „Der Buckelige," Schauspiel in fünf Aufzügen, nach Sheridan-Knowles bearbeitet von Joseph Wertheimer.

Wenn wir unsere Meinung später als gewöhnlich über dieses dramatische Product dem Publicum mittheilen, so geschieht dieß, weil wir uns durch mehrmahligen Besuch von seiner Wirksamkeit gerade auf das Publicum überzeugen wollten, nicht um eben auch unser Urtheil darnach einzurichten, sondern um eine Thatsache vor uns zu haben, die manche Bemerkung zur unläugbaren Wahrheit erheben dürfte. — Der Inhalt des Stückes läuft, wenn auch nicht eine Reihe von Jahren, doch eine weite Folge menschlicher Empfindungen und Umwandlungen durch, und gewinnt damit das Ansehen einer reichen Conturenzeichnung, wobey die Ausführung im Detail natürlicherweise nicht Statt findet, ja sogar die Harmonie einzelner Theile dem als verletzt erscheinen dürfte, der nicht das Ganze als solches recht ins Auge zu fassen, und sich auf jenen entfernteren Standpunct zu stellen versteht, welcher allein zur Beschauung von derley Gemählden als geeignet gewählt werden muß. — Miß Fanny ist die Pflegetochter des Sir Walter, welcher wegen seines natürlichen Gebrechens der Buckelige heißt, und als Anwalt die Geschäfte des Grafen von Rochdale besorgt, der plötzlich durch den Tod eines Vetters zu diesem Nahmen und einem unerhörten Vermögen gekommen ist. Walter erzieht seine Pflegetochter mit aller Sorgfalt, ja mit jener Art von System, welches bey späterer lebendigerer Erwachung von Gefühlen immer, bey guten Naturen nur für eine Zeit lang, bey schlimmer gearteten unwiederbringlich sich in seinen Lügen straft und als einseitig erweiset. Miß Fanny kennt nur das Land, nicht die Reizungen der Stadt; sie kennt nur die älterliche Liebe, nicht jene feurige des Temperamentes. Walter selbst hat ihr einen Gemahl ausgesucht, einen edlen Mann in gesetzteren jugendlichen Jahren. Baronet Clifford, den er auf frischer That seines vortrefflichen Charakters kennen gelernt. Fanny's unverdorbenes Gemüth fühlt sich zu ihm aus natürlichem Triebe gleich angezogen, ihr Herz liebt ihn. — Allein bald erwachen, indem der Zeitpunct der Reife nun herangekommen, wo auch das Unkraut im Sonnenstrahl der Liebe mit emporzuschießen pflegt, alle weiblichen Schwächen in ihrem begehrenden Gemüthe. Die Kunde, daß ihr Bräutigam unendlich reich sey, erweckt bey ihr erst die spielenden Wünsche, die sie, gleich Kindern, mit diesem Gelde befriedigen wolle, die Eitelkeit, die Putzsucht erwachen allmählig; und alle diese Keime eines vergnügungssüchtigen weiblichen Gemüthes wuchern üppig zum ästereichen Baume, als Fanny nun das Landleben verlassen, und die Stadt mit ihren tausend und tausend Reizen beziehen soll. Sie äußert ihre Vorsätze und Wünsche in etwas grellem, unbedachtsamen Ausdrucke zu ihrer Freundinn Helene, die Clifford zufälligerweise hört, und von dieser Stunde an seine Braut verläßt, sich also getäuscht in seinen schönsten Hoffnungen wähnend. Allein wahre Liebe wurzelt tiefer, als die leichten Schwachheiten, die bisweilen auch das edelste Gemüth, gleich Wölkchen vor der immer siegreichen Scene, zu trüben, zu verfinstern vermögen. Fanny fühlt sich durch diese

Verschmähung ihrer Person auf das äußerste gekränkt, sie stürzt sich nun erst recht in den Taumel der Vergnügungen, und als der Graf von Rochdale um ihre Hand anhält, und der durch Clifford's Zurücknahme seines Versprechens gleichfalls höchst aufgebrachte Sir Walter ihr zu dieser Verbindung räth, gibt sie ihre Einwilligung, mehr im Gefühle der ihr widerfahrnen und nun sich rächenden Kränkung, als auch nur der leisesten Liebe zu dem Grafen. — Clifford aber begegnet das Unglück, daß er durch das Wiedererscheinen eines todtgeglaubten Verwandten Rang und Reichthum vollends verliert, so daß er als Secretär in Dienste zu Rochdale treten muß, und dieser ihn als Abgesandten zu seiner Braut schickt, um einiges in Ordnung zu bringen. Diese Scene ist die meisterhafteste, grandioseste der ganzen Handlung. Wie Fanny ihren nie vergessenen Geliebten in der Erniedrigung erblickt, erwachen ihre edlen Gesinnungen um so mächtiger, jetzt will sie sein Weib werden, nach keinem Futter mehr verlangend, der früher in allzuheftigen Wünschen ihre Sünde gewesen. Allein der erbitterte Sir Walter scheint unerbittlich. Die Stunde der Verlobung mit dem Grafen muß noch am selben Tage gefeyert werden. Als Fanny nun auch in feyerlicher Versammlung ihre Weigerung erklärt, ihr Herz dem armen Secretär Clifford anbiethet, beyde zermalmt in Seelenangst dastehen, geläutert in ihrer Liebe durch unendliche Leiden, glaubt es Sir Walter genug, insbesondere, da Rochdale, durch einen herzlosen Gecken geleitet, von der Verbindung nicht abstehen will, und er erklärt, daß er selbst der rechtmäßige Graf Rochdale und Besitzer aller Güter sey, daß sein Vater ihn wegen seiner Mißgestalt von der Erbschaft vorläufig ausgeschlossen, nun aber der Fall eingetreten sey, wo er seinem verstorbenen Verwandten rechtmäßig folge, und daß der arme Clifford jetzt die reiche Gräfinn zur Gattinn haben solle, um die er ihres und seines Fehlers halber so viel geduldet.

Das Publicum befand sich am ersten Abende der Vorstellung dieses Stückes beyläufig in demselben Falle, und auch in seiner Stimmung eben so geartet, wie ehemahls bey Raupach's „Vormund und Mündel.“ Es fühlte die überaus großen Schönheiten des Werkes, wurde aber durch einiges Fremdartige in diesem Vergnügen gestört, das nicht zum begeisterten Ausbruche, eben weil es nicht ganz ungetrübt war, kommen konnte. Die späteren Wiederhohlungen, wobey aber auch einige zweckdienliche Kürzungen vorgenommen worden sind, hatten alle ein günstigeres Geschick, und blieben bis zur neuesten Zeit fortwährend sehr besucht. Sollte bloß einiges Ungewöhnliche in der äußern Form, nur das etwa dem Engländer besonders Eigenthümliche diese erste Befremdung beym Publicum erregt haben? Wir glauben nicht. Der Grund liegt tiefer. Unser Publicum hat wahren Tact, ich möchte ihn Instinct nennen, für das eigentlich Dramatische, das ohne Zweifel nicht in kühnen Umrissen besteht, als vielmehr in jener innigen, recht eigentlich individuellen Entwicklung des Lebens und der Charaktere, wo alles in ursächlicher Verbindung nicht allein steht, sondern auch so erscheint, wo man nicht von einem erhabenen Standpuncte, wie etwa im Epos oder in der Weltgeschichte, einen weiten Horizont zu überblicken braucht, sondern lieber einen Faden, ein Gewebe, der sich vom menschlichen Herzen spinnt, mit dem Mikroskope mißt und betrachtet. Dieß ist aber in gegenwärtigem Schauspiele nur in einzelnen, zwar schönen, mit seltener Meisterschaft behandelten Scenen der Fall. Über den Eindruck des Ganzen scheint das Publicum bey ersten Vorstellungen richtiger, schärfer, strenger zu urtheilen, weil die Seelenkräfte da mehr in Spannung sind, mehr Zweck und Ursache in ihrer entwickelnden Thätigkeit verlangen, während man bey wiederhohlter Anschauung, darüber im Reinen, mehr die Einzelnheiten würdigen kann, und was man dem Ganzen nachgesehen, von dieser und jener herrlichen Scene einzubringen weiß. Unsere Meinung ist, daß Stücke dieser Art immer nur schöne Ausnahmen, nie die Norm und Regel in der dramatischen Form und Art bilden sollen, zumahl nicht als Conversationsstücke oder Lebensgemählde, wo selbst die Handlung der Entwickelung von Charakteren nachsteht und nicht nöthig ist, daß viel geschieht, wenn es nur recht anschaulich, recht begründet geschieht. Eine andere Licenz genießt der Bearbeiter eines großen historischen Stoffes, wo Raum und Zeit sich nicht immer fügen wollen, dem Höheren, der Idee des Ganzen. Die Bearbeitung trägt noch Spuren einiger Ungewandtheit, nahmentlich in der Sprache, die, wie man zu sagen pflegt, für den Schauspieler mundrecht seyn soll.

Die Darstellung des Stückes gehört zu den gelungensten. Dlle. Peche und Hr. La Roche, als Miß Fanny und Sir Walter, haben ihre in der That glänzenden Künstlergaben in diesen Parthien entwickelt. Wir bewunderten das reiche Gefühl und zu gleich die liebliche Delicatesse dieser von Tag zu Tag höher sich schwingenden Künstlerinn, und waren recht eigentlich hingerissen in der großen schönen Scene, wo Clifford als Abgesandter bey ihr erscheint. Hr. La Roche stand als Walter auf gleicher Stufe von Vollkommenheit mit seinem bewunderten Pfleglinge. Ein so festes, markiges Colorit, als er seiner Rolle vom Anfange bis zum Ende gab, ein Interesse, das dieser geheimnißvollen Erscheinung, ohne eben bestechende Farben aufzutragen, durch bloße Natürlichkeit von ihm verliehen wurde, ist nur von einem Charakteristiker wie Hr. La Roche par excellence es ist, zu erreichen möglich. Da alle übrigen Parthien diesen beyden an Bedeutsamkeit weit nachstehen, außer die des Clifford, der von Hrn. Korn gegeben wurde, so führen wir ihre Nahmen als Lob der gelungenen Leistung an: Helene, Mad. Anschütz; Modus, Hr. Fichtner; Graf Rochdale, Hr. Weber; dessen Freund, Hr. Herzfeld; Franz, Hr. Wothe.

Ermin.

Concertanzeige.

Für morgen, den 8. December, veranstaltet der Capellmeister Hr. Franz Lachner um die Mittagsstunde im k. k. kleinen Redoutensaale eine musicalische Academie, worin er eine neue große Symphonie (in F) und den Schlußchor zum Oratorium: „Moses“ zur Aufführung bringt. Hr. Lachner ist als gediegener und gründlicher Componist zu bekannt und beliebt, als daß es mehr als dieser Ankündigung bedürfte, um die Musikkenner und Freunde zum Besuch dieser interessanten Unterhaltung zu vermögen. Es wird nicht vielerley, aber hoffentlich viel gebothen. Eintritts-Billete zu 1 fl. 12 kr. C. M. erhält man in allen Kunsthandlungen und am Concerttage an der Casse.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Im Comptoir des Oesterr. Beob. ist zu haben: Heinrich Cotta's, königl. sächs. Oberforstrathes ꝛc., Tafeln zur Bestimmung des Inhaltes der runden Hölzer, der Klafterhölzer und des Reisiges, so wie zur Berechnung der Nutz- und Bauholzpreise. Auf hohen Befehl Sr. Excellenz des Hrn. Ernest Grafen von Hoyos, k. k. obersten Hof- und Landesjägermeisters ꝛc., auf österreichisches Maaß reducirt und mit mehreren Zusätzen, zum Gebrauche für österreichische Forstmänner eingerichtet von Leopold Grabner. Kostet steif geb. 1 fl. 30 kr. C. M.

Der Sammler

Dinstag, den 148 10. December 1833.

Der Fiſcher von Calabrien.

(Fortſetzung.)

4.

Die reißend ſchnelle Bewegung, eine unter dieſen Umſtänden ſo natürliche Angſt und ein verworrenes Gefühl, von dem ſich Cosmo keine Rechenſchaft geben konnte, hatten ihn ſo betäubt, daß er, als er im Morgenſchimmer die Hauptſtadt Piemonts vor ſich ſah, alles Bewußtſeyn ſeiner Reiſe verloren zu haben ſchien, und ſich fragte, ob er Tage und Wochen, oder bloß einige Stunden auf dem Wege zugebracht habe. Es war ihm wie ein Fiebertraum entſchwunden, und nur Beklemmung und ein unheimliches, nahmenloſes Gefühl in ihm zurückgeblieben. Aber eine Anſicht eröffnete ſich vor ſeinen entzückten Blicken, die all' ſeine ſchlummernden Empfindungen erweckte. Im Buſen des reizendſten aller Thäler rang es ſich los aus den Armen der Nacht, das glänzende Turin, deſſen Schönheit in Italien ſprichwörtlich geworden, die ſtolze Palaſtſtadt. Thürme ſchoſſen wie lichte Flammen liebend zur aufſteigenden Sonne, weite Dome dehnten ihre köſtlichen Körper wie Goldgebirge empor, Marmorgebäude ſtrahlten gleich dem Kryſtallſchnee auf den Alpenketten, dazwiſchen ſchauten blühende Gärten wie verſchämte Mädchenköpfe hervor — es war ein wunderbares, mährchenhaftes Bild. Ein ungeregelter Strom der reinſten Wonne drang aus des Jünglings Bruſt, und er faßte unwillkührlich die Hand ſeines Begleiters und drückte ſie dankbar. In demſelben Augenblicke zog ein intereſſanterer Gegenſtand ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Denn der Gipfel der Bergkette — worauf ſich gegenwärtig das Meiſterwerk der Alpenarchitektur, das Mauſoleum der Könige von Sardinien erhebt, — begann ſich zu verhüllen. Cosmo ſtarrte den Horizont an, der ſich wie mit Donner umwölkte, und ſein Begleiter lächelte mit ſeinem gewohnten ſarkaſtiſchen Ausdrucke, aus Humor und Anmaßung gewoben.

„Ho," rief er, „ihr Fiſcherleute guckt immer nach dem Wind. Aber die Wolke auf dem Alten drüben iſt nicht ſo eine, die die Forellen ſchreckt. Es wird donnern, vielleicht auch blitzen, aber es iſt ein Donner der Menſchenmacht, ein Donner des Ruhmes, der Ehre und des Sieges. Er haucht die Narren und Faulen zu Tauſenden hinweg von der Oberfläche der Erde, und macht für wackere Leute Platz. Schau' einmahl hin, Fiſcher, und errathe mir mit deiner Wetterweisheit, von welcher Seite der Sturm übers Gebirge kommt."

Der Hohn in des Dragoners Worten war ſo ſtechend, daß Cosmo ſein Meſſer flammend aus der Scheide riß. „Hört," rief er höchſt gereizt, „jetzt iſt's genug! Warum muß ich mich immer und ewig einen Fiſcher ſchelten hören? Hab' ich nicht meinen See, meine Hütte, Vater, Liebchen und Heimath verlaſſen, um Euch zu fol-

gen, und bin nun bereit, alles zu unternehmen, was Ihr von mir begehrt!“ —

Bey dieſen Worten wurde des Reiters dunkles Antlitz geröthet, und ſein kühnes Auge erglühte triumphirend. „Bravo, du biſt ein ganzer Kerl!“ rief er, und betrachtete wohlgefällig die athletiſchen Formen des jungen Calabreſen, „aus dir kann man ſchon etwas machen! Aber ich kann nichts ohne deinen Willen thun,“ fügte er dumpf und beynahe tonlos hinzu, „mit uns muß der Menſch ſeinen eigenen Weg gehen, ſey es zum Guten — oder zum Böſen!“

Der Jüngling horchte nicht viel auf ihn, und fuhr lebendig fort: „Ich bin hieher gekommen und will Soldat werden. Will man mich in die Garde des Herzogs aufnehmen, — gut, wo nicht, wende ich mich an den nächſt beſten Werber, der einen tüchtigen Burſchen braucht.“

„Braviſſimo!“ ſchrie Jener, „du ſollſt in meine Compagnie eintreten. Ich wäre nicht im mindeſten verwundert, wenn ein ſo ſtattlicher Burſche die Augen des Herzogs oder ſeiner erlauchten Gemahlinn auf ſich zöge, und wenn du am Ende als ein wohlbeſtellter Hauptmann einherſtolzireſt, oder etwa gar ein Ehrenfräulein vom Hofe heimführen würdeſt!“ —

Gewaltiger Kanonendonner unterbrach jedes weitere Geſpräch. Wie das erderſchütternde Krachen des tobenden Heckla brach er aus dem Thale herauf, und hallte in tauſend entſprechenden Abſtufungen von den Berggipfeln nach. Eine dichte Rauchwolke verhüllte zu gleicher Zeit den ganzen Umkreis der Stadt, und als ſie ſich nach und nach erhob, zeigte ſich auf den Thürmen und Baſtionen Turins das hochflatternde Banner des Herzogs von Savoyen.

Wieder ſchwoll die Wolke um die Mauern empor, wie eine friſchgefallene Lawine von den Alpenhöhen, wieder rollte das Donnergebrauſe von Berg zu Berg, und brüllte ringsumher, bis der ganze Geſichtskreis in einem entſetzlichen Chaos von Feuer, Qualm und Finſterniß ſchwebte.

„Hier,“ rief jetzt der Krieger begeiſtert aus, „hier ſieht man doch etwas, was der Mühe lohnt. Gerade recht biſt du gekommen, Freund! Die Franzoſen unter Catinat belagern die Stadt. Das ſind wackere und tüchtige Leute im Gefechte, die keinen Pardon geben und nehmen; aber ſie werden ſich dennoch die Köpfe blutig rennen. Zehntauſend von dieſen prächtigen Jungen, die den Mond ſtürmen wollten, wenn ſie nur Leitern dazu hätten, werden noch dieſe Nacht unter den Maulkörben unſerer Kanonen ruhen, ihre naſſen Betten für immer auf dem Raſen aufſchlagen, und ihren großen Ludwig um keine Rationen mehr angehen. Recht ſo, und was denkt mein neugebackner Recrut vom Kriege?“

„Daß er die prächtigſte Jagd und der ergiebigſte Fang iſt,“ erwiederte jener voll Feuer; „aber kommt, laßt uns eilen, ſonſt iſt der Kampf vorüber, ehe wir das Thor erreichen.“ Der luſtige Dragoner lächelte über den unmäßigen Enthuſiasmus und galoppirte pfeilſchnell über den Abhang hinab. So kamen ſie wohlbehalten an das Stadtthor. Der Dragoner gab die Loſung und wurde ohne Anſtand ſammt ſeinem Gefährten eingelaſſen. Sie paſſirten alle Wachen und alle die Vorſichtspoſten einer belagerten Stadt. Sie eilten an patrouilliren den Truppen und Ordonanzen vorüber, ſtießen auf recognoscirende Generale und geſchäftige Adjutanten. Endlich erreichten ſie die große Caſematte, wo der Commandant ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte. Sie ſtiegen von den Pferden, und nachdem ſie ſich ein wenig adjuſtirt hatten, ſaßen ſie plötzlich wie durch einen Zauberſchlag an einer langen wohlbeſetzten und mit Officieren aller Waffengattungen umgebenen Tafel, wo Cosmo ſich für die Mühſeligkeiten der letzten zwölf Stunden reichlich entſchädigt ſah.

(Die Fortſetzung folgt.)

Gnome.

Roſig lächelt der Zukunft Bild,
Aber ſie täuſchet oft mächtig.
Hoffnung, die uns die Seele füllt,
Mahlt uns das Werdende prächtig;
Aber wie wenig entſpricht oft der Schluß
Unſerer Ahnung Vorgenuß.

Dennoch liegt Etwas im inneren Seyn,
Das nie den Sterblichen trüget,
S'iſt nicht blendender Schimmer und Schein,
Der uns die Hoffnungen lüget.
Das iſt der Glaube, den halten wir feſt,
Der nie den Hoffenden trügen läßt.

Auguſt Schilling.

Die Jägerameiſen.

(Beſchluß.)

Aus dieſem Zimmer ging ich in das anſtoßende Schlaf- und Ankleidezimmer, das ich ebenfalls im Beſitz der Ameiſen fand. Ich öffnete hier eine große Kiſte mit Wäſche, in der es ebenfalls vieles Ungeziefer gab, denn ich war entſchloſſen, die Anweſenheit ſo geſchickter Jäger ſo viel als möglich zu benützen, fand aber die

Ameiſen bereits darin, die, wie ich vermuthete, durch eine Öffnung an den Angeln eingedrungen ſeyn mußten. Ich warf das Leinenzeug heraus auf den Boden und mit ihm Hunderte von Kakerlaken, von denen nicht ein einziger entkam. Wir verließen nun das Haus und gingen in andere nicht weit entfernte Gemächer, allein auch dieſe waren in demſelben Zuſtande. Ich wollte jetzt eine Vorrathskammer am andern Ende des Hauſes öffnen, um dort eine Zuflucht zu ſuchen, mußte aber, um den Schlüſſel zu hohlen, nach dem untern Zimmer zurückkehren, wo der Kampf hitziger als je war, denn die Ameiſen hatten einen Angriff auf die Ratten und Mäuſe unternommen, die, ſo unglaublich es auch ſcheinen mag, ihren dem Anſehen nach ſo unbedeutenden Feinden nicht gewachſen waren. Sie umringten ſie eben ſo wie die Inſecten, überdeckten ſie ganz und ſchleppten ſie mit vereinten Kräften mit einer Geſchwindigkeit fort, von der Niemand, der einen ſolchen Auftritt nicht geſehen hat, ſich einen Begriff machen kann. Ich ſah auch nicht Eine Maus entkommen, und in ſehr kurzer Zeit mindeſtens zwanzig fortſchleppen. Wir flüchteten jetzt, da Vorrathskammer und Bedientenſtube ebenfalls beſetzt waren, nach der Küche, aber auch hier wurde den Ratten, Mäuſen u. ſ. w. von den Ameiſen eine Schlacht geliefert. Als ich die Ameiſen zuerſt erblickte, war es ungefähr zehn Uhr; um zwölf Uhr waren ſie bereits in voller Arbeit; um ein Uhr wurde den Ratten und Mäuſen eine große Schlacht geliefert, und gegen drey Uhr war das Haus geſäubert. Eine Viertelſtunde ſpäter traten die Ameiſen ihren Rückzug an, und bald war auch nicht Eine mehr im Hauſe; das Gras vor dem Hauſe aber war ganz von ihnen bedeckt, und ſie ſchienen nun an dem Reſte ihrer Beute zu ſchmauſen, der auf dem Wege nach ihrem Bau liegen geblieben war. Der Schmaus dauerte bis gegen vier Uhr, wo dann die ſchwarzen Vögel, die ſich nicht weit von dem Kalebaſſenbaum in der Nachbarſchaft entfernt hatten, ſich auf ſie herabſtürzten und bey Millionen von ihnen verzehrten. Um fünf Uhr war Alles vorüber, und noch vor Sonnenuntergang waren auch die Hütten der Neger auf gleiche Weiſe geſäubert. Dieſe ſagten mir, daß ſie die ſchwarzen Vögel ſchon um ſieben Uhr Morgens auf den Mandelbäumen in der Nähe ihrer Wohnungen geſehen hätten. Weder vor- noch nachher ſah ich dieſe ſchwarzen Vögel wieder, und die Neger verſicherten mich, daß ſie ſich nur ſehen ließen, wenn die Ameiſen kämen.

Auflöſung
des Räthſels im vorigen Blatte:
Norma.
(Die Oper; und Bezeichnung des Tages, an welchem nicht geſpielt wird.)

Notizen.

Scherz oder Ironie?

Strauß war in Peſth und erntete ſtürmiſchen Beyfall. Tanzmuſik überhaupt iſt zu einem Ohrenſchmauſe geworden, der allgemein ergötzt. Man labt ſich dabey an Speiſe und Trank in Gärten und Hotels, converſirt, ergießt ſein Herz, macht Erklärungen, Offerten, Alles dieß im Dreyviertel-Tacte, daher auch ſelten ein ganzes Reſultat. Manche aber entzückt dieſer Sinnenkitzel ſo, daß das Ohr mit der Vernunft davonläuft, und ſie ſich nicht begnügen, den Producenten mit, dem Genre ſeiner Production analogen, Lobeserhebungen zu überhäufen, ſondern ihn auf eine Höhe ſtellen, auf die er nicht gehört, und ihm Ehrentitel ertheilen, die ihm nicht gebühren. Als wir die Berichte aus Peſth über Strauß laſen, ſahen wir mit geſpannter Erwartung im Geiſte ſchon der Stelle entgegen: „Und am Schluſſe ſchwebte ein Genius aus den Lüften auf den genialen Künſtler herab und drückte ihm den Lorbeerkranz auf das Haupt.“ Und wer iſt der geniale Künſtler? Ein Geiger, der Walzer und Märſche componirt und Quodlibets zuſammenſtellt! — Der Berichterſtatter aus Peſth erzählte das Erwartete zwar nicht, weil dieſe Profanirung der Kunſt nicht Statt fand, allein er nennt ihn einen Beethoven, Mozart, Paganini ꝛc. in Bezug auf ſeine Compoſitionen und ſein Spiel. Damit kann es dem Referenten fürwahr nicht Ernſt ſeyn! Alſo Scherz? In der That, ich dächte, die genannten Nahmen ſollten für Jeden zu ehrwürdig, zu heilig ſeyn, um dergeſtalt damit zu ſcherzen. Wären ſie Ironie, fände ich ſie unbillig; denn Strauß, der uns ſchon ſo oft vergnügte, verdient den Stachel nicht, es wäre denn, er überſchätzte ſich ſelbſt. Wir leben zwar, leider, in der Zeit der Überſchätzung. Mancher, der noch am Eingange zur Vorhalle in den Tempel der Kunſt ſteht, erſt anfangend (um den Tropus fortzuſetzen) mit deſſen Außenſeite ſich bekannt zu machen, und für das Begreifen der Formen einen ermunternden Beyfall erſchallen hört, meint, er wäre ſchon ein geweihter Prieſter an ihrem Altar; allzu nachſichtige, voreilige Beurtheiler nennen ſolch einen Ankömmling in den heiligen Vorräumen ſchon Künſtler, weil er einige Werkzeuge und Materialien zufällig glücklich handhabt, die zum Baue eines Monumentes gehören, deſſen, dem Anſturme jeder Zeit trotzende, Vollendung ihm erſt den feyerlichen Eintritt in den Tempel ſelbſt geſtattet, welcher nur dann möglich iſt, wenn geniale Schöpfungskraft die Phantaſie des Erbauers beſeelt, nicht flüchtige Imagination, die den aufgegriffenen Objecten die Originalität der Zuſammenſtellung, welche das Weſen der Kunſt erfordert, niemahls verleihen kann, ſondern nur die gewählten Gegenſtände in bekannten Bildern an einander reiht. Ich glaube mich darüber, daß die Phantaſie die Objecte nicht erfinden könne, ſondern nur die Art, ſie zu verbinden und zu geſtalten, nicht weiter erörtern zu dürfen. Mancher (um bey meinem Bilde zu bleiben) des Monumentes unwürdiger, abgeſondert verfertigter Zierrath wird ſchon von den Freunden des zum Baue ſich Anſchickenden mit ſtürmiſchem Beyfallsrufe begrüßt, ſo zwar, daß der ruhige, beſonnene Kunſtfreund und Kunſtrichter ſolchen Ruf für keine Auszeichnung mehr halten darf und das Wort „Künſtler“ gleichbedeutend mit dem nehmen muß, was der Geſelle bey einem Handwerke heißt. — Um

auf Hrn. Strauß zurückzukommen, hat er weder durch seine Compositionen noch durch sein Spiel auf den Beynahmen „Künstler“ Anspruch: die erstere ist ein Genre außer dem Gebiethe der Kunst, seinem zweyten fehlen sogar die richtigen Elemente, um künstlerisch zu seyn. Strauß und sein ganzes Orchester wirken mechanisch, sind aber in diesem, auf die Füße elektrisch sich äußernden Mechanismus vorzüglich. Es ist ein Mechanismus, dessen Wirksamkeit sich immer gleich bleibt und welcher von Strauß selbst seinen Impuls empfängt. Strauß ist ein vortrefflicher Walzer-Compositeur, ein glücklicher Compilator von Musikstücken zu Quodlibets, sein Orchester ist für dieß Genre tüchtig eingeübt, alles dieß wird Niemand in Abrede stellen; allein, daß ein gerechter Unwille jeden ergreifen muß, der derley Lobhudeleyen und Überschätzungen liest, wie sie von Pesth uns zukommen, oder die Nahmen: „Kunst und Künstler,“ wenn Strauß spielt, frivol entweihen hört, ist eben so gewiß; so wie auch jeder billig Denkende stutzen muß, wenn Strauß seine sämmtlichen „Werke“ als Preis aufstellt, welche in Vergleich mit dem, was man sonst Werke nannte, und ohne Übertreibung noch nennt, höchstens „Fabricate“ zu nennen sind. Der Kunstkenner zuckt die Achsel und ein scharfes „Hm“ entfährt ihm, wenn er „Werke von Strauß“ liest; es sollte sich daher dieser durch allzu galante Berichterstatter nicht beirren lassen und in einem solchen Falle: „meine sämmtlichen Compositionen“ sagen; das klänge bescheiden.

Joh. Nep. Hofzinser.

Schauspiele.

(Theater an der Wien.) Dinstag den 26. November ward an diesem Theater zum ersten Mahle aufgeführt: „Geistel, gegenwart,“ Lustspiel in zwey Aufzügen. Die Reprise, oder vielmehr das Einstudieren dieser alten abgemarterten Komödie, dient als sicherster und überzeugendster Beleg, wie man denn noch immer das Alte, wenn man nichts Neues und Besseres hat, auch in der Kunst achtet und schätzt. Wir erinnern uns mit Vergnügen, wie noch vor kurzer Zeit „Rochus Pumpernickel,“ der Repräsentant aller Antiquitäten, mit seinen Dachsbeinen über diese Bühne schritt, und mit der Vorstellung des heutigen Stückes beginnt eine neue Ära für die Alterthumsepoche des Lustspiels. Ungefähr gegen das Ende des verflossenen Säculums, in den Neunziger Jahren, hat man sich sonderbare Begriffe, köstliche Vorstellungen von dem Nahmen Lustspiel gemacht. Ein kurzweiliger, seinen Herrn auslachender, eroberungssüchtiger Bedienter, ein alter, glatzköpfiger Magister, der nur in Jamben spricht und schrecklich viel ißt und trinkt, eine tüchtige Schwätzerinn und zu guter letzt eine — Heirath — holla! da war das interessante Lustspiel fertig. Außerdem daß die ganze Komödie nach einer Meißner'schen Criminalgeschichte, nach „ein, zwey, drey ꝛc. Worten im Walde,“ und wie die Aufopferungsstückchen verliebter Mädchen alle heißen, gar gewaltig riecht, so wird im Verlauf zweyer Acte immer nach dem Carabiner gegriffen, schrecklich viel vom Niederschießen und Nimmeraufstehen gesprochen, aber zum größten Glücke sentimentaler Geschöpfe Niemand niedergeschossen — warum? weil in einem Lustspiel glücklicherweise Niemand sterben darf. Dann kommen noch einige bacirende Wildschützen und ein betrunkner Magister, und das Lustspiel, das die herrlichste Anlage zum Trauerspiele gehabt, aber durch einen unglücklichen Fall zum Krüppel gemacht wurde, steht fix und fertig da. Über das Ganze aber siegt die Geistesgegenwart des Publicums, das sich durch alle diese lustigen Mordapparate nicht aus der Contenance bringen ließ, und das ganze nächtliche Treiben, trotz dem, daß sehr natürlich gespielt wurde, nur für einen alten Spaß ansah. Nur die Gallerien schienen einigermaßen die Pointe des Lustspiels erfaßt zu haben — und nach jedem Pistolengreifen erscholl ein Sturm wiehernden Gelächters. Gespielt wurde, in so fern die vertheilten unbedeutenden Parthien ein Spiel zulassen, recht in einander greifend und rührig. Hr. Lucas, der die Geistesgegenwart repräsentirte, spielte mit Besonnenheit und Würde, wie es der ziemlich monotone Charakter nur immer zuläßt, und zeigte auch heut in dieser obwohl unbedeutenden Parthie, was Talent durch Studium geläutert zu leisten vermag. Hr. Zöllner hat nur Eine bedeutende Scene. So manches Gelungene auch diese darboth, so widerlich erschien sie durch ihre allzu grelle Färbung in anderer Beziehung. Man kann zwar einen Augenblick über einen Trunknen lachen; verstreicht dieser Moment, so tritt an die Stelle des Lachens der Ekel, der Abscheu, und diese zwey liebenswürdigen Gäste vertragen sich nicht mit dem aimablen Jocus. Hr. Zöllner hat den Rausch widernatürlich zu weit hinausgesponnen, und sich dadurch selbst um den größten Effect gebracht. Hr. Werle gab den Bedienten mit Fleiß und Geschick, so wie Hr. Stahl den Räuberwirth, in dem sich Sentimentalität mit Mordgier schwesterlich paart, ganz im Sinne eines in den Flitterwochen stehenden Ehemannes. Dlle. Plauer gab ihre nächtliche Scene mit Hrn. Lucas bis zum Fallen und Wiederaufziehen des Vorhanges sehr brav, Gleiches kann man von Dlle. Frey sagen, die ihre Warnungen und Aufopferungsreden mit viel Dienstmädchen-Gefühl und edler Rührung hersagte. Die zwey angeblichen Wildschützen hatten ganz das Aussehen entkommener Reitknechte, die gerade einen Dienst suchen. — Trotz dem, daß hierauf der „Tritschtratsch,“ eine Novität vom beliebten Hrn. Nestroy, zum dritten Mahle aufgeführt wurde, war das Haus nur sparsam besucht.

Wiest.

An Josephine Eder.

Als sie von ihrer Kunstreise heimgekehrt.

Wenn Icarus, der himmelan gestrebt,
Den Fittig schwänge, der den Geist erhebt,
Wie ihn der Genius zum Fluge braucht,
Wenn Leben er in Saitengold gehaucht:
Nie wäre dann geschmolzen sein Gefieder,
Und schmachvoll fiel' er nie zur Erde nieder.

Drum darf kein Geist die Himmelsflur begrüßen,
Wo ewig Sonnen-Oceane fließen,
Wo reine Geister gold'ne Eimer schwingen,
Den Feuertrank der Kunst dem Leben bringen!

Und kehrst du sehnend dann zur Mutter Erde
Mit stiller Wehmuth, kindlicher Geberde,
Bescheiden, wie du bist, man wüßt' es kaum,
Daß du geschaffen jenen Himmelstraum,
Wenn nicht der Augen feuchter Glanz verriethe
Den Künstlergeist im kindlichen Gemüthe.

Letteris.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Nit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Wiener Zeitung.

Donnerstag, den 1. Januar 1852.

Die Wiener neue Stadtbahn.

Wie wir bereits vor einigen Tagen in der Wiener Zeitung mittheilten, hat Se. Majestät der Kaiser Franz Joseph I. die Allerhöchste Genehmigung zu dem Baue einer Stadtbahn in Wien ertheilt, welche sich in der Nähe des Linienwalles um die Stadt herumziehen wird. Wir haben nun in der Beilage unserer heutigen Nummer einen Plan dieser Bahn gegeben, welcher zugleich die Lage der Stationen, die Art der Verbindung mit den Vorstadtbahnen und die Richtung der Straßen, welche sie durchschneidet, ersehen läßt. Wir wollen nun einige Worte über die Art und Weise, wie diese Bahn gebaut werden soll, hinzufügen.

Die Stadtbahn wird, wie schon gesagt, in der Nähe des Linienwalles um die Stadt herumgeführt werden. Sie wird daher, wo sie die Straßen durchschneidet, welche aus der Stadt in die Vorstädte führen, über dieselben hinweggeleitet werden müssen. Dies wird auf zweierlei Art geschehen können. Entweder wird man die Straßen unter der Bahn durchführen, oder die Bahn wird über die Straßen hinweggeleitet werden müssen. Ersteres wird dort geschehen können, wo die Straßen nicht zu tief liegen, und wo es nicht zu kostspielig ist, sie unter der Bahn durchzuführen. Letzteres wird dort geschehen müssen, wo die Straßen zu tief liegen, und wo es zu kostspielig wäre, sie unter der Bahn durchzuführen. Wo die Straßen über die Bahn hinweggeleitet werden müssen, wird man sie auf Brücken führen, welche über die Bahn gebaut werden. Diese Brücken werden, wie es bei allen Brücken der Fall ist, Pfeiler und Gewölbe haben. Die Pfeiler werden auf beiden Seiten der Bahn stehen, und die Gewölbe werden sich von einem Pfeiler zum andern spannen. Die Gewölbe werden so hoch sein müssen, daß die Züge der Stadtbahn unter ihnen durchgehen können. Die Straßen werden auf diesen Gewölben hinweggeführt werden. Wo die Straßen unter der Bahn durchgeführt werden, wird man sie auf Gewölben führen, welche sich von einer Seite der Bahn zur andern spannen. Diese Gewölbe werden auf Pfeilern ruhen, welche auf beiden Seiten der Straße stehen. Die Gewölbe werden so hoch sein müssen, daß die Züge der Stadtbahn über ihnen durchgehen können. Die Straßen werden unter diesen Gewölben hinweggeführt werden. Wo die Straßen über die Bahn hinweggeleitet werden müssen, wird man sie auf Brücken führen, welche über die Bahn gebaut werden. Diese Brücken werden, wie es bei allen Brücken der Fall ist, Pfeiler und Gewölbe haben. Die Pfeiler werden auf beiden Seiten der Bahn stehen, und die Gewölbe werden sich von einem Pfeiler zum andern spannen. Die Gewölbe werden so hoch sein müssen, daß die Züge der Stadtbahn unter ihnen durchgehen können. Die Straßen werden auf diesen Gewölben hinweggeführt werden. Wo die Straßen unter der Bahn durchgeführt werden, wird man sie auf Gewölben führen, welche sich von einer Seite der Bahn zur andern spannen. Diese Gewölbe werden auf Pfeilern ruhen, welche auf beiden Seiten der Straße stehen. Die Gewölbe werden so hoch sein müssen, daß die Züge der Stadtbahn über ihnen durchgehen können. Die Straßen werden unter diesen Gewölben hinweggeführt werden.

ſtehlich hingeriſſen, er ſtürzte wie ein Wahnſinniger mitten in den Feind. Sein Pferd wurde von einer Kugel durchbohrt und wälzte ſich tödtlich getroffen mit ihm im Sande. Er verlor dadurch keineswegs den Muth, ſondern ergriff in demſelben Augenblicke die Zügel eines ledig vorbeylaufenden Pferdes, ſchwang ſich auf dasſelbe, und ſtürmte mitten durch ein Häuflein franzöſiſcher Garden, die vor dem Marſchallszelte wie Verzweifelte fochten, erfaßte die dort noch prangende Marſchallsfahne, und eilte, wie vom Sturmwinde geführt, im Triumphe zurück. Bald darauf war der Sieg entſchieden, und mit Tagesanbruch hatten ſich die Überreſte der franzöſiſchen Armee in die Berge zerſtreut, und ihre Zelte, ſo wie Geſchütz und Bagage, den Piemonteſern überlaſſen. Die Schlacht war demnach zu Ende, die Trompeter blieſen zum Rückzuge, und nie zog eine jauchzendere Schaar in Turins Mauern ein als an dieſem Tage.

Hier jedoch wurde der Triumph erſt in all' ſeiner Fülle genoſſen. Jedes Fenſter, jeder Balcon, prangte bald mit köſtlichem Tapetenſchmucke und mit den noch köſtlicher ſtrahlend ſchönen edlen Frauen und Jungfrauen. Baluſtraden faßten die erſten Familien des Landes, und überall erhoben ſich in der Eile errichtete Siegesbanner, Ehrenpforten und Blüthenbogen, welche vom Jubelgeſange nationaler Lieder wiedertönten. — So zogen die Sieger ſtolz und im Hochgefühle ihres Ruhms durch die feſtlichen Straßen. Cosmo mit der erbeuteten hohen Standarte in der Fauſt zog Aller Augen auf ſich. Er hatte unſtreitig den erſten Preis der vergangenen Nacht davongetragen. Das Banner, wie das herrliche Pferd, auf dem er ritt, gehörten beyde dem Marſchall an. Bald erhielt er den Befehl ſich dem Herzoge vorzuſtellen. Freude ſtrahlend trat er in den großen Ritterſaal, deſſen zauberiſche Schönheit ihn ſonſt entzückt hätte, jetzt aber in der Aufgeregtheit ſeines Gemüthes nur wenig Eindruck auf ihn machte. Der Herzog legte das Band des Santa Grazia-Ordens eigenhändig um ſeinen Nacken, hing ihm ſein eigenes koſtbares Schwert an die Seite, und ernannte ihn, nachdem er ſeine Tapferkeit huldreich gelobt, auf der Stelle zum Standartenträger ſeiner Garde.

Das Entzücken des jungen Cosmo ward durch den Verluſt ſeines Gefährten einigermaßen getrübt. Noch in jener für ihn ſo entſcheidenden Nacht war der Dragoner an ſeiner Seite geritten, hatte manchen Hieb für ihn aufgefangen, und unter dem Feinde furchtbar gewüthet. Wo er ritt, hieb er wie wüthend um ſich, er mähte die Feinde gleichſam mit ſeinem ſcharfen Säbel nieder. Er war es auch, der in der tiefen Finſterniß das Marſchallszelt und das Banner mit den fleurs-de-lis ausgewittert hatte. Aber in demſelben Augenblicke war er verſchwunden. Man fand ſpäter ſein Pferd mit blutigem Zaum und Sattel, und ſo war es höchſt wahrſcheinlich, daß dieſer tüchtige Krieger das gewöhnliche Schickſal des Soldaten getheilt, und unter den Todten dieſer blutigen Wahlſtatt ſein Ziel gefunden habe.

Bey all' dem fühlte Cosmo durch den Gedanken ſeines Todes die eigene Bruſt erleichtert. Ohne ſich ſelbſt es geſtehen zu wollen, hatte er in des Dragoners Gegenwart ſtets ein unheimliches Gefühl, aus Furcht und Widerſtreben ſeltſam gemiſcht, zu bekämpfen. Er hatte an ihm ſeinen Meiſter, und zwar einen herriſchen, Gehorſam fordernden Lehrer gefunden, deſſen Vorſchriften zwar praktiſch gut, aber zugleich rauh waren. — Jetzt war er ganz frey und eine neue glänzende Welt lachte ihm entgegen. Er war Soldat, Ritter und Höfling in einer Zeit und an einem Hofe, deſſen Glanz und Chevalerie in ganz Europa berühmt waren. Ihn verklärte ein Lichtſtrahl jenes Glanzes, der alles blendete und entzückte. So gab er ſich gerne dem Taumel ſeines Glückes hin, und wenn er an der Spitze ſeiner Schwadron auf dem großen Platze aufzog, regten ſich Hoffnungen in ſeiner ehrgeizigen Bruſt, welche die Gegenwart, ſo wie das Lächeln der Zukunft, noch weit überflügelten.

6.

Der Hof zu Turin war damahls der üppigſte Italiens und die Damen dieſes Hofes waren ihrer ausgezeichneten Schönheit wegen weit und breit berühmt. Die chevaleresken Sitten, wodurch ſich der ſchwelgeriſche Hof Ludwigs XIV. in der Geſchichte des achtzehnten Jahrhundertes romantiſch genug auszeichnete, warfen damahls einen mehr oder weniger lichten Abglanz auf andere Königreiche, ſo wie die franzöſiſche Mode bis auf die neueſte Zeit ihre Herrſchaft unbeſtritten behauptet. Der Herzog von Savoyen*), jung, perſönlich liebenswürdig und Vergnügen liebend, hatte es gerne, ſeine Umgebungen mit dem Reize der feinen Sitte und der Geſelligkeit geſchmückt zu ſehen, und zog alle, die durch körperliche Schönheit, ſo wie durch Rang, Vermögen und perſönliche Vorzüge glänzten, in ſeine Nähe. So unermüdlich und energiſch er ſeyn konnte, wenn es galt, das Schwert zu ergreifen, und ſeine Streitmacht zu organiſiren, ſo liebte und pflegte er auch ſogleich die Künſte und verſchönernden Muſen in den Tagen der Ruhe und

*) Victor Amadeus, Herzog von Savoyen, welcher nachmahls die Königswürde annahm. (1713.)

des Friedens. In den Momenten, wie denn eben dieſer war, wo ein entſchiedener Schlag einen zeitweiligen Waffenſtillſtand geſichert hatte, folgten Feſte auf Feſte, die an Pracht und Geſchmack jenen berühmten franzöſiſchen wenig nachgaben. Natürlich kam denn die alte Sitte zum Vorſchein, daß jeder Ritter ſich eine Dame als Gegenſtand ſeiner Huldigungen wählte, deren Verhältniſſe zu ihm deßwegen nicht minder ſchwankend erſchienen. Cosmo, welcher als Ritter hoffähig war, warf, dem Gebrauche folgend, ſein Auge auf eine Dame von ſehr hohem Range. Mit der ungezügelten Leidenſchaftlichkeit, die ihm eigen war, begnügte er ſich nicht mit der galanten Stellung eines Hofritters, ſondern verlor ſich in ein Luftſchloß ſchwindelnder Abſichten. Die junge und reizende Gräfinn Gualia war von einer der erſten Familien Savoyens, und Erbinn eines ungeheuern Vermögens. Aber dieſe Kluft war ſeinem Wahnſinne nach zu ſchmal, und er hing ſeinen thörichten Gedanken ſo lange nach, bis er ſich wider ſeinen Willen von der grellen Hoffnungsloſigkeit ſeiner Wünſche überzeugen mußte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Epigramme.

An einen Couliſſenreißer.

Du dürfteſt alle Rollen geben,
Nur die des Hamlet nicht allein:
Denn brüllend würdeſt du die Stimm' auch da erheben,
Wo er den Spielern anräth nicht zu ſchrey'n.

Auf einen jungen Bramarbas.

Seit zum Bart
Dir der Flaum des Mundes ward,
Haſt du Haar zwar im Geſicht,
Aber — auf den Zähnen nicht.

Adolph Wiesner.

Notizen.

Schauſpiele.

(Theater an der Wien.) Sonnabend den 30. November ſahen wir an dieſer Bühne zum erſten Mahle: Kaiſer Maximilians Heldenkampf zu Worms," großes hiſtoriſches Schauſpiel in vier Acten und einem Vorſpiele, betitelt: „Der Landfriede." Schon die pomphafte Ankündigung dieſes großen hiſtoriſchen (?) Schauſpiels mit ſeiner Maſſe von Herzogen, Rittern, Herolden und Trompetern zu Pferde, hat uns zum Theile vorhinein mit dem Geiſte, der das große hiſtoriſche Schauſpiel beleben ſoll, bekannt gemacht. Das große hiſtoriſche Stück unſerer heutigen Beurtheilung gehört in die Kathegorie jener verſchollnen und vermoderten Ritter- oder vielmehr Reiterſtücke, die im verfloſſenen Jahrhundert Furore gemacht, jetzt aber ſammt Roſſen und Schildknappen ſanft hinter den Couliſſen ruhen. Freylich ſcheint da, wo heute der Pudel des Aubri, morgen Arvinent's Affenkomödie und übermorgen Hamlet, zum Frommen der Gallerien melirt vorkommen, das alte ſchwindſüchtige Ritterphantom nicht ſchlummern zu dürfen, und ſomit auch jene glorreiche Epoche der ſchweren Ritterrüſtungen und des melodiſchen Roſſegetrampels von dieſer Bühne noch nicht gänzlich verſchwunden zu ſeyn. Der Verfaſſer oder Zuſammenſteller dieſes heutigen Ritterſtückes hat mit ſeltener Virtuoſität und wahrer künſtleriſcher Vollendung die drey Prädicate ſeines Productes: groß, hiſtoriſch und romantiſch zu bewähren gewußt. Groß, weil ſehr viel Perſonen zu Pferde vorkommen, die alſo größer ſind als die andern armen zu Fuße herumtappenden Menſchen; hiſtoriſch, weil Kaiſer Max im Hermelinmantel und durch das Lieblingswort: „ſo Gott mir helfe" treu charakteriſirt vorkommt; auch ſchon die Pappenheimer mit türkiſcher Muſik ihr Jahrhundert verlaſſen, und dem Dichter zu Liebe einige hiſtoriſche salti mortali zurückgemacht haben; romantiſch, weil ein paar Raufereyen, ein Gewitter, und ein Wahnſinniger drinnen paradiren; mit einem Worte: der unbekannte Schauſpieldichter hat uns gezeigt, was Phantaſie und Geſchichtskenntniß im Einklange zu leiſten vermag. Wahrhaft erſchütternd war die Scene auf der ſteilen Wand, die der geographiekundige Verfaſſer aus Tyrol entführt und mit großer Naivetät nach Worms verlegt. Wie läßt ſich die rieſige Natur ohne lächerlich zu werden, in dem engen Raum eines Theaters wiedergeben! Dieſe Rieſenwand, vor der alle andern Menſchenkinder wie Pygmäen erſcheinen, iſt hier eine kaum eine Klafter über dem Podium hervorragende Erhöhung; hier oben ſteht Maximilian, der kühnſte Held jener Zeit, und von hier wagt er es nicht herabzuſpringen? Wie kleinlich erſcheint durch dieſe hereingeſchleppte Effectſcene der große Kaiſer! Selbſt den Moment, um den ſich die ganze breitgedehnte Handlung bewegt, der Kampf des Kaiſers mit dem Franken, verräth der Dichter ſchon anfangs und raubt ſomit dem Zuſchauer das einzige Intereſſe gleich vorhinein, ja zwingt ihn ſogar, zwey Stunden von einem Kampfe reden zu hören, der kaum eine Minute dauert.

Von einer Charakteriſtik kann da, wo nicht einmahl die gröbſten Conturen eines romantiſchen Schauſpiels richtig entworfen ſind, keine Rede ſeyn. Der Hermelinmantel und das kaiſerliche Sprichwort ſind die einzigen Kennzeichen Marens; und wie er ſich räuſpert und wie er ſpuckt, das hat er ihm treulich abgeguckt, aber nichts anders als dieſes. Bey den übrigen bemerkt man kaum den leiſeſten Anflug von Charakteriſtik, und auch der wird durch die ſchweren Küraſſe und die unzarten Pferdehufe im Entſtehen ſchon hinabgedrückt. Der Verfaſſer ſcheint eher alles weit beſſer und wahrer ſchreiben zu können, als ein hiſtoriſches Schauſpiel oder eine Geographie für Normalſchulen.

Die Sprache, die ſich, wie uns ſcheint, in Jamben herumtreibt, iſt an einigen Stellen kräftig, an andern überladen. Äußerſt ſpaßhaft ließen jedesmahl die zwey weiblichen Reime, die bey dem Abtreten eines jeden Schauſpielers mit ungeheurem Pathos, gleichſam als Effect-Raketen losgelaſſen wurden.

Nun ſchreiten wir zur Darſtellung des großen hiſtoriſchen Schauſpiels ſelbſt.

Hr. Spielberger, der den Maximilian darſtellte, traf einigemahl den biderben, ritterlichen Ton des kühnen Kaiſers mit vieler Wahrheit; doch können wir uns mit ſeiner Erſcheinung nicht befreunden; die ganze äußere Geſtaltung ſcheint auch verfehlt, da iſt kein kaiſerlicher Anſtand, keine jugendlich-kräftige Haltung, nur ein verhängendes eingebücktes Weſen zu ſchauen. Hr. Spielberger iſt als Intriguant und Kaiſer immer derſelbe. Mit mehr Lob müſſen wir des Hrn. Lucas erwähnen, der den kecken übermüthigen Claude de Batre mit viel energiſcher Kraft und recht im

chevalereskten Sinne wiedergab. Bloß seinem Verdienste kann man es zuschreiben, daß dieser ewig dramaturgisirende Franke, dieser zudringliche Liebhaber nicht anwidert. Mad. Pann war als Adele wieder eine interessante Erscheinung, nur müssen wir ihre fatale Stellung in dem sogenannten historischen Schauspiele bedauern, die so wenig Spielraum zur freyeren Entwicklung ihrer Kunst eröffnet. Hr. Hensel als Troubadour war in einigen Momenten seiner lächerlichen Rolle, vorzüglich beym Schärpenspaß, selbst lächerlich. Übrigens hat Hr. Hensel Feuer, und scheint con animo zu spielen, wird daher, wenn er einmahl das Siegwartisiren abgelegt hat, ein brauchbarer Schauspieler seyn. Recht anmuthig war Dlle. Frey als Försterstochter, nur schien uns ihre Naivetät schon in etwas anderes überzugehen. Hr. Werle gab den bleichen Jäger, der nebst dem, daß er bleich, auch wahnsinnig ist, sehr karrikirt, aber desto ergreifender für das Olymppublicum. Überhaupt kann dieser Wahnsinnige, der nur da ist, um zu zeigen, wie man von einem Felsen herabstürzt, keineswegs, eben wegen seiner Nutzlosigkeit zur Entfaltung des Ganzen, unsere Theilnahme gewinnen. Hr. Gämmerler (Eberhard von Schwaben) kokettirte wieder sehr stark mit seiner hübschen Figur und that sich vieles mit seinem tüchtigen Lungenorgan zu Gute. Hr. Hopp bleibt immer komisch, wenn er auch als heimlicher Komiker auftritt; der Schalk blizt überall durch.

Die übrigen stummen Personen waren entsprechend besetzt. Hr. Director Carl hat mit Umsicht das Arrangement, die Aufzüge und das Pferde-Debut, denen das Orchester einige abgetragene Märsche aufspielte, geleitet, und das Ganze ging, einige unbedeutende Ungeschicklichkeiten ausgenommen, gerundet zusammen. — Das Haus war sehr voll, vorzüglich die Olymps-regionen, die dem großen historischen Schauspiele überirdischen Beyfall spendeten.

Wiest.

Taschenbuch-Literatur.

„Gedenke mein!" Taschenbuch für 1834. Bey Friedrich Pfautsch in Wien.

Das in Rede stehende Taschenbuch ist unstreitig eines der besten hier erscheinenden, und bestrebt sich sichtlich von Jahr zu Jahr, sowohl seinen literarischen als seinen kalkographischen Theil, den Wünschen der Kenner entsprechender zu liefern. In Bezug auf letzteren besonders übertrifft es weit gar manchen viel berühmteren Almanach nicht nur Wiens, sondern auch des Auslandes.

Von den gegebenen sechs Erzählungen oder Novellen, welche fast alle recht interessant geschrieben sind, wollen wir nur die von Prof. Seidl — „Zu blaß!" — besonders herausheben, welche uns die ausgeführteste scheint. Der vermeintliche Mord eines geliebten Freundes und Studiengefährten von der Hand seines Cameraden, und die glückliche Lösung dieses furchtbaren Wahnes, bilden den anziehenden Vorwurf der besprochenen Novelle, wobey die Spannung mit künstlerischer Umsicht bis auf den letzten Moment erhalten ist. Ein Ausruf des später Todtgeglaubten zieht ihm den vermeintlichen Todesstoß zu, und verschafft der Novelle den Titel.

Außer dieser haben noch Castelli, („Die Alterthümer"); Braun von Braunthal („der Findling"); Regina Frohberg („die Verlobung"); Weigl („Artour von Bretinville"); v. Tschabuschnigg („der Hochzeittag") und Andere, den prosaischen Theil des Taschenbuches bedacht, von welchen die „Verlobung" von R. Frohberg und der „Hochzeittag" von Tschabuschnigg die gelungensten seyn dürften.

In der poetischen Abtheilung zeichnen sich Manfred's „Lyrische Blätter" und Vogl's „Balladen" vorzüglich aus. I. „Der Doge und das Meer," enthält eine farbenreiche, phantastische Schilderung des Bundes eines Staubgebornen mit den Mächten der Geisterwelt und dessen Folgen. Das Metrum ist originell und rein, die Sprache blühend. II. „Der kranke Ritter" behandelt einen, vom Verfasser schon öfters gewählten, wenigstens Familienähnlichen Stoff, ohne deßhalb einen neuen Reiz poetischer Darstellung zu entbehren.

Die Bruchstücke aus einem Epos („Der Winter") von Kanne, enthalten viel Werthvolles. „Wanderlieder" von Vogl, bedürfen uns sehr gelungen; vorzüglich für Musik eignet sich das erste und erwartet seinen Schubert. „Der letzte Mann" und: „Im Walde" von Seidl, tragen den Stempel warmer, lebenskräftiger Poesie. — Noch finden sich Dichtungen von v. Hammer, Bauernfeld und Zitzinger, von welchen keine mittelmäßig genannt werden kann. — Von den Kupferstichen ist der erste, eine junge Dame in einer Theaterloge vorstellend, unserer Ansicht nach, der schönste und ansprechendste. Die beyden andern Damen, besonders jene mit der Harfe, sind nicht minder liebliche Gestalten. Die Platte mit dem, im Purpurmantel auf seinem Lager hingestreckten Dogen dürfte ausgezeichnet genannt werden, wenn die Figur des personificirten Meeres weniger horizontal schwebte, und überhaupt etwas geistiger gehalten wäre. Druck und Papier sind correct und schön, und auch hierin hat dieser Almanach vielen bis jetzt erschienenen ausländischen den Rang abgelaufen. — Der Preis ist im Verhältniß zu der trefflichen Ausstattung sehr billig.

Schließlich sey es uns erlaubt, eines von Manfred's lieblichen Gedichten als poetische Leseprobe hier noch anhängen zu dürfen.

Der Tanz.

Doppelt reizend sind die Frauen,
Wiegt der Tanz sie hin und her,
Wunderlieblich anzuschauen,
Wie ein buntes Blumenheer.

Dort die edlen Rosenarten,
Tulpen findet hier der Blick,
Zwischendurch der grüne Garten
Voll Entzücken und Musik.

Kronen, reich erblüht und offen,
Knospen voller Blüthenmuth,
Augen reich an süßem Hoffen,
Herzen fähig tiefer Gluth.

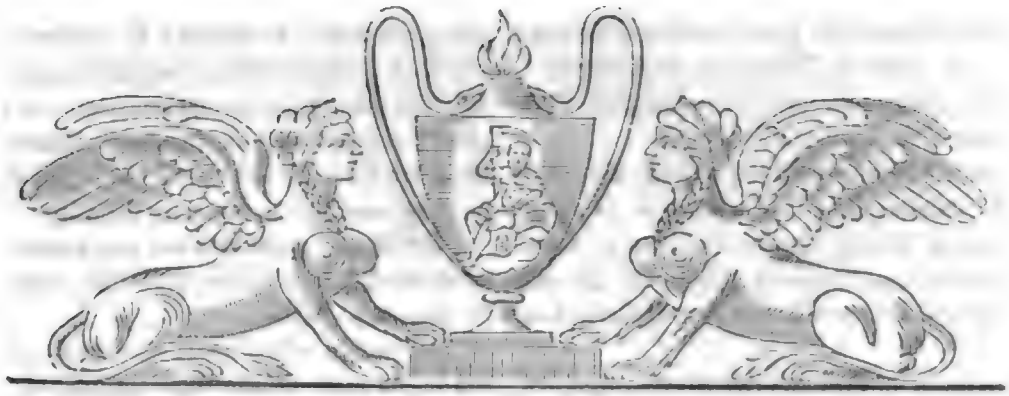
All' die Blätter rauschen leise,
Und die schönen Kelche glüh'n,
Wiegt des Tanzes Zephorweise
Sie auf leichten Melodie'n.

Bis daß müde des Entschwebens,
Jedes Blättchen niedersinkt,
Und der heiße Thau des Lebens
Auf der schönen Blume blinkt.

— r.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler.

Sonnabend, den 150 14. December 1833.

Der Fiſcher von Calabrien.

(Fortſetzung.)

Cosmo war in Verzweiflung, und um ſich zu zerſtreuen, ging er nun fleißig in's Caſino. Er mußte dort, ſehr begreiflich, mannigfache Erfahrungen machen, bis er es zu einer leidlichen Übung gebracht hatte. Eines Abends jedoch traf er dort als Gegner einen kleinen Holländer von dem walloniſchen Regimente, der ihm ſeine Ducaten mit einer erſtaunlichen Behendigkeit abgewann. Vergebens both Cosmo all ſeine Praxis auf, und als dieſe durchaus nicht auslangen wollte, nahm er ſein biſchen Spielergeſchicklichkeit zu Hülfe. Alles war vergebens. Der Wallone lächelte und durchſchaute ihn. In einer Stunde hatte er nicht allein ſein letztes Goldſtück, ſondern all ſein Eigenthum verloren. Nur das ihm ſo lieb gewordene Beutepferd konnte er noch ſein nennen.

So auf's Äußerſte gebracht, ſuchte er Händel mit dem Holländer anzufangen — ein Ausweg, den die meiſten Spieler in dieſem Falle gewöhnlich zu ergreifen pflegen, von der Anſicht ausgehend, ſie könnten ſo mit einem gelungenen Stoße ihre Schuld ausgleichen, — und im ungünſtigſten Falle es vorziehen mit einem Mahle zu Ende zu ſeyn, als ihr Leben hindurch als Bettler zu leben. Der kleine Wallone wollte zwar gegen dieſe Art, eine Ehrenſchuld zu bezahlen, proteſtiren; aber auch die Spielhäuſer haben ihre Ehrenpuncte, über welche ſie keinen Scherz verſtehen, und er mußte zuletzt dennoch es verſuchen, einen ganz grundloſen Zweykampf mit dem jungen Athleten zu beſtehen, der ſich bereits den Ruf des tüchtigſten Raufers in Piemont erworben hatte.

Der Kampf begann ſcheinbar ungleich, aber bald zeigte es ſich, daß der Niederländer das, was ihm an Größe und Stärke abging, durch ſeine Gewandtheit reichlich erſetzte. Es gelang ihm, ſeinem mächtigen Gegner eine leichte Armwunde beyzubringen, der dadurch nur noch mehr erbittert wurde. Es war höchſt intereſſant, das Ringen der geübten Kraft mit der glatteſten Behendigkeit zu beobachten. Endlich hohlte Cosmo zu einem Stoße aus, der wohlberechnet und ſo rieſig geführt war, daß er unfehlbar dem Wallonen Luſt und Möglichkeit zum Widerſtande auf immer geraubt hätte; aber pfeilſchnell unterlief ihn dieſer, und Cosmo ſtand wehrlos da, indeß ſein breiter Stoßdegen in Stücken am Boden klirrte. Er war vernichtet, und forderte jenen verzweifelnd auf ihm den Degen vollends in die Bruſt zu ſtoßen. Aber der Wallone verſchmähete es, die Laune des Glückes, wie er es nannte, zu benützen, ſondern forderte als Sieger bloß, daß ſie ſich nun die Hände reichen und das Geſchehene vergeſſen ſollten. Er ließ köſtlichen Lacrimä bringen, ſie tranken ein Glas nach dem andern auf das Wohl des Herzogs, der Herzoginn und des geſammten Hofes, bis die beyden Krieger dicke Buſenfreunde wurden, und Arm in Arm mit-

einander fortwanderten, und zwar vorerſt nach Cosmo's Behauſung, um allda ein Abendeſſen einzunehmen.

Während ſie zechten, erwähnte der unglückliche Spieler wieder ſeiner Schuld an den Holländer.

„Nichts mehr davon," erwiederte dieſer haſtig, „oder wollt Ihr es durchaus mit mir abmachen, ſo gebt mir" — ſeine ſcharfen grauen Augen ſchweiften in jedem Winkel des geräumigen Zimmers umher — „ſo gebt mir dort die Satteldecke, die ich über Eure Piſtolen hängen ſehe."

Cosmo zögerte. „Dieſe Satteldecke," entgegnete er endlich, „trug das von dem Marſchall erbeutete Pferd. Ich würde ſie ungerne miſſen, um ſo mehr, als mir von der köſtlichen Beute ſonſt nichts mehr bleibt."

Der Wallone geſtand, daß er eine beſondere Vorliebe eben für dieſes Stück gefaßt habe, welches ein Product ſeines Landes ſey, ja er wolle es für die ganze bedeutende Spielſchuld annehmen.

„Nun wohl," ſagte Cosmo mit einem melancholiſchen Lächeln, „beſſer die Schabracke als das Pferd!"

Mit einem Sprung hatte der kleine Wallone die Decke erfaßt, nahm ſie herab und betrachtete mit großem Wohlbehagen den feinen reichen Purpurſtoff, und die köſtliche ächt niederländiſche Stickerey. Plötzlich fühlte er mit den Fingern, griff in eine etwas verborgene Seitentaſche, und zog ein zuſammengewickeltes Päckchen hervor. Er öffnete daſſelbe und es blitzte ihnen im Schein der Lampe entgegen, daß ihre Augen faſt geblendet wurden.

„Was habt Ihr da gefunden?" fragte Cosmo nachläſſig. „Mein Fund," entgegnete der Wallone, „wird Euch lehren, in Zukunft beſſere Geſchäfte zu machen. Es ſind Diamanten der edelſten Art, und koſtbar genug, um Eure Schuld zehnfach zu bezahlen, und dann noch wie ein Prinz auftreten zu können."

Der Gedanke, die liebliche Gräfinn durch dieſe Steine gewinnen zu können, durchfuhr wie ein Feuerſtrom das Gemüth des liebenden Cosmo.

Der Wallone war indeſſen beſchäftigt die Diamanten zu zählen. „Mit dieſen," fuhr er fort, ein Paar in der Hand wiegend, „habt Ihr Euer Wort gegen mich reichlich gelöſet, den Reſt mögt Ihr wohl verwenden, um Euch bey Hofe geltend zu machen."

Cosmo betrachtete den Schatz mit unbeſchreiblicher Sehnſucht. Die Scenen einer reizenden Zukunft, die er ſich damit erkaufen konnte, gingen unwiderſtehlich lockend an ſeinem Geiſte vorüber. Indem er auf die Diamanten blickte, erſchienen ſie unter ſeinen Augen immer glänzender, ſie blitzten, ſie ſchimmerten, ſie funkelten im bunten Scheine tauſendfach gebrochenen Lichtes, bis ſein Auge zu ſchwach war, es zu ertragen. „Ach!" ſagte er, wie zu ſich ſelbſt, „wenn der unſelige Geiſt der Habſucht ein Menſchenherz umkrallen kann, ſo iſt es wohl nur unter dieſer Geſtalt."

Der Andere lachte laut auf und nannte dieſe Worte die phantaſtiſcheſten auf der Welt. Aber Cosmo's Phantaſie ging noch weiter.

„Es beengt mich," ſagte er plötzlich, „das Gefühl, daß ich an dieſe Schätze kein eigentliches Recht habe, das Roß und der Sattel gehören wohl mir, aber alle Koſtbarkeiten fallen nach dem Geſetze dem ganzen Heere anheim."

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine Fabel für die Schönen.

Mädchen zart, noch unbekannt
Mit des Lebens Loſen,
Angeweht vom Frühlingshauch,
Blühend wie die Roſen —
Horcht, es ſoll der Pegaſus
Euch zu Liebe ſpringen,
Und die Muſe, beid wie Ihr,
Euch ein Liedchen ſingen.

Denkt, es iſt in lauer Nacht
Euer Liebesritter,
Und er rührt voll ſüßer Qual
Seine gold'ne Zither.
Kann zwar nicht mit Ach! und Oh!
Herz und Schmerz Euch dienen,
Bring' ein Fabelchen — doch liegt
Viel des Wahren drinnen.

Einſt — in einem ſtillen Thal —
Ward ein Kind geboren,
Daß der Schönheit Göttinn ſich
Liebend auserkoren.
Und das Mädchen ward von ihr
Segensreich geſchmücket,
Daß kein Männerauge es
Ungeſtraft erblicket;

Daß kein ſchön'res Bild die Welt
Trägt in allen Reichen,
Du nur, liebe Leſerinn,
Darfſt Dich ihm vergleichen.
Kaum erſt ſechzehn Sommer alt,
Noch im erſten Blühen,
Müſſen ſchon die Herzen all'
Für die Holde glühen;

Müſſen ſchon von ihrem Los
Stadt und Land erſchallen,
Und das ganze Männervolk
Zu der Herrinn wallen.

Heil! wie läuft's und fährt's heran
Aus den weit'ſten Fernen,
Hohe Häupter und Genie's,
Und ein Heer von Sternen.

Selbſt die Götter rücken an
Auf der Himmelsleiter,
Zevs, Apollo, Amor, Pan,
Neptun — und ſo weiter!
Doch das loſe, ſpröde Kind
Scheint ſich d'ran zu letzen,
Weiß an Menſchen, Göttern ſelbſt
Stets was auszuſetzen.

Freund Merkur war ihr zu ſchlau,
Zevs als Stier verächtlich,
Mars zu roh, Apoll' zu blond,
Pluto zu bedächtlich;
Amor blind — nicht ſehr getreu —
Pan ein Pflaſtertreter,
Neptun eisfalt, und Vulkan
Nur ein — Pentameter.

Und am Dummkopf, am Genie,
Wußte ſie zu rügen,
Selbſt ein Fürſt auf hohem Thron
Konnt' ihr nicht genügen.
Keiner zwang ihr Marmorherz,
Nicht der Hirt vom Ida,
Der den Apfelſtreit entſchied;
Nur zuletzt — Herr Midas.

Midas, wie? den einſt Apoll'
Mit dem Langohr ſchmückte?
Midas kam, wie Cäſar einſt,
Kam, ſah und beglückte! —
Freylich war ein — Apis er,
Bildlich ausgeſprochen,
Doch beſaß er eine Kraft,
Und d'rauf konnt' er pochen;

Die kein Denker ſich erwirbt,
Nicht ererbt, erhandelt,
Die — was ſeine Hand berührt —
Flugs in Gold verwandelt.
Und das Amazonenherz
Ward dadurch bezwungen,
Ward mit gold'ner Kettenlaſt
Liebevoll umſchlungen.

Doch der Götter Senior
Zürnt auf ſeinem Sitze,
Seine Brauen donnern laut,
Und ſein Aug' flammt Blitze.
Als nun Midas zärtlich nahte,
Und die Holde küßte,
Schwand des Lebens Hauch, ſie ward
Schnell — zur gold'nen Büſte!

Joh. Langer.

Notizen.

Schauſpiele.

Im k. k. Hofburgtheater wurde am 3. d. M. zum erſten Mahle gegeben: Des Goldſchmids Töchterlein, altdeutſches Luſtſpiel in zwey Aufzügen, von Carl Blum. An demſelben Abende ging voraus, neu in die Scene geſetzt: Das Bild der Danae, Luſtſpiel in zwey Aufzügen von Deinhardſtein.

Durch mehrere Jahre wurde das letztgenannte Luſtſpiel des nun wegen ſeiner neueſten Leiſtungen „Hans Sachs“ und „Garrik in Briſtol“ ſo allgemein gefeyerten Dichters auf dieſer Hofbühne nicht geſehen. Das Publicum vermißte in der That ein Stückchen, das ihm zu ſeiner Zeit in wiederhohlten Aufführungen ſo vieles Vergnügen gewährte. Es war unter allen dramatiſchen Werken Deinhardſtein's dasjenige, welches am unzweydeutigſten ſeine künftige Vollkommenheit in Erzeugung großartiger Schöpfungen erkennen ließ. Eine wohlerfundene, für den Raum von zwey Acten gerade in dem Maße zureichende Handlung, daß ein gedankenreicher Dialog in ihren Ruhepuncten ſich zu entwickeln, Platz und Gelegenheit fand, jener ächt poetiſche Hauch, der das Ganze durchweht, und ſo wie er hier die Atmoſphäre von Kunſt und Liebe bildet, auch nur aus einer für Kunſt und Begeiſterung erſchloſſenen Bruſt quellen konnte — bilden die nicht geringen Vorzüge dieſes trefflichen Stückes, welches obendrein durch ſeine vielen draſtiſchen Momente ſelbſt diejenigen zufriedenſtellen muß, die mehr nach Unterhaltung, als Erhebung und Veredlung des Gefühls im Schauſpielhauſe ſuchen. Wie herrlich iſt jener Moment, wo Salvator Roſa durch das ihm vorgewieſene Bild in Bernardo den großen Meiſter erkennt, den er erſt kalt, mit Widerwillen vom Altare der Kunſt hintanzuhalten geſucht, und nun ſeinen Ruhm in Fülle der Begeiſterung verkündet. Gleich erhaben und poetiſch iſt jener ſchöne Monolog, da Andrea de Culmari freudig über das erhandelte Bild und den gekauften Künſtlerruhm ſich entfernt, und Roſa ihm ſtrafend nachruft: „Wie, du willſt des Künſtlers Luſt ohne des Künſtlers Schmerzen?“ Der Beyfall des zahlreich verſammelten Publicums blieb auch nicht zurück, zumahl die Darſtellung in ihrer Vortrefflichkeit gleichen Schritt mit dem Stücke ging. Hr. Korn gab den Salvator Roſa mit jenem Künſtleradel im Äußeren, der die damahligen Mahlerfürſten Italiens charakteriſirt, und zugleich einer künſtleriſchen Begeiſterung, wie ſie ſo hochgeſtellten hiſtoriſchen Charakteren entſpricht. Hr. Korn iſt als Darſteller ſolcher Partien über allen Vergleich an ſeinem Platze, und wer erinnert ſich hier nicht auch mit Bewunderung ſeiner Leiſtung als Julio Romano in Öhlenſchläger's „Correggio!“ Hr. Fichtner als Bernardo Ravienna, theilte den Lorbeer der Kunſt mit dieſem ſeinen Genoſſen in jeder Hinſicht, und pflückte würdig den doppelten Kranz der Liebe und des Ruhmes. Hr. Coſtenoble entwickelte als Director der Akademie, Andrea de Culmari, jenen Geiſt jugendlicher Friſche in ſeiner Darſtellung, wie man dieß meiſtens an dem hochgeſchätzten Künſtler bewundert, deſſen Künſtlertrieb und Künſtlerfleiß unverſiegbar ſind. Vortrag und Spiel waren ſo voll herrlicher Nüancen, daß der Reichthum des Stückes dadurch nur glänzender in das Auge ſprang. Dlle. Piſtor war als Laura eine recht liebe, anmuthige Erſcheinung.

Nicht gleichen Schritt im Intereſſe des Publicums konnte das darauffolgende neue Stück: Des Goldſchmids Töchterlein halten. Schon die Benennung „altdeutſches Luſtſpiel“ war bey manchen, und — der Erfolg bewies es — nicht mit Unrecht, eben nicht ein heilverkündendes Omen. Luſtſpiele, deren Gegenſtand die Ritterzeit, gibt es von guter, ergötzlicher Art in der That äußerſt wenige, worunter Ziegler's „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Perſon“ wohl das gelungenſte ſeyn dürfte. Auch die beſſeren neueſten Dichter, wie Raupach und Bauernfeld, haben in ähnlichen unternommenen Verſuchen einen vollſtändigen Fehl-

griff gethan. — Es konnte der Verfaſſer hier nur zweyerley im Sinne und zur Abſicht haben, nähmlich die Formen des Ritterweſens zu benützen, um eine an und für ſich intereſſante und drollige Verkettung von Handlungen und Charakteren zu erſchaffen, oder in ſeinem Luſtſpiele die Wirklichkeit des damahligen converſationellen Lebens, wie in einem Spiegel, darzuſtellen, beyläufig dem großen Meiſter Göthe ähnlich, der in ſeinem „Götz von Berlichingen" zugleich die treueſte Geſchichte Deutſchlands in jener Periode dichtend ſchrieb. Erſteres iſt dem Verfaſſer nun keineswegs gelungen; denn die Handlung iſt dergeſtalt mager, daß ihr Intereſſe nicht einmahl zur Schürzung eines einactigen dramatiſchen Knotens zureichend wäre. Die Situation bleibt fortwährend dieſelbe, die Scenen müſſen ſich wiederhohlen, und als der Verfaſſer vielleicht einen wirkſamen Theatercoup zu bereiten vermeinte, als er ſeinen in Pilgerkleidung vermummten Ritter, die niedere Hülle wegwerfend, in Sammt und Seide plötzlich daſtehen macht, iſt dieſe Überraſchung weder für das Publicum mehr vorhanden, das den Umſtand weiß, noch für die betheiligten Perſonen des Stückes, die ihn merken mußten, wofern ſie ſich nicht mit freywilliger Blindheit ſelbſt geſchlagen. Auch als ein Sittenſpiegel der geſchilderten Zeit, der freylich ruhig fortſchreitend erſcheinen müßte, wie abſpiegelnde Wellen, können wir das Stückchen nicht völlig anerkennen, indem, abgeſehen vom Coſtüm und einigen eingeſtreuten alterthümlichen Redensarten, nichts jene Zeit und die Menſchen wahrhaft Charakteriſirendes darin erſcheint, ja eben durch ein ſolches mitunter ſichtbares Beſtreben, ein Zwitterweſen von ehemahls und jetzt zu Tage erſcheint. Zöge der Herr Ritter ſtatt der Pilgerkutte etwa eine Livrée an, und wären der Goldſchmid und ſeine Jungfrau Tochter modern gekleidet, ſo ſollte wohl nicht leicht Jemand das altdeutſche Luſtſpiel herausrathen können. — Wir haben inzwiſchen — wie es ſonſt unſere Gewohnheit — dem Leſer nicht einmahl die Inhaltsſkizze mitgetheilt, wollen es auch aus dem Grunde nicht noch thun, weil wir doch nicht mehr Intereſſe hineinlegen könnten, als obiges Urtheil ihm zuerkannt, und wir ohnedieß die Zeit des Leſers ziemlich in Anſpruch genommen haben. Die Theilnahme des Publicums erhielt ſich im erſten Acte ſo ziemlich für das Stückchen, wich aber im darauffolgenden bedeutend, weil ſich die Scenen allzuſehr ausgeſponnen. — Dlle. Peche gab die Titelrolle, und zwar mit einem ſo lieblichen und lebenvollen Colorit, daß ihr Charakter alles nur mögliche Intereſſe durch das Spiel der Künſtlerinn gewann. Es wurde ihr auch reichlich der verdiente Beyfall geſpendet. Hr. La Roche, als Goldſchmid Bronner, gab eine neue glänzende Beſtätigung ſeines tiefen charakteriſtiſchen Spieles Allen, die ſein Engagement mit ſo ſchönen Hoffnungen begleitet ſahen. Hr. Löwe, als Ritter Egbert, war ebenfalls ausgezeichnet. Ermin.

Ehrenvolle Würdigung.

Die von dem herzogl. Anhalt-Bernburgiſchen Rathe, Hrn. Pleznigg, herausgegebenen „Mittheilungen aus Wien," zeichnen ſich durch immer ſteigenden innern Werth aus, und haben ſich ſelbſt der gnädigſten Theilnahme zu erfreuen. — So geruhten Se. kaiſerliche Hoheit der Durchlauchtigſte Herr Erzherzog Anton über die huldvoll angenommenen zwey Hefte des Jahrganges 1833, durch ein Schreiben vom 9. d. M. dem Herausgeber Höchſtihr Wohlgefallen zu erkennen geben zu laſſen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Ankündigung

die Pränumeration des Sammlers für das Jahr 1834 betreffend.

Dieſes Blatt, welches mit dem Jahre 1834 ſeinen ſechs und zwanzigſten Jahrgang eröffnet, dürfte ſchon dadurch den Beweis geführt haben, daß es den Bedürfniſſen und dem Geſchmacke ſeines zahlreichen Leſerkreiſes zu entſprechen gewußt habe. Wenn die ſich ſeit deſſen Entſtehung gleichbleibende Eleganz der Ausſtattung, und die umſichtige Wahl des Beſten im Fache der Erzählung, den Sammler vorzugsweiſe zu einer angenehmen Lectüre für das ſchöne Geſchlecht geſtalten, ſo glaubt doch die Redaction ſich ſchmeicheln zu dürfen, daß ſie beſonders in den letzteren Jahrgängen befliſſen war, ſelbſt den ſtrengſten Forderungen Genüge geleiſtet zu haben. Auch iſt dieſelbe bemüht, ihrem Blatte durch gediegene Originalaufſätze einen erhöhten und ſelbſtſtändigen Werth zu verſchaffen, und ſie kann ſich nur Glück wünſchen, daß ſo viele verdienſtvolle vaterländiſche Schriftſteller, dieſe neue Richtung wahrnehmend, ihr bereitwillig ihren Beyſtand angebothen haben. Durch dieſe Unterſtützung geſtärkt, kann ſie die Ankündigung des neuen Jahrganges mit dem Verſprechen begleiten, daß ſie denſelben, mit intereſſanten Materialien verſehen, eröffne, und dem Geſchmacke ihrer verehrten Leſer vollkommen zu entſprechen ſich beſtreben wird.

Einträchtig mit dem Hauptblatte werden die Notizen des Sammlers in theatraliſcher und artiſtiſcher Hinſicht ſich das bereits durch Unparteylichkeit und Wahrheitsliebe gewonnene Vertrauen zu ſichern wiſſen. Die Referate über die Bühnen Wiens ſind bewährten Schriftſtellern anvertraut, und eine ausgebreitete Correſpondenz wird in dem Gebiethe der Kunſt das Intereſſanteſte, was in den übrigen Hauptſtädten Europens ſich ereignet, ſchnell und gründlich zur Kenntniß des Publicums bringen.

Der Sammler wird, wie bisher, wöchentlich dreymahl, und zwar: Dinſtag, Donnerſtag und Sonnabend pünctlichſt ausgegeben werden.

Die Beträge der Pränumeration bleiben unverändert, und zwar: ganzjährig 24 fl. W. W., halbjährig 12 fl. W. W. und vierteljährig 6 fl. W. W.

Auswärtige Beſtellungen nehmen das k. k. Oberſthof-Poſtamt in Wien, und die k. k. Poſtämter in den Provinzen zu wöchentlichen Verſendungen an, und erhalten den Jahrgang um den Pränumerationspreis von 13 fl. 12 kr. C. M. ganzjährig, und 6 fl. 36 kr. C. M. halbjährig.

Wien, im December 1833.

Die Redaction und der Verlag.

Wiener Zeitung

Dienstag, 14 d. [illegible] 1. Dezember 1931

Der Kampf um die Kohlenbasis

Wien.

Wie bekannt, hatte man sich nach Ab-
schluß des Genfer Protokolls darüber geeinigt,
daß Österreich eine Anleihe von 650 Millionen
Goldkronen, und zwar in Form Serie, als in
Form einer Anleihe, die in Form einer Anleihe
von 650 Millionen Goldkronen, und zwar in Form
einer Anleihe, die in Form einer Anleihe von

ſich gegenſeitig einen fürchterlichen Eid ewigen Stillſchweigens geſchworen. Der Wallone zog ſich zurück, nachdem er ſeinen Antheil Diamanten zu ſich genommen hatte, und Cosmo warf ſich glühend auf ſein Lager, wo bald ein unruhiger, fieberiſcher Schlummer ihn mehr betäubte, als erquickte.

7.

Nicht lange währte es, ſo hatte wilde und angeſtrengte Thätigkeit jeden Rückblick auf das Geſchehene aus Cosmo's Gedanken verdrängt. Der Waffenſtillſtand war zu Ende. Die Reiterey erhielt Befehl zum Aufbruche, und wieder ſtand er an der Spitze ſeiner Schwadron, ganz der kühne glänzende Günſtling der Natur und des Glückes. Marſchall Catinat war zurückberufen, und das Commando Generalen übergeben worden, deren Mangel an Talenten das franzöſiſche Heer einer ununterbrochenen Reihe von Schlappen ausgeſetzt hatte. Bey ſehr vielen Gelegenheiten machte ſich Cosmo jetzt bemerkbar. Eine Unternehmung, welche alle Officiere einſtimmig für die ausſchweifendſte Tollkühnheit erklärt hatten, ward auf die überraſchendſte Weiſe glücklich von ihm durchgeführt. War eine Batterie zu ſtürmen, Geſchütze dem Feinde abzunehmen, eine Proviantzufuhr abzuſchneiden; ſo war er immer der Erſte, immer zu Allem bereitwillig, und dennoch wurde er, unbegreiflich genug, niemahls verwundet. Mochte er ſich in's dichteſte Feuer ſtürzen, wo ein Kugelregen den Luftkreis erſchütterte, oder in einen Lanzenwald, an dem kein Vogel ungeſtraft vorüberſchwirren konnte — er blieb unverletzt, und während alles um ihn her Tod und Vernichtung athmete, ſchien er allein gegen das Grab mit all' ſeinen Abgründen geharniſcht zu ſeyn.

Der Fall ſeiner vorgeſetzten Officiere in der Garde erhob ihn noch vor Ende des Feldzuges zu ihrem Capitän. Seine Talente enthüllten ſich immer mehr, die Gelegenheit entwickelte all' ſeine reichen Kräfte, er wurde in Kurzem der allgemein verehrte Krieger, das Muſter der ganzen Armee. Am Schluſſe der zweyten Campagne kehrte er mit den Schlüſſeln und der Fahne der Citadelle von Nizza zurück, und erhob ſich von ſeines Herrſchers Throne, allwo er ſeine Eroberungen niedergelegt hatte, mit dem Range eines Generallieutenants. Der Herzog hatte ihn noch überdieß mit dem Großkreuz ſeines Hausordens geſchmückt.

Er war am Gipfel ſeines Glückes, und hätte ſich der Gräfinn von Gualia ohne Zagen nähern können, die das Werden des ſchönen, ſtattlichen, gefeyerten Kriegers ſchon ſeit lange bemerkt, und nicht ohne Huld aufgenommen hatte. Aber um ſich für den Anbether einer Dame von ſolchem Range öffentlich zu erklären, bedurfte es an dem glänzenden Hofe zu Turin eines verſchwenderiſchen Aufwandes. Cosmo nahm daher ſeine Zuflucht zu ſeinem Schatze, und geſtaltete ſein äußeres Auftreten mit deſſen Hülfe bald ſo glanzvoll, als es ſein jetziger Rang und ſeine ſchwindelnden Anſprüche erforderten. Er hatte die prächtigſten Equipagen, gab die koſtbarſten und geſchmackvollſten Feſte am ganzen Hofe, und drückte der liebenswürdigen Gräfinn ſeine Huldigung durch Geſchenke aus, die ſelbſt königlicher Freygebigkeit zu ausſchweifend werthvoll geſchienen hätten. So geſchmeichelt, von allen hochgeehrt und ſtolz, den erſten Krieger und Frauenliebling Savoyens an ihrem Triumphwagen zu ſehen, konnte die Gräfinn nicht länger widerſtehen.

Um dieſe Zeit fiel das Feſt der heiligen Roſalia, welchen Nahmen auch die gefeyerte Gräfinn trug. Ganz Turin, denn auch in dem Mittelſtande hatte die verſchwenderiſche Pracht Cosmo's Aufſehen erregt, ganz Turin war geſpannt, welches neue glänzende Feſt dieſer in Italien ſo vielbedeutende Tag herbeyführen würde. — Aber, als der lang erſehnte Morgen endlich anbrach, da war nichts zu ſehen noch zu hören, man bemerkte keinerley Art von Vorbereitungen, und die Neugierigen, welche ſchon mit Anbruch des Tages ſich vor dem großen Thore des Cosmo'ſchen Pallaſtes gelagert hatten, zogen mit großem Mißvergnügen wieder ab. Die Thore blieben wie gewöhnlich geſchloſſen, und alle Fenſter des ſtattlichen Pallaſtes, das Arbeitsgemach des Generals ausgenommen, waren mit dichten Vorhängen bedeckt.

Die ganze Stadt war höchlich verwundert, und das Erſtaunen ſtieg noch mehr, als gegen Mittag einige glänzende Pagen des Generals zu den Herren und Damen von Hofe, ja ſelbſt in den Pallaſt des Herzogs hinaufſtiegen, und Einladungen zu einem Abendbankette abgaben. — Die ſchöne Gräfinn Gualia, durch dieſe ärmliche Feyer und die bittere Täuſchung all' ihrer auf den Triumph dieſes Feſtes gerichteten Hoffnungen tief beleidigt, hatte im Sinne die Einladung nachläſſig abzuweiſen, allein der Herzog und die Herzoginn hatten dieſelbe angenommen, und ſo durfte ſich Niemand ohne die dringendſte Urſache zurückziehen, wenn er ſich nicht gegen die Hofſitte, wie gegen den Herzog ſelbſt, auf die unverzeihlichſte Weiſe vergehen wollte.

Es war ein reizender, mondheller Abend, als ein unabſehbarer Zug von Gallawagen, den herzoglichen an der Spitze, ſich in Bewegung ſetzte und nach Cosmo's Pallaſt zufuhr. Als die goldene Carroſſe des Herzogs in die prachtvolle Straße eingebogen hatte, an deren Fronte

das stolze Gebäude prangte, da sprangen die großen Thorflügel plötzlich auf, und die stolzen andalusischen Hengste bäumten sich erschrocken zurück vor dem entgegenstrahlenden Flammenmeere. Der weite Hof brannte von glänzenden Feuersternen, welche einen Gang bis zu den Stufen der Vorhalle bildeten, und wovon die vordersten den Nahmenszug des Herzogs und der Herzoginn, die übrigen aber in vielfach verschlungenen Formen sämmtlich jenen der reizenden Gräfinn Gualia trugen. Unsichtbare, doch treffliche Musikchöre empfingen mit einem Triumphmarsche die Einziehenden. Pagen mit blumenbekränzten Fackeln hoben sie aus dem Wagen und geleiteten sie in zwey Reihen nach einem prächtigen in der Façade des Schlosses gelegenen Saale.

Hier war der eigentliche Glanzpunct des Festes, und die Augen der hohen Gäste wurden von einem durch seine Neuheit nicht minder als durch seinen Zauber fesselnden Anblick getroffen. Der hohe majestätische Saal war in einen reizenden Blüthengarten verwandelt, wo Knospen und Südfrüchte jeder Art in verschwendrischer Fülle prangten. Lauben von natürlichem Gebüsche und niedliche Grotten waren in geringer Entfernung sämmtlich an passenden Stellen angelegt, und vom sanften Scheine eines anmuthigen Rosenlichtes umflossen. Darinnen befanden sich Sitze für je zwey und zwey Personen. Diese Lauben aber wölbten sich zugleich im Ganzen amphitheatralisch gegen die Mitte des Saales hin, wo ein rothsammtner, reich mit Goldblumen gestickter Vorhang von der Decke bis an den Boden herabwallte, und die zweyte Hälfte des Saales verbarg *).

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Umrisse dieses Festes sind historisch.

Logogryph.

Wiegst auf deinen Achten du
Eigne Fünf zu sanfter Ruh',
Bist du wohl ein alter Knabe,
Meist nicht fern von deinem Grabe.

F. W. Jaggi.

Anekdote.

Eine Gesellschaft gab vor einigen Jahren einen Maskenball. Es erschien eine so große Menge Masken, daß in dem beschränkten Raume man vor Hitze kaum ausdauern und sich in dem unaufhörlichen Gedränge nicht frey bewegen konnte. Hauptsächlich waren sehr viele Türkenmasken dabey. Ein Paar Masken, ein Indianer und ein Ritter, kamen gewaltig in's Gedränge, und der Erstere klagte dieß dem Letztern. — „Seyn Sie nur ruhig," flüsterte der Ritter dem Indianer zu, „wir wollen uns bald Luft verschaffen." Dann näherte er sich einem Paar Türken und sagte zu ihnen: „Meine Herren Muselmänner! am Büffet ist etwas weggekommen. Man hat eine Türkenmaske in Verdacht. Alle Türkenmasken sollen visitirt werden. Ängstigen Sie sich daher nicht."

Kaum hatte er dieses den beyden Masken gesagt, so raunte es ein Türke dem andern in's Ohr. Keine von diesen Masken wollte sich einer solchen Demüthigung aussetzen, und eine nach der andern verließ den Ball. Der Ritter hatte durch diese List seinen Zweck erreicht; man konnte leichter Athem schöpfen und sich freyer bewegen.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.) Obwohl wir von demselben eben keine Novitäten zu berichten haben, so erfreut es sich fortwährend eines äußerst zahlreichen Besuches, der selbst bey jenen Vorstellungen nicht abnimmt, worin, seit der Abwesenheit des Hrn. Wild, seine Rollen anders besetzt werden mußten. Vorzugsweise ist es die Oper, welche die größte Anziehungskraft bewährt. „Robert der Teufel" heißt der Zauberer, der immer ein eben so zahlreiches als gewähltes Publicum in diese Bühne bannt. Ist auch der Reiz der Neuheit durch mehr als 50 Vorstellungen (jene in einem Vorstadttheater mitgezählt) abgestreift, so sind die Vorzüge dieses Werkes, und noch mehr die Art der Darstellung, noch immer ein mächtiger Talisman; wenn dieses Werk einige Tage nicht aufgeführt wird, beweisen die häufig nach demselben geschehenden Anfragen, daß das Publicum seine Lüsternheit noch nicht befriediget hat. Am 2. Decem- ber beehrten Se. Majestät der Kaiser und Ihre Majestät die Kaiserinn nebst mehreren kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen dieses Prachtschauspiel mit ihrer Gegenwart. — Einer Unpäßlichkeit des Hrn. Breiting wegen übernahm Hr. Binder bis zu dessen Wiederherstellung für einige Abende die Rolle des Robert, und auch diesem Sänger gelang es, Anerkennung seiner Verdienste zu gewinnen. Aber nicht diese Oper allein ist es, welche das Hof-Operntheater mit Zuhörern füllt. Man kann sagen, daß dasselbe in diesem Jahre seinen Flor vorzüglich den Normatagen, die andern Theatern so schädlich sind, verdanke, den Tagen nähmlich, an welchen Bellini's „Norma" gegeben wird. Ist unser Publicum auch nicht so enthusiastisch wie das Florentiner, welches außer dieser Musik keine andere hören will (so berichtet uns wenigstens die Handelszeitung von Florenz), so ist doch diese Oper nach mehr als 40 Vorstellungen noch immer das Lieblingsgericht der Wiener, und der Zulauf zu derselben immer gleich groß. Abwechselnd mit diesen werden die Opern: „Zampa," „Montecchi und

Capuleti," „die Unbekannte," „Fra Diavolo" u. s. w. stets gerne gesehen, und vor einigen Tagen erst erfreute sich die „Zauberflöte" eines vollen Hauses. Herold's „Zweykampf" soll die nächste Neuigkeit seyn; auch Rossini's „Wilhelm Tell" wird bald zur Darstellung kommen. — Balletmeister Henry studiert für den Carneval ein großes Divertissement ein. Von ältern Balleten sahen wir mit zum Theil neuer Besetzung „die Maskerade im Theater," „Theodosia" und „Fee und Ritter." In beyden letztern zeichnete sich Dlle. Schlanzofsky aus, welche besonders als Fee Viviane Beweise ihrer überraschenden Fortschritte gab. Hr. und Mad. Mattis haben eine Kunstreise nach Mailand angetreten. Dagegen wird Hr. Rozier aus München erwartet, und — wenn dem Gerüchte zu trauen ist — auch Dlle. Taglioni aus Paris. Letztere Angabe wollen wir aber keineswegs verbürgen.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Zum Vortheile des verdienstlichen Schauspielers Hrn. Johann Lang wurde am 5. December d. J. zum ersten Male gegeben: „Ritter Stiefeldon und sein Schildknappe, oder die Fahrt nach Abenteuern," Donquixotiade mit Gesang in zwey Acten vom Verfasser der „Nina," Musik vom Capellmeister Wenzel Müller.

Der fruchtbare humoristische Verfasser, Hr. Joseph Schikh, hat durch die Benennung Donquixotiade dem Publicum den Maßstab angegeben, mit welchen Erwartungen selbes Thaliens Tempel betreten möge, den Kritikern aber, von welchem Standpuncte er sein Werk betrachtet wissen will. Das Leben und die Thaten des edlen Ritters von Mancha, der mit seinem treuen Knappen auf Abenteuer zog und nicht begreifen konnte, daß die Riesen, die ihm in der Ebene von Montiel aufstießen, nur Windmühlen wären, werden dem gebildeten Theile des Publicums hinlänglich im Gedächtnisse seyn. Diese Grundidee benützte der Bearbeiter, und ließ uns in der Person des Junkers Eustachius Stiefeldon solch einen Abenteurer auftreten, welcher mit seinem Schildknappen Damian im Begriffe ist, ziellos in die weite Welt zu wandern, um sich die Liebe seiner Gertrude, die durch eine zehnjährige Zärtlichkeit treu an ihm gehandelt, im vollsten Maße zu verdienen. Emilius Jux, ein Student und Unverwandter des Hieronymus Loder, Ortschyrurg und Vater der Gertrud, kommt mit mehreren Collegen, um die Ferienzeit zu genießen, gerade in dem Augenblicke an, als der fahrende Ritter seine in Liebesschmerz versunkene Geliebte verlassen hatte. Er erfährt die Tollkühnheit des verblendeten Ritters, entwirft augenblicklich einen herrlichen Studentenplan, wozu seine Unverwandten und Collegen ihm hülfreiche Hand leisten müssen. Sie verfolgen in Rittertracht den Junker Stiefeldon, täuschen ihn bey allen seinen Unternehmungen, und heilen ihn zuletzt von dem Wahne, auf Ritterabenteuer auszugehen. — An dem Versuche, Don Quixote's Leben und Thaten auf theatralischen Boden zu verpflanzen, scheiterten früher mehrere Bühnendichter, weil sie die Methode, zeitgemäße, episodische Scenen, wodurch dem simplen Stoffe ergiebig nachgeholfen, die momentane Ergötzlichkeit, das Interesse des Zuschauers mächtig gesteigert wird, nicht gehörig in ihrer Macht hatten. In dieser neuesten Bearbeitung wirken viele gute Einfälle treffend, vorzüglich unterhaltend sind die Liedertexte, zu denen die Musik nicht weniger passend als angenehm ist. Lauter Beyfall und beständige Zwerchfellerschütterung haben diesem Stücke eine günstige Aufnahme bereitet. Eine wesentliche Stütze war aber die besonders gelungene Darstellung, wodurch Dlle. Jäger (Everl), dann die HH. Lang (Jux), Schuster (Damian), Fermier (Stiefeldon) den meisten Beyfall erwarben. Dlle. Jäger leistete diesen Abend im Spiel wie im Gesange Vorzügliches, mußte auch ihre interessanten Gesangsstücke mehrmahls wiederhohlen, wodurch sie das Publicum für einige etwas ermüdende Momente hinlänglich entschädigte. Gleiche Ehre gebühret den HH. Lang und Schuster, denn ihr ächter Humor, dann die dadurch sich über das Ganze wohlthätig verbreitende Frische, haben das Publicum in so günstige Stimmung versetzt, daß ihnen zu wiederhohlten Mahlen der wohlverdiente Lohn des Beyfalls zu Theil ward. Hr. Lang erregte besondere Aufmerksamkeit durch die Gewandtheit und Schnelligkeit in den rasch wechselnden Verkleidungen im zweyten Acte, wo er als parodirender Imitator des berühmten Ventriloquisten und Mimikers Alexandre auftrat. Hr. Tomaselli (Loder) war ziemlich bey guter Laune. Die Übrigen bewegten sich in ihren kleinen Parthien zur allgemeinen Zufriedenheit. Das Costum war für eine Donquixotiade nicht wohl gewählt und verdient allerdings bemängelt zu werden. Der Beneficiant wurde am Schlusse mit Dlle. Jäger gerufen. — Der Zuspruch war besonders zahlreich.

Die sogenannten Alpensänger Krapfenbauer, Nobis, Heilmann, Schrott, Söllner und Debiasy haben auf dieser Bühne einige Mahle die Zuhörer durch Jodeln und Zitherspiel unterhalten. Diese steyrischen Sänger haben schon, bevor sie in andern Städten ihr Heil suchten, in unserer Residenz an verschiedenen Orten ihr Kunstlager aufgeschlagen, weßhalb sie für uns eben keine neuen aber auch keine unwillkommenen Gäste waren.

Hr. Ludolf, früher Mitglied des Theaters an der Wien, trat in der komischen Scene von Castelli: „Der Soldat allein," als neu engagirtes Mitglied mit vielem Beyfalle auf.

Joh. Nep. Hraschigg.

Mancherley.

Darmstadt hat diesen Winter über eine Oper. Es werden binnen 18 Wochen 36 Vorstellungen in drey Abonnementsabtheilungen im Hoftheater gegeben. Mit „Othello" wurde begonnen. — In Hamburg spielt eine englische Schauspielergesellschaft, worunter sich der Verfasser des „Buckeligen," Hr. Sheridan Knowles befindet. — Zürch erhält jetzt auch ein neues Theater. Es wird auf Actien errichtet. — Das neue Theater in Mainz macht gute Geschäfte. Hr. Wolff, ehemahls am Königstädtertheater in Berlin, ist Unternehmer desselben. — In München gastirte Mad. Stich-Crelinger und die Sängerinn Mad. de Meric, beyde mit entschiedenem Erfolge. — In Magdeburg eröffnete Graf Hahn das Theater. Unter seinen Mitgliedern befindet sich, wiewohl nur für kurze Zeit, Hr. Kunst. — Dlle. Sabine Heinefetter folgt von Berlin einem ehrenvollen Rufe nach St. Petersburg. — In letztgenannter Stadt hat Fräulein von Hagn ihre Gastrollen mit der Prinzessinn Eboli beendigt. Sie kehrt nach Berlin zurück. — Paganini hat durch seine Concerte in England 270,000 fl. eingenommen.

Benefice-Anzeige.

Die Direction des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt hat dem genialen Künstler, Hrn. Neefe, einen Antheil auf die erste Vorstellung des am 18. d. M. zur Aufführung kommenden Weidmann'schen romantischen Mährchens: Der Ring des Glückes bewilligt. Hr. Capellmeister Conradin Kreutzer hat die Musik zu den Gesängen geliefert. Die Direction soll, dem Vernehmen nach, viel für die Ausstattung gethan haben; es ist also mit Grund zu erwarten, daß das Publicum die Vereinigung dieser drey ihm angehörigen Talente zu würdigen wissen werde.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mot. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Reichs-Gesetzblatt.

Jahrgang 1919. Ausgegeben zu Berlin, den 31. Dezember 1919.

Verordnung

zur Ausführung des Gesetzes über den Belagerungszustand.

Vom 31. Dezember 1919.

Auf Grund des § 5 des Gesetzes über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 451) in der Fassung des Gesetzes vom 11. Dezember 1915 (Reichs-Gesetzbl. S. 813) wird folgendes verordnet:

§ 1. Die Befugnisse, die nach dem Gesetze über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 in der Fassung des Gesetzes vom 11. Dezember 1915 den Militärbefehlshabern zustehen, können auch den Zivilbehörden übertragen werden. Diese Übertragung kann sich auf einzelne Befugnisse oder auf alle Befugnisse erstrecken. Sie kann auf bestimmte Zivilbehörden oder auf alle Zivilbehörden eines Bezirks, auf bestimmte Bezirke oder auf das ganze Gebiet des Belagerungszustandes erfolgen. Sie kann jederzeit widerrufen werden. Sie ist nur wirksam, wenn sie mit Zustimmung des Militärbefehlshabers erfolgt.

§ 2. Die Übertragung der Befugnisse des Militärbefehlshabers auf die Zivilbehörden ist durch Anschlag bekanntzumachen. Sie ist ferner durch Anschlag bekanntzumachen, wenn sie widerrufen wird oder wenn sie sich auf andere Befugnisse oder andere Zivilbehörden oder andere Bezirke erstreckt.

§ 3. Die Zivilbehörden, denen die Befugnisse des Militärbefehlshabers übertragen sind, sind befugt, Verordnungen und Anordnungen zu erlassen.

§ 4. Die Verordnungen und Anordnungen sind durch Anschlag bekanntzumachen. Sie sind ferner durch Anschlag bekanntzumachen, wenn sie aufgehoben werden oder wenn sie sich auf andere Bezirke erstrecken.

§ 5. Die Verordnungen und Anordnungen sind dem Militärbefehlshaber vorzulegen. Dieser kann sie aufheben oder abändern.

§ 6. Die Verordnungen und Anordnungen sind dem Militärbefehlshaber vorzulegen. Dieser kann sie aufheben oder abändern.

§ 7. Die Verordnungen und Anordnungen sind dem Militärbefehlshaber vorzulegen. Dieser kann sie aufheben oder abändern.

§ 8. Die Verordnungen und Anordnungen sind dem Militärbefehlshaber vorzulegen. Dieser kann sie aufheben oder abändern.

§ 9. Die Verordnungen und Anordnungen sind dem Militärbefehlshaber vorzulegen. Dieser kann sie aufheben oder abändern.

§ 10. Die Verordnungen und Anordnungen sind dem Militärbefehlshaber vorzulegen. Dieser kann sie aufheben oder abändern.

§ 11. Die Verordnungen und Anordnungen sind dem Militärbefehlshaber vorzulegen. Dieser kann sie aufheben oder abändern.

§ 12. Die Verordnungen und Anordnungen sind dem Militärbefehlshaber vorzulegen. Dieser kann sie aufheben oder abändern.

§ 13. Die Verordnungen und Anordnungen sind dem Militärbefehlshaber vorzulegen. Dieser kann sie aufheben oder abändern.

§ 14. Die Verordnungen und Anordnungen sind dem Militärbefehlshaber vorzulegen. Dieser kann sie aufheben oder abändern.

§ 15. Die Verordnungen und Anordnungen sind dem Militärbefehlshaber vorzulegen. Dieser kann sie aufheben oder abändern.

§ 16. Die Verordnungen und Anordnungen sind dem Militärbefehlshaber vorzulegen. Dieser kann sie aufheben oder abändern.

§ 17. Die Verordnungen und Anordnungen sind dem Militärbefehlshaber vorzulegen. Dieser kann sie aufheben oder abändern.

§ 18. Die Verordnungen und Anordnungen sind dem Militärbefehlshaber vorzulegen. Dieser kann sie aufheben oder abändern.

§ 19. Die Verordnungen und Anordnungen sind dem Militärbefehlshaber vorzulegen. Dieser kann sie aufheben oder abändern.

§ 20. Die Verordnungen und Anordnungen sind dem Militärbefehlshaber vorzulegen. Dieser kann sie aufheben oder abändern.

Der Fiſcher von Calabrien.

(Fortſetzung.)

Da ein Schauſpiel in jener Zeit noch zu den Seltenheiten gehörte, ſo wurden die Eintretenden ſchon durch die Geſtalt des äußeren Schauplatzes höchſt angenehm überraſcht. Man ließ ſich in den duftenden Grotten nieder, deren Wände ringsumher mit Spiegeln behangen waren, und deren Ausſicht, obſchon in mannigfachen Neigungen, auf den köſtlichen Vorhang gerichtet war. Die Laube in der Mitte, mit dem goldenen Wappen des Herzogs geſchmückt, und gleichfalls mit hochrothem goldgeſtickten Sammt behangen, diente dem Herzog und der Herzoginn zur Loge. Die nächſte Grotte an dieſer, die Farbe der Gräfinn, himmelblau, mit ſilbernen Sternen tragend, wurde von Cosmo perſönlich der Königinn des Feſtes angewieſen. In die übrigen Grotten vertheilten ſich, mehr dem Zufalle als dem Range folgend, die anweſenden Cavaliere und Damen. In jeder Grotte war ein Glöckchen angebracht, das kaum ſeine Silberſtimme erklingen ließ, als wie durch Zauber verborgene Blenden ſich drehten und Erfriſchungen aller Art von unſichtbaren Händen dargebothen wurden.

Die Oper war zu jener Zeit, ſelbſt in Italien, noch in ihrer Kindheit, und nur in der Kirchenmuſik hatte man ſich bis dahin mehrſtimmiger Canons bedient, und darin weniger auf eigentliche Harmonie und den noch ſehr unausgebildeten Contrapunct, als auf Einfachheit und Lieblichkeit der Melodie geſehen. Auf den Bühnen, wenn man anders die kleinen herumziehenden Budenvorſtellungen ſo nennen konnte, bekam man höchſtens einzelne Lieder Arlequino's oder Policinello's zu hören, etwa wie ſie heut zu Tage auf den unterſten franzöſiſchen Vaudevilletheatern geſungen werden.

Alles war daher geſpannt, als der Vorhang aufrauſchte, und ein zierlicher Policinello hervorſprang, der unter närriſchen Grimaſſen eine Commedia cantabile ankündigte, wozu der hochberühmte Meiſter Sixtino Peroni aus Genua eigens berufen worden ſey. Zugleich trat von der andern Seite ein ſpindeldürres Männchen in ſchwarzem Wamſe auf und verbeugte ſich tief auf eine gar poſſierliche Weiſe. Es war der angekündigte Muſico, der zuerſt Chorgeſänge zu ſchreiben und einzuüben verſtand. Er krächzte mit einer unangenehmen, näſelnden Stimme einige um Entſchuldigung bittende Worte, und zog ſich alsbald wieder zurück. Die Scene ſtellte ebenfalls einen Garten mit Lauben vor, welche letztere aber an beyden Seiten eng angereihet waren. Daraus traten nun zu beyden Seiten, hier glänzende Krieger, dort idealiſch gekleidete Jungfrauen hervor, welche einen für dieſe Zeit ſehr kunſtvollen Geſang vortrugen, bis Mars und Venus erſchienen, und einen Wettſtreit des Krieges und der Schönheit begannen. Nach einiger Zeit zog man mit Blumenketten umwunden den alten Muſico herbey, in einer bunten, phantaſtiſchen Tracht, die ſeine verſchrobene Geſtalt noch lächerlicher erſcheinen ließ. Dieſer ſetzte ſich nun auf den Richterſtuhl, und entſchied, ebenfalls ſingend, daß Beyden, aber in verſchiedenen Reichen und Verhältniſſen, die Herrſchaft gebühre. Hierauf traten die Götter auf den äußeren Schauplatz hinaus und Mars ſenkte eine vor wenigen Tagen eroberte franzöſiſche Fahne zu den Füßen des Herrſcherpaares, während die Göttinn der Liebe einen Blumenkranz auf die Stirne der, vor Vergnügen und Überraſchung erglühenden Gräfinn drückte. Die Zitherklänge, welche bisher den Geſang begleitet hatten, ſchwiegen nun, und Trompeten und Pauken ſchmetterten jubelnd durch den Saal.

Man erhob ſich nun hoch befriediget, und folgte den vorleuchtenden Pagen in den eben ſo geſchmackvollen, als überraſchend glänzenden Tanzſaal. Hier wurden dem Herzoge, in Mars und Venus die Kinder des alten Muſico vorgeſtellt; ſämmtliche andere Sänger waren Zöglinge des Signor Peroni, und mit ihm eigens zu dieſem Feſte, von Genua gekommen.

Der Herzog und die Herzoginn zogen ſich bald hierauf zurück, und nun wurde erſt alles aufgebothen, um der reizenden Gräfinn Gualia zu huldigen. Ihr Nahme prangte rings umher an den Wänden, koſtbare Geſchenke, auf goldgeſtickten Kiſſen lagen zu ihren Füßen, und eine Unzahl Diener ſtand für jeden Wink bereit.

Als ſchon nahe gegen Morgen endlich der Tanz aufgehoben wurde, wallten die ſtattlichen Carroſſen, von einem unabſehbaren Fackelzuge und Muſikbanden begleitet, in verſchiedenen Richtungen nach Hauſe.

Die Rüſtungen zum Feldzuge begannen wieder, und Cosmo drang ſo glühend in die reizende Gräfinn, ihn zum glücklichſten der Menſchen zu machen, daß ſogar die Hofetiquette, welche ein zehnjähriges Werben befahl, und die Freyer ſo lange wie weiland die Griechen vor Troja lagern ließ, von ihrer eiſigen Strenge nachlaſſen mußte. Der Tag zur glänzenden Vermählung ward angeſetzt.

Er erſchien und Cosmo harrte eben in ſeinem Pallaſte, noch im Hochgefühle ſeines mährchenhaften Glückes, ein geheimes Bangen nicht ganz bezwingend. Er

erwartete die Hochzeitwagen, die ihn ans Ziel ſeiner Wünſche bringen ſollten, als der kleine Wallone in ſtürmiſcher Eile nach ihm begehrte, und ungeachtet alles Abwehrens ſeiner Diener bis zu ihm drang. Cosmo hatte ihn ſeit jener unſeligen Nacht im Caſino nicht geſehen. Dienſtvorfälle konnten ihn leicht entfernt gehalten haben. Aber als er ihn jetzt, in dieſem Augenblicke erſchaute, da zog unſägliche Bangigkeit in ſeine Bruſt. Der Niederländer ſah bleich, abgehärmt und unwirſch aus, und Cosmo zog, ſein Begehren zu errathen glaubend, eine Handvoll Ducaten aus der Taſche.

„Laßt nur," flüſterte jener leiſe und ängſtlich, „ich verlange nichts von Eurer Freygebigkeit, ich wünſche nur, Euch vom Untergange zu retten. Unſer unſeliges Geheimniß iſt verrathen worden, auf welche Weiſe iſt mir unbekannt. Marſchall Catinat hat ſeinen Verluſt öffentlich kundgemacht, und Eure plötzliche, ich kann wohl ſagen beyſpielloſe Verſchwendung, hat Verdacht auf Euch geworfen. Ich war in Paris anweſend, als man darüber im Cabinet berathſchlagte, und bin Tag und Nacht geritten, um Euch zu warnen. Eine außerordentliche Geſandtſchaft iſt bereits in Turin eingetroffen, mit dem doppelten Zwecke, wegen des Friedens zu unterhandeln, und die Diamantengeſchichte an den Tag zu bringen."

Cosmo ſank in tödtlicher Angſt auf einen Stuhl. Die Laſt eines Felſens ſchien ihn zu erdrücken. Er überſchaute im Augenblicke ganz die nächſte Zukunft, den Verluſt ſeiner Ehre, den Untergang ſeiner kriegeriſchen Auszeichnung. Er ſah ſeine glänzende Verbindung aufgehoben, ſich ſelbſt in den tiefſten Abgrund der Schmach geſtürzt und der unerbittlichen Strenge der Kriegsgeſetze preisgegeben. In höchſter Verzweiflung riß er die Orden von ſeiner Bruſt, ſeinen Degen aus der Scheide, und war im Begriffe, ſich denſelben ins Herz zu ſtoßen, als ſein Freund ihn daran hinderte. Nun warf er ſich erſchöpft zu Boden, und das gräßlichſte Gefühl ſeiner wunden Bruſt ergoß ſich in einen wie Lava glühenden Thränenſtrom.

So lag er lange bewußtlos, bis mit ſeinem Wiedererwachen der blutrothe Dämmerſchein des Zwielichts in ſein Auge brach, und in ſeinem prächtigen Garten ſich bereits die Schatten der Nacht mit dem friſchen Laube gatteten. Aber der kleine Wallone hatte ihn nicht verlaſſen, ſondern ſaß noch immer ernſt und ſchweigend da, indem ſein durchdringender Blick unbeweglich und feſt auf ihm haftete. Cosmo fuhr mit einem Mahle ſchreyend empor. „Sind die Wagen gekommen?" rief er entſetzt, und las ein donnerſchmetterndes „Nein" in den Zügen des Wallonen. „Sind ſie gekommen?" ſchrie er nochmahls mit gellender Stimme. „O ſprich," ſetzte er hinzu, und richtete das verglaſte Auge auf den Gefährten ſeiner Schuld, „iſt keine Rettung mehr für mich?" — Sein Ton war dringend und eilig, wie eines Verbrechers, der auf dem Schaffotte zum letzten Mahl um Gnade bittet. „Keine Hülfe mehr?" preßte er zum zweyten Mahle gewaltſam hervor.

„Keine," verſetzte kalt und ſtrenge der Wallone, „Ihr ſeyd, wie wir beyde nur zu wohl wiſſen, jeder geſetzlichen Vertheidigung baar. Ihr könnt Eure Veruntreuung nicht läugnen. Als Mann iſt Eure Ehre für immer dahin. Als Soldat habt Ihr die Armee beraubt, und wer bürgt unſerm Herzog dafür, daß ein Menſch, der um ſo verworfener Verſuchung willen, als Geld iſt, ſeine Cameraden plündern konnte, nicht auch für eine Handvoll Ducaten ſein Vaterland verräthen werde?"

Cosmo ſah mit ſprachloſem Erſtaunen um ſich, als er aus dem Munde ſeines Verführers ſo vernichtende Vorwürfe hören mußte. Dann übermannte ihn eine ungeheure Wuth. „Ha, ſchändlicher, teufliſcher Bube!" rief er mit heiſerer Stimme, „du ſtürzteſt mich in einen bodenloſen Abgrund und jetzt wagſt du es noch mich zu verhöhnen?" Er ſtürzte auf ihn los, und packte ihn, gleich einer grimmigen Hyäne. Aber zu ſeinem Erſtaunen fand er einen Gegner an ihm, der ſogar ſeiner herkuliſchen Stärke das Gleichgewicht halten mochte. Die ſchmächtige Geſtalt des Wallonen widerſtand ihm mit einer Kraft, die all' ſeine Anſtrengungen erſchöpfte. Ja, ſeine eigene Stärke ſchien zu weichen. Die Fauſt des Feindes ſchlang ſich nun plötzlich um ihn, wie eine jener gewaltigen Schlangen, die ihren Raub immer feſter umwinden, bis er erwürgt durch die tödtliche Umarmung hinſtürzt. Cosmo, in ſeinen Armen ermattend, warf einen verwundernden Blick auf ihn. Aber er begegnete einem unbeſchreiblichen, hölliſchen Ausdrucke triumphirender Bosheit, und ſein Erſtaunen verwandelte ſich in Schauder. Da tauchte es in dem hagern, vergelbten Antlitz auf, wie ein bleiches, verzerrtes Geſpenſterbild aus ferner Zeit, und mit unheimlichem Zauber verfloſſen die Züge des Niederländers in ein undeutliches Chaos, aus welchem dann hohnfletſchend der Dragoner, ſein erſter Verführer, wieder emporſtieg. Dann vereinten ſich beyde Phyſiognomien wie Eulenfratzen in demſelben Geſichte, und grinſten ihn entmarkend an. Das konnte kein ſterblich Gemüth ertra-

gen; entsetzliche Gluth leckte an seiner Stirne, sein Gehirn brannte, seine Sinne schwanden — und er sank in wohlthätiger Sinnlosigkeit neuerdings zu Boden.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung

des Logogriphs im vorigen Blatte:

Schenkel — Enkel.

Notizen.

Weder Scherz, noch Ironie!

Ein im Notizenblatte Nr. 148 des Sammlers enthaltener Artikel hat die Stimmen aller Unparteyischen und ächten Kunstfreunde gewonnen. Man freut sich wieder einmahl ein kräftiges Wort aus unabhängigem Munde zu vernehmen und seine, wenn auch noch dunkeln Empfindungen, in frischen, energischen Worten gleichsam verkörpert zu sehen. Auch ich zähle mich unter diejenigen, die an dem Eifer und der männlichen Wahrheit des erwähnten Aufsatzes sich wirklich ergötzt; aber ich finde, daß Hr. Hofzinser die Scheinhülle, welche die klaffende Wunde bedeckt, nicht beym rechten Zipfel ergriffen hat. Das Übel liegt weit tiefer. Es liegt in der flachen, unberufenen, stereotypen und sinnarmen Gestalt unserer Journalistik, die sich in alles und jedes hineinstürzt, und wie eine Harpye nach dem Größten und Geringsten mit gleichem Heißhunger greift. — Ich kenne Hrn. Strauß nur vom Sehen und Hören, aber ich wette, er ist an sich weder so unbescheiden, noch so anmaßend, um die zahlreichen Mißgriffe zu verschulden, welche die Journalisten in seinen Lobpreisungen begehen. Strauß zeigt sich in seinem Wirken und Streben zu vernünftig und consequent, um sich für mehr zu halten, als er wirklich ist. Er gründet seine Lebensstellung auf den Frohsinn und die Tanzlust der Wiener und er hat sich nicht getäuscht, er strebt mit unermüdlicher Thätigkeit, mit Beharrlichkeit und Ehrgeiz nach einem festen Ziele, und dieß verdient in seiner Sphäre jene Achtung, die dem Fleiße und der Thätigkeit allüberall gezollt werden soll. Er ist nun wirklich beynahe auch der Erste in seiner Art, und hat sich eine sichere, behagliche Stellung im Leben errungen, aber deßwegen wird es ihm wohl nicht in den Sinn kommen, sich mit Mozart, Haydn, Paganini, oder auch nur mit — Wenzel Müller in eine Classe stellen zu wollen. Daran sind nun die Lobhudler Schuld, die alles in den Kreis des Ästhetischen ziehen, und den Kitzel ihrer Füße gedruckt verewigen wollen. Wenn ein geistreicher, beliebter und nahmhafter Dichter keinen Anstand nimmt, ganze Artikel über eine neue Lieferung Strauß'scher Tänze zu schreiben, und sich davon — als wäre es ein Faust'scher Stoff — zu dramatischen Phantasien begeistern zu lassen, wenn über jeden Ball zweyte und dritte Artikel abgedruckt werden, als würden die wichtigsten Kunst- und Literaturgegenstände verhandelt, soll es uns dann wundern, wenn einer den andern möglichst zu überbiethen trachtet, und man in der Provinz die überschwengliche Sprache der Residenz bis zur Karrikatur nachahmt? Erschöpft man die Lobesschätze unserer Sprache so verschwenderisch, und wirft die Unsterblichkeit so mit vollen Händen auf die Landstraße — welche Vergeltung bliebe dann für den wahrhaften Genius übrig?

Aber, wie erwähnt, das ist nur die specielle Seite eines allgemeinen Übels, worauf ich schon an einem andern zweckmäßigen Orte hingedeutet zu haben mich erinnere. Es ist in der jüngsten Zeit die Arroganz der Schwachheit und Erbärmlichkeit von der einen Seite, und die feile Nachgiebigkeit von der andern auf eine Stufe gestiegen, die demjenigen unglaublich dünken dürfte, der sich nicht einmahl in ihre Mitte versetzt sah. Wenn Komödianten achtbare Literatoren mündlich und schriftlich verunglimpfen, weil jene ihre Dutzendfabricate nicht geradezu als Meisterstücke apotheosiren wollten; wenn das Gemeine, Verächtliche sogar durchaus gelobt werden soll, wenn Theaterdirectionen ein anständiges, gemäßigtes, edel freymüthiges Urtheil zurückweisen, wohin muß es da mit der Kunst, wohin mit der Kritik kommen?

Sigm. Schlesinger.

Literatur.

Wir machen das lesende Publicum auf das unlängst bey Tendler erschienene 5. Heft des Wiener Gesellschafters von Andreas Schumacher aufmerksam, und geben hier zugleich eine kurz gedrängte Beurtheilung der in diesem Hefte enthaltenen literarischen Gaben.

Da aber dießmahl der prosaische zugleich der werthvollere Theil ist, so beginnen wir mit diesem und zwar mit Wocel's „Alchemisten." Obwohl die Charaktere dieser Novelle meist Callot'sche Nachbildungen genannt werden können, und das Ganze gewaltig nach Hoffmannsgeiste riecht, so kann man doch, wenn eine ganze Nation in ihren Dichtern, wie Balsac, Janin, Jacob, hoffmannisirt, es dem Einzelnen nicht zur Rüge anrechnen, sich Hoffmann als Typus im Style sowohl als in der Charakteristik gesetzt zu haben. Übrigens tritt diese Novelle durch Anlage, Durchführung und Schlußwendung unter den übrigen Erscheinungen dieses Heftes mit größter Bedeutsamkeit hervor. F. Weigl's „Ulrich V. Graf von Buchhorn." ist ein bescheidenes Kind ohne Nahmen. Der Vater hat es dem denkenden Leser freygestellt, seinem Sprößling einen Nahmen zu geben. Doch ist die Geschichte dieses zweyten Ritters von Toggenburg interessant genug erzählt, um den Hauptzweck, Unterhaltung, zu realisiren. Julius Krone's „Astronomische Sage der Ureinwohner Nordamerika's," scheint einer von den Erstlingsversuchen eines jugendlichen Talentes zu seyn, und ist, bis auf die barbarischen Nahmen, die aber der Stoff mit sich bringt, recht freundlich nacherzählt. „Bathmendi," ein Mährchen nach Saint Evremond von Johann Stow, ist ganz im Genre der „Tausend und eine Nachtmährchen" gehalten, voll Phantasie und Bizarrerie, doch reich an bezeichnenden Winken aus dem Gemüth- und Seelenleben. Unter den poetischen Gaben kann man nur Schumacher's „Das hohe Wort des Kaisers" und Vogl's „Jutta mit dem güldnen Haar" auszeichnend nennen. Durch das erste zuckt die ächte Flamme patriotischer Begeisterung in gefälliger Form, das andere, prunklos und einfach, athmet ganz den wehmüthigen Ton der Legende. „Die allegorischen Lieder," metrisch treu übersetzt von Davilha, sind zum Theile eine gelungene Bearbeitung des nicht sehr volksthümlich klingenden Originals, so wie Bergmann's „Weihnachtsgedichte" in allemanischer Mundart, nur ein sehr an Hebel's meisterliche Dichtungen erinnernder Versuch genannt werden kann. Hr. Schumacher hat diese einzelnen Lesefrüchte mit vieler Sorgfalt und recht sinnig an einander gereiht, und bey der Mannigfaltigkeit des Inhalts kann es nicht fehlen, daß auch dieses Heft wieder eine amüsante Lectüre an langen Winterabenden seyn wird.

Wiest.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Neue Freie Presse

Morgen-Blatt.

Samstag, Nr. 13.

Abonnement-Preis: Mit Postversendung: ganzjährig 24 fl., halbjährig 12 fl., vierteljährig 6 fl., monatlich 2 fl. Für Wien: ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl., vierteljährig 3 fl., monatlich 1 fl. Einzelne Nummern 5 kr.

Insertions-Gebühr: Für die Petitzeile 7 kr. Bei öfteren Einschaltungen Rabatt.

1. Januar 1864.

Zum Jahreswechsel.

Wenn Menschen sich begegnen, so pflegen sie sich zu fragen: Wie geht's? Und wenn sie sich trennen, so pflegen sie zu sagen: Auf Wiedersehen! Wie Beides, Wiedersehen, wie Befinden, ist nicht immer ganz nach Wunsch. Wir Menschen sind nicht immer ganz nach Wunsch. Wir Menschen sind nicht immer ganz nach Wunsch. Wir Menschen sind

„Das verſteht Ihr nicht, Compare!“ „rief der Große verächtlich und abſprechend, „der General nahm es anders. Der fiel dankbar auf die Knie, als er den gnädigen Urtheilsſpruch vernahm, küßte die Sentenza und weinte helle Freudenthränen.“

„Wie wißt Ihr das alles ſo genau?“ fragte jetzt Graſſino mit einer Art von Hochachtung.

„Nun wißt Ihr nicht, daß mein Schwager Benedetto erſter Kerkermeiſter iſt!“ polterte Graſſino. „Ihr ſeyd doch der ewige Frager! Aber ich weiß noch mehr,“ fuhr er ſelbſtgefällig fort. „Der General hat einen Beichtvater verlangt, der hat Tag und Nacht bey ihm bleiben müſſen, damit der böſe Feind ihn in Ruhe läßt. Und weil er urſprünglich ein Fiſcher iſt, wie man ſagt von Santa Roſa, ſo hat er es ſich als letzte Gnade erbethen, daß man ſeinen Vater und ſeine Schweſter nebſt den Vorſtehern der kleinen Gemeinde hohlen und ſie bey ſeinem Tode zugegen ſeyn laſſe. Seht, dort ſtehen ſie,“ fuhr er fort, und deutete auf das erwähnte Häuflein innerhalb des Reiterkreiſes hin, „traurig genug! Die armen Leute! es mag ihnen wohl das Schickſal ihres Landsmanns zu Herzen gehen.“

„Und wie benimmt ſich jetzt der Delinquent?“ fragte der Andere.

„Anfangs wohl etwas toll,“ erwiederte Graſſino, „er läſterte, tobte, faſelte von einem Dragoner und Holländer, dann wieder vom grünen Tiſche und der ſchönen Gräfinn, von Fiſchen und den unglückſeligen Steinen im Sattel. Aber nach und nach wurde er ruhiger, wie mich mein Schwager verſicherte, beichtete und bethete unter häufigen Thränen mit dem Geiſtlichen, der ſich, wie geſagt, nie von ihm entfernen darf. Doch ſtill! vorwärts Freunde! Ich höre etwas! Seht, daß wir unſere Plätze nicht verlieren!“

Ein dumpfer Wirbel erdröhnte, und unter ſtarker Bedeckung kam der Gegenſtand aller dieſer Vorbereitungen und Geſpräche heran. Ein ehrwürdiger Prieſter ſchritt neben ihm einher und hielt ihm ein einfaches Crucifix vor, welches Cosmo andächtig betrachtete. Bleich waren ſeine Züge, aber milde Ruhe ſchwebte wie verklärend über ihnen, und ſein ganzes Weſen athmete Einigkeit mit ſich ſelbſt und demüthige Ergebung in den göttlichen Willen. Es war die frömmſte Stunde ſeines Lebens.

Nochmahls erklang der Wirbel und er beſtieg feſten Schrittes das Schaffott. Aber hier erwartete ihn ein ſchwerer ſchmerzlicher Anblick. Weinend kniete unten ſein alter eisgrauer Vater, daneben in Thränen zerfließend, das Auge roth geſchwollen, ſeine zarte liebliche Schweſter Jaquelina, deren Unſchuld ſein Schickſal nicht begreifen konnte. Einige Augenblicke fühlte Cosmo die ganze Herbheit dieſer Stunde, dann ermannte er ſich. Er trat vor, klagte ſeinen eigenen Hochmuth als die Urſache ſeines frühen Falles an, ermahnte ſeine Landsleute, ja nie dem Rathe eines innern oder äußern Verführers zu folgen und ihren lieblichen harmloſen See zu verlaſſen. Er ſchilderte ihnen mit herzergreifender Wahrheit ſeinen Sturz und ſchloß mit der Bitte, ihm und ſeinem Andenken, das ſie entehrt, fromm und milde zu vergeben. Hierauf ſprach er ſeine warme Anerkennung für die unverdiente Gnade ſeines milden Fürſten aus, nahm Abſchied von ſeinen laut ſchluchzenden Kriegern, und ließ, um ihren Muth zu ſtärken, neuerdings einen vollen Wirbel ſchlagen. Zuletzt legte er muthig ſeinen Nacken auf den Block. — Sein Haupt fiel. —

Noch heut zu Tage erzählen die Alten von Santa Roſa ihren horchenden Enkeln die Sage vom Fiſcher Cosmo, ſie treu ermahnend, ihre ſtille Heimath ja nicht zu verlaſſen. — Nur Wenige ſuchen ihr Glück in der Ferne.

Sigm. Schleſinger.

Logogriph.

Weiß, gleich mir, will dir gefallen
Deines Mädchens Liebesthron,
Doch ſo hart wie ich, — da prallen,
Armer, liebeglüh'nder Sohn!
Deine Pfeile ſtumpf zurück,
Höhnend deiner Hoffnung Glück.
Dann klagſt du dem neuen Worte,
Das zwey Zeichen minder trägt,
Flehſt es an zu deinem Horte,
Doch der Schalk nichts darnach frägt.
So verſchmäht, wirſt du gezwungen
Zur Philoſophie, und traun!
Bald hat ſie dir abgerungen
All' Gefallen an den Frau'n.
In der Bücher Welt verſenket,
Findeſt du nur dort Genuß,
Und wenn ſich dein Blick hinlenket
Auf der Weltgeſchichte Fluß,
Da weilt gern dein Forſcherauge
Auf dem zweyten Wort verkehrt,
Und du find'ſt, daß mehr dir tauge,
Was die Welt in ihm verehrt.

J. W. Jaggi.

Die arabiſchen Pferde.

Eines der ſchönſten und nützlichſten Thiere, das der Menſch zu bewältigen und ſich unterthan zu machen wußte, iſt unſtreitig das Pferd, das ſeine meiſten Ar-

beiten und Gefahren bis in Kampf und Tod hinein theilt. Aber keine Nation wußte dieſem edlen Thiere einen ſo hohen Werth beyzulegen, als die Beduinen. Man muß die Wildniß Nedſcheds, das Geburtsland des Pferdes, und die Wüſten von Hedſchas und Yemen beſuchen, um zu ſehen, wie hoch dieſe Völker das Pferd achten und die verſchiedenen Raçen desſelben kennen zu lernen, die alle Fürſten Aſiens und Europa's von je her in ihren Ländern einheimiſch zu machen und fortzupflanzen trachteten. Die faſt brüderliche Liebe, mit der die Araber ihren Pferden zugethan ſind, hat nicht ſowohl ihren Grund in der Nutzbarkeit dieſes Thieres, das ihnen bey ihrer unſtäten und kriegeriſchen Lebensart höchſt unentbehrlich und wichtig iſt, als vielmehr in der altherkömmlichen Anſicht, daß die Pferde mit edlen und hochherzigen Geſinnungen begabt und eines höhern Verſtandes fähig ſind, als die übrigen Thiere. Deßhalb pflegen die Araber auch zu ſagen: „Nach dem Menſchen iſt das herrlichſte Geſchöpf das Pferd; die ehrenvollſte Beſchäftigung beſteht in ſeiner Erziehung; die anmuthigſte Haltung iſt die eines Reiters zu Pferde; die verdienſtvollſte Handlung iſt dem Thiere Nahrung zu geben.“ Hiezu fügen ſie auch das Wort des Propheten: „So viel Gerſtenkörner du täglich deinem Pferde gibſt, ſo viele Fehler werden dir verziehen.“ Auch ſagte Mohammed zu ſeinen Schülern: „Vorzüglich lege ich euch die Sorge für die Zuchtſtuten ans Herz; ihr Rücken iſt dir ein Ehrenſitz und ihr Leib ein Schatz.“ Die Schöpfung des Pferdes erzählt der Prophet ſo: „Als Gott das Pferd ſchaffen wollte, rief er den Südwind und ſprach zu ihm: Ich will aus dir ein neues Leben geſtalten; verdichte deinen Körper und lege ab deine Flüſſigkeit. Und der Wind gehorchte. Dann nahm Gott eine Handvoll von dieſem nun greifbar gewordenen Stoffe, hauchte ihn an und das Pferd ging daraus hervor. Und der Herr ſprach: Du wirſt für den Menſchen eine Quelle des Vergnügens und des Reichthums ſeyn, und er wird dich herrlich vor allen Thieren machen, indem er deinen Rücken beſteigt.“

Das Wort, mit dem die Araber das Pferd überhaupt bezeichnen, heißt Khayl. Sie unterſcheiden aber fünf große Raçen dieſer Thiere, die insgeſammt aus Nedſcheb ſtammen, und ſeit unvordenklichen Zeiten her wendeten ſie alles auf, dieſe Raçen in ihrer Reinheit zu erhalten. Einige Schriftſteller leiten ihren Urſprung bis zum Heidenthume hinauf, und bezeichnen als ihren gemeinſchaftlichen Stammvater den berühmten Hengſt Maſchur, der dem Okrar, dem Häuptlinge des Stammes Beni-Obeida, gehörte. Andere begnügen ſich mit der Verſicherung, daß dieſe fünf Raçen von den fünf Lieblingsſtuten des Propheten herſtammen, die den Nahmen führten Nabdha, Noama, Wajzah, Sabha und Hezma. Wie dem auch ſey, die Nahmen der nach allgemeiner Meinung aus den verſchiedenen Bezirken von Nedſcheb ſtammenden Raçen ſind: Sakla-Wuyeh, Kohayleh, Manakieh, Jelfiyeh, Thueyſieh. Erſtere hat als Seitenzweige die Jedran, Abriyeh und Neſchm el Subh genannten; die zweyte theilt ſich in Ajooz, Kerda, Seykha, Dabbah, Elen Gueyſcheh, Khumeyſeh und Abu Marraf; die dritte theilt ſich in zwey Arme, Semaytha und Aſhayr; die vierte hat nur einen Seitenzweig, Eſtemblath, und die fünfte gar keinen. Außer dieſen Hauptſtämmen kennen die Araber noch einige untergeordnete, aber minder geachtete.

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

Reunions-Phantaſien im Volksgarten.

Humoreske von Wieſt.

Es iſt doch etwas Köſtliches ſo eine Reunion mit Trompeten- und Paukenbegleitung und luſtigem Tanzgefiedel, gar ein herrliches Intermezzo eines langweiligen Sonntagvegetirens, ſolch eine Volksgarten-Reunion! Undankbare, verblendete Welt! Mauſoleen haſt du errichtet, marmorne Ehrentempel aufgeführt, Pyramiden als ewige Monumente hingezaubert! Dem genialen Reunions-Erfinder, aus deſſen Jupitergehirn nicht eine chimäriſche Pallas, ſondern tauſend weibliche Heldinnen, wie da ſind: Reunionen, Converſationen, Soirée's ꝛc. herausgeſprungen, dieſem induſtriöſen Kopfe haſt du nichts errichtet, aufgeführt, hingezaubert; einige armſelige Beneficen waren die karge Spende für ſeine populäre Erfindung, und von dem noch haben die neidiſchen muſicirenden Individuen ihm die Hälfte abgezwickt; nicht einmahl ein Thränlein haſt du ſeinem Andenken geweiht, undankbares Reunionspublicum! ja ſogar über ſein Grab trabt jetzt die Sonntagswelt in Karawanen nach jenem Volksgarten-Gaudium, nach jener Delice-Quelle, aus der ſie mit vollen Zügen nicht genug ſchlürfen kann.

Was ſind dieſe Berliner poetiſchen und äſthetiſchen Leſebezirkel? dieſe Leipziger Kaffeeſchale-Societäten? dieſe hungrigen Converſationen, bey denen Roſſini und Beethoven fricaſſirt aufmarſchiren, für proſaiſche, gemeine Geſellen, für ſpießbürgerliches, kleinſtädtiſche Magenaſſecuranzen, in Vergleich mit einer ſolchen Volksgarten-Reunion? Wie iſt alles hier ſo idylliſch, wie idealiſch iſt dieſes Walzer- und Galoppherumfliegen von einer Blüthe zur andern; wie wahrhaft poetiſch dieſes Herumtrippeln und Herumſchleichen von einem Salonspole zum andern; wie ächt Jean-Pauliſch dieſes Tonverſchlingen und Noteneinſaugen; wie claſſiſch überhaupt das ganze Reunionsleben!

Lanner, der mächtige Zauberer, realiſirt ſein Sonntagspublicum zu einem wahrhaft poetiſirenden, d. i. zu einem hungernden; ſeine Zaubertöne führen den gebietheriſchen Magenty-

rannen in das Reich der Cotillons; er muß fortgaloppiren nolens volens, oder sich im tobenden Walzer drehen, wie es der moderne Merlin, dieser Zauberer Virgilius, nun einmahl gebiethet. Ja, wahrhaftig! solch eine Volksgarten-Reunion ist ein ungeheurer Schmelztiegel, in dem alle Metalle, edle oder unedle, despotisch verarbeitet werden. Da erglühen unter der schmelzenden Äquatorhitze der Isabellen- oder anderer Nahmenstagswalzer die geldenen Frauen, die strahlenden Juwelenmädchen, das alte verrostete Eisen, das glitzernde Quecksilber aufgedunsener Modegecken, das schwerfällige Bley alter Gouvernanten, Tanten und anderer endlautenden „anten," alles verschmilzt zu Einem dicken Brey, und der Werkmeister Lanner, der rührt mit seinem stählernen Geigenbogen darin herum, und das Orchester spielt Zauberformeln dazu auf, um das Gebräu recht in der Hitze zu erhalten. Da schwinden nun alle Etikettsformeln; keine solche Reunion ist die personificirte Nonchalance, das alte Eisen geht mit dem jungen Golde, die Edelsteine mit dem treibenden Quecksilber, enlin, man stößt sich, tritt sich, drängt sich — alles zum allgemeinen Vergnügen — und um den Spottpreis von 8 kr. C. M. Aber jetzt schwingt Lanner, der Werther unter den Tanzgeigern, seinen Zauberstab; tausend Stimmen rufen: „das Quodlibet!" tausendfach hallt es vom bestürzten Echo nach; das Quodlibet als:. Da rauschen Grabesgestalten durch die Menge in ihren weißen Talaren, das sind die todten Musikhelden, die Lanner hervorgerufen aus ihren Gräbern! Es sind die Manen Beethoven's, Haydn's, Herold's, die drohend einherschreiten, und drohend wieder verschwinden. Da prasselt's und knistert's, als stünde ein Wald in Flammen, und poltert und spectakelt,' als wollt' ein Berg gebären, und ein unbeschreiblich interessantes Ah! entwindet sich der löblichen Gesellschaft. Ah, das Feuerwerk!

Den Reunionsjubel müssen einige losgebrannte Racketen beschließen; das krönt einen solchen Sonntagsabend, nur unter dieser feurigen Bedingung geht das Reunionspublicum zufrieden nach Hause. Was mit Metall (den 8 kr. C. M.) und Wasser angefangen, muß mit Feuer enden, und aus dieser Feuerprobe führt der Geliebte die Geliebte, der Freund den Freund, der betagte Familienvater die Häupter seiner Lieben, und nach langen, langen Zeiten hört man noch: Das war Sonntags eine Reunion, ein herrliches Feuerwerk und ein auserlesenes Publicum, und lange Zeit nachher bitten noch hehre Jungfrauen: Lieber Vater, liebe Mutter, bitte, bitte, führ' uns heut in die Reunion, wo Hr. Lanner so schöne Deutsche spielt, und wo man ein Feuerwerk um 8 kr. sehen kann und andere schöne Sachen. Es geht doch nichts über eine solche Volksgarten-Reunion; nicht? Und der Papa schmunzelt und führt seine Töchter wieder in die herrliche Reunion zum Zauberer Lanner.

Zwey Jahre schon sitzen sie dorten und Lanner hat neue, sehr schöne Walzer zu Schocken componirt und Galoppaden dazu, aber Niemand will mit den Reunionsbesucherinnen ins Leben galoppiren, und das wäre lieblichere Musik in ihren Ohren, als selbst die neuesten Lockwalzer von Lanner.

Wenn der Reunionsgeist im Volksgarten noch zwanzig Jahre seinen Tempel aufschlagen wird, sind seine getreuesten Priesterinnen holdselig und jugendlich blühend noch immer dort zu schauen, und nichts geht ihnen über eine Reunion mit Feuerwerk.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Donnerstag den 5. December sahen wir zum Vortheile des Hrn. Spielberger und zwar zum ersten Mahle: Maurerpolier Kluck's Reise von Berlin nach Wien. Posse mit Gesang in einem Acte vom Verfasser der Brigittenau.

Kluck, der weltberühmte Maurerpolier, gewinnt eine Herrschaft in Wien. Um also seine Tochter, die er auf zwanzig Jahre in Kost gegeben, wieder zu sehen, reist er mit all seinen Collegen, dem Hähnchen ꝛc. mit Sack und Pack nach Wien ab. Dieß ist so ziemlich der ganze Inhalt der Posse, die eine sehr lobenswerthe Eigenschaft — Kürze, besitzt. Aus den handelnden Personen ersieht man, daß das Ganze nur ein Appendix, und zwar kein glücklicher, zum „Fest der Handwerker" genannt werden kann, das in jeder Beziehung ein drastisches Bild, das Berliner Pöbelleben treu und kräftig wiedergibt. Es wird zwar in dieser Posse auch sehr viel Verhältnißmäßiges gesprochen, mit dem „Nischt" gar gewaltig herumgeworfen, ja es kommt sogar zu ächt Berlinerischen Püffen, doch darin spricht sich die Individualität Berlins nicht aus. Daraus geht kein neuer Zug zur Charakteristik Kluck's hervor, und eben deßwegen scheint uns dieser Commentar zum Fest der Handwerker ein unnützer, unbezeichnender. Wir haben geglaubt, mit dem „Fest der Handwerker" und dem „Eckensteher Nante" den Becher bis zur Neige geleert zu haben, allein nach den Myriaden Staberliaden, scheinen nun auch frische Cohorten von Kluckiaden im Anzuge zu seyn, die aber bald, wir hoffen es, zu Jeremiaden gedeihen werden. Die Posse hat übrigens einige glückliche Einfälle, zwey nette Liedchen, wovon das eine durch komischen Vortrag, das andere durch seine patriotische Wendung besonders ansprach.

Hr. Spielberger gab den Kluck, besonders was den Dialekt betraf, mit viel Wahrheit und Leben, doch kann hier von einem Vergleiche zwischen ihm und Börner keine Rede seyn, der zwar nichts anders als den Kluck, aber diesen meisterhaft zu spielen wußte. Hr. Spielberger empfing Zeichen der Theilnahme von Seite des Publicums. Nächst ihm müssen wir des Hrn. Scholz lobend erwähnen, der den Schneck mit allem ihm zu Gebothe stehenden Humor und größter Wirksamkeit gab. Er ist zwar immer derselbe trockene, phlegmatische Komiker, aber eben diese unerschütterliche Consequenz, diese nüchterne Trockenheit, dieses angeborne Phlegma, reißt zur Bewunderung hin. Ganz verfehlt gab Hr. Hensel den Hähnchen, sowohl was den Dialekt als auch die Auffassung der Rolle betrifft. Unverständliches Schreyen und das Feuerschlagen auf der Bühne, charakterisiren den Hähnchen eben so wenig, als ein jüdisches Hochdeutsch als Berliner Jargon gelten kann und wird. Glücklich war Hr. Hopp als Krzepella, der in der böhmisch-deutschen Pronuntiation schon längst als Matador anerkannt ist, so wie auch Dem. Swoboda, die ihre kleine Parthie recht anständig gab. Als verwendbarer Komiker zeigte sich auch heute Hr. Zöllner, nur auf Eines würden wir ihm rathen zu resigniren, nähmlich auf das Singen. — Die Musik, von Hrn. Adolph Müller, ist sowohl in der Ouverture, die ein Concertstück für Hrn. Clement genannt werden kann, als auch in Hrn. Scholz's Lied, wie im Duett, recht melodiös und mitunter sogar neu. Hierauf sahen wir den „Tritschtratsch" in friedlicher Harmonie mit dem reisenden Maurerpolier, und eine wahrhaft kühne Idee können wir es nennen, den Tratschmiedl mit dem Kluck zu coalisiren, welcher Contrast wirklich ein ergreifender war. Originell und vollkommen bezeichnend war Hrn. Scholz's Ohnmächtigwerden bey Hrn. Gämmerler's Gesang, was uns somit einen neuen Beleg gab, wie man ein excellenter Komiker und reeller Musikkenner zugleich seyn kann. — Das Haus war sehr voll.

Wiest.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinſtag, den 154 24. December 1833.

Der Portugieſe.

Wahre Begebenheit aus dem Kriege auf der pyrenäiſchen Halbinſel.

(Von einem engliſchen Officier.)

Zur Zeit von Lord Wellington's Rückzug hinter die Linien von Torres Vedras befehligte ich eine Compagnie Caçadores *), indem ich, wie viele brittiſche Officiere, mit einem höhern Grad in portugieſiſche Kriegsdienſte übergetreten war. Meine beyden Lieutenants, zwey junge Schotten, waren Brüder; ich will ſie Cameron nennen. Beyde waren ſchöne, liebenswürdige und wackere junge Männer; der Jüngere insbeſondere war eines der edelſten, offenſten, tapferſten und großherzigſten Gemüther, die mir irgend vorgekommen ſind. Er war damahls noch nicht über ſechzehn Jahre; ſchlank, hübſch, ruhig und mit Begeiſterung für ſeinen Beruf eingenommen, verſprach er einer der ausgezeichnetſten Militärs zu werden. Er hatte bereits an einem oder zwey Gefechten Theil genommen, in denen ſich ſein Benehmen vorzügliche Beachtung und beſonderes Lob erwarb, und als Zugabe zu dieſen Eigenſchaften beſaß er noch einen romantiſchen Anſtrich, der das Ganze krönte und in Einklang brachte, und vorzugsweiſe zu einem Kriege paßte, wie der auf der Halbinſel war — „ein Krieg bis auf's Meſſer“ — ein Krieg für Alles, was dem Menſchen das Theuerſte iſt, für Himmel, Herd und Dach, für Vaterland, Familie und Freunde.

Zu der Zeit, wo wir in portugieſiſche Dienſte traten, waren die Regimenter wenig mehr als bloße Nahmen, allein die Recruten ſtrömten in Schaaren zu, und wurden raſch in Bataillone organiſirt unter den brittiſchen Officieren und Unterofficieren, welche gleichſam den Kern des Corps bildeten. Unter den Männern, welche uns vom Lande zukamen, befand ſich auch ein junger Bauer von etwa zwanzig Jahren, deſſen väterliche Hütte in Flintenſchußweite von unſern Linien entfernt lag. Er zeigte eine beſondere Flinkheit, Rührigkeit und Faſſungsgabe, wurde äußerſt ſchnell, was man einen rechten Soldaten nennt, und ſollte bald zum Unterofficier befördert werden. Der junge Menſch zeichnete ſich in jeder Hinſicht auf eine wirklich ſeltene Weiſe vor den meiſten Andern ſeines Standes aus. Seine ſtete Achtſamkeit auf ſeine Dienſtpflicht, und die leichte gefällige und pünctliche Weiſe, mit der er ſie that, waren gleich bemerkenswerth. Mit einem Worte, er war ein wahres Muſter, und, was äußerſt ſelten bey ſolchen Leuten der Fall iſt, er war bey ſeinen Cameraden eben ſo beliebt, als bey ſeinen Officieren.

Unſer Regiment war bald vollzählig, und ließ, wie ich wohl ſagen darf, an Mannszucht und Übung in Waffen nichts zu wünſchen übrig, ehe es nur vollſtändig mit den letzteren, und weit weniger noch mit der

*) Portugieſiſche leichte Infanterie, Jäger.

erforderlichen Bekleidung verſehen war. Kurz nachdem das Heer die Stellung bey Torres Vedras eingenommen hatte, wurden wir zur Vorhut beordert, wo mich denn im Dienſt die Reihe traf, die Vorpoſten zu befehligen. Der Wachpoſten beſtand aus meiner eigenen Compagnie, und gegen Sonnenuntergang trafen wir an Ort und Stelle ein. Jene Nacht und die damahlige Umgebung ſind mir noch ſo lebhaft im Gedächtniß, als wäre es erſt geſtern geweſen, und wahrlich, auch kein Wunder! Als die glänzenden Farben des Abendlichts verblichen, leuchtete der herrliche Mondſchein in all dem Glanze eines ſüdlichen Himmels. Eine verfallene Scheune bildete den Mittelpunct unſeres Poſtens; ſie ſtand an dem Rande eines ſanften, theilweiſe mit Buſchwerk bedeckten Abhangs. Ungefähr 600 Fuß weiter vorne ſtand ein Bauernhaus, zufällig dasjenige von Velasquez Vater, der ſich auf dieſe Weiſe jetzt ſo nahe an dem Ort, wo er geboren, als ein wackerer Kriegsmann im Dienſte befand.

Die letzten Abendſtrahlen waren endlich am Horizont verſchwunden, und ich ſtand eben im Anſchauen des Mondes verſunken, der jetzt gerade in voller Pracht hoch am Himmel heraufzog, als ich durch einen Schuß und einen lauten Nothſchrey, die von dem vorhin erwähnten Bauernhauſe herzukommen ſchienen, aufgeſchreckt wurde. Von Riel Cameron, dem jüngern der zwey Brüder, und acht bis zehn Mann, unter denen ſich Velasquez befand, begleitet, eilte ich nach dem Poſten, welcher am nächſten jenem Orte zu ſtand. Er ſagte, er habe den Knall und das Schreyen wohl gehört, und unmittelbar darauf drey oder vier Männer haſtig aus der Thüre kommen und ſich in der unſerm Piquet entgegengeſetzten Richtung davon machen ſehen. Wir eilten nach der Hütte, jedoch mit gehöriger Vorſicht, da wir die wahre Urſache des Lärmes nicht kannten. Alles war ſtill; wir erreichten die Thüre; ſie ſtand offen. Auf der Schwelle lag ein Hut, dem Anſchein nach einem franzöſiſchen Officier zugehörig, den er, wie man aus ſeiner Lage abnehmen konnte, beym Hinauseilen an dem obern Thürbalken angeſtoßen und ſo verloren haben mußte. Wir traten hinein und erblickten auf dem Boden die Leiber zweyer ältlichen Männer. Velasquez ſprang nach ihnen hin. Es waren die Leichname ſeines Vaters und ſeines Oheims! Das war indeſſen bey weitem noch nicht Alles; aus einem kleinen Hinterzimmer drang ein leiſes Geſtöhne. In einem Nu war Velasquez von ſeines Vaters Leiche, über die er ſich hingeworfen hatte, aufgeſprungen und in jenes Zimmer geſtürzt. Mein Lebenlang werde ich den Aufſchrey nicht vergeſſen, den er in demſelben Augenblick hervorſtieß. Es war der entſetzlichſte Ton, der je über menſchliche Lippen drang, und wahrlich, wohl mochte er es auch ſeyn, denn der zerreißendſte Todesſchmerz hatte ihn ausgepreßt.

Als wir in das Zimmer traten, fanden wir Velasquez eben beſchäftigt, den Körper eines jungen Weibes vom Boden aufzuheben, in der einige ſeiner Cameraden ſogleich ſeine Verlobte erkannten. Sie war blaß, lag bewußtlos, und ſchien dem Tode nahe. Das Blut träufelte aus einer Wunde in der Seite, und an ihrem Halſe bemerkte man blauſchwarze Flecken, als ob er heftig und feſt gedrückt worden wäre. Velasquez gab ſeine Verzweiflung auf eine Weiſe kund, die man im kälteren Norden für übertrieben angeſehen haben würde; bey ihm aber waren dieſe Ausbrüche von Raſerey natürlich und wahr. Unter abwechſelnden Thränen und Verwünſchungen ſchwur er dem Urheber ſeines Unglücks tiefe, blutige Rache. Wir trugen endlich die Sterbende nach der Scheune, welche, wie ich bereits erwähnt habe, für dieſe Nacht das Hauptquartier unſeres Piquets war, wo man ſie auf einiges Stroh legte, das für die Soldaten zum Schlafen ausgebreitet worden war. Cameron und ich verbanden dann ihre Wunde. Velasquez ſchien völlig unempfindlich für Alles, was vorging. Als wir ihn das Verbandtuch halten hießen, ſchien er uns nicht zu verſtehen; als wir ihm aber das Ende davon in die Hand gegeben hatten, hielt er es, bis es gebunden war. Ich ſchickte einen Soldaten fort, um den Regimentswundarzt um ſeine Hülfe bitten zu laſſen, und zog mich dann mit Cameron in einen Verſchlag zurück, der uns von Velasquez und ſeiner Pflegebefohlnen ſchied. Der übrige Theil der Wachmannſchaft hatte ſich mit dem Zartgefühl, das auch der Roheſte von ſelbſt bey dem Anblick eines Tiefbekümmerten empfindet, aus der Scheune entfernt und die beyden mit einander allein gelaſſen.

Es war dieß die längſte und peinlichſte Nacht meines Lebens. Ich meinte, es wolle nicht Tag werden. Von einer Stunde zur andern ſah ich erwartungsvoll der Ankunft des Wundarztes entgegen. Bey jedem Geräuſch glaubte ich, er ſey es; allein er kam nicht. Gegen ein Uhr erhob ſich allmählig der Wind und machte, als er ſo durch das baufällige Gebäude heulte, die ohnehin tiefe, einzig durch das Ächzen des ſterbenden Weibes unterbrochene Stille nur noch furchtbarer. Velasquez ſaß an der Seite des verwundeten Mädchens, ſein Gewehr zwiſchen den Knien, ihre Hand feſt in der ſeinigen, und mit der andern ihr Haupt ſtützend. Während dieſer ganzen langen Schreckensſtunde kam

kein Wort über seine Lippen, keine Thräne aus seinen Augen; es war, als ob die Verzweiflung alle Kräfte seines Geistes und Körpers zu Eis erstarrt hätte. Als der flackernde Glanz des Feuers auf sein Gesicht fiel, sah ich seine Augen verglast und leer hinausstierend. Sein Körper wiegte sich mechanisch hin und her, das einzige Zeichen von Leben, das er gab. Er schien für alles abgestorben, nur für die tiefe Erkenntniß seines Elendes nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Entsagung.

Alles will ich gern' Euch wiedergeben,
Was ich hier auf dieser Erde hab';
Will euch opfern gern' mein düstres Leben,
Freudig steigen in das kühle Grab.

Alle Lust und alle Erdenfreude —
Nehmt sie hin, auf ewig, ewig hin!
Meine Sphäre ist begränzt vom Leide,
Und nach Oben schweift mein trüber Sinn.

Unstät wankt im Tiefsten meiner Seele
Der Gedanke an ein bess'res Seyn,
Rosig dämmert fern die Morgenhelle,
Doch dieß Alles ist nur fahler Schein.

Und ich fühl's, es zuckt in jeder Faser —
Diese Welt, sie ist zu eng' für mich:
Meine Augen werden trüb' und trüber,
Meine Wünsche schwingen aufwärts sich.

Will ich gleich auf Alles wohl verzichten,
Räumt mir nur zwey liebe Dinge ein:
Laßt mich lieben, laßt mich liebend dichten,
Darf ich das, dann werd' ich glücklich seyn.

Nimmer kann ich leben ohne Liebe,
Sie erhält der Seele schwaches Licht;
Und im Auge, sehnsuchtsvoll und trübe,
Stünd' der süßen Wehmuth Thräne nicht.

Und zum Zweyten nenn' ich meine Lieder; —
Nehmt mir Alles, nur die nehmt mir nicht!
Was ich fühle, hallen diese wieder,
Bis des Pilgers mattes Auge bricht.

Darf ich aber dichten, darf ich lieben,
Stürz' dann ein, du Welt! — ihr Wolken bebt!
Mir ist das Bewußtseyn doch geblieben:
Einstens hab' ich himmlisch schön gelebt.

Heinrich Proch.

Die arabischen Pferde.

(Beschluß.)

Es gibt keine besondern Kennzeichen, nach denen man die verschiedenen Racen äußerlich von einander unterscheiden könnte; dieß geschieht nur mittelst der genealogischen Urkunden, die von den Eigenthümern ausgestellt werden und gesetzliche Bekräftigung haben müssen. In diesen Stammbäumen findet man mit der größten Genauigkeit die Voreltern des Pferdes von männlicher und weiblicher Seite aufgezeichnet. — Die arabischen Pferde sind im Allgemeinen von zartem Bau, aber an lange Ausdauer im Laufe gewöhnt, leicht, feurig und von einer erstaunlichen Schnelligkeit. Sie haben einen schmalen Leib, kleine Ohren und einen kurzen, dünn behaarten Schweif. Dieß sind die Merkmahle, woran man sie auf den ersten Blick erkennen kann. Man kann noch hinzufügen, daß sie frey von aller sichtbaren Mißbildung, und so sanft und gelehrig sind, daß sie sich von den Weibern und Kindern, mit denen sie unter einem und demselben Zelte zusammenwohnen, streicheln und reiten lassen. Bis zu ihrem vierten Jahre reitet man sie ohne Sattel und läßt sie nicht beschlagen. Sie können mehrere Tage hinter einander Durst leiden, und man zieht sie ausschließlich mit Kamehlmilch auf.

Die Araber wollen an den Pferden gewisse Vorzeichen erkennen, die für ihren Besitzer von guter oder schlimmer Vorbedeutung sind. Die Farbe der arabischen Pferde ist hellbraun (Ahmar), braunroth (Edhem), weiß (Abiah), ganz grau (Azrak), apfelgrau (Rakiha) und blaugrau (Akdhar). Rappen und Füchse sind in Arabien unbekannt; man findet dergleichen nur in Persien, in der Tatarey und Türkey. Die Pferde aus Nedsched sind die edelsten, wie man zu sagen pflegt, die aus Hedschas die schönsten, die aus Yemen die dauerhaftesten; die syrischen haben die schönste Haut, die mesopotamischen sind die frömmsten, die ägyptischen die schnellsten, die aus der Berberey die zeugungsreichsten, die aus Persien und Kurdistan die kriegerischesten.

Pferderennen waren bey den alten Arabern sehr im Schwang, und sind es auch jetzt noch bey ihren Nachkommen. Aber die eigentlich nationalen und feyerlichen Übungen zu Pferde, Messabeka genannt, haben zu allen Zeiten unter den verschiedenen Stämmen, deren Häuptlinge dabey sich den Vorrang streitig machten, zu blutigen Fehden Anlaß gegeben. Diese Art von Wettrennen besteht auch in Persien noch unter dem Nahmen Asb-Divani. Der gegenwärtige Schah, der ein zahlreiches Gestüte besitzt, wohnt ihm gewöhnlich bey, und seine Lieblingspferde stehen auf dem Verzeichnisse der Rennpferde oben an, und werden von jungen und zierlich gekleideten Jokey's geritten. Der Schah bestimmt die Nahmen der Sieger und vertheilt selbst die üblichen Preise. Die persischen und turkomanischen Pferde haben unter sich Ähnlich-

keit, ſind aber von den arabiſchen dadurch unterſchieden, daß ſie mehr Körper und feineres Haar haben. Auch iſt es eine im ganzen Oriente verbreitete Meinung, daß dieſe Thiere ſich vor den andern Raçen vorzüglich durch ihren Widerwillen gegen klares Waſſer auszeichnen. Sie haben das trübe Waſſer ſo gern, ſagt man, daß ſie es ſtets mit den Hufen aufwühlen, wenn man ſie durch einen Fluß reitet.

Auflöſung

des Logogriphs im vorigen Blatte:

Marmor — Amor — Roma.

Notizen.

Concert des Herrn Aloys Khayll.

Sonntag am 8. December veranſtaltete Hr. Aloys Khayll, Flötenſpieler des k. k. Hofburgtheaters und Lehrer am hieſigen Conſervatorium, um die Mittagsſtunde im Saale der Muſikfreunde eine muſicaliſch-declamatoriſche Akademie.

Den Eingang machte eine von Hrn. Hofrath v. Moſel kräftig gearbeitete Ouverture zum Melodrama „Salem.“ Feurige, orientaliſche Inſtrumentirung, und eine Fülle melodienreicher, das Idylliſche des Drama's ſelbſt treu charakteriſirender Ideen, zeichnen das in jeder Beziehung gediegene Tonwerk glänzend aus. Beyfall wurde der gelungenen Executirung zu Theil. Hierauf hörten wir den erſten Satz eines neuen Doppelconcertes für zwey Flöten, von Anton Pfeiffer, vorgetragen von Hrn. Fahrbach, Mitgliede des Orcheſters vom Wiener Theater, der wegen plötzlicher Unpäßlichkeit des Hrn. Scheidl dieſe Parthie übernommen, und dem Concertgeber. Hrn. Khayll's Virtuoſität iſt dem kunſtſinnigen Publicum Wiens zu bekannt, als daß es nöthig wäre, uns hier in die Detaillirung ſeiner Vorzüge einzulaſſen, nur dieſes müſſen wir lobend anführen, daß Hr. Khayll, obwohl Meiſter im ſtrengſten Sinne des Wortes, dennoch immer kräftig und unermüdlich im Bereiche ſeiner Kunſt wirkt, wovon er uns auch heute die erfreulichſte Überzeugung gab. Da iſt Farbe und Licht in jedem Tone, jeder Laut, der an die ſchmelzenden Klagen der reinſten Mädchenſtimmen erinnert, iſt nach Umſtänden anders ſchattirt, da herrſcht Delicateſſe und Innigkeit im Vortrage. Wacker ſtand Hr. Fahrbach dem Concertgeber zur Seite, und zeigte die erfreulichſten Proben ſeines eminenten Talentes. Auch die Compoſition war, ohne mit Schwierigkeiten überladen zu ſeyn, brillant, und eröffnete den Concertanten genug Spielraum zur freyeren Entwicklung ihrer Kunſtkraft. So konnte es alſo nicht fehlen, daß ſtürmiſcher Beyfall und verdientes Hervorrufen den Künſtlern zu Theil ward.

Das tiefgedachte und tiefergreifende Gedicht von Egon Ebert, „Heilung,“ fand an Dlle. Fournier, k. k. Hofſchauſpielerinn, eine bezaubernde Sprecherinn. Da zeigt ſich die Kraft der Rede, die Macht der Lyrik, wenn dieſe von einem lyriſchen Gemüthe aufgefaßt und in dem Sinne wiedergegeben wird. Mächtig erſchütterten dieſe ſanften Worte der Künſtlerinn, leiſe erbebten die geheimſten Empfindungen jeder Bruſt, und ſtrebten im lauten Enthuſiasmus ſich auszuſprechen. Dlle. Fournier wurde zweymahl gerufen.

Das groſſe Weber'ſche Quartett konnte eingetretener Hinderniſſe wegen nicht zur Aufführung gebracht werden, ſtatt deſſen aber hörten wir den erſten Satz von Hummel's As-moll-Concerte, vorgetragen von Hrn. Henſelt. Dieſer würdige Schüler des berühmten Hummel darf ſich den tüchtigſten Pianiſten Wiens muthig anreihen. Iſt auch ſein Spiel nicht ſo brillant, wie das Thalberg'ſche und Döhler'ſche, ſo hat es doch etwas eigenthümlich Solides, das ſehr an ſeinen großen Meiſter erinnert. Er trug die ſchöne Compoſition mit Kraft und viel Gefühl vor, und erwarb ſich die Ehre des Hervorrufens.

Hierauf hörten wir „die beyden Nachtigallen,“ Lied, in Muſik geſetzt von Hackel, geſungen von Hrn. Pöck, Sänger des k. k. priv. Theaters in der Joſephſtadt, und Hrn. Borſchitzky, Sänger dieſes Theaters und Mitglied der k. k. Hofcapelle, auf dem Pianoforte begleitet vom Compoſiteur. Einen herrlichen Effect machte das einfache, im Schubert'ſchen Geiſte gehaltene Lied, von ſolchen Künſtlern ins Leben gerufen. Pöck's metallreiche Mitteltöne und Borſchitzky's ſonore Tiefe, die im trefflichſten Einklange ſtanden, ſo wie der zarte, ſeelenvolle Vortrag Beyder, brachten, wie begreiflich, eine äußerſt brillante Wirkung hervor. Beyde Sänger wurden zweymahl ſtürmiſch gerufen.

Das Schlußſtück bildeten Variationen für Harfe, Violoncello und Flöte, von Nadermann, ausgeführt von Mad. Lorent, Hrn. Borzaga und dem Concertgeber. Auch in dieſer Compoſition, die man keine dankbare nennen darf, zeigten ſich die einzelnen Kunſtkräfte der Mitwirkenden im ſchönſten Lichte, und beyfälliges Hervorrufen belohnte ihr ſchönes Streben.

Das Orcheſter, unter der umſichtigen und kräftigen Leitung des Hrn. Strebinger, leiſtete in der Ouverture ſowohl, wie auch im Accompagnement ſehr Lobenswerthes.

Der Saal war, trotz eines zweyten Statt findenden Concerts, ſehr gefüllt. Wieſt.

Mancherley.

Der als Tonſetzer und Literator geſchätzte Hr. F. A. Kanne unterlag am 16. December einer Lungenentzündung. — Die königl. preußiſche Kammerſängerinn, Mad. Milder-Hauptmann, wird im Jänner nach Wien kommen, wo ſie einige Concerte zu veranſtalten gedenkt. — Hr. Wild iſt bisher auf dem Hoftheater zu Berlin als Zampa, Othello und Maſaniello aufgetreten, und hat jene allgemeine Anerkennung gefunden, die dieſem ausgezeichneten Künſtler noch überall zu Theil ward. Dem Vernehmen nach iſt auch Robert der Teufel unter den Rollen, welche Hr. Wild auf dem königl. Theater geben wird. Später iſt er für einen Cyclus im Königſtädtiſchen Theater gewonnen, welche er mit Sever in der Norma (einer für Berlin noch neuen Oper) zu eröffnen gedenkt. — In Frankfurt ſtarb, 64 Jahre alt und ſeit zwey Jahren erblindet, die Gattinn unſers beliebteſten Volksdichters, G. A. Bürger. Sein geliebtes Schwabenmädchen, mit welchem er poetiſche Epiſteln wechſelte, mag als Gattinn und Hausfrau ſeinen Erwartungen dennoch nicht entſprochen haben, denn ſchon nach wenigen Jahren ließ er ſich (1792) von ihr ſcheiden. Mad. Eliſe Bürger hat ſich ſpäter als Schauſpielerinn, und durch Declamatorien und mimiſche Darſtellungen einigen Ruf erworben.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mor. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1103.

Die Gartenlaube.

Donnerstag, den 1. November 1866. Nr. 44. 14. November 1866.

Ein Liebesopfer.

Von Adolf Stahr.

Im Jahr 1833 kamen Ost- und Südrußland von der Cholera heimgesucht, und auch Odessa, die Hauptstadt Neurußlands, hatte seine Opfer zu beklagen. Es war eine Zeit des Schreckens und der Verwirrung, wie sie die Geschichte der Menschheit nur selten kennt. Die Cholera, eine Krankheit, welche bis dahin in Europa unbekannt war, hatte sich in Indien, wo sie ihre Heimath hat, zuerst in Persien, dann in Rußland, und von hier aus in Deutschland, Frankreich und England verbreitet. Ihre Ursachen sind noch heute nicht genügend erforscht, ihre Natur ist noch heute nicht vollständig erkannt, ihre Heilung ist noch heute nicht gefunden. Damals aber, vor dreißig Jahren, wußte man noch weniger von ihr als heute, und die Aerzte standen ihr fast rathlos gegenüber. Sie kannte weder Stand noch Alter, weder Geschlecht noch Nationalität, weder Reichthum noch Armuth, weder Tugend noch Laster, weder Jugend noch Schönheit. Sie kam, sah und siegte überall. Ihre Opfer fielen nach Tausenden, und wo sie sich einmal eingenistet hatte, da kehrte sie immer wieder, Jahr für Jahr, bis sie sich ausgelebt hatte.

Auch Odessa hatte sie schon mehrere Male heimgesucht, und jedesmal hatte sie ihre Opfer gefordert. Aber in dem Jahre 1833 sollte sie ihre Opfer nicht fordern, sondern finden. Sie sollte ein Liebesopfer finden, wie es selten gefunden wird, ein Opfer, das sich freiwillig darbot, um andere zu retten, ein Opfer, das sich selbst hingab, um andere zu erhalten.

Es war in der Nacht vom 15. zum 16. August, als sich in Odessa die ersten Spuren der Cholera zeigten. Sie hatte sich in einem Hause der Vorstadt Moldawanka eingenistet, und von hier aus verbreitete sie sich mit Blitzesschnelle über die ganze Stadt. Ihre Opfer fielen in Menge, und in wenigen Tagen hatte sie ihre Zahl verdoppelt. Die Aerzte standen ihr rathlos gegenüber, und die Verwirrung, welche sie hervorrief, war eine allgemeine. Die Einwohner flohen in Masse aus der Stadt, und wer nicht fliehen konnte, der verbarg sich in seinem Hause, um dem Tode zu entgehen. Die Straßen waren leer, und wo sich ein Mensch zeigte, da war er ein Gegenstand des Schreckens und der Furcht. Die Todten wurden in Massengräbern beerdigt, und Niemand wagte es, ihnen zu folgen. Die Sterbenden lagen in ihren Häusern, und Niemand wagte es, ihnen zu helfen. Die Aerzte waren ihrer Kunst nicht mächtig, und die Priester vermochten nicht, durch ihre Gebete die Krankheit zu bannen. Die Cholera hatte Odessa in ihre Gewalt bekommen, und sie schien sich nicht wieder daraus entfernen zu wollen.

Da erschien in der Stadt ein Mann, der sich erbot, gegen die Cholera zu kämpfen, und der sie zu besiegen versprach. Er war ein Arzt, ein Deutscher, und sein Name war Dr. Carl Haberle. Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren, und hatte sich bereits in Odessa niedergelassen, als die Cholera zum ersten Male dort erschien. Er hatte damals mit ihr gekämpft, und sie besiegt. Er hatte sie auch jetzt besiegt, wo sie zum zweiten Male kam, und er hatte sie auch jetzt besiegt, wo sie zum dritten Male kam. Er hatte sie besiegt, wo sie auch erschien, und er hatte sie besiegt, wie sie auch erschien. Er hatte sie besiegt, wo sie auch erschien, und er hatte sie besiegt, wie sie auch erschien. Er hatte sie besiegt, wo sie auch erschien, und er hatte sie besiegt, wie sie auch erschien.

auch nach zwanzig Jahren, mag ich Gefangener bey den Franzoſen, mag er's bey uns ſeyn — treffe ich ihn je, beym Himmel! ſo ſchieß ich ihn nieder!“ Da fuhr Velasquez, der ſich bisher ganz leidend verhalten hatte, raſch empor. Mit dem ganzen Ungeſtüm ſeines Volkes ſtürzte er auf Cameron zu, drückte ihn feſt an ſeine Bruſt, und ſtrömte eine Fluth von Segenswünſchen über ihn aus, unterbrochen von Schluchzen und Thränen, mit denen ſich jetzt ſein gepreßtes Herz Luft machte.

Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß ein ſolches Benehmen ſeinem Officier gegenüber ſich nicht zieme, er ſtürzte von ihm weg, nahm, ohne ein Wort zu ſagen, ſein Gewehr, und begab ſich inſtinctmäßig auf den Platz, den er in Reihe und Glied einzunehmen hatte. Ein engliſcher Sergeantmajor, ein alter gedienter Kriegsmann, nahm ihn mit der Achtung, die großer Schmerz immer gebiethet, bey der Hand, und führte ihn auf ſeinen Platz. Mitleid und Entrüſtung glühten in den ſchwarzen Feueraugen ſeiner Cameraden, als er ſo dahinwankte, und manche Verwünſchung ward gegen den Franzmann ausgeſtoßen, die nachher auf eine nur zu herbe Weiſe in Erfüllung ging.

Der Tag war inzwiſchen angebrochen, und ich ſah, wovon ich wohl oft ſchon gehört, was ich aber nie, außer dieß eine Mahl, ſelbſt erlebt hatte: das Haar des Unglückſeligen hatte ſich vom dunkelſten Schwarz im Laufe dieſer unſäglich leidenvollen Nacht ins Schneeweiße verwandelt. Von dieſer Zeit an war Velasquez gänzlich umgewandelt. Er that ſeinen Dienſt zwar erträglich, aber die Rührigkeit und der Eifer, die ihn bey ſeinen Officieren ſo empfohlen hatten, waren verſchwunden. Er ſprach ſelten oder nie, wurde nachläſſig in ſeinem Äußern, während er ſich hierin früher gerade durch beſondere Nettigkeit ausgezeichnet hatte. Die Schwungkraft ſeines Geiſtes war gelähmt. Die Officiere des Regiments wurden natürlich alle mit ſeiner Geſchichte bekannt, und Mitleid mit des Mannes gränzenlos hartem Geſchick ſowohl, als auch die Erinnerung an ſeine frühere vortreffliche Aufführung, veranlaßten ſie, Abweichungen von den Dienſtvorſchriften oder Nachläſſigkeiten, wenn dergleichen an ihm zu bemerken waren, zu überſehen. Er hatte das traurige Vorrecht des Unglücks.

Auffallende Ausnahmen von ſeiner ſonſtigen Lethargie und Theilnahmloſigkeit gab es indeſſen doch, wiewohl ſelbſt dieſe ſich mehr durch ſtumme Handlungen als in Worten kund gaben. Beynahe ausſchließlich ſchloß er ſich an Niel Cameron an. Er war ſtets, wenn es irgend anging, um ihn, bewachte jeden ſeiner Tritte, kam ſeinen Bedürfniſſen in Allem zuvor, ſchien nur für ſeinen Dienſt zu leben. Allein man ſah nur zu deutlich, daß der glühende Durſt nach Rache großen Antheil an der Dankbarkeit hatte, wodurch dieſe eifrige Anhänglichkeit hervorgerufen wurde. Niels feyerliche Erklärung, daß er dem Tirailleurofficier, wo er ihn auch träfe, das Leben nehmen wolle, hatte ſich ſo tief und lebhaft in des Portugieſen Seele eingeprägt, und das dunkle, wildblitzende Feuer, das oft in ſeinen Augen loderte, wenn er Cameron anſah, zeigte, daß ſener Schwur ſeinen Gedanken ſtets gegenwärtig war.

So verſtrichen einige Monathe. Maſſena brach aus ſeiner Stellung vor Torres Vedras auf, und begann ſeinen berühmten Rückzug. Wir waren im eifrigen Verfolgen begriffen, und hatten bereits das ſpaniſche Gebieth betreten, als die Reihe wiederum an uns kam, den Vorpoſtendienſt zu verſehen. Mein Detachement beſtand wie früher aus meiner eigenen Compagnie, und unſer waren etwa 90 bis 100 Mann. Die Franzoſen waren, wie man vermuthete, etwa einen Tagmarſch von uns entfernt, und wir hatten ſtrengen Befehl, beſonders auf unſerer Hut und wachſam zu ſeyn. An einem ſchönen Sommerabend gegen ſechs Uhr trafen wir an unſerem Standorte ein, und wir befanden uns hier kaum eine Viertelſtunde, als ein ſpaniſcher Bauer uns Nachricht brachte, daß eine Escorte von etwa fünfzig Franzoſen mit einigem Vieh in einer Entfernung von ungefähr anderthalb Stunden von unſerer Fronte vorbeyziehen würde; er drang dabey in uns, wir ſollten kommen und das Vieh retten, und das Detachement abſchneiden, das, wie er ſagte, aufs Fouragiren ausgeſchickt worden ſeyn mußte, und die unglücklichen Eigenthümer des Viehes genöthigt hatte, als Treiber mitzugehen; auch er, ſchloß er ſeine Erzählung, habe zu dieſen gehört, ſey aber entwiſcht, um uns von Allem zu benachrichtigen. Ich ſetzte dem Manne die Unmöglichkeit, unſern Poſten zu verlaſſen, aus einander; wir hätten hier einen äußerſt wichtigen und kitzlichen Dienſt, und es könne durchaus keine Rede davon ſeyn, daß wir uns von der Stelle rührten; ich wolle ihn indeſſen zu der Nachhut ſchicken. Das wollte er nicht. Es würde zu viel Zeit verſäumt, und die Escorte mittlerweile weiter ſeyn, meinte er. Seine Cameraden, ſetzte er hinzu, hätten verſprochen, ſie durch einen nur anderthalb Stunden von uns entfernten Hohlweg zu führen, wo wir ſie bis auf den letzten Mann abſchneiden könnten. Seiner Beſchreibung nach beſtand das Detachement aus

etwa 50 Mann vom — — Regimente, unter dem Befehle eines großen grimmigen Mannes mit dem allerauffallendſten weißen Schnurrbarte, den er je geſehen hatte! Velasquez war zugegen, als der Mann erzählte. Wie gewöhnlich ſchien er auf nichts zu hören und zu achten, bis ihm die Nummer des Regiments plötzlich ins Ohr klang. Er horchte hoch auf und von nun an mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit; bey der Erwähnung des Officiers mit dem weißen Schnurrbarte ſchien ſein ganzes Weſen von einem neuen furchtbaren Lebensfeuer durchzuckt und beſeelt. Ich hatte in dieſem Augenblick mein Auge auf ihn gerichtet: ſeine ſchwarzbraune Wange wurde todtenblaß, ſeine Lippen bebten, ſeine Augen waren plötzlich mit Blut unterlaufen, ein wilder, kurz hervorgeſtoßener Ausruf der Rache und Luſt verrieth, was in ſeinem Innern vorging. In einem Nu war bey ihm aller Sinn für Kriegszucht verſchwunden. Laut forderte er ſeine Cameraden auf, ihm ſeine Rache an jenem Scheuſal ausüben zu helfen; er beſchwor ſie in wenigen abgebrochenen, beflügelten und leidenſchaftlichen Sätzen, „ſo wahr ſie ihre Ältern liebten, ſo wahr ihnen ihr Glaube ehrwürdig ſey, ſo wahr ſie die Ehre ihrer Schweſtern, ihrer Gattinnen und der heiligen Jungfrau hoch und werth hielten,“ ihm zu helfen, jenen Unchriſten vom Angeſicht der Erde zu vertilgen. Dann wandte er ſich plötzlich an Niel Cameron, erinnerte ihn an ſein Verſprechen, forderte ihn zur That auf. „Jetzt, Herr,“ rief er, „jetzt ſtehen Sie mir doch nicht ab? gewiß nicht!“ — „Nein, beym Himmel, das werd' ich nicht!“ rief Niel. „Mir nach, Jungens!“ und fort ſtürmte die ganze Compagnie, acht bis zehn Mann ausgenommen, welche hauptſächlich aus Engländern beſtanden, in der von dem Spanier bezeichneten Richtung. Umſonſt rief ich ihnen ein befehlendes „Halt!“ zu, umſonſt bath und beſchwor ich ſie, ihren Poſten nicht zu verlaſſen, umſonſt forderte ich Cameron auf, doch ſeiner Pflicht als brittiſcher Officier eingedenk zu ſeyn, und dieſe meuteriſche Bewegung unterdrücken zu helfen, anſtatt ſich ihr anzuſchließen. Ich hätte eben ſo gut einen brauſenden Waldſtrom bergauf fließen heißen können, ſie waren wie berauſcht vom Taumel der Rachluſt, nicht Einer von ihnen ſtand auch nur einen Augenblick. Ja, ich wurde ſelbſt von einem verlaſſen, auf den ich feſt gebaut hatte, von Archimbald Cameron, dem ältern Bruder. Er war ein geſetzter, feſter, entſchloſſener Schotte, und von ihm am allerwenigſten hätte ich erwartet, daß er ſich ſo von dem ſtürmiſchen Drang des Augenblicks würde hinreißen laſſen. Allein ſeine Zuneigung für ſeinen Bruder überwog jeden andern Gedanken, jede andere Empfindung. Bewunderung und Stolz auf ihn paarten ſich mit brüderlicher Liebe, und Niels glühenderes Gemüth hatte gewöhnlich, wie in dieſem Falle, auf ihn überwiegenden Einfluß. Als nähmlich Archimbald fand, daß er durch keine Überredung, und dieſe hatte er, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, aufs eindringlichſte verſucht, von ſeinem Vorhaben abzubringen war, ſo erklärte er mit einem Eide, dem erſten und letzten, den ich ihn je ſchwören hörte, da Jener gehe, ſo gehe er mit ihm. Und nun blieb er gegen meine Bemühungen, ihn zurückzuhalten, ſo taub, als ſein Bruder zuvor gegen ſeine eigenen geweſen war.

Da ich fand, daß es verlorne Mühe ſey, ſie zum Umkehren zu bewegen, ſo kehrte ich nach meinem Poſten zurück, ſchickte unverzüglich eine Meldung von dem ganzen Vorfall, nahmentlich auch in Bezug auf den ganz vertheidigungsloſen Zuſtand der Vorpoſten, an meinen Oberſten ab, und bath ihn darin um weitere Verhaltungsbefehle. In kurzer Zeit erhielt ich eine Antwort von ihm mit der Nachricht, daß ich unverweilt abgelöſt werden würde, und zugleich mit der Weiſung, meine Leute wo möglich zurückzubringen, oder, wenn ich dieß unausführbar fände, bey ihnen zu bleiben, und nach meiner eigenen beſten Einſicht zu handeln. Ich brach demzufolge mit der wenigen Mannſchaft, die mir noch geblieben war, in der von den Andern eingeſchlagenen Richtung auf. Ihre Spur war in dem thauigen Graſe leicht zu verfolgen, und in drey Viertelſtunden etwa hatte ich ſie eingeholt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Epigramm.

Vertheidigung.

Man ſagt, die ſchöne, edle Kunſt
Steh' nicht bey Claudien in Gunſt.
Ich aber ſag', es iſt nicht wahr,
Und ruf dafür ihr braunes Haar,
Ich rufe ihren vollen Mund,
Die Wange, wie die Blume bunt,
Zu Zeugen an. Fürwahr! Fürwahr!
Sie liebt der Künſte ganze Schaar.

Das Geburtszeugniß.

An Barbara.

Von vierzig Jahren, die dich drücken,
Wirfſt zwanzig du von deinem Rücken,
Und täglich (höret man dich an),
Verjüngt ſich deine Lebensbahn.
O, halt mit dem Verjüngen ein!
Sonſt wirſt du bald ein Kind, und endlich gar nicht ſeyn.

Adolph Wiesner.

Wilde Thiere in Irland.

Zwiſchen Bellamahon und Longsford in Irland hatte ein Menageriebeſitzer das Unglück, daß ſein groſſer Wagen, in welchem die Thiere in ihren Käfigen gefahren wurden, an der Canalbrücke umwarf. Der Stoß war ſo heftig, daß faſt alle Thüren der Käfige aufſprangen, und Raubthiere, Vögel und Schlangen auf einmahl ſich in Freyheit geſetzt befanden. Ein Tiger benutzte dieß lang entbehrte Glück auf eine etwas unbillige Weiſe, indem er einen Affen und ein Kamehl ſogleich erwürgte und gröſtentheils verzehrte. Ehe man ſeiner wieder habhaft werden konnte, bath er ſich noch eine Boa conſtrictor zum Deſſert aus. Die ganze Gegend kam in Aufruhr und es koſtete nicht wenig Mühe, ſie von dieſen ganz neuen Gäſten zu befreyen.

Notizen.

Schauſpiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Freytag den 13. December wurde an dieſer Bühne zum erſten Mahle und zwar zum Vortheile des Hrn. Scholz der falſche Improviſator, oder die Hochzeit ohne Mann, locale Poſſe mit Geſang in zwey Aufzügen vom Verfaſſer des Zaubermund's, gegeben. Die Beneficen des Hrn. Scholz, dieſes Komiker-Athleten, haben in der Theatergeſchichte Wiens, wenigſtens in Einer Beziehung, immer Epoche gemacht. Wenn dieſe Epochen in Rückſicht auf die Wahl des Stückes auch nicht immer die glücklichſten waren, ſo zwar, daß von jenem Worte meiſtens nur die letzten Klänge in's Leben traten, ja ſogar gewichtige Stimmen gegen dieſe Miſsgriffe ſich erhoben, ſo ſcheinen dennoch jene Unglücksperioden für das Theaterpublicum Wien's, wie es die Wahl des heutigen Stückes bewies, ihre traurigen Rollen noch nicht ausgeſpielt zu haben. Der Hauptgedanke der Poſſe unſerer Beurtheilung, die Improviſir-Wuth der Zeit durch Karrikatur lächerlich zu machen, kann, wenn er auch ſpät nachſtolpert, ein glücklicher und ſomit die Anlage ſelbſt eine glückliche genannt werden. Aber wir fragen, iſt es auch weiter als zum bloßen Gedanken gekommen? Erſcheint dieſe Männerwahl aus dem rohen Bedientenhaufen nicht viel mehr als zurückſtoßender Männerhandel? Stellt ſich die Flucht des jungen Ehemannes nicht unmotivirt, die Aufgabe mit dem Ringe aber beynahe kindiſch dar? Eben ſo gut hätte er ihr als Preis ſeiner Hand eine Stecknadel oder etwas Anderes feſtſtellen können, es wäre dadurch an dem Ganzen kaum etwas verloren gegangen. Wozu ſoll ferner der Tanz beym Beginnen des zweyten Actes? Soll er als Schauſtückchen zeigen, daß Dlle. Planer tanzen kann? Dann iſt er zu unbedeutend, wenn auch das Fußſpitzen gehen à la Brugnoli als Zugabe nicht zu verſchmähen iſt. Soll es vielleicht eine engliſche Grille ſeyn? Dann iſt es wahrhaft zu unengliſch erdacht. Die Improviſationsſcene ſelbſt, die eigentlich einen brillanten Schluß bilden ſollte, iſt gegen andere langgedehnte Scenen, wie die Erzählung im erſten Acte, zu ſkizzirt, um dauernd zu wirken. Der Zuſchauer wird durch den herbeygerafften Schluß nicht nur verurtheilt, ſich das Ende vom Lied denken zu müſſen, er muß auch noch mit einem pomröſen Muſikſtücke als einem ſogenannten Effectſteckenpferde vorlieb nehmen. Die Charakteriſtik der handelnden Figuren hat nur im Schneider Kappentuch etwas Neues aufzuweiſen. Zirbesnüſſel iſt ein durchtriebener routinirter Bedienter feinſter Qualität, wie wir ſie ſchon hundertmahl geſehen, Waſſerſpatz, die perſonificirte Dummdreiſtigkeit, die copirte Anglomanie, wie ſie uns ſchon Poſſe und Luſtſpiel zum Sattwerden gebracht; Kappentuch aber die gelungenſte, wahrſte, mit meiſter Vorliebe ausgeſtattete Erſcheinung, der der Verfaſſer die treffendſten und eindringlichſten Bemerkungen in den Mund gelegt, die auch in jeder Beziehung Anerkennung fanden. Die Poſſe hat vor den gewöhnlichen Scholziſchen Benefice-Stücken viele bedeutende Vorzüge. Sie erfreut ſich, erſtens eines ſehr gelungenen Quodlibet's, ohne dem freylich keine Poſſe mehr mit Recht und Fug beſtehen kann; zweytens eines lebendigen, „ſpaßigen," mitunter ſogar witzigen Dialogs und endlich jener ſchönen Eigenſchaft, daß ſie nicht dem Modetone huldigend ihre Zuflucht zu ſchlüpfrigen Quid pro quo's und laſciven Unſauberkeiten nimmt, wofür wir dem Verfaſſer wirklich Dank wiſſen.

Die Darſtellung ſelbſt kann im Allgemeinen eine gelungene genannt werden. Hr. Scholz, der Beneficiant, war wieder das belebende Princip des Ganzen, voll Seele und Feuer. Obwohl heute in einer bewegteren, ſeinem Phlegma weniger zuſagenden Parthie, zeigte er uns doch in ſeinen Scenen, daß der wahre Komiker die heterogenſten Theile zu einem vollendeten Ganzen zu vereinen weiß.

Ja ſelbſt ſeiner ſchwächſten Seite, dem Geſange, weiß Hr. Scholz eine ſo komiſche Ironie zu geben, daß unwillkührlich der Zuhörer gerade dieſer Geſangsweiſe huldigen muß. Hr. Scholz wurde mehrere Mahle gerufen. Zunächſt müſſen wir des Hrn. Neſtroy als Kappentuch lobend erwähnen, der den charakteriſtiſchen Schneider mit ſeinen feinſten Nüancirungen trefflich darſtellte. Nur müſſen wir das Lied-Accompagnement im zweyten Acte unbedingt verwerfen, denn, obwohl es wegen ſeiner Bizarrerie für den Moment lächerlich erſcheint, ſo kann es doch nur als eine Erniedrigung des Komikers ſelbſt angeſehen werden. Auch Hr. Neſtroy wurde nach ſeinem treffenden Lieds gerufen. Hr. Carl gab den Zirbesnüſſel in ſeiner bekannten degagirten Manier, ſehr rührig, bisweilen aber zu lebhaft, was uns vorzüglich in der Wahlſcene der Fall ſchien. Eine intereſſante Erſcheinung war dießmahl Dlle. Zöllner, die ihre nicht unbedeutende Parthie mit viel Anſtand, und, was ſehr erfreulich war, ſogar mit viel Delicateſſe gab. Wir glauben, daß Dlle. Zöllner ſich nach und nach überzeugen wird, auch ohne Übertreibung gefallen zu können. Vorzüglich war ihre Geſangsleiſtung im Quodlibet. Dlle. Planer war ſo ziemlich an ihrer Stelle. Ihre engliſch-deutſche Ausſprache iſt jedoch ganz unrichtig; dieſe beſteht nach unſerer Meinung in etwas andern noch als im Mund vollnehmen. Hr. Gämmerler war, ſeine Steifheit abgerechnet, brav, doch können wir ihn uns nicht leicht als Improviſator denken, mehr Hrn. Hopp als Harfeniſt, der im Quodlibet als verwandelter Nachtwächter erſchien, und ſeinen tiefen Baß zeigte. Die übrigen nähenden und dienenden Perſonen, ſo wie die concertluſtigen Individuen, können nur als raumausfüllende Weſen ſowohl des Theaters ſelbſt als auch des Theaterzettels genannt werden.

Die Muſikbande ſcheint nur den Zweck gehabt zu haben, im Finale die ungünſtige Stimmung durch die groſſe Trommel zu übertäuben, was jedoch nicht ganz gelang.

Die Muſik des Hrn. Reuling iſt eine gelungene Arbeit zu nennen, da es weder der Ouvertüre an Friſchheit der Inſtrumentation, noch den Liedern an Melodienreizen fehlt. Das Haus war bis zur höchſten Potenz voll. Wieſt.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mot. Bl.: J. Alt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Braunschweig, den 1. Januar 1848. Der Herausgeber.

Ankündigung.

Die Zeitschrift, von welcher hiermit der erste Band vollendet vorliegt, ist aus dem Bedürfnisse hervorgegangen, einen Mittelpunkt für die Bestrebungen der Freunde der Naturwissenschaften zu bilden, welche sich in Deutschland in neuerer Zeit so lebhaft kundgeben. Sie will ein Archiv sein, in welchem die Resultate dieser Bestrebungen niedergelegt werden, und ein Repertorium, welches über alle Erscheinungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften in möglichst kurzer Zeit Bericht erstattet. Sie will ferner ein Organ sein, durch welches die Naturforscher Deutschlands sich gegenseitig über ihre Arbeiten verständigen können, und durch welches sie in Verbindung mit den Naturforschern des Auslandes treten können. Sie will endlich ein Mittel sein, durch welches die Naturwissenschaften in weiteren Kreisen Eingang finden können, und durch welches sie auf das Leben einen Einfluß gewinnen können.

Diese Zeitschrift wird in Bänden erscheinen, welche jährlich vollendet werden sollen. Jeder Band wird aus 4 Heften bestehen, welche in Zwischenräumen von 3 Monaten ausgegeben werden. Jedes Heft wird 10 Bogen stark sein. Der Preis des Bandes ist 4 Thlr. Preußisch Courant.

Die Redaktion.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Ferner ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Naturwissenschaften in ihrem Umfange dargestellt von Dr. Heinrich Schacht, Professor der Naturgeschichte und Physik am Gymnasium zu Braunschweig. Erster Band. Mit 4 Tafeln. Gr. 8. 1847. Geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

ben mir durch Zeichen zu verſtehen, ich möchte durch den Wald kommen. Dieß that ich denn. Als ich an Ort und Stelle war, fand ich, daß ſie ſich aufs vortheilhafteſte am Rande der Straße aufgeſtellt hatten. Ungefähr ſechs Fuß über ihrer Grundfläche war ein ſogenannter Erdbuckel, der ſie vor dem Bemerktwerden völlig ſchützte, und von der aus ſie ein höchſt mörderiſches Feuer auf die Franzoſen, faſt vor der Mündung ihrer Gewehre, machen konnten, ehe man ſie nur gewahrte. Hinter dieſer Anhöhe lagen denn die Leute. Ich verſuchte noch einmahl, ſie zum Rückkehren zu bereden; Niel Cameron und die Portugieſen blieben unbeweglich; Archimbald erklärte, er würde ſeinen Bruder nicht verlaſſen. Ich hörte nicht auf, den Leuten zuzureden, bis Velasquez auf mich zukam und finſter zu mir ſagte: „Das hätte ich von Ihnen nicht erwartet, Herr! Hätten Sie auch Vater und Verwandte verloren, ſo würden Sie wiſſen, was das heißt, einen um ſeine gerechte Rache bringen.“ Es iſt bemerkenswerth, daß er nur im Allgemeinen unter dem Ausdruck „Verwandte“ auf das hindeutete, was der eigentliche Grund ſeines tödtlichen Haſſes war; ſeine Zunge mochte ſich wohl geſträubt haben, durch eine nähere Bezeichnung an das Empörende und Gräßliche des Schickſals ſeiner Verlobten zu erinnern.

Alle meine Bemühungen blieben erfolglos. Die Gefühle dieſer Menſchen waren ſo geſteigert, daß es ihnen unmöglich geworden, auf den Ruf der Pflicht zu hören. Da ich denn alle weiteren Verſuche nutzlos fand, ſo beſchloß ich, ihrem Angriff, da ſie ihn nun doch einmahl feſt vorhatten, die möglichſt beſte Wirkung zu geben, die ihm nur Regelmäßigkeit und gute Kriegszucht zu verleihen vermochten. In dem Augenblicke, wo ich dieſe Abſicht ankündigte, leiſteten ſie meinen Befehlen unbedingten Gehorſam. Ich ermahnte ſie zur Ruhe und Beſonnenheit, und hieß ſie ja nicht eher feuern, als bis ich commandirte. Ich ſagte ihnen, ich wolle das Vieh und die Treiber vorüberziehen laſſen und warten, bis die vorderſte Reihe der franzöſiſchen Colonne mir gerade gegenüber ſey: deßhalb wählte ich meinen Platz an dem von der Seite, wo ſie her kommen ſollten, entfernteſten Ende. Bey der Art, wie die Caçadores mit dem Feuergewehre umzugehen wiſſen, durfte ich hoffen, unſern Zweck ohne irgend einen bedeutenden Verluſt von unſerer Seite zu erreichen.

Nach Beendigung meiner Anordnungen legte ich mich ſammt den Leuten hinter der Erderhöhung nieder. Die Nacht war mittlerweile ganz hereingebrochen, vom Winde gejagtes Gewölk zog über den Vollmond, der, wenn ſeine Scheibe von den Wolken nicht verdeckt war, jenen ſtarken und hellen Lichtglanz ausſtrömte, wie man ihn in nördlichen Breiten nur ſelten ſieht. Nie werde ich die Empfindungen vergeſſen, die mich beſtürmten, als ich ſo da lag; es war nicht Furcht, was mich ſo heftig bewegte, wohl aber eine Art krankhafter Angſt, die ſchwer, faſt erſtickend, auf mir laſtete. Ein ähnliches Gefühl hatte ich weder früher, noch ſpäter mehr, wenn ich ſchon ſeit 1808 faſt alle bedeutenden Gefechte mitgefochten hatte, und erſt mit dem Schluſſe des ganzen Krieges, nähmlich nach dem Ausfalle bey Bayonne, wo ich verwundet wurde, aus dem activen Dienſte getreten war. Die große Verantwortlichkeit, die ich, wie ich wußte, hier lief, die ganz eigene Art des Dienſtes, mit dem wir hier zu thun hatten, und der faſt eher einer Privatrache als einer offenen Kriegsführung gleichſah, die bange Erwartung, die Einen nothwendig überkommt, wenn man ſo auf der Lauer liegt; alle dieſe und andere Gefühle, die ich nicht näher beſchreiben kann, drängten und ſtürmten auf mich ſo drückend und gewaltſam ein, daß ich ſehr zweifle, ob ich mir den vollen Beſitz meiner Geiſteskräfte bis zu der nöthigen Klarheit erhalten haben würde, wenn dieſer ängſtliche Zuſtand lange gedauert hätte.

Bey dem mindeſten Geräuſch war jedes Ohr voll Wachſamkeit, und mehrere Mahle glaubten wir den Feind vor uns zu haben, während es nur ein falſcher Lärm war. Bey einer dieſer Gelegenheiten, wo ich mich liegend auf meinen Arm gelehnt hatte, fiel mein Blick zufällig auf Velasquez Geſicht, der drey Schritte von mir lag. Das volle Mondlicht beſchien ſeine Züge, und noch jetzt ſchaudere ich, wenn ich mir den entſetzlichen Ausdruck zurückrufe. Sein blaſſes, eingefallenes Geſicht würde eher dem eines Todten, als eines Lebenden geglichen haben, hätte nicht der funkelnde Blick ſeiner blutrothen Augen das Gegentheil verrathen. Sein äußerſt gereizter Zuſtand hatte ihm Naſenbluten verurſacht. Während ich ihn anſchaute, ſah ich ihn plötzlich auffahren, ſein Ohr hatte vor dem meinigen das Brüllen und Trappen des Viehes und die Fußtritte der Menſchen, die ich gleich nachher hörte, aufgefaßt. „Bleibt Alle ruhig!“ rief ich, „und Keiner feuere, bis ich commandire!“ und auf's Neue legte ich mich nieder, und Alle blieben wie todtenſtill.

Wie der Feind näher kam, konnte ich ihn ganz deutlich in's Auge faſſen, da der Mond ganz hell darauf ſchien. Zu meinem nicht geringen Erſtaunen und Verdruß fand ich, daß es keineswegs, wie man uns glauben machte, ein zum Fouragiren ausgeſchickter Trupp von 50 Mann, ſondern ein wenigſtens 250

Mann ſtarkes Detachement war. Ich konnte den befehlshabenden Officier, der auf einem Maulthiere ritt, deutlich unterſcheiden. Er trug einen mächtigen Schnurrbart, ſo weiß wie der neugefallene Schnee. Hier war kein Irrthum in der Perſon denkbar. Auch Velasquez ſah ihn, denn er machte eine krampfhafte Bewegung in die Höhe, die uns vor der Zeit verrathen haben würde, hätte ich nicht, raſch zu ihm kriechend, meine Hand feſt auf ſeinen Arm gedrückt und ihn ſo am Boden gehalten. Die Franzoſen waren während dem, eine Heerde von etwa 20 Ochſen, von 8 bis 10 Spaniern getrieben, voraus, bis auf ungefähr hundert Schritte herangekommen. Sie marſchirten beynahe ohne alle Ordnung, bildeten aber, im Vergleich mit unſerer nicht über 95 Mann betragenden Schlachtlinie, eine ziemlich dichte Maſſe. Die kühnſte, glühendſte Entſchloſſenheit blickte freylich aus den ausdrucksvollen Augen meiner Caçadores; allein ich mußte alles von ihrem wilden Feuer fürchten, und ſah dem Ausgang mit klopfendem Herzen entgegen. Ich wußte recht wohl, daß kein Quartier gegeben, keines angenommen werden würde. „Sieg oder Tod“ war hier die Loſung. Ich nahm mich denn kräftig zuſammen, und gelobte mir ſelbſt, muthig Allem, was da kommen möge, entgegenzutreten.

Heran kamen ſie, das Vieh voraus, und dann die Spanier, deren unruhig umherſchweifende Blicke anzeigten, daß ſie erwarteten, was da kommen ſollte. Aller meiner frühern Ermahnungen ungeachtet, warteten die Portugieſen in ihrer Ungeduld kaum, bis die letzten der Treiber vorüber waren, denn während ſie ihnen noch zuriefen: „Habt Acht!“ richteten ſie bereits ihr Feuer in die franzöſiſche Colonne. Die Wirkung war mörderiſch, die ganze Linie hatte gefeuert, mit Ausnahme des kleinen Trupps um mich, der früher bey mir ausgehalten hatte, und faſt jeder Schuß hatte, bey dem dicht gedrängten Zuge des Feindes, getroffen. An einem Theile der Linie hatten unſere Leute den Feind faſt mit der Mündung ihrer Gewehre berühren können. Allein der Officier war uns entgangen; wir ſahen ihn auf ſeinem Maulthiere ſeinen Leuten Muth zuſprechen, die ſich über den ſo unerwarteten und todbringenden Angriff ſchnell zurückzogen. Wie auf ein Commandowort zielte und ſchoß ein jeder der Unſern gleichzeitig nach ihm; dann ſprangen ſie von dem Abhange herab, griffen die Franzoſen an, und trieben ſie auf die Heide zurück. Nie habe ich noch einen ſolchen wüthenden und hartnäckigen Angriff erlebt. Jeder einzelne Mann hatte ſein beſtimmtes Ziel, und dieß war den Officier zu erreichen, und jeder ſtrebte wie raſend darnach. Ich muß ihm übrigens Gerechtigkeit widerfahren laſſen; war er auch ein Unmenſch, ſo fehlte es ihm doch nicht an Muth und Tapferkeit. Umſauſt, wie er war, von einem dichten Kugelregen, ſchien es, als habe er die Gabe, ſich feſt zu machen, denn Alle hatten auf ihn gefeuert und doch Keiner ihn getroffen. Er inzwiſchen kämpfte mit Löwenmuth, rief bald ſeinen Leuten, bald ſchrie er uns zu, lud und feuerte einmahl um das andere eine Flinte ab, mit der er ſich bewehrt hatte, und ſtreckte faſt mit jedem Schuß einen Mann nieder. Von unſerer Seite hatte dagegen nach der erſten Salve das Feuern aufgehört, denn die Leute nahmen ſich die Zeit nicht, wieder zu laden, ſondern fochten Mann gegen Mann mit dem Bajonette und die rachedürſtenden Portugieſen zum Theil mit dem Meſſer. Als wir auf die Heide herauskamen und die Franzoſen unſere geringe Anzahl ſahen, erhohlten ſie ſich von ihrer Überraſchung und ihrem paniſchen Schrecken, und zwangen nun uns, gegen den Ort hin, wo der Kampf begonnen hatte, zurückzuweichen. Die Caçadores machten ihnen indeſſen jeden Fuß breit ſtreitig, ſie gaben und verlangten keinen Pardon. Mann focht an Mann, und ſelbſt die Sterbenden wurden noch mit den Sterbenden handgemein, ſo groß war die Erbitterung und Hartnäckigkeit bey dieſem ſeltſamen Vertilgungskampfe.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Chriſtbeſcheerung.

Parabel.

Wie freut ſich doch Alles, Jung und Alt, auf die liebe, liebe Zeit, wo das Jeſukindlein den lieben Kleinen beſcheert, und die Ältern ſich an dem Vergnügen und der herzlichen Freude ihrer Kinder weiden. Schon vierzehn Tage früher wird von nichts als dem Chriſtbaume geſprochen; da wird nachgedacht, was der liebe, gute Baum wohl alles bringen könnte. Vor freudiger Erwartung ſchläft man ſchon einige Tage früher beynahe gar nicht mehr; endlich kommt der erſehnte Abend. — Die kleine Welt wird in ein Kämmerlein verſchloſſen, in dem ein einziges, ſchwaches Lichtlein das Dunkel ſo halb und halb erleuchtet, und neben an werden die Herrlichkeiten alle vorbereitet, und viele, viele Lichtlein glänzen und ſchimmern am buntgeſchmückten Baume, und eine Menge Spielwerk ziert die wankenden Äſte, und Äpfel und Nüſſe, zierlich vergoldet, leuchten und ſchimmern und blenden das Auge, — da dürfen die Kindlein endlich nach langem Hoffen und

Harren aus ihrem Verſtecke hervor, und mit pochendem Herzen, mit wonneſtrahlenden Augen ſehen ſie all' das Schöne, und können auf einmahl nicht Alles betrachten, bewundern. Sie ſollen ſich Spielzeug erwählen, und nehmen, geblendet vom Glanze, das minder Schöne oft, und überſehen das Beſſere, Schönere, im Freudentaumel.

So der Menſch im reifen Alter. — Auch er muß oft in ſtiller Zurückgezogenheit harren und harren, bis ihm das Schickſal ſeinen Pfad erleuchtet, bis es ihm etwas beſcheert. Und tritt er dann hervor aus dem dunkeln Nichts, ſchlägt ſein Herz ungeſtüm der Zukunft entgegen, wie oft handelt er nicht eben ſo, wie die Kinder, die das weniger ſchöne Spielzeug nehmen? Leider nur allzu oft macht er, um nur Etwas zu erhaſchen, einen Fehlgriff in ſeiner künftigen Beſtimmung, der ihn oft auf ſeine ganze Lebenszeit zurückhält in einer paſſiven Mittelmäßigkeit, bey welcher kein Menſch ſtehen bleiben ſoll.

Heinrich Proch.

Notizen.

Correſpondenz-Nachrichten.

Aus Grätz, Anfang December 1833.

Unſer Herr Director Pellet hat ſich verreiſet, und wie wir hören, iſt er auf Entdeckungen ausgezogen. Wir wünſchen ihm alles Glück zu dieſer ſeiner Entdeckungsreiſe. Möge er einen erſten Helden, einen kräftigen Tenor und einige neue Opern entdecken und dieſe Exoten auf unſern Boden verpflanzen; wir verlangen ſehr nach ihnen!

Mittlerweile treibt auf unſern Bretern fortwährend Neſtroy's „Lumpaci Vagabundus“ ſein heiteres lockendes Spiel. Wie überall, ſo auch hier, zieht dieſe Zauberpoſſe bey den häufigſten Wiederhohlungen ein überaus zahlreiches Publicum an, und nicht leicht dürfte ſich einer Direction irgend eine Speculation ſo rentirt haben, als diejenige mit dem „liederlichen Kleeblatte“ ſich hier rentirt. Aber in der That leiſten Hr. Remmark als Schneider, und Hr. Grois als Schuſter, in ihrer Art Ausgezeichnetes, und Hr. Eigenwahl, als Tiſchler, iſt ergötzlich. An Decorationen von Martinelli's Meiſterhand iſt das Stück durchaus neu ausgeſtattet.

Im übrigen läßt ſich von unſerm Theater nichts erhebliches Neues berichten. Mit unſerer Oper ſtockt es fortwährend, und derjenige würde ſich einer Injurie ſchuldig machen, welcher ſie beinzichtigen wollte, ſie habe irgendwo die Siebenmeilenſtiefel entwendet.

Mehrere Erkrankungsfälle hemmen auch unſer Schauſpiel in ſeiner eben nicht immer ganz glücklichen Wirkſamkeit, und wir beklagen unter dieſen leidigen Fällen hauptſächlich die Erkrankung der Dlle. Leinſitt, dieſes jugendlichen Talentes, eben ſo voll Reiz als liebenswürdiger Bildung. Und dieſes iſt nun im Allgemeinen der gegenwärtige Zuſtand des Theaters zu Grätz. Aber ——

O, wir Grätzer haben nicht allein ein Theater, worüber ſich ſprechen läßt! o, wir haben wohl ſonſt noch verſchiedene Dinge, welche verdienen, daß man über ſie ein Wort verliert! Wir haben z. B. auch Reunionen, wie die Wiener ſie haben, und noch geſtern habe ich einer derſelben beygewohnt. Es war dieß in dem neuen, im Wiener Geſchmacke decorirten Gaſthauslocale des Hrn. Winter am Jacominiplatze, „zur Stadt Trieſt“ genannt. Hier läßt ſich die Woche mehrere Mahle die Geſellſchaft der ſogenannten Schwarzenbacher hören; eine ausgezeichnete Geſellſchaft! Man muß ſich das nun freylich nicht ſo vorſtellen, wie eine Reunion in Dommayer's Kaffehhaus in Hietzing — o nein! aber die Muſik iſt vortrefflich, das Locale ſuperb, die Bedienung ausgezeichnet, und alles im Verhältniſſe zu Wien en miniature.

In dieſer Miniatur-Reunion nun fand ich Gelegenheit, meine vollſte Bewunderung einem jungen Manne zuzuwenden, welcher Hr. Abend heißt. Er iſt erſter Violiniſt und ſpielt die Strauß'ſchen Deutſchen mit einer Virtuoſität, als ob er bey Hrn. Strauß, bey dieſem Walzerorpheus, ſelbſt in die Schule gegangen wäre und macht der Schwarzenbacher Geſellſchaft ungemeine Ehre, dieſer Hr. Abend, welcher lieber Hr. Morgen heißen ſollte! Da findet ſich denn auch eine erkleckliche Geſellſchaft ein, ein ſehr ſchätzbares Publicum; und lauſcht den Zaubermelodeyen und wird hingeriſſen und bricht in Beyfallsſturm aus und begehrt die Wiederhohlung; alles ſo, wie in Wien; nur alles en miniature und ohne Racketen und Pulverdampf.

Als ich, wie erwähnt, geſtern Abend ſolcher Weiſe einer jener Reunionen beywohnte, da ſaß neben mir ein junger, ſchwarzbrauner, blaßrother, olivenfärbiger, mundſtummer, augenſchwäziger Mann. Wenn man mit Worten mahlen könnte, ſo wünſchte ich das Bild dieſes Menſchen zu mahlen, wie die helle, pure Verzückung aus ſeinen verdrehten Augen leuchtete, ſo oft ein neuer Strauß'ſcher Deutſcher angeſtimmt wurde. Er ſprach kein Wort, aber, wenn er einen Blick, voll unendlicher Seligkeit, mir zuwendete, da ſchrie mich aus dieſen Augen mit lauteſter Stimme die Frage an: „Iſt das nicht himmliſch?“ Ich weiß nicht, was mich bewog, meinen kunſtſinnigen Nachbar für einen der Schneiderey Befliſſenen zu halten, aber ſeine Verzückung iſt darum kein minderes Lobgedicht auf die Compoſitionen des Hrn. Strauß, wie auf das Spiel des Hrn. Abend und der Schwarzenbacher Geſellſchaft.

Ich verließ den Unterhaltungsort erſt nach Mitternacht und träumte nichts als Strauß'ſche Walzer.

Als ich wieder erwachte, ſchmetterte mir Trompetengetön an das Ohr. Es war die Kunſtreitergeſellſchaft des Hrn. Gautier, welche einen blaſenden Umzug hielt. Dieſe Geſellſchaft, welche im hieſigen Circus ihre Vorſtellungen gibt, leiſtet zwar nichts Beſonderes, aber es iſt doch ſo übel nicht, daß wir Grätzer auch ſagen können: wir beſitzen einen Circus, einen ſchönen Circus, einen Circus, worin man ſeiltanzen und kunſtreiten kann. Und da wir alſo ein Theater, Reunionen und einen Circus beſitzen, ſo geht uns zu unſerm Glück weiter gar nichts mehr ab, als ein Tivoli, wie das Jedermann einſehen wird.

Brüxner.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's ſel. Witwe, Dorotheergaſſe Nr. 1108.

Der Sammler

Dinstag, den 157 31. December 1833.

Der Portugiese.

(Beschluß.)

Mit vieler Mühe hatte ich die schon mehrmahls erwähnte kleine Schaar, welche immer zunächst um mich geblieben war, davon abgehalten, den ersten Angriff mitzumachen, hatte sie auch das Feuern nicht fortsetzen lassen. Ich sah die Nothwendigkeit ein, eine Reserve für schlimme Fälle bereit zu halten, und so klein sie war, so wirkte sie doch ganz außerordentlich. Als unsere Leute an unsern ersten Standort zurückgetrieben waren und der Feind nun in wildem Getümmel nachdrängte, commandirte ich Feuer, und unsere Salve war, wiewohl sie schwerlich aus mehr als zwölf Gewehren kam, so nahe und wohl angebracht, daß die Franzosen sie für den Anfang eines, dem ersten ähnlichen, zweyten unvermutheten Angriffs halten mußten, denn sie wichen rasch und in einiger Unordnung zurück. Nun griffen wir sie Alle mit einander neuerdings an und trieben sie zum zweyten Mahle aus der Schlucht hinaus auf die Heide. Hier, denn die Verwirrung war groß, wurde Alles, Freund und Feind, in einzelne kämpfende Gruppen getrennt, der Streit und das Gefecht mit unverminderter Hartnäckigkeit fortgesetzt. Rasch sank indessen einer um den andern von unsern Leuten, und unsere geringe Anzahl ließ uns jeden Verlust um so empfindlicher fühlen. Die Franzosen wichen zwar immer noch, allein die Stärke unserer Partey nahm mit jedem Augenblick in keinem Verhältnisse zum Gegentheil ab.

Die Hauptmasse unserer Leute hatte sich, wie man sich leicht denken kann, auf den Trupp geworfen, bey welchem sich der Officier mit dem weißen Schnurrbarte befand, und ich selbst schoß meine beyden Pistolen auf ihn, traf ihn aber nicht. Velasquez und die zwey Cameron waren hart an meiner Seite; allein noch immer war der Officier zu entfernt für uns zu einem Angriff mit blanker Waffe, und unsere Schüsse trafen ihn nicht. Velasquez Angst, der Franzmann möchte entrinnen, war furchtbar; er ließ nicht ab, sich nach ihm hinzukämpfen, auf ihn zu zielen und seinen Waffenbrüdern zuzuschreyen, ein Gleiches zu thun; da wurde er plötzlich selbst von einer Kugel an den untern Kinnbacken getroffen und sank zu Boden. In einem Nu war er wieder auf. Seine Kinnlade hing zerschmettert herab, doch er achtete es nicht, sondern drängte immer vorwärts und vorwärts, fühllos für Alles, außer dem glühenden Verlangen nach Rache. Ein zweyter Schuß traf ihn in die Lende, und dießmahl konnte er nicht aufstehen. Allein während er sich im Schmerz auf der Erde krümmte, rief er Cameron zu, ja den Officier nicht entrinnen zu lassen, und beschwor ihn, mit der höchsten Seelenangst und mit den glühendsten Bittworten, wie sie eine solche Natur in solch' einem Augenblick nur eingeben kann, auszuhalten, und keine Secunde im Verfolge inne zu halten.

Niel ſtürzte herzu, und drang zuletzt bis auf zehn Schritte an den Officier heran; er zog eine Piſtole, feuerte und der Franzoſe fiel von ſeinem Maulthier. In einem Augenblick ſtand er jedoch wieder auf den Füßen, nahm ſein Gewehr, zielte wohlbedächtig auf Cameron und drückte ab, wie dieſer näher kam. Der Schuß hatte nicht gefehlt. Niel that einen Satz und ſtürzte todt nieder. Ich war ſo hart an ihm, als er fiel, daß ich im Vorwärtseilen über ſeine Leiche ſtolperte, und das war mein Glück, denn während ich mich wieder aufraffte, ſtreifte mir eine Kugel den Kopf, die, wäre ich aufrecht geſtanden, mich auf dem Flecke getödtet hätte.

In dem Augenblick, wo ihr Officier fiel, ſammelten ſich gerade die Franzoſen wieder. Ich fand jetzt einen weitern Widerſtand zwecklos. Nicht über 25 von uns waren mehr übrig, und von dieſen mehrere verwundet. Ich befahl deßhalb noch einen Angriff, bloß in der Abſicht, uns aus dem dichten Gedränge des Feindes loszumachen, und hieß jeden meiner Leute dann für ſich ſelbſt zu ſorgen. Das entgegengeſetzte Ende des Waldes, rief ich ihnen zu, iſt unſer Sammelplatz. Der Angriff wurde gemacht; wie ich aber in den Wald kam, das weiß ich ſelbſt nicht mehr. Das Nächſte, deſſen ich mich wieder entſinnen kann, iſt, daß ich mit vierzehn Andern mich mitten darin befand, und im verdoppelten Geſchwindſchritte, während ein paar matte Schüſſe dann und wann neben uns fielen, den uns verfolgenden Franzoſen enteilte. Sie folgten uns indeſſen nicht weit; am Saume des Waldes ſammelten wir uns und ich hielt eine kurze Muſterung; nur zwölf antworteten auf den nahmentlichen Aufruf, und auch dieſe bothen einen Anblick, wie mir noch ſelten einer vorkam. Alle waren todtenblaß, mit Staub und Schweiß bedeckt, und dem Anſchein nach von heftiger Aufregung und Anſtrengung ganz erſchöpft. Einige waren verwundet, mit Blut beſpritzt und vor Schwäche faſt ohnmächtig. Faſt Keiner ſprach ein Wort, dabey aber ſahen ſie einander mit einem Ausdrucke ſchwermüthigen Stolzes an, der zu ſagen ſchien, daß, ſo theuer ſie auch ihre Rache zu ſtehen gekommen, ſie doch nun befriedigt ſey.

Wir blieben einige Zeit auf dieſem Platze, um wieder zu laden und neue Kräfte zu ſammeln. Wir wollten eben den Rückmarſch nach unſerm Lager antreten, als wir zu unſerer unausſprechlichen Freude eine Streifwache von unſerer Reiterey ſich nähern ſahen. So kurz als möglich theilte ich dem befehlhabenden Officier das Vorgefallene mit, und in einer Minute ſaßen wir hinter den Dragonern auf der Gruppe, und kehrten wieder nach der Schlucht um, wo das Scharmützel Statt gefunden hatte.

Alles war jetzt ſtill. Die franzöſiſchen Truppen hatten ihren Marſch fortgeſetzt, und man hörte nichts mehr, als von Zeit zu Zeit das Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden. In der Schlucht ſelbſt lagen gegen 50 Franzoſen, von unſern Leuten dagegen nicht über ſechs bis acht; als wir jedoch auf die Heide hinauskamen, änderte ſich das Verhältniß auf eine furchtbare Art. Im Ganzen hatten ſie wohl über 150 Mann und wir gegen 80 verloren. Wir ſuchten zuerſt nach Niel Cameron's Leichnam; fanden ihn auch bald, denn ich kannte die Stelle genau. Er war beynahe kalt; der Ausdruck ſeines Geſichts war indeſſen wenig verändert. Ein wenig weiterhin lag der franzöſiſche Officier, die urſprüngliche Urſache des ganzen Kampfes, und über ihm, zu meinem großen Erſtaunen, Velasquez Leiche! Dieſer war über zwanzig Schritte weiter gefallen; allein der Durſt nach Rache hatte ihm Kraft und Ausdauer gegeben, trotz ſeiner Wunden dorthin zu kriechen, wo ſein Feind lag. Einmahl auf ihm, hatte er ihm mit ſeinem Meſſer fünf bis ſechs tiefe Wunden beygebracht, und mitten in dem Verſuche, ihm wieder einen Stich zu verſetzen, wobey ihn jedoch die Kraft verlaſſen hatte, ſein Leben ausgehaucht.

Ob der Officier zu der Zeit, wo ihn Velasquez erreichte, noch gelebt habe, konnten wir nicht ermitteln; ich glaube indeſſen das Gegentheil, indem nichts verrieth, daß ein Kampf irgend einer Art zwiſchen ihnen noch Statt gefunden hätte.

Das Manuſcript auf ſeinen Probewanderungen.

Der Dichter hat dich froh geſchaffen,
Wohlan! ſo ziehe denn hinaus,
Hinaus mit deinen Zauberwaffen,
Und bring' als Sieger in dem Strauß
Der Herzen Beyfall ihm nach Haus.

Des Dichters Freunde.

Du haſt durch dieſen Sang
Unſterblichkeit errungen;
Bald tönt im Jubelklang
Dein Lob von allen Zungen.

Der Cenſor.

Der Autor läßt Talent verhoffen,
Und ſpannt nach dem Geſetz' den Bogen;
So bleibt dem Werke d'rum gewogen,
Und gebt die Bahn dem Guten offen.

Der Verleger.

Hm! Hm! — Wozu ſoll mir das Buch?
Ein dunkler Nahm' und ein Verſuch!
Die heut'ge Welt iſt gar zu nüchtern,
Und ſehnt ſich ſelten mehr nach Dichtern.

Jedoch, ich will den Freund befragen,
Vielleicht — man muß ja Manches wagen.

Der Factor.

Mehr als and're Mittel
Hilft das erste Blatt,
Und der liebe Titel
Klingt doch gar so matt.
Passen ernste Wesen
Für die lust'ge Zeit?
Keiner wird sie lesen,
Den das Leben freut.

Der Pedant.

Verehrte! laßt euch nicht zum Bau' verlocken,
Denn schief und leicht entworfen ist der Plan,
Die Zeichnung gleitet aus der Regeln Bahn,
Und Verse tönen, wie zersprung'ne Glocken,
Fürwahr! das Ganze bleibt ein schwüler Wahn.

Der Enthusiast.
Dem Vordermanne zur Beherzigung.

Philister! wärst du in Athen geboren,
Und schlügst um dich ein stolzes Faltenkleid,
Besteckt mit Lehren aus der goldnen Zeit,
Man säh' doch immer deine langen Ohren.

Der Kenner.

Dem wahren Schöpferborn entsprungen,
So reich an Geist wie an Gefühl,
Und ausgeführt im edlen Styl,
Ist ihm das kühne Werk gelungen.
Zwar dürfte mancher Spitzenfant
Besond'rer Mängel welche nennen,
Doch wird ob solchem kleinen Tand
Die Welt das Große nicht verkennen.

Der Unparteyische.

Ich sag' es Allen
So frank und frey,
Das Lied ist neu,
Und kann gefallen.

Des Dichters Feinde.

Woher dieß lärmende Getöse?
Wir bringen's bald zur stillen Bucht,
Und taufen, was sich zeigt in Größe,
Als ungerath'ne, kleine Frucht,
Damit die Kraft in Nichts sich löse,
Die siegend uns zu beugen sucht.

Das Manuscript.
Zur Antwort den Frühern.

Gemach! ich müßt' es sonst dem Meister klagen,
Wie weit ihr euch vergeßt im kecken Spott;
Mit tausend Blitzen waffnet ihn ein Gott,
Und ein paar Mücken gilt es todt zu schlagen.

Der Verfasser.

Du kommst von deinen Probereisen?
Mein liebes Buch, vertraue jetzt,
Ob sie dich tadeln wollten oder preisen,
Und wie sie musternd dich zersetzt.
Du schweigst? — Ich will ein Gleiches wählen,
Gerecht entscheiden wird die Welt;
Jetzt komm', du mußt dich selbst empfehlen,
Dein Wanderpaß ist schon bestellt.

Ant. Kasper.

Eine riesenhafte Höhle.

Der englische Oberst Monteith hat so eben eine Höhle in Makoo, zwischen Eriwan und Tabriz, beschrieben. Er und seine Begleiter blieben unwillkührlich vor Erstaunen stehen, da sie ihren Augen nicht zu trauen wagten. Ein ungeheures Gebäude, 600 Fuß hoch, 1200 Fuß in der Spannung und 200 Ellen dick an der höchsten Stelle, both sich ihren Blicken dar. Die Höhle ist 800 Fuß tief und im Grunde befindet sich ein — Schloß, welches ein Häuptling der Biaut bewohnt. Bey der Verbindung des Kalksteines und der Lava hat man einige kleine Höhlen angelegt, in welche man bloß auf Leitern gelangen kann. Aus einer dieser Höhlen träufelt ein kleiner Wasserstrom den Felsen herab, die künstlichen Arbeiten sehen aber in dem ungeheuern Raume dieser Höhle wie Ameisennester in einer Mauer aus. Nur eine große Naturerschütterung konnte eine solche Höhle bilden. An der westlichen Seite der Veste befindet sich eine Aufschrift, der Oberst konnte aber von unten aus nur so viel erkennen, daß sie nicht arabisch noch armenisch war. Die Schriftzeichen glichen den griechischen oder römischen Buchstaben. Der Häuptling sah die genaue Besichtigung sehr ungern; es wurde zwar eine Leiter versprochen, die Reisenden erhielten dieselbe aber nicht.

Miscellen.

Herr Gille in Paris hat eine eben so einfache als ökonomische Vorrichtung erfunden, um Armstühle, Ottomanen und Sofa's mit Dampf zu erwärmen oder gleichsam zu heizen. Aus dieser Erfindung erwachsen eine Menge von Vortheilen, unter denen unstreitig der obenan steht, daß man die Luft in einem Zimmer erneuern kann, ohne daß die auf solchen Sofa's Sitzenden den Nachtheilen einer Erkältung bloßgestellt sind; dann gewähren sie auch noch die Annehmlichkeit, daß man sich vom Kamin oder Ofen entfernt halten kann, und der Körper dessen ungeachtet in einer gleichmäßigen Wärme bleibt. Endlich gewähren diese Möbel auch eine bedeutende Ersparniß an Brennmaterial, denn die den Dampf leitende Vorrichtung ist so sinnreich, daß nur sehr wenig Holz oder Kohlen zu deren Unterhaltung hinreichen. Für Kranke besonders dürfte diese Erfindung sehr nutzbar werden.

Herr Owen sagte bey einer der letzten Versammlungen der Fabricanten zu London, daß gegenwärtig 200,000 Arbeiter mit Hülfe von Maschinen eine Masse von Baumwolle spinnen, zu der man vor 40 Jahren

wenigstens 20 Millionen Arbeitsleute gebraucht hätte. Er fügte noch bey, daß die Baumwolle, welche gegenwärtig in England mit Maschinen gesponnen werde, ohne Beyhülfe derselben mindestens 60 Millionen Arbeiter, und daß endlich die ganze Masse von Fabricaten, die man jetzt mit Hülfe der Maschinen verfertige, wenigstens 400 Millionen Handarbeiter erfordern würde. Die letztere Angabe ist ohne Zweifel etwas übertrieben, allein, wie dem auch sey, so ist doch gewiß, daß die Masse von Baumwolle und Geweben, welche in England mit Hülfe von Maschinen gesponnen und verfertigt wird, ungeheuer ist, und für den Bedarf nicht nur von Europa, sondern auch von Amerika und einen Theil Asiens ausreichen würde.

Notizen.

Almanach-Schau.

„Huldigung den Frauen," Taschenbuch, herausgegeben von J. F. Castelli. Wien bey Tendler. Zwölfter Jahrgang.

Dem Herausgeber gebührt seit lange das Lob, daß dieses Taschenbuch nächst der „Aglaja" immer am besten redigirt worden ist, und unter den andern österreichischen Almanachen mit der delicatesten Auswahl die gediegensten Beyträge enthält. Auch vorliegender Jahrgang entspricht ganz diesem erworbenen Ruhme, und wird auch die Muse des verehrten Veteranen sparsamer und grämlicher, so ersehen wir doch daraus, daß seine Umsicht und literarische Thätigkeit einem solchen Unternehmen noch vollkommen gewachsen sind. Der artistische Theil bringt uns, wie gewöhnlich, sechs artige Kupferstiche, die zwar nicht zu dem Hervorragendsten gehören, was der deutsche Grabstichel hervorbringt, aber sich auch von dem Schofel vieler anderen pomphaft angekündigten Almanache vortheilhaft unterscheiden. Der Künstler, der sie gestochen, heißt Krepp, ein uns übrigens in diesem Fache noch unbekannter Nahme. Das gelungenste Kupfer dürfte unstreitig „das Mädchen am Stickrahmen" seyn, dessen liebliches Original von Schindler jedem Kunstfreunde aus der diesjährigen Kunstausstellung wohl bekannt seyn dürfte. „Das Mädchen mit der Harfe," wahrscheinlich Ideal, ist in der Anlage verfehlt und ermangelt jeder künstlerischen Proportion. „Das Porträt Ihrer kaiserlichen Hoheit der Erzherzoginn Therese (Tochter Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Carl) entspricht dem reizenden Originale nur theilweise.

Der literarische Theil enthält fünf Novellen: „Der Becher von Krystall" von Louise Beck. Ein nicht uninteressanter Stoff, aber die Ausführung ist holperig, und zeugt von einer noch ungeübten Feder. „Der Geisterbanner" von Kruse bewegt sich mehr im Reiche des Dunkeln, Phantastischen, und ermangelt nicht des eigenthümlichen Reizes, der alle Producte dieses mit Recht beliebten Schriftstellers durchwebt. Kruse ist im vollen Sinne des Wortes Seelenmahler, Psychologe, Denker, und sein tiefbegründetes Streben zeigt am besten, wie man ohne Prunk lange Beschreibungen, mittelalterliche Floskeln, gräßliche Intermezzo's, berüchtigte Charaktere — bloß mit den einfachsten Mitteln anziehen und fesseln könne. „Der Todtenwürfel" von Meynert und „der arme Fischer" von unserm fleißigen Schumacher bewegen sich im Reiche des Gespenstigen mit Phantasie und Glück. „Der untreue Schweizer" von L. Roland ist gänzlich mißlungen.

Unter den poetischen Beyträgen finden wir die ersten und achtungswerthesten Nahmen des In- und Auslandes, als: Bauernfeld, v. Braunthal, Carlopago, Carl Egon-Ebert, Zitzinger, Grün, v. Hammer, v. Herrmannsthal, Kahlert, Kaltenbrunner, Kasper, Maltitz, Manfred, Mühler, Müller, Neuffer, Pichnigg, Pulvermacher, Rappaport, Raupach, Röder, Sigmund Schlesinger, Schober, Joh. Gab. Seidl, Susan, Straube, Tschabuschnigg, Vogl. Von Braunthal's „Seebilder" sind höchst unbedeutend, ohne jeden lyrischen oder sonstigen poetischen Reiz, und nehmen sich unter den übrigen werthvollen Spenden so vieler gefeyerten Dichter übel aus. Dagegen tritt uns Anastas. Grün wieder in seiner unwiderstehlichen Lieblichkeit entgegen, die all seine Gedichte wie Blumenzauber durchweht. Maltitz's „beyde Gnomen" sind recht artig. Die Ballade von Raupach ist etwas flüchtig gearbeitet, doch bietet sie mitunter ergreifende Momente. Sehr artig und gelungen ist „die Theorie des Kusses" von Sigmund Schlesinger, vermöge seiner humoristischen Tendenz und der passenden Form, wie der gelungenen Pointe willen zum mündlichen Vortrage auch geeignet. Straube's „Kirchhof am Helenenthale" ist zart gedacht und mit vieler Gemüthlichkeit ausgeführt. Die Gnomen von dem Herausgeber unter dem Titel: „Frauenspiegel" zeugen von der Lebenserfahrung und dem wahren Humor, den der Verfasser in das Geringste zu bringen versteht. Zuletzt kommen noch Räthsel, Charaden ꝛc. Die äußere Form ist nur zu loben.

Agatophilos.

Concert-Anzeige.

Am 5. Jänner 1834 erwartet die Freunde der Musik und sinniger Declamation in dem Saale des hiesigen Conservatoriums ein anziehender Genuß. Hr. Capellmeister Kreutzer nähmlich gibt um die Mittagsstunde daselbst zum Besten eines verarmten mit vier Kindern belasteten Geschäftsmannes ein äußerst interessantes Concert. Würdig eröffnet es die hier noch nie gehörte, ehrenvoll in den kritischen Blättern besprochene Ouvertüre zur neuesten nach Grillparzer'schem Texte componierten Oper Kreutzer's: „Melusine." — Der hier schon in früher Jugend mit Auszeichnung gewürdigte talentvolle Pianist Schulz, seit seiner Rückkehr von London, wo er sich den höchsten Beyfall erworben, noch nicht öffentlich erschienen, die ausgezeichneten k. k. Hofschauspieler, Dlle. Fournier und Hr. Wothe, der geniale Pöck, die beliebte Dlle. Kratky, der Heros des Violoncells Merk, der seelenvolle Titze, haben sich vereinigt, durch ihre eminenten und reichen Talente das edle Beginnen des Hrn. Kreutzer, seines und ihres Ruhmes werth zu unterstützen. Es ist nicht zu zweifeln, daß der bekannte Wohlthätigkeitssinn der Bewohner Wiens von demselben Impulse, einen Unglücklichen zu unterstützen, wie der Concertgeber und die mitwirkenden Künstler, geleitet werden, da außer der süßen Beruhigung, Thränen des Elends getrocknet zu haben, auch ein herrlicher Genuß das kunstliebende Publicum gewiß angenehm überraschen wird. — Der gewöhnlich in diesem Locale Statt findende Preis von 1 fl. CM. für's Parterre, und 1 fl. 24 kr. für die Sperrsitze wird auch bey diesem Concerte eintreten.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Travels to Mammoth

Travels to Mammoth

Mammoth is a small village in the mountains of the state of Utah, about 200 miles from the city of Salt Lake. It is a place of great interest to the traveler, as it is the only place in the world where the mammoth is found in a living state. The mammoth is a large animal, resembling the elephant, but with a longer trunk and tusks. It is covered with long hair, and has a hump on its back. It is a very shy animal, and is rarely seen by the inhabitants of the village. The mammoth is a very valuable animal, as its tusks are made into ivory, and its hair is used for making cloth. The mammoth is also a very useful animal, as it is used for carrying burdens. The mammoth is a very strong animal, and can carry a load of 1000 pounds. The mammoth is a very slow animal, and can travel only about 10 miles a day. The mammoth is a very long-lived animal, and can live for 100 years. The mammoth is a very rare animal, and there are only about 100 mammoths in the world. The mammoth is a very interesting animal, and is a great attraction to the village of Mammoth.

Inhalt des fünf und zwanzigsten Jahrgangs.

Die römiſche Zahl bezeichnet das Stück, die arabiſche die Seite. B. bedeutet Ballet. D. Divertiſſement. L. Luſtſpiel. M. Miscellen. M. Muſik. N. Notiz. O. Oper. P. Pantomime. S. Schauſpiel. T. Trauerſpiel. Th. n. d. B. Theater nächſt der Burg. Th. n. d. K. Theater nächſt dem Kärnthnerthor. Th. a. d. W. Theater an der Wien. Th. i. d. L. Theater in der Leopoldſtadt. Th. i. d. J. Theater in der Joſephſtadt. Z. Zauberſpiel.

I.

Poeſie.

1.

Agrionien.

Adami (H.), Charaden. XI. 43. XXVII. 107. XXXIII 131. XXXVI 142.
Ettinger (M. D.), Charade. XXX. 119.
— Homonyme. LX. 239.
— Räthſel. XLVII. 187.
Jaggi (F. W.), Charaden. LI. 202. LIV. 215. LXVI. 262. LXXVI. 303. LXXVII. 306. LXXXV. 339. XCIII. 371. XCVII. 387. CVII. 426. CXVI. 464. CXXX. 519. CXVIII. 571.
— Homonymen. LXXIV. 295. CXXVI. 503. CXXXIX. 554.
— Logogryphe. CIV. 414. CX. 438. CXXXVIII. 551. CXLI. 566. CLI. 603. CLIII. 610.
— Räthſel. LXI. 243.
— Sprüchwort-Charade. LVII. 227.
M. (J. G.), Homonyme. XXIX. 115.
— Lauträthſel. LXIX. 275.
Müller (C. F.). Charade. LXXIX. 314.
— Cosmetiſche Charade. XVI. 63.
— Logogryph. CXXXV. 539.
Proch (Heinrich), Räthſel. LXIV. 175. CXLVII. 587.
Reiberſtorffer (D. F.), Charaden. I. 3. VI. 23. XII. 48. XX. 79. XXXIII. 92.
Ungenannte. Calembourgs. XC. 360. XCV. 379.

2.

Balladen, Gedichte, Lieder, Romanzen, Sinngedichte ꝛc.

Battiſta, Byron sul Lete. CXLV. 579.
Bäumen (E. v.). Des Liedes Segen. VIII. 31. Der fromme Fürſt. XXXV. 138. Die Erinnerungen. XLIV. 175. Die Familie. L. 198. Das Madonna-Bild. LXX. 279.
Budik. An Kunſt. LXIX. 276.
Carlopago. Des Knappen Klage. LXXIII. 291. Der Thränenbogen. C. 400.
Chaſtel. Einladung. (Nach dem Franzöſiſchen.) IV. 15.
Cl. An Adele, der ich ein Lied verſagte. CVIII. 431.
Czappert (Leopold), Gruß in die Ferne. XXI. 82. Die zwey Blitze. XXV. 98. Das ſeltſame Haus. XLVI. 183.
Dahora. An Coſtenoble. XI. 44.
E. Schlagender Beweis. LXXII. 287.
Ettinger (M. D.), Blümchen Wunderhold. VII. 27. Grabſchrift meinem verewigten Freunde. XLI. 163. Dem ſcheidenden Freunde. XLV. 179. Gloſſen. An Fräulein A. M...r. LXIV. 256. Mein Auge. LXXV. 299. Die wunderbare Rettung. CXXXII. 527.
—e—r—. Dlle. Fournier als Julie. LXXVII. 308.
Frankl (L. A.), Täuſchung. LVI. 223. Entgötterung. LXXXVII. 347. Der büßende Jude. XCVIII. 391. XCIX. 394. Byron am Lethe. CXLV. 579.
Heil (Joh. B.). Den Manen des hochwohlgebornen Herrn A. Freyherrn König v. Kronburg. CXXV. 499.
Jaggi (F. W.), Oſt'reichiſchi Gſchdanz'ln. LIX. 234. Entdecken und Erfinden. XCI. 363.
K. (F.). An Fräulein Joſephine H. XXXIX. 155.
Kaltenbrunner (C. A.). Zum Lebewohl. An die Geliebte. XXIII. 90. Dicht- und Tonkunſt. Sonett. XXVII. 107. Stille Liebe. XXXIV. 134. Die ſchönſte Farbe. XLVI. 184.
Kaſper (Anton). Das Manuſcript auf ſeinen Probewanderungen. CLVII. 626.
Kordeſch (L.). An die Göttliche. CXXXVII. 547.
Langer (Joh.). Am Trennungstage. Unſerm Freunde Rudolph v. L. XXIV. 95. Die treuen Freunde. LXVI. 263. Heldenthaten LXVIII. 271. Eine Fabel für die Schönen. CL. 598.
Letteris. Sängers Morgenandacht. X. 39. An Joſephine Eder. CXLVIII 592.
Liebenau (G. H.). An Dlle. Peche, k. k. Hofſchauſpielerinn. IX. 35.
M. (Dr. M.). Gnomen. XXII. 87.
Manfred. Der Tanz. CXLIX. 596.
Müller (C. F.). Sprüche für's Haus. LXXXII. 327. LXXXVI. 343. XCI. 363. LXCVIII. 392. Lebe hoch mein Oſterreich! Am 4. October 1833. CXIX. 473. Bey der Rückkehr Ihrer k. k. Majeſtäten in die Reſidenzſtadt Wien, nach ihrer in dieſem Sommer unternommenen Reiſe. CXXX. 517. Grabſchrift eines gallichten Recenſenten. CXLVI. 583.
Müller (Dr. M.). Dem Freunde ins Stammbuch. VII. 28. XXII. 87.
N. (C.). Folgſamkeit. XIV. 55.
Neumann (Gottfr.). An Carl Ruſt. Erſten Cuſtos an der k. k. Gemählde-Gallerie im Belvedere. LVIII. 231. Wild als Othello. CXXI. 484.
Nordſtern (Arthur v.). Die Befreundeten. XC. 359.
Pabſt (Guſtav). Impromptu. XXXIV. 136.
Prechtler (J. B.). Meine Blumen. IV. 14. Die Nymphe des Thales. An P. XXVI. 103. Die Flucht. Romanze. CXXIII. 491. Die Reſignation. CXXX. 531.
Proch (Heinrich). Schön Trudchen. XV. 58. Die Jahreszeiten. XVIII. 72. Der arme Leyrer. LIII. 211. In ein Stammbuch. LVII. 226. Im Tanze. LXII. 247. Das Roſenbild. LXXXIII. 331. Todtengräberlied. LXXXIX. 355. Der Apfelbaum. XCVI. 383. Ihr Nahme. An Sie. CI. 403. Mein Saitenſpiel. CVI. 423. Die höchſte Luſt. CXXVIII. 511. Schaukellied, CXXXVI. 543. Der Menſch und der Schmerz. CXLI. 563. Entſagung. CLIV. 615.
Puff (Dr. Rudolph) Herz und Thräne. LXXV. 298. — Der Sänger. LXXXI. 322.
Rappaport (M.) Der Brief. XVII. 67. — Der und Jener LIX. 194.
Reiberſtorffer (D. F.) Das Schachſpiel. II. 7. — Gnome. XV. 59. — Meine Blumen. LXXI. 282.
Reil (Friedrich). Die Kraft des Gebethes. V. 17. — Das neue Gerichtsgebäude zu Wien. Terzinen zum 12. Februar. XIX. 73.
Schilling (Aug.) Phantaſien. LXIII. 251. — Schwanengeſänge. CXL. 559. — An Luiſe. CXLVII. 587. — Gnome. CLXVIII. 590.
Schleſinger (Sigmund) An Dlle. F. Bäuerle am Clavier. XII. 46. — Winterbilder. XLII. 167. XLIII. 172.
Schulz (Joſ.) Ein Kranz auf das Grab der Schauſpielerinn L. Bertoni-Falkheim. XVI. 63.
Secha (T. L.) Taſchenbücher. XIX. 76.
Theodor (S.) Elegie auf den Tod meines Vogels. LXXVIII. 311.
— te — Der Laren Schutz. CXII. 448.
Ungenannte. Der gewiſſe Reichthum. XVIII. 72. — Impromtu auf Hausmann's Abreiſe von Wien. CI. 404. Strauß und der Dichter. CII. 406.
Vogl (J. N.). Waldconcert. LXVII. 266.
Wiesner (Adolph). Epigramme. CXIV. 456. CXVIII. 471. CXXII. 487. CXXVII. 507. CXXXIX. 556. CLIX. 595. CLV. 619.

II.

Proſa.

1.

Anekdoten (hiſtor.), Biographien, Charakterzüge berühmter Männer und Frauen, hiſtoriſche Gemählde.

Bauernfeld (Eduard.) CVIII. 432. CX. 440. CXIV. 456.
Burke (M.) XI. 43.
Byron. (Unterhaltungen mit Lord) von der Gräfinn von Beſſington. III. 9. IV. 15.
Canning (M.) XVII. 67.
Cherubini XCVI. 384.
Clarke (Dr. A.) Orientaliſt. LXV. 259.
Cromwell als Romanenheld. LIX. 235.
Gaſparini. XXVII. 107.
Goldſmith (M.) XI. 43.
Ibrahim Paſcha. XXXV. 138.
Johnſon. X. 39.
Junot. General. VII. 27.

Legion (Die englisch-deutsche). II. 5. III. 11.
Milton, Secretär im Staatsrathe Cromwell's. XCIII. 371. XCIV. 376.
Napoleon im Münzkabinet zu Paris. LXXXII. 327. LXXXIII. 331. LXXXIV. 334. — Napoleon und der Ocean. CXXXV. 537.
Pasta (Giuditta) geborne Negri. CXII. 448. CXV. 459.
Pope. XLIV. 175.
Rosa (Martinez de). Dramatiker M. CXXXIV. 535.
Türenne, Marschall von Frankreich. II. 7.
Waldstein (A. von). (Wallenstein.) XXVII. 107.
Walter Scott (Ein Tag mit). XXXIII. 129. XXXIV. 135. CXXX 519.

2.

Anekdoten, Erzählungen, Novellen ꝛc.
Abend (Ein) in Portici. (Fragment). CXXXII. 525.
Alchymist (Der) in Esthland. LIV. 215.
Allerweltsdiener (Der). Ein wahres Historlein. CVI. 421. CVII. 425. CVIII. 429. CIX. 433. CX. 437.
Anekdoten. II. 7. X. 39. XII. 48. XIII. 52. XVI. 64. XIX. 76. CXXXVII. 548. CXLVII. 587. CLI. 603.
Bayly. Das Spinett meiner Urgroßmutter. Aus dem Englischen IV. 13. V. 18.
Bibliothek (Die) meines Oheims. Erzählung XVII. 65. XVIII. 69. XIX. 74. XX. 77. XXI. 81. XXII. 85.
Braun (L.) Das Medusenhaupt. Pariserscene. XV. 69. — Das Zusammentreffen mit einem Seeräuber. XXXII. 126. — Eine Versteigerung in den vereinigten Staaten. (Aus den Französischen. XLI. 163. — Der lebendig Todte. XLVII. 185. XLVIII. 190. Die bekehrte Spröde. L. 198.
Bruchstück (Ein) der Wirklichkeit, woraus eine Novelle hätte werden können. CXXXIII. 529. CXXXIV. 533.
Brun (Frid.) Fernow und Zoega. CXXXVI. 541.
Dame, (Die) die im Jahre 1833 in der Mode ist. LXVI. 261.
Daun (Th.). Das neue Observatorium. XXII. 87.
E. Ein Ritter von Toggenburg unserer Zeit. CXX. 477.
Eberhard. Weiberlaunen. Skizze. XCVII. 387. XCIX. 395.
Edmund. Charlatanerie. LIX. 236. — g — Der Stöpsel. (Aus dem Französischen.) XXIX. 115. — Komischer Prozeß LXXXI. 323. — Die Buchhalterinn. CXXIII. 489.
Gewissen (Das beschwichtigte). LXV. 259.
Häßliche (Die). XL. 157. XLI. 191.
Heynemann (F.). Der Verwundete. IX. 33. X. 37. XI. 41. XII. 45.
Höflichkeiten. M. XXVI. 103.
J. (G.) Aus dem Leben eines französischen Offiziers. LXXVIII. 309.
Jaggi (F. W.) Dießseits und Jenseits. Novelle. XXVII. 105. XXVIII. 109. XXIX. 113. XXX. 117. XXXI. 121. XXXII. 125. — Paris im Mondeslicht. LXXVI. 301. LXXVII. — Englische Sitten im XV. Jahrhundert. CXLIII. 569. — Die Empfindsamkeit CXLIV. 573.
K. (A.) Reiseerinnerungen. Nach Alex. Dümas. LX. 239. LXII. 247. CXV. 437. CXVI. 561. CXVII. 445.
Leßmann (D.) Johansens Erzählung XXXVI. 141. XXXVII. 145. XXXVIII. 149. XXXIX. 153.
M. Die Base vom Lande. LX. 237. LXI. 241. LXII. 245. LXIII. 249. LXIV. 253.
Margarethe. CXLI. 561. CXLII. 565.
Menechet (Ed.) Das Liebhabertheater. Aus dem livre des cent et-un. VI. 21. VII. 25. VIII. 29.
Miscellen. XI. 43. LVI. 63. XVII. 67. XX. 79. XXVI. 103. XXVII. 107. XXXI. 123. XXXV. 140. XXXVII. 147. XL. 159. XIII. 212. CVI. 424. CXXI. 483. CXXIV. 495. CXXXIII. 531. CXXXIV. 535. CXLIII. 572. CLVII. 627.
Müller (C. F.) Logogryphe. CXIII. 451. CXXI. — 485.
Neuber (Fr.) Rührende Anzeigen. XLII. 168.
Pflanzer (Der) von Paramaribo. Aus dem Englischen. CXI. 441. CXII. 445. CXIII. 449.
Phänomen (Das lebendige) XXVI. 101.
Plünderung (Die musikalische). XXIII. 90.
Portugiese (Der) CLIV. 613. CLV. 617. CLVI. 621. CLVII. 625.
Proch (H.) Die Christbescheerung. Parabel. CLVI. 623.
Reiberstorffer (D. F.) Meine letzte Vision. (Aus dem Tagebuche eines Reisenden). XXXIV. 135. XXXV. 137.
Rockall. Aus Capitäns Hall Reiseerinnerungen. CXXIX. 513. CXXX. 518. CXXXI. 522.
S. Die Zumuthung. VII. 27. — Der leere Stuhl. Erzählung aus dem Englischen. LXVI. 221. LVII. 225. LVIII. 229. LIX. 233.
Sasse (Ad.). Das Fest Salamonis. Eine jüdische Sage. CXXVIII. 511. CXXIX. 515.
Schauspieler mögen auch nach Italien reisen. LI. 203.
Schicksal und Gemüth. Dramatische Humoreske XCII 367.
Schlesinger (Sigmund) Die Töchter des Khans. Hindostanische Novelle. LXX. 277. LXXI. 281. LXXII. 285. LXXIII. 289. LXXIV. 293. LXXV. 297. — Der Fischer von Calabrien. Italienische Sage. CXLV. 577. CXLVI. 581. CXLVII. 585. CXLVIII. 589. CXLIX. 593. CL. 597. CLI. 601. CLII. 606. CLIII. 609.
Schreckenstage (Drey) auf Labrador. LIII. 209. LIV. 213.
Schütze (St.). Die ungleichen Schwestern. Reiseseenen. CXLIV. 574.
Seebilder. Das Gefecht mit einem Sclavenschiffe. XLII. 165. XLIII. 169. XLIV. 173.
Sigmund. Die Unvermählten. Skizze nach dem Englischen. XLV. 177. LVI. 181. Ein Freund des Verstorbenen. LV. 219.
Soirée (Die englische). LXIX. 273. .....t. Die Haut des Affen. CXXVII. 507.
Uniform (Die) des Capitäns. CXIV. 453. CXV. 458.
Versicherung (Beruhigende). VXCI. 363.
Waisenknabe. (Der). Novelle. LXXIX. 313. LXXX. 317. CXXXI. 521. LXXXII. 325. LXXXIII. 329. LXXXIV. 333. LXXXV. 337. LXXXVI. 341. LXXXVIII. 451. LXXXIX. 353. XC. 357. XCI. 361. XCII. 365. XCIII. 369. XCIV. 373 XCV. 377. XCVI. 381. XCVII. 385. XCVIII. 389. XCIX. 393. C. 397. CI. 401. CII. 405.
Warnung (Die). Erzählung. CXXIV. 493. CXXV. 497. CXXVI. 501. CXXVII. 505. CXXVIII. 509.
Wolff (O. L. B.). Die Perlen. Ein Genrebild. LV. 257.
Zeuris und sein Gemählde. CXXV. 499.

3.

Kunst- und literarische Anzeigen und Notizen, Technisches.
Almanachs-Literatur. VII. 28. CXXVIII. 512. CXXXVII. 548. CLVII. 628.
Aurora. Taschenbuch für 1834. CXXXVII. 548.
Braun, Ritter von Braunthal. Fragmente aus dem Tagebuche eines jungen Ehemanns. Wien. Tendler. XVIII. 72. Antithesen, oder Herrn Humors Wanderungen durch Wien und Berlin. Wien, Gerold. CXXXVII. 548.
Buntes aus Literatur und Kunst. IV. 16.
Clio. Eine Reihe welthistorischer Scenen. Wien. bey Sammer. CXVI. 464.
Ebersberg (J. S.) Der Studierende auf gutem Weg zum Ziele. LXXXIX. 356.
Erdkunde. Hausbuch des geographischen Wissens. CXLIV. 576.
Feuerlöschmittel. Vorschlag zu einem —. Aus dem Freymüthigen. XLII. 167.
Fischhof, übernimmt eine Professur bei der Gesellschaft der Musikfreunde. CXXXVI. 543.
Frankl (L. A.) Episch lyrische Dichtungen. LVII. 228. LXXXI. 324.
Freund (Der) des schönen Geschlechtes. Taschenbuch für 1834. CXXXVII. 548.
Gedenke mein! Taschenbuch für 1834. CXLIX. 596.
Grienwaldt (J. M.) Wiens erste Belagerung durch die Türken. XCIII. 372.
Hadatsch (F. J.). Launen des Schicksals, oder Scenen aus dem Leben und der theatralischen Laufbahn des Schauspielers Anton Hasenhut. CVI. 424. CXXXV. 540.
Handelskarte, (Topographische) des öster. Kaiserstaates. LXVIII. 272.
Hausbuch des geographischen Wissens. CXLIV. 576.
Hauskalender (Gemeinnütziger und erheiternder) 15. Jahrg. CXXVIII. 512.

Herzenskron (J.). Dramatiſche Spiele. LVIII. 232.
Huber (Fr. Cath.). Zwey Romanzen für eine Singſtimme. Bey Mechetti. XXVII. 108.
Huldigung den Frauen, für 1833. Wien. Tendler. VII. 28. — Für 1834. CLII. 608.
Kalenderſchau. CXXVIII. 512.
Kalkbrenner erhält den k. preuſſiſchen rothen Adlerorden XC. 360.
Kaſper (A.). Literariſche Anzeige. CXXX. 520.
Kirchenmuſik. LXXXIII. 332. CXXXII. 528.
Klenner. (Fr. W.) Topographiſche Handelskarte. LXVIII. 272.
Kunſtnachricht. CXXIV. 496.
Lanner Auszeichnung. LXIV. 256.
Lembert. Almanach dramatiſcher Spiele. CX. 440.
Leonardo da Vinci. Der Schild mit dem Meduſenkopfe. VIII. 31.
Literariſche Notizen. III. 12. LVII. 228. LVIII. 232. LXIX. 276. CXXXVII. 548. CLII. 609.
Moſſi. Gallerie Moſſi in Turin. XLIX. 195.
Pädagogiſche Literatur. LXXXIX. 356.
Pietznigg. Mittheilungen aus Wien. XXIX. 116. LXIX. 276. LXXVI. 304. — Ehrenvolle Würdigung. CL. 600.
Rappaport. Göthe, ſeinen Mannen geweihet. III. 12.
Robert, der Teufel. Erſchienene Muſikſtücke dieſer Oper. CXXIV. 496.
Ruppr̃echt (J. B.). Monographie über das „Chryſanthemum Indicum.“ LVIII. 232.
Schilling (Auguſt). Sinngedichte und poetiſche Kleinigkeiten. XLII. 168.
Schmidl (Adolph). Wien, wie es iſt. Gerold 1833. LIX. 236.
Schumacher (A). Wienergeſellſchafter. LXX. 280. CXXII. 488. CLII. 608.
Seyfried, (Ignaz Ritter von) wird Ehrenmitglied der k. ſchwediſchen Geſellſchaft der Muſik. LXII. 248. Missa Solemnis in D-dur. LXXXIII. 332.
Strauß (Johann). Ehrenvolle Auszeichnung. XI. 44.
Taſchenbuch-Literatur. CXXXVII. 548. CLX. 560. CXLII. 568. CXLIX. 596.
Tonkunſt. CXXXVI. 543.
Tſchabuſchnigg (A. Ritter von). Gedichte. LXIII. 252.
Veilchen (Das). Taſchenbuch für 1834. CXXXVII. 548.
Vogl (J. N.). Oeſterreichiſches Wunderhorn. CXL. 560. CXLII. 568.
Wägen. Zur Geſchichte der — in England. XLIX. 193. L. 197. LI. 201. LII. 205.

4.

Länder- und Völkerkunde.

Alba-Longa (Das jetzige). CXLII. 566.
Amerika, Briefe einer Deutſchen aus CVII. 426. CVIII. 431. CX. 438. CXI. 443. CXVIII. 469. CXIX. 473.
Auvergne. Ein Jagdabenteuer in den Bergen der —. XII. 47. XIII. 49. XIV. 53.
Berlin. Die Börſen in Berlin und Paris. XXV. 97. XXVI. 102.
Braſilien. M. XVI. 63.
Calcutta. Der Tag eines reichen Engländers in —. XVI. 61.
China. Eine chineſiſche Truppenſchau. XXX. 119. — Über das Opiumrauchen in —. CXXXI. 521.
Cumana. Das Baden im Manzanares in —. CIX. 435.
England. Zur Geſchichte der Wägen in —. XLIX. 193. L. 197. LI. 201. LII. 205. Bemerkung über die Engländer. LXXIV. 295. — Geſelliges Leben in —. LXXV. 298.
Franzoſen (Die) vor Antwerpen. XV. 57.
Guyana. Neueſte Reiſen im engliſchen —. LVII. 226. LVIII. 231.
Indiſche Feſte und ein Thierkampf. CXXXV. 539.
Italieniſche Standpuncte. XXVIII. 110. XXXI. 122. XXXIII. 131.
Krimm. Ein Nachtlager in den Höhlen von Inkermann in der Krimm. CXXI. 481. CXXII. 486. CXXIV. 494.
London. Seemannsleben. XXXVI. 142.
Makoo. Rieſenhafte Höhle. CLVII. 627.
Mexicanerinnen (Die) CV. 417.
Neapel. Die Ausrufer in —. XLVIII. 189.
Niederbretagne. Sitten der Leoneſen in —. LXXXIX. 355. CX. 359.
Nordamerika. Über die Reſte der Indianerſtämme. LXXVII. 307. Ländlich, ſittlich. CI. 404.
Ohio (Der) ſonſt und jetzt. LXXIII. 291. LXXVI. 303.
Paris. Ein Morgen in den Boulevards. I. 1. Ein Zahltag in —. VI. 23. IX. 35. Das Album einer Franzöſiſchen Dame. XXI. 83. Die Eröffnung der Jagd in den Umgebungen von Paris. XXIII. 89. XXIV. 93. XXV. 99. Die Börſe in Berlin und Paris. XXV. 97. XXVI. 102. Das Blumenmädchen auf dem Pont neuf. XLV. 179. Die Roulette. LXVII. 265. LXVIII. 269. Das Pariſer-Unternehmen zu Dienſtleiſtungen aller Art. LXVII. 267. Paris im Mondeslicht. LXXVI. 301. LXXVII. 305. Römiſche Ruinen in Paris. CXXIII. 491.
Penſylvanien. Ein Eisſturm in —. CIV. 413. CV. 423.
Rigi. Ein Tag auf dem —. CXXXVII. 545. CXXXIX. 555.
Rußland. Speiſehäuſer in St. Petersburg. CIX. 435. Nothwendigkeit der eigenen Bedienten in —. CXXVI. 503. — Ruſſiſche Verwegenheit. CXXXIII. 531.
Solo. Der Beherrſcher von —. LV. 217.
Spanien. Wie man Spanien bereiſen müſſe. LXVI. 263.
St. Etienne. Die Eiſenbahn von — nach Lyon. LXXXVI. 343. LXXXVII. 345. LXXXVIII. 349.
Staaten (Vereinigte). Die Rettungshäuſer. CXXXVIII. 549. CXXXIX. 553. CXL. 559.
Straßburg. LIII. 212.
Turin. Gallerie Moſſi. XLIX. 195.
Türkey. Osmaniſche. Prunkſucht. XLVII. 187. Scenen aus der —. XLIX. 195.
Ulm. Die Orgel in —. XL. 159.
Ungarn. Die neue Kathedrale zu Erlau. XL. 160.
Vaucluſe (Die Quelle von). XXXIX. 155.
Weſtindien. (Skizze aus) Aus dem Tagebuche eines Engländers. Von A. v. Heidewaldt. CIII. 409. CIV. 415.
Windſor (Das Schloß). CXVIII. 471.
Zigeuner (Die). XXV. 98.

5.

Phyſiſche und naturhiſtoriſche Aufſätze und Notizen.

Aal (Der electriſche). XLVI. 183.
Aetna (Ausbruch des) im Jahre 1832. CXL. 557. CXLI. 563.
Aken (Hermann van). Menagerie. XL. 160. LIII. 212.
Ameiſen. Die Jägerameiſen. CXLVI. 583. CXLVIII. 590.
Banane (Die), oder der Piſang. M. LXIX. 276.
Chinchilla (Die). LXXIX. 315.
Düna (Der Eisgang der). XXXII. 87.
Forellenfang (Der nächtliche). Reiſeſkizze nach A. Dümas. XXXVII. 147. XXXVIII. 150.
Girſupah-Fälle (Die). CXIX. 475. CXXII. 487.
Jagdabenteuer (Afrikaniſches). CXII. 446.
Jaguar (Art, den) zu fangen. XCV. 379.
Jägerameiſen (Die). CXLVI. 583. CXLVIII. 590.
Kameel. M. LVI. 223.
Klapperſchlangen. M. LXXX. 319.
Kühe (Die fiſchfangenden). LXXI. 283. LXXII. 287.
Miscellen. XL. 159. LVI. 223. CXXXIII. 531.
Norqual (Der). LXIII. 251.
Obſt (Das). M. CXXIV. 496.
Pferde (Die arabiſchen). CLIII. 610. CLIV. 615.
Piſang (Der). M. LXIX. 275.
Rhinocerosjagd. M. XXXI. 123.
Salzſee (Der afrikaniſche). LXX. 280.
Seerabe (Der). CXVII. 467.
Tarantel (Die). CII. 407. CIII. 410.
Thiere (Wilde) in Irland. CLV. 620.
Thierkampf und indiſche Feſte. CXXXV. 539. CXXXVII. 547.
Tieger (Tipu-Sahib's) in London. LXVIII. 271.
Wallfiſchſprung (Der). LII. 207.

6.

Theater und andere öffentliche Unterhaltungen.

Adlers (Des) Horſt von Holtei. In Berlin. VIII. 32. Th. n. d. K. LXXVII. 308.
Affenkomödie (Die). Th. a. d. W. LXIV. 256. XCIV. 376.
Agnes und Fitz-Henry. B. Benefice des Herrn Henry. Th. n. d. K. CXIX. 475. CXXIII. 492.
Aken (Hermann van). Menagerie. XXXI. 124. XL. 160. LIII. 212. LXIV. 256.
Alboin. Th. n. d. W. XLVIII. 192.

Alexander (Herr). Th. n. d. K. XXV. 100. XXXIII. 132. XXXVII. 148. XLVIII. 192. Th. a. d. W. LXV. 260.
Aline (B.). Th. n. d. K. XXX. 132. Th. i. d. L. CXIX. 476.
Alpenkönig (Der) und der Menschenfeind. Th. i. d. J. X. 40. Th. i. d. L. XV. 60. XXIII. 92. Th. i. d. J. XXVII. 108.
Alpensänger. Th. i. d. L. CLI. 604.
Anna Bolena. O. Th. i. d. J. XXI. 84.
Aphorismen (Dramaturgische). Von J. N. Preyer. LXXXIII. 332. LXXXV. 340. LXXXIX. 356.
Baldrian und Rosa, von Raupach, wird in Berlin aufgeführt. IV. 16.
Ball, zum Vortheile der Armen des Pfarrbezirkes Wieden. IX. 36.
Barbier (Der) von Sevilla. Th. i. d. J. XXVII. 108.
Barometermacher (Der) auf der Zauberinsel. Benefice des Hrn. Tomaselli. Th. i. d. L. XLIII. 172. LXI. 244.
Bauer (Der) als Millionär. Th. i. d. L. XXIII. 92.
Bemerkung. XCIX. 396.
Benefice-Vorstellung (Die unterbrochene), oder: Die Affenkomödie. Th. a. d. W. XCIV. 376.
Benesch (Jos.). Concert. VII. 28.
Bergkönig (Der), oder: Hopsa, der Retter aus Zauberbanden. Th. a. d. W. IV. 16.
Bibar, der Assassinen-Fürst. Benefice des Herrn Kunst. Th. a. d. W. CXIV. 376.
Bild (Das) der Danae. L. von Deinhardstein. Th. n. d. B. CL. 599.
Blankovsky (H.). Th. i. d. L. LXI. 244.
Blaubart (Raul der). Benefice der Dlle. Heinefetter. Th. n. d. K. CXXIII. 492.
Blindenverein. Concert. XCV. 380.
Boleyn (Anna). O. Th. n. d. K. XXX. 132.
Böhm (Jos.) Concert. II. 8.
Brandt (Dlle.) Debüt. Th. i. d. L. CXXV. 500. CXXVI. 504. CXXX. 420.
Brautkrone (Die) S. in Berlin. VIII. 32.
Bräutigam (Der) ohne Braut. L. von Herzenskron. Th. i. d. L. CXI. 444.
Breiting (H.). Th. n. d. K. XXV. 100.
Buckelige (Der). S. Th. n. d. B. CXLVII. 587.
Carelle, Gast, Policinello. Th. a. d. W. XXXVII. 148. LXIV. 256.
Carneval-Theater. Th. a. d. W. XVII. 67.
Casino in Hietzing. XC. 360.
Cassius und Phantasus. Benefice der Dlle. Kondoruſſi. Th. a. d. W. XIV. 56.
Concert. Zum Vortheile der Witwen der juridiſchen Facultät. LI. 203.
Concerte. Beurtheilungen. II. 8. III. 12. VII. 28. VIII. 31. XI. 44. XXI. 84. XXVI. 104. XXXIX. 115. XXXI. 124. XXXIV. 136. XLVII. 187. LI. 203. LII. 207. LVII. 227. LX. 240. LXVII. 267. CXXXIV. 555. CLIV. 616.
Concerts spirituels. XXIV. 96.
Conservatorium. Concerte. CXL. 560.
Cortez (F.) O. Th. n. d. K. XXV. 100.
Daburger (Mad.) Th. i. d. J. XXXIX. 156.
Decorirung (Neue) des Theaters in der Leopoldstadt. XLVI. 184.
Demmer (Dlle. P.) Th. i. d. L. XCI. 364. CIII. 412.
Detroit (E.) Gast. Th. n. d. K. XC. 360. XCVIII. 392.
Diamant (Der) des Geisterkönigs. Th. i. d. L. XXIII. 92. Th. i. d. J. XLV. 180. Zum Benefice des Hrn. Scholz. Th. a. d. W. LXV. 260.
Domi, der amerikaniſche Affe. Th. i. d. L. LXXI. 284. LXXVIII. 311. Zum Benefice der Herrn Leppen. CXXV. 500.
Dommayer in Hietzing. CX. 360.
Don Juan. O. Th. i. d. J. LXII. 248.
Eder (Dlle. J.) in Dresden. LXXXI. 324. in Berlin. LXXXVII. 348. in Göttingen. XCIX. 396.
Ekner (H.). Th. a. d. W. LXV. 260.
Emmerich der Riesenthurm, oder: Das Turnier zu Udinsk. Th. a. d. W. LIV. 216.
Enthebungskarte (Die). Th. i. d. L. VI. 24.
Erdgeister (Die), oder: der Brillenhändler. Benefice des Hrn. Schaffer. Th. i. d. L. XXX. 120. XXXV. 140.
Ernst (Mad.) zu deren Benefice: Norma. Th. n. d. K. CXXVIII. 512.
Erscheinung (Die) um Mitternacht. S. Th. a. d. W. IX. 36.
oder: Der Geist des Widerspruches. Benefice des Hrn. W. Müller. Th. i. d. L. LXI. 244.
Eßlair. Gast. Th. a. d. W. LXXX. 320. LXXXVI. 344.
Ewig (L.), Th. n. d. B. L. 199.
Falkner's (Des) Braut, wird in Hannover gegeben. I. 4.
Fest der Handwerker. Th. i. d. L. LXXVIII. 312.
Fischer (Hr. A.) Gast. Th. n. d. K. XLIX. 196. LXXVII. 308. LXXXIII. 340.
Flucht (Die) nach Afrika. Th. n. d. B. XXVI. 104.
Frauenhaß. L. Th. i. d. L. CXIX. 476.
Freyschütze (Der). Th. i. d. L. CXXX. 520.
Fuchs (Der geprellte). Th. i. d. L. XLIII. 172.
Gasbeleuchtung (Die) in Krähwinkel. Th. i. d. J. XXVII. 108.
Gebrüder Foster, oder: Das Glück mit seinen Launen. Von Töpfer. Th. n. d. B. V. 19.
Geist (Der böse) Lumpacivagabundus. Benefice des Herrn Nestroy. Th. a. d. W. XLVIII. 192. LI. 204. XCIX. 396.
Geister (Die) der Bühne. Th. i. d. L. XLVI. 184.
Geistesgegenwart. L. Th. a. d. W. CXLVIII. 592.
Gelehrte (Der) L. Th. n. d. B. CXXVIII. 508.
Geopferten (Die). T. von Braun, Ritter von Braunthal. Th. n. d. B. LXXXIV. 336.
Gesellschafts-Concert (Das zweyte). III. 12.
Goldkönig, Vogelhändler und Pudelscherer. Benefice des Hrn. Hopp. Th. a. d. W. CXLII. 567.
Goldschmid's (Des) Töchterlein. Th. n. d. B. CL. 599.
Grünbaum (Dlle.) in Berlin. XCIII. 372.
Hans Sachs, von Deinhardstein. Th. i. Frankf. a. M. LXXXII. 328.
Harfenist (Der). Benefice des Herrn Schuster. Th. i. d. L. LII. 208.
Harlekins Geburt. P. Benefice der Dlle. Th. Lenz. Th. i. d. L. CXI. 444.
Hasenhut (H.) Gesellschafts-Ball im Casino. IX. 36.
Haus (Das) im Gebirge. Th. i. d. L. LXXVIII. 312.
Hausmann (H.) Gast. Th. i. d. L. LXXVIII. 311. XCI. 364. CI. 404. CIII. 412.
Häuschen (Das) in der Aue. Th. i. d. L. XX. 80.
Haut (Die) des Affen. Paris. CXXVII. 507.
Hedwig. Drama. Th. i. d. L. CXXV. 500. CXXVI. 504.
Heinefetter (Dlle. Sabine). Erklärung der Direction des Josephstädter-Theaters. VIII. 32. Th. i. d. J. XXI. 84. XLV. 180. XLIX. 196.
Heirath (Die dreyfache) durch eine Schneelawine. Th. i. d. L. CXLVI. 584.
Helene. S. von Bauernfeld. Th. n. d. B. CVIII. 432. CX. 440. CXIV. 456.
Herz (Das steinerne). Benefice des Hrn. A. Müller. Th. a. d. W. LXXV. 300.
Hirschmann (Dlle.) in Berlin. VIII. 32.
Hochzeit (Die silberne). Seiner Majestät der jüngere König von Ungarn besuchen, nach überstandener Krankheit, das Theater. Th. n. d. B. XI. 43.
Hoffmann (Joachim). Concert. VI. 24. XI. 44.
Hofmeister (Die beyden). Th. n. d. K. XCVIII. 392.
Hofzinser. Scherz oder Ironie. CXLVIII. 591. Weder Scherz, noch Ironie! CLII. 608.
Hölzl (H.) Gast. Th. i. d. L. LXXI. 284.
Improvisator (Der falsche), oder: Die Hochzeit ohne Mann. Benefice des Herrn Scholz. Th. a. d. W. CLV. 620.
Improvisatorinn (Die). S. Th. a. d. W. CXVIII. 472.
Johann von Wieselburg. Th. i. d. L. XX. 80.
Kaiser Maximilians Heldenkampf zu Worms. Th. a. d. W. CXLIX. 596.
Kampf (Der) des Glückes mit dem Verdienste. Benefice der Dlle. Jäger. Th. i. d. L. XXX. 120.
Khayll (H. A.). Concert. CLXVI. 584. CLIV. 616.
Kirchen-Musikverein von St. Anna. Concert. LII. 207.
Klaas (Hr. und Mad.) Gäste. Th. i. d. L. XLIII. 172.
— (Hr.) als nordiſcher Herkules. Th. i. d. L. C. 400. CXI. 444.
Klein (Hr. Th.) Concert. XLII. 168. XLVII. 187.

Kluck's Reiſe von Berlin nach Wien. Th. a. d. W. CLIII. 612.
Kontsky (Brüder A. und C. von). Concert. LXII. 168. LVII. 228. — Abſchieds-Concert. CXXIX. 516. CXXXIV. 535.
Kreutzer. Concert für eine arme Familie. CLII. 608.
Krone (Die) von Cypern. Th. n. d. B. LVI. 223.
Kunſt, Gaſt. Th. a. d. W. XXXIV. 136. XXXVII. 148. LV. 220. Gaſt. Th. in Grätz. LXXIII. 292. Gaſt. Th. in Klagenfurt. LXIX. 276. LXXVI. 304. LXXIX. 316. LXXXVII. 348. Gaſt. Th. in Baden. LXXXVIII. 352. Gaſt. Th. in Magdeburg. CLI. 604.
Kunſt und Natur, von Albini. Th. in Olmütz. CXXXIII. 532.
Küchen-Regiment (Das). Th. n. d. K. XIX. 78.
Künſtler-Verein. Abonirte Concerte. III. 12.
Lachner (Capellmeiſter). Concert. CXLVII. 588.
Lafont (Hr.) Concert. LXIV. 256. LXVII. 267.
Lange (Mad.) Th. n. d. B. XLVIII. 192.
Langenſchwarz, Improviſator. Th. a. d. W. XXXVII. 148.
Lanner, Iſabellen-Walzer. LXXV. 300. CLIII. 611.
La Roche (Hr.) Th. n. d. B. XLVIII. 192.
Lebens (Des) höchſte Gabe. Th. i. d. L. XXIII. 92.
Lewy (E.) Concert. XXIII. 92. XXIX. 115.
Lieb' (Die) auf der Alm. Th. i. d. L. XII. 48. XXXVII. 148. XLVI. 184.
Liebe kann Alles, oder: Die bezähmte Widerſpenſtige. L. Th. i. d. L. CXXX. 520.
Liebe und Liebeley. L. v. Römer. Th. n. d. B. LXVI. 263. LXXXVII. 348.
Liebenau, oder: Die Wanderung nach einer Frau. Th. i. d. L. CXVI. 464. CXIX. 476. CXXII. 488.
Liſt und Strafe. L. Th. n. d. B. CXIII. 452.
Lockſpeiſe (Die). Th. d. d. L. CXXV. 600.
Ludolf (Hr.) wird engagirt. Th. i. d. L. CLI. 604.
Lumpacivagabundus. Th. a. d. W. XLVIII. 192. LI. 204. XCIX. 396. CXVI. 464. — in Grätz. CLVI. 624.
Lutzer (Dlle.) Gaſt. Th. n. d. K. CXXI. 484. CXXIII. 492.
Lügner (Der) und ſein Sohn. Th. n. d. K. XCVIII. 392.
Mancherley. XLVIII. 192. XLIX. 196. LXIV. 256. XC. 360. CLI. 604. CLIV. 616.
Maria, oder: Die Peſt in Leon. T. von O. E. Bohl. Th. n. d. B. CXX. 479.
Maske (Die blaue), oder: Corea die Improviſatorinn. Th. a. d. W. CXVIII. 472.
Maskenball (Der) O. In Paris. XLI. 164.
Maurerpolier Kluck's Reiſe von Berlin nach Wien. Th. a. d. W. CLIII. 612.
Maximilians (Kaiſer) Heldenkampf zu Worms. Th. a. d. W. CXLIX. 595.
Mazza, d. K. Dlle.) von Mailand. Th. n.
Mädchen. 196. LXIV. 256.
Benefice das) des Gomez Arias. CXXXVI. 508. Herbſt. Th. d. J.
Männertreue.
Meisl (K.) Bem. d. L. CIII. 412.
Meluſine, O. vorg. XCIX. 396. XXXII. 128. LIV. Leutner. Berlin.
Menagerie-Anzeig XL. 160. XXXI. 124.
Milder-Hauptmann (nach Wien kommen und (Hr.) wird ben. CLIV. 616. rt ge-
Mirina's Zauberſchlaf, oder: Liebe ſiegt. P. Benefice des Hrn. Zue Th. i. d. L. CXXXIII. 531.
Montbars der Franke, oder: Di Eroberung von Panama. Th. a. d. W. CXVIII. 472.
Muſikant (Der reiſende), oder: Eiferſucht nach dem Tode. Von Gleich. Th. i. d. L. CXI. 444.
Müller (Theodor) wünſcht Sänger zu engagiren. XCIV. 376.
Müllerinn (Die) O. Th. i. d. J. LXXII. 288.
Mees St. Romain (Mad.) Th. n. d. K. 19. LXXVI. 33. CXXXIII.
Nachbarſchaft (Die gefährliche). Th. n. d. B. XIII. 52.
Nachtlager (Das) in Granada. O. v. Kreutzer. LIV. 216.
Nante (Eckenſteher). Th. i. d. L. XCI. 354.
Nathan der Weiſe. Th. n. d. B. CXLVI. 564.
Nehmt ein Exempel d'ran. Th. i. d. L. LXVIII. 312.
Norma. O. von Bellin. Th. n. d. K. LXI. 243. XCVIII. 392. CXXVIII. 512. CLI. 603.
Oberſt (Der). Th. i. d. L. LXXI. 284.
Onitſch (Dlle. Nina). Concert. XXVI. 104.
Onkel Brand. L. Th. n. d. B. L. 200.
Onkel (Der) in Ypſ. Th. i. d. L. XXXIII. 92.
Ory (Graf). Th. i. d. J. X. 39.
— der braſilianiſche Affe. Th. a. d. W. LXIV. 256. LXV 260.
Paquebot (Le). Th. n. d. K. XXV. 100. XXXIII. 132.
Paurel (Tanzmeiſter). Th. a. d. W. XVII. 68.
Penſions-Inſtitut des Theaters an der Wien. Der Tritſchtratſch. Zu deſſen Benefice. CXLIV. 576.
Peſt (Die) in Leon. T. Th. n. d. B. CXX. 479.
Peter Szapár. Th. a. d. W. CIVI. 428.
Pezold (Hr.) Gaſt. Th. n. d. K. LXXXV. 340. XC. 360.
Pierots Abenteuer, oder der ſchützende Amour. P. Th. i. d. L. XVI. 64.
Piſtor (Dlle.) Gaſt in Brünn. XC. 360.
Platzregen (Der) als Eheprocurator. Th. i. d. L. XCI. 364. CIII. 412.
Pöck. Th. i. d. J. CXXXII. 528.
Prix (A.) wünſcht Sänger zu engagiren. XCV. 380.
Promberger (J.) Concert. LX. 240.
Rache für Rache. L. v. Lambert. Th. n. d. B. LXXIV. 296.
Radſtoſſer. Verkehrte Anſicht. XCV. 380. — Kritik des guten Geſchmackes. CIV. 416.
Raimund (Hr.) Gaſt. Th. i. d. J. X. 40. XXVII. 108. XXXIX. 156. XLV. 180. XLIX. 196.
Raul der Blaubart. Th. n. d. K. CXXIII. 492.
Rauſcher (Hr.) in Berlin. CXII. 368.
Räuber (Die). Th. a. d. W. LV. 220.
Regenſchirm (Der). L. Th. n. d. B. CXXII. 528.
Reſerl, die Nachtwandlerinn. Th. a. d. W. CXVIII. 472.
Reunions-Fantaſien im Volksgarten. CLIII. 611.
Ring (Der) des Glückes. Benefice des Herrn Neeſe. Th. i. d. J. CLI. 604.
obert, der Teufel. Zum Vortheile r Regie des Hofſchauſpieles. — n. d. B. XXXVI. 143.
51[illegible] Th. i. d. J. LXIV. 256. LXXIX. n. d. In Berlin. XCIII. 372. Th. CXXII. XCVIII. 392. CIX. 435. ſtücke. C92. — Erſchienene Muſik- CLI. 603. IV. 496. — Th. n. d. K. IV. 616.
Robert, der Teufel. Benefice des Herrn Neſtroy 464. CXXV. 4[illegible] h. a. d. W. CXVI. Eine Einwendung CXXIX. 516. — ion, über die Auf en die Recen- CXXXI. 523. — ung von —. Entgegnung. CXXXIV 536. legung oder
Robert der Waumau. Th. l. XC. 360. XCI. 364.
Rohrbeck (Mad.) Th. i. d. L. C. 444.
Romberg. Th. n. d. K. XXXIII. 132. XLIX. 196.
Rozier (Hr.) Th. n. d. K. XXXIII. 132. XLIX. 196.
Ruses (Les) de Nicolas. Th. n. d. K. XXV. 100. Th. a. d. W. LXV. 260.
Sallamon (Fanny). Concert. XIV. 56. XXI. 84.
Schadetzky (Dlle.) Th. i. d. L. XCI. 364.
Schleichhändler (Die) Th. i. d. L. CIII. 412.
Schleſinger (S.) Weder Scherz, noch Ironie! CLII. 608.
Schmidt (Hr. M.) Concert. XXX. 120. XXXIX. 156.
Scholz (Hr.) Th. i. Bad. LXXXVIII. 352. — In Linz. XC. 360.
Schöller (Dlle.) Gaſt. Th. n. d. B. LXIV. 256.
Schreiber (Dlle.) Gaſt. Th. i. d. L. CIII. 412. CXI. 443.
Schritt (Der erſte) L. Th. n. d. B. XXII. 88.
Schröder (Mad.) Gaſt. Th. n. d. B. XXXVII. 148. XXXVIII. 152. XLVIII. 192. LVI. 223. — Muſikaliſch-declamatoriſche Akademie. LXVII. 268.
Schuld, (Gleiche) gleiche Strafe. Th. n. d. B. XIII. 52.
Seipelt (H.) Concert. CXX. 480.
Semiramis. Th. i. d. J. VI. 24.
Sieg (Der) des guten Humors. Th. i. d. L. LXI. 244. XCIX. 396.
Siamund. S. Th. n. d. B. CXIII. 452.
Skizzen aus dem Wienerleben. CXVII. 468.

Slawik (J.) Concert. LI. 204. LVII. 227.
Sorgen ohne Noth, und Noth ohne Sorgen. Th. n. d. B. LXXXIV. 336.
Springer, (Mad.) von Breslau. Th. i. d. L. CXIX. 476.
Staberls Verlegenheiten. Benefice des Chorperſonals. Th. a. d. W. LXV. 260.
Stiefeldon, (Ritter) und ſein Schildknappe. Benefice des Herrn Lang. Th. i. d. L. CLI. 604.
Stiller (H.) Th. i. d. L. CV. 420. CXIX. 476.
Strauß und die Elegante. CXLI. 564. Scherz oder Ironie? CXLVIII. 591. Weder Scherz noch Ironie? CLII. 608.
Stündchen (Ein) vor dem Potsdo Thore. Th. i. d. L. CIII. 412. Th.
Sutorius (Dlle. Auguſte.) G 364. i. d. L. LXXVIII. 311. X CIII. 412. B. CVII.
Szápár (Peter). Th. a. 428. Th. i. d. L.
Tabaksdoſe (F XVI. 64. C. 400. d. J. LXII. 248.
Tancred. Op. Incert. VIII. 31.
Täglichebeck, LXXIII. 292.
Tell. Th. n. (as) einer armen Frau.
Teſtament XLIV. 176. XLVIII. 192. Th. n. d. ad.) Debüt. Th. i. d. L.
Thal (VI. Dlle.) Th. i. d. L. XLIII. 172.
Theatraliſche Nachrichten aus Th Baden. LXXXVIII. 352.
Berlin. VIII. 32. XXXII. 128. LIV. 216. LXXXVII. 348. XCII. 368. XCIII. 372. XCVII. 388. CII. 408. CLI 604. CLIV. 616.
Breslau. CXXXVI. 543. CXXXVIII. 551. CXLV. 580.
Brünn. XXVIII. 112. XC. 360.
Darn dt. CLI. 604.
Dresden. XX. 80. LXXXI. 324.
Frankfurt a. M. XLIX. 196. LXXXII. 328.
Göttingen. XCIX. 396.
Grätz. XLIX. 196. LXXIII. 292. LXXVI. 304. CXLIII. 572. CLVI. 624.
Hamburg. CLI. 604.
Hannover. I. 4.
Klagenfurt. LXV. 260. LXIX. 276. LXXVI. 304.
Laxenburg. XXXI. 124.
Leipzig. LXXIX. 316.
Linz. XLIX. 196.
London. XLIX. 196. LXXVIII. 312.
Magdeburg. CLI. 604.
Mailand. X. 40.
Mainz. CLI. 604.
München. XLVII. 188. XLIX. 196. CLI. 604.
Ofen. XL. 360.
Olmütz. CXXXIII. 532.
i. 232.
Paris. XLI. 164. LVII. 227. Die Haut des Affen. LIX. 196.
Peſth. XXXI. 12 XC. 360. .) CLI. 604.
Petersburg XVII 68.
Prag. XV. LIX. 196.
Preßburg Hofburgtheater. V.
Wien. K. XIII. 52. XIV. 55. 19. XXIV. 95. XXVI. 104. XXII. 143. XXXVII. 148. XXVIII. 152. XLIV. 176. L. LVI. 223. LXIV. 256. XVI. 263. LXXIV. 296. LXXXIV. 336. CVIII. 432. CX. 440. CXIII. 452. CXIV. 456. CXX 479. CXXVII. 608. CXXXII. 528. CXXXIX. 556. CXLVI. 584. CXLVII. 587. CL. 599.
— K. K. Hofoperntheater. XIX. 76. XXV. 100. XXXIII. 132. XXXVII. 148. LXVIII. 192. LIX. 196. LXI. 243. LXIV. 256. LXXIII. 292. LXXVII. 308. LXXXV. 340. XC. 360. XCVIII. 392. CIX. 435. CXIX. 475. CXXI. 484. CXXIII. 492. CXXVIII. 512. CLI. 603.
— K. K. pr. Theater in der Joſephſtadt. VI. 24. VIII. 32. X. 39. XXI. 84. XXVII. 108. XXXVII. 148. XXXIX. 156. XLV. 180. XLIX. 196. LIV. 216. LXII. 248. LXIV. 256. LXXII. 288. LXXIX. 315. CVI. 424. CXXVI. 504.
— K. K. pr. Theater in der Leopoldſtadt. VI. 24. XII. 48. XV. 60. XVI. 64. XX. 80. XXIII. 92. XXX. 120. XXXV. 140. XXXVII. 148. XXXIX. 156. XLIII. 172. XLVI. 184. LII. 208. LXI. 244. LXXI. 284. LXXVIII. 311. XCI. 364. C. 400. CI. 404. CIII. 412. CV. 420. CXI. 443. CXVI. 464. CXIX. 475. CXXII. 488. CXXV. 500. CXXVI. 504. CXXX. 520. CXXXIII. 531. CXLVI. 584. CLI. 604.
— K. K. pr. Theater an der Wien. IV. 15. IX. 36. XIV. 56. XVII. 67. XXXIV. 136. XXXVII. 148. XLVIII. 192. XLIX. 196. LI. 204. LIV. 216. LV. 220. LXIV. 256. LXV. 260. LXXV. 300. LXXX. 320. LXXXVI. 344. LXXXVII. 348. XCIV. 376. CVII. 428. CXVI. 464. CXVIII. 472. CXXV. 499. CXXIX. 516. CXXXV. 540. CXLII. 567. CXLIV. 565. CXLVIII. 592. CXLIX. 595. CLIII. 612. CLV 620.
Zürch. CLI. 604.
Tivoli. LXIV. 256. CXIX. 476.
Toni. Drama von Th. Körner. Th. i. d. L. CXI. 444.
Teiſa (Dlle.) Th. i. d. L. XCI. 364.
Tritſchtratſch (Der.) Th. a. d. W. CXLIV. 575. CXXXV. 612.
Unglücksvogel (Der.) L. Th. n. d. B. XIV. 55.
Verkehrte Anſicht. XCV. 380.
Vertraulichkeiten (Die falſchen.) Th. n. d. B. CXXXIX. 556.
Vetter (Dr) Th. n. d. K. XLIX. 196. LXXV. 340. XC. 360.
Vogel (Dlle. L.) Gaſt. Th. i. d. L. III. 444. CXIX. 476.
Waiſe (Die) und der Mörder. Benefice der Mad. Scutta. Th. i. d. L. XXXIX. 156. LXI. 244.
Wald (Der) bey Herrmannſtadt. Th. i. d. L. LXXI. 284.
Wanderungen (Die) durch das Leben. S. Benefice der Dlle. Kondoruſſi. Th. a. d. W. CXXXV. 540. CXLIV. 576.
Weiß (Dlle.). Gaſt. Th. a. d. W. LXV. 260.
Werther's Leiden. Th. i. d. L. CXI. 444.
Wieſt. Eine Einwendung gegen die Recenſion über Robert der Teufel. Th. a. d. W. CXXXI. 523. — Entgegnung oder Abfertigung. CXXXIV. 536. — Der Wiener Strauß und die Leipziger Elegante, oder Sperl in Floribus. CXLI. 564. — Reunions-Phantaſien im Volksgarten. CLIII. 611.
Wild. Gaſt. Th. i. Peſth. XC. 360. Th. n. d. K. CXXI. 484. CXXIII. 492. CXXVIII. 512. in Breslau. CXLV. 580. in Berlin. CLIV. 616.
Wilhelm Tell. B. Th. n. d. K. LXXIII. 292.
Zampa. Mit neuer Beſetzung. Th. i. d. J. LXIX. 196.
Zauberdrache (Der.) L. Th. i. d. L. XXIV. 95.
Zauberkranz (Der) oder die Zeit bringt Roſen, wird den Bühnendirectionen angeboten. I. 4.
Zauberſcheere (Die). P. Benefice der Dlle. Rothmüller. Th. i. d. L. XLIII. 172. XLVI. 184.
Zauberzweig (Der). P. Th. i. d. L. C. 400. CIII. 412. CXI. 444. Zum Benefice der Dlle. Planer. CXLVI. 584.
Zeiner (Dlle.) Th. n. d. B. XLVIII. 192. LXI. 244.
Zimmerreiſe (Optiſche) und Kunſtcabinet. VIII. 32.
Zöllner (Dem.) Th. a. d. W. CXVIII. 472.

7.

Todfälle.

Anmer, Balletmeiſter. XC. 360.
Bürger (Mad. Eliſe.). CLIV. 616.
Devrient (Ludwig). VIII. 32.
Kanne (F. A.) Tonſetzer. CLIV. 616.
Rebenſtein, Schauſpieler. VIII. 32.
Spitzeder, Schauſpieler. VIII. 32.

Digitized by Google

G.E.STECHERT
& Co.
NEW YORK

Digitized by Google